Müller

der Menschenverächter

und

seine fünf Töchter.

Erster Theil.

— — Mais à quelle fin ce monde a-t-il donc été formé? — — Pour nous faire enrager!

CANDIDE.

Königsberg,
bei Gottlieb Lebrecht Hartung.
1788.

Bibliotheca Regia
Berolinenſis

Nie glaubte ich selbst zum Romanschriftsteller einen vorzüglichen Beruf zu haben, und betrat also nur schüchtern dieses Feld. Meine Versuche wurden aber durchgängig besser aufgenommen, als ich es selbst erwartet hatte, und noch vor Kurzem wurde ich in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, als in derselben die Folgen einer akademischen Mädchenerziehung angezeigt wurden, mehr in diesem

Fache zu liefern aufgemuntert. Dies veranlaßte mich zur Veröffentlichung der gegenwärtigen Schrift; und ich bitte die Leser derselben nicht zu vergessen, daß Müllers Art zu denken und zu handeln, nicht die meinige ist. Wenn übrigens diese Schrift den vernünftigen Mann auf einige Augenblicke unterhält, und die Galle manches Gecken in Bewegung bringt, so ist meine Absicht erreicht.

Ja, wenns nur noch Knaben wären, sagte Doktor Müller, ihre Versorgung, Freund, keinen Augenblick sollte sie mir schwer werden. Ach! sagte der alte Thimotheus, auch damit, auch damit sollte es Euch schwer fallen; denn in unsern Jahren, wie hätten sie ihr Glück machen können? — Hm.., fiel ihm Müller ein, dafür hätte ich gleich bei ihrer Geburt gesorgt. Ich hätte sie kastrirt. — Kastrirt? sagte Thimotheus; nahm erschrokken die Pfeife aus dem Munde, und machte eine so schnelle Schwenkung auf seinem Stuhle, als wenn ihm selbst für diese Operation bange wäre. Ist denn das, rief Doktor Müller lachend, etwas so sonderbares in unsern Tagen? In einem Zeitalter, wo Geld besitzen das größte Verdienst ist? wo niemand belehrt, jedermann belustigt zu seyn wünscht, und kurz, wo nach einer Maitresse der Virtuose am mehresten bezahlt und geschätzt wird? Aber ein Kastrat — wiederholte Thimotheus bedenklich. Der hat ja, sie

ihm Müller in die Rede, ein Bedürfniß weniger, und mehrere Mittel, zur Befriedigung der übrigen. Aber, werden meine Leser fragen, wer war denn dieser sonderbare Mann, und was hat ihn zu dieser seltsamen Denkungsart gebracht? Weiter nichts, als die sichere Ueberzeugung, daß man bei einer schlichten Denkungsart, bei wenig äußerlichem Ansehn, und dem Wunsche mehr zu seyn, als zu scheinen, weder in der großen Welt, noch beim großen Haufen sein Glück machen könne. Müller hatte dies auf mancherlei Weise versucht. Man hatte ihn anfänglich der Rechtswissenschaft bestimmt. Allein der Mann hatte nicht Scharfsinn genug um einzusehen, daß um in einem richterlichen Amte, das Böse zu strafen, und dem Unterdrückten Recht zu verschaffen, auch eine Nachricht vom Zustand der römischen Sclaven, von den Schlüssen des römischen Senats, und dergleichen mehr, ganz unentbehrlich sei. Er hatte sich bloß bemüht — und welcher Sachkundige weiß nicht, wie viel Mühe hiezu gehört? — alle Gesetze seines Vaterlandes gründlich kennen zu lernen. Er glaubte endlich mit dieser herkulischen Arbeit fertig zu seyn, und be-

bewarb sich jetzt um eine geringe Stelle. Terminus zum Examine ward ihm anberaumt. Quid est lex Aelia Sentia? frug der Examinator. Müller glaubte bei dieser Frage, der wohlgebohrne Rath hätte es vermuthlich vergessen, daß er sich zu einer Bedienung im Kameral-Fach gemeldet. Er sah ihm daher steif ins Auge, und der Examinator glaubte die bittende Einfalt zu erblicken, und war mitleidig genug, auf einen andern Punkt einzulenken. Was dachten die Römer in Puncto Dominii de Fera bestia? Verzeihen Sie, sagte Müller, ich bin mit den römischen Gesetzen größtentheils unbekannt. Und haben sich doch zum Examine gemeldet? fiel ihm der Rath zornig in die Rede. So ein Idiote, ein ganzes Kollegium zu inkommodiren! Verzeihen Sie, erwiederte Müller, ich glaubte, daß die Landesgesetze hinreichend für den Juristen wären, und eine damit verknüpfte Kenntniß von dem Zustande des Landes und den Mitteln zu dessen Verbesserung, genugsam für einen Kameralisten. Man verwies ihm seinen Unverstand. Und Müller, der die Zeit zu sehr liebte, um sie auf eine unnütze Art zu verschwenden, entschloß sich, die

Gottesgelahrtheit dem Rechte vorzuziehen. Er widmete sich ihr mit unermüdetem Fleiße; und hielt nach ein paar Jahren um die Erlaubniß zum Predigen an. Ei, sagte Doctor Xilander, als er seine erste Predigt durchsah, wahrlich, gut disponirt, die Applicatio recht erbaulich, so am Ende etwas rührend; ist so nach meiner Methode, bin mit dem Herrn recht wohl zufrieden. Aber wie stehet es denn mit dem Herrn in Orientalibus? Hier in dem Lokale Numro 7 stehen meine Griechen. Holen Sie doch einmal den Ersten den Besten herfür. Müller grif zu, und Aeschylus fiel ihm in die Hände, den damals der fleißige Schütz noch nicht kommentirt hatte. Was hat der Herr? frug Xilander. Den Agamemnon des Aeschylus sagte Müller, und fing an, ihn gleich ins Deutsche zu übersetzen. Ei, Domine Candidate! das Griechische wird ins Latein übersetzt. Wie Sie befehlen, sagte Müller, und übersetzte nach seinem Willen weiter. Nun, nun, Sie werden eine Stütze des sinkenden Zions werden; wozu Ihnen der Herr seine Gnade verleihen wolle. Amen. In Hebraicis wirds hoffentlich also auch wohl recht gut stehen? Verzeihen Sie,

sagte

ſagte Müller, mit dieſer Sprache bin ich völlig unbekannt. Hebraica ſo ſehr ſie auch in dieſen Tagen vernachläſſigt werden, ſind dem Theologo unentbehrlich. Wäre der Mann Gottes Lutherus nur beſſer darin fundirt geweſen, er würde die babiloniſche Hure noch beſſer geſtäupt und das Reich des Antichriſtes noch beſſer zerrüttet haben. Aber, aber, da hat er gar einen Proſeliten zu Hülfe genommen, und das iſt einzig und allein Schuld daran, daß Rom leider noch einen Pabſt hat. Alſo, Domine Candidate! langen Sie zu. Dort ſtehen meine Rabbinen. Isaac a Barboneili, der ſich contra Saluatorem zu ſchreiben erfrecht, und Errans Maimonides, der einen Viatorem perplexorum geſchrieben hat. Ich leſe nicht einmal das Hebräiſche. Ei! wer den alten Bund nicht ehret, ſoll auch nicht theilhaftig werden des neuen. Wie wollen Sie das Predigtamt verwalten? Was meinen Sie denn, das zu einem Theologo gehöre? Reinigkeit des Herzens, und der Sitten, ſagte Müller, Kenntniß von den Pflichten des Menſchen, und des Chriſten, und dann guter Wille, beide durch Lehre und Beiſpiel weiter auszubreiten. Ja ſo meinen es leider

die Neoterizi. Aber wer will den Herrn verkündigen, der nicht weiß, was die Propheten von ihm geweissaget. Nein, mein Herr Studiosus, wollen Sie in den Schaafstall eingehen, lernen Sie Hebräisch, und dann kommen Sie mir wieder.

Giebts denn, dachte Müller, keine Wissenschaft auf Erden, worin mans zur Vollkommenheit bringen kann, ohne sich den Kopf mit einer ungeheuren Menge von Nebendingen anzufüllen, die, wie das Flittergold im Kranze der Braut, mehr dazu dienen, uns den Schein eines Werthes zu geben, als wirklich nothwendig sind. Die Arzneiwissenschaft war ihm nun noch übrig. Er hatte sich gewöhnt, die Wissenschaften immer aus einem Gesichtspunkte zu betrachten. Er hatte als Theologe so oft seinen Verstand über die Grundregel der Moral angestrengt, und jetzt glaubte er auch die Arzneiwissenschaft, auf einen Grundsatz bringen zu können — auf die Nachahmung der Natur. Sie ward seine Lehrmeisterin, sein beständiges Streben, ihren Geheimnissen nachzuspüren. Er fand, daß sie sich oft zur Erreichung der größten Zwecke, sehr kleiner Hülfsmittel bediente,

diente, und als ausübender Arzt beschloß er ihrem Beispiel zu folgen. Er hatte sich der Landessitte gemäß, durch eine lateinische Streitschrift, das Recht zur Bevölkerung der Kirchhöfe erkauft; schon sich einer Cermonie unterworfen, die noch Gelehrte in manchen Staaten beibehalten haben, wo man das lächerliche Ceremoniel der Handwerksinnungen durch Landesgesetze verbet. Jetzt kam es darauf an, sich auch den Beifall und das Zutrauen des Publikums zu erwerben. Ein Ohngefähr verschafte ihm bald einen Kranken. Er war bereits in Lebensgefahr; Müller heilte ihn glücklich. Aber der Kranke schüttelte nach seiner Wiederherstellung bedenklich den Kopf, als die Apotheker-Rechnung nur einige Gulden betrug. Gewiß sagte er, ich wäre auch ohne den Doktor besser geworden, denn so wenige, so schlechte, so wohlfeile Medizin die konnte mir doch wohl nicht helfen. So urtheilten fast alle, die mit seinem Beistande die Gesundheit wieder erlangten. Und alle Apotheker eiferten gegen den Doktor, beinahe, mit der Heftigkeit eines Gottesgelehrten, dem sein Amtsbruder ein paar Beichtkinder abspenstig gemacht. So ward Müller verschrie-

schrieen und verläſtert; aber der Mann fühlte die Würde ſeiner Kunſt, und blieb ſeinen Grundſätzen getreu. Der Händedruck und die Thränen des dankbaren Armen, galten ihm mehr als Geſchenke und Lobſprüche verzertlächelnder Großen, und er eilte ſchneller, das Unglück der erſten zu lindern, als die letzten von den Folgen der Wolluſt oder der Schwelgerei zu befreien. Gewiſſensruhe, die Begleiterin jeder guten Handlung, edles Bewußtſeyn ſeines eignen Werths, waren ſeine Belohnungen; aber bei dem allen fehlte ihm Brod. Gottlob, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, daß ich dem Unglücke trotzen lernte. Aber nicht immer war er in dieſer glücklichen Lage. Wenn er daran dachte, daß ihn ſeine Armuth von Amalien trennte; dann fühlte der Mann, daß er Menſch war. Aber warum denken denn auch gleich die jungen Leute ans Heirathen? frug ihn einſt ein hoher Gönner, mit einem bedenklichen Achſelzucken, da er ihm ſeine Noth vortrug. Müller ſah es wohl dem Manne an, daß er es nicht würde faſſen können, wenn er ihm auch ſeine ganze Gefühle, ſeine ganze Denkungsart auseinander ſetzen ſollte. Im freundſchaftlichen

Ge-

Gespräch aber äusserte er oft die Meinung, daß die Natur versprochen, den Mann, der den Lockungen der Wollust widerstand, durch die Freuden des Ehestandes schadlos zu halten; und daß, nach dem Letztern sitten, ein Beweis ist, daß man dem Erstern entsagt hat. Seine Liebe zu Amalien war nun einmal eine Leidenschaft, für deren Grund er nicht bloß die Regelmäßigkeit ihrer Züge hielt. Jene süße Unschuld, jene so oft wiederholte Betheurung, daß sie ihn, ihn nur einzig liebe — alles das hatte ihn unauflöslich an sie geknüpft. Ein öffentlicher Lehrstuhl war erledigt; Müller glaubte ihn erhalten zu können; aber auch dies letztere schlug ihm fehl. Ein anderer, der mit Verdiensten prahlte, die Müller zu besitzen glaubte, ward ihm vorgezogen; weil ersterer trotzig forderte, was letzterer bescheiden bat. Hofnung — die den Weisen zum Narren macht, die den Schurken zur Ausführung der Büberei antreibt, und dem Unglücklichen nicht einmal den letzten Trost läßt, von seinem Schicksal zu Boden gedrückt zu werden; Hofnung — diese leidige Trösterin lispelt ihm zu, daß er sich vielleicht noch seiner Lage entwinden, vielleicht

noch

noch glücklich werden könnte. Er bot Amalien seine Hand an, verhehlte ihr seine gegenwärtige Lage nicht, zeigte aber auch seine schmeichelhafte Hofnungen. Amalia schlang ihren Arm um seinen Nacken, sie schwur, von ihm nichts als Liebe zu fordern, nur Liebe mache sie glücklich. Der Hochzeittag ward in Freuden hingebracht. Aber kaum vergiengen einige Wochen, als Madam Müller schon oft das Köpfchen traurig hängen ließ, wenn sie die Frau von einem Kollegen ihres Mannes im prächtigen Wagen zur Kirche rollen sah, indeß sie nur zu Fuß hinging; und oft weinte sie schon im Stillen, wenn dieses oder jenes in ihrem Hause fehlte. Müller hatte — eine unerhörte Seltenheit — einen seiner Zunftgenossen zum Freunde, den alten Thimotheus, einen geschikten Wundarzt, der in vormaligen Kriegen einem großen Lazarette vorgestanden, und bloß seinen Abschied genommen hatte, als er den Befehl erhielt, zur Schonung des landesväterlichen Aerarii, die Verwundeten, welche zu fernern Militärdiensten untauglich, lieber umkommen zu lassen, als die Zahl der Invaliden zu vermehren. Der ehrliche Mann hatte sich geschmeichelt,

chelt, daß Müllers häusliche Freuden ihm zum Ersatz seines Kummers dienen sollten; aber bald verschwand ihm dieser süße Traum. Amaliens Niedergeschlagenheit blieb seinem scharfen Blicke nicht verborgen. Er wünschte ihr Vertrauen, wünschte sie zurechtzuweisen, um das Glück seines Freundes befördern zu können. Ihr Inneres blieb ihm nicht lange verborgen. Er suchte ihren Stolz rege zu machen, und zeigte ihr, daß sie glücklicher wäre, lieber die Frau des Würdigsten als des Reichsten zu seyn. Aber Amalie forschte, weshalb denn ihr Mann, nicht eben so glücklich, nicht eben so reich, wie seine Kollegen seyn könnte? und sie schien zur Freude des guten Alten beruhigt zu seyn, da er ihr alle die Kunstgriffe vorerzählte, wozu sich Müller nicht erniedrigen wollte. Die Freude, die sie den ganzen Abend über zeigte, schien ihm indeß bedenklich. Die Liebkosungen, die sie ihrem Manne bewies, die kleinen Neckereien fielen um so viel mehr auf; Müller aber liebte, und fühlte sich dabei so glücklich. Thimotheus verließ sie, und nun nach einigen Liebkosungen, versuchte Amalie das Gespräch auf ihre häusliche Verfassung zu lenken. Sie zählte

ihm

ihm an den Fingern her, wie viel ihnen gebreche, und wie glücklich sie seyn würden, dies alles zu besitzen. Warum so traurig, sagte Amalie schmeichelnd? Du Lieber, vermagst ja dieses alles zu erwerben. Wollte Gott! fiel ihr Müller in die Rede. O Theurer, wenn du nur wolltest, sagte Amalie mit einem zärtlichen Kusse, kramte jetzt alles aus, was ihr Thimotheus erzählt, und versuchte so allmälig dasjenige Kunststückchen zu wiederholen, was Eva bereits am Stammvater aller Menschen bewies. Müllers Blicke wurden finster, seine Wange glühte. Um Gotteswillen Weib! sagte er hitzig, schweig, denn ich möchte dich gerne ewig lieben. Amalie schwieg, denn so hatte sie ihn noch nie gesehen. Aber ihre Liebe glich von diesem Tage an einem Kranken, der an der Auszehrung darnieder liegt. Sie ward mit jedem Tage schwächer. Religion hielt Müllern vom Selbstmorde zurück, seine Kaltblütigkeit von der Raserei. Der Gram, den er indeß beständig in seinem Innern nährte, entkräftete ihn gänzlich. Sein Weib, die ihm Ersatz aller seiner Leiden seyn sollte, war jetzt für ihn nur eine Quelle des nagendsten Kummers, und oft,

wenn

wenn er sein Auge zum Lächeln zwang, lief eine Thräne zugleich die Wange herab. — So verzehrte der Unglückliche sich, als er Vater wurde. Ein kleines freundliches Geschöpf, hatte durch ihn sein Daseyn erhalten, und wenn nur dieses glücklich seyn würde, so glaubt er allen seinen Schmerz vergessen zu können. Jetzt war wieder etwas, das ihm Freude machte, und er vergaß, daß er ein unglücklicher Ehemann war; wenn er an die Freuden dachte, die ihm die Erziehung seiner Tochter verschaffen würde. Sie sollte einst das ihrem Manne werden, was er an Amalien zu erhalten gehoft hatte. So träumte der unglückliche Mann, und ihm ward leichter ums Herz. Allmälig gewöhnte er sich Amaliens Beschwerden zu hören. Er liebte sie immer, aber nicht mit der ersten Wärme; und deshalb waren ihre Klagen ihm minder empfindlich. Sie wurden allmälig auch weniger häufig. Müller bekam hin und wider einigen Erwerb, aber seine Familie, vermehrte sich auch mit jedem Jahr. Und schon wurde ihm die fünfte Tochter gebohren, als Amalie hiebei in eine heftige Krankheit verfiel. Das Leiden jeder Kreatur ist schon dem Menschen empfindlich;

wieviel mehr mußte nicht Müllern der Schmerz eines Weibes rühren, für die seine Leidenschaft, noch immer gleich stark blieb, wenn gleich seine Achtung vermindert war. Mit der zärtlichsten Sorgfalt wich er fast nie von ihrem Bette. Aber seine Bemühungen waren umsonst. Die sich mehrenden Schmerzen verkündigten ihr den heranahenden Tod, und die Bekümmerniß, der immer hervorbrechende Schmerz ihres Mannes, gingen ihr durch die Seele. Jeder Nebel verschwand vor ihrem Auge, sie kämpfte fürchterlich mit sich selbst. Müller! Müller! sagte sie, wenn du mir vergeben könntest, und drückte zitternd seine Hand. Sprachlos küßte er die ihrigen und seine Thränen stürzten darauf herab. Mann, sagte sie, ich bin deines Mitleidens nicht werth, ich kann das Geheimniß nicht mit mir in die Grube nehmen. Sie brach in Verwünschungen ihrer selbst, und des Bösewichts aus, der sie ihrem Manne untreu gemacht hatte. Müller wurde auſſer sich. Sie fiel in eine Raserei. Thimotheus schleppte den unglücklichen Mann aus dem Zimmer und Amalie verschied. — Es wäre vergebliche Mühe, die jammervolle Lage des unglücklichen Mannes zu schildern.

Er

Er konnte nicht weinen, eine ſtille Wuth hatte ſich ſeiner bemeiſtert. Thimotheus beſorgte das Begräbniß, und Müller glich einem Wahnſinnigen. Sein Freund wollte ihn tröſten; er lachte. Alle Menſchen ſchienen ihm Ungeheuer, die Welt das Kloak der Schöpfung. Sein Menſchenhaß vermehrte ſich, wie ſein Schmerz abnahm, und ihm ward leichter, wenn er, was in ſeinem Herzen glühte, bald wüthend, bald höniſch ausgießen konnte; und in einer ſolchen Stunde war es, wo er das vorige Geſpräch mit ſeinem Freunde Thimotheus führte.

Hätte Müller nicht ein ſo gutes wohlwollendes Herz beſeſſen, ſo würde er ſich zuerſt gegen die Leiden ſeiner Nebengeſchöpfe verhärtet, in der Folge ſolche ſelbſt veranlaßt haben, und ſo würde er ſtufenweis zum größten Böſewicht herabgeſunken ſeyn. Jetzt ward er freilich ein Menſchenfeind, aber kein Menſchenhaſſer. Er fand, daß große Böſewichter ſelten, Eigennützige und Leichtſinnige häufig, Narren aber am häufigſten wären; und ſo entſprang bei ihm kein Haß, ſondern Verachtung der Menſchen. Aber wenn er ſo mit in ihre Thorheiten verwikkelt wurde, fühlte, daß er die bittern Folgen

mit empfinden mußte; dann loderte sein Unwillen plötzlich auf. Die Verlegenheit, die ihm sonst im Umgange mit der großen Welt eigen war, verlor sich; und an die Stelle des Mitleidens, wozu er sich sonst gegen Gecken und Narren verpflichtet hielt, trat der bitterste Hohn. Er zog sich indeß sorgfältig von allen Menschen zurück, er wünschte, daß sie besser wären, und ihn hiedurch zur Theilnehmung vermögen könnten. Allein er wollte ihnen deshalb nicht übel; er wollte niemanden schaden, und aus diesem Grunde bemühte er sich nicht einmal, den Mann kennen zu lernen, der ihm das Herz seiner Gattin entwandt hatte, und unterdrückte den Argwohn, der bald auf diesen bald auf jenen fiel. Er bemühte sich, sie ganz zu vergessen, und neue Sorgen, die ihn jetzt beschäftigten, waren ihm hiezu beförderlich. Sie müssen sich wieder verheirathen, sagte Timotheus; wie können Sie sonst die fünf Kinder erziehen? An wem dann? fragte Müller, mit einem bittern Lächeln, giebts ein gutes liebes Geschöpf auf Erden, das sich allem diesen Ungemach unterziehen möchte; so bin ich nicht der Mann, sie dafür zu belohnen. Und bei alle den

Beweisen, die ich von der Narrheit des Menschengeschlechts erhielt, glaube ich doch, daß es keine Närrin gebe, groß genug, um sich bloß aus Anhänglichkeit für mich diesem Geschäft zu unterziehen. Aber Sie könnten doch, sagte Thimotheus, ihre Umstände durch eine Heirath verbessern. Eine Dame zu reitzen, die sich für baare Bezahlung, nicht mehr Befriedigung ihrer Wünsche verschaffen kann, dazu, antwortete Müller, bin ich zu schwächlich; und zu stolz, um der Buhlerin eines Großen, den Namen einer ehrlichen Frau zu verschaffen. Kurz, an Heirath durfte ihm Niemand denken. Er versuchte seinem Hause und der Erziehung seiner Kinder so gut vorzustehn, als er es vermochte. Aber sein Einkommen war nicht hinreichend, um es auf den vorigen Fuß zu bestreiten, und er merkte jetzt, daß Amalie andere Zugänge gehabt. Thimotheus betrug sich als redlicher Freund, er half und rieth, wo es nöthig war. Aber bald wurde auch er vom heftigsten Kummer niedergebeugt. Er hatte schon vor zehn Jahren ein liebes Weib einzebüßt, aber ein Sohn von ihr war noch am Leben. Ein schöner feuriger Jüngling, der ihm

oft als Knabe die glücklichsten Hofnungen eingeflößt hatte. Auf seine Erziehung hatte der sorgsame Vater allen Fleiß verwandt, und ihn auf eine berühmte Schule gesandt, wo er mehr an Witzbeit, als an Wissenschaft zunahm, und endlich auf die Akademie entlassen ward. Wilhelm hatte vorzügliche Fähigkeit; aber eine Einbildungskraft, hinreichend aus ihm einen grosen Dichter oder Narren zu machen. Er wurde anfänglich keines von beiden, doch fiel der Ausschlag aufs letzte. Die Geniesenche war damals im lieben deutschen Vaterlande eingerissen. Die Leute phisiognomisirten und wertherisirten, je nachdem es einem jeden Sturm und Drang eingab. Auch Wilhelm konnte seinen Hut und Rock bald nicht mehr so tragen, wie andere ehrliche Bursche. Anfänglich sollte ein neuer Raphael aus ihm werden. Wüthend fiel er übers Zeichenbuch her, und ein paar Monate lang staunte sein Lehrmeister. Plötzlich brach der Drang des Genies hindurch, er wollt nicht mehr so malen wie gemeine Seelen. Die Schiffe setzte er auf trocknes Land, und legte Feenschlösser in den Wolken an, malte Riesenköpfe auf Körper von Zwergen, und

arbei-

arbeitete in dieser Art so fertig, als ob ihn der Fürst von Palagonia *), zur Verfertigung von Ungeheuren gedungen hätte. Seine Kollegen kreuzigten und segneten sich, denn so weit hat es noch keiner getrieben; — als Wilhelm etwas von Lolli hörte: so ein Kerl kann ich auch werden, sagte er; warf das Zeichenbuch unter den Tisch und kaufte eine Geige. Ein paar Monate lang spielte er jetzt, von vier und zwanzig Stunden, wenigstens achtzehn. Mit jedem Tage vermehrte sich seine Fertigkeit; man bewunderte ihn. Die Narren, sagte er, sollen erst sehen, was ich kann. Er wollte jetzt auf keiner gestimmten Geige mehr spielen, und schlug sie endlich entzwei, weil sie ihm nicht als eine Posaune tönen wollte. Was willst du jetzt thun? sagten seine Kollegen. Mich todt schiessen, ihr Hunde! damit mir die Zeit nicht lang werde. Sie riethen ihm lieber in die Komödie zu gehen. Er lachte und ging mit. Es war gerade ein junger Herr von Reisen gekommen,

*) Von diesem sonderbaren Liebhaber von Ungeheuern siehe Brydones Reisen durch Sicilien und Malta. 2 Theil.

der das Schauspiel auch ansah. Alle Damen beeiferten sich ihm zu gefallen, und jedermann rühmte seine Geschicklichkeit, denn er hatte, wie er jedem betheurte, von Noverre tanzen gelernt. Glük hatte ihn auf dem Klavier unterrichtet. Er fluchte englisch, und schimpfte französisch trotz einem; hatte Garrik spielen gesehen, und den Vesuv Feuer speien; kannte alle Töchter der Freude von Rom bis Berlin, und hatte der Seltenheit wegen mit einer Mohrin zu London, und mit einer Türkensklavin zu Florenz genauen Umgang gehabt. Kurz es war ein Mann comme il faut, er bezauberte alle Weiber, flatterte um sie herum, alle nannten ihn den Spröden, ohne aus seinen Waden zu folgern, daß die Schuld nicht an ihm lag. Wilhelm sah den Mann, und hatte das Glück ihm selbst aufzufallen. Sie unterhielten sich, und unser Reisende schwur: jedes Schauspiel sei ihm ekelhaft, seitdem er einen Garrik gesehen, den göttlichen Garrik, den kein deutscher Dummkopf nachzuahmen im Stande. Gelogen, sagte Wilhelm, so ein Lumpenkerl kann ein jeder seyn. Pardonnés, sagte unser Reisende, es ist unmöglich tout — a fait. Es ist gelogen Herr,

sag

ſag ich Ihnen, Sie ſollen es ſehn; und wenn Sie es nicht glauben wollen, brech ich Ihnen die Ribben entzwei. God Dam! ſagte unſer Reiſende, lo baccio le mani a vos Signoria und ging davon. Wilhelm aufs Theater herauf. Herr, wollen Sie einen neuen Akteur haben? frug Wilhelm den Prinzipal. Sie wurden des Handels richtig. — Man liebte an dem Ort die Trauerſpiele, wo ſo recht gemetzelt und gemordet wurde, und das war eine Sache für Wilhelm. Er machte Makbeth, Hamlet, Guelfo und wäre damals Sturm und Drang oder Kent gedrukt geweſen, er würde Kent oder Wild zur gröſten Befriedigung des ganzen Publikums geſpielt haben. Bis jetzt war es ihm noch nicht eingefallen oder vielmehr, er hatte ſich nicht Zeit genommen ſich zu verlieben. Plötzlich aber, als er einſtmals den Krugantino machte, fiel ihm bei der, eines großen Dichters ſo würdigen Stelle:

Mit Mädeln ſich vertragen
Mit Männern h'rumgeſchlagen
Und mehr Kredit als Geld
So kommt man durch die Welt

auch mit einmal der Gedanke auf die Seele, daß auch mit ihm, die höchste Zeit sei, sich zu verlieben. Es waren nun beim Theater Mädchen genug, denen die Menge ihrer Liebhaber, den Ruf der Schönheit verschaft hatte, und Wilhelm schien allen ein Liebhaber, der, wenn er gleich wenig bezahlen konnte, gewiß nicht zu verachten wäre. Es widerfuhr ihm, was das Evangelium den Bittenden verheißt — er wurde erhört. Ein Glück für ihn, daß es so schnell geschah; denn auf Sättigung folgte Ueberdruß. Der ehrliche Thimotheus erfuhr die liederliche Lebensart seines Sohnes. Er rafte sich zusammen, und schrieb alles, was ihm sein redliches Vaterherz eingab. — Ist Gold in dem Briefe? fragte Wilhelm. Nein, sagte der Briefträger, und unerbrochen flog der Brief unter den Tisch. So gings einigemal. Indeß brach die Gesellschaft auf, um an einem andern Orte zu spielen, und Wilhelm, der keine neuere Beschäftigung hatte, zog mit. Unterwegens trafen sie in einem Wirthshause, einen großen hagern Mann, der jeden so aufmerksam betrachtete, als wenn er zum Nachsetzen eines Mörders beordert wäre, besonders konnte ihn

Wil-

Wilhelm nicht los werden. Immer ging er um ihn herum und murmelte zwiſchen den Zähnen: Brunet, — ſehr brunet, — das große Auge — Kühnheit — das ſtarke Augenlied —, Geheimniß — die Falte? — etwas Verſchlagenheit — der aufgeworfene Mund, — trotz der Gefahr. Richtig. Sind Sie glücklich in ihren Aufträgen? frug er ihn jetzt mit lauter Stimme. Und was berechtigt Sie darnach zu fragen? ſagte Wilhelm. Ich liebe Amerika und die Freiheit, ſagte der Ueberrok, und deshalb ſeyn Sie ohne Scheu. Ich ſcheue mich nicht vor den Teufel, ſagte Wilhelm. Recht gut, fiel der Ueberrok ein, Dulce et Decorum eſt pro patria mori. Aber ſeyn Sie nicht zu verwegen, auch in Deutſchland iſt nicht alles auf Amerikas Seite. Wilhelm ſchüttelte bedenklich den Kopf und fing nun auch an den Mann aufmerkſam zu betrachten. Sie ſtaunen Herr, ſagte der Fremde, aber ſehen Sie die göttliche Kunſt, die dem Auge des Sehers die verborgenſten Geheimniſſe des Menſchen enthüllt. Ihre Phiſiognomie hat Sie mir verrathen, Sie ſind ein Agent der Kolonie. Sie mögen den Teufel und nicht die Phiſiognomik ver-

verſtehen; oder ſind der gröſte Fuſcher in ihrem Handwerk. Was, ich? ſagte der Ueberrok, ich, der ich mit unabläſſigem Eifer die große Bahn betrete, die dem Menſchen mehr Kenntniß ſeiner Nebengeſchöpfe zeigt, als Jahrtauſende des Studirens und des lebendigen Umgangs. Wilhelm hatte lange Weile, er verſuchte den Phiſiognomiker zu widerlegen; dieſer ward hiſig, holte die Fragmente aus ſeinem Kaſten hervor, und Wilhelm, dem das Theater ſchon zu langweilig war, wurde auf einmal ein phiſiognomiſcher Proſelit. Ich gehe noch heute nach der Schweiz, ſagte er zum Prinzipal. Vergeblich erſuchte ihn dieſer zu bleiben, die Schönen des Theaters beſchwuren ihn mit Thränen; er achtete ſie nicht, machte, was er beſaß, zu Geld, und trat die Reiſe zu Fuß an. Wo geht die Reiſe hin? fragte ihn ein Fremder, mit dem er im erſten Wirthshauſe zuſammen kam. Nach der Schweiz, ſagte Wilhelm. Ein herrliches Land, fuhr der andere fort, das im Schooße der Freiheit, die gröſten Glückſeligkeiten genüſt. O Freiheit, Freiheit, alles was ſchön und groß iſt, hat in dir ſeinen Urſprung. Rom und Griechenland zeugte die beſten

besten Menschen als es frei war, bald wird Amerika eben so groß, eben so glücklich seyn. So fuhr der Lobredner der Freiheit noch einige Zeit fort, Wilhelm stimmte ein. Die herrlichen Thaten der Griechen und Römer erwachten in seiner Seele, und mit ihnen zugleich der Wunsch, eben so groß, eben so edel zu seyn. — Und was, sagte er zu sich selbst, — was hindert mich denn, nach Amerika zu gehn, dort für die Freiheit, für das Glück der Menschen zu kämpfen, und dort der Wohlthäter ganzer Nationen zu seyn? Bald ward dieses Entschluß; er kehrte um, ging von Hamburg aus nach Holland zu Schiffe, und seit der Zeit hörte man nichts weiter von ihm.

Was der alte Thimotheus in dieser Zeit fühlte, läßt sich eher empfinden, als niederschreiben. Was ihm Trost, was ihm Freude des Alters seyn sollte, war hin. Sein Unglück knüpfte ihn indeß fester an Müller, und seine Kinder. Er liebte die unschuldigen Kleinen, und wünschte ihr Glück. Seinen Sohn hatte er verlohren, er wollte sich jetzt eine neue Familie schaffen, und in ihrem Schooße den Rest seiner Tage hinbringen. Er und Müller zogen in ein

Haus,

Haus, machten nur eine Familie aus. So lebte er noch einige Jahre, sah die Kleinen heranwachsen, freute sich bei jeder Fähigkeit, die sich bei ihnen entwickelte, erinnerte sich dann oft seines Wilhelms, erinnerte sich seiner ehemaligen süßen Hoffnungen, weihte ihm im Stillen noch manche Thräne, und reifte so allgemach seinem Grabe entgegen. Er starb. Müllers Schmerz war unaussprechlich, die Kinder waren untröstlich, sie wollten den Sarg nicht aus dem Hause tragen lassen. Die ältesten weinten lange um ihn, die Kleinen suchten ihn noch täglich in jedem Winkel, kamen dann zum traurigen Vater zurück, legten den Kopf auf seinen Schooß und sagten: ach! er ist nicht da.

Thimotheus hatte keine Anverwandte, und hinterließ ein nicht unansehnliches Vermögen. Er erklärte Müllern und seine Kinder zu Erben. Wilhelm ward durch alle Zeitungsblätter öffentlich gerufen, und da er nicht erschien, pro civiliter mortuo erklärt. Müller besaß jetzt so viel, die Erziehung seiner Töchter gehörig besorgen zu können. Er that hierin alles, was er vermochte, und so vergingen einige Jahre.

Während dieser Zeit, erhielt er verschiedene Briefe des Domprobst von Rodeburg. Er wünschte, daß ihm Müller eine, oder auch mehrere seiner Töchter zur Erziehung übergeben möchte. Ihre Mutter hatte sich zur katholischen Religion bekannt, und war seine Pathe; und der alte Domprobst, dieser Religion aufs äußerste ergeben, wünschte wenigstens, da Müller ein Protestant war, eins ihrer Kinder in den Schooß seiner Kirche zurück zu führen. Der zärtliche Vater schlug es immer aus, aber bald ereignete sich ein Umstand, der ihn, dies Anerbieten anzunehmen bewegte. Er saß an einem Abende, von seinen Kindern umgeben, es war gerade der Sterbetag seines alten Freundes. Seine öftern Erinnerungen an ihn, hatten auch selbst im Gedächtniß seiner Kinder, ein lebhaftes Andenken zurück gelassen. Müller verachtete die Menschen, schätzte aber Tugend, Rechtschaffenheit doppelt hoch. Jede rechtschaffene Handlung des Alten, seine edle Treuherzigkeit, alles erzählte ihnen Müller mit so viel Wärme, daß mehr als einmal die Thränen über seine Wangen herabflossen. Plötzlich klopfte jemand an die Thüre, und trat zugleich herein.

herein. Es war ein groſser abgezehrter Mann von mittlern Jahren. — Sie sind also Doktor Müller? sagte er; und kaum hatte er sein Ja gehört, als er feurig an seinen Hals flog. Freund meines Vaters, rief er mit einer heftigen Bewegung, ich bin Wilhelm. Mein Feuer hat ausgebrennt, Unglück und Jahre haben mein Blut abgekühlt. Ich glaubte noch meinen Vater am Leben anzutreffen, eilte deshalb von den Molucken hieher, höre, daß er in Ihren Armen verschied, daß Sie ihm die letzten Tage seines Lebens erheiterten. Dank Ihnen dafür, edelmüthiger Mann, tausend Dank! Und so folgten wieder neue Umarmungen. — Müller war nicht der Mann, um gleich in Feuer zu gerathen; auch jetzt nicht in der Stimmung dazu. Er hatte nie den Sohn seines Freundes gesehen, hielt ihn für todt. Beinah die Hälfte vom Vermögen seines Freundes, hatte er auf die Erziehung seiner Kinder verwandt, und wenn ihn gleich kein Gesetz zwingen konnte, den Ueberrest auszuliefern, so rief doch eine Stimme in seinem Herzen, daß dieses zu thun seine Pflicht sei. Man sprach noch eine Zeitlang vom ehrlichen Alten, und jetzt erzählte

zählte der junge Thimotheus seine Geschichte. Sie enthielt was der Leser schon weiß, und das Uebrige bestand in wenig Worten. Wilhelm ging von Hamburg aus nach Amsterdam, gerieth daselbst in die Hände eines Seelenverkäufers. Diente acht Jahre lang als Soldat in einem Fort auf den Molukken, und hatte dort kaum so viel erspart, um die Rückreise unternehmen zu können. Er übernachtete in Müllers Hause; und daß Müller diese Nacht den Schlaf nicht kannte, wird ein jeder leicht vermuthen. Frühe verließ er sein Bett, und ging in das Schlafzimmer seiner Kinder. Sie schliefen so ruhig, so sanft, daß er es einigemal nicht über sein Herz bringen konnte, sie mit einer so traurigen Nachricht zu erwecken. Er verließ das Zimmer, kehrte wieder zurück, und so geschah es einigemal. Karoline die älteste erwachte endlich, und sie erblickte den äussersten Kummer in allen Zügen ihres Vaters. Sie forschte nach der Ursache. Müller zog einen Stuhl an ihr Bett und sah sie einige Augenblicke traurig an. Kind, sagte er endlich mit einer zitternden Stimme, was macht dich glücklich? Karoline wußte nicht, wie sie diese Frage

beantworten sollte. Nie, sagte sie, habe ich daran gedacht, Sie geben mir, was ich bedarf, Sie sind ein gütiger, liebreicher Vater — . Aber, fiel ihr Müller heftig ein, wenn ich dir nicht geben könnte, was du bedarfst, würdest du unglücklich seyn? Karoline stutzte. Rede, sagte Müller, und knirschte wüthend mit den Zähnen. Der fürchterliche Ton, womit er dieses sprach, ging Karolinen durch die Seele; die Kleinen erwachten. Guten Morgen schrien sie, streckten schmeichelnd ihre Hände aus; aber Müller hörte und sah nicht. Endlich raste er sich auf. Kinder! sagte er, oft erzählt ich euch: alles was wir haben, erhielten wir von meinem verstorbenen Freunde. Jetzt ist sein Sohn hier, der darauf ein näheres Recht hat, ihm müssen wir alles abtreten, und Kinder! Kinder! werdet ihr euren Vater noch lieben? wird er das einzige Glück, das er im Schooße der Seinigen genoß, noch fernerhin genießen, wenn er euch nichts, als den kümmerlichsten Unterhalt verschaffen kann? — Karoline schwieg. Ich will nichts, nichts haben, sagte Friederike, wenn du Vater nur nicht weinst. Auch meine Puppe und mein neues Kleid soll ich dem

Manne

Manne wiedergeben? schrie die kleine Wilhelmine, und schluchzte heftiger. Nein, nein, sagte Müller, in dir wohnt deiner Mutter Geist, du sollst des Flitterwerks mehr haben. Er umarmte Friederiken herzlich. Kinder, sagte er, tröstet euch. Kein Unglück ist groß, wenn man Muth hat es zu überwinden. Ihr habt einen Vater, der euch liebt, und einen im Himmel, der mehr thun kann als ich. Er verließ das Zimmer, schrieb an den Domprobst von Rohdeburg, und erbot sich jetzt Wilhelminen seiner Erziehung zu überlassen. Noch fünf tausend Thaler waren vom Vermögen seines alten Freundes übrig. Sie standen sicher; er nahm die Schuldverschreibungen, und ging nach dem Zimmer seines Gastes. Dieser aber lag wie in einem Todtenschlaf. Müller wartete noch eine Zeitlang; er erwachte nicht; indeß ward die Rathhausglocke geläutet. Müller verfügte sich dahin. Er bat daß man sein Haus auf Herrn Wilhelm Thimotheus verschreiben, und ihm das Dokument darüber aushändigen möchte. Er erhielt es; und einer der Rathsherren, der Wilhelmen in der Jugend gekannt hatte, begleitete ihn nach Hause, wo eben sein

Gast erwacht war. Rathsherr Wolmar stutzte nicht wenig über die ganze Veränderung in Wilhelms Gestalt. Dieser merkte es; auch er versicherte, daß er Wolmarn nicht würde gekannt haben, aber, sagte er, in funfzehn Jahren verändert sich viel, und besonders wenn man so wie ich, mit so unsäglichen Mühseligkeiten zu kämpfen hat. Sie sprachen von ihrer Jugend und Wilhelm erinnerte sich noch an seine muthwilligen Schulstreiche, die Wolmarn überzeugten, daß er der rechte Mann sei. Hier, fing jetzt Müller an, haben Sie die Verschreibungen vom Vermögen Ihres Vaters. Von seinem Vermögen habe ich dies Haus bezahlt, und hier ist die Verschreibung. Nun aber kommen wir zu einem Punct, wo ich Sie um Nachsicht bitten muß. Ich habe viel vom Nachlaß meines verstorbenen Freundes zu meinem Nutzen verwandt, und gewiß wird mein Leben nicht hinreichen um ganz aus Ihrer Schuld zu kommen. Um des Himmels willen! sagte Thimotheus, glauben Sie, der Sohn ihres Freundes sei gekommen Sie unglücklich zu machen? Kein Blutstropfen meines Vaters müßte dann in meinen Adern wal-

len

len. Die Baarschaften, edeldenkender Mann, sind hinreichend für mich. Er zerriß die Verschreibung des Hauses und umarmte ihn feurig. Ich danke Ihnen, sagte Müller, im Namen meiner Kinder, nur für die kann ich Wohlthaten annehmen, wenn es mir gleich durch die Seele geht. Thimotheus blieb noch einige Tage in Müllers Hause, er machte den Kindern allerlei Geschenke, und sagte Karolinen mehr als einmal, daß sie schön sei, so sehr ihn auch Müller dies zu unterlassen bat; denn das dreizehnjährige Mädchen schien dieses schon gern zu hören. Ueberhaupt war Thimotheus nicht nach Müllers Sinn. Er konnte traurig und frölich seyn, wie mans wollte. Sein Ausdruck war gekünstelt und blumreich. Er gestikulirte beständig und Müller sagte mehr als einmal; er hat den guten Acteur gewonnen, und den Menschen darüber eingebüßt. Bald nachher kaufte er sich ein Haus in einem benachbarten Städtchen, und legte einen kleinen Kram an, der gut von Statten ging. Müller glaubte ihm Dank schuldig, und deshalb war ihr Umgang häufig. Oft aber, wenn er das Grab des alten Thimotheus vorbei ging, sich so wie es

ihm Sitte war, auf ſeinen Leichenſtein hinſetzte, ſeine Leiden überdachte, und ſich der baldigen Vereinigung mit ſeinem Freunde erfreuete; dann wunderte er ſich auch oft, daß Wilhelm ſolch ein Mann war. Ach! ſagte er oft bei ſich ſelbſt, wie gerne möchte ich ihn um ſeinetwillen hochſchätzen, da ich es jetzt nur des Vaters wegen thun kann.

Wenig Tage nach Thimotheus Ankunft, hielt eine Kutſche vor Müllers Thür. Der Domprobſt von Rohdeburg ein ehrwürdiger, freundlicher Greis, kam ſelbſt, die kleine Wilhelmine abzuholen. Es war ein ſanfter, liebenswürdiger Alter, und jeder, der ihn ſah, konnte ihm ſeine Hochachtung nicht entziehen. In einem halben Tage wurde er der Freund der Kinder, und Müller ſo weit gebracht, ihm auſſer Wilhelminen auch Hannchen ſeine jüngſte Tochter abzutreten. Rohdeburg beſaß ein großes Vermögen. Er ſchrieb ſogleich für jede dieſer beiden Töchter einen Wechſel von ſechstauſend Thalern, die ihnen nach ſeinem Tode oder bei ihrer Heirath ausgezahlt werden ſollten, und händigte ſie Müllern ein.

Sie fuhren ab, von Friederiken und Lotten beweint, von Karolinen beneidet. Diese wuchs immer mehr und mehr heran, und ihre Schönheit erwarb ihr schon manchen Bewunderer. Mancher schöne junge Mann bewarb sich um ihre günstigen Blicke, aber diese wurden nur ihrem Freunde Thimotheus zu Theil. Wilhelm ihr einziger Theurer, hatte den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Er war der erste, der ihre Schönheit, ihren Verstand bewundert hatte. Nie besuchte er sie, ohne irgend ein kleines Geschenk mit zu bringen. Ihrer Eitelkeit und ihrem Stolze wurde ein gleich großes Opfer gebracht, wenn sie mit einer neuen Haube, zugleich einen Musenalmanach, oder mit einer Garnitur Band zugleich einen Moderoman erhielt. Sie wurde ausser sich, wenn Wilhelm ihr zärtliche Stellen der Dichter vordeklamirte, und lernte ganze Scenen auswendig, die sie nachher mit einander wiederholten. Ihr schwindelte bei Wilhelms Ungestüm, wenn er den feurigen Liebhaber machte; und Küsse lohnten ihn für jeden Lobspruch, den er ihrer meisterhaften Deklamation, und ihrem Anstande machte. So wurden ein paar Jahre vertändelt; und

jetzt bewarb sich Wilhelm um ihre Hand. Schon oft hatte Müller bedenklich den Kopf geschüttelt, seiner Tochter als Vater und Freund das Schädliche ihres Betragens vorgestellt. Mädchen! sagte er oft, wenn er sie vom Schwindelgeist so befallen antraf, du träumst dir Paradiese, und wirst dir das Erdenglück verekeln. Freilich giebts deſſen wenig, aber doch werde ich den immer für einen Thoren halten, der den Tropfen Honig verſchmäht, der ſeinem Wermuthkelche beigemiſcht werden könnte. Er war weiter gegangen, und hatte mehr als einen Moderoman zum Feuer verdammt. Er hatte es verſucht, ihr den ganzen Charakter ihres Geliebten auseinander zu ſetzen, er hatte es verſucht, ihm den glänzenden Firnis abzunehmen. Aber je mehr er Karolinen ihre Unbeſonnenheit, und ihre bevorſtehende Gefahr zeigte, um ſo viel ſtärker wurde ihre Anhänglichkeit für Wilhelm. Sie vermied allmälig ihren Vater. Müller ward es gewahr. Ich würde die Närrin verachten, dachte er bei ſich ſelbſt, ſie ihrem Schickſal Preis geben, aber ſie iſt mein Kind. Er wählte das letzte Mittel, aus ihrem Hange zur Schwärmerei Vortheil

zu ziehen. Er begleitete sie auf ihren einsamen Spaziergängen, und machte sie auf die Schönheiten der Natur aufmerksam. Sieh! sagte er einst an einem schönen Sommerabende, wie reizend, wie herrlich alles um uns her ist. Kummer hat der Freude den Eingang zu meinem Herzen verschlossen, und doch kann ich ihn in diesem Augenblick vergessen. Schon will ich alles dulden, was mich auf dieser Welt zu Boden drückt. Derjenige, der alles so schön, so regelmäßig gebildet, muß auch gewiß noch jenseit des Grabes etwas zum Ersatz für uns aufbehalten haben; und wenn der Mensch nur selbst wollte, fürwahr! er könnte glücklich seyn. O! fiel ihm Karoline ein, er ists; wenn er sein Herz nur jedem himmlischen Gefühle aufschliessen wollte. Aber auch immer so viel Gegenstände zum Kummer; da fällt eine Blüthe herab, warum mußtest du sterben du Arme? O Vater —

Ueber mir, neben mir, unter mir Tod — Ist dir dieser Name so unangenehm? Höre nur jedesmal die Stimme der Vernunft. Gehorche den Befehlen deines Gewissens und er wird dir ein lieber Freund seyn. Kurz, um-

gaukelt uns nur die Freude dieser Erde, und kein Glück ist ausser unserm Herzen. Ja kein Glück, sagte Karoline, wenn unser Herz nicht daran Antheil nimmt; aber desto unermeßlicher auch, wenn ein Pulsschlag dem andern zubebt. Du bist glücklich. — Mädchen, oft hatte ich einen Traum, ich sei glücklich, und wenn ich erwachte; frug ich, was ist Glück? — Weißt du es? — Jenes Wonnegefühl, das all unser Innerstes durchschauert, jenes heilige Gefühl, das die Natur in uns anfachte, wenn in Entzückung unser Bewußtseyn dem süßen Schauer unterliegt. — Also wohl, wenn wir ohnmächtig werden, oder den Krampf bekommen? Mädchen! Mädchen! wenn einst diese volle Wange schlaf wird, dein blaues Auge trübe, wenn deine hingewelkte Gestalt, keinen lüsternen Buben zu Schmeicheleien anreizt; was soll dir Glück, was soll dir Trost, was soll dir Ruhe seyn? — Ach mein Vater! fort mit dem schauerhaften Bilde. Ein Alter wie Philemon und Bauzis, denk ich zu erleben, und dann am Busen des Geliebten hingelehnt, mit ihm von hinnen zu scheiden. Und wenn dann dein Schöpfer und Richter frägt, warum hast du

ge-

gelebt? wie haſt du deine Pflichten erfüllt? — was denn? — — O dann will ich dem Allvater ſagen, Liebe liſpelten deine Winde, Liebe rauſchten deine Bäche, Liebe duftete aus allen Blumen mir entgegen, und mein Herz gehorchte der Stimme der Natur. — Und wenn das ganze Menſchengeſchlecht nur dieſes und nichts anders thun ſollte, was würde dann ſeyn? Ein glückliches Menſchengeſchlecht. Wir würden unſer Leben in Freude, in Unſchuld dahin bringen, wie die Kinder der erſten Eltern, wie Gesners Abel und Tirza. — Und wie deine Kinder erziehen? — Zur Liebe. — Und wenn du denn etwa einen Alten, oder häßlichen Unglücklichen liegen ſähſt? — O ich könnte ihm meine Thränen nicht verweigern. — Aber würdeſt du Ekel und Abſcheu überwinden um ihm zu helfen? Würdeſt du nicht dein ganzes Leben vertändeln, würdeſt du nicht deine Kinder alle ihren Launen überlaſſen, würde dir nicht jede mütterliche Sorgfalt zu ſchwer ſeyn? Würde nicht endlich unter dieſem ausgearteten Geſindel, Zwietracht und Laſter wohnen? — Dein Mann, der an dir eine Stütze zu erhalten gehofft, würde es bald überdrüſſig

ſeyn

seyn, seine Zeit mit dir zu vertändeln. Die Ruhe würde aus deinem Hause entfliehen. Deine Kinder unfähig, ihren Unterhalt zu erwerben, würden die Uhrheber ihres Lebens verfluchen, das ihnen zur Last ist. — O mein Vater! Ihre Einbildungskraft brütet schwarze Bilder. Sehen Sie einmal, sehen Sie lieber! jene zwo Sterne an, wie traulich sie neben einander stehn, mit wie gleichem Lichte funkeln, vielleicht von Seelen der Liebenden bewohnt. So schwatzte das arme Mädchen, wenn Müller Kaltblütigkeit genug hatte, ein solches Gespräch lange auszuhalten. Thimotheus war nicht der Mann, dem er seinen Beifall geben konnte; ihn aber mit seinem Heirathsantrage völlig abzuweisen hinderten ihn zwei Gründe. Erstlich glaubte er dem Manne Dankbarkeit schuldig zu seyn; und dann hielt er seine Tochter bereits für unheilbar. Er würde sich einen Vorwurf gemacht haben, sie einem Mann zur Gattin zu geben, der seine Hochachtung besaß. Diese Bedenklichkeit aber konnte er gegen denjenigen bei Seite setzen, der an der Zerrüttung ihres Kopfes Schuld war. Die Hochzeit ward also vollzogen; fein glänzend wie ein jeder denken

ken kaum, und die erſten Flitterwochen gingen ſo rauſchend vorüber, daß unſer Pärchen die Welt rund um ſich her vergaß und in Elyſium verſetzt zu ſeyn, träumte. Müller ward wegen Karolinen durch ſeine andern beiden Töchter getröſtet. Friederike war minder ſchön als intereſſant, ihr Witz nicht lebhaft, aber ihre Urtheile richtig. Beim erſten Anblick feſſelte ſie nicht, aber gefiel immer mehr durch längern Umgang. Immer war ihr eine gewiſſe ſtille Heiterkeit eigen, die bei Lottchen zum Theil fehlte. Dieſe war immer thätig, hatte nicht häßliche aber etwas ſtarke Züge, war munter und wild, und geſellte ſich deshalb in den Kinderſpielen ſchon zu den Knaben. Sie verſah, ob ſie gleich die jüngſte war, die ganze Wirthſchaft des Hauſes; lernte viel, aber nicht anhaltend. Flüchtig überſah ſie jeden Gegenſtand, aber keiner blieb ihr unbemerkt; und wenn ſie ſich daran zurück erinnerte, forſchte ſie ſo lange bis ihr Begriff davon klar war. Müller liebte ſie zärtlich, aber fürchtete ihrentwegen viel. Er glaubte bei alle der Gefahr, der ſie ausgeſetzt war, einige Verwahrungsmittel anwenden zu müſſen. Er ſuchte deshalb etwas hohe, zum

Theil schwärmerische Begriffe von Tugend und Unschuld bei ihr rege zu machen, mit denen sich allmälig einiger Stolz vergesellschaftete. Von seinen beiden jüngern Töchtern lief nichts als gute Nachricht ein, aber er wollte selbst sehen, und ward vom ehrlichen Demprobst mit offnen Armen empfangen. Er sah, daß der Alte that, was in seinen Kräften stand, sein Wille war gut. Er liebte seine Religion bis zur Schwärmerei, und so viel er auch immerhin gelernt hatte, so richtig er im gemeinen Leben urtheilte, so wenig hatte er es doch gewagt, über diejenigen Punkte zu urtheilen, an die er von Jugend an nicht anders als mit Ehrfurcht gedacht. Er hatte Reliquien der Heiligen in seinem Zimmer, hielt seine Fasten strenge, und betete sein Breviarium täglich. Die Kleinen folgten seinem Beispiel, und vertändelten täglich einige Stunden bei ihrem Rosenkranze. Der Alte nannte dieses Gebet, und hielt Gebet für Gottesdienst. Er wollte die lieben Kleinen zu mehrerer Frömmigkeit aufmuntern, und so erhielten sie von ihm was sie wünschten. Wilhelmine eben so munter als schön trat aufs prächtigste geschmükt ins Zimmer, und empfing ihren

Vater

Vater mit dem Anstand einer Hofdame. Hanchen hatte einen Hang zur Schwermuth; der Alte nannte ihn göttlichen Beruf. Sie hatte einen Theil ihres Zimmers mit lauter Märtyrergeschichten austapezirt; sie wollte allem entsagen, beten, fasten, und so eine Heilige werden. — Gefällst du dir hier gut? frug Müller Wilhelminen. O ja! ich gefalle mir wohl; habe ich nicht schöne Kleider, eine Uhr, einen Ring? sehen Sie nur. — Ich kam nur letztens zu den kleinen Fräulein von Löwenheim, denen es recht verdroß, sie hatten alles nicht soschön wie ich. Und du? sagte er zu Hanchen. Ich denke an alles Irdische nicht, aber der Himmel wird mein Gebet erhören, und Sie werden noch einst mein Bild auf dem Altar als Heilige sehen. Kind, sagte Müller, der Mensch kann nur gut werden, und wenn er dies im höchsten Grad ist, erwirbt er sich nur Bewunderung und Ehrfurcht. — Freund, sagte der alte Domprobst, halten Sie ein, Sie reden als Protestant. Reißen Sie nicht nieder, was ich mit Gottes Segen gebaut habe. — Gott gebe, sagte Müller, daß Sie ehrwürdiger Mann sich nicht trügen. Ihr Herz ist unver-

besserlich. Ich erkenne, was Sie an meinen Kindern thun, mit dem innigsten Dank. Aber ich fürchte, ich fürchte — Was ist zu fürchten, wo Gott sein Gedeien gibt? ich wünschte, daß Ihre Kinder fromm und gut werden. Täglich flehe ich darum zu ihm und allen Heiligen; und sollte ein Gebet aus frommer, reiner Absicht unerhört bleiben? Müller wandte alles an, den ehrwürdigen Greis auf die Erziehung der beiden Kleinen aufmerksam zu machen. Er versuchte ihm dasjenige zu enthüllen, was er von ihnen hielt. Aber bei der Hochachtung, die er seinem Stande und Herzen schuldig war, bei der Dankbarkeit gegen den Wohlthäter seiner Kinder, und seiner eigenthümlichen Schüchternheit sagte er immerhin nur wenig. Der Alte hörte alles gelassen an; blieb aber fest bei dem Vertrauen auf den unmittelbaren Beistand Gottes, und bat ihn nur auf diesen zu hoffen. Müllern blieb also nichts zu thun übrig; nur machte er die einzige Bedingung, die der Alte auch willig eingestund: daß Hanchen, wenn sie einen Hang zum Klosterleben fühlen würde, ihr Gelübde nicht vor dem vier und zwanzigsten Jahre ablegen sollte. Der gutmüthige Dom-

probst,

probſt, ſchränkte ſeine Wohlthaten nicht allein auf die beiden Zöglinge ein, auch Müllers unverheirathete Töchter erhielten von ihm die anſehnlichſten Geſchenke, und ſelbſt Karoline dacht an ihn nicht anders als mit Ausrufungen. Sie und ihr Mann ſchwelgten jetzt in ihrer Zärtlichkeit. Er vergaß ſeines Handels, Karoline putzte ſich bunte Lauben und pflanzte Veilchen. Bald riß die größte Unordnung im ganzen Hauſe ein. Der zärtliche Mann wollte keinen Wunſch ſeines romantiſchen Weibes unbefriedigt laſſen. Sein Erwerb reichte nicht zu, er fiel unbarmherzigen Wuchrern in die Hände, und nach Verlauf eines Jahres wurde der Ueberreſt ſeiner Habſeligkeiten zur Befriedigung ſeiner Gläubiger verkauft. Freilich ſagte Karoline:

Hab ich dich o Wilhelm nur
Was verlang ich weiter.

Aber bald fehlte ihr ein ſeidner Strumpf, bald ein andres Flitterwerk. Ihre jetzt ſo kleine Wohnung war unbequem, ſie hatte keine Bediente, und ſelbſt kein „Harre und dulde mein Lieber“ ſtellte den mürriſchen Mann zufrieden. Müller konnte ſie nur wenig unterſtützen, und

that es auch nur sparsam. Friederike darbte sich ab was sie konnte und gab es hin. Oft bat sie den Vater mehr zu thun, aber dieser wollte durchaus, daß sie die Folgen ihrer Narrheit fühlen sollte. Für Wilhelm war die jetzige Lage unerträglich. Höre, sagt er einst zu Karolinen, du bist jung und schön, dein Anstand ist gut, deine Stimme beugsam; bei einem Theater würdest du dein Glück machen, und bald ein Gegenstand der Bewunderung seyn. Was meinst du? Dieser Antrag hatte eine zu reizende Seite für Karolinen, um ihn auszuschlagen. Sie verkauften ihre letzten Geräthschaften, und reiseten in ein paar Tagen stillschweigend ab. Friederike bebte, ihrem Vater davon Nachricht zu geben; Lottchen übernahm es zu thun. Hm! sagte Müller, sie wollen also noch grössere Narrheiten begehen. Laßt sie ziehen. Unglück hat schon bei mehr als einem, den Verstand wieder aufgeweckt.

Wenig Tage darauf trat ein Mann im Reisekleide, unangemeldet in Müllers Zimmer. Wohnt mein Vater noch bei Ihnen? war seine erste Frage. Wen meinen Sie? antwortete Müller. Ich heisse Wilhelm Thimotheus, und

komme

komme so eben von Jamaika. Müller sah ihn stutzig an, schlug bald ein lautes Gelächter auf; und was soll, sagte er, der neue Roman? Der Fremde ward hitzig; Müller blieb bei einer spöttischen Kälte. Herr, sagte der Fremde endlich, Sie sind mir eine Antwort schuldig, und sobald ich diese erhalten habe, verlaß ich Ihr Haus — wo ist mein Vater? Kann Ihnen hierauf mit keiner Antwort dienen, weil ich nicht einmal die Ehre hatte Ihre Mama zu kennen. Sollte indeß aber diese Frage meinem alten Freunde Thimotheus gelten, so — er nahm ihn bei der Hand, und führte ihn ans Fenster — kann Ihnen dort der Leichenstein an der Kirchhofsthüre sagen, daß er seit zehn Jahren, von dieser Welt, und allen ihren vermaledeiten Einwohnern, befreiet ist. Der Fremde warf einen zornigen Blick auf Müllern, sagte kein Wort, und ging davon. Er eilte nach dem Kirchhofe, saß eine Zeitlang auf dem Leichensteine, und ging, indem er noch einigemal zurück blickte. Kaum waren ein paar Stunden verstrichen, als Müller zu einem Kranken gerufen wurde, der bei einem Sturz vom Pferde das Bein gebrochen hatte. Es

war gerade der nemliche Fremde. Er hatte mit Kurierpferden die Stadt verlassen. War aber in solcher Unbesonnenheit davon gesprengt, daß er sich dies Unglück zugezogen hatte. Der Knochen war gesplittert, und der erste Verband mußte äußerst schmerzhaft seyn; doch gab er seine Empfindungen dabei durch keinen Laut zu erkennen. Das erwarb ihm Müllers Aufmerksamkeit. Er betrachtete ihn einige Augenblicke lang, und erkannte in seinem Gesicht die Züge des verstorbenen Freundes. Erbarmender Gott! schrie er, Sie wären also kein Betrüger? — Und warum, zum Teufel, soll ichs denn seyn? — Müller antwortete nicht. Endlich löste sich das Räthsel. Wilhelm — denn er war es wirklich — hatte seine Reise nach Boston glücklich vollendet. Er that verschiedene Feldzüge unter den amerikanischen Freiwilligen, durchstreifte Wüsteneien, und erlitt Kälte, Hunger und Durst; empfing einige Wunden, wurde vernachlässigt, auf dem Schlachtfelde zurück gelassen, und nur die Gutmüthigkeit einiger Wilden rettete sein Leben. Er kehrte nachher zur Armee zurück, aber allgemach sah er es ein, daß seine Begriffe zu hoch gespannt waren.

Er fand Tugend — aber so wie auf dem ganzen Erdboden; er fand Tapferkeit — aber bei den Britten und Deutschen in eben so hohem Grad, wenn gleich die letztern zur ewigen Schande des achtzehnten Jahrhunderts, nur verkauft waren. Kurz er fing allmälig an, die Menschen und ihre Handlungen so zu betrachten, wie sie sind, er fühlte, daß er bei allem seinem Muth, bei aller seiner Kühnheit, weder Bürgerkronen noch Ehrensäulen erringen würde, und so hörten sie allgemach auf der Gegenstand seiner Wünsche zu seyn. Es erwachte, wie es immer in der Fremde geschieht, Liebe zum Vaterlande, und das Andenken seines alten Vaters. Er beschloß seine Rückkehr, aber ein Kaper aus Jamaika grif das Schif an, das ihn nach Holland führen sollte. Er war ihnen an Kanonenzahl, an Grösse überlegen. Wollt ihr euch ergeben Amerikaner, Ihr Freunde der Freiheit? rief Wilhelm. Er munterte jeden zur Gegenwehr auf. Laßt uns, rief er, das feindliche Schif entern. Brust gegen Brust, ist ein tapferer Mann zehn Feigen gewachsen. Man folgte seinem Vorschlag, das Gefecht war fürchterlich, und ohngeachtet der Uebermacht des

Engländers war der Sieg unentschieden, als sich ein Kriegsschif näherte. Wilhelm und seine Gefährten wurden gefangen; aber sein Muth hatte ihm die Achtung der Ueberwinder erworben. Der Anführer des Kaperschiffes war ein alter sechzigjähriger Mann, und das Feuer seines Auges widerspeach dem Kummer, der aus allen seinen übrigen Zügen hervorleuchtete. Ein paar Edeldenkende und ein paar Narren, sind in dem Stücke einander gleich; es bedarf wenig Augenblicke zur wechselseitigen Offenherzigkeit. Was, fragte Wilhelm, bewog Euch bei Euren Jahren, zur Ausrüstung dieses Schifs? Rache, sagte der Engländer. Ich ging nach Jamaika, und Handel machte mich reich. Ich hatte zwei Söhne, muthige wackere Jungen, sie traten in Kriegsdienste. Ihr Beruf nöthigte sie gegen die Kolonien zu Felde zu ziehen. Sie fielen beide zu einer Zeit einem Trup Wilden in die Hände, der auf Seiten der Kolonie war. Sie wehrten sich wie Männer und Britten. Ihre Wunden zwangen sie endlich sich zu ergeben. Herr, mich schaudert — es waren bei diesem Trup auch geborne Engländer, und doch wurden meine Söhne scalpirt. Ich habe noch eine

Tochter,

Tochter, mein gröſster Schatz. Sie wollte verzweifeln, da ſie es erfuhr. Schweig, ſagte ich, deine Brüder ſollen gerächet werden. Ich rüſtete mein gröſstes Kauffartheiſchif zum Kaper aus. Vier amerikaniſche Schiffe habe ich in den Grund gebohrt, mit dem Eurigen ein gleiches zu thun, hinderte mich das Kriegsſchif. — Wilhelm ging mit nach Jamaika, und ward bald der Liebling des Alten, und in kurzem auch ſeiner Tochter. Hört, ſagte Johnſon, ich habe keinen Sohn mehr. Ihr ſeid ein wackerer Mann, wollt Ihr es ſeyn? ſo ſagt. Wilhelm ſagte Ja, und ward Bettys Mann; und Johnſon ſchien ſeiner vorigen Leiden zu vergeſſen, als er plözlich an einem Schlagfluſſe ſtarb. Mit Betty lebte Wilhelm in der glücklichſten Ehe, aber ihr erſtes Wochenbett koſtete ihr und dem noch ungebohrnen Kinde das Leben. Jamaika wurde ihm jezt unerträglich, er wollte in den Armen ſeines Vaters Troſt ſuchen, und ihm noch die lezten Tage ſeines Lebens erheitern. Er eilte zurück, flog mit Kurierpferden zum Orte ſeiner Wohnung, fand ihn todt; und das betäubte ihn völlig. Er faßte plözlich den Entſchluß wieder nach Amerika zurück zu

eilen, und dort im Gefecht den Tod zu ſuchen; aber ſein neues Unglück hinderte ihn.

Und wer war denn der falſche Wilhelm? — Das war für Müllern und ſeinen neuen Freund — denn Wilhelm wurde es bald, — ein unerklärbares Räthſel. Sie zerbrachen ſich deshalb vergeblich den Kopf, und wurden es endlich müde. Müller war der treflichſte Arzt, den Wilhelm bekommen konnte. Er heilte zugleich die Leiden ſeiner Seele. Er erfuhr von ihm, daß ſein alter Vater, die letzten Tage ſeines Lebens ruhig hingebracht, ſeiner zum Theil vergeſſen, oder doch nur mit dem redlichſten beſten Vaterherzen an ihn zurück gedacht. Wilhelm zog in Müllers Haus. Er bewohnte die Zimmer ſeines verſtorbenen Vaters. Friederike ſorgte für ſeine Bequemlichkeit, gemäß ihrem zärtlichen Herzen, und Lottchen wurde nicht müde, ſich nach Amerika, Waſſington und ſeinem alten Freunde Johnſon zu erkundigen. Seine Geneſung ging ſchnell von Statten; und er beſchloß jetzt, hier ſeine Wohnung aufzuſchlagen. Er hatte keinen Anverwandten auf Erden; aber in Müllers Hauſe wurde er als ein Mitglied der Familie betrachtet.

Um dieſe Zeit ſtarb der alte Domprobſt von Rohdeburg. Er ſchrieb kurz vor ſeinem Ende an Müllern, und beſchwor ihn, die völlige Erziehung ſeiner Töchter, dem Hofmarſchall von Rohdeburg ſeinem Neffen, anzuvertrauen, der gewiß für ihr Glück ſorgen würde. Müller machte zwar einige Schwierigkeiten, er hielt ſich aber gegen den Verſtorbenen zum Dank und Hochachtung verpflichtet. Sein Neffe war der Günſtling des benachbarten Fürſten; Müller konnte vielleicht ein glänzendes Glück ſeiner Töchter verſcherzen. Sie waren durch die Abweſenheit einiger Jahre auch ſeinem Herzen entfernter geworden, vielleicht auch durch das letzte Geſtändniß ihrer Mutter. Er erfüllte alſo den Willen des Verſtorbenen, und Wilhelmine wurde bald der Gegenſtand der Bewunderung. Niemand tanzte ſo leicht, und wenn ſie gleich nur als bürgerlich die Maskenbälle am Hofe beſuchen durfte, ſo war ſie doch daſelbſt niemanden unbekannt, und ohngeachtet ihrer Jugend bewarb ſich ein ieder um ihre Gunſt, und jeder ſtrebte, um ſo viel feſter ſich darin zu ſetzen, weil jeder ſeinen künftigen Nebenbuhler fürchtete. Sie war unter dem Na-

men der kleinen Liebesgöttin allgemein bekannt. Der Kredit des Hofmarschalls fing indeß allmälig an zu sinken. Der Graf Sinatelly wurde an seiner Statt der Günstling des Fürsten. Da er indeß sich nie dem Plan desselben widersetzte, ja ihm noch gar in vielen Fällen behülflich war, behielt er, was selten einem abgesetzten Günstlinge zu Theil wird, seinen Posten, und einigen Kredit bei Hofe. Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, witzig, lebhaft, schlau und geschmeidig. Wilhelmine bildete sich zum Theil nach seinem Charakter, um so viel mehr da er die Nebenrolle am Hofe nur gezwungen spielte, sich deshalb demselben, so viel als thunlich entzog, und täglich einige Stunden in Gesellschaft seiner kleinen Mündel hinbrachte. Hanchen minder schön als einnehmend, gefiel gerade durch einige Zurückhaltung, und reizte denienigen um so stärker an, der sich nicht gerne in Gefahr sieht sein Gut zu verlieren. Ihre religiöse Schwärmerei hatte so etwas Eigenthümliches, und fiel eben so sehr auf, als die Stärke ihres Ausdrucks, vom feurigen Blick des großen schwarzen Auges begleitet. Den Lobspruch ihrer Schönheit hörte

sie

ſie mit ziemlicher Gleichgültigkeit an, aber wer ihre Frömmigkeit, den Fleiß in Wartung ihrer Blumen, in Beſorgung eines Theils des Hauswesens, oder gar ihren Verſtand rühmte, der hatte bei ihr gewonnen. Sie verwandte ihr Taſchengeld zu Allmoſen, theilte es aber immer ſelbſt an den Kirchthüren aus. Sie kniete beim Gottesdienſte unter den großen Haufen, aber doch immer an einem Orte, wo ſie geſehen werden konnte; und wußte ſelbſt ihre äuſſerſt einfache Kleidung ſo zu ordnen, daß ſie auffiel. Sie wollte nicht bloß gefallen, ſondern auch bewundert ſeyn, und kurz, Stolz war der Geiſt, der jeden ihrer Schritte leitete. Während daß die beiden heranwuchſen, trug ſich in Müllers Hauſe eine kleine Veränderung zu. Friederike wurde die Gattin des wackern Thimotheus. Müller gab ihnen ſeinen Segen von ganzem Herzen, und ſie ſchien gerade dazu gemacht zu ſeyn, Wilhelms Feuer zu mildern. Wechſelſeitige Hochachtung war der Grund ihrer Liebe, und letztere blieb um ſo viel beſtändiger, da ſich die erſtere nie verlor. Ihre Hochzeit wurde ohne Gepränge gefeiert. Lotte bot tauſend kleine Neckereien auf, und alles

wurde

wurde frölich auſſer Müller, der an Karolinen zurück dachte. Verflucht! ſagte er im Stillen, was einen glücklich macht, richtet den andern auf Zeitlebens zu Grunde. Die armſeligen Menſchen! Sie ſehen, daß die Ehen einen jeden unglücklich machen, und doch ſind ſie Narren genug ihr Glück in denſelben zu heſſen, weil es vielleicht unter Millionen von Menſchen ein einziger darin antraf. Bald nach der Hochzeit that Thimotheus eine Reiſe nach Hamburg. Er hatte von ſeiner erſten Gattin ein großes Vermögen geerbt, ſeine Plantagen verkauft, und ließ den Werth derſelben in Waaren nach Deutſchland kommen, mit deren Abſatz er gegenwärtig beſchäftigt war. Auf der Straße traf er einen Mann an, deſſen Züge ihm bekannt zu ſeyn ſchienen. Er näherte ſich ihm, der andere wich aus. Dieſes macht ihn aufmerkſam, und er folgte ihm in der Ferne. Der Fremde bog in eine Nebenſtraße, und verſchwand. Wilhelm fragte die Umſtehenden, wo er geblieben? man wies ihm ein Koffeehaus, wo er ihn beim erſten Eintritte fand, und trotz der Veränderung ſeiner Züge, ſeinen alten Bekannten, den Schauſpieler Walter in ihm erkannte

kannte. Walter, Sie scheinen mich zu meiden, sagte Thimotheus. Dieser verbarg seine Verlegenheit. Ich höre, sagte er, daß Sie glücklich sind, und soll sich der arme Freund zu dem Glücklichen drängen? Pfui! Walter, fiel ihm Thimotheus ein, nicht drängen aber auch nicht ausbiegen. Doch wir sind hier am unrechten Ort, kommen Sie mit oder ich komme zu Ihrer Wohnung. Er nahm ihn bei der Hand, um ihn nach seinem Logis zu führen.

Pst! Pst! rief ein Frauenzimmer aus dem Fenster, nachdem sie wenig Schritte gegangen waren. Ich glaub, es gilt Ihnen, sagte Thimotheus. Nicht doch, sagte jener, indem er sich umsah. Das Frauenzimmer winkte, und schien äußerst traurig. Zum Teufel! so hören Sie, sagte Thimotheus. Walter blieb einige Augenblicke unschlüssig stehen, und suchte endlich fortzueilen. Das Frauenzimmer that einen lauten Schrei. Thimotheus packte ihn. Herr! rief er, hinter der Sache steckt nichts Gutes, Ihr Gesicht ist Ihr Verräther. — Kann die Sache verbessert werden? — Erbarmen Sie sich! sagte Walter, — Mit, rief Thimotheus, riß ihn fort und sie waren — im Zimmer der Dame,

die

die ohnmächtig auf einen Lehnstuhl hingesunken war, indeß sich ihr Mädchen, sie wieder ins Leben zurück zu rufen bemühete. Sie erholte sich und fiel Walkern mit Thränen um den Hals. Du verläßt mich mein Wilhelm, Einziger! Theurer? Kannst du deine Karoline verlassen! — Halt schrie Thimotheus. Ihr Vater, Madam, heißt Müller? — Walter wollte zur Thür hinaus, Thimotheus trat ihm vor. Er wollte zum Fenster hinausspringen, Thimotheus hielt ihn zurück — und warf ihn in einen Stuhl. Stille gesessen; oder ich rufe nach der Wache. Sie Madam, sagte er, sind also Walters Frau? — und die Schwester meiner Friederike? — Ich bin Wilhelm Thimotheus. — Engel des Himmels! rief Karoline, so führten Dich, den mein Wilhelm so beleidigte, die ewigen Mächte zu meinem Schutz! Es kann vielleicht seyn, sagte Thimotheus, aber nun zuerst den letzten Theil Ihrer Geschichte. Ach er führte mich vom Ort unsrer Wohnung, denn ich hing an ihm mit so warmer Liebe, aber schnell ward die seinige kalt, und meine Freude welkte hin, wie ein Veilchen beim Nordwind. Viel war des Jammers, der Bach

mei-

meiner Thränen verſiegte nie. Da kamen noch Geiſter der Finſterniß, und hauchten noch ſchwarze Gedanken in ſeine Seele. Er floh meine Liebe wie die Sonne den Nordpol. Vor wenig Tagen entzog er ſich gänzlich meinem Arm, hinterließ mir mein Todesurtheil. Meine Seele ward öde, wie die herbſtliche Flur, welcher der letzte Sonnenblick entweicht.

Er iſt nicht weit!

rief eine innere Stimme. Das war ein Labſal. Aber denn frug ich auch ſeufzend

Wo ſind ich ihn wieder?

Vergeblich ſpähte mein Auge nach ihm, bis ich ihn wieder erblickte. Umwinden ſoll ihn mein Arm, nie wieder ihn von dieſem Herzen laſſen. — — Thimotheus ſtand da, wie ein munterer Knabe, der zum erſtenmal in eine Synagoge kömmt. Walter, hub er an, wiederholen Sie mir doch einmal die ganze Stelle in unpoetiſcher Proſe. O die iſt kurz. Ich glaubte ſie würde beim Theater ihr Glück machen, aber ſie war nur ein paar Rollen zu ſpielen im Stande. Etwa Marie in Klavigo, oder wo es etwas zu winſeln gab, ſonſt verhunzte ſie alles, nicht einmal in einer Kammermädchen Rolle

debutirte sie gehörig. Bei unsern jungen Herren fand sie indeß Approbation genug. Ich verließ deshalb mehr als eine Gesellschaft. Aber überall wo man ihr Liederchen brachte, und vorwinselte, gings auf die nemliche Weise. Ich wurde meiner Nebenbuhler, am Ende, ihrer selbst überdrüssig; und ging davon. Gott im Himmel! sagte Karoline, und verbarg ihre Augen. Wußten Sie, frug Thimotheus, um den Betrug als er meine Person spielte? O in einer Stunde da unsere Seelen in einanderschmolzen, sagte er es mir, wie er alles aus Liebe gethan, alles um mich zu besitzen, und ward mir nur um so viel theurer. Was brachte Sie aber zu der jetzigen Weise zu denken und zu handeln? — Kann das die Seele fassen die noch am Staube klebt? Er blies die Flamme an, die in meiner Seele ruhte, er freute sich jeder werdenden Empfindung, ich liebte ihn und strebte ihr nach. — Und konnten Sie Walter, wohl ein Weib verlassen, das Ihrentwegen eine Närrin wurde, bei der Sie den Grund zu allen Thorheiten legten, und die, ohngeachtet der niedrigen Handlungen, die Sie verübten, dennoch an Ihnen hängt? Sie würde bei unver-

verschrobenem Kopf einen wackern edeldenkenden Mann glücklich gemacht haben. Aber Brod — sagte Walter. Wehe euch armen Sündern, die mit gesunden Knochen am Leibe nicht wissen, woher ihr ehrlicher Unterhalt kommen soll. Entsagt hundert Bedürfnissen, und ihr könnt funfzig befriedigen! — Wovon wollten Sie allein leben? etwa eine neue Intrigue anspinnen? Armes Weib, ich bedaure Sie herzlich! Wie ich Ihnen helfen soll, weiß ich nicht; vor der Hand ist eine Ehescheidung nothwendig, und dann setze ich Ihnen ein Jahrgeld von fünfhundert Thaler aus.

Und nun Walter, wie kommen Sie darauf meine Rolle zu spielen? Gerade heraus mit der Sprache. — Ich verließ die Schauspielergesellschaft, bei der wir zusammen waren, ich wußte Ihr ganzes akademisches Leben, Sie erzählten mir selbst beinahe jede Kleinigkeit. Ich fiel, da ich nach Batavia gehen wollte, in die Hände eines Seelenverkäufers, und auf den Molukken wo ich als gemeiner Soldat diente, traf ich den Schwärzer, Ihren ehemaligen Schulfreund, von ihm erfuhr ich jede Geschichte Ihrer Jugend. Da ich zurück kam, und das

Ohngefähr mich in die Gegend Ihrer Vaterstadt führte, wurde es mir leicht noch mehrere Erkundigungen einzuziehen, und den treuherzigen Müller zu täuschen. O keine Trennung von ihm, sagte Karoline. Aber er ist Ihrer ja nicht werth! — Doch vor der Hand mögen Sie ihn behalten; und das Jahrgeld habe ich einmal versprochen. Walter wollte danken. Schweigen Sie doch, sagte Thimotheus, um Ihrentwillen habe ich es doch wahrhaftig nicht gethan; und nun eine Bedingung. — Mein Schwiegervater hat Euch beide vergessen. Gebt ihm keinen Anlaß, wieder an Euch zu denken, es sei denn, daß Ihr vernünftig seid — und die Erziehung Eurer Kinder bleibt mir überlassen. Er verließ sie, richtete seine Geschäfte glücklich aus, und kehrte frohes Muths zu den Seinigen zurück.

Wilhelmine wuchs allmälig heran und hatte ihr funfzehntes Jahr erreicht. Der Fürst selbst hatte ihr jetzt schon mehr als einmal Schmeicheleien vorgesagt. Keine Parforcejagd, keine andere Lustbarkeit ging vorbei, wo es nicht der Hofmarschall zu veranlassen wußte, daß sie Zuschauerin war. Ein Reisender, der sich eine

Zeit-

Zeitlang am Hofe aufhielt, fand einigen Eingang im Hause des Hofmarschalls. Auf einem Maskenballe, wo Wilhelmine von allen vergöttert, vom Fürsten selbst mit Liebkosungen überhäuft wurde, führte er sie auf einige Augenblicke an ein abgelegenes Fenster. Einige Umstehende wollen es bemerkt haben, daß er dort feurig mit ihr sprach, und sie ein paar Thränen vergoß. Sie konnte den ganzen Ball über ihre Fröhlichkeit nicht wieder erhalten. Man zischelte sich in die Ohren, man suchte den Grund ausfindig zu machen. Nach ein paar Tagen verschwand der Freiherr von Elfenstein und Wilhelmine mit ihm. — Eine Närrin mehr, sagte Müller, als er die Nachricht erhielt, Karoline die zweite. O sie wird büßen, und Gott gebe es, daß sie über ihre Thorheit nur lachen darf. Vom Hofmarschall erhielt er einen sehr artigen Brief. Er versicherte ihn dies Unglück auf das lebhafteste zu empfinden, und versprach jetzt für Hanchen seine Sorgfalt zu verdoppeln.

Für Müllers Gesundheit hatten indeß die öftern Unglücksfälle die nachtheiligsten Folgen; sie ward immer schwächer, und mit ihr seine

Laune sonderbarer. Sein Herz zu wohlwollend, um selbst den Engel des Abgrundes zu hassen, zog sich dennoch statt, daß es vormals jedem offen stand, gegenwärtig bei der geringsten Annäherung zusammen. Er ward immer einsylbiger, immer zurückhaltender, und wenn er einmal zum Reden gebracht wurde, äußerte er seinen Ekel gegen die Menschen, durch den bittersten Hohn. Lachte krampfartig wo andre weinten, und frug sich dann wie Shakespears Otello: wer lacht da? Jeder Mensch ward ihm zuwider, selbst sein Schwiegersohn und seine Töchter. Man muß auf Erden nichts haben, woran unsere Seele hängt; war sein Wahlspruch, den er beständig im Munde führte. Oft versichert ihn Thimotheus, es gebe nicht so viele Böswichter auf der Erde, als er meinte; so? — antwortete er lächelnd, das glaub ich, aber Narren. Sagte er, auch gute, edeldenkende, großmüthige Menschen — So antwortete Müller gewiß, ja, ja, auch unschädliche, eitele, prahlende Narren. Kurz er wurde immer unerträglicher, saß immer in sich gekehrt, wollte an nichts Antheil nehmen, und zerarbeitete sich doch in seinem Innern. Nach dem

Maaße

Maaße seiner Leiden vermehrte sich dieser Humor, und da dieser noch so viel wurden, so kann man leicht denken, wie unerträglich ihm sein Leben war. —

Thimotheus erhielt nun einen wichtigen Grund zur Freude, indem ihm Friederike den ersten Sohn gebahr. Im Aufwallen der Freude brachte er ihn zu Müllern. Dieser nahm ihn in seine Arme, und lächelte ihn mitleidig an. Wieder, seufzte er, ein Unglücklicher mehr, und dann nach einer Pause — Werde ein Thor, dir Glück zu phantasiren, ein Unempfindlicher, dein Elend minder zu fühlen! Lerne frühzeitig im Staube kriechen, und um die Füße der Großen winseln, um ehr ein Gegenstand der Verspottung, als ihres Neides und Verfolgung zu werden. Und bist du unglücklich genug, einst Verstand zu erhalten, so lern ihn verbergen, damit du diese Welt, voll Schlangen und Affen, nicht [illegible] fluchen, nur verlachen darfst. So sprach Müller, wenn irgend eine Sache von Wichtigkeit seinen Mund öfnete. Lotten glückte es zuweilen, ihn zu einer anscheinenden Heiterkeit zu bewegen, aber es war immer nur ein Sonnenblick durch ein trübes Gewölk. Thimo-

theus beſaß ſeine Achtung, aber oft nahm er ihn bei der Hand: Mann! ſagte er, Sie beſitzen zu viel Rechtſchaffenheit, und ſind zu wenig ein Heuchler, um in dieſer Welt glücklich zu ſeyn. Ich fürchte, ich fürchte Ihrentwegen noch ſchreckliche Dinge.

Pilpai, ein junger Neger, den Thimotheus aus Jamaika mitgebracht, war der einzige, mit dem er ſich noch zuweilen unterhielt. Der Knabe hatte den Charakter ſeines Volks; er verband Gutmüthigkeit und frohen Sinn, mit dem größten Feuer der Lebhaftigkeit. Sei fröhlich, Alter, ſprach er manchmal zu Müller, und blick doch die Leute nicht an, wie der Löwe den Jäger! Du haſt ja eine Wohnung, haſt Speiſe und Trank, und weißt auch, wo du es für Morgen hernehmen ſollſt. Sieh! ich habe nichts als einen Herrn, und bin froh. — Knabe, antwortete Müller, wenn ich nur nicht fühlte, was mir geſchah, mir geſchehen kann. — Das mußt du nicht, ſagte Pilpai. Sieh! Esquire Dusky ließ meinen Vater todt prügeln. Gram fraß meiner Mutter das Mark aus den Knochen, ſie fiel hin bei der Arbeit, und ſtarb. Gern wär ich ein König geweſen, um Esquire Dus-

Dusky zu tödten; lieber noch ein starker Mann um mit ihm zu kämpfen. Ha! ich hätte ihn gefangen, am langsamen Feuer geröstet, daß er dürre geworden wäre, wie ein Maniok, — aber ich konnts nicht. Er verkaufte mich meinem Herrn, und ich muß alles vergessen. Soll ich dir ein Lied singen, wie es meine Mutter sang, da sie hörte, daß mein Vater todt war? Oder dir vortrommeln, daß die Ohren gellen, diese Stube schallt, dir's durch den Kopf dem-mert, daß du froh wirst, und um dich schlagen mögtest? — In diesem Ton unterhielten sie sich oft lange Zeit. Thimotheus trug Müllers Launen alle mit Geduld. Friederike belohnte ihn dafür, und verdankte es ihm mit der Zärtlichkeit eines treuen Weibes, und einer guten Tochter. Karoline hatte zwei Kinder, die Thimotheus erziehen ließ; sie sollte die Mutter des dritten werden, als er diesen Brief von ihr erhielt, den sie ihrem Mädchen in die Feder gesagt.

Theurer Verehrungswürdiger!

Der Tod hat seinen kalten eisernen Fuß auf meine Stirne gesetzt, sein Athem hat mich angehaucht, und verzehrendes Feuer glüht in

jeder meiner Adern. Die morgende Sonne werde ich nicht aufgehen sehen; so sagte mir eine innere Stimme. Aber bald werd ich über Welten dahin schweben, am Thron des Allvaters stehen, und auch meine kühne Stimme mischen in Engelgesang. Von da fleh ich dann Segen herab, über Dich und alle meine Lieben. Sei der Vater meines Neugebohrnen, so wie Du es der ältern Kinder warst, und Dir empfehle ich meinen Wilhelm. O daß mein Vater mir noch vergeben könnte! daß ich seinen Segen mit hinab nähme zur Gruft, und o daß er noch eine Zähre des Mitleids widmete seiner Tochter. Ich würde einen Trost mehr in jene Welt nehmen. O ich vermags nicht alles auszusagen, meine Stimme wird schwach. Lebt wohl. Gottes Segen über Euch alle. Amen.

Thimotheus war bei alle dem, was wir von ihm gesagt, ein Mann, dessen Herz dem Gefühle des Mitleids und der Theilnehmung keinesweges verschlossen war. Der letzte Abschied der unglücklichen Schwärmerin rührte ihn innigst. Er gieng zu Müllern und wies ihm den Brief. Lieber Vater, sagte er, soll ich nicht dem unglücklichen Weibe schreiben? Sie

Sie lebt vielleicht noch, und die Nachricht von Ihrem Segen und Ihrer Vergebung würde ihr Trost seyn. — Ach ja, sagte Müller, in ihrem Leben vergaß ich auch um ihrentwillen mein Bißchen Verstand. — Könnten Sie, Vater, ihr den Kummer nicht vergeben, den sie Ihnen gemacht hat? — O ich habe nie auf sie gezürnt, sie hat mich ja nur lachen gelehrt. Lachen, daß einem dabei die Luft vergeht, und der Pulsschlag still steht. — Aber Vater, soll ich sie nicht in der letzten Stunde ihres Lebens Ihres Segens, Ihrer Verzeihung versichern? O ja voll auf, wenns ihr daran gelegen ist, so viel dir's beliebt. Timotheus gieng traurig fort, und schrieb noch folgenden Brief.

Liebe Schwester!

Sie enden ein Leben, worin Sie wenig Freude hatten, und nehmen ein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Ihres Schöpfers mit Sich davon. Kein Vorwurf wird Sie in die Grube begleiten; denn Sie haben nie durch Boßheit gefehlt. Unser Vater erkennt es selbst, und Sie hatten jederzeit sein Mitleiden, nicht seinen Haß. Möchte Ihnen doch diese Versicherung aus seinem Munde Trost seyn: so wie die

feierliche Betheurung, daß mir die Erziehung Ihrer Kinder eine heilige Pflicht seyn soll. Gott schenke Ihnen Muth und Stärke, um mit Gelassenheit den letzten Schritt aus dem Leben zu thun. Ich und Ihre Schwestern, die Sie herzlich lieben, wollen unser Gebet darum mit dem Ihrigen vereinigen. In einer bessern Welt sehen wir uns wieder, und gewiß glücklicher als hier.

Bald benachrichtigte Walter ihren Tod. Thimotheus schickte ihm hundert Louisd'or, versicherte ihm, daß er ihn bei jeder guten Unternehmung sein Brod zu verdienen, thätigst unterstützen würde; und rieth ihm ernstlich daran zu denken. Ich bin weit entfernt, schrieb er ihm, daran zu zweifeln, daß Sie nicht noch, durch Handlungen Ihrer reifern Jahre die frühern vergessen machen könnten. Die Natur legte in uns alle den Keim zum Guten, und es kömmt nur auf uns an, ob er unterdrückt werden, oder Früchte tragen soll. Denken Sie an alle Folgen Ihrer bisherigen Handlungen; machte eine Sie glücklich? Und würden Sie, wenn Sie jetzt in diesem Augenblicke sterben sollten, diesen Auftritt ruhig ertragen? Sie

sind

ſind bereits in einem Alter, wo man vom Grabe nur wenig Schritte entfernt iſt. Wenden Sie doch die Ihnen noch übrige Zeit einzig und allein darauf, ſich die Achtung der Rechtſchaffenen und ein ruhiges Gewiſſen zu erwerben. Gott weiß, daß meine Freude vollkommen ſeyn würde, wenn ich Sie zu dieſem Entſchluſſe bewegen könnte. —

Karolinens Kinder wurden bei einem Freunde des Thimotheus erzogen. Walter aber verließ Hamburg, ohne daß Thimotheus etwas von ihm erfuhr.

Müller entfernte ſich immer mehr und mehr von der Welt, und verließ nur ſelten ſein Haus, auch dieſes oft nur deshalb, um etwa einen Spaziergang nach dem Grabe ſeines verſtorbenen Freundes zu thun, als Thimotheus von einem hitzigen Fieber befallen wurde. Friederike dachte nur allein an ihn, und Lottchen verwaltete indeß alle Geſchäfte. Vater, ſagte ſie eines Tages zu Müllern, es iſt ein trauriger Zufall, daß gerade jetzt der Schwager krank liegt. Ihm ſteht ein auſſerordentlicher Verluſt bevor, vielleicht kann alles in Ordnung gebracht werden, wenn Sie mir nur eine Reiſe erlau-

ben. Ich laſſe Euch allen thun, was ihr wollt, ſagte Müller. — Gut denn, Vater, rief Lotte; und ich nehme den Pilpai mit mir. Sie rief den Neger bei Seite. Höre, ſagte ſie ihm, du mußt mit mir auf einige Tage fort; willſt du? Nein, ſagte der Schwarze, ich bleibe bei meinem Herrn, denn der iſt krank. Dein Herr aber wird dir's gewiß verdanken, wenn er geſund wird; Friederike wird ihn ſchon ohne dich pflegen. Nun wenn das iſt, ſo komm ich mit. Gehts zu Waſſer, oder zu Land? Nur zu Lande. Aber Junge, du mußt verſchwiegen ſeyn, und muthig. Das ſollt ihr ſehen, wenn man mich auf die Folter ſpannt, will ich mir die Zunge abbeißen, und will man mich durch Hunger zwingen, eher meinen Arm oder Bein freſſen, als das ſagen, was ich verſchweigen ſoll. Will jemand meinem Herrn etwas zu Leide thun? Deinem Herrn und uns allen. Soll ich den Hund morden? Nun bin ich ſchon ſtark; nicht ſchwach wie damals, als Esquire Dusky meinen Vater todt prügeln ließ. — Vielleicht auch das, wackerer Junge! Morgen reiſen wir ab, und Ihr dürft nur ſagen, was Ihr wollt. Friederike drang in Lotten ihr das

Ge-

Geheimniß zu entdecken. Du erfährst die Sache, wenn sie in Ordnung gebracht ist, fürchte nichts, und schreibe es an Lauchen, sobald dein Mann gesund ist, erwähne aber von mir und meiner Reise kein Wort. Geht die Reise zu ihr, ist ihr ein Unglück begegnet? fragte Friederike. Nicht doch, erwiederte Lotte. Der Postillion bließ, Pilpai trug einen Koffer mit Lottens besten Kleidern und Putz auf den Wagen, schnallte einen Degen um, steckte ein paar geladene Pistolen in seinen Gürtel, Lotte umarmte ihre Schwester, stieg auf den Postwagen, und so davon.

Nach einigen Tagen ließ die Krankheit des Thimotheus nach, und er besserte sich stündlich. Er fragte nach Lotten, und Friederike erzählte ihm ihre Abreise. — Es war unbesonnen, sagte er, sie hinreisen zu lassen, und durchsuchte alle seine Briefschaften, um den Grund zu entdecken. Aber da war keine Spur. Thimotheus schickte aufs Posthaus, um ihre Straße zu erfahren, aber sie war nur eine Station mit der Post gereist, und hatte sich dorten ein Fuhrwerk gemiethet. Ich will ihr Pilpai nachschikken, sagte Thimotheus, der spürt sie gewiß

aus.

aus. Sie hat den ja mit genommen, antwortete Friederike. Wunderbar! rief Thimotheus, und ſchüttelte den Kopf. Sollte aber ein Liebhaber — ſagte Friederike bedenklich. Nimmermehr! das Mädchen war zu offen, wir hättens gemerkt. Thimotheus ging an ſeine Geldkiſte, und fand hier folgenden Zettel.

Ueberzeugt, daß Sie eine jede gute Handlung billigen werden, habe ich tauſend Thaler mitgenommen, wovon ich Ihnen bei meiner Rückkunft, Rechenſchaft ablegen werde.

Charlotte Müller.

Dieſer Zettel vergröſſerte das Räthſel, womit ſich hier ein jeder den Kopf zerbrach.

Gehe Pilpai zum Hofmarſchall von Rohdeburg, und bitte ihn für Miß Fanny Murray, um ein Billet zum Maskenball. Und wer iſt dann die Fanny Murray? Narre ich bins —. Merks wohl, aber wer wollt Ihr ſeyn, wenn er frägt? Ein Frauenzimmer, die Inkognito aus London nach Petersburg reiſt. — Gut, gut, wills ihm ſagen, die Inkognito nach Petersburg reiſt. Und wer ſoll ich ſeyn? Was du willſt, nur nicht Pilpai von Jamaika, von dem

dem dürfte man etwas gehört haben. So? reden die Leute von mir? — Ich will alles schon machen. Er sieh davon, und kam bald mit dem Billette zurück. Nun wie gings Pilpai? frug Lotte. Das sind betreßte Schurken, die Bedienten des Hofmarschalls. Es fehlte nicht viel, ich hätte sie gebayt. Weit rissen sie die Rachen auf, wie ich kam. Wer bist du? frugen zehn der Faulenzer auf einmal. Koa, ein Negersclav aus Kongo, und will von Eurem Herrn ein Billet zum Maskenball für meine Miß — Ist deine Miß so schön wie du? fragte einer der Schurken. Habt Ihr Blut zu viel? sagte ich zu ihm, und ballte die Faust. Der Haase sprang davon, und ging zu seinem Herrn. In dem Kerl steckt der Teufel, sagten die andern. Darauf ließ mich der Hofmarschall zu sich rufen, und nun gings ans Fragen. Wer ist deine Miß? Ein Frauenzimmer. — Wie heißt sie? Fanny Murray. Ist sie schön? — Wie die aufgehende Sonne. Von wo kommt sie? — Von London. — We geht sie hin? — Nach Petersburg. — Was will sie da? — Weiß nicht. — Ist sie von Stande? — Weiß nicht. — Wie kamst du zu ihr? Sie hat

mich

mich gekauft *). — Von wem? — Von meinem Herrn. — Wer war dein Herr? Nach welchem fragt Ihr, den ersten oder letzten? — Nach dem, von dem sie dich kaufte. — Ein Kaper, der mich unterwegens auffing. Was wird deine Miß für eine Maske haben? — Weiß nicht. — Ist sie schlank? Wie eine Binse. — Was hat sie für Haare? — Schwarz wie meine Haut. Tanzt sie gut? — Schlechter, wie ein Negermädchen. So gings noch eine ganze Weile. Endlich gab er mir den Zettel. Da habt Ihr ihn. Ist das etwa der Kerl, der meinem Herrn etwas zu Leide gethan hat? Den bezwing ich. Wenn ich Dir sagen werde, eher nicht. Gut, gut. — Pilpai ging fort, Lotte kleidete sich an. Sie erschien als Diana auf dem Balle. Ihr schwarzes Haar, wallte in

*) Sobald ein Sclave England betritt, hat er nach den Gesetzen die Freiheit. Aber die Herren der Neger, machen, ehe sie solche nach England bringen, mit ihnen einen gerichtlichen Kontrakt, worin ihnen der Sclave zehn oder zwanzigjährige Dienste verspricht. Und so werden zum Spott des menschenfreundlichen Gesetzes, Neger nebst ihrem Kontrakte, öffentlich in den Zeitungen oder auf der Börse in London zum Verkauf ausgeboten.

in langen Locken herab. Das aufgeſchürzte Kleid machte den kleinen Fuß ſichtbar. Ihr Buſen war nur mit dünnem Flor bedekt, der runde Arm ganz entblößt. Sie iſt's, ziſchelte man ſich ins Ohr. Ob ſie deutſch kann? fragte einer den andern. Die Lüſternheit wurde allgemein; denn ein Mädchen, in ſo einer Fülle der Geſundheit, war eine Seltenheit am wollüſtreichen Hofe. Der Hofmarſchall redete ſie gebrochen engliſch an, ſie antwortete ihm fertig in dieſer Sprache, die ſie von ihrem Freunde Thimotheus gelernt. Der Hofmarſchall führte ſodann einen engliſchen Tanz mit ihr auf. — Wie leicht! ſagte ein Kammerjunker. Sie iſt gewiß eine Opertänzerin, erwiderte der andre. Sie zog die Blicke des Fürſten an ſich. Man drang in ſie, ſich zu entlarven. Sie entſchuldigte ſich mit Maskenfreiheit, und verließ den Ball. Darf ich Sie zum Wagen begleiten? frug der Hofmarſchall. Sie reichte ihm die Hand. Er küßte ſie feurig. Werden wir Sie noch lange bei uns haben, ſüße Göttin? Ein paar Tage vielleicht. O verlaſſen Sie uns nicht ſo ſchnell. Darf man nicht nach Ihrer Wohnung fragen? Im goldnen Bären. Sie

ſtieg in den Wagen. Leben Sie wohl. Der Hofmarſchall war im Begrif mit hineinzuſteigen. Fahr zu, ſchrie Pilpai, indem er die Thür mit ſolcher Heftigkeit zuwarf, daß der Hofmarſchall kaum noch Zeit genug hatte, zurück zu ſpringen. Der Teufelskerl! ſagte er, daß ich mich ganz entſetzt habe. — Die ſchöne Jägerin ward nun das allgemeine Geſpräch des Balles. Vergebens brüſteten ſich die Damen; ihre Liebhaber ſahen nicht. Der Tanzplatz ſtand größtentheils leer. Der Fürſt ſchien in Gedanken. Hofmarſchall, rief Graf Sinatelli, kennen Sie die Dame? Noch nicht. Aber befehlen Ew. Excellenz, ich will ihre Bekanntſchaft ſuchen. Sie ſcheint den Fürſten zu intereſſiren, erwiederte der Graf. Ew. Excellenz Befehl iſt mir heilig, ſagte tief gebükt der Hofmarſchall. Vielleicht bin ich ſchon ſo glücklich mörgen. — Ich kenne Ihren Dienſteifer, wertheſter Hofmarſchall, und rechnen Sie auf meinen freundſchaftlichen Dank. — So plauderten die Hofſchranzen, indeß ſich Lotte ſchon des erſten guten Schritts freute.

Am andern Morgen erkundigte ſich ein Bedienter Sr. Excellenz des Herrn Hofmarſchall

nach

nach der Demoiselle Wohlbefinden. Sie hatte Kopfschmerz, war unpäßlich. Wollt Ihr nicht eine Flasche Wein mit mir trinken? frug der Bediente Pilpai'n, der ihm die Antwort brachte. Esel, meine Herrschaft ist ja krank, wie kann ich mit Euch trinken, antwortete dieser. Ei Kammerad, wer wollte gleich so böse seyn? — Der Teufel ist Euer Kammerad, ich nicht. — Nun mein Herr, Sie sind ja auch gleich so böse! Wir wollen uns auf der Stelle vertragen. Ich hole hier eine Flasche herauf — Er bracht sie, beide tranken. Woher können Sie denn deutsch? fragte der Bediente. — Habs gelernt, antwortete der Neger. — Aber wo? — In Hamburg. — Was war Ihre Miß in Hamburg? Was sie hier ist. — Was ist sie hier? — Miß Fanny Murray. — Aber was bedient sie? — Ich bediene sie. — Kann sie aber was? — O ja, schreiben, lesen, nähen, stricken viel, recht viel, auch Ohrfeigen geben, wenn man zu naseweis ist. Versteht Ihr mich? — O ich bitte Sie mein Herr. — Ich wollts Euch rathen, stille zu seyn, ich rede mit Euch kein Wort mehr, Lumpenkerl! — und so ging er fort. Der Kundschafter kam folglich

mit einem kläglichen Bericht zurück. Bald hielt eine Kutsche an der Thür. Der Fürstliche Leibarzt begehrte der Miß aufzuwarten. Sie braucht keinen Aufwärter, sagte Pilpai, ich bin ihr genug. — Der Kerl hat keine Mores, sagte der Doktor, ich will mit ihr sprechen. Se. Fürstliche Durchlaucht haben mich geschickt. Pilpai meldete ihn an; der Doktor ward eingelassen. Er kam mit einer Menge von Verbeugungen, beklammerte ängstlich den Puls. Eschauffement beim gestrigen Tanze, nachherige Erkältung, wird sich legen, nur gehörig brauchen. Lotte war gerade bei gutem Humor, und nahm den armen Doktor in die Klemme. Sie hatte von ihrem Vater so manches über Naturgeschichte und Physik gehört, manches aus dem Büchervorrathe ihres Vaters darüber gelesen, und sagte ihm deshalb auch manchen lateinischen Namen. Der arme Doktor blieb ihr mehr als eine Antwort schuldig, und frug endlich in der Herzensangst, ob Demoiselle auch Lateinisch verstünden? Lotte bemerkte des Doktors Verlegenheit, auch griechisch, antwortete sie muthwillig. Ich rede diese Sprache gern. Sie sind ihr vermuthlich gewachsen? — Er

sah

ſah plötzlich nach ſeiner Uhr, er mußte ſich empfehlen, machte eine Menge Kratzfüße, bat, nur gehörig zu brauchen, und ging davon. — Der Hofmarſchall war indeß bei Graf Sinatelli. Der Doktor kam. Er wird uns Antwort bringen, ſagte der Graf. Ich zweifle, erwiderte der Hofmarſchall. Wie ſtehts Doktor? rief der Graf. Ich weiß alles, antwortete er, alles! — Wie heißt ſie? Das haben mir ja Ew. Excellenz Selbſt aufgeſchrieben, werd in meiner Schreibtafel nachſehen. Sie heißt — ja ſie heißt, Fanny Murray. Wer iſt ſie? — Das läßt ſich nicht ſo in kurzen Worten ausdrücken. Aber erlauben Ew. Excellenzen. Es wird Denenſelben nicht unbekannt ſeyn, daß die Engländer ein gar kuriöſes Volk ſind — Und Sie ein alter Geck. — O ich bitte demüthigſt um Verzeihung. Ich meine nur, daß weil gedachte Engländer ein kuriöſes Volk ſind, welche allerlei Gelehrte reiſen laſſen, maßen auch gegenwärtig meine Kollegen Bankius und Solander jetzo das Eismeer, und die Geſtirne beſichtigen und unterſuchen ſollen, und da wollt ich nun mein unmaßgebliches Bedenken an den Tag legen, daß gedachte Fanny Murray wohl

auch so eine reisende Gelehrte sei. — Herr ist er verrückt? — Ich bitte demüthigst, sie ist in Graecis und Latinis wohl fundirt. — Der Hofmarschall und der Graf wollten vor Lachen bersten. Ich bitte demüthigst, fuhr der Doktor fort, sie hat viel in Physicis gethan, sie hat die Historiam naturalem studirt, sie ist eine Gelehrte, sowahr ich Doktor und Hofrath bin, und wer sie nicht für eine Gelehrte erkennen will, der ist ein Idiota, ich sag es ihm ins Angesicht, ein Idiota, ich bitte demüthigst um Verzeihung. Muß ja wohl den Leuten an der Nase ansehn können, wes Geistes Kind sie sind. So sehr die beiden Hofleute lachten, so sehr bewunderten sie doch auch die Erzählung des Doktors, der diese Nachricht bald dem ganzen Hofe mittheilte, dessen Neugierde nun aufs äusserste angestrengt wurde. Der Hofmarschall entschloß sich, ihr einen Besuch abzulegen. Er ward angenommen; von Lottens Munterkeit ganz bezaubert. Er selbst fing Feuer, und die gütige Art, womit Lotte ihn behandelte, erweckte in ihm manche gute Hofnung. Graf Sinatelli indeß, hatte eine ganz andere Absicht. Er bedurfte unaufhörlich neuer Mittel, den

armen

armen Fürsten einzuschläfern, der oft nur zu empfindlich erweckt wurde. Lotte sollte ihm jetzt dazu dienen. Eine Reisende, dachte er, die keinen Anhang, keine Anverwandte im Lande hat, wird sicher mit dem ersten Günstling gemeinschaftliche Sachen machen, sobald ihr dieser nur die Hand bietet. Am andern Morgen ward eine Parforcejagd angestellt; Graf Cinatelli lud Lotten dazu ein. Sie kam in Begleitung ihres Pilpai. Ihr wurde als Zuschauerin ein bequemer Posten angewiesen, und bald näherte sich ihr der Fürst. Lotte gab an Regelmäßigkeit der Züge, vielen Damen des Hofes nach; aber an frischer Jugend und Munterkeit kam ihr keine gleich. Sie bot ihren Verstand, alle Lebhaftigkeit des Witzes auf, und bezauberte. Der Fürst bat um ihre Liebe, sie wies ihn nicht ganz ab. Alle Hofbedienten sahen ihre freundlichen Blicke von Ferne, küßten ihr, da sie in die Stadt fuhr, ehrerbietig den Rock, und baten sich ihren Schutz aus. Graf Cinatelli begleitete sie nach Hause, bat um ihre Freundschaft, und unterhielt sie von den Vergnügungen des Hofes. Sie bat um seine Gewogenheit, drückte ihm beim Aussteigen die

Hand, und der Graf freute ſich des gelungenen Anſchlags. Werdet Ihr die Kerls auch bald Parforce hetzen, wie ſie die Hirſche? fragte Pilpai. Ich denk in kurzem, ſagte Lotte. Der eine ſchickt hier etwas! Es war ein Brief des Hofmarſchalls, und eine prächtige Zitternadel. Zur Hälfte gelungen, ſagte Lotte; und am andern Morgen kam ein Kammerdiener des Fürſten, der ein Juvelenkäſtchen brachte. Ein kleines Briefchen lag mit darin. Hier iſts:

Ihre Schönheit hat Ihnen meine Liebe, Ihr Verſtand meine Hochachtung erworben. Könnten Sie ſüße Zauberin, nur einen Theil desjenigen fühlen, was Sie einzuflöſſen vermögen; dann wär mein ganzes Beſtreben, jeden Ihrer Wünſche zu erfüllen; und von Ihnen geliebt, würd ich der glücklichſte Sterbliche ſeyn. Schlagen Sie mir es wenigſtens nicht ab, beikommende Kleinigkeit anzunehmen. Ich würde untröſtlich ſeyn, wenn Sie es mir nicht einmal geſtatten wollten, Ihnen einen ſo kleinen Beweis meiner Hochachtung zu geben.

Lotte ging bedenklich auf und ab. Mein Herr! ſagte ſie zum Kammerdiener, ich bin on Auftritte dieſer Art nicht gewöhnt, und wenn

ich

ich an Ihren Fürſten ſchreibe, muß es ein langer Brief ſeyn. Er ſoll Ihnen abgegeben werden. Ihr Name? — Willig, ſagte der Kammerdiener, bat flehentlich den Brief ja nur an ihn abzugeben, küßte den Rock, und empfahl ſich. Sie ſetzte ſich hin, und ſchrieb:

Der Stand, worin ich geboren wurde, macht es mir unmöglich, Ew. Durchlaucht Erklärung nach Wunſch zu beantworten. Wär ich indeß ſo glücklich, mir einige Aufmerkſamkeit zugezogen zu haben, wünſchten Ew. Durchlaucht Selbſt, mir Beweiſe der Gnade zu geben — und warum ſollte ich an dem Worte eines deutſchen Fürſten zweifeln? — ſo iſt der Zweck meiner Reiſe erreicht, die Thränen einer unglücklichen Familie ſind getrocknet. Ueberdem iſt meine Forderung nicht unbillig. Sie macht dem Herzen des Fürſten Ehre, dem ich die Erfüllung derſelben zutraue. Ich begehre nichts als Beſtrafung eines Böſewichts, der ſich hinter ſeinen Stand verbirgt; Gerechtigkeit für ein unglückliches Weib. Doktor Müller hatte fünf Töchter, und kein Vermögen. Der Domprobſt von Rohdeburg übernahm großmüthig die Erziehung der beiden Jüngern.

Er überhäufte die ganze Familie mit Wohlthaten, und Dankbarkeit machte es dem Vater zur Pflicht, die letzte Bitte des Verstorbenen zu erfüllen, und die fernere Erziehung seiner Töchter dem Hofmarschall von Rohdeburg zu überlassen. Das Schicksal der Aeltesten dieser beiden Unglücklichen, wissen Ew. Durchlaucht. Die Jüngste befindet sich vielleicht in einer noch bedaurenswerthern Lage. Der Mann, der die Stelle des Vaters bei ihr zu vertreten versprach, der sich von Jugend an ihr Zutrauen zu erwerben wußte, hat bald auf das schändlichste gemißbraucht, und die Folgen seiner Ausschweifungen, setzen bereits diese schändliche Handlung in ihr ganzes Licht. Ihr Vater, den eine Menge von Unglücksfällen beugte, unterliegt all seinem Elende. Niemand von allen seinen Angehörigen ist jetzt, sich ihrer anzunehmen im Stande, und sie ist, ohne Ew. Durchlaucht Gerechtigkeit, dem äußersten Elende Preis gegeben. Ich, gnädiger Herr, habe nun die Vertheidigung der Unglücklichen übernommen. Mit alle dem Muth, den eine gerechte Sache giebt, komme ich hieher, suche Eingang bei Hofe, finde ihn. Fordere jetzt im

Namen

Namen des unglücklichen Mädchen, und der Ihrigen, Genugthuung, fordere, daß der Böſewicht durch den Zwang des Geſetzes vermocht werde, ihr den guten Namen, und die Ruhe wieder zu geben, die er ihr raubte. Das Bewußtſeyn einer guten Handlung, — Belohnung genug für den Edeldenkenden — wird Ew. Durchlaucht dafür zu Theil werden. Ich bin nicht, wofür man mich hält. Ich bin die Schweſter der Unglücklichen. Sie aus ihrer ſchrecklichen Lage zu reißen, mir und meinem Geſchwiſter die Schande, meinem Vater den Kummer zu erſparen, komme ich hieher, flehe einen guten Fürſten, bei dem kein Anſehen der Perſon gelten muß, fußfälligſt um Gerechtigkeit an, und bin ꝛc.

Charlotte Müller.

Pilpai überbrachte dieſen Brief dem Kammerdiener, mit der Bitte von Lotten: ihn in keines Menſchen Gegenwart, dem Fürſten beim Schlafengehen zu überreichen; und Lottens Wille, ſchien dem Hofbedienten bereits Befehl. Noch vorher ſah ſie den Fürſten in der Oper, ſie blickte ihn einigemal ernſthaft und feurig an. O Sinatelli! ſagte der Fürſt,

welch

welch ein Mädchen! Sie iſt nicht ganz unempfindlich; ihre Blicke ſagen es mir. Auch der Hofmarſchall brannte voll gleicher Begierde, auch er beſtürmte Lottens Herz, auf mancherlei Weiſe. Sie benahm ihm noch nicht alle Hofnung, denn noch mancherlei Plane durchkreuzten ihren Kopf. Sollte der Fürſt die ganze Sache wohl dem Hofmarſchall entdecken? ſo dachte ſie bei ſich ſelbſt, — und dies zu hindern, erhielt Sinatelli noch den nemlichen Abend, durch Pilpai dieſes Billet:

„Sie, theuerſter Graf, verſicherten mich Ihrer Freundſchaft, und mit dem Zutrauen einer Freundin, wend ich mich an Sie. Ich bin keine Brittin, ſondern mancherlei Unglücksfälle meiner Familie, führten mich an Ihren Hof. Es ſtehet in den Kräften Ihres liebenswürdigen Fürſten, mein ganzes Schickſal umzuſchaffen. Graf, Ihr feiner Verſtand hat es Ihnen gewiß längſt geſagt, daß ein abgeſetzter Günſtling, ſich gewiß wieder leicht emporſchwingt. Der Hofmarſchall iſt auch mein Gegner, ich habe meine Beſchwerden gegen ihn, bereits dem Fürſten vorgetragen. Ob ich glück-

lich

lich in meinem Gesuch seyn werde, weiß ich nicht. Aber suchen Sie es wenigstens so einzurichten, daß unser gemeinschaftliche Gegner nichts von meiner Absicht erfährt. Meine Dankbarkeit wird sodann keine Gränzen haben, und ich werde keine Gelegenheit versäumen, Ihnen zu zeigen, wie unendlich Sie Sich verpflichtet haben ꝛc.

Charlotte Müller.

Sinatelli stutzte nicht wenig. Nur ein paar Tage hier, und schon im Begriff, einen so wichtigen Mann zu stürzen? — Aber, der Hofmarschall, dachte er bei sich selbst, ist mir doch immerhin gefährlich. Unterliegt er, so bin ich gesichert, und sie unterliegt gewiß nicht, ohne seinem Kredit einen tödlichen Streich beizubringen. Immerhin passe ich sodann den Zeitpunkt ab, mich des Gesunkenen anzunehmen, und verstärke sodann durch einen von beiden meine Partie. Sinatelli entschloß sich also, dem Fürsten sobald als möglich aufzuwarten. Er durfte die Ausführung dieses Vorhabens nicht lange aufschieben; noch denselben Abend ward er gerufen. Der Fürst wies ihm Lottens Brief. —

Ich

Ich kann ihr nichts abschlagen, sagte er, wenn sie einen Preis dafür zugesteht. Graf, ich habe viel Mädchen gekannt, sie waren für meine Begierden, diese ist für mein Herz. Selbst Rohdeburg, fühlte er, was ich empfinde, er würde es mir verzeihen, daß ich ihn aufopfere. Sinatelli kannte den Fürsten, er wußte, daß ihm in einem solchen Falle nichts heilig war. Recht, sagte er, gnädiger Herr; nur müssen Sie zuvor Ihrer Sache gewiß seyn, und so lange muß alles für Rohdeburg ein Geheimniß bleiben. — Aber was soll ich dem Engel antworten? sagte der Fürst. An ihren Busen mögte ich fliegen, und so von ihrem Arm umschlungen, ausrufen: mache mit mir, was du willst! — Aber was schreib ich ihr? Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ichs thue? — Versucht Graf, sagte der Fürst. Sinatelli schrieb:

„Ihr Muth, anbetungswürdiges Mädchen, setzt mich in Erstaunen. Sie fordern viel. Einen der Ersten meines Hofes, einen Mann aus ansehnlicher Familie, wozu soll ich ihn zwingen? Die Gesetze sind nicht so strenge, wie Sie glauben. Aber wenn ich hoffen dürfte — o was würd ich nicht für Sie thun! Und nach

Er-

Erfüllung ſeiner Wünſche, würde gewiß keinen der Ihrigen unerfüllt laſſen. Ihr

freurigſter Liebhaber.“

Zu kalt, ſagte der Fürſt. Er verſuchte ſelbſt. Aber er zerriß ein Papier nach dem andern, nahm endlich Sinatellis Brief, unterſchrieb ihn, und ſchickte ihn ab. Lotte ſchüttelte bedenklich den Kopf. Die Armſeligen! um eine Schweſter der Schande zu entziehen, ſoll ich ſelbſt ſchändlich werden? Fort Gerechtigkeit. Liſt iſt für die Hofſchranzen gemacht. Zuerſt alſo einen Schlaftrunk für die hochfürſtl. Puppe.

„Das ſchüchterne Mädchen bebt immer vor den feurigen Liebhaber zurück. Mein Herz nur gewohnt wenig zu wünſchen, und zu hoffen, vermag nicht den Gedanken zu ertragen, daß ich vielleicht eben ſo ſchnell vergeſſen, eben ſo ſchnell vielleicht denjenigen verlieren ſoll, der zu feurig liebt, um auf ein weibliches Herz keinen Eindruck zu machen. Gern gnädiger Herr, wollt ich alles, alles für Sie thun, aber Pflicht und Unſchuld, mit dieſen ſteh ich in dem fürchterlichſten Kampfe. Nur einige Tage zur Erholung, um meine zerrüttete Sinne wieder zu ſammlen, und dann erfolgt mein Entſchluß.

O daß nicht schon selbst Leidenschaft spräche, im Busen der unglücklichen

Charlotte Müller.“

Dieser Brief ward Lotten herzlich sauer. — Das letzte affektirte Sträuben einer Romanheldin, sagte Sinatelli. Der Fürst stürmte aufs neue, mit den zärtlichsten Briefen, auf sie los; aber sie schützte wieder eine Krankheit vor. Der Fürst reisete auf ein benachbartes Lustschloß, Sinatelli sollte sie nachzukommen bewegen. Sie machte allerlei Weigerungen. Endlich schien sie sich zu ergeben. Sie versprach am Abende des folgenden Tages, mit Postpferden nach dem bestimmten Schlosse zu kommen. Ich kann, sagte sie, Graf! nicht der Scham entsagen, es so öffentlich in Ihrem Wagen zu thun. Sinatelli glaubte seiner Sache gewiß zu seyn, und reiste noch denselben Tag ab, dem Fürsten die frohe Nachricht zu bringen.

Jetzt Pilpai, sagte sie, ins Benediktiner-Kloster, und bitte die Väter Anselm und Benedikt zu Miß Fanny Murray. Auch in dieser heiligen Stätte, war schon dieser Name erschollen. Die ehrwürdigen Väter kamen, und Lotte empfing sie mit herablassender Freundlichkeit.

keit. Viel, ehrwürdige Herren, sagte sie, hat mir der Ruf von Ihnen gesagt. Lang hegte ich den Entschluß, in den Schooß Ihrer Kirche überzugehen. Der wunderbare Zufall, der den hiesigen Ort zu meinem Aufenthalt macht, bestärkte mich darin. Sie wünschte ich, für die Zukunft, zu Lehrer, Führer und Rathgeber, und darf ich es wagen, dieses zu hoffen? — So etwas hatten die heiligen Männer nicht einmal erwartet. Es war ihnen unmöglich, ihre Freude zu verbergen; ihre Lobsprüche und Danksagungen hatten kein Ende. — Hier sagte sie, indem sie ihnen die empfangenen Juwelen überreichte. Ich weiß, wie verächtlich Sie diese eiteln Dinge betrachten. Aber darf ich Sie bitten, solche anzunehmen, etwa um Ihre Kirche, oder das Bild eines Heiligen auszuzieren, und diesen, um den guten Fortgang unsers Unternehmens anzuflehn. Die Mönche steckten ein, und priesen ihre Andacht. Darf ich nun aber auch eine Bitte wagen, nur einen freundschaftlichen Dienst? Die Mönche neigten sich tief, und baten um ihren Befehl. Kennen Sie Johanna Müller? — O ich bin ihr Beichtvater, sagte Anselmo. — So wissen

Sie auch ihre jetzige Verfassung? — O sie war eine fromme tugendhafte Seele. Aber geklagt sei es allen Heiligen, sie unterlag der Versuchung. Und wissen Sie auch woher? — weil der Hofmarschall von Rohdeburg ein Mann ohne Religion ist, weil er über Sie und Ihre Lehren spottete. Er, der den Fürsten schon mehr als einmal, zur Aufhebung aller reichen Klöster rieth. — O Zeit, o Sitten! schrie Benedikt. Der Tag des Gerichts kann nicht ferne seyn, fügte Anselmo hinzu. — Wohl! sagte Lotte. Seine Irrthümer pflanzte er in Hanchens Seele, er zog sie von der Bahn der Tugend ab, und um alle seine gottlosen Absichten durchzusetzen, wollte er die Liebe des Fürsten auf sie leiten, und noch immer ist dies zu befürchten, wenn Sie nicht zur Beschützung Ihres Ordens, mir die Hand leihen. Von Herzen gerne! schrieen beide zugleich. Der Fürst hat auf mein und des Grafen Sinatelli eifriges Bitten, den Entschluß gefaßt, den Hofmarschall von Rohdeburg, mit Johanna Müller zu vermählen. Hartnäckig widersetzt er sich diesem Entschluß, weil er im voraus sieht, daß eine Meßalianz, ihn in den Augen des ganzen

Adels

Adels herabsetzen, alle seine Anhänger von ihm entfernen wird. Besonders aber den Kanzler von Edelstern, mit dessen Tochter er sich zu vermählen gedenkt. Und sein Kredit würde nicht mehr zu untergraben seyn, wenn diese Heirath erst geschehen wäre. Aber wir wollen sie hindern. — Das gebe Gott und seine Heiligen, sagten die Mönche. — Der Fürst hat mir die Ausführung der ganzen Sache überlassen. Geben Sie diesen Brief an Johanna Müller. Gehen Sie mit ihr, morgen um zehn Uhr, in den Garten unsers Gastwirths vor dem Thore, und verbergen Sie Sich, so lange bis ich Sie rufe. Sie, Pater Benedikt, verrichten die Trauung, und Sie Anselmo, sind Zeuge. Die Sache bleibt unter uns indessen das tiefste Geheimniß. Mein Anschlag gelingt gewiß. Noch manchmal wollen wir uns darüber erfreuen, — und treiben Sie doch, ehrwürdige Männer, eine Gelegenheit für mich auf, Ihnen zu dienen. Die Mönche dankten für die große Gnade, und empfahlen sich.

Pipai wurde jetzt mit einem Briefe an den Hofmarschall geschickt. Schon lange hatte sie ihn mit Hofnungen hingehalten, jetzt aber be-

stimmte sie ihm eine Zusammenkunft, vor dem Thore, in dem Gartenhause des Gastwirths. Ich bin des Briefstragens überdrüssig, sagte Pilpai, wollte lieber die Kerls Parforce hetzen. Morgen, sagte Lotte, soll's los gehen. Morgen, gewiß? Hui, knirschte der Neger, das soll mir ein Leben seyn, und gieng mit dem Briefe davon.

Oft hatte der Hofmarschall schon Lotten um eine Unterredung gebeten; sie hatte ihm aber die Neigung des Fürsten entdeckt. Jetzt berichtete sie ihm, da der Fürst die Stadt verlassen, würde ihn zu sprechen, für sie Vergnügen seyn. Sie habe sich, damit es unbemerkt bleibe, vom Wirth des Gasthofs, die Schlüssel seines vor dem Thor liegenden Gartens und des Gartenhauses, geben lassen, wo sie ihn morgen nach neun Uhr erwartete. Die Freude des Hofmarschalls war ohne Gränzen, und er bestrebte sich, sie in seiner Antwort auszudrücken. Er, und sein Fürst, der jetzt die Nachsicht des Graf Sinatelli gehört hatte, befanden sich in gleicher Lage, beide schmeichelten sich mit Erfüllung ihrer Wünsche. Pilpai erhielt indeß Lottens Aufträge, und die ganze Scene ward vorbereitet.

ret. Der Hofmarſchall kam, mit alle dem Entzücken eines Liebhabers, dem ſein Glück ahnet. Er wollte ſich gleich kleine Gunſtbezeugungen erlauben, aber Lotte verſtand es, ihn in Schranken zu halten. Er ſank zu ihren Füßen, flehte, beſchwur. Lieber Hofmarſchall! ſagte Lotte, Sie laſſen mich ja gar nicht zu Worte kommen. Das Frühſtück! rief Lotte. Pilpai brachte es, und die Gegenwart des Neger, zwang ihn zur Zurückhaltung. Trinken Sie, ſagte Lotte, und ſchenkte ein. Aus ſolcher Hand, das iſt ein Göttermahl, rief der Hofmarſchall, und verſchlang die Chokolade. Nun, wenn's ſo gut ſchmeckt, noch eins! Sie ſchenkte ein. Der Hofmarſchall trank. Pilpai verließ das Zimmer. Der Hofmarſchall wollte ſeine Liebkoſungen erneuern. Aber Lotte legte ihre Hand auf die ſeinige: ich ſchmeichle mich, ſagte ſie, mit Ihrer Freundſchaft, und deshalb wünſchte ich Sie zu ſprechen, denn ich bedarf den Rath eines Mannes, der Klugheit und Weltkenntniß beſitzt. Der Hofmarſchall küßte Lottens Hand. Nicht allein meinen Rath, ſagte er, befehlen Sie über alles, was ich beſitze. Ich danke Ihnen herzlich — aber Sie trinken nicht. Er

trank, Lotte fuhr fort: Eine wichtige Familienangelegenheit brachte mich an diesen Ort. Ich kam, um die Gerechtigkeit Ihres Fürsten anzuflehen. Er ist von meiner ganzen Sache unterrichtet, — durch wen? rief der Hofmarschall; warum wählten Sie nicht mich zum Fürsprecher? Umstände hinderten es. Aber was denken Sie von der Gerechtigkeit des Fürsten? Er fordert eine Belohnung, die ein Frauenzimmer, das Tugend und Ehre liebt, nicht zugestehn kann. Auch ich bin entschlossen, sie ihm zu verweigern, um so viel mehr, da ich meinen Zweck auf eine andere Weise erreichen kann. Es ist freilich durch List, durch einige Gewaltthätigkeit — und was meinen Sie, darf ich sie mir wohl erlauben? ich erhalte dadurch bloß, was die Gerechtigkeit mir verweigerte; ich beleidige Niemanden, als einen Böswicht, der mich und alle die meinigen kränkte — Immer hin, und ich selbst stehe Ihnen mit meinem Ansehn, mit allem was ich besitze, zu Diensten. — Aber darf ich Sie um Ihre Geschichte bitten. Sehr gerne, sagte Lotte. — Aber was fehlt Ihnen, Sie scheinen bleich zu werden. Ich weiß nicht, sagte der Hofmarschall,

ſchall, eine Unpäßlichkeit. — Um des Himmels willen, ſagte Lotte, was fehlt Ihnen? — O es iſt nichts, kleine Beängſtigungen, Uebelkeit, es wird ſich legen. Pilpai! rief Lotte, der Neger kam, ſie warf ihm einen Blick zu. Er riß den Degen dem Hofmarſchall von der Seite. Was iſt das? um Gotteswillen! rief der beſtürzte Hofmann. — Nichts, wie ein wenig Gift, ſagte Lotte, das in Ihrem Eingeweide wüthet. Er rieß das Fenſter auf, und wollte um Hülfe ſchreien — . Beruhig, niemand hört Sie. Der Garten iſt zu groß. Pilpai riß ihn vom Fenſter fort. Er verſuchte ſich los zu arbeiten, aber der Neger, warf ihn in einen Lehnſtuhl, und blieb vor ihm ſtehn. Ha, Furie! rief der Hofmarſchall, was bewegte dich, mich zu quälen? Eine bloße Galanterie, ſagte Lotte. Ich bin Charlotte Müller, die Schweſter des unglücklichen Mädchens, die du Wollüſtling, deinen Begierden aufopferteſt. Gerechtigkeit, gegen einen Böſewicht deines Standes, verweigerte mir dein Fürſt. Aber dich zu beſtrafen, das hatt ich in meinen Händen. Iſt dir dein Leben lieb? du ſollſt es behalten. Sieh hier ein Gegengift, (ſie zog ein

Glas aus der Tasche) sobald du meine Bedingung erfüllt hast. Erinnerst du dich jener schriftlichen Eheversprechung, wodurch du meine unglückliche Schwester verführtest? Sie ist in meinen Händen, im Hause meines Vaters. Willst du nun die Heirath vollziehen? — O ja, wenn ich das Leben behalte. — Nun dann sogleich die Trauung, und nachher das Gegengift, zögerst du, so ist dein Tod gewiß. Sie ging, und kam mit Hauchen und den Mönchen zurück. — Befehlen Sie, daß ich die Trauung vollziehe? fragte der Pater Benedikt. Geschwinde! geschwinde! sagte der Hofmarschall. Die Trauung ward vollzogen, und Lotte gab ihm das Glas. Lotte lachte laut auf, indem er es verschlungen hatte. Nun geruhig, Herr Hofmarschall, das Vomitif hat sich in eine Purganz verwandelt. Sie hatten weiter nichts als einige Grane Brechweinsteine bekommen, und haben nun eine Salzaufl ung bekommen. — Man denke sich die Lage des Hofmarschalls. — Er wollte wüthend werden. Ruhig, rief Pilpai, und der Hofmarschall schwieg knirschend. Gut, sagte er endlich, Ihr wollt mich zu Grunde richten, aber auch ich, ich will mich rächen.

Ge-

Geheimniſſe will ich Euch aufklären, daß Ihr alle nicht mehr wiſſen ſollt, was Ruhe auf Erden iſt. Ich will Martern, Martern für Euch hervorſuchen, daß die Teufel ſagen ſollen, ich habe ein Meiſterſtück gethan. Wißt Ihr, wer ich bin? Ein drohender Feiger! ſagte Lotte. — Schlange, du weißt dich nicht mehr zu erinnern, daß ich dich auf meinen Armen trug. — Als ich ſtudirte, war meine Wohnung neben der Curien. Mein Oheim hatte mich Deinem Vater empfohlen, bei deiner Mutter empfahl ich mich ſelbſt. — Wilhelmine und Hanchen ſind meine Kinder. Gott! rief Lotte. — Hanchen ſtürzte ohnmächtig hin. Der Hofmarſchall lachte laut auf? Will Euch lachen lehren, rief Pilpai, und gab ihm einen Stoß, daß ihm der Athem verging. Reſpekt für Sr. Excellenz, ſagten die Mönche. — Kurz vor ihrem Tode, feuchte er wieder, hatte Eure Mutter die Sache meinem Oheim entdeckt. Etwas wünſchte er wieder gut zu machen, deshalb übernahm er Wilhelminens und Hanchens Erziehung, deshalb ſeine Wohlthaten. Die Mönche bemühten ſich, Hanchen zu ermuntern. Sie kam zu ſich, um wieder in eine neue Ohnmacht zu ſinken. Lotte ſtand wie betäubt, aber in einigen Augenblicken kam ſie zu ſich. Sie grif in ihre Taſche. Hier, meine ehrwürdige Herren, ſagte ſie, indem ſie ihnen den Brief des Graf Si-

natelli gab, worin er dem Fürsten ihre Ankunft zu melden versprach) Sie sehen, daß ich noch heute dem Fürsten von der ganzen Sache Nachricht geben werde, ich gehe mit Extrapost dahin ab. Sie, meine Herren, geben es mir schriftlich, daß die Trauung vollzogen ist. Die Mönche gaben das Attest. — Ich will Euch noch mehr erzählen, sagte der Hofmarschall. Wollt Ihr auch von Wilhelminen Nachricht haben? — in meinem Schreibpult, in der untersten Schublade rechter Hand, liegen ihre Briefe. Er warf einen Schlüssel auf die Erde. Ungeheuer! sagte Lotte, und nahm den Schlüssel. Sie, meine Herren, begleiten meine Schwester ins Ursuliner Kloster, wo sie bis zur ausgemachten Sache bleibt. Die Postpferde stehen doch bereit? Ja, sagte Pilpai. Du helfst uns noch vorher die Briefschaften! sie gab ihm den Schlüssel. — Herr Hofmarschall! Fanny Murray wünscht Ew. Excellenz, glücklichen Erfolg der Kur. Auch ich kann ein Teufel seyn, Bösewicht, wenn es darauf ankömmt, Teufel zu züchtigen. Kommen Sie, meine Herren. Der Wagen steht bereit. Die Mönche halfen ihr Hanchen halb ohnmächtig fortführen. Arme unglückliche Schwester! und die Thränen liefen ihre Wangen herab, könnt ich dich doch nur zur Hälfte retten.

Ende des ersten Theils.

Müller

der Menſchenverächter

und

ſeine fünf Töchter.

Zweyter Theil.

— — God tempers the wind. — to the ſhorn lamb.

Yoriek's ſentimental JOURNEY.

Königsberg,
bei Gottlieb Lebrecht Hartung.
1788.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Woher denn, du kleine Abentheuerin? sagte Thimotheus, als der Poſtwagen mit Lotten vor der Thüre hielt. Schon haben wir uns deinetwegen manchmal geängſtiget. — Alles eilte ihr mit ofnen Armen entgegen, und empfing ſie mit der lebhafteſten Freude. Sie erzählte ihnen jetzt die Veranlaſſung ihrer Reiſe. Hanchen hatte an Thimotheus geſchrieben, ihm das ſchriftliche Eheverſprechen des Hofmarſchalls überſchickt, ihm ihre jetzige Lage entdeckt, und um ſeinen Beyſtand gebeten. Ehe ſie in ein beſonderes Zimmer ging, um Thimotheus und Friederiken dieſes, und was unſre Leſer ſchon wiſſen, zu erzählen, hatte ſie vorher ihren Vater bewillkommt. Haſt du alles gut ausgerichtet? frug Müller nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. So ziemlich, lieber Vater, antwortete Lotte. So muß man zufrieden ſeyn, denn gut kann mans ja in dieſer Welt nicht fordern. Er ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück,

und frug nicht weiter. Indessen nun Lotte den andern erzählte, kam Pilpai zu seinem alten Gönner. Wie gings? fragte ihn Müller. Toll genug, sagte ihm der Neger. Das war ein Leben. Ein Komplimentiren, Karessiren, Briefe tragen, daß den Teufel graute. O ich habe viel gesehn! Den Fürsten, die Oper, Parforcejagd und den Hofmarschall. Was für Gebehrden er machte, wie eine Schildkröte, die man am Felsen zerschmettert hat, daß die Schale abspringt. Es war gerade so eine Handvoll für mich. Ich hätte ihn gerne mehr gebart; nur Miß Fanny Murray wollte nicht. Muß mir doch das alles erklären lassen, sagte Müller, stand auf und ging zu Lotten. Diese erzählte ihm nun alles, nur nicht das letzte Geständniß des Hofmarschalls; denn sie fürchtete ohnehin, daß er das übrige bald erfahren würde. Müller lachte laut auf. Was ist Ihnen lieber Vater? fragte Friederike. — O nichts, laßt mich doch auslachen, erwiederte Müller. Ich lache bloß über mich alten Knaben. Nie, nie ist es mir eingefallen, daß, wer einen Rosenstock pflanzt, auch sicher die ersten Knospen davon abbrechen will. Von Wilhelminen werden wir viel-

vielleicht bald ähnliche Dinge erfahren. Wissen Sie etwas, lieber Vater? fragte Lotte ängstlich. Nichts, als daß sie fort ist; aber wahrscheinlich auch so ein Hofmarschallsgeschichtchen, auch eine Intrigue. Aber Kinder, wir werden sie erfahren, gewiß, wenigstens, wenn der droben einst seine große Musterung hält, wenn jeder Schurke da steht, von seinem Gewissen mit Verzweifelung gebranntmarkt, und wenn man Geld, Titel, Ordensband und Narrenkappe, alles gleich verachtet. Die großen armen Sünder, sie werden lustig anzusehn seyn, wenn sie keine Intrigue mehr machen können. Wir wollen uns gedulden, sind ja nur eine Spannlang vom Grabe. Sey ruhig Müller. Er zündete seine Pfeife an und ging fort.

Lotte erzählte ihnen auch jetzt den schrecklichsten Theil von Hanchens Geschichte, und hier, sagte sie, sind auch Wilhelminens Briefe. Sie lasen.

Jetzt in einem fremden Lande von aller Welt verlassen, fühle ich ganz die traurigen Folgen desjenigen Schrittes, der mich auf ewig unglücklich macht. O daß ich Sie verließ! Sie, der Sie mir so wohl wollten, mit wahrer väterlichen

terlichen Güte für mich sorgten. Ich bin nicht so strafbar als ich es Ihnen scheine, und vielleicht wird Ihr edles, menschenfreundliches Herz Sie bewegen, noch etwas für Ihre unglückliche Wilhelmine zu thun, wenn Sie es hören, wie sehr ich hintergangen ward. Der Freyherr von Elfenstein bewarb sich um meine Gunst, Sie bemerkten es selbst und rühmten mich, weil ich ihm auswich. Die vortheilhafte Bildung des Mannes gefiel mir, so wie sein Aufwand die Augen des Hofes an sich zog. Dennoch vermied ich ihn, weil Sie es wollten, bis auf jenen unglücklichen Maskenball. Er drang mit so viel Heftigkeit in mich, ihn nur einige Augenblicke zu hören; sagte, daß er mir ein wichtiges Geheimniß entdecken müsse. Neugierde, vielleicht auch schon eine aufkeimende Leidenschaft, bewegten mich, ihn zu hören. Noch sind seine Worte meinem Gedächtniß eingegraben. Sie reifen, sagte er, einem traurigen Schicksal entgegen. Bemerken Sie die Aufmerksamkeit aller Hofleute, die Schmeicheleyen des Fürsten, und denken Sie an das Schicksal der Fräulein von Schmerlenbach. Sie war vor wenig Monaten noch der Götze des Hofes.

Ihre

Ihre Reize, ihr Verstand hätten ihr gewiß den besten Gatten erworben, und jetzt von jedermann verachtet, verweint sie den Ueberrest ihres Lebens im Kloster. Wilhelmine, Sie sind zu gut, die flüchtige Leidenschaft eines Fürsten zu befriedigen. O können Sie sich entschlüßen, die Gattin eines Mannes zu werden, der Ihnen seinen Stand, sein Vermögen und sein Herz anbietet. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, auch Sie einst verachtet und unglücklich zu sehn. — War es mir unerfahrnem Mädchen wohl zu verargen, daß dieser Mann sogleich mein ganzes Zutrauen erwarb, und bald auch mein ganzes Herz besaß? — Ich warf mich in seine Arme, und eilte mit ihm davon. O sagte er, wenn wir nur erst über die Grenzen des Fürstenthums, nur erst allen Verfolgungen und Nachforschungen entwichen; dann soll auch bald der Seegen der Kirche unser Bündniß krönen. Der Mann erinnerte sich selbst, sollte ich ihm also wohl an sein Versprechen denken helfen. Er gab mich überall für seine Frau aus, wir waren unaufhörlich ohne Zeugen beysammen. Er besaß meine Liebe, mein Zutrauen; und wäre es möglich gewesen, ihm etwas zu

weigern. Wir hielten uns an verschiedenen Orten auf. Sein Versprechen wurde vergessen. Ich einnerte ihn oft mit Thränen; er fand Ausflüchte. Endlich glaubt ich ein neues Recht auf ihn erhalten zu haben; ich empfand es, ich würde Mutter werden, und er hörte dies Geständniß mit außerordentlicher Verlegenheit. Wir reisten weiter, und nun war ich über hundert Meilen von meinem Vaterlande entfernt. Wilhelmine! sagte er an einem Abende, es muß zwischen uns zu einer Erklärung kommen. Sie haben Verstand, und werden es also leicht wissen, daß man einem Mädchen, die man liebt, um ihrer Delikatesse zu schonen, die Ehe verspricht. Ich bebte bey diesem Eingange. O ich kann unmöglich an die Erfüllung dieses Versprechens denken. Ich würde mir den Spott aller Standespersonen, die Verachtung meiner Familie zuziehen. Ich weinte, ich flehte. — Zeigen Sie, Wilhelmine! daß Sie Verstand besitzen; war alles, was ich zur Antwort erhielt. Und was soll aus mir werden? schrie ich endlich. Das, erwiederte er, ist eine vernünftigere Frage. Sie auf den gegenwärtigen Fuß mitnehmen, ist unmöglich. Mein Va-

ter

ter hat mir eine Gattin bestimmt, und mich deshalb zurückberufen. Ich kannte sie freylich nicht. Aber, sie besitzt 32 Ahnen, und ein ansehnliches Vermögen. Und dafür, Barbar! wirfst du ein zärtliches Herz von dir? Nicht doch Närrchen! du mußt dich entschließen, meinen Kammerdiener zu heyrathen, und als Frau meines Kammerdieners kommst du mit. Der Anschlag machte mich rasend, ich fluchte, ich tobte, ich bat den Himmel mich zu vernichten. Aber was halfs, ich sollte mich entschlüßen, oder zurück bleiben. Von aller Welt verlassen, wollte ich zu Ihnen zurück fliehen, aber in dem Zustande, wo ich war, dort der Gegenstand der allgemeinen Verachtung werden, wo ich von jedermann bewundert und geliebt war? — Die Postpferde kommen in einer Stunde. Hier ist Pater Agapetus und mein Kammerdiener; nun entschlüssen Sie sich. Der Kammerdiener nahm meine Hand, in der Verzweifelung sagte ich das unseelige Ja, und wir reisten ab. Ersparen Sie mir, Ihnen hiebey meine Lage zu schildern; wie wenig war ich für diesen Stand? Ich konnte in ihm nicht anders als unglücklich seyn. Mein Mann, der wirklich Neigung für mich

fühlte, wurde bald eiferſüchtig. Der Freyherr hatte ſich indeß verheyrathet. Wir wollen deinen Mann, ſagte er, ſchon kirre machen. Er hatte Verbindungen mit einigen vom Militair, und eh ich mich verſah, war mein Mann Soldat. Der Auditeur ſagte mir jetzt, daß ich ſeiner los werden könnte, und auf die Scheidung dringen ſollte. Ich thats, wir wurden geſetzmäßig geſchieden. Der Freyherr hatte indeß einen neuen Plan gemacht, aber er wurde vereitelt. Ich hatte Zeit gehabt, mich zu bedenken und zu bereuen. Er ſtaunte, als ich ſeine Anträge mit Verachtung zurück wieß; aber mir ſchauderte, wenn ich nur an mich ſelbſt dachte. Was ſollte ich thun? Verſchiedentlich hatte man mir von einer alten Dame erzählt, die von der ganzen Gegend verehrt, ihr Leben im Wolthun zubrachte. Ihr entdeckt ich meine ganze Geſchichte, meine vorhabende Rückkehr zur Tugend. Sie nahm mich in ihr Haus auf, durch ſie lernte ich mich ſelbſt und meine Pflichten kennen. Aber vor wenig Tagen forderte ſie der Himmel, durch einen plötzlichen und ſanften Tod von der Welt. Jetzt bin ich wieder von allen verlaſſen, weil ich mich in meiner Einſam-

keit den Blicken eines jeden entzog. Zu Ihnen wag ichs jetzt, meine Zuflucht zu nehmen. Zwar glückte es einem Verführer, mich zu betäuben; aber immer blieb Ihnen meine Hochachtung. O wenn ich Ihnen noch jetzt nicht verhaßt wäre, wenn Sie sich noch jetzt einer leidenden Unglücklichen annehmen wollten, die durch harte Schicksale gestraft, und Gott sey Dank! auch gebessert ist. Die Vorsicht, die keine That unvergolten läßt, und das eigne Bewußtseyn derselben, würden Sie gewiß unendlich belohnen, und ewig würde der Dank währen, Ihrer Unglücklichen

Wilhelmine Ewald geborne Müller.

Kopia.

Auf Befehl Sr. Excellenz, Herrn Hofmarschalls Emilius Maria Freyherrn zu Rohdeburg, soll ich der Wilhelmine Ewald geborne Müller, hiedurch berichten, wasmaßen sie, durch die ihr wohl bewußte Vergehungen, sich Sr. Excellenz hohen Gnade so unwerth gemacht, daß Dieselben sich ihrer völlig entschlagen, und ihrer ferneren Briefe überhoben zu seyn wünschen, welches ich auf Sr. Excellenz hohen Befehl habe anzeigen wollen.

Franz Wilibald, Sekretarius.

Was

Was sagt ihr dazu? frug Lotte. O meine unglückliche Schwester! sagte Friederike, und fiel ihrem Mann um den Hals. — Ich verstehe dich liebes Weib, ihr soll geholfen werden, wenns möglich ist. Ich will sogleich an sie schreiben, und, Gott gebe, daß wir nur mit ihr und Hanchen aufs Reine kommen. Meine Angst ist für beyde noch immer groß.

Meine Leser werden indeß vielleicht vom Hofmarschall einige Nachricht wünschen? Dieser war Lottens Verlangen gemäß, ohne alle Begleitung, zu Fuß nach Hause gekommen, und Sr. Excellenz wurde wegen des bewußten Medikaments, die Rückkehr in die Stadt, ungemein beschwerlich. Sie legten sich auch sogleich zu Bett, waren aber immer noch in der größten Verlegenheit, ob Lotte ihm nicht wirklich etwas Gift beygebracht. Ich bitte demüthigst, mich zu entschuldigen, sagte der Leibarzt, wenn ich ein Konsilium vorschlage: denn in 40 Jahren ist mir nicht so ein Vorfall begegnet. Er verschrieb indeß vor der Hand Olitäten die Menge, welches dann die Wirkung beförderte, rief seine berühmtesten Kollegen zusammen, und, nachdem sie zwey Stunden mit einander disputirt,

tirt, kamen sie darin überein, daß der Fall sehr mißlich sey: und wenn der Hofmarschall ein starkes Gift bekommen, die Wirkung in kurzem; bey einem feinen aber, in etwas längerer Zeit werden dürfte.

Im Lustthal, dem Jagdschlosse des Fürsten, war indeß alles beschäftigt. Die Köche schwitzten, die Kapelle probierte. Am Ende der Allee wurde ein Feuerwerk errichtet. Se. Durchlaucht sprachen mit Sinatelli, von Lottens Reizen, und sahen alle Augenblick nach der Uhr. Der Abend kam, das Schloß war illuminirt, die Tafel gedeckt; die Köche fluchten. Der Fürst wurde ungeduldig, Sinatelli verlegen; und Charlotte kam nicht. Daß Sie das gute Mädchen nicht meinem Befehle gemäß in Ihrer Equipage brachten, sagte der Fürst, Sie ist vielleicht umgeworfen. Der Postzug soll vorfahren. Der Fürst donnerte, daß er so lange blieb. Er kam; der Fürst und Sinatelli flogen in den Wagen; fahrt zu nach der Stadt! Sie kamen glücklich bis ins herrschaftliche Schloß, und nichts war von Charlotten zu hören. Der Fürst war äußerst aufgebracht. Sinatelli lief zum Hofmarschall. Se. Excellenz befinden sich

höchst

höchst unpäßlich, und sind eben in einen kleinen Schlaf gerathen. Was fehlt Ihnen? fragte Graf Sinatelli. Ach! schreckliche Dinge haben sich ereignet, eine Vergiftung. Der Graf forschte weiter und erfuhr jetzt die ganze Geschichte, wiewohl so unzusammenhängend, daß er es fürs klügste hielt, sich selbst zu den Ursulinern zu begeben. Hanchen wurde ans Gitter gerufen; sie erzählte ihm, wie der Hofmarschall, nachdem ihm alle Versuche fehl geschlagen, sie durch eine Eheversicherung um ihre Unschuld gebracht; wie ihre Schwester, da der Fürst, auf die Erfüllung dieses Versprechens einen so schändlichen Preis gesetzt, solches durch List zu erhalten gewußt; sie erzählte ihm den ganzen Zusammenhang. Der feine Hofmann selbst erstaunte, und der Fürst nicht weniger. Seine Leidenschaft zu Lotten ward um so viel heftiger. Vielleicht, rief er, ist sie noch einzuholen. Ein Jagdjunker und einige Jäger warfen sich auf Parforcepferde. Ihr macht euer Glück, wenn ihr sie bringt! und sie eilten fort. Aber Lotte hatte bereits einen zu großen Vorsprung. Die Pferde ermüdeten und sie kam glücklich davon. —

Thimotheus wandte sich nun an den Fürsten, und ersuchte ihn, Hanchen als die rechtmäßige Gattin des Hofmarschalls zu erklären. Es wurde viel pro et contra darüber gestritten, und endlich glückte es Lotten mehr als allen Rechtsgelehrten, die Sache durchzusetzen. Sie schrieb einen schmeichelhaften Brief an den Fürsten, und nach wenig Tagen brachte eine Estafette diesen Brief.

Sehen Sie anbetungswürdiges Mädchen, wie groß noch Ihre Gewalt über mein Herz ist. Ich schicke Ihnen hier das Urtheil meines geheimen Raths, welches ganz zum Vortheil Ihrer Schwester ausfällt. Ihnen nur allein hat sie es zu verdanken, und mehr, weit mehr, würde ich für Sie thun, wenn Ihr heldenmüthiger Geist, auch eine sanfte Empfindung fühlen könnte. Sie sind zum Herrschen, nicht für den Stand geboren, worin Sie leben. Könnten Sie sich doch entschlüssen, über das Herz eines Fürsten zu gebieten, der außer der Erfüllung dieses Wunsches kein Glück auf Erden kennt. Alles, alles theurestes Mädchen, würd ich um Ihrentwillen aufbieten. Die Befriedigung Ihrer Wünsche, würde mein unabläßiger

Gedanke

Gedanke seyn. Verehrt wie eine Göttin, sollten Sie Ihr Leben an meinem Hofe hinbringen, und Ihr Glück sollte so unermeßlich seyn, wie die Liebe Ihres, — u. s. w.

Gottlob! sagte Lotte, die Sache unsrer Schwester ist glücklich zu Ende; aber was meint Ihr zu dem Briefe. Schwester! Schwester! sagte Thimotheus: laß dich nicht berauschen! Hat keine Noth, antwortete ihm Lotte. So sehr ich mich auch nach Glück und Freude sehne, so giebts doch Dinge auf der Welt, die für mich einen höheren Werth haben. Sie antwortete dem Fürsten im Namen ihres Vaters, und dankte ihm für seine Gerechtigkeit. Der Hofmarschall sah sich gezwungen, Hanchen einen Theil seines Vermögens abzutreten, und, um nicht das Gespötte des Hofes zu seyn, bat er um landesfürstliche Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, eine Reise nach Paris und Neapel zu thun.

Es vergingen einige Wochen, als eine prächtige Equipage vor Müllers Thür hielt. Wohnet hier Doktor Müller? fragte ein Laufer. Kaum hörte er ja, als er die Thür aufriß; und Graf Sinatelli war in dem Zimmer des

Doktors.

Doktors. Se. Durchlaucht, der Fürſt, mein Herr, haben, fing der Graf an, viel von Ihrer Geſchicklichkeit gehört, und haben mich hergeſandt, Ihnen die Stelle des erſten Leibarztes anzutragen. O, fürwahr, eine große Ehre! ſagte Müller. Es freut mich, daß Sie ſolche erkennen, erwiederte der Graf. Nach Verdienſt, nach Verdienſt, ſagte Müller; und Sie mein Herr ſind ein Graf? Graf Sinatellt zu dienen. — Und erſter Miniſter des Fürſten? — Ich habe die Ehre! — Folglich auch ſein Vertrauen? — Ich ſchmeichle mir dies zu beſitzen! — Nun denn werden Sie mir auch wohl ſagen können, warum man den alten Doktor Müller, von dem ſich kein Sackträger mehr etwas für die Kolik verſchreiben läßt, zum Fürſtlichen Leibarzt haben will? — Mein Herr, Ihre Verdienſte. — Müller lachte gräßlich. Pfui mein Herr! der Graf ſollte wie ein Mann von Stande, auch als ein ehrlicher Mann antworten. Der Miniſter ſollte ſeinen Fürſten zu einem berühmten Arzte gewieſen haben, und der Vertraute ſollte abgefeimter ſeyn. Sie werden beleidigend Herr Doktor. Thut mir leid von Herzen. Aber es iſt ſo meine Sitte,

daß ich gerne den Grund von jeder Sache ein wenig prüfe. Was meinen Sie Herr Graf? zwey meiner Töchter wurden bereits ein Opfer von ihrem Hofe. Der alte Müller ist ein armer unglücklicher Mann. Von fünf Kindern sind ihm nur noch zwey übrig. Eine ist das treue Weib eines ehrlichen Mannes, daß es die andre werden soll, darum bitte ich Gott, und beyde Herr — verstehn Sie deutsch? sind ein zu köstlicher Leckerbissen auch für fürstliche Sünder. Herr Doktor, Sie urtheilen falsch, und versäumen eine Gelegenheit, gerade Ihre Tochter glücklich zu machen. O mein gnädiger Gönner, dank unterthänigst, daß Sie mich daran erinnerten. Er nahm seine Mütze ab. Herr Graf, diese Haare sind in Ehren grau geworden, und mein Schwiegersohn futtert mich tod; und müßte nicht selbst der niedrigste Teufel den alten Müller verachten? — Ja Herr in der Hölle unter den Verdammten würde ich mich schämen. Pfui Herr! könnten Sie es doch fühlen, wie schändlich es ist, einem alten Vater anzubieten, sich durch den Sündenlohn seiner Töchter zu bereichern. Verzeihen Sie Herr Graf, weiß nicht was Hofsitte ist. Sie lachen vielleicht über

die

die bürgerliche Einfalt; nun ich will mit lachen. Ich denk Sie gingen; denn Gott weiß ich schäme mich Ihres A B C Buchs Gesichts. Pfui ein Hofmann. Der Graf knirschte mit den Zähnen und ging fort. Müller riß noch das Fenster auf, und rief ihm nach: empfehle mich und meine Kinder zu Gnaden.

Hat er es angenommen? rief ihm der Fürst entgegen. Der Teufel steckt in dem Kerl, antwortete Graf Sinatelli, und erzählte ihm den Vorgang. Beide deliberirten. Man muß alles wagen, sagte der Fürst, meine Leidenschaft ist ohne Grenzen. Es verflossen einige Tage, als ein fürchterliches Geschrey in Müllers Küche entstand. Lotte lief hinzu. Pilpai schlug auf die Köchin ganz unbarmherzig, und schon waren seine Hände voll Blut. Halt ein! schrie Lotte. Kann nicht, sagte Pilpai, so lieb ich sie hatte. Konnte nicht glauben, daß hinter dem ehrlichen, auch so halb schwarzen Gesicht, solch ein Rabenaas stecke. — Was giebts denn? — Fragt nur; diese Nacht solltet Ihr fortgeholt werden, und ich sollt still seyn, und Euch nicht helfen, wenn Ihr schreyen würdet. Die Katze lachte mich immer aus, wenn ich ihr

so was liebes vorsagte, und seit ein paar Tagen war sie so freundlich, bis es heraus kam. Aber warte, ich will dich rütteln. Lotte hatte Mühe, ihn zu bändigen. Sie berathschlagte mit Thimotheus, was zu thun sey. Endlich kam sie auf einen Einfall, und nun mochte man ihr auch einwenden was man wollte; sie drang auf die Ausführung. Der Köchin ward Vergebung versichert, wenn sie hülfreiche Hand böte; und die Nacht kam heran. Leise öfnete die Köchin die Hausthür. Vier Bediente eilten nach Lottens Zimmer. Löscht das Licht aus, sagte die Köchin, ihr müßt die Glasthüre des Herrn Thimotheus vorbey. Sie schläft fest, sagte der eine Bediente; man grif zu; einer hielt den Mund zu, und den Augenblick war man vor der Thür. Aber man denke sich ihr Erstaunen, eine schwarze Figur war in ihren Händen, die auf einmal fürchterlich loszuschlagen anfing. Mit jedem Schlage taumelte einer von den ausgemergelten Kerlen. Es ist der Teufel! schrie der eine, und machte das Kreuz. Gott sey unsrer armen Seele gnädig, rief der andere. Sie wollten entfliehn; aber mit einmal brachen einige Kerle mit Peitschen aus dem

Hinter-

Hinterhalt hervor. Gewalt! Mörder! Tönte jetzt in einem Augenblick durch die Straße. Die Kerle mit den Peitschen entflohn; aber fünf verkleidete Lakeyen, und Pilpai im Weiberneglige, der unbarmherzig auf sie losschlug, fielen der Wache in die Hände. Die armen Kerle waren in einer traurigen Verfassung. Der eine spie ein halb Dutzend Zähne aus, der andere versuchte, ob die zerquetschte Nase noch zwischen den Backen hervorzuziehen sey. Alle wollten umkommen, und unglücklicher Weise war der berühmteste Arzt mit dem Chirurgus bey einem vornehmen Kranken auf dem Lande. Freylich gab es noch mehrere in der Stadt, aber ein Paar waren zu reich, um nach Mitternacht aufzustehn; ein dritter mußte den Schweiß abwarten; der vierte hatte das Podagra, und, nachdem der von der Wache abgeschickte Soldat, die halbe Stadt durchlaufen war, führte ihn das Ohngefähr zu Doktor Müller. Er eilte hin. Der war gleich willig und ging mit, um so viel mehr, da es ihm einfiel, das Getümmel sey gerade vor seinem Haus gewesen, und hier könne er sich doch recht darnach erkundigen. Verbinden Sie mich nur zuerst, sagte derjenige,

der am wenigsten beschädigt war, und machen Sie nur, daß man mich aus der Wache läßt. Und warum das? fragte der Doktor. Ich werde es Ihnen im Vertrauen sagen; und zog ihn in einen Winkel. Meinem Herrn Nachricht zu geben, der mit der Postchäse lauert. Und wer ist denn Euer Herr? Ein Mann bey dem Sie gewiß auf ein reiches Douceur rechnen können. Se. Excellenz Herr Graf Sinatelli. O habe die Ehre Sr. Excellenz bekannt zu seyn. Aber wem galts denn diesmal? O der Tochter des alten Quacksalbers, die unserm Fürsten so den Kopf verrückt hat. Wir wollten sie aus dem Bette holen. Meinem Herrn wird sicher die Zeit vor dem Thore verteufelt lang währen. Vortreflich sagte Müller. Wollte, daß er warten müßte, ewig warten, mit der Angst eines Verbrechers, der noch nicht weiß, ob ihm Galgen oder Rad zu Theil werden soll. Indeß dieses vorging, merkten Se. Excellenz wohl, daß der ganze Anschlag mißlungen war, und kehrten schleunigst zurück. Am Morgen war die Geschichte stadtkundig. Was sich die Leute um des Doktors Tochter reißen, sagte die eine, weiß doch auch nicht, wo es ihr sitzt, und

warf

warf das Köpfchen in die Höh. Ach daß sich Gott erbarm! sagte eine alte Muhme, ist ja schon des Nachts Mord und Todschlag auf der Straße. Will wohl nichts böses ahnen; aber es ist doch immer bedenklich, daß der Mohr in ihrem Bette war, setzte eine andre hinzu. Die Stimmen der klügern waren indessen auch getheilt. Das Mädchen ist zu wild, und hat zu kek gehandelt, sagten einige. Sie hat gerade recht gethan, riefen die andern; der Fürst und seine Hofschranzen werden sich nicht noch einmal lächerlich machen.

So bliebs denn eine Zeitlang ruhig, während welcher Thimotheus Nachrichten von Wilheminen einzog Sie waren froher, als er sie erwartete. Sie hatte allem Unglück Trotz geboten, und glücklicher Weise in dem Hause ihrer alten Wohlthäterin so viel erlernt, daß sie sich durch eigne Arbeit, wiewohl mühsam, ihren Unterhalt erwarb. So hatte sie ein Paar Jahre lang hingebracht, und da sie sich in eine Stadt begeben, wo man ihr Schicksal nicht wußte, so hielt sie sich im unbescholtesten Rufe; als Kaufmann Moritz, ein bejahrter und verheyratheter Mann, ihr sein Haus anbot; der

sie auf eine vorzügliche Weise behandelte. Thimotheus glaubte diesem Manne seinen Dank schuldig zu seyn, eilte ihm schriftlich denselben abzustatten, und staunte nicht wenig als er folgende Antwort erhielt:

Sie halten sich mir verpflichtet, theurer, verehrungswürdiger Mann! Und alles, was ich that, ist nur geringe geachtet, gegen dasjenige, was ich von Ihnen erhielt. Sie werden sich wundern, mich unter dem dritten Namen kennen zu lernen. Dieser aber ist eigentlich mein rechter, den ich damals ablegte, als ich unter dem angenommenen Walter, in eine Schauspielergesellschaft trat. Ihr großmüthiges Betragen, Ihr letzter Brief, erfüllten mich mit Scham und Reue. Ich beschloß Ihre Güte zu verdienen; ich begab mich nach meinem Geburtsorte zurück, wo ich in meinen früheren Jahren, den Handel erlernt hatte. Durch die Vorsprache meiner Anverwandten nahm mich ein Kaufmann in seine Dienste, dessen Zutrauen ich erwarb, und nach seinem Tode, erhielt ich die Hand seiner Wittwe. Längst würde ich die Sorge für die Erziehung meiner Kinder Ihnen abgenommen haben, wenn ich nicht befürchtete, daß

meine

meine Frau damit unzufrieden seyn würde. Ueberdem bin ich überzeugt, daß Sie gewiß alles für sie thun, und es mir erlauben werden, die ferneren Kosten ihrer Erziehung zu tragen. Es freute mich, daß ich der unglücklichen Wilhelmine einigen Beystand leisten, hiedurch ihrer Familie einen geringen Theil der unwürdig empfangenen Wohlthaten zurück geben konnte, und ich hoffe Ihnen mein ganzes übriges Leben hindurch zu zeigen, daß ich Ihrer Theilnehmung nicht unwürdig war.

Thimotheus freute sich herzlich! Friederike war stolz, einen Mann zu besitzen, der immer Gutes that. Sein Beyfall ward Lotten immer theurer, und ihr Bestreben, ihn zu erringen, milderte das Ungestüme ihres Charakters, der auch durch Friederikens Umgang immer mehr weibliche Sanftmuth annahm.

Bey Hofe hatte sich der Kammerherr von Silberstern die Ungnade des Fürsten zugezogen, seine Dienste und sein Land verlassen, sich ein schönes Haus neben dem Müllerschen, und ein benachbartes Landgut gekauft. Er wollte den Rest seines Lebens, entfernt von Geschäften, hinbringen, ohngeachtet er erst 40 Jahre

alt war; und seinem Sohne, der eben von der Universität zurückgekehrt war, empfahl er beständig die Vortheile des Privatlebens. Ich weiß nicht, sagte Thimotheus, was ich aus dem Manne machen soll; er sagt es immer in den künstlichen Phrasen, daß er zur Natur zurückkehren wolle, und hält bey einer Tafel, die sich unter der Last von Schüsseln beugt, die Lobrede der Mäßigkeit. Der junge von Silberstern war ein wohlgebildeter Jüngling. Für die Bildung seines Verstandes war früh gesorgt worden. Sein Herz aber schien völlig vernachläßigt. Oft blickte die natürliche Güte desselben hervor, und sein Feuer hätte ihm bisweiler zur Empfehlung gereicht, wenn er nicht überall die Spuren der akademischen Wildheit noch an sich getragen hätte. Er suchte Umgang mit Thimotheus, that bald Lotten die zärtlichsten Anträge, und Pilpai wurde sein großer Fürsprecher. Heyrathet ihn doch, sagte er zu Lotten; er kann springen und klettern, daß es eine Freude ist, aufs wildeste Pferd wirft er sich hinauf, und wenn ich nur eine Hand gegen ihn brauche, so kann ich im Ringen nicht mit ihm fertig werden. Lotte lachte. Sie hielt

die Anträge des jungen von Silberstern für einen flüchtigen Einfall, aber sie und Thimotheus erstaunten, als auch sein Vater ihr ernsthaftere Anträge that. Der junge Mann wurde Lotten eben nicht mißfällig. Thimotheus indessen glaubte immer, daß bey dieser Sache noch etwas anderes zum Grunde liegen müsse. Freylich hatte der Kammerherr sich schon seit 3 Jahren aus dem Staat des Fürsten begeben, aber das Haus doch nur seit ein paar Monaten gekauft, und zu der nemlichen Zeit auch den Sohn von der Akademie zurückberufen. Er versicherte also jederzeit dem Kammerherrn, Lotte sey keine für den Herrn Sohn anständige Parthie, und Lotte vermied auf sein Anrathen den Umgang mit dem jungen von Silberstern, der aber durch Pilpai bey dem alten Müller eingeführt wurde. Der Alte brachte gemeinhin den Morgen in seinem Garten hinter dem Hause zu, der nur durch einen Zaun von Brettern vom Silbersternschen getrennt war. Hier sah der alte Doktor einmal seinen Neger mit noch einem jungen Menschen hin und zurück springen. Die Neugierde trieb ihn doch endlich näher. Herr, sagte Pilpai, seht einmal, der kann springen

wie

wie einer in der Stadt. Silberſtern machte ihm ſein Kompliment. Nun ſagte Müller, bey mir iſts Empfehlung für Sie, daß Ihr Körper noch ungeſchwächt, und daß Sie noch an meinem Pilpai Geſchmack finden. So entſtand eine Art von Bekanntſchaft, und Müller redete in einigen Wochen mehr mit dem jungen Silberſtern, als er in einigen Jahren mit irgend einem Menſchen geſprochen hatte. Thimotheus wunderte ſich nun noch mehr, als ihm der Kammerherr ſagte, daß er nebſt ſeinem Sohne, Herrn Doktor Müller aufzuwarten wünſche. Vergeblich wiederrieth ers, und da beyde darauf beſtanden, glaubte Thimotheus Müllern vorbereiten zu müſſen. Er ſagte ihm ihre Anträge, und ſeine Bedenklichkeiten. Hat der Kammerherr noch Konnectionen am fürſtlichen Hofe? fragte Müller. Dieſes weiß ich nicht. Wart nur, ſagte Müller, und bedachte ſich einige Augenblicke. Gehe zum Poſtmeiſter Rößner. Der iſt ja ſchon vor 6 Jahren geſtorben. So? das fiel mir nicht einmal bey. Schade! — Warum lieber Vater? fragte Thimotheus. — Man könnte ſich, antwortete Müller, doch wenigſtens erkundigen: ob er noch

viel

viel Briefe aus der fürſtlichen Reſidenz erhalte, und an wen er daſelbſt ſchreibe.' Mit einem abgeſetzten Hofmann wird ſich wohl keiner viel abgeben, aber eher mit einem Emiſſair. Man könnte vielleicht auf eine Spur kommen, fiel Thimotheus ein. Der jetzige Poſtmeiſter iſt mein Bekannter, ich will mich erkundigen. Er ging hin. Der Kammerherr hatte nur bisher mit ein Paar ſeiner Anverwandte korreſpondirt; ſeitdem er aber in die Sadt gezogen, ſchrieb er oft an den Regierungsſecretair Bürger, und empfing auch häufiger Briefe als vorher. Hier iſt gerade einer an ihn, ſagte der Poſtmeiſter. Thimotheus warf einen zufälligen Blick darauf, trat erſtaunend zurück, und betrachtete den Brief aufmerkſamer, empfahl ſich dem Poſtmeiſter und ging davon. Lotte, ſagte er, haſt du noch die Billete vom Graf Sinatelli? Hier ſind ſie, antwortete Lotte, und holte ſie aus dem Schranke hervor. Richtig, rief Thimotheus, traue Silberſternen jetzt weniger als jemals. Sein Vater erhielt heute einen Brief, mit eben dem antiken Kopfe beſiegelt, der hier ſteht. — Müller hatte Thimotheus für ſein Fenſter vorbeykommen geſehn, und zufällig war

ihm

ihm wieder Silberstern eingefallen. Wie war der Erfolg deines Ganges, frug er. Thimotheus erzählte ihm seinen Argwohn, und in dem Augenblick ließ der Kammerherr sich, nebst seinem Sohne melden. Weisen sie die Leute ab, sagte Thimotheus; um Gotteswillen nicht! antwortete Müller, ich muß den gnädigen Herrn sprechen. Vater, machen Sie sich nicht Feinde mehr, sagte Thimotheus. Ich muß sie sprechen, und sollt es auch den alten Kopf kosten, fiel ihm Müller hastig ein, ging heraus und führte sie in sein Zimmer.

Der Kammerherr, der ihn gar nicht kannte, stutzte nicht wenig, als er seine tiefe Verbeugung mit noch einer tiefern erwiedert sah. Bald kam es denn nach einem und dem andern Gespräche, wobey Müller ganz einsylbigt antwortete, endlich zur Hauptsache. O zu viel Ehre, sagte Müller, weiß gar nicht Ihnen meine Empfindungen dabey auszudrücken. Aber wenn Sie gütigst erlauben, daß ich mein Mädchen selbst darüber befragen darf? — Ich weiß, sie wird innigst von der hohen Gnade gerührt seyn. Er rief, und Lotte trat ins Zimmer. Komm, sagte er, danke dem gnädigen Herrn

für

für die hohe Ehre, die er dir zugedacht hat. Der junge Silberſtern eilte, ihre Hand zu küſſen; Lotte aber warf beyden einen verächtlichen Blick zu. Darf ich wohl unterthänigſt fragen, fing Müller an, was Ew. Gnaden vom Herrn Graf Sinatelli denken? Was meinen Sie damit? ſagte der Kammerherr. Zu meiner Zeit ſpielte er nur noch eine Nebenrolle bey Hofe. Aber es muß doch ein Herr von vielem Verſtande, vieler Ueberredungskraft ſeyn? fiel Müller ein. — O ja ſagte der junge von Silberſtern, aber wir entfernen uns ja von unſerm Hauptgeſchäfte. Nicht doch junger Herr. So eine Laufbahn wie Sinatelli betrat, iſt glänzend. Was meinen Sie? ihm nacheifern, auch bald der erſte am Hofe ſeyn, und über den ſchwachen Fürſten gebieten. — Sie, der Sie noch ganz in den Kräften Ihrer Jugend ſind, das herrliche Glück noch lange genießen können; Sollten Sie es gar nicht wünſchen? Sehn Sie mich doch fein ſtarr ins Auge, wie der gnädige Papa! Herr! Sie können ſich noch ſchämen? Bleiben Sie ein ehrlicher Mann! O der Hofmann iſt in Ihnen verdorben! Mein Herr Doktor, ſagte der Kam-

mer-

merherr, Ihr Betragen befremdet mich. Nun ich habe so meine Grillen; habens denn Ew. Gnaden nicht gehört, daß Doktor Müller so seine Stunden hat? O es wird vorübergehn, und dann wollen wir recht froh seyn. Ich hatte ganz den Heyrathsantrag vergessen. Höre nur Lotte, die Herren wissen, daß Se. Fürstlichen Durchlaucht dir die hohe Gnade anthun wollen, dich zur Hure herabzuwürdigen, wir haben, die Herren verzeihen, in unsrer plumpen Mutterſprache kein zierlicheres Wort dafür. Der Kammerherr stand auf. Bleiben Sie doch mein Herr, wenn ich bitten darf, wir sind gleich zu Ende. Die Herren wissen es, meine Tochter, daß du bürgerlich genug dachtest, deine Ehre höher als Geld zu schätzen, deine Gewissensruhe dem Beyfall der Höflinge vorzuziehn; da haben sie nun eine gute Meinung von dir. Ja, gewiß, sagte der Kammerherr, der sich in Müller nicht zu finden wußte, bloß diese gute Meinung veranlaßte mich. — Ja der gnädige Herr glaubte, daß du Verstand genug besäßest, nicht aus pöbelhaften Religionsvorurtheilen, aus Mangel der Erziehung ein solches Glück zu verschmähen. Sie glaubten, es sey dir nur daran gelegen,

in Sicherheit zu seyn, einst das angefangene Schlaraffenleben, zur Hälfte fortsetzen zu können, wenn Se. Durchlaucht deiner überdrüßig geworden, und da haben sich denn Herr von Silberstern entschlossen, seinen ehrlichen Namen als Ehemann zum besten zu geben, in Hofnung auf die Erkenntlichkeit Sr. Durchlauchten und deine Fürsprache. Herr von Silberstern, sagte Lotte, der Vorwurf meines Vaters ist gerecht. Ich weiß nicht, was Sie berechtigte, mich für so niedrig zu halten, und ich würde mehr sagen, wenn Sie nicht unter meinem Vorwurf wären. Sie verließ das Zimmer. Der Kammerherr gleichfalls, und sein Sohn war auch im Begrif, es zu thun. Müller hielt den letzteren auf. Junger Mensch, sagte er, heben Sie Ihre Hände auf und danken Sie Gott, für diese Scham und diesen Aerger, den ich noch auf Ihrem ganzen Gesicht lese. Erwecken Sie Ihren Stolz, damit Sie fühlen, wie schändlich, wie erniedrigend es sey, sich verächtlich gemacht zu haben. Gott weiß, ich fühls, sagte Silberstern. Nun Herr, so werden Sie noch nicht ganz zum Schurken werden. Rassen Sie sich auf! wenn Ihr Vater Sie zur

Niederträchtigkeit vermögen will, denn die Natur hat Ihnen gesunde Knochen gegeben, und so können Sie ja wenigstens als Holzhacker leben, und mein Seel! das ist besser als ein bestirnter Bösewicht. Silberstern eilte aus dem Hause des Dokters. — Am folgenden Morgen verließ er die Stadt. Thimotheus äußerte darüber seine Verwunderung, und fürchtete für Lotten neue Abentheuer. Nach einigen Tagen erhielt er ein großes Paket über die Post. Es waren ein Pack Briefe, und folgender vom jungen Silberstern.

Mein ganzes Betragen hat mich Ihnen in einem solchen Lichte gezeigt, daß ich auf Ihre Hochachtung und Ihr Zutrauen keinesweges Anspruch machen kann. Aber mein Stolz war immer ein ehrlicher Kerl zu seyn. Ich wurde einmal beschwatzt, hievon abzugehn, und das wird mich kränken, so lange noch ein Othem in mir ist. Aber ich will auch nicht so ganz als verächtlicher Schurke vor Ihnen da stehn, vor Ihnen und dem anbetungswürdigen Mädchen, die meine ganze Liebe und Achtung besitzt. Ich will sie verdienen, wenigstens soll sie vergessen, daß ich einst schändlich zu handeln im Stande

war.

war. Meinem Vater sagte ich alles, was mir der Unwille eingab, und verließ sein Haus. Es thut mir leid, daß ich Ihm mein Leben verdanke, und diejenigen Kenntnisse, durch die ich mir künftig mein Brod erwerben will. Lesen Sie beykommende Briefe, und glauben Sie, daß solche mein Vergehen einigermaßen entschuldigen, so ist meine Absicht erreicht.

Es waren einige Briefe des Grafen Sinatelli, und des Kammerherrn von Silberstern. Letzterer rief ihn von der Akademie zurück, mit der Nachricht, daß für ihn eine glänzende Aussicht am fürstlichen Hofe offen stehe. Die Einlage war ein schmeichelhaftes Billet des Grafen, und eine Einladung, sich des glänzenden Glückes zu bemeistern, das sich ihm jetzt anbiethe. Ein andrer Brief des Grafen war theils mit Verspottungen, theils mit Lobsprüchen angefüllt. Recht, sagte er an einer Stelle, das Feuer, womit Sie von Tugend und Ehre reden, verdient meinen Beyfall. So zu sprechen ist Klugheit, so zu denken Mangel an Weltkenntniß; und fragen Sie Ihren Herrn Vater, ob man hiebey sein Glück macht? Sie, ein Mann in seinen besten Jahren, sind wahrlich

nicht dazu geschaffen, um nur eine zu lieben, nur von einer geliebt zu seyn. Sie sollen es vor Ihrer Hochzeit wissen, daß ihre Gattin untreu wird; — und wie viel Ehemänner, glauben Sie denn, daß es giebt, die es nicht gleich nach ihrer Hochzeit erfahren? Haben Sie je in Ihrem Leben an Einförmigkeit Ihr Glück gefunden, und glauben Sie es denn in diesem Geschmack, bey der Liebe zu machen? O! ich traue Ihnen Verstand zu. Wollen Sie eine glänzende Laufbahn anfangen, so hängt es von Ihnen ab, eine Stufe zu besteigen, zu der sich andre erst durchwinden müssen. Wollen Sie gleich, daß jeder Sie verehren, jeder darnach streben soll, Ihren Wünschen zuvorzukommen; so hängt es von Ihnen ab, und Sie können, sobald Sie wollen, mehr seyn als ein Fürst. Was ist sein Glück? — Gebieten und wer verhindert es Ihnen, solches durch eine Pe[illegible] thun, die von Ihrem Befehl abhängt? Können Sie sich indessen über gewisse Dinge, die Ihnen Ihre Wärterin oder Ihr Informator lehrte, nicht hinwegsetzen; so bedaure ich Sie. Sie werden sodann im Verborgenen ein Pflanzenleben führen, der Kluge wird über Sie lächeln,

cheln, und Sie können höchstens auf den Beyfall einer alten Matrone, oder eines ehrlichen Küsters rechnen.

In diesem Tone fuhr der Graf weiter fort. Er bot ihm vor der Hand eine Esquadron bey der Leibgarde des Fürsten an, und ein eben erledigtes beträchtliches Lehngut. Sein Vater aber sollte sogleich an den Hof zurückberufen werden, und eine Stelle im Ministerio bekommen.

Thimotheus und Lotte bedauerten im Grunde den jungen Mann, der solchen Teufeln in die Hände gefallen war. Es war nicht unwahrscheinlich, daß jeder mißgelungene Anschlag sie nur eifriger machen würde. Thimotheus also beschloß mit Lotten plötzlich abzureisen, und sie in das Haus seines entfernten Freundes zu bringen, bis der Fürst mit etwas anderm versorgt wäre, und Lotten vergessen hätte. Dieses wurde in größter Stille vollzogen. Müller gab gelassen seine Einwilligung dazu. Wir können, liebe Kinder, sagte er, stolz seyn, daß wir in diesem Zeitalter leben, im Jahrhunderte der Aufklärung, wo der menschliche Verstand wieder in seine Rechte gesetzt wird, wo jedermann

von Weisheit spricht, und so handelt, daß ein ehrliches Mädchen, die das Laster verabscheut, im Hause ihres Vaters nicht mehr sicher ist. Freut euch lieben Kinder, das moralische Jahrhundert ist nahe. Freylich, Gewalt thut jetzo wenig Böses, die Menschen sind verfeinert und feig geworden, sie handeln nur durch Hinterlist.

Auf der Rückkehr machte Thimotheus einen Rasttag. Es war in einer ansehnlichen Stadt; er wählte einen der vorzüglichsten Gasthöfe, und am nächsten Morgen wurde er durch ein lautes Gespräch im Nebenzimmer erweckt, das von dem seinigen nur durch eine dünne Wand getrennt war. Thimotheus hörte nur einzelne Worte, die bald im äußersten Schmerz und bald wieder in Wuth ausgestoßen wurden. Kurz es war ein unzusammenhängendes Selbstgespräch eines Unglücklichen, der in der größten Verzweiflung zu seyn schien. Thimotheus rief den Aufwärter. Wer wohnt hier im Nebenzimmer? Ach! vermuthlich hat er sie gestört. Wenn mein Herr nicht der Mademoiselle mehr als mir hörte; längst hätte er ihn zum Haus hinaus geworfen. Er hat keinen Heller mehr in der Tasche, und liegt nun schon

unaufhörlich zu Bette. — Und er konnte seinem Herrn rathen, einen solchen Mann aus dem Hause zu werfen? Nehmen Ew. Gnaden nicht ungnädig, Geld ist die Losung, und wer würde wohl in einem honetten Wirthshause einkehren, wenn mans zum Spital machen wollte. — Aber wie heißt denn der Fremde? Es ist ein Baron Riedaal, er hatte noch ein schönes Geld, wie er her kam, aber das ist bald drauf gegangen. Es war immer mit ihm nicht so recht richtig. Wenn ich ihm des Morgens seinen Kaffe brachte, sprach er immer mit sich selbst. Mannichmal kam ihm das Laufen an, dann rannte er vors Stadtthor hinaus, verirrte sich oft im Felde, kam dann so matt nach Hause, wie ein Windhund von der Hetze. Er sprach oft mit niemanden, weinte und lachte, und wenns ihm denn wieder einfiel, ließ er Wein auf die Stube bringen, und trank, bis er von Sinnen kam; oder ließ Musik holen, und sich vortrommeln und vorpfeifen, daß es eine Lust war. Ach! es ist viel von ihm zu reden, wenn man nur so alles dürfte. Redet nur frey heraus. Sie werdens mir nicht ungnädig nehmen, wenn ichs auch so nach meiner Einfalt

sage, es kann ihm nicht gut gehn, denn er hat immer wenig auf Gottes Wort gehalten, und so lange er hier war, noch keine Messe besucht. Ein vornehmer Geistlicher, der vor einigen Monaten hier durchging, und gerade in dieser Stube logirte, der hatte mit ihm Bekanntschaft gemacht, und ein paarmal gedisputirt, daß beyden der Schweiß auf der Stirne stand. Der hats mir aber auch gesagt, wenns jetzt für den lieben Glauben nicht so schlechte Zeit wäre, so müßte er längst verbrannt seyn. Könnt ihr mich nicht bey ihm melden? — Halten zu Gnaden, es ist ein wunderlicher Kauz, wenn ich so nach meiner Einfalt reden soll; so kömmts mir vor, als wenn er mit dem Bösen zu thun hat, denn er treibts zuweilen gar arg. Unsre Jungfer hat ihn oft trösten wollen aus Gottes Wort, und aus vielen schönen Büchern, er aber lag so und hörte kein Wort; die Augen rollten ihm im Kopfe herum, dann fuhr er mit einemmale auf, schrie sie an, und machte Gebehrden, daß ich im Winkel das Kreuz schlug. — Besucht ihn dann kein Arzt? — Er hat ja nicht ihn zu bezahlen. — So ruft mir den geschicktesten Doktor, denn ihr kennt. Zu Ew. Gnaden Befehl!

fehl! — Er ging ab, und Doktor Bach trat bald ins Zimmer.

Thimotheus klopfte einigemal an die Thür des Baron Riedaal. Sie war nicht verschlossen, und er trat mit dem Doktor hinein. Ein großer Mann, einem Gerippe ähnlich, ging unangekleidet mit zerstreuten Haaren im Zimmer auf und ab, und schien sie nicht einmal zu bemerken. Verzeihen Sie, sagte Thimotheus, einem Fremden, wenn er vielleicht gar zu zudringlich ist. Ich höre, daß Sie sich schlecht befinden, und der Herr Doktor nimmt sich deshalb die Freyheit, Ihnen seine Dienste anzubieten. Der Doktor faßte nach seiner Hand, und ohne ihm etwas zu antworten reichte er sie ihm hin. Er schien mit einemmale aus einem tiefen Schlaf zu erwachen. Was befehlen Sie meine Herren? sagte er in einem ängstlichen Tone. Soll ich in Verhaft genommen werden? — Gut, ich gehe, aber handeln Sie menschlich. Zögern Sie mit meinem Urtheile nicht lange. Freilich, nicht immer habe ich schnell gemordet. Er sank in sein voriges Stillschweigen zurück. Der Doktor war ein junger gutdenkender Mann, der noch wenig Patien-

ten hatte, und sich die Heilung des gegenwärtigen um so sorgfältiger angelegen seyn ließ, weil er hierdurch einigen Kredit zu erhalten dachte, vielleicht auch, weil Thimotheus alles reichlich zu bezahlen versprach. Der unglückliche Kranke nahm in seinen ruhigen Augenblicken, was ihm verschrieben war, ohne Widerwillen; wenn aber seine Zufälle mit aller Heftigkeit kamen, dann äußerte sich eine stille Wuth, die Augen rollten heftiger im Kopf herum, er knirschte mit den Zähnen, und ließ die schrecklichsten Flüche wider sich selbst aus. Der Arzt gab noch nicht alle Hofnung auf, und Thimotheus entschloß sich, seine Reise um einige Tage aufzuschieben. Ich kann vielleicht, dachte er, einen Menschen retten, und zu einem solchen Gebrauch ist keine Zeit zu kostbar. Der Kranke schien wirklich sich etwas zu erholen, und der ehrliche Thimotheus empfand nicht wenig Freude. Er besuchte ihn an einem Abende nebst dem Arzt. Der Kranke betrachtete sie beide eine Zeitlang aufmerksam. Gütiger Gott! sagte er endlich, indem er aus einem Traume zu erwachen schien, giebt es Menschen, die sich meiner noch annehmen? Ach wenn Sie wüßten?

ten? Denken Sie daran nicht, sagte Thimotheus, erinnern Sie Sich, daß wir einen barmherzigen Vater im Himmel haben. — Ich nicht, sagte er, mit einem wilden Blick. Sehen Sie einmal. — Er grif unter sein Kissen, und zog ein blutiges Tuch hervor. — Das ist ihr Blut. Wie es so herausfloß, ich dachte es sollte kühlen, aber da kömmt sie nun und fordert Rache. Was konnte er dafür, daß er sie liebte. Ich bitte Euch nur eine Stunde Schlaf; aber da schreit sie mir immer in den Ohren. Elfenstein! Elfenstein! — Gott! sagte Thimotheus. Der Arzt merkte sein Schrecken. Was ist Ihnen? — Ach mein Herr, sagte Thimotheus, dieser Name ist für mich von Wichtigkeit. Er faßte sich. Wo ist Elfenstein? frug er. In der Hölle, sagte der Kranke. Es war ein fürchterlicher Sturm. Die Fahnen am Schlosse klirrten, es war so ein widriger Ton, mir grauste. Mein bester Rappe bäumte sich. Ich sollte der Rache nicht entgehn. Er packte mit einemmal den Doktor. — Vergieße kein Menschenblut, rief er, ich sage dirs. Rache schmeckt nicht süß. Es ist erlogen, von dem, der ein Mörder war von Anfang. Er

schien

ſchien nach einem Augenblicke wieder in ſeinem Stumpfſinn verſunken. Thimotheus und Doktor Bach ſtanden einige Schritte weit von ihm. Werden Sie mir, ſagte der letzte, die Neugierde verzeihen, wenn ich Sie frage, woher der Name Elfenſtein, Sie ſo ſehr in Bewegung ſetzt? — Ein Mann, antwortete Thimotheus, der dieſen Namen führte, hat die Schweſter meiner Frau im höchſten Grade unglücklich gemacht. Vielleicht iſt Ihnen der alte Doktor Müller dem Namen nach bekannt. Ich erinnere mich, ſagte der Arzt, an die ganze Begebenheit. Ich reiſte kurz darauf durch die Stadt, als noch jedermann von Wilhelmine Müller, und ihrer Entführung ſprach. Wilhelmine Müller? ſchrie der Kranke, auch die noch, um mich zu quälen! O ich wollte mit meinen Nägeln das Fleiſch von den Knochen ſchaben, wenn ichs büßen könnte. Bringt mich um aus Erbarmen. Er fiel in die wüthendſte Raſerey. Seine Kräfte waren zu erſchöpft, ſie lange auszuhalten, und gegen den Morgen verſchied er. — Thimotheus ließ ihn beerdigen, und wünſchte einigen Aufſchluß in der ganzen Geſchichte. Von ohngefähr fand man unter

ter seinem Kopfkissen, neben dem blutigen Tuche, einige Papiere, und unter andern diesen von öfterem Aufschlagen fast zerrissenen Brief:

Meine Eltern haben mich zu Ihrer Gattin bestimmt, ohne mein Herz zu fragen, und ohne daß ich nur die Ehre hätte, Sie zu kennen. Vergeblich habe ich alles angewandt, was meine Kräfte vermochten: Bitten und Thränen. Aber nichts war ihren Entschluß zu verändern im Stande. Jetzt wage ich den letzten Schritt: Ihnen selbst zu erklären, daß ich einen andern auf das innigste liebe, und von ihm mit gleichem Feuer wieder geliebt werde. Mit ihm verbunden, werde ich nur glücklich seyn. In jeder andern Verbindung aber, den höchsten Grad des Elends und Schmerzes empfinden. Können Sie nach dieser Erklärung noch auf einer Verbindung mit mir bestehn: so bin ich gezwungen, Ihnen meine Hand zu geben, aber meine Liebe und meine Hochachtung werden Sie nie besitzen. Könnten Sie aber großmüthig genug seyn, einige Vortheile auszuschlagen, die gegen das Glück eines Menschen nur immer gering sind. Könnten Sie noch weiter gehn, meine Anverwandte dahin bewegen, meine Verbin-

dung

dung mit einem Manne zuzugeben, an dem meine ganze Seele hängt; dann würde mein Glück vollkommen seyn, und Ihre Edelmuth gewiß nicht ohne Lohn bleiben. Ich wag es, von Ihnen eine solche That zu hoffen, und der Himmel muß Sie denn so reichlich belohnen, als es Tugend und Großmuth verdienen.

Thimotheus wies diesen Brief dem Doktor Bach; beide wunderten sich nicht wenig, und durchsuchten das Paquet weiter, aber sowohl dieser als der nachfolgende Brief, waren ihnen noch immer dunkel. Hier ist er.

Werthester Neveu!

Es ist Pflicht für mich, Sie zu warnen; denn aus allem, was ich von ihnen höre, sehe ich, daß Ihr ganzes Bestreben dahin geht, Sich zu Grunde zu richten. Es ist wahr, daß ein Mann von Stande gezwungen ist, vieles mit zu machen. Allein beständig in einem Gesause zu leben, und unser ganzes Vermögen zu verschwenden, dies ist eine Sache, die Sorge für unser eigen Glück, und auch die Klugheit verbieten. Wozu also diese unaufhörliche Jagden und Bälle, die Sie keinen Augenblick zu sich

selbst

ſelbſt kommen laſſen. Sie haben eine vernünftige und tugendhafte Gemahlin, und könnten Freuden genießen, die um ſo viel herrlicher ſind, weil ſie aus uns ſelbſt kommen. — — —

Das übrige dieſes Briefes war unleſerlich, und ſo auch die übrigen Papiere größtentheils zerriſſen. Thimotheus beſchloß aber durch Moriz mehrere Nachricht einzuziehen. Die Gelegenheit hiezu fand ſich bald, denn gleich bei ſeiner Ankunft nach Hauſe kam ihm Friederike mit einer heitern Miene entgegen. Siehe, ſagte ſie, frohe Nachrichten von Wilhelminen, und gab ihm Briefe von ihr und von Moriz. Sie meldeten ihm, daß Wilhelmine im Begrif ſtünde den Kaufmann Waldemar zu heirathen, einen jungen Mann vom beſten Ruf und nicht unanſehnlichen Vermögen, und Waldemar hatte auch einen ſehr verbindlichen Brief beigefügt. Freueſt du dich nicht, lieber Mann? ſagte Friederike, und ſah ihm bedenklich ins Auge. — Ich weiß nicht, ob ich dazu Urſache habe, antwortete Thimotheus. Doch, laß mir Zeit, wir wollen denken, was zu thun ſei. Es ſchien ihm nothwendig Müllern davon Nachricht zu geben. — Hm, ſagte der Alte. Entweder betrügt

trügt Wilhelmine einen Narren, der ſich in ihr Geſicht vergafft hat; und mag ſie doch; oder, es ſteckt etwas dahinter. Wenn es ein Geck wäre, antwortete Thimotheus; ſo wollte ich ebenfalls Ihrem Ausſpruche beipflichten, aber wenn ſie einen ehrlichen rechtſchaffenen jungen Mann täuſchte? Giebts denn deren ſo viele? fragte Müller lächelnd. Wurden wir nicht von allen Seiten hintergangen und gemißhandelt? Wozu denn alſo dieſe Bedenklichkeit? Unglück lehrte uns Vorſicht, mögens andere auch lernen. Nein Vater, erwiederte Thimotheus, meine ganze Seele empört ſich bei dem Gedanken, daß ich mit um einen Betrug wiſſen ſollte. Was fragt Ihr mich denn? ſagte Müller. Thimotheus ging, und ſchrieb.

Ich würde es mir zur Ehre anrechnen, wenn Sie mein Herr, mit meiner Schwiegerin verbunden würden. Allein ich wünſche nicht, daß eine unbeſonnene Leidenſchaft Sie zu einem Schritt verleite, dem über kurz oder lang die bitterſte Reue nachfolgen könnte. Wilhelmine iſt Ihnen wahrſcheinlich nur erſt ſeit ein paar Monaten bekannt, und hat Ihnen denjenigen Theil ihrer Geſchichte verheimlicht, der wahrſcheinlich

ſcheinlich jeden ernſthaft denkenden Liebhaber von ihr zurückſchrecken würde. Es ſcheint mir alſo Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß ſie in ihren jüngern Jahren der Raub eines Verführers ward, der ſich unter dem Schein der Rechtſchaffenheit, ihr Vertrauen und ihre Neigung zu erwerben wußte. Ihre Jugend, ihre Erziehung entſchuldigen ſie freilich; aber ſie hat dieſes beinahe mit einem jeden gefallenen Mädchen gemein. Die Nachricht von ihrer Reue, von ihrem guten Betragen, reden ſehr zu ihrem Vortheile; aber dieſe verlieren ihren Werth, ſobald ſie ſich derſelben, zur Täuſchung eines rechtſchaffenen Mannes bediente. Ich habe Herrn Moriz aufgetragen, Ihnen die näheren Nachrichten der ganzen Geſchichte mitzutheilen: und nun hängt es von Ihrem Entſchluſſe ab, meiner Schwiegerin zu entſagen, und wenn Sie getäuſcht wurden, ſo werden Sie durch dieſes Betragen nichts von der Hochachtung verlieren, womit ich bin u. ſ. w.

Indeß nun Thimotheus geruhig den Ausgang dieſer Sache erwartete, bekam er von Lotten eine Nachricht, die ihm mancherley Un-

ruhe machte. Sie befürchtete neue Nachstellungen der Silbersternschen Familie; wenigstens ließ ihr folgender Brief etwas ähnliches ahnen.

Mademoiselle!

Mein Neveu, der junge Herr von Silberstern, treibt seine Bizarrerien so weit, daß unmöglich eine gute Suite für ihn daraus originiren kann. Ich traue Ihnen Verstand genug zu, um einzusehen, daß ihm seine Naissanz eine reelle Absicht verbietet. Da er indeß aber ganz unbesonnen auf seine Mesalianz besteht, und Sie ihn wahrscheinlich bey dieser Idee soutenieren; so seh ich mich gezwungen, es Ihnen jetzt noch amikablemant zu rathen, ihm von einem Dessin abzurathen, das seine ganze Fortüne wahrscheinlich ruiniren würde, und Sie werden es selbst einsehn, daß ohne ein Soutien seiner Familie, die ihn gewiß sodann a la Bandon behandeln würde, Ihre Mariage für Sie selbst, mit den tristesten Folgen begleitet seyn möchte. Wollen Sie also nicht selbst Ursache an Ihrem Unglück seyn, so rathe ich Ihnen, sich hierauf nicht länger zu enteuren, wenn Sie nicht ha-

ben

ben wollen, daß seine ganze Familien gegen Sie allarmiren, und alles wieder Sie aufbieten soll.

Ihr

ergebener

Carl von Docke auf Dockenburg,

Oberjägermeister.

Kaum war ein Posttag vorbey, als Thimotheus näheren Aufschluß erhielt. Der junge von Silberstern hatte sich nur wenige Meilen von seinem gegenwärtigen Aufenthalt in die Dienste eines kleinen Reichsfürsten begeben, der ihn bey seiner Landesregierung angestellt, wo er sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit auszeichnete, und alle Unterstützung, die ihm sein Vater und Herr von Docke, sein Oheim, von Mutterseite, angeboten, hatte er mit Widerwillen von sich gewiesen. Letzterer hatte sich hierauf bemüht, durch einen seiner Bekannten den jungen Menschen nachzuspüren, und von diesem die Versicherung erhalten, daß von Silberstern für Lotte noch immer Neigung und Hochachtung behalte. Das Ungefehr hatte ihm entdeckt, daß Lotte ebenfalls in seiner Nachbar-

schaft sey. Hieraus ahnete er ein geheimes Verständniß, dessen üble Folgen er, so viel in seinen Kräften stand, verzubeugen wünschte.

Eine Besorgniß des Thimotheus ward durch einen fröhlichen Ausgang gehoben. Kaufmann Moriz meldete ihm Wilhelminens Heyrath. Sie war nach Empfang seines letzten Briefes vollzogen worden, den sein neuer Schwager zugleich mit beantwortete. Er versicherte ihn, daß Wilhelmine alle seine Bewerbungen anfänglich abgelehnt, daß aber bey seinem häufigen Umgange mit Moriz, er endlich ihre Freundschaft und ihr Zutrauen erworben, und ihre Geschichte aus ihrem eignen Munde erfahren. Ich war glücklich genug, sagte er, mich über einige Vorurtheile hinweg zu setzen. Fest überzeugt, daß derjenige, welcher ein Vergehen ernstlich bereut, oft weiter davon entfernt ist, als der es nie beging. So schien von dieser Seite her alles ruhig, wegen Lotten aber hatte Thimotheus und sein gutes Weib noch manche Besorgniß. Diese hingegen, so wie es gemeinhin der Kühne und Muthige zu thun pflegt, lebte ohne Sorgen. Noch war keine Begebenheit für sie unglücklich beendet, und sie hofte,

sich

ſich immer über jede Wiederwärtigkeit eben ſo leicht hinweg zu ſchwingen. In dem Hauſe, wo ſie ſich gegenwärtig aufhielt, hatte Herr Schulz, ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, auf mancherley Weiſe Umgang zu erhalten geſucht. Schulz war keiner von den Leuten, denen man die Fakultät, der ſie ſich gewidmet, gleich an der Stirne anſieht. Ein Mann über 30, von einem geſetzten männlichen Weſen, aber feurig und lebhaft; der viel glänzende Kenntniſſe, aber auch einige gründliche verrieth, die erſteren freylich immer zu Markte trug, von den letzteren ſich aber nur im engeren Zirkel ſeiner Freunde etwas merken ließ, aber gerade hiedurch ſeine Weltkenntniß verrieth. Ein ſolcher Mann mußte Lottens Aufmerkſamkeit an ſich ziehn. Sie ſelbſt erleichterte es ihm, ihren Umgang zu erhalten, und ſie wurden bald ſo vertraute Freunde, daß Herr und Madam Reimann oft den Kopf darüber ſchüttelten, indeß ihre Tochter, Mamſell Lorchen, das Näsgen dazu rümpfte. Thimotheus hatte Lotten in dieſes Haus gegeben, weil er den alten Reimann als einen tüchtigen Kaufmann, als einen ehrlichen Mann, ſeine Gattin aber als eine tüch-

tige Hausfrau kannte, und nun erhielt er bald diesen Brief.

Kann nicht unterlassen Ew. E. E. zu avisiren, wie a dato vor sechs Wochen, ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, Nahmens Johann Gottlieb Schulz sich mir mit dem Recommendationsschreiben eines Korrespondenten präsentirt, und in Betracht dieses Freundes in meinem Hause gehörig acceptiret worden. Er hat sich nachmalen bey der Jungfer Schwägerin so vielen Kredit zu erwerben gewußt, daß ich sammt meiner Ehegattin zu befürchten angefangen, wie diese beyde vielleicht Geschäfte unter sich machen könnten, welche E. E. schwerlich kontentiren dürften; und da leider in diesen unsren Jahren, man sich nicht genugsam hüten kann, als habe Ew. E. E. davon zu avisiren nötig geachtet, weilen es mir hier schon so weit gediehen, daß auf die Jungfer Schwägerin hiebei nichts zu assuriren im Stande. Erbitte mir also Dero Ordres, empfehle mich zu ferneren Bestellungen und bin ꝛc.

Lotte zu unbefangen um sich bei Schulzens Umgang, woran sie Vergnügen fand, nur etwas Arges zu denken, lebte indes bereits mit

ihm

ihm, auf einen vertrauten freundschaftlichen Fuß. Sie waren eines Tages allein, als ihr Schulz einen förmlichen Heirathe-Antrag that. Lotte stutzte einige Augenblicke. Freund! sagte sie endlich, ich schätze Sie hoch, ich wünsche Sie zum Freund zu behalten, aber von Liebe sagt mein Herz mir nicht das geringste; und nie wird einer, für den ich nicht diese Leidenschaft fühle, mein Mann. Ueberdem verbietet Ihnen die Klugheit an eine Heirath zu denken. Doch sind Sie unversorgt; und würde Sie, selbst meine Einwilligung nicht unglücklich machen?' — Nein, erwiederte Schulz, und bey Ihrem Charakter, bei dem Zutrauen, dessen Sie mich würdigen, verdienen Sie auch das meinige. Er erzählte ihr nun, daß Herr von Dokke ihm ein sehr einträgliches Amt zugesagt, wenn es ihm glücken sollte, Lottens Hand zu erhalten, und daß er ihm dieses Versprechen blos in der Absicht geleistet, um hiedurch es seinen Neffen unmöglich zu machen, ihr jemals seine Hand anbieten zu können. Wie? sagte Lotte staunend; Sie konnten Sich so weit herabwürdigen das Werkzeug eines solchen Mannes zu werden? Sie stand auf um das Zimmer zu

verlaſſen. Urtheilen Sie nicht zu ſchnell, ſagte Schulz, indem er ſie zurück hielt, und hören Sie wenigſtens meine Vertheidigung. Vertheidigung? rief Lotte. Sie haben Verſtand und Fähigkeit genug, um Ihr Brod durch Sich ſelbſt zu erwerben, und wolltens hier blos durch ein Weib erlangen, von der Sie nicht einmal wußten, ob ſie Ihrer werth war? Dies wolt ich prüfen, erwiederte Schulz und deshalb ſuchte ich Ihre Bekanntſchaft. Ich hätte freilich vor zehn Jahren den Antrag des Herrn von Dokke mit Verachtung zurück gewieſen. Jetzt aber theureſte Freundin, bin ich kälter geworden; denn wahrlich, Verſtand und Kenntniſſe ſind nicht allein die Werkzeuge der Beförderung. Sie mir zu erwerben war von je her mein Zweck, den ich nie aus den Augen ſetzte. Und doch ſind meine Jünglings-Jahre vorüber, ohne daß ich irgend eine Ausſicht für mich hätte. Unaufhörlich machte ich Entwürfe, bot alles zu ihrer Durchſetzung auf, und nach zehn Jahren, die ich unabläßig dazu anwendete, mir wenigſtens ein mäßiges Auskommen zu verſchaffen, bin ich noch nicht um einen Schritt fortgerückt. Beruhigen Sie ſich auf einige Augenblicke. Eine

Erzählung meiner Geschichte ist nicht blos zu meiner Entschuldigung hinreichend, sondern wird Sie vielleicht auch selbst zur Billigung meiner Entwürfe vermögen. Mein kleines Vermögen, wurde während meiner akademischen Jahre verzehrt, und als ich die Akademie verlies, war ich nicht einmal dasjenige zu erhalten im Stande, was man selbst jedem Dummkopfe sonst so willig ertheilt. Man verweigerte mir gute akademische Zeugnisse, weil ich immer mehr aus Büchern als aus Vorlesungen gelernt hatte, und nur ein einziger Professor war, sich über diesen Punkt hinweg zu setzen, im Stande. Durch ihn wurde ich in ein angesehenes Haus als Hofmeister empfohlen, wo ich kaum ein paar Monate lang gelitten wurde; denn mein Vorfahr hatte dem jungen Herrn aus einer Encyclopedie so viel Kenntnisse eingebläuet, daß er von Juno und Ganymeed, Zevs und Leda, dem Kaiser Friedrich dem Rothbart und Pabst Gregor dem siebenten, der Analylis infinitorum und den Syllogismen in Barbara & celarent, von den Grundregeln der Dichtkunst und Malerei, kurz, von allem in der Welt wie ein Eingeweihter zu reden wußte. Ich hingegen war blos

bemüht, sein Herz zu bessern, seinen Verstand aufzuklären und ihm nüzliche Kenntnisse beyzubringen, woran es ihm fehlte. Gründe genug, mich für einen Dummkopf zu halten. Ich kam in ein anderes Haus, wo ich mich jeder Laune des gnädigen Despoten unterwerfen, fünf Jahre lang in Aegyptischer Dienstbarkeit leben, und die Versorgung, womit mir mein gnädiger Gönner immer geschmeichelt hatte, doch am Ende ausschlagen muste, weil ich mich nicht entschliessen konnte, die Hand des Kammermädchens anzunehmen, die mit der vacanten Pfarrstelle unzertrennlich verbunden war. Ich erspare Ihnen die Schilderung ähnlicher Auftritte, die mich endlich zu der Ueberzeugung gebracht hatten, daß Kopf und Herz nicht hinreichten, einem ehrlichen Manne sein Brod zu verschaffen. Nun wurde eine Pfarre auf den Gütern des Herrn von Dokke erledigt. Man that mir den Vorschlag, daß ich mich um ihre Hand bewerben, und sie alsdenn erhalten solte; mir wurde sogleich so manches von Ihnen erzählt, das mir einen guten Begrif beibrachte. Ich beschloß folglich Sie näher kennen zu lernen, und wenn Ihr Ruf unbeschadet wäre, und wenn

Sie

Sie mit meiner Erwartung überein kämen, nur dann wolte ich mich um Ihre Hand bewerben. So habe ich gehandelt, und jetzt wenn Sie können, verdammen Sie mich. Mein Freund, sagte Lotte, Sie sollen vielmehr die Pfarre erhalten. Also auch Ihre Hand? sagte Schulz. Nicht doch, sagte Lotte, ich schätze Sie, aber mein Mann muß mehr als meine Achtung besitzen. Herr von Volke verdient für diesen Plan eine kleine Zurechtweisung. Schreiben Sie ihm also ohne alle Umstände, daß Sie mein Jawort erhalten. Das wäre ja Betrug. Gegen Schurken, fiel Lotte ihm in die Rede, ist Gewissenhaftigkeit übel verstandene Menschenliebe. Ich verabscheue jeden Betrug und möchte dem redlichen Mann nicht im geringsten täuschen; aber eine kleine Betrügerei, die niemand schadet, wodurch ein Geck geäft, und ein ehrlicher Mann zu Brod geholfen wird, scheint mir so unschädlich, daß ich sie ohne alles Bedenken mitspiele. Erwägen Sie aber, erwiederte Schulz, die Würde meines künftigen Standes. Kein Stand, fiel Lotte heftig ein, hat einige Würde. Das menschliche Vorurtheil legt sie einigen Ständen bei, der Mensch

giebt

giebt seinem Stand Würde, der Musketier, der nie die Pflicht seines Standes, nie die Pflicht des Menschen versäumte, ist mir ehrwürdiger, als ein Generalsuperintendent, der in beständigem Seelenschlaf sich von seiner Pfründe mästet. Handeln Sie in Ihrem künftigen Stande als ein Mann, den das Gefühl eigner Würde zu allem, was groß, edel und gut ist, anspornt, und welcher Richter hier oder jenseit des Grabes kann Sie dann wegen des Kunstgriffes verdammen, wodurch Sie sich Gelegenheit so zu handeln verschaffen. Hätten wir eine Welt voll moralisch guten Menschen, dann würde ich eine solche Handlung verabscheuen. Jetzt ist sie weiter nichts, als Recht des Stärkern. Unschuldige List ist ein Vorzug, den die Natur dem Klügern gab, um den Narren zu beherrschen. Mädchen, sagte Schulz, indem er feurig ihre Hand ergrif, ich wollte, daß Sie ein Mann wären. Ihr Wunsch ist nicht menschenfreundlich, sagte Lotte; denn Sie vergessen, daß wir Richtplätze und Festungen für den Mann haben, der, wie Cincinnatus und Brutus denkt. Doch, wozu dies Geplauder? setzen Sie sich so lange, ich

bin

bin gleich wieder bey Ihnen. In einem Hui war sie aus dem Zimmer, und noch zerbrach sich Schulz den Kopf, was die Sache für einen Ausgang gewinnen möchte, als Lotte mit einem Papier in der Hand, wieder ins Zimmer trat. Hier sagte sie, übersenden Sie dies an Herrn von Docke, und es müßte viel seyn, wenn mein Plan fehlschlüge. Schulz nahm und las.

Theuerster Freund!

Mehr als einmal sagte ichs Ihnen, daß ich Sie schätze, aber von Liebe weiß mein Herz nichts. Doch glaube ich, daß ein Paar auch ohne alle Liebe bey wechselseitiger Achtung zufrieden und ruhig leben kann. Hier haben Sie meine Erklärung, und wenn Sie Sich im Stande befinden, eine Frau und Kinder zu ernähren, dann nur können Sie von mir eine deutlichere Erklärung in dieser Sache fordern, die ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage, ohne unbehutsam zu handeln, keinesweges geben kann. Dringen Sie nicht weiter in mich, sondern suchen Sie vor allen Dingen, Ihren Plan durchzusetzen, und rechnen Sie auf die aufrichtige Theilnehmung Ihrer ergebenen Freundin

Charlotte Müller.

Hier sagte sie, dies Blatt enthält keine Lüge, und es müßte viel seyn, wenn die hochadliche Puppe es nicht als ein völliges Eheversprechen annähme. Sie drang in Schulz, ihren Plan durchzusetzen, überwand seine Bedenklichkeiten, und Herr von Dokke ertheilte ihm in wenig Tagen die Vokation. Schulz wurde examinirt, ordinirt, introducirt; kurz, gelangte zum völligen Besitz seiner Pfarre, und jetzt frug Herr von Dokke, ob denn nicht bald die Hochzeit vor sich gehen würde. Schulz schrieb also an Lotten, und hier ist ihre Antwort:

Ich sagte es Ihnen, daß ich die Liebe nicht kenne; aber da ich glaubte, daß Ihre Neigung zu mir, Sie eifriger aufmuntern würde, nach einer Bedienung zu streben, und da ich es sehnlich wünschte, daß Sie bald Ihr eigner Herr und frey von dem Joche seyn möchten, worin Sie als Hofmeister eingespannt waren, so gab ich Ihnen den Schein von Hofnung. Es freut mich, hiedurch meinen Zweck erreicht zu haben, und ich wünsche, daß Sie bald die Hand einer Gattin erhalten mögen, die alle ihre Erwartung erfüllt. Es ist keine Laune, sondern feste Ueberzeugung, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses

nicht

nicht seyn kann; aber ewig bin ich mit ungeheuchelter Hochachtung Ihre Freundin

Charlotte Müller.

Herr von Dokke auf Dokkenburg machte ein jämmerlich Gesicht, da ihm Schulz diesen Brief mittheilte, und zeigte sich gegen den Pastor so ungeberdig, wie David bey dem König Achis zu Gad; allein die Sache war einmal nicht mehr zu ändern, und Sr. Hochwohlgebornen Gnaden mußten sich endlich zur Ruhe begeben.

Lotte erhielt jetzt ein Schreiben mit einem schwarzen hochadlichen Siegel. In demselben vermeldete ihr Johanna verwittibte von Rhodeburg, daß es dem Allerhöchsten gefallen, ihren liebwerthesten Gemahl, Freyherrn von Rhodeburg, im 43sten Jahre seines Lebens zu Neapel aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit zu berufen, und sie hierdurch zu einer betrübten Wittwe und ihren Sohn zu einem vaterlosen Waysen zu machen. Lotte kondolirte ihr, und, wie sie versicherte, von ganzem Herzen, und bat den großen Gott, sie und ihre Familie vor ähnlichen Todesfällen zu bewahren, und das große Herzeleid bald in Freude zu verkehren.

Lottens Wunsch schien hier von sehr glücklicher Vorbedeutung gewesen zu seyn, denn bald bewarb sich um die Hand der jungen reichen Wittwe ein sehr wichtiger Freyer, den die Leser schon aus dem vorigen kennen gelernt. Es war Graf Sinatelli, der allgemach in der Gunst des Fürsten zu sinken anfing, und sich jetzt nach einer sichern Retraite umsah. Hannchen glaubte indeß wieder durch diesen Mann großen Einfluß bey Hofe zu erhalten, und so manches Opfer ihrem Stolze bringen zu können. So bald also die Seelmessen in requiem des verstorbenen Gemahls geendiget, und das Trauerjahr mit vielen Thränen pflichtmäßig hingebracht, so wurde auch die Ehe vollzogen. Aber vier Wochen nachher, welch' ein Donnerschlag für die gnädige Gräfin! wurden des Herrn Gemahls Excellenz in Gnaden dimittirt. Er verlies den Hof, und wer vermags, den Aerger der gnädigen Gräfin zu schildern, wenn Handwerker, Krämer und Juden sich von ihr die Bezahlung der Schulden des Herrn Grafen erbaten. Sie sagt es demselben mehr als einmal mit Seufzen, sie sehe es deutlich ein, ihre zweyte Heyrath sey eine Versuchung des bösen Feindes gewesen.

Um

Um ſich nun denſelben vom Halſe zu ſchaffen, betete ſie täglich einige Litaneien mehr; und der Herr Graf, der auch, weil er den Verſuchungen des Teufels nachgegeben hatte, ſeine Gemahlin auf keine angenehme Weiſe unterbrechen konnte, wurde endlich ſo weit gebracht, das Ora pro nobis oftmals ſeufzend mit zu ſprechen. Er begleitete ſie in die Meſſe, theilte mit ihr Almoſen aus, hatte häufige Anfälle vom Podagra, und noch das Glück, einige Erben zu erleben, wovon die arge Welt ſagt, daß ſie ſeinem Hof-Kaplan ziemlich ähnlich ſähen. Seine Gemahlin überlebte ihn indeß, und ſtand, als ich dies Buch ſchloß, im Geruche großer Heiligkeit.

Lotte wurde indeß vom fürſtlichen Wollüſtling vergeſſen, und kehrte wieder in das Haus ihres Vaters zurück. Sie hatte durchgängig durch ihren Muth und ihre Schlauigkeit, mehr Bewunderer als Freunde erhalten. Es iſt doch immer Schade, ſagte Pilpai, daß ihr keinen Mann bekommt; ihr hättet doch nur den Silberſtern heyrathen ſollen. Lotte verbot ihm oft, an dieſe Sache zu denken; aber ſie lag dem ehr-

lichen Neger immer am Herzen. Lotte ſelbſt lebte gerührt; ſie ſaß einſt in ihrem Zimmer, als Pilpai wie ein raſender Menſch herein ſtürzte. Was iſt dir? ſagte Lotte. Er iſt da, ſchrie Pilpai; und wer? fiel ihm Lotte in die Rede. Als ob ihrs nicht wüßtet, und habt dabey ein Paar rothe Backen, daß mans euch gleich anſieht. Du biſt ein Narr, ſagte Lotte; und Ehimotheus trat ins Zimmer. Hier, ſagte er, habe ich einen Brief erhalten, der dich angeht. Sie nahm und las:

Ich erſchien Ihnen einſt in einer ſehr verächtlichen Geſtalt, war jung und unbeſonnen, ſtrebte nach einem Flittergland, der mir als das größte Glück auf Erden vorgemalt wurde, und ließ mich ſo in einen Plan verwickeln, deſſen Schändlichkeit ich aber auch Gottlob! völlig einſehe. Nie wieder in ähnliche Lagen zu kommen, habe ich jeder Familienverbindung entſagt, und es gelang mir, durch mich ſelbſt eine Beförderung zu erhalten. Ich bin Regierungsrath bey dem Fürſten, — den Sie aus dem allgemeinen Gerücht ſchon als einen Herrn kennen,

nen, der es für die erste seiner Pflichten hält, das Glück seiner Untergebenen zu befördern. Schon dieses, und das Betragen, welches ich einige Jahre lang beobachtete, kann Ihnen zum Beweise dienen, daß ich jetzt in meiner rechten Gestalt da stehe, und nicht jene auswendig gelernte, mir nicht eigenthümliche Rolle spiele, in der ich einst vor Ihnen erschien. Sie haben mich, wenn ich so reden darf, mir selbst wiedergegeben, und allen Stolz in meine Seele zurückgerufen. Ich bin dieses vorzüglich Ihrer Schwägerin schuldig, und wenn sich diese entschließen könnte, mir jetzt ihre Hand zu geben, so glaube ich, daß ein glücklicheres Ehepaar auf Erden nicht seyn würde. Deswegen bin ich hieher gekommen, und bitte Sie, mir Nachricht zu ertheilen, ob? und wie viel ich hoffen darf. Hielte ich Sie nicht für einen ehrlichen geraden Mann, so würde ich Ihnen dies mit mehr Umschweifen sagen; jetzt aber ist mein Betragen eine Folge der ungeheuchelten Hochachtung u. s. w.

Heinrich von Silberstern.

Was meynſt du nun Lotte? frug Thimotheus. Ich will ihn herrufen, ſagte Pilpai. Laßt mich zu frieden, fiel Lotte mit Heftigkeit ein; die ganze Sache überraſcht mich. Was das iſt, ſagte Pilpai; hab nicht genug von ihm mit ihr geſprochen. Ich dächte, ſetzte Thimotheus hinzu, daß es doch immer unrecht wäre, den Mann ſo ganz kalt abzufertigen. Aber doch auch nicht, ſagte Lotte, ihn ſo herzurufen, als ob wir lange auf ihn gewartet hätten. Da iſt, verſetzte Thimotheus, noch immer ein Mittelweg übrig. Die Thür gieng auf, und Friederike trat mit Silberſtern ins Zimmer. Ich konnte unmöglich, ſagte Silberſtern, ſo kaltblütig Ihre Antwort erwarten; Sie ſind, indem er ſich zu Lotten wandte, Sie ſind vermuthlich von meinem Vorhaben unterrichtet, und nun Ihren Entſchlus. — Wie können Sie dieſen, frug Lotte, mit ſolchem Ungeſtüm fordern? Sie müſſen mich entweder, ſagte Silberſtern, weil es keinen Mittelweg giebt, in meiner erſtern, oder in meiner letztern Geſtalt betrachten. Schweſter, ſagte Thimotheus, ich will dir die Sache näher erklären. Silber-

ſtern

ſtern ſchrieb an mich, ſobald er in die Dienſte des Fürſten getreten; geſtand mir, daß er Liebe und Achtung für Dich fühle, und durch ſein ganzes künftiges Betragen, ſeine frühern übereilten Handlungen gut machen wolle. Wir haben dieſen Briefwechſel fortgeſetzt; ich habe ihn durch ſichere Leute beobachten laſſen, alles ſpricht zu ſeinem Vortheil. Deshalb gab ich auch meinem Pilpai den Auftrag, dich ſo oft an ihn zu erinnern. Ich fand, daß er dir nicht ganz gleichgültig war, machte dem guten Manne Hofnung, und deshalb iſt er hier. Wozu alſo nun die Verſtellung? Freylich, ſagte Lotte, lohnts nicht der Mühe, wenn ihr ſo weit richtig ſeyd, und reichte Silberſtern lächelnd die Hand. Friederike weinte für Freuden, und der Neger ſchrie ein Hurrah, daß das Haus bebte. Iſt der Kerl vom Sinne gekommen? ſagte der alte Müller; nahm die Brille von der Naſe, und zeichnete damit den Folianten, worinn er ſo eben las. Es iſt ja ein Getümmel im Hauſe, daß ich bald Luſt hätte nachzuſehen, was da iſt. Das erſte Aufwallen der Freude hatte ſich indes gelegt,

und Lotte übernahm es ihrem Vater die Neuigkeit zu hinterbringen. Was giebts denn da für ein Geräusch? sagte Müller. Ich bringe Ihnen eine Neuigkeit, sagte Lotte. Hm! sprach Müller, hat Pilyai etwa den Hals gebrochen? Das nicht, sagte Lotte, er freut sich blos über meine Heirath. Du willst doch wohl nicht im Ernste heirathen? sprach Müller. Ich dächte — erwiederte Lotte. Mädchen! Mädchen! sagte Müller, bedenklich. Du bist nicht dazu, einen Mann glüklich zu machen, du bist nicht nachgiebig genug, um die Befehle dieser Herren der Welt so zu erfüllen, daß du nicht einmal nach dem Grunde derselben fragen solltest, du bist nicht Zurückhaltung genug ihnen vorzugiren, kannst nicht genug Unbiegsamkeit, um ihre Leidenschaft zu fesseln; du wirst deine Söhne zu wakern Männern, nicht zu Schmeichlern, deine Töchter zu guten Weibern, nicht zu Huren erziehen; und so wird selbst deine Nachkommenschaft unglüklich seyn. Deines Vaters Segen ist: Sey bescheiden, klug, standhaft, und entschlossen in der Gefahr, gieb nie dem Laster und dem Übermuth nach;

und

und wird ein solcher Segen, wenn ihn die Gottheit erfüllt, die nicht in der gegenwärtigen Welt zum Fluch werden? Mein lieber Vater, sagte Lotte, ich habe alles kaltblütig gewägt, ich schätzte seit einigen Jahren den jungen Mann, dem ich jetzt bereit bin meine Hand zu geben. Und wer ist es denn? Silbersteen, antwortete Lotte. Mädchen, sagte Keller mit Unwillen, ich hätte mich also auch an dir betrogen? Lotte erzählte ihm jetzt Silbersteins ganzes Betragen. Hat er sich mit seinem Vater versöhnt? frug Keller. Nein, sagte Lotte. Und wo logirt er denn? Bei der Frau im Gasthofe. Es scheint, sagte Keller, als ob's im Ernst wäre. Thue, was du willst, aber sehe dich wohl vor. Lotte war mit dieser Erklärung zufrieden. Silbersteen wurde bei Kellern eingeführt, und die Hochzeit beschlossen. Wilhelmine hatte oft den Wunsch geäußert, ihren Vater und ihre Angehörige noch einmal zu sehen. Lotte hatte ihr sogleich von ihrer vorhabenden Verbindung Nachricht ertheilt, und wurde am Tage vor ihrer Hochzeit durch die Ankunft von Wilhelminen mit ihrem Manne, aufs angenehmste

überraſcht. Beide lebten äußerſt zufrieden, und der alte Müller konnte kaum begreifen, daß es noch ſo viel glückliche Menſchen auf Erden gab. Wilhelmine erzählte auch jetzt die unglückliche Geſchichte ihres Entführers, er hatte nach dem Willen ſeiner Verwandten eine Perſon geheirathet, die einen jungen Mann aufs zärtlichſte liebte, der aber vier Ahnen weniger, als ſie zählte, und folglich von der ganzen Familie mit Verachtung zurück gewieſen wurde. Man zwang ſie ihre Hand dem Freiherrn von Elſenſtein zu geben, ſie lebten jetzt in einer äußerſt unglücklichen Ehe. Elſenſtein, um ſich für den Mangel häuslicher Freuden ſchadlos zu halten, lebte in einem beſtändigen Geſaufe, brachte einen großen Theil ſeines Vermögens durch, buhlte mit jeder feilen Dirne, und ermordete ſeine Frau nebſt ihrem alten Liebhaber, in deſſen Armen er ſie einſt traf. Er verließ das Land, und niemand hat nachher weiter etwas von ihm erfahren.

Lottens Hochzeit wurde jetzt vollzogen. Alles war dabei voll innigſter Freude. Was wird

aber

aber, sagte Lotte, Herr von Dokke auf Dokkenburg zu unsrer Vermählung sagen? Der Mann, sagte Heinrich, muß ein Meldungsbillet erhalten. Und Ihr Vater? frug Lotte. Ich werde ihm nie einen Vorwurf machen, sagte Silberstern; ich verdanke ihm aber nichts, wie dies Leben, und selbst diese Wohlthat nahm er durch den schändlichen Gebrauch, den er davon machen wollte, zurück. Sieht er einst diese Handlung völlig ein, und bedarf er mich, so will ich gern alles thun, und ihm mit Freuden die letzten Tage seines Lebens erheitern. Lotte war mit dieser Denkungsart zufrieden, und alles schien bei dieser Hochzeit sich glücklich zu fühlen; nur Pilpai stand mürrisch in der Ecke, Lotte bemerkte es. Was fehlt dir? frug sie. Mir ist so ein wenig dumm zu Muth, sagte der Neger, ich möchte gern bei meinem alten Herrn seyn, und auch bei Euch. Warum nicht? sagte Lotte. du bleibst bei mir, so lang es dir gefällt, dann gehst du wieder zu deinem alten Herrn, und wenn dir da die Zeit lang wird, so kömmst du wieder zurück, und das, so oft es dir gefällt. Da habt Ihr Recht, sagte

Filpai, nun will ich auch luſtig ſein, und wenn ich noch ſo ein Mädchen finde, wie Ihr ſeid, ſo mache ichs zu meiner Frau. Alles wurde frölich, ſelbſt der alte Müller ſchien heiterer als ſonſt zu ſeyn; aber mit einmal ſchien er wieder in tiefen Gedanken verſunken. Was fehlt Ihnen, lieber Vater? frug Lotte. Ich dachte nur ſo etwas, ſagte Müller. Und was denn lieber Vater? Es iſt nur ſo eine Kleinigkeit; ich meinte, die Welt dürfte doch wohl nicht ganz ſo böſe ſeyn, wie ich bisher geglaubt habe.

Ende des zweyten Theils.

Abenteuer
eines
Maurers
zur
Warnung für Geweihete und Profane.

Berlin und Libau,
bey Lagarde und Friedrich.
1788.

Vorrede.

Ein catholischer Geistlicher, den ich als einen aufgeklärten Mann kennen gelernt, gab mir dieses Manuscript, mit dem Ersuchen, den Abdruck desselben zu befördern. Ob und wieviel hievon wahre Geschichte, kann ich folglich nicht bestim-

men; derjenige aber, von dem ich das Werk erhielt, versicherte, daß blos um die handelnde Personen nicht gar zu kenntlich zu machen, einige Erdichtungen eingeschaltet wären.

Der Herausgeber.

Mein Vater war der Leibarzt eines deutſchen Fürſten, der ihn wegen ſeiner Kenntniſſe und wegen ſeiner Rechtſchaffenheit ſchätzte. Der Fürſt ſtarb, und mein Vater, überzeugt, in dem Nachfolger deſſelben bey weitem nicht die nemlichen Geſinnungen anzutreffen, verließ einen Hof, an dem er eine zu glänzende Rolle geſpielt hatte, um jetzt mit der eines Nebenacteurs ruhig vorlieb nehmen zu können. Er wählte ein kleines Städtchen zu ſeinem Aufenthalt, wurde ſelbſt der Erzieher ſeiner Kinder, half mit ſeiner Kunſt ohne Eigennutz jedem, der es bedurfte, lebte als ein glücklicher Hausvater im Schooß ſeiner Familie, wurde in der ganzen Gegend geehrt, und von vielen, denen er unentgeldlich beiſtand, geſegnet. Ich, der älteſte unter meinen Geſchwiſtern, hatte

das funfzehnte Jahr zurückgelegt, und schien durch die Erziehung, die ich genossen hatte, einige Jahre älter zu seyn; aber eben diese Erziehung hatte auch meinem Geist eine besondere Richtung gegeben. Ich hatte in meinen frühesten Jahren statt Feenmärchen einen Plutarch und Livius gelesen. Liebe zu allem was groß und edel war, und Abscheu vor jeder kleinen und niedrigen Handlung, waren durch meines Vaters Lehren und Beyspiel meiner Seele tief eingeprägt. Ich kannte jeden großen Mann alter und neuerer Zeiten, ohne jene niedrige Geschöpfe zu kennen, womit wir leider nur zu oft umgeben sind, und es wurde mir leichter eine Stelle des Sallusts, eine Rede des Demosthenes zu declamiren, als einige unbedeutende Complimente herzusagen. Mein Vater, der einigen Widerwillen gegen das Hofleben hatte, freute sich, wenn er mich auf diese Weise handlen sahe, und glaubte aus mir einen Mann zu bilden, der zu stolz, sich unter irgend ein Joch zu beugen, blos für sich, blos für das Beste seiner Nebengeschöpfe leben würde. Ein Bruder meines Vaters hatte sich in einer großen Stadt aufgehalten, er war auch als Arzt berühmt, erwarb sich ein beträchtliches Vermögen,

und

und ſetzte, als er ſtarb, meinen Vater zum Erben ein; dieſer mußte nun wegen dieſer Erbſchaft eine Reiſe nach dem Orte unternehmen, wo ſein Bruder geſtorben war. Er verſprach bey ſeiner Abreiſe, in wenig Monaten zurückzukehren, und verſicherte dies noch durch ſeine erſten Briefe, nachher aber verſchob er ſeine Rückkehr von einem Zeitpunkte zum andern, und ſchon war unſre Beſorgniß aufs höchſte geſtiegen, als er zurückkam; aber ſein ganzes Weſen, ſeine ganze Art zu denken und zu handlen hatte ſich verändert; ſeine Seelenruhe, ſeine ganze Heiterkeit ſchien verlohren, er brachte ganze Tage und oft noch die Hälfte der Nacht in ſeinem Studirzimmer hin. Vormals war ihm meine Gegenwart jederzeit willkommen, jetzt ſchien ſie ihm läſtig. Die Ausübung ſeiner Kunſt zum Beſten des Nothleidenden, war ehemals ſeine gröſßte Freude; mürriſch und zerſtreut ſuchte er jetzt einen jeden abzufertigen, der ſich ſeinen Beyſtand erbath. Unſere Glücksumſtände waren durch die neue Erbſchaft merklich verbeſſert, folglich konnte ich den Grund dieſer Handlungen unmöglich entdecken; allein ich hoffte wieder eine glückliche Veränderung, als mein Vater einen Beſuch von zween

Reiſenden erhielt, und es wurde eine Feſtlichkeit angeſtellt, wobey mein Vater ſo froh, ſo zufrieden ſchien, als ich ihn ſeit ſeiner Rückkehr nie erblickt hatte. Am folgenden Tage fuhr er mit den beiden Fremden auf ein kleines Landhaus, das er unweit der Stadt beſaß; ich fühlte nach ſeiner Abreiſe einige Langeweile, die ich zu vertreiben beſchloß, indem ich in das Studirzimmer meines Vaters ging, woraus er mich ſeit ſeiner Rückkehr entfernt hatte. Ich war gewöhnt, daſelbſt eine Menge von Phiolen und chemiſchen Werkzeugen anzutreffen, meine Neugierde wurde alſo hiedurch lange nicht ſo rege gemacht, als durch einen großen Vorrath neuer Bücher, die mein Vater mir noch nie näher zu betrachten erlaubt hatte; kaum hatte ich einige davon aufgeſchlagen, und einige Titel von den Werken eines Schwedenborgs, Jacob Böhmen, ſtaunend geleſen, die mich gleich beym erſten Anblick zurückſchreckten, als ein Käſtchen mit einigen Charakteren bezeichnet, meine Neugier ſtärker an ſich zog; kaum hatt' ichs in der Hand, als ich einen fürchterlichen Knall, und das Geſchrey Feuer! Feuer! auf der Straße hörte; mit dem Käſtchen in der Hand lief ich ans Fenſter, und bald wur-

wurde ich gewahr, daß mein Haus in Flammen stünde. Retten sie sich, rief mir jedermann, ich sprang zum Fenster hinaus, und in einer halben Stunde lag das Haus meines Vaters in der Asche. Ich hatte in der Bestürzung das Kästchen, das ich gerade in der Hand hielt, mitgenommen, und dis war nun beynahe das einzige, was aus dem ganzen Hause gerettet war. Jeder Nachbar hatte den Knall in dem Laboratorio meines Vaters gehört, die Flamme war aus demselben hervorgebrochen, und durch ihre Gewaltsamkeit konnte man leicht schließen, daß sie einen großen Vorrath feuerfangender Dinge angetroffen hatte; ein paar benachbarte Häuser waren ebenfalls durch diese Feuersbrunst zu Grunde gerichtet, man betrachtete meinen Vater als den Urheber dieser Feuersbrunst, seit seiner Rückkehr hatte er, den vorher beynah jedermann liebte, einen allgemeinen Unwillen gegen sich rege gemacht, auch ich fühlte jetzt die Folgen davon, und um dem Spott, den Beschimpfungen des Pöbels zu entgehen, verließ ich die Stadt, um meinem Vater selbst die Nachricht seines Unglücks zu überbringen. Ich klopfte lange vergeblich an der Thüre des Landhauses, die mir endlich durch einen Bedien-

dienten der beiden Reisenden geöffnet wurde, der mir aber den Eintritt ins Zimmer versagte; noch stutzte ich über dieses räthselhafte Betragen, als er meinen Vater herausrief; dieser erblickte kaum das Kästchen, das ich noch in der Hand hielt, als er mich wüthend an der Kehle packte, „Böswicht, rief er aus, wer gab dir ein Recht, Dinge zu entheiligen, vor denen die Mächte des Abgrunds erbeben?„ Die beide Fremden kamen zu diesem Auftritt, alle verriethen die äußerste Bestürzung; man ließ mich endlich zu Wort kommen, ich erzählte den Verlauf der Sache, und mein Vater befahl mir in ein Nebenzimmer zu treten. Ich hörte ihn mit den Fremden in einem sehr lebhaften Gespräche verwickelt, und wurde nun von meinem Vater wieder ins Zimmer gerufen; mein Sohn, sagte er, glaubst du mir etwas schuldig zu seyn? „Unendlich viel„ war meine Antwort, „mein Daseyn und meine Bildung.„ Glaubst du, frug er ferner, meinen Worten trauen, und eine Sache, die ich dir als gut und nützlich rühme, auch dafür halten zu können? „Sie haben mich, antwortete ich ihm, noch nie getäuscht, und ich werde also von ihnen auch nie Täuschung befürchten.„ Nun

fuhr

fuhr mein Vater fort, so bin ich bereit dir eine Sache zu entdecken, die nicht blos für diese, sondern auch für eine andere Welt nützt, eine Sache, die dich dis- und jenseits des Grabes glücklich machen, deinen Durst nach Wahrheit, deine Begierde nach Größe völlig befriedigen wird, aber unter einer Bedingung. — Wer von meinen Lesern hätte in meiner Lage mit meinem Feuer einem Vater, den er liebte und schätzte, nicht alles zugesagt? Ich sprach eine Eidesformel nach, deren Erinnerung mir noch einen kalten Schauder abjagt, und nun wurde mir entdeckt, daß dieses Kästchen Anweisungen und Formeln enthielt, sich jede Gattung von Geistern unterwürfig zu machen, daß schon die Berührung von der Hand eines Ungeweihten schrecklicher als Freundes- und Vatermord sey, und nun sahe meine erhitzte Einbildungskraft den Grund jenes Knalls und jener Feuersbrunst völlig ein. Freylich erzählte mein Vater, daß er in seinem Laboratorio gerade verschiedene Gefäße durch einen faulen Heinz dem Feuer ausgesetzt, daß eins dieser Gefäße vielleicht zersprungen, und die darin enthaltene Feuchtigkeit sich entzündet habe, daß ein großer Vorrath von Schwefel, der in einer Ecke

des Laboratoriums gestanden, und einige Fässer Kohlen das Feuer vermehrt haben könnten; aber woher gerade in dem Augenblick, als ich die Hand an das Kästchen legte? alle, die zugegen waren, auch ich war zu sehr von Schwärmerey hingerissen, um die Sache irgend einem natürlichen Grunde zuzuschreiben; weshalb aber hatte das Unglück das Haus meines Vaters, nicht mich, den Verbrecher betroffen? Mein Vater hatte für seine Nachlässigkeit, daß er den Schlüssel im Büchersaal stecken ließ, büßen müssen, mich aber hatte der rächende Dämon, weil ich unter einer glücklichen Constellation gebohren, oder von einem mächtigen Schutzgeist beschirmt wurde, nicht verderben können. Alle hielten mich nun für einen Menschen, der vom Geschick, von Geistern begünstigt, voll Anlage zur Magie, vielleicht ins innerste Heiligthum dieser Wissenschaft eindringen könnte. Man denke sich die Geschichte des vergangenen Tages, denke sich diese Gespräche aus dem Munde eines Vaters, den ich verehrte, den ich alle Pflichten, deren Ausübung ihm sonst so heilig war, dieser Wissenschaft wegen zurücksetzen sah, denke sich meine ganze Erziehung, meinen Wunsch nach

Grö-

Größe; dann nur erst kann man sich einen Begriff machen, mit welcher Begier ich jetzt diese neuen Dinge verschlang. Ich wurde von meinem Vater den beiden Fremden übergeben, um durch ihre Vermittelung weitere Fortschritte in der geheimen Wissenschaft zu machen, und bestimmter in den Mysterien eingeweiht zu werden, zugleich sollte ich am Orte des Aufenthalts der beiden Fremden die Arzeneygelahrtheit studiren.

Die beiden Männer, denen mich mein Vater anvertraute, wohnten beide an dem Orte meines künftigen Aufenthalts, der eine, der mich in sein Haus und an seinen Tisch nahm, war Professor der Chemie, der andere lebte als ein Privatmann, von einem ansehnlichen Vermögen, oder wie seine Mitbrüder sich ins Ohr flüsterten, von den Schätzen seiner Kunst. Er unternahm oft grosse Reisen, beobachtete dabey einen gewissen geheimnißvollen Anstrich. Ich erfuhr nach und nach, daß er sich in seiner Jugend zur jüdischen Religion bekannt, und in Holland zu den Mysterien eingeweiht sich bald darauf auch zum Christenthum bekannt hätte; er hatte sich als Jude auf die Cabbala gelegt, und dies hatte ihm

in seinem Orden Ansehen und Einfluß verschafft. Er wurde als ein Mann betrachtet, der in das innerste Heiligthum eingedrungen. Eine auffallende Gesichtsbildung, eine Geschmeidigkeit, die er sich durch häufigen Umgang erworben, eine Menge glänzender Kenntnisse, wenn sie gleich größtentheils nur Bruchstücke waren, eine gewisse Seelenruhe, die aus seinem ganzen Betragen hervorleuchtete, wodurch der Enthusiasmus, mit dem er von den Mysterien sprach, doppelt abstach, alles dieses mußte dem Mann Ansehen und Eingang verschaffen, da er überdem mit der Klugheit eines Weltmanns verfuhr, von seinen geheimen Kenntnissen nur dann und wann einen verstohlenen Wink fallen ließ, und dem Neugierigen innern Stoff zu größern Erwartungen gab, ohne seine Fragen gehörig zu befriedigen. Diesen beiden Leuten fiel ich nun in die Hände; mit der gewöhnlichen pharmaceutischen Chemie, wie mein Professor sie nannte, wurde ich bald, aber nur flüchtig, bekannt; ich hatte die ersten Handgriffe schon bey meinem Vater erlernt, aber einen Cörper chemisch zerlegen, um alsdenn seine Bestandtheile anzuzeigen, hielt mein Professor für Thorheit. Bey jeder Auflösung sagte er, gehen

hen Theile verlohren; geſchieht die Auflöſung im feuchten Wege durch Säuren, ſo verbinden ſich nach den Geſetzen der Affinität Theile des zerſtörten Cörpers mit den Säuren und Salzen, die unſerer Aufmerkſamkeit ſodann entgehen; geſchieht die Auflöſung durch Feuer, ſo verbindet ſich die Feuermaterie aus dem zerſtörten Cörper mit dem ihr eigenen Element, und wir können aus dem, was uns übrig bleibt, eben ſo wenig das Ganze des Cörpers beurtheilen, als aus dem Skelett die Schönheit eines Menſchen, da er noch mit Fleiſch bekleidet war. Durch Vorſtellungen dieſer Art zerrüttete er jeden geſunden chemiſchen Begriff, den ich etwa noch bekommen konnte, und durch eine Menge von ſchief erklärten chemiſchen Verſuchen wurde ich endlich völlig von der Theorie meiner Lehrer überzeugt. Hier iſt ſie im kurzen: Eine feine flüſſige Feuermaterie iſt der Cörper der Gottheit, zufolge dem Ausdrucke der Bibel: „Das Licht, worin Gott wohnet und wozu niemand kommen kann.„ Die Theile dieſer Feuermaterie durchs ganze Univerſum zerſtreut, erklären uns die Allgegenwart der Gottheit. Dieſe Materie iſt der Urſprung der Entſtehung und des Wachsthums; wer alſo dieſe Ma-

Materie in seiner Gewalt hat, kann nicht nur jedes Ding entstehen und wachsen lassen, sondern beynahe, gleich der Gottheit, neue Schöpfungen hervorbringen, ja vermittelst dieser Materie auf die Geisterwelt würken, und sie eben so unter seine Befehle zwingen, als man einen Menschen beherrschen kann, dessen Cörper ganz in unsrer Gewalt ist. Diese Feuermaterie liegt in der anziehenden Kraft des Magneten verborgen, zeigt sich in der Electricität, und wohnt in dem Nervensafte der thierischen Cörper. Täglich wurde ich mit diesen Hirngespinsten unterhalten, und mir wurde so viel von Feuer und Licht aus der heiligen und profanen Geschichte, Moses brennendem Busch, und den feurigen Wagen und Reutern Israels, dem Feuer der persischen Magier, dem heiligen Feuer der Vesta, dem Licht aus Evang. Joh. 1, v. 5, den feurigen Zungen am Tage der Ausgießung des heiligen Geistes, der Verklärung zu Tabor, kurz, mir wurde so viel von Feuer und Licht erzählt, daß ich überall selbst am Ende nur Feuer und Licht erblickte. Jedes Wort, das ich las, enthielt jetzt zufolge meiner Einbildungskraft Spuren meines Systems, und ich konnte nicht begreifen, wie tausende von Menschen

ſtumpfſinnig genug wären, um mein Syſtem nicht vorlängſt zu ihrem allgemeinen Glaubensbekenntniß gemacht zu haben; es ging mir wie dem Verfaſſer der Geſchichte der ältern Philoſophie der Juden und Egypter, überall erblickte ich geheime Wiſſenſchaften, und gleich den Herrenhutern, die durch jene innige Verbindung, worin ſie mit dem Heilande zu treten wähnen, nur ihn beſtändig im Munde führen, und oft ihr Syſtem, dem ſie den Namen des Heilandes beylegen, mit der Perſon des Heilandes verwechſeln, und ſich ſelbſt für einen Theil des Heilandes halten, ſo ſchwärmte auch jetzt meine erhitzte Einbildungskraft umher. Kein Licht, ſagte mein Lehrer, iſt ohne Feuer, kein Feuer ohne Wärme, und wo Feuer und Licht iſt, wohnet die Gottheit, in meinem Cörper iſt Wärme, alſo auch Feuer und Licht, wir ſind alſo eine Wohnung der Gottheit, deshalb ſagt die Schrift, daß der Geiſt in uns wohnet, aber wenn wir nicht durch Reinigkeit der Sitten, nicht durch Glauben und Zuverſicht würdig ſind, daß der Geiſt in uns herberget, wenn wir nicht ihm, ſondern dem Zweifel Raum geben, dann weicht der Geiſt von uns, dann bemächtigt ſich das böſe Principium der

Licht

Licht- und Feuertheile, die in uns sind, um dadurch dem weißen Principio entgegen zu wirken, und wenn das böse Principium einmal die Lichtmaterie so bearbeitet hat, nicht daß es ein Licht wird, so im Finstern leuchtet, sondern ein fressendes Feuer, dann wird es auf ewig dem guten Wesen unbrauchbar, und dis ist der Grund der Verdammniß, die schon durch Mangel an Glauben verdient werden kann. Mit solchen und ähnlichen Vorträgen wurde täglich mein Kopf angefüllt, ich hatte weder gesunde Philosophie, noch vernünftige Religionskenntnisse, mein Vater hatte mich ganz im System seiner Kirche erzogen, ich hatte gehört, daß Glauben so unentbehrlich zur Seligkeit sey, hatte so viele Stellen der Bibel auswendig gelernt, ohne sie zu verstehen, daß es mir keine Mühe kostete, zu glauben, was ich wollte, das heißt, über jede Sache, die ich für wahr annehmen sollte, mich alles Nachdenkens zu entschlagen, und eine halbverständliche Erklärung eines Spruches schien mir doch immer besser zu seyn, als ihn ganz unverständlich zu lassen, da ich ohnedem glaubte, durch innere Erleuchtung bald alles zu verstehen, was mir bis jetzt noch unverständlich war. Voll

Wiß-

Wißbegierde ſehnte ich mich nach dieſer Erleuchtung, ſie kömmt nur von oben herab, ſagten meine Lehrer, und ich weiß mich noch zu erinnern, mit welcher Begierde ich oft um dieſe Erleuchtung bath; bey meiner lebhaften Phantaſie wurde ich taumelnd bey ſolchen Gebethen, dis ſchien mir übernatürliche Kraft, ich bath alſo nach und nach nicht blos mehr um Erleuchtung, ſondern guten Fortgang in jeder meiner Unternehmungen, und jeder Schein von ſchwärmeriſcher Hoffnung veranlaßte mich ſchon zu Dankgebeten. Ich ſchied einſt die Phosphorſäure aus einigen Menſchen-Gebeinen; Gott, dachte ich, wenn dieſe ausgedörrten Knochen ſo viel Lichtmaterie enthalten, wie viel muß in meinem ganzen Cörper ſeyn, und wie viel Stoff zu meiner Schöpfung liegt vielleicht nach meinem Tode in dieſer weggeworfenen Hülle, ich bekam eine gewiſſe Achtung für mich ſelbſt, die mich vom Laſter zurückhielt, aber mein Cörper wurde doch dabey ſo nervenſchwach, als ob ich der Wolluſt unaufhörlich gefröhnt hätte. Das beſtändige Gaukelſpiel der Phantaſie, die vielen Nächte, die ich ſchlaflos vor dem Schmelzofen zubrachte, der Dampf ſo vieler zerſtörten Minerale, die mephitiſche

tische Luft so mancher in Fäulniß gebrachter Cörper, die ich einathmete, alles dieses raubte mir die Kräfte der Jugend. Man muß durch viel Creuz und Trübsal ins Reich Gottes eingehn, war die Antwort meiner Lehrer, denen ich die Abnahme meiner Gesundheit anzeigte; seyd munter und unverzagt, fügte der andere hinzu, denn ein Tropfen vom Balsam des Lebens wird dir die ganze Gesundheit wiederschenken, und dein Auge wackerer machen, als Jonathans, da er vom Honigseim gekostet hatte. So wurde ich immer betäubt, und las nichts, als was meine Lehrer mir gaben, nemlich von den Alten den Proclus, den Jamblichius, den Manilius, von den Kirchenvätern den Clemens von Alexandrien und Augustinus de civitate Dei, des Plotinus Neneaden, einiges aus den Werken des Origenes, des Rudolph Agricola, Basilius Valentinus, Bernhard von Trevis, Theophrastus Paracelsus, und von den neuern waren Helmont, Mingt, Bequinus, und ähnliche Schriftsteller meine tägliche Unterhaltung, dabey lernte ich die Bibel und den Thomas von Kempen beynah auswendig, und las die Schriften eines Schwedenborg und Jacob Böhmen mit aller möglichen

An-

Andacht. Dasjenige Buch aber, worauf meine Lehrer den gröſsten Werth ſetzten, war des Eugenius Philaletha magia adamica, und Anthroposophia theomagica, und hierüber brüteten wir täglich. Ich hatte indeſs die erſten 3 Grade des Ordens erhalten, konnte vom Teppich und von Salomons Tempel wie ein Begeiſterter ſchwatzen, und wurde von vielen meiner Brüder mit Neid und Bewunderung betrachtet, viele hielten mich bereits für ein Wunder der Erkenntniſs, man bewarb ſich um meine Freundſchaft, nur wenigen gelang es, meinen Umgang zu erhalten, weil ich immer bey meinen Lehrern, meinen Büchern oder meinem Schmelztiegel war; unter den wenigen, mit welchen ich zuweilen eine Stunde hinbrachte, befand ſich ein junger Menſch meines Alters, ich hatte mit ihm ein paar Spazirgänge gethan, als er mich zu ſich einlud, ich nahm die Einladung an, und ſie hatte auf meine ganze Zukunft Einfluſs. Roſalie, die Schweſter meines Freundes und die Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, hatte ungefehr ihr ſechzehntes Jahr zurückgelegt, und machte bey ihrem ſchlanken Wuchs und ungekünſtelten Kleidung auf mich einen ſehr lebhaften Eindruck, da ich

ſie mit keinem irdiſchen Weſen, ſondern mit jenen Kindern des Paradieſes verglich, nach deren Erſcheinung ich oft ſo lüſtern geſeufzt hatte. Unſer erſtes Geſpräch waren freylich nur einige kalte Höflichkeitsbezeugungen, aber ihr Bild ſchwebte unaufhörlich in meiner Seele; dachte ich an die Erſcheinung eines ſeligen Geiſtes, ſo ſchien ſie mir in einer Lichtwolke vorüber zu wallen; wünſchte ich die Univerſalmedicin zu entdecken, ſo war es, um ſie unſterblich zu machen, und ich ſehnte mich nach der Goldtinctur, um Schätze zu ihren Füßen zu legen; ich ſtieß indeß manchen Schmelztiegel um, und manche Retorte ſprang durch meine Nachläſſigkeit, meine Lehrer bemerkten mit Staunen meine Zerſtreuung, ich geſtand ihnen aufrichtig den Grund derſelben, weil ich ihnen auch nicht meinen geheimſten Gedanken verbarg. Der Profeſſor ſtutzte; Sey geſegnet mein Sohn, ſagte Gotthold mit der Mine eines Sehers, wir ſind nach dem Ziel; wenn das böſe Principium dich in Verſuchung führt, ſey ſtandhaft, und kämpfe, dann will ich dir geben die Krone der Gerechten. Der Profeſſor, der ganz durch Gotthold gelenkt wurde, ſtimmte bald in dieſen Ton ein, und es wäre vergeblich, meinen Leſern

die

die Wirkungen meiner zerrütteten Phantaſie zu ſchildern. Ein heimlicher Stolz erwachte, ich fing an, mich als ein Weſen höherer Art zu betrachten, das eine Geiſterwelt beunruhigte, aber dieſe außerordentliche Spannung machte auch die Verſuchung für mich um ſo lebhafter, ich kann es nicht Liebe nennen, ſondern eine Menge wollüſtiger Bilder, von einer ſchwelgenden Phantaſie ausgemahlt, ſchwebten vor meiner Seele, es war ein Zuſtand, der nahe an Wahnſinn gränzt, ich betete, glaubte mich geſtärkt, ſchlug meine Augen auf, Roſalie ſchien vor mir zu ſtehen, der Angſtſchweiß brach aus meiner Stirne, ich zog Zauberkreiſe um mich herum, beſchrieb ſie mit Charakteren, wovon ich doch keinen eigentlichen Begriff hatte, rief alle Engel, deren Name ſich auf el endigt, zu meinem Beyſtand, ſuchte mit Hülfe der geheiligten Zahlen 3. 5. 7. 9. jede Zuſammenſetzung aus dem Namen Jehova; Roſaliens Bild verſchwand, und kehrte den Augenblick wieder, ich gab meinen Lehrern Nachricht, man behing mich mit Amuleten, zu ſchwach dem empörten Triebe Stillſchweigen zu gebieten; es war ein ſonderbarer Kampf in meiner Seele. Ein dunkler Gang führte in das auf dem Hofe

liegende gewölbte Laboratorium, ich ging durch dieſen und glaubte Stimmen zu hören, die mir Worte einer unbekannten Sprache zuriefen, ich bebte zurück und erblickte allerley gräßliche Geſtalten, Rieſenköpfe, aus deren vom Krebs zernagten Wange die feuerrothe Zunge herabhing, mit Rabenflügeln am Nacken, Geſichter, ſcheuslicher, als ſie irgend ein Maler bey den Verſuchungen des heiligen Antonius ſchilderte, ich ſank ohnmächtig nieder, und weiß nicht wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb. Aber meine Lehrer, denen ich dieſe Sache erzählte, waren außer ſich für Freude, keiner betrachtete die Sache als Wirkung meiner zerrütteten Phantaſie, ſondern jeder ſah nur hier das Streben des böſen Principiums, unſere Operation zu hindern, man hoffte alles, und am folgenden Tage wurde beſtimmt, in der Mitternachtſtunde einen magiſchen Verſuch anzuſtellen, um zu verſuchen, wie vielen Einfluß ich auf das Geiſterreich erwerben könnte.

Ich mußte mich 24 Stunden lang aller Speiſe enthalten, bey Auf- und Untergang der Sonne baden, und einige Pſalmen in hebräiſcher Sprache herleſen, ich fühlte den ganzen Tag hin-

durch

durch fieberhafte Anfälle, mein Kopf brannte vor Hitze, meine Augen waren heftig entzündet, ich sagte meinen Lehrern, daß ich mich für krank hal-te, aber alle hielten es bereits für Würkung der Geister, sie erzählten mir, wie Caſſandra bey ihren Weiſſagungen gewüthet, wie die Prieſterin zu Delphos, wie die Corybanten ganz außer ſich geweſen; aber, ſagte Gotthold, dies waren An-hänger der ſchwarzen Magie, aber auch die wei-ſen Magier befinden ſich in einer ähnlichen Lage; hielten nicht Profane die Apoſtel und Jünger für trunken, da ſie in fremden Sprachen weiſſag-ten, und mußte nicht bey den Propheten des alten Bundes das Band der Seele und des Cörpers gleichſam getrennt werden, ehe ſie wie Daniel und Ezechiel, mit den Augen der Geiſter ſahen? es muß eine gewaltige Bewegung in unſerm In-nern geſchehen, ehe der Geiſt frey von der irdi-ſchen Feſſel zum Durchbruche kömmt. Ich war meinen Lehrern zu ſehr ergeben, hatte ſo hohe Erwartungen, glaubte ſo blindlings, daß ich ſelbſt, was ich empfand, auf Rechnung der Geiſter-welt ſchrieb. Die Stunde der Mitternacht brach heran, und nun machte man Anſtalten zur Be-ſchwörung. Der Platz dazu war ein Zimmer im

Hintergebäude, deßen Fußboden mit weißem Sande überstreuet war, um magiſche Zirkel und Characteren darin zeichnen zu können, in der Mitte des Zimmers war ein Altar errichtet, an dem Stücke Pergament, 3. 5. 7. eckigt geſchnitten, theils mit bibliſchen Sprüchen, theils mit chaldäiſchen und arabiſchen Worten beſchrieben, an den Seiten herabhingen; ich mußte auf bloßem Leibe ein langes weißes Kleid anlegen, um die Stirne wurde ein magiſches Band geknüpft, mit verſchiedenen Characteren gezeichnet, mit bloßen Füßen und zerſtreuten Haaren trat ich ſo vor den Altar, auf dem zwey brennende Lichter, zwiſchen denſelben ein Kreuz, ein Kelch mit rothem Wein und ein Rauchfaß ſtanden. Gotthold zeichnete nun den Zauberkreis, und hielt, nachdem er ihn vollendet, nebſt dem Profeſſor zwey gezogene Degen über meinen Kopf, jetzt nahm die Beſchwörung den Anfang, ich rief zuerſt drey der mächtigſten Engel, Gabriel, Uriel, Michäel, ſie ſollten mich bey der Beſchwörung ſchützen, und vor dem Einfluß der böſen Geiſter bewahren, ich goß alsdenn einen Theil des Weins als Trankopfer auf die Erde, und trank aus dem Kelche, auf die nemliche Weiſe verfuhr ich, indem

dem ich noch 5. und dann 7 Engel rief, jetzt ſank ich vor dem Altar auf ein Knie nieder, ergriff das Rauchfaß und räucherte dreymal Ich las hierauf eine chaldäiſche Formel; ſiehe auf, ſagte Gotthold, was ſiehſt du? ich ſah auf, und rief: die Wände des Zimmers ſchwanken, und ich höre ein Rauſchen, wie das Rauſchen der Fittige; lies weiter, rief Gotthold; ich las eine neue Formel; was ſiehſt du? Geſtalten, antwortete ich, wie aus Rauch gebildet, ohne einige Formen, die bald in einander fließen, bald wieder ſich theilen; lies weiter; ich las noch eine Formel, und die nemliche Frage erfolgte; die Geſtalten ohne Formen, rief ich, ſcheinen ſtärker zu beben; befiehl ihnen eine deutlichere Geſtalt anzunehmen, eine Geſtalt, die dir gefällt; ich weiß nicht wie bey dem Worte Gefallen der Gedanke an Roſalie ſogleich in meiner Seele aufſtieg; nehmt Geiſter, rief ich, jene Geſtalt an, die mir gefällt; aber nichts erfolgte, Gotthold zog einen Hohlſpiegel aus ſeiner Taſche; befiehl, rief er, dem Geiſt, in dieſem Spiegel zu erſcheinen, neige dich dreymal und ſieh hinein; ich thats, Roſalie rief ich aus, und ſank ohnmächtig am Fuß des Altars. Was meine Beſchwörer wei-

ter thaten, weiß ich nicht, ich lag, da ich wieder zu mir kam, auf meinem Bette, und fieberte entsetzlich; ein hitziges Fieber brachte mich dem Tode nah, nur langsam erholte ich mich, meine Kräfte schienen völlig erschöpft, und nur ein langer Gebrauch der Fieberrinde mit Eisen vermischt, kalte Bäder und eine strenge Diät schenkten mir meine ehemalige Kräfte wieder, ja ich wurde ungleich gesunder und stärker, als ich vor meiner Krankheit gewesen. Gotthold und der Professor wünschten mir Glück, sie sagten, der erste Schritt sey überstanden, meine aufs neue wieder erlangten Kräfte wären ein Beweis vom Wohlgefallen der Geister. Von meinem Vater, dem sie die Sache berichteten, erhielt ich einen Brief, der mit Segenswünschen angefüllt war, ich erhielt den vierten Grad im Orden, die erfahrensten Meister wünschten mir Glück. Bewegungsgründe genug, um den nemlichen magischen Versuch zu wiederholen. — Aber wie staunten Gotthold und der Professor, wie zermarterte ich selbst meinen Kopf, als ich nichts sah, und nichts hörte. Jetzt völlig geheilt und bey kälterm Blute bin ich mir die ganze Sache zu erklären im Stande. Beym ersten Versuche war ich wirklich krank,

krank, meine Nerven äuſſerſt geſchwächt, mein Blut entzündet. Bey der leichten Bekleidung meines Körpers, der Kälte des Sandes, worin meine Füſſe ſtanden, konnte das Blut leicht nach dem Kopf getrieben werden, die magiſche Binde machte einen Druck auf die Schlagadern deſſelben, der Genuß des Weins nach einem 24ſtündigen Faſten, das Rauchwerk, die Wirkung meiner groſſen brennenden Wachslichter auf meine entzündeten Augen, — alles dieſes mußte ſonderbare Wirkungen hervorbringen, zumal da ich mit hohen Erwartungen erfüllt war, und ſehen wollte. Nach der Zeit, da meine Nerven geſtärkt waren, und folglich alle die vorerwähnten Dinge keinen ſo ſtarken Einfluß auf mich haben konnten, war ich auch nichts mehr zu ſehen im Stande; je untauglicher ich aber für die Geiſterwelt wurde, um ſo mehr ſchien ich für die Körperwelt zu ſeyn. Roſalie beſchäfftigte mich unaufhörlich, und der Umgang mit ihrem Bruder verſchaffte mir öfter Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen, ich hatte ihr zwar meine Liebe nicht erklärt, aber es wüthete mächtig in meinem Innern; wie, rief der Profeſſor, wie, mein Sohn, willſt du die jungfräuliche Erde er-

halten, wenn dein Herz von einer irdischen Leidenschaft glüht? Gotthold wählte einen andern Weg, keine Ausrufung entfuhr seinem Munde; junger Freund, sagte er, mit einem mitleidsvollen Lächlen, ich gestehe ihnen, Rosalie ist ein Geschöpf, das Herz und Sinne reizt, aber wie viel herrlichen Genuß können sie durch den ihrigen verlieren. Freund, wenn sie wüßten, was die geheime Wissenschaft noch alles mit ihrem Vorhange bedeckt! in einer ruhigern Stunde, wenn sie mich anzuhören geneigter sind, dann will ich sie mit Dingen bekannt machen, wogegen sie Rosaliens Besitz für eine Kleinigkeit halten werden; jeder Begriff von Wollust, von irdischem Vergnügen, ist Kleinigkeit gegen die Befriedigung der Sinne, die auch dem Magier gewährt ist. Dis war wol genug, um einen Jüngling von heftiger Einbildungskraft zu entflammen, und nach und nach wurde mir dann das wichtige Geheimniß entschleiert. Da das böse Principium sich von dem guten schied, nahmen am Kampf der höhern Mächte Myriaden von Geistern Theil, eine unzählige Menge aber blieb neutral, ohne sich auf die Seite des einen oder des andern zu schlagen; das gute Principium siegte, die par-

tey-

teylosen Geister konnten nicht jene Glückselig-
keit mit genießen, welche denen Geistern zu
Theil wurde, die den Sieg des guten Principi-
ums mit befördert hatten. Sie konnten aber
auch nicht in das Schicksal der Bösen mit ver-
wickelt werden. Das gute Principium, um den
Himmel wieder zu bevölkern, wurde Baumeister
der Welt, und Schöpfer des Menschen, aber
beständig im Kampf mit dem bösen Principium
und dessen Anhängern, war es nothwendig, wenn
die Welt nicht wieder zerstört werden sollte, die-
selbe mit Schutzgeistern zu versehen. Die neu-
tralen oder Mittelgeister, die Schedim der Cab-
balisten, wurden also in verschiedene Classen ge-
theilt. Diejenigen, welche schon im Begriffe stan-
den, sich auf die Seite des guten Principiums
zu schlagen, kamen in die obere Classe der Sa-
lamander; so wie diejenigen, welche sich schon
auf die Seite des bösen Principiums gelenkt, in
die untere Classe der Gnomen. Diese Geister
steigen immer in höhern Classen selbst zum Ge-
nuß der höchsten Glückseligkeit empor, nach dem
Maße, wie sie die Absichten des guten Principi-
ums beförderten. Eine der Hauptabsichten der-
selben sey das Glück, das Vergnügen der Magier,

oder

oder derjenigen Menſchen, deren Geiſt ſich vom Irdiſchen losgeriſſen, und vermittelſt der geheimen Wiſſenſchaft zu einem der erſten Geiſter des Himmels gebildet; die Mittelgeiſter ſtrebten alſo darnach, jeden Wunſch eines ſolchen Magiers zu erfüllen, und wenn dieſer ſich jedes Umgangs mit Erdentöchtern enthalte, ſo würde er dafür von dieſen Geiſtern entſchädiget, und das ſchönſte Erdenmädchen ſey in Vergleichung mit der niedrigſten Gnomide häßlich und ungeſtalt; jede irdiſche Wolluſt nicht mit dieſem halbgeiſtigen zu vergleichen, zumal da dieſe Geiſter auch ſo gefällig wären, von einer irdiſchen Schönheit, wenn wir es wünſchten, diejenigen Züge anzunehmen, wodurch ſie, ihrer überirdiſchen Schönheit unbeſchadet, derſelben ähnlich würden. Dis wurde mir in verſchiedenen Lectionen mit größtem Ernſt vorgetragen, und man muß ſelbſt Schwärmer geweſen ſeyn, um ſich davon einen Begriff machen zu können, wie glaublich und anſchaulich mir alles dieſes war; aber es brachte auch auf mich die fürchterlichſten Wirkungen hervor; ich war in der Fülle der Jugend, und bey der Reizbarkeit meines Nervenſyſtems empfand ich alles doppelt. Roſalie hatte den erſten Geſchlechtstrieb

trieb in mir rege gemacht, doch war dieſes immer mit einer Empfindung vermiſcht, die dem unverderbten Herzen eigen iſt, das noch nicht ganz den Taumelkelch der Wolluſt geleert; meine Phantaſie erzeugte ſo manches ſchlüpfrige Bild, aber ſobald meine Vernunft erwachte, ſchämte ich mich deſſen, meine Liebe blieb folglich immer unſchuldig; jetzt aber, da ich aus dem Munde meines Meiſters hörte, daß Wolluſt auch für den Geweihten, den ich bisher als Engel Gottes betrachtete, ſolchen Reiz habe, daß ſelbſt das gute Principium den Genuß der Wolluſt billige, und durch Einrichtungen der Geiſterwelt befördere; jetzt wurde ich bald von der Wolluſt eines Faunen durchdrungen, meine Phantaſie ſchwelgte unaufhörlich in den üppigſten Bildern, ich wurde zu jedem Geſchäffte untauglich, und wenn ich beobachten ſollte, was in einer Retorte oder in einem Tiegel vorging, ſo überſah ich alles, weil, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, nackte Gruppen von Salamandern vor meinen Augen tanzten.

Meine Lehrer konnten meine Veränderungen anfänglich nicht begreifen, Gotthold aber wurde ſie bald gewahr; er ſuchte mich dadurch

zu beruhigen, daß er mir bewies, mein gehoffstes Glück sey noch weit entfernt, er brachte mir einige neue Werke, um meine Phantasie auf wichtige Gegenstände zu lenken, er wollte mir eine gründliche Kenntniß des Hebräischen und Chaldäischen beybringen, und suchte mir anstrengende Beschäfftigung zu verschaffen, aber alles war vergeblich, er wurde es gewahr, und wählte eine neue Bahn. Ich sehe, sagte er, daß Sie zu allem untauglich werden. Sie werden zwar, wenn Sie auch nicht die höchste cörperliche Reinigkeit erhalten, nie zur hö-hsten Stufe der Weisheit gelangen, aber wenn einmal feindselige Geister ihren Einfluß auf Sie mit solcher Gewalt ausdehnen, daß Sie diese höchste Stufe nicht erreichen können, so ist noch ein anderes Mittel übrig, suchen Sie den Geist rein zu halten, streben Sie der höhern Weisheit nach, der Körper ist nichts als Hülle, was der Körper thut, befleckt den Geist nicht, denn die Seele des Menschen theilt sich in zween Kräfte, Seele und Geist. Die Seele (Nuach, anima sensitiva) empfindet die cörperlichen Gefühle und unterliegt dem Cörper, sie ist eigentlich nur das Kleid des Geistes (anima meditans), sie wird eigentlich in der Geisterwelt

welt der Cörper des Geiſtes, und dienet hier im Geiſt als Werkzeug, um auf den ſichtbaren Cörper zu würken; unterliegt dieſer gröbere Theil, dieſes Innere dem ſichtbaren Cörper, ſo iſt freylich viel verlohren, aber der Geiſt noch immer rein und mächtig, — kann in einigen tauſend Jahren, die ſich doch zur Ewigkeit kaum wie ein Tropfen Waſſer zum Weltmeer verhalten, dis wieder leicht einholen; wer es alſo nicht im Stande iſt, vermittelſt ſeines Geiſtes, Seele und Leib zu beherrſchen, der ſuche nur den Geiſt rein zu erhalten, und überlaſſe Seele und Leib den Geſetzen der Natur, oder den Wirkungen feindſeliger Kräfte.

Dieſe ſchöne Theorie war ganz nach meinem Geſchmack, aber auf welchen hohen Grad ſie meine Begierden erhitzte, wie bereit ich war, ſie bey der erſten Gelegenheit zu befriedigen, hievon wird ſich ſchwerlich einer meiner Leſer einen Begriff machen; um aber meinen Geiſt nicht zu beflecken, betete ich indeſſen fleißig, und der Gedanke an Himmel und Sopha löſten ſich mit einander ab. In dieſer Gemüthsverfaſſung beſuchte ich Roſaliens Bruder, ich ging nach ſeinem Zimmer, und hatte es kaum geöffnet, als

ich

ich Rosalie allein darin erblickte. Sie sagte mir, daß ihr Bruder mit ihrem Vater verreist wäre. Mein Blut wallte ungestüm, aber, war es Ungewohnheit des Neulings, oder das letzte Streuben der Unschuld? ich bebte, stammelte einige Worte, und verließ das Zimmer, aber als ich die Treppe hinab ging, gewann meine Leidenschaft die Oberhand, ich betrachtete mich als einen Dummkopf, der einen Augenblick versäumt hatte, der vielleicht Jahre lang nicht wiederkäme, und ich war jetzt schon tief genug herabgesunken, um ganz einen Plan zu formen, ich ging nach dem Zimmer der Mutter, um zu sehen, ob auch diese zu Hause wäre, und mich, wenn ich sie fände, nach ihrem Sohn zu erkundigen; denn, war ich gleich bereit, als Bösewicht zu handeln, so war ich doch noch feig genug, um den Schein des Bösewichts zu vermeiden. Eine Hauskleidung, die auf einem Stuhl im Zimmer der Mutter lag, bewies mir, daß sie ausgegangen war; und im Augenblick, da ich das Zimmer verließ, sah ich das Mädchen im Hofe beschäfftigt, ich stürzte die Treppe hinauf, und ehe Rosalie eine Frage an mich thun konnte, war sie von meinen Armen umschlungen. Ich unterlasse es, eine Scene

zu ſchildern, die mich noch jetzt mit Schaam und Reue erfüllt; aber jede viel-ehr- und tugendſame Jungfrau, die den Stein gegen Roſalien aufhebt, denke, was der Heiland den Phariſäern ſagte; und wer kann ihr ſeine Verzeihung verſagen, wenn er ihre 17 Jahre, die Ueberraſchung und mein Ungeſtüm in Erwägung zieht; ich ging nach Hauſe, und da es jetzt um Seele und Leib ein wenig mißlich ausſah, ſo las ich, damit der Geiſt unbefleckt blieb, ſchnell einige Capitel aus dem Thomas von Kempen, das Geſicht Ezechiels von den mit Augen beſetzten Rädern aus der Bibel, und einen Abſchnitt aus Jak. Böhm, welcher darauf Bezug hatte, und verglich, was Abt Oettinger von Jak. Böhms, Schwedenborgs, Baglive und Ploucquets irdiſcher Weisheit, in Vergleichung mit Ezechiels himmliſcher Weisheit ſagt.

Iſt der erſte Schritt zum Laſter gethan, iſt einmal des Gewiſſens Stimme erſtickt, dann ſinkt der Menſch auch ſicher tiefer herab. Die Leichtigkeit, womit ich es erlernt hatte, mir falſche Syſteme zu erbauen, beſchleunigte mein Verderben; die ſtolze Meinung, die ich bereits von mir ſelbſt hatte, indem ich mich für ein We-

sen höherer Art hielt, jener Ausspruch meiner Lehrer, wodurch sie im Anfange unserer Bekanntschaft mich zu beruhigen suchten, da ich die Meinung äußerte, daß es vielleicht unbillig sey, über die geheime Wissenschaft wichtige Pflichten, und meine Ausbildung zu einem nützlichen Bürger des Staats zu versäumen, jener unsinnige Ausspruch: was kümmert dem, der über unsterbliche Geister gebieten kann, die irdische Welt? beförderte mein Verderben, ich verachtete die Menschen und wurde Egoist im strengsten Verstande. Mein Umgang mit Rosalien wurde fortgesetzt, weil ihr Bruder verblendet genug war, ihn zu befördern; er merkte meine Neigung, da ich ihn jetzt täglich besuchte, aber er betrachtete mich als einen Weisen, von dem er, weiß der Himmel was für Wunderdinge, erlernen könnte, und er wurde durch meinen Umgang bald Schwärmer in einem so hohen Grade, daß er mir allenfalls für einen magischen Proceß, selbst seine Schwester verkauft hätte.

In diesem Zeitpunct starb mein Vater, ich wurde der Erbe eines ansehnlichen Vermögens, weil meine beiden jüngern Brüder noch früher als mein Vater die Welt verlassen Ich mußte

mich

mich jetzt nach dem Wohnorte meines Vaters verfügen, zumal da meine Lehrer es für sehr nothwendig hielten, daß seine Papiere nicht in fremde Hände kämen. Ich nahm von Rosalien zärtlich Abschied, und eilte jetzt eine Erbschaft anzutreten, die mich wahrscheinlich in jeder andern Gemüthslage glücklich gemacht hätte. Aber kaum war ich auf dem Landhause meines Vaters angelangt, als ich auch schon die Besuche einiger Ordensbrüder erhielt, und da ich selbst für einen großen Maurer gehalten wurde, veranstalteten sie, daß gleich mir zu Ehren Loge gehalten wurde. Es waren gerade einige Vorschriften der hohen Obern eingelaufen, Dinge, die in einem so räthselhaften Ton vorgetragen wurden, daß jeder kaltblütige schließen konnte, wenn man jemanden würklich etwas gutes mittheilen wollte, so würde man es nicht auf eine Art thun, welche ihm das Geschenk auch zum Verderben machen könnte. Ich fand unter den Brüdern meines Ordens einen Mann, der ganz für mich geschaffen schien; wir hatten beide unser ein und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, schwärmten mit gleicher Lebhaftigkeit, setzten uns über alles hinweg, das vor und um uns lag; kein Wunder

also, daß ich und Bertrand in kurzem Freunde wurden.

Durch den Tod meines Vaters wurd' ich Herr einer beträchtlichen Geldsumme, ich hatte vorher das Geld wenig kennen gelernt, im Hause meines Vaters bedurfte ich es nicht, und meine nachherige Zeit hatte ich bey Büchern und chemischen Werkzeugen verlebt; überdem verachtete ichs, weil ich mit Leichtigkeit ungeheure Schätze aufzuthürmen wähnte, sobald ich nur erst mit dem gebenedeiten Stein fertig wäre, und das schien mir, der ich so viel von der geheimen Wissenschaft hoffte, wahre Kleinigkeit. Bertrand war ohne alles Vermögen, er hatte von den hohen Obern einen großen Begriff, und hatte schon oft den Entschluß gefaßt, die Welt zu Fuß zu durchstreichen, um diese geheimen Obern aufzusuchen, und die Weisheit zu ihren Füßen zu lernen. Es kostete ihm wenig Mühe, auch mich zu dieser Reise zu bewegen, die aber auf eine etwas bequemere Art unternommen wurde. Ich übergab also meine Gelder und liegende Gründe der Verwaltung eines Rechtsgelehrten, verschloß und besiegelte den Schreibpult meines Vaters, mit dem Auftrage, wenn die Nachricht von meinem

nem Tode einliefe, dieſen Pult an Gotthold oder an Profeſſor Schwarz zu überſenden, und ging nun wie Columbus, mit noch größerer Hoffnung, aber geringerer Wahrſcheinlichkeit in die weite Welt auf Entdeckungen aus.

Bald war das ſüdliche Deutſchland durchlaufen, wir fanden Schwärmereyen den unſern ſo ähnlich, daß ſie uns nicht lange feſſelten, zumal da man mich überall ſchon als Meiſter in der Kunſt betrachtete, wir eilten alſo über die Alpen. Die Neugier des Menſchen wird um ſo ſtärker vermehrt, je dichter der Schleier des Geheimnißvollen iſt, und da Maurerey in Italien nicht mit ſo vielem Geräuſch wie in Deutſchland getrieben wird, ſo fand ich auch die dortigen Mauter um ſo viel heftiger, und ſtimmte bald in ihren Ton ein; meine immer geſchäfftige Phantaſie, das warme Clima, Italiens ganze Lebensart, feige Dichter, die ich las, um größere Fertigkeit der Sprache zu erlangen, alles lud mich und meinen Freund zur Wolluſt ein, wir ſchwelgten bald am Buſen einer Bachantin, und errangen bald die Gunſtbezeugungen ſchmachtender Schönen, wir taumelten, nährten unſere Phantaſie, ohne unſern Verſtand zu beſchäfftigen; kein Wun-

der, daß ich also wieder den Weg der heiligen Mystik betrat. Ich fand am Abbate Olivetano einen neuen Lehrer, er war ganz Platoniker, wir selbst, sagte er, gehören unter die Classe der Mittelgeister, und werden durch Seelenwanderung im menschlichen Cörper gereinigt, kehren, wenn diese Reinigung in einem geringen Grade geschiehet, wieder in menschliche Cörper zurück, oder werden, wenn sie vollkommen ist, Halbgötter und Dämonen, unsere Fähigkeit, unser Thun und Lassen hängt von denjenigen Begriffen, von denjenigen Fähigkeiten ab, die wir mit in diesen Cörper brachten, daher durchbricht das Genie jede Hindernisse, weil vielleicht der Geist, der jetzt in diesem Cörper steckt, schon eh' er als Mensch gebohren war, tausendmal mehr wußte, als wir mit allem Fleiß, aller Anstrengung erlernen können, wir, die in der Urwelt vor unserer Menschwerdung schon Kenntniß von heiliger Mystik hatten, verstehen die Werke der Eingeweihten, die der große Hause als unverständlich schmäht, und anstaunt, weil ihm unsere Vorkenntnisse mangeln. Die Geister derjenigen, welche die Reinigung im menschlichen Cörper überstanden, sind dem Menschen als Schutzgeister zugeordnet, sie suchen ihre Mitbrü-

brüder glücklich zu machen, daher kommen die dunkeln Vorgefühle, unsere Ahndungen. Jeder Mensch, sagte Olivetano, hat wie Sokrates seinen Dämon, aber nicht jeder vermag, gleich ihm seine Stimme zu verstehen. Die Schriften des Plato und Apulejus de Genio Socratis, wurden jetzt meine Hauptbücher, ich las dabey die Schriften der Kirchenväter, welche die Philosophie mit dem Christenthume zu vereinigen strebten, und das erste Capitel im Evangelio Johannis wurde jetzt für mich das wichtigste Blatt der Bibel.

Ich saß mit Olivetano in tiefer Betrachtung über dieses Capitel, als er mich mit zärtlichem Mitleid anblickte; o! Jüngling, rief er aus, welcher herrliche Saame liegt in deiner Seele, aber, welch ein Jammer, daß ich des Keimes nicht pflegen kann; und warum nicht? frug ich lebhaft, weil du, erwiederte er, zu einer Kirche gehörst, die kein von den Aposteln bis auf unsere Zeit unmittelbar fortgepflanztes Priesterthum besitzt, folglich auch keine Wundergabe. Lieber junger Mann, du hast vielleicht manchen unsrer heiligen Gebräuche belächelt, aber wisse, unsere Religion ist, wie der alten Aegypter,

sie hat ihre Deutung für den großen Haufen, eine andere Deutung für den Geweihten. Selig, dreymal selig, wer sie versteht, er wird sehen das Wort, es sehen in seiner Herrlichkeit, gleich eines Menschen Herrlichkeit, wie es im Anfang war und seyn wird.

Hiedurch bekam ich eine ganz neue Richtung, gewöhnt, aus einem Fingerzeig Systeme zu erbauen, arbeitete ich und Bertrand auf einer ganz neuen Bahn, Olivetano, den wir um Aufschlüsse baten, schien unerbittlich, die Liebe zur Mystik überwand alles, wir legten unser Glaubensbekenntniß in seine Hände ab, und mit seinem Zeugnisse versehen, das uns für wahre Mitglieder der römischen Kirche erklärte, reisten wir nach Rom, mit einem Empfehlungsschreiben an den Cardinal — — — der uns die nähern Aufschlüsse geben sollte.

Wir erhielten bey Sr. Eminenz ein geheimes Gehör. Olivetanos Versprechungen wurden erneuert, aber nur geweihten Priestern konnte der ganze Schatz des Geheimnisses eröffnet werden; wir hatten zuviel aufgeopfert, um nicht noch mehr einzugehen, in wenig Monaten hatten

ten wir alle ſieben Weihungen erhalten, ohne auch nur einen Schritt in der geheimen Wiſſenſchaft vorgerückt zu ſeyn, wir lebten als Abbees zu Rom, thaten eine Reiſe nach Neapel, wo wir vielleicht einigen Aufſchluß hofften, mancher Zweifel ſtieg in unſrer Seele auf, da wir allgemach ſahen, daß unſere Kenntniſſe um nichts fortrückten. Man bemerkte zu Rom unſern Unmuth, man trug uns geiſtliche Aemter an, für Bertrand ſchien ein ſolches Anerbieten zu vortheilhaft, um es auszuſchlagen, und mit mir die weite Welt zu durchziehen, ſey's nun, daß Italiens Schönen ihn abgekühlt, oder noch zu ſehr an ſich gefeſſelt hatten. Er erhielt eine reiche Abtey in Calabrien, blieb zurück, und ich reiſte nach Frankreich.

Wo ſind denn die hohen Obern? fragte ich den erſten in Frankreich, mit dem ich mich darüber einließ. Wahrſcheinlich im innern Afrika, war ſeine Antwort; im innern Afrika? rief ich ſtaunend. Glauben ſie es mir, Freund, erwiederte er, unſere Kaufleute, unſere Conſuls zu Algier verſichern, daß fein geſittete Leute aus dem Innern von Afrika dahin kommen, um ihr Gold feil zu bieten. In dieſem Innern von Afrika,

das wir für eine Sandwüſte halten, liegt ſicher ein fruchtbarer Staat, wo das goldene Zeitalter blüht, die Erde ungezwungen ihre Früchte darbietet. Dieſes Land, von Maurern bewohnt, ſteht unter dem Schutze der Theokratie. Der Hierophante beſitzt noch dieſes Urim und Thummim, wodurch Israel ſeinen Gott befrug, und da Egypten von den Römern beſetzt, von den Chriſten der letzte Tempel des Serapis zerſtört wurde, da verbarg die Magie ſich im Innern von Afrika, und dort ſteigen noch die ſchönen Jünglinge des Himmels herab, um unter Sterblichen einher zu wandeln, und ihnen erhabene Weisheit zu lehren. Dort befindet ſich die Bundeslade und das heilige Feuer, das Jeremias, um es nicht nach Babylon mitzunehmen, in eine Höle verbarg; Geiſter zeigten nachher den Kennern der heiligen Magie die heilige Stätte, und die Bundeslade nebſt dem heiligen Feuer wurden durch die Wüſte, und übers rothe Meer in das Innere von Afrika gebracht.

So phantaſirte jeder auf ſeine eigene Weiſe. Der eine wollte durch faſten und beten, — doch dieſes waren nur ſehr wenige, — des ſeligen Umgangs mit Geiſtern gewürdigt werden, an-

andere suchten den Archäus, oder die prima materia, um als Despoten auf die Geisterwelt zu würken, oder um sich den Teufel vom Halse zu schaffen, vor welchen sie, ihrer Jugendsünden wegen, eine große Furcht hatten, die mehrsten aber ließen die Geister ungestört, es war ihnen blos um Geld zu thun, um ihre Schulden loszuwerden, oder, o! des wichtigen Zwecks, sich die Gunstbezeugungen irgend einer Tänzerin zu erkaufen. Der große Haufe von den Ordensbrüdern, lebte indes um alle diese Dinge unbekümmert, in froher Geselligkeit und freundschaftlicher Theilnehmung, und handelte denn, wie mich dünkt, am besten. Sie schwatzten indes sämmtlich von hoher verborgener Weisheit, von den alten Pythagoräern, und den ägyptischen Pyramiden, und die mehrsten versicherten, daß in einigen Klöstern der wahre Kern der Weisheit verborgen läge. Ich durchreiste das ganze Land, sprach in jedem Kloster ein, fand fromme Einfalt und abgefeimte Mönderey, ohne die Spur jener Schätze zu entdecken.

Mein häufiger Umgang mit dem schönen Geschlecht, noch mehr aber die fehlgeschlagenen Erwartungen, hatten mein Blut abgekühlt; aus

Eng-

England, hieß es nun, nahm die Maurerey ihren Anfang, England iſt das Land der tiefen Weiſen. Hier lebte Roger Bako, und Robert Flood, und der noch lebende Rabbi St— war allen ein Räthſel. Ich ging nach England und wurde allda brüderlich aufgenommen; man gab mir Luſtbarkeiten die Menge, aber weder Adam ben Joch noch Adam ben Bus konnten mit aller ihrer Weisheit den Schleier der Iſis in die Höhe heben, im Gegentheil ſetzte meine Weisheit alle in Erſtaunen, ich ſollte lehren, wo ich lernen wollte, denn ich hieß ja bereits Philoſophe ſublime und Prieſter der Natur, und merkte allgemach, daß ich betrogen ſey.

Unter allen, an die ich Empfehlungen bekommen, hatte der würdige Greis Esquire B— am wenigſten auf die Rückſicht genommen, die ich ihm überreicht hatte, er hatte mich höflich aber kalt behandelt, ich hatte mit ihm einigen Logen beygewohnt, ohne daß wir näher an einander gekommen. Ich wurde von einigen Brüdern mit vieler Zudringlichkeit genöthigt, ihnen ein magiſches Experiment zu machen, ich verſicherte, daß es nicht in meiner Gewalt ſtünde. B—, der dieſen Auftritt mit angeſehen, näherte

ſich

ſich mir; ſollte, ſagte er, auch meine Bitte fruchtlos ſeyn, wenn ich ſie mit der dieſer Gentlemans verbinde? Sie muß es ſeyn, erwiederte ich, weil ich, aufrichtig geſtanden, nicht jene tiefe Kenntniß habe, die Sie bey mir erwarten, und die ich im halben Europa, jetzt auch in Großbritanien vergeblich ſuchte. Sie ſind alſo nicht jener Liebling der Geiſterwelt, für den man Sie ausgiebt? Nein, mein Herr! Und hatten nie Umgang mit Geiſtern, wenn ich weiter fragen darf? Ich wähnt' es einſt, aber ich war damals krank, ſehr krank. B. . faßte mich ſcharf ins Auge, es ſchien mir, daß dieſer Ausdruck, den ich mit Unwillen ausſtieß, eine unangenehme Wirkung hervorgebracht hatte. Die Zudringlichkeit der Umſtehenden verlohr ſich, es war Zeit zum Aufbruch, B. . bot mir ſeinen Wagen an, begleitete mich nach Hauſe, und lud mich auf den andern Tag zum Frühſtück.

Kaum war ich erwacht, als ich die Beſuche einiger jungen Herrn erhielt. B. . war als einer der erſten Maurer bekannt, er hatte aus Liebe für die geheime Wiſſenſchaft Aegypten, Arabien, ganz Indien und China durchreiſt. Die Aufmerkſamkeit, womit er mich den Tag vorher be-

behandelt, flößte diesen jungen Herrn die Meinung ein, daß ich doch wol ein bewährter Magus seyn müsse, aber nicht das Kleinod einem jeden hinwerfen wolle. Jetzt suchte mich ein jeder auf eine andere Weise zu gewinnen; der eine bot mir seine Börse an, der andere das Ansehen seiner Familie, dafern ich etwas durchzusetzen hätte; ein Dritter überhäufte mich mit Schmeicheleyen; ein Vierter spielte den Geheimnißvollen, um für sein Geheimniß das meinige einzutauschen. Ich entledigte mich aller dieser Herrn, und eilte zu Herrn B. .

Ich wurde von ihm mit vieler Freundlichkeit empfangen, und wir knüpften bald nähere Bekanntschaft, unser Gespräch betraf oft die Maurerey, meine Erwartungen waren lange nicht mehr so hoch gespannt, doch suchte ich noch immer im Orden außerordentliche Geheimnisse, ich ahnete einen erhabenen Zweck, allein er schien mir erst in der fernen Zukunft hervorzudemmern, vielleicht gar nicht für diese Welt, sondern vielleicht Vorbereitung auf Enthüllung gewisser Dinge jenseit des Grabes zu seyn. B. . sagte mir seine Meinung über den Orden, allein er sprach immer mit vieler Achtung von demselben. Unser

Or-

Orden, ſprach er oft, hat viel Gutes gewürkt, und wird es, Gott ſey Dank, auch noch fernerhin würken, er geſtand mir, da wir immer näher bekannt wurden, daß er ſich in einer mir ähnlichen Lage befunden, und daß er, um die Geheimniſſe des Ordens auszuſpüren, ſeine Reiſen unternommen. In den Aegyptiſchen Pyramiden, erzählte er mir, hoffte ich jene Schätze der Weisheit zu erlangen, in denſelben ſollten durch unterirdiſche Gänge, Verehrer der geheimen Wiſſenſchaft zuſammenkommen, denen dieſer Schatz von Kenntniſſen anvertraut wäre, ihn auszuſpüren hatte ich bereits Frankreich, Deutſchland und Italien durchreiſt, war mannigfaltig geäfft und betrogen worden, aber meiner Wißbegier, meinem Durſt nach Wahrheit war keine Unternehmung zu groß. Ich beſtieg zu Livorne ein franzöſiſches Schiff, das nach Alexandrien ſegelte, ging von da zu Lande nach Roſette, ſchiffte auf dem Nil nach Cairo, und befand mich bald am Fuße jener Pyramiden, wo ich das Ziel meiner Reiſe erreicht zu haben hoffte, bald war das Innere der Pyramiden von mir und meinen Begleitern durchſtreift, wir fanden ſie ganz nach der Beſchreibung, die uns Mallet davon giebt,

nur der Brunnen im Innern, der bis auf den Grund der Pyramide zu führen ſcheint, reizte unſere Neugierde in hohem Grade, wir entwarfen den Plan, einem von uns ein Seil um den Leib zu knüpfen, und ihn bis auf den Grund herab zu laſſen, aber keiner von uns war kühn genug, um dieſen Vorſchlag einzugehen. Die Araber, welche in dieſer Gegend mit Mumien handlen, verhinderten uns, in den untern Theil der Pyramiden zu gehen; hier, dachte ich alſo, hier ſind dieſe Schätze der geheimen Wiſſenſchaft aufbewahrt, ich hielt die Araber, welche mir den Eingang verwehrten, für dienende Brüder; aber alle Zeichen, wodurch ich mich ihnen zu erkennen geben wollte, blieben ihnen unbekannt, endlich bot ich Geld, und dis that die gehoffte Wirkung, ich ging auf vielen Stufen bis in den Abgrund, über dem ſich die Pyramide aufthürmt, und fand nichts als einen geräumigen Platz, aus dem in allen möglichen Richtungen gewölbte Gänge in den Felſen gehauen ſind, die wieder von kleinern Gängen durchſchnitten wurden, und in die Felſenwände dieſer Gänge waren Niſchen gehauen, und mit Mumien gefüllt. Die Araber wollten alſo blos, um den Preis ihrer Mumien

nicht

nicht herabzusetzen, uns nicht mit dem ungeheuren Vorrath derselben bekannt machen, und ich stieg eben so unmuthig aus dieser Gruft hervor, als ich erwartungsvoll hinabgestiegen war.

Ich wurde in Aegypten mit einigen koptischen Priestern bekannt, sie wußten zwar Exorcismen, die sie selbst nicht verstanden, doch versicherten sie den Nutzen davon bey mancher Krankheit von Menschen und Vieh verspürt zu haben, sie hatten aber manche Wunderdinge von Arabien gehört, hier sollte es noch Männer geben, die das Siegel des großen Salomons besäßen, vor dem sich die Geister bückten, welches Salomo einst den Küssen der Königin von Saba nicht abschlagen konnte, und das nebst dem Schilde Davids auf die Nachkommenschaft des Sohnes forterbte, den Salomo mit Sabas Königin zeugte. Ich hatte schon die Schriften des Königs Geber gelesen, und wußte, daß Averroes, Avicenna, Rabsis, die Natur zu beschleichen gesucht hatten; ich kannte die Araber aus den Monumenten ihrer alten Größe, die ich in Spanien gesehen, als ein weises Volk. Grund genug für mich, um aus dem Hafen von Suez nach Mekka zu segeln; ich fand in Arabien, was man

auf dem ganzen Erdboden findet, sehr wenig kluge Leute, und Narren in Menge, hin und wieder auch Schwärmer, die im Koran suchten, was ich in den Propheten und Evangelisten schon vergeblich gesucht hatte, nicht Lehren der Weisheit und Tugenden, sondern solche Dinge, die nur eine kranke Einbildungskraft darin hoffen konnte.

Ich schiffte also aus Arabien nach Bengalen, es war eben in dem Zeitpuncte, da meine Landsleute ihre Größe daselbst gründeten, sie hatten freylich noch nicht jene Abscheulichkeiten verübt, für welche die Menschheit schaudernd zurückbebt, aber schon waren die Europäer den Indianern ein Greuel, und die Braminen, welche in den Pagoden dienten, scheuten den Umgang eines Europäers mehr, als den eines Parios *). Ich fand freilich auch Braminen, die ihre Dienste den Europäern vermietheten, allein sie gehörten auch nur zu den Hefen ihres Stammes. Ich ging nach Benares, wo der allgemeinen Versicherung zufolge die wahre Weisheit Indiens einheimisch; ich forderte Unterricht in der Samskritta,

*) Ein Hindos aus der niedrigsten Gattung oder Caste.

kritta, aber kein Bramine wollte ihn mir ertheilen; ich frug nach den Geheimniſſen der Vedas, und erfuhr, daß ſie niemanden als einem Indier aus der Caſte des Brama ertheilt werden könnten; ich lernte indeß die Mundart Vecca Bali, welche zunächſt an der Samskritta gränzt, und ſuchte mit Hülfe der Grammatiken und Wörterbücher ſo viel Kenntniß als möglich von der Samskritta ſelbſt zu erhalten, ich fand bald, daß ſie mit der gewöhnlichen Sprache der Hindos gleiches Urſprungs, und daß die Schriftzüge der Samskritta ſich zu den übrigen Schriftzeichen der Indier ohngefehr ſo verhielten, wie die hebräiſchen Quadrat-Buchſtaben zu der gewöhnlichen Currentſchrift. Ich begleitete jetzt meine Landsleute auf ihren Eroberungen, und war bey den ſchrecklichen Verwüſtungen, die ſie im Lande der Caller anrichteten, ich kaufte der Seltenheit wegen von den Soldaten einige der kleinen Götzenbilder aus den geplünderten Tempeln, und meine Bagage fiel nicht in die Hände der Feinde, die bey unſerm Rückzuge einen großen Theil unſeres Gepäckes erbeuteten. Da der nachherige Lord Clive die Pagode Conjiveram erobert, eilte ich hin, weil ein Bramine mich verſicherte, daß ich

dort manche Schätze der Weisheit finden würde; ich fand würklich in dem einen Thurm der Pagode einige Bücher, aber es waren blos Erklärungen der Gentoo-Schasla und des Vedam; einige Gedichte über die Entstehung und Verwandlung der Götter, vorzüglich des Vischtnu, einige indische Fabeln, die manche feine Moral enthielten, mit darunter auch manches Geistermärchen, aber alles war nicht nach meinem Geschmack; noch verschiedene Braminen bewohnten das Innere des Tempels, einer davon ging durch den Vorhof, wo eben einige Engländer bey ihrem Punschnapf und Roosibeef saßen, sie luden den Alten ein, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, er entschuldigte sich mit seinen Gesetzen, die Engländer halb trunken wollten ihm mit Gewalt ein Stück ihres Ochsenbratens in den Mund stopfen, als ich dazu kam und den Alten befreite, er gestand mir, daß er gewiß diese Verunreinigung nicht würde überlebt haben, und dankte mir um so herzlicher. Wir wurden bald Freunde, und jetzt bessie ich viel zu erhalten, ich frug meinen Braminen, ob in seiner Caste geheime Wissenschaften wären, und er bejahte es; und womit beschäfftigen sie sich? Mit dem, ant-

wor-

wortete der Bramine, was am erhabenſten unter den Sternen iſt; und was iſt dieſes erhabene? frug ich weiter. Die Weisheit, antwortete der Bramine; und was nennt ihr Weisheit? forſchte ich ferner. Nichts wünſchen und nichts fürchten, und alles erdulden. Wozu brauchts hier, rief ich hitzig, der geheimen Wiſſenſchaft? Weil, antwortete der Bramine, der große Haufe dafür keinen Sinn hat; aber was ſind denn eure Einweihungen? frug ich weiter; Gebräuche der Religion, erwiederte der Greis, die ihr Prieſter nicht entdecken kann. Ungeachtet dieſer Geſpräche, konnte ich mich nicht überzeugen, daß die Braminen ſo ganz ohne alle mit unſerer Magie und Myſtik verwandte Geheimniſſe wären, ich erneuerte folglich das Geſpräch mit meinem alten Freunde Geswind, den ich in dem Schatten eines Palmbaums bey einer mäßigen Mahlzeit von Reis antraf; wie kömmts, war meine Frage, lieber Alter, daß du immer ſo ruhig biſt? Die Antwort, Jüngling, erwiederte der Bramine, lag in deiner Frage, weil ich alt bin; und giebt denn das Alter Ruhe? Freylich, weil es den Tod giebt. Hältſt du denn den Tod für Glück? Sollt' ich nicht? er iſt das letzte, was wir thun, und ſollten

ten die Götter uns ein Leben gegeben haben, deſſen letzte unwillkührliche Handlung nicht gut wäre? — Und was hoffſt du nach dem Tode? — Verwandlung. Und glaubſt du durch dieſe Verwandlung glücklich zu werden? Wenn ich's verdiente. Biſt du davon überzeugt? Wie könnt' ich's ſeyn? — Durch Zurückblickung in die Vergangenheit. — Siehe Jüngling, die Sonne, wie klar ſie untergeht, aber wer bürgt uns morgen für Ungewitter? Meine Vergangenheit iſt hell, aber kann nicht der letzte Morgen meines Lebens noch dunkel ſeyn? Geswind, erwiederte ich, du handelſt ſo gerade, und traust dir doch ſo wenig, und ſollteſt du nicht Mittel in Händen haben, um deiner glücklichen Zukunft gewiß zu ſeyn, Mittel um ſelbſt auf eine Geiſterwelt zu wirken? Wer hätte die nicht? erwiederte der Bramine; o! rief ich, die weiſeſten unſerer Europäer ſuchen ſie vergeblich. Der Bramine verbarg ein heimliches Lächeln. Geswind, rief ich aus, könnt ich dis Ziel erreichen, das mich aus dem fernen Europa bis nach Hindoſtan trieb, nichts ſollte mir zu ſchwer ſeyn. Lehre mich dieſen Weg, vollkommen und glücklich zu werden. Bekämpfe jede deiner Leidenſchaften, bilde deinen

Geiſt

Geiſt ſo vollkommen als möglich iſt, und du mußt jenſeit des Grabes vollkommen und glücklich werden. So und auf ähnliche Weiſe wurde ich noch von verſchiedenen andern Braminen abgefertigt; überzeugt, daß hier nichts zu thun ſey, eilte ich nach China; die Europäer haben ſeit den Zeiten des Marco Paolo ſo viel von dieſem Volk, von ſeiner Weisheit gefabelt, daß ich nicht wenig hoffte. Ich kam nach China, wähnte ein Land voll Philoſophen zu finden, unter denen der Kaiſer der gröſte wäre, und fand ein Land voll Sclaven, vor dem allmächtigen Stock bebte der Mandarin, ſo wie der Kothhändler, tauſende verhungerten jährlich, weil ihr Deſpot ihnen nicht die Auswanderung erlaubte, indeß Kinder, deren Eltern ſie nicht zu ernähren im Stande waren, mit einer Kürbisſchaale am Leibe auf der Oberfläche des Waſſers ſchwammen; ich fand in ihren Phyſiognomien ſo wenig Ausdruck, als in den Bildern auf unſern chineſiſchen Fechern, und ſie ſchienen außer dem Eigennutz keine Leidenſchaft zu kennen; ich ſah groſe Steinmaſſen von Tempeln aufgethürmt, aber ſie ſchienen mir ſo wenig Beweiſe von Gröſe, als Aegyptens Pyramiden, ſie ſchienen mir vielmehr

Beweiſe vom tiefſten Verfall des menſchlichen Geiſtes; Beweiſe von der Schlaffheit eines Volks, das ohne weiter nachzudenken, zu einem ſo ungeheuren unnützen Werke nur auf einen Wink ſeines Deſpoten ſeine Hände bietet. Dem freygebohrnen Britten war dieſer Anblick unerträglich, ich machte indeß mit einigen ihrer Mandarinen Bekanntſchaft, ihre Geſetze waren einfach, ſo wie ſie es für jedes Sclavenvolk ſeyn können; der Schwung ihrer Dichter geſchah immer nur mit gelähmten Fittigen, ſie ſtrotzten von Sentenzen, und brachten mir eben ſo wenig, wie ihre Kunſtwerke, einen großen Begriff bey. Ihre gerühmte Weisheit war Blendwerk. Ihr Kaiſer zog jährlich mit dem Pfluge einige Furchen, um den Stand des Ackermanns zu ehren, indeß der Mandarin ſeine Nägel zu ungeheurer Länge wachſen ließ, damit man ihn ja nicht zur gemeinen Menge rechnen möchte, welche ihre Hände zur Arbeit braucht. Ich kehrte mit dem erſten Retourſchiffe, ohne irgend eine geheime Kenntniß erlangt zu haben, doch um vieles klüger nach Europa zurück. Seit dieſer Zeit veränderte ſich meine Denkungsart vom Orden, ich unterſuchte ſeine Geſchichte, prüfte, was er ausgerichtet hat-

hatte, und ſo glaube ich, ſein Innerſtes durchdrungen und ganz alle das Herrliche entdeckt zu haben, das er ausgerichtet hat, und noch ausrichten kann.

Der Orden rühmt ſich, in den frühſten Zeiten der Welt entſprungen zu ſeyn, und dis mit Recht, nur nicht in der jetzigen Form. Die Patriarchen verehrten die natürliche Religion, aber allmälig wurden die Menſchen ihr ungetreu, es war ſelbſt gefährlich, nur ſie zu bekennen, weil die in Sinnlichkeit verſunkene Menſchen denjenigen, der nicht für ihre Götzenbilder niederfiel, ſich nicht unter die Geſetze ihres Syſtems fügte, als Gotteslästerer verfolgten. Die natürliche Religion blieb alſo nur bey den weiſeſten der Menſchen im Stillen als Geheimniß. Sie war das Geheimniß der Pythagoräer, ſie wurde in Aegypten den Eingeweihten mitgetheilt, und ſie wurde von den perſiſchen Magiern verehrt; vielleicht war bey allen dieſen Geheimniſſen auch der Grundſatz, daß vereinte Kräfte um ſo viel ſtärker würken, und wahrſcheinlich iſt dieſer Grundſatz auch noch unſern heutigen geheimen Geſellſchaften eigen. Die chriſtliche Religion, welche ſich ganz auf die natürliche ſtützt, erſchien in ihrer

rer ganzen Würde und erhabenen Einfalt; aber Prieſter und Laien arbeiteten bald daran, ſie völlig zu entſtellen; Ceremonien aus dem Heiden- und Judenthum entlehnt, platoniſche Träumereien und ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten, entſtellten bald die Religion des erhabenſten Menſchenfreundes, und die Bekenner derſelben ſanken durch tauſend verſchiedene Umſtände, die in der Völkerwanderung, dem Lehnſyſtem, vorzüglich aber im Deſpotismus der Fürſten, und nachher der Geiſtlichkeit ihren Grund hatten; jedes Nachdenken wurde unterſagt, blinder Glaube als das verdienſtlichſte geprieſen; Unwiſſenheit und Barbarey nahmen überhand; endlich entſprangen die Kreuzzüge, die Europäer ſtürzten nach Aſien, um ein unfruchtbares Land zu erobern, das ihnen als Reliquie derjenigen theuer und werth war, deſſen Lehren ſie nicht einmal mehr recht kannten; ſie waren indeß für ihr Kirchenſyſtem ſo eingenommen, daß ſie jeden, der nicht gleich ihnen ſein ave und credo herzuſagen wußte, für einen Halbteufel hielten, der nicht einmal ganz die menſchliche Geſtalt haben könnte. Angefeuert durch ihre Schwärmerey, erfochten ſie manchen Sieg, und manche ſchöne Saracenin wurde

die

die Gefangene der Chriſten. Die Begierden des Wilden ſind um ſo heftiger, weil der Verſtand bey ihm nicht die Leidenſchaft bezähmen kann. Hier würkte überdem noch das heiße Clima, und die gläubigen Chriſten fanden bald in den Armen der ungläubigen Mädchen, daß man auch ohne Chriſtenthum ſchön und reizend ſeyn könne. Dis war der erſte Schritt, die gefangenen Frauenzimmer hatten Brüder, Väter, Anverwandten, die oft in der Gefangenſchaft ſchmachteten, ſie bewegten ihre Liebhaber, das Schickſal derſelben zu lindern, ſo entſtand Bekanntſchaft zwiſchen Saracenen und Chriſten, und hierauf folgte oft gegenſeitiges Wohlwollen, oft wurden auch wieder Chriſten von den Saracenen gefangen, hielten ſich lange unter ihnen auf, und oft wurden die Gefangenen gegen einander ausgewechſelt. Bey dieſer nähern Bekanntſchaft erzeugte ſich Toleranz, und derſelben folgte bald Gleichgültigkeit gegen das kirchliche Syſtem. Der Krieger hatte nicht immer den Geiſtlichen vor Augen, der ihm Glauben als das Verdienſtlichſte auf Erden empfahl, mancher wagte es nachzudenken, und allmälig die Schaale fortzuwerfen, welche den eigentlichen Kern der Religion umſchloß. In dieſer

ser Zeit entstanden die geistlichen Ritterorden, unter denen auch die Tempelherrn waren, diese fochten an der Spitze der christlichen Heere, vertheidigten die Gränzplätze, und hatten folglich das mehreste mit den Saracenen zu schaffen; sie hatten einige große Männer an ihrer Spitze, bey denen sich zuerst die Aufklärung erzeugte, sie sahen ein, wie nützlich es sey, diesen Schatz dem Menschengeschlecht zu erhalten, aber wer durfte es damals wagen, Toleranz und natürliche Religiön öffentlich zu lehren? sie hüllten also diese Lehre in das Gewand des Geheimnisses, welches sie ihren Brüdern im geheimen Capitel stufenweise entschleierten. Die ganze Sache wurde so eingekleidet, daß der denkende Kopf sich leicht herausfinden, der Abergläubische, der Schwärmer hingegen, der Sache eine andere, seiner Denkungsart gemäße Deutung geben konnte. Man wählte hiezu Hieroglyphen und eine dunkle räthselhafte Sprache. Die Errichter der Gesellschaft waren im Orient, wo Bildersprache und arabische Geistermärchen üblich waren; sie waren überdem Krieger, Ritter, Geistliche; sie wählten also Dinge, die hierauf Bezug hatten, und so entstand das Kleid des Geheimnisses, aus welchem

chem man nun Magie, Tempelherren-Orden, und allenfals Catholicismus herausgrübeln konnte; es war dem Tempelherren-Orden nothwendig, dieſe Sache äußerſt zu verbergen, aber doch ſcheint etwas davon ruchtbar geworden zu ſeyn, für den römiſchen Hof war dieſes äußerſt gefährlich; er mußte den Umſturz ſeiner Macht befürchten, deshalb erfolgte jene ſchnelle und grauſame Ausrottung des Ordens; der wahre Grund hievon wurde nicht bekannt, abſichtlich aber, um den Orden verhaßt zu machen, tauſend falſche Beſchuldigungen ausgeſprengt, in England allein blieb der Orden unverfolgt, und deshalb erhielt ſich auch in England das Geheimniß, aber bald erſchien auch ein trauriger Zeitpunct für England; Intoleranz und Schwärmerey wütheten, das Geheimniß erhielt ſich im Dunklen, das freie Volk zerbrach die Bande des Aberglaubens, der Orden erſchien wieder in ſeiner rechten Geſtalt, aber Hikroglyphen und Räthſelſprache waren jetzt zu dunkel, weil man jetzt nicht mehr wie in den Kreuzzügen handelte und dachte, ja manche Begriffe aus den Zeiten der Kreuzzüge völlig unverſtändlich waren. Man ſchob alſo neue Hieroglyphen unter, die freylich dem nachdenkenden

Kopf

Kopf vieles erläutern, dem stumpfsinnigen aber auch nur desto mehr verdunklen. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß ein Architect hieran Theil nahm, und daher stammen jene Menge von Hieroglyphen, die auf Baukunst Bezug haben. Die Maurerey verbreitete sich bald durch ganz Europa, und trug edle Früchte, aber gab auch dem Kopfe manches Menschen eine schiefe Richtung. Menschen- und Bruderliebe, Verbindung vieler guten Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, dessen Ausführung einem einzigen unmöglich gewesen wäre, Toleranz, Aufklärung, Denkfreyheit, alles dieses wurde durch den Orden befördert; und welche Gesellschaft auf Erden kann sich rühmen mehr gethan zu haben? Indeß kam auch mancher in den Orden, der Dinge darin suchte, die nicht darin anzutreffen waren. Schwärmer fanden in ihm den Stoff zur Geisterbeschwörung, und Alchymisten merkten, daß im Orden der Stein der Weisen verborgen läge. Konnte der Orden dafür, daß diese Don Quixote Windmühlen für Riesen hielten. Schwärmer und Goldmacher hatten indeß einige Grade im Orden erhalten, sie legten selbst Logen an, deuteten alles nach ihrem Sinne, fügten neue

Hiero-

Hieroglyphen hinzu, veränderten manches an den alten, verfehlten also den herrlichen Zweck, und führten ihre Lehrlinge auf Irrwege. In unserm hochgepriesenen 18ten Jahrhundert herrscht der Geist der Kleinigkeitskrämerey; gründliche Gelehrsamkeit wird immer seltener, Ausschweifung und Entkräftung nehmen zugleich mit der Verschwendung überhand, es fanden sich also Narren in Menge, die durch Goldmachen ihre leere Börse füllen, durch Universalmedicin den entschlafften Nerven neue Spannkraft ertheilen wollten; feige Schurken, die aus Furcht vor dem Teufel sich mit ihm bey Zeiten auf einen guten Fuß setzen, oder wenigstens das Geheimniß erlernen wollten, sich ihn auf eine schickliche Weise vom Halse zu schaffen. Gesunde Philosophie hatte nicht immer die Aufklärung verbreitet, man hatte Lehrgebäude niedergerissen, ohne den Leuten etwas bessers zu geben, und so wurde nicht Aufklärung, sondern Irreligion und Mangel an Moralität verbreitet; es war den lieben Leuten so gemächlich, nichts glauben, nichts fürchten zu dürfen; auch wars so leicht, sich den Credit eines klugen Mannes zu erwerben, wenn man über Himmel, über Hölle fochte. Jeder Geck

spielte folglich die Rolle des Aufgeklärten, und da den Herren doch am Ende vor den Hörnern und Klauen des leidigen Satans ein wenig zu grauen anfing, so nahmen sie wieder zu Gebet und Glauben ihre Zuflucht, so wurde wieder Frömmeley und Aberglauben verbreitet, die bußfertigen Seelen wollten lieber etwas zu viel, als zu wenig glauben, und deshalb fand nun Schröpfers Geisterbeschwörung, Gaßners Teufelbannerey, Mesmers animalischer Magnetismus so viel Eingang, die lieben Herren bildeten sich am Ende ein, mit dem Himmel auf einen vertrauten Fuß zu stehen, und weil sich doch gewiß jeder eine größere Dosis Glauben als ein Senfkorn zutraute, so glaubten sie, daß wenn sie nur mit Wachen und Beten anhielten, die Wundergabe nicht fern seyn könnte; weil aber der alte Adam, sammt seinen Lüsten und Begierden, zuweilen auch wieder erwachte, so unterlag oft der Geist dem Fleische, und da erfanden dann die Herren den feinen Grundsatz: was der Leib thue, beflecke den Geist nicht, und glaubten mit den Mächten des Himmels am Morgen die Rechnung eben so leicht abthun zu können, als sie solche des Mitternachts mit ihren Mätressen in Ordnung gebracht hatten.

Narren sind jederzeit das Spielwerk in der Hand des Böſewichts, und so konnten leicht einige verſchmitzte Schlauköpfe ſich Eingang erwerben; ob es blos dürftige Schlucker, oder argliſtige Buben waren, dis mag der entſcheiden, der dieſe Sache näher prüfen kann; daß wenigſtens dieſe Sache immer ein würdiger Gegenſtand ſeyn konnte, jeſuitiſche Argliſt zu beſchäfftigen, dis wird ein jeder leicht einſehen, aber es auch gewiß eben ſo wahrſcheinlich finden, daß jeder, der das wahre Geheimniß des Ordens kennt und verehrt, ſich auch unmöglich zu einem ſolchen Spielwerk herabwürdigen laſſen konnte; denken Sie hierüber nach, beſchloß B.., und glauben Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit ſagte, dann wollen wir auch noch fernerhin ſo manches über den Orden auseinander ſetzen.

Nie hatte ich vom Orden einen ſo deutlichen Begriff gehabt, und ich glaubte einem Manne trauen zu können, der ſich dieſe Kenntniß vom Orden durch ſo unſägliche Schwierigkeit erworben hatte, ich ſtrebte immer mehr und mehr ſein Zutrauen zu gewinnen, es gelang mir allmälig, und ſo erfolgte endlich die Fortſetzung dieſes Geſprächs. Leſſing, ſagte er, dieſer groſſe Deutſche,

der den Orden kannte, glaubte, daß der Orden in seiner gegenwärtigen Einkleidung nicht lange bestehen könnte, und er hat Recht. Vernünftige Aufklärung ist jetzt beynah außer dem Orden gemeiner, als in demselben, und durch die Unvorsichtigkeit, womit man sie auszubreiten strebte, wird bereits mehr Böses als Gutes verübt. Die Fürsten sehen es größtentheils ein, daß ihr Interesse sie nöthigt die Toleranz zu befördern, denn ihre Macht wächst mit der Zahl ihrer Unterthanen. Diese beiden Hauptzwecke des Ordens müssen folglich jetzt aus einem andern Gesichtspuncte behandelt werden; Aufklärung muß nur unter die verbreitet werden, die vorher mit den Grundsätzen einer gesunden Moral bekannt waren, und deren Herz, empfänglich zum Guten, nicht die erlangte Erkenntniß misbraucht; wie klein dieses Häuflein der Auserwählten seyn werde, kann ein jeder leicht beurtheilen, indeß muß der Orden beständig diesen Theil seiner Pflichten zu erfüllen, und diesen Schatz der Aufklärung zu bewahren suchen. Der menschliche Geist, gewöhnt, von einem Extrem zum andern überzugehen, wird vielleicht bald wieder zurücksinken, um so mehr, da Ignoranz und Scheingelehrsamkeit

keit mit jedem Tage überhand nimmt; und so wird durch den Orden für die beſten Menſchen ein Schatz von Erkenntniß aufbewahrt. Toleranz iſt freilich ein Modewort, aber wo findet man ſie ächt? So lange noch Fürſten in ihren öffentlichen Edicten von der allein ſeligmachenden Religion ſprechen, und den Geiſtlichen einer Kirche, der in die andere überzugehen wünſcht, des Tollhauſes würdig erklären; ſo lange es noch herrſchende Religionen im Staate giebt, deren Bekenner Vorzüge vor den Anhängern einer andern Religion genießen; ſo lange noch der Jude für baares Geld die Freuden des Eheſtandes erkaufen, und ſich wie ein Schlachtvieh am Thore verzinſen muß, ſo lange iſt keine wahre Toleranz auf Erden. Die Natur gab allen Menſchen gleiche Rechte, und wer dem Kaiſer giebt, was des Kaiſers iſt, der mag Gott geben, was Gottes iſt, ſo wie er es ſeiner Ueberzeugung gemäß hält. » Wenn wir unſere Pflicht als Bürger des Staats erfüllen, ſo muß unſer Glaube in keinen Anſchlag kommen; wir verfluchen, wir verabſcheuen die Inquiſition mit Recht, aber es wird dem Anſcheine nach bald unter unſern proteſtantiſchen Mitbrüdern ſo weit kommen, daß wir aus

bloßer Liebe zur Toleranz die intoleranten papistischen und exjesuitischen Hunde verbrennen werden. Es ist schändlich, durch Proselytenmacherey die Ruhe des Nächsten zu stören; aber es ist schändlich, daß durch Erziehung, der Jugend keine vernünftigere Begriffe beygebracht wurden, daß die lutherische Geistlichkeit, die sich doch rühmt, so viel für die Jugend zu thun, nicht die Wahrheiten der Religion ihnen deutlich und anschaulich macht, denn nur Mangel an deutlichen und vernünftigen Religionsbegriffen kann dem Proselytenjäger Eingang verschaffen; doppelt strafbar ist der Bösewicht, der sich der Schwäche seines Nebenmenschen zu niedrigen Absichten bemeistert, nicht minder strafbar aber auch derjenige, der diese Schwäche seines Nebenmenschen veranlaßte. So lange eine Religion bedrückt wird, so lange strebt sie auch Neubekehrte zu machen, um ihre Anhänger zu vermehren, und hiedurch dem Druck zu entgehen. Man gebe allen Religionen in allen Staaten gleiche Rechte, und jede Proselytenmacherey hat ihr Ende erreicht; aber wenn wird diese Toleranz sich über Europa verbreiten? Wollte Gott, daß unser Orden diese befördern, und einem Ungewitter vorbeu-

beugen könnte, das sich langsam über ganz Europa zusammenzieht. Despotismus, diese Geburt der Hölle, droht wieder dem ganzen Menschengeschlecht, und eine Universalmonarchie scheint jetzt häufiger als sonst projectirt zu werden. Wir haben einen Staat voll herrlicher Gesetze, aber ohne bürgerliche Freyheit; das Haupt des Staats bekennt öffentlich, nur um der Unterthanen willen dazuseyn, der entfernte Fremdling fällt nieder und betet die erhabene Weisheit an, indeß ein Adjutant dem Corps, welches das Volk repräsentirt, Befehle ertheilt, welche dieses ohne Murren annehmen muß. In einem andern Lande werden infamirende Urtheile durch Handbillets gesprochen; durch den bürgerlichen Contract verpflichtete sich der Monarch, für die Ruhe, für die Sicherheit seiner Unterthanen zu sorgen, er erhielt also das Recht, denjenigen, der diese Ruhe und Sicherheit stöhrt, zu entfernen, das heißt, ihn aus dem Staate zu verweisen, ihn zu bestrafen, wenn durch die Strafe Hoffnung zur Besserung ist, ja ihn sogar zu tödten, daferne er noch immer der Ruhe und Sicherheit des Staates oder einzelner Bürger gefährlich bleibt; aber welche Nation konnte ihrem Fürsten das

Recht zu infamirenden Strafen einräumen? Wer einmal eines Verbrechens wegen gebrandmarkt, wird hiedurch auf ewig zum Schurken und Böſewicht geſtempelt, er kann mit dieſen Schandmaalen, geſetzt daß ein Gott ihn leitete, nicht zur Tugend zurückkehren, und welche Macht des Himmels oder der Erde kann einem Monarchen das Recht ertheilen, einem Menſchen geſetzmäßig die Rückkehr zur Beſſerung zu erſchweren? Wie niedrig muß jedes Volk herabſinken, wie muß jedes Ehrgefühl in ſeiner Bruſt erſtickt werden, wenn es denjenigen, vor dem es ſich geſtern bückte, morgen auf der Schandbühne, oder die Straße von Unflath reinigen ſieht. Einmal in einem Jahrhundert mag ein ſolcher Auftritt hingehen, aber es muß ein Böſewicht erſter Größe ſeyn, und die Seltenheit dieſes ſcheuslichen Schauſpiels muß jedem, der daran denkt, einen warnenden Schauder abjagen; aber werden dieſe Auftritte täglich wiederholt, ſo iſt es Schändung der Menſchheit, und das Volk, das täglich Entehrung ſieht, wird gegen Entehrung gleichgültig, und ſinkt bis zur tiefſten Sclaverey herab, beugt ſeinen Rücken der Peitſche des Deſpoten, und ſteht allenfalls an einem Courtage zum Spaß am

Pran-

Pränger, damit die Hofdamen durchs Gewimmel des zusammenlaufenden Pöbels eine lebhaftere Aussicht aus dem Schloßfenster erhalten. Ein Volk muß sich bereits nicht mehr fühlen, wenn es solche Mishandlungen ohne Murren ansieht. Friedrich der Große, ließ, um das Schrecken der Strafe zu vergrößern, Böſewichter von unten auf rädern, aber der König war ein Mensch, und befahl immer zugleich insgeheim, den Verbrecher vor dem ersten Stoße zu tödten. Der Mordbrenner, der das vom Könige gebaute und geschmückte Berlin den Flammen preisgeben wollte, wurde laut Urtheils öffentlich verbrannt, der Haufe hielt ihn für lebend, aber er war todt, eh ihn die Flamme berührte; so handelte Friedrich, und wo giebts einen Staat auf Erden, der weniger Mörder, weniger Straßenräuber hat? die Gesetze sind über den König, dis war ein Ausdruck, dessen er sich einst bediente. Der König kann sie aufheben, aber so lange sie für den Unterthan gültig sind, steht auch er unter den Gesetzen, und es ist offenbarer Despotismus, wenn Handbillette des Monarchen der Entscheidung des Richters zuvorkommen, und, so wie manche Resolutionen der allerhöchsten Hofcanzley

ohne Anführung aller gehörigen Gründe, den Gesetzen geradezu widersprechen. Ueberall wird der Mensch unterdrückt; jeder Freiheitssinn wird abgestumpft und untergraben; die Privilegien der Ungarn, dieses herrlichen, edlen Volks, sind vernichtet. In Frankreich verdammt die Laune des Ministers durch ein Lettre de cachet den redlichsten Mann ohne Untersuchung zum ewigen Gefängniß, und eine feile Dirne, eine Gräfin Barry gebietet über den Minister; die Nation schweigt und erträgt es. Wie lange ist's, daß Portugal seine edelsten Großen unter Martern sterben sah, wovon viele selbst unter den Martern noch ihre Unschuld betheuerten? Pombal war immerhin ein großer Kopf, aber warum mußte gerade dieser große Kopf zum Henker werden, um den Despotismus des Monarchen zu befördern, und die Großen des Landes zu stürzen? Wars nicht Despotismus, daß Struensee blutete? denn alle Gründe womit man das Publicum zu verblenden gesucht, sammt der abgeschmackten Bekehrungsgeschichte — sind sie hinreichend, das grausame Bluturtheil zu rechtfertigen? und die Inquisition, die man als Werkzeug der Intoleranz der Pfaffen nicht mehr leiden wollte, wurde in

Spa-

Spanien als Werkzeug des Deſpotismus wieder eingeführt. Das Beſtechungsſyſtem, in unſerm freien Großbritannien eingeführt, untergräbt unſere republicaniſche Verfaſſung, und dem Anſcheine nach wird das freie Holland durch bürgerliche Unruhen zu ſeiner Unterjochung vorbereitet; kurz, Deſpotismus drohet dem Menſchengeſchlecht; er unterdrückte unter dem Namen der Hierarchie den geſunden Menſchenverſtand, macht den Menſchen dumm und träge, und würdigt ihn unter ſeine Beſtimmung zum laſtbaren Thiere herab, und iſts nicht gleich viel, welcher Sohn Balaks darauf reitet, und es mit ſeiner eiſernen Ruthe ſchlägt, ob er eine dreyfache Krone auf dem Kopf trägt, oder ein anderes Ehrenzeichen? Dieſem Deſpotismus, Freund! er ſey in weltlichen oder geiſtlichen Sachen, dieſem ſollte der Orden widerſtreben, nicht durch Empörung, nicht durch Gewalt der Waffen; er ſollte durch ſeinen Credit die edelſten, weiſeſten Menſchen im Staate befördern, damit ſie Rathgeber des Fürſten würden; er ſollte den Böſewicht im Zaum halten, damit er nicht zum Verderben des Landes Anſchläge ausbecken könnte. Die Tugend bis zum Enthuſiasmus zu erheben, das Laſter einzuſchränken,

könnt' er sich selbst jener Täuschung bedienen, die ihm das heilige Dunkel der Mysterien erlaubt. Wenn ein edeldenkender Mann, er sey Maurer oder nicht, von einem angesehenen Bösewichte verfolgt würde, so könnte er ihn durch die vereinte Macht des Ordens schützen, und so den Redlichen in Erfüllung seiner Pflicht muthiger machen, er könnte jeden seiner Brüder auf die Bahn leiten, seine Pflichten pünktlich zu erfüllen, er könnte das Verdienst aus dem Verborgenen hervorziehen, und dann vorzüglich unsere Jünglinge bilden. Die Menschen bedürfen Leitung, und was für ein Glück wäre es für viele, von den weisesten und besten Menschen geleitet zu werden, und nur solche müßten an der Spitze unsers Ordens stehen, sie müßten Liebe zu allem was edel und gut ist, Liebe fürs allgemeine Ganze in der Seele des Jünglings entzünden, sie müßten ihm einen edeln Stolz einflößen, daß er, eh' er sich vor dem Despoten beugte, oder seinen Befehl vollzöge, lieber seinen Kopf auf den Block hinlegte, und mit gleichem Eifer für den Monarchen, dem Gesetz und Wohlfahrt des Volks heilig wäre, müßte sich jeder Bruder des Ordens in Tod und Gefahr begeben, und so müßte der

Or-

Orden in den monarchiſchen Staaten einen Patriotismus erzeugen, der ,fürchterlich für den Deſpoten, ihn in jeder ſeiner willkührlichen Unternehmung zurückſchrecken, hingegen dem wohlthätigen weiſen Monarchen zum ſicherſten Hülfsmittel dienen könnte, jedes Große und Gute zum Beſten ſeines Volks durchzuſetzen, wenn es auch mit den unſäglichſten Hinderniſſen verknüpft wäre. Böſe Fürſten würden dann freylich unſern Orden verfolgen, den aber weiſe Monarchen dafür, als die größte Stütze ihrer Staaten betrachten würden. Dis, theuerſter Freund! iſt das Syſtem, welches ich einzuführen verſuche, weil jetzt Deſpoten die väterlichen Rechte zu ſchwächen, und ſelbſt über die Erziehung der Jugend uneingeſchränkt zu herrſchen ſtreben, damit der Freiheitsſinn des Vaters ſich nicht auf den Sohn fortpflanze, und der Knabe von Jugend an zum Sclaven gebildet werde. Dieſem muß der Orden aus Allen Kräften widerſtreben, den Eindruck der ſchiefen Erziehung vertilgen; aber hiezu werden Klugheit und Mäßigung erfordert, und mit der ſtrengſten Vorſicht müſſen die Männer geprüft und gewählt werden, denen man die Leitung der übrigen anvertraut; Aufklärung und Toleranz,

das ehmalige Geheimniß unſers Ordens, muß immer ein Hauptaugenmerk deſſelben bleiben, es braucht indeß nicht mehr Geheimniß zu ſeyn; aber Kampf gegen Deſpotismus muß zur Hauptpflicht des Ordens gemacht werden, dafern wir nicht wieder in Barbarey herabſinken wollen.

Dis war das Syſtem meines Freundes, ich ſah den Nutzen deſſelben völlig ein, und war überzeugt, daß, wenn der ganze Orden ſo dächte, viel Gutes befördert werden könnte; aber ich ſah keine Möglichkeit ein, das Ganze auf dieſen Zweck zu lenken, ich verließ alſo England, und hatte ſchon zu lange umhergeſchwärmt, um mich nicht wieder nach Ruhe zu ſehnen, ich kam nach Deutſchland, und fand was ich nicht gehofft hatte, eine neue Schwärmerey, die auf dem alten Boden Wurzel geſchlagen — Mesmers animaliſcher Magnetismus. Brüder des Ordens waren ſo ſehr überzeugt, das magnetiſche Fluidum, welches mit dem electriſchen Feuer übereinſtimme, ſey jene erſte Materie, welche die Natur beſeele, es komme nur darauf an, ſie zu figiren, um den Stein der Weiſen, das Ephod, und weiß der Himmel, was mehr, daraus zu bilden. Eins ihrer Syſteme hier zur Probe:

Gott

Gott iſt die größte anziehende Kraft, und die magnetiſchen Ausflüſſe deſſelben, würken auf die ganze Geiſterwelt, wer ſich dieſem Magnet am nächſten befindet, erhält von ihm einen Theil ſeiner Kraft, und kann vermittelſt derſelben auf die Geiſter würken, die ſich in einem geringern Grade der Anziehung befinden. Der Gottheit am nächſten ſind die Sephroths; wer nur die Namen dieſer weiß, kann ſchon die ganze Geiſterwelt beherrſchen, denn Gott hat ihnen einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, vor dem ſich alle Knie derer beugen ſollen, die auf, über und unter der Erde ſind. Im zweiten Grade der Anziehung ſind die Thronen, dann folgen die Cherubinen, die Seraphinen, Mittelgeiſter und der Menſch; wenn man ſich in einen höhern Grad der Anziehung verſetzen kann, ſo kann man auch auf dieſe Geiſter würken, und wird, wie die alten Pythagoräer bereits ſagten, ein Halbgott oder ein Dämon. Sie magnetiſirten alſo treulich, und es ging ihnen größtentheils, wie mir vormals mit meinen Salamandern; es wurde eine Menge wollüſtiger Ideen erzeugt, ſtatt des Somnambulis'm erfolgte mehrentheils ein ſolcher Reiz bey nervenſchwachen Frauenzimmern, daß

ſie

sie bald von der Influenz des erhitzten Magnetisirers wichtige Folgen empfanden, mancherley Ausschweifungen wurden entdeckt, welche unsere neumodischen Geheimnißkrämer doppelt lächerlich machen, und die Sache erhielt sich nur blos durch den Reiz der Neuheit; für mich hatte sie nichts anziehendes, aber Schwärmerey ist eine Krankheit, wobey beständig noch der Rückfall zu befürchten, und ich machte bald selbst hievon eine traurige Erfahrung.

Ich lernte in der Loge den Marchese Gabriotti kennen, und der Ruf dieses Mannes machte mich neugierig; man versicherte mir, er sey ein Schüler des Grafen Cagliostro, er trage es Niemanden an, mit ihm in Verbindung zu treten, sey aber im Besitz unendlicher Geheimnisse. Er nehme kein Geld, sey zugleich ein großer Arzt, und mit wenig Worten ein Wundermann, der wenige seines gleichen habe. Alle diese Nachrichten hatten anfänglich für mich keinen großen Reiz, allein bald zog Gabriotti durch die besondere Art, womit er über alle Goldmacher und Wunderkrämer spottete, meine Aufmerksamkeit an sich. Sollte der Mann, dachte ich bey mir selbst, die Leute nicht mit hohen Erwartungen

gen hinhalten, um einen andern nützlichen Zweck zu befördern? dis schien mir bald gewiß zu seyn, und ich bewarb mich um seine nähere Bekanntschaft; ich brachte ihn zuerst aufs Goldmachen; die Menschen sind Thoren, sagte er, sie wollen mit Hülfe einer Geisterwelt körperliche Dinge ausrichten, und vergessen dabey die Beschaffenheit der Cörper gründlicher zu untersuchen; in der Physik und Chemie liegen gewiß noch ungeheure Schätze von Kenntnissen verborgen, und mancher, der über die Verwandlung der Metalle lachte, würde vielleicht vor 50 Jahren, wenn man sich erbothen hätte, vermittelst eines Kupferdraths den Blitz zu regieren, oder vermittelst eines Dampfs die Luft zu beschiffen, eben so sehr gelacht, und diese Dinge für unmöglich erklärt haben; sollte denn aber, frug ich auf ganz natürlichem Wege, eine Verwandlung der Metalle möglich seyn? Weshalb nicht, antwortete mein Lehrer, wenn Sie alle Metalle in ihre einfache Bestandtheile zerlegt haben, wenn Sie wissen, wie viel brennbares Wesen, wie viel Salz, wie viel Erde das Gold enthalte, wenn Sie die genaue Beschaffenheit von einem jeden dieser Bestandtheile kennen, wenn Sie die nemlichen Bestandtheile einzeln in

andern Cörpern gefunden haben, so ist es Ihnen ja keineswegs unmöglich, durch die Zusammensetzung dieser Theile einen Cörper zu erzeugen, der dem Golde völlig gleich ist, oder einem andern Metalle diejenigen Theile zuzusetzen, welche ihm mangeln, um dem Golde völlig gleich zu seyn. Sollte aber jemand auf Erden diese mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Kenntniß sich erworben haben? Dem menschlichen Fleiß ist keine Sache unmöglich, und gesetzt, das Leben eines Menschen reiche hiezu nicht hin, so konnte ein Vater, der in diesem Fall große Entdeckungen gemacht hat, sie vielleicht seinem Sohne mittheilen; sollte aber, frug ich weiter, ein Mann, der im Besitz dieses Geheimnisses ist, auch zugleich mit demselben noch wichtigere erlangen, z. B. die Universalmedicin? Lieber Freund, antwortete Gabrietti, die chemischen Schriften der Alten, sind nicht so dunkel wie sie scheinen, sie enthalten blos eine andere Terminologie, als unsere neuere ist; wir haben ihre Kunstworte vergessen und schieben unsere neuere dafür unter, und daher entsteht eine solche Menge irriger Begriffe; glauben wir einmal eine solche alte Vorschrift verstanden zu haben, so fällt es uns gar nicht ein,

daß

daß wir davon eine ſchiefe Vorſtellung haben, ſondern wir arbeiten treulich fort, und deuten, wenn wir eine neue Vorſchrift unſerer Arbeit zum Grunde legen, dieſe eben ſo ſchief, wie die erſtern aus. Allein was halten Sie denn vom Archäus der Alten? geben Sie auf alle Gegenſtände Acht, und Sie werden eine Materie finden, die allen Cörpern gemein iſt, und es gilt mir nun gleich, ob Sie ſelbige die Feuermaterie, die electriſche Materie, oder den Archäus nennen wollen; hat das Waſſer ſeine Feuertheilchen verlohren, ſo erſtarrt es zu Eis; hat unſer Blut ſeine Feuertheilchen verlohren, ſo verliert es allgemach ſeine Wärme und erſtarrt in unſern Gefäßen; die längere Erhaltung dieſer Wärme des Bluts erhält unſere Jugendkraft, ſo wie die Verbinderung der Erſtarrung unſer Leben. Die Feuertheilchen kommen durch die Luft in unſer Blut, und je mehr Feuertheilchen die Luft enthält, deſto geſunder iſt ſie für uns, und deßhalb iſt dephlogiſtiſirte Luft, welche die mehrſten Feuertheilchen enthält, am geſundeſten, hingegen phlogiſtiſche Luft, welche keine Feuertheile, ſondern nur Brennbares enthält, vergiftend für die Menſchen. Was denken Sie ſich aber unter Brennbarem?

Feuertheilchen, die von einer Säure gebunden, und ihrer Kraft beraubt sind; aber ich suche deshalb auch nicht gegen diesen brennbaren Urstoff gleichgültig zu machen; der Magnet, der stark electrisirt seine Kraft verliehrt, zieht kein Eisenerz an, ehe es mit Brennbarem verbunden, und je mehr Brennbares sich mit dem Eisen verbindet, um so vollkommener wird der Stahl. Ueberhaupt, Freund, wenn ich alles betrachte, was um und an mir ist, so wundre ich mich, daß die Verwandlung der Metalle noch nicht so gemein geworden ist, wie die Verwandlung des Kornes in Brodt. Besitzen Sie aber dieses Geheimniß? Nein, sagte Gabriotti, und ich würde den für einen Narren halten, der Ja sagte; ich drang mit Heftigkeit in ihn, alles aber war vergeblich; seine Reden gingen mir indeß beständig im Kopf herum, er war von allen Alchymisten, die ich kennen gelernt, so äußerst verschieden, er verrieth gesunde Kenntnisse der Physik und Chemie, ohne damit großzuthun; ich both ihm Geld, er schlug es lachend aus, und dis vermehrte meine Wißbegierde, ich folgte ihm wie sein Schatten, wir führten täglich Gespräche gleich dem vorigen, und meine Neugier wurde aufs höchste gespannt,

ich

ich hatte aber in seiner Wohnung nicht den geringsten chemischen Apparat gesehen, und äußerte darüber meine Verwunderung, als er mich in ein Nebenzimmer führte, wo ich nicht bloß chemische Werkzeuge, sondern Talismanne, magische Spiegel, hieroglyphische Gemälde, kurz allen jenen Wust erblickte, der mich schon so oft getäuscht hatte; wozu alles dieses? frug ich lebhaft; ein andermal hierüber, war seine Antwort, nehmen Sie indeß diese Erden und Salze mit sich, prüfen Sie genau, ob in einem derselben etwas Gold verborgen steckt, und bringen Sie mir das übrige zurück, damit ich in Ihrer Gegenwart einen Versuch anstelle; ich eilte nach Hause, und konnte in allen mir mitgegebenen Materien kein verborgenes Gold entdecken; am folgenden Tage besuchte ich ihn wieder, er gab mir einen Schmelztiegel, und setzte sich in die andere Ecke des Zimmers, befahl mir von denen Materien, die ich vorher geprüft, hinein zu werfen, nachher, damit dieser Cörper nicht verglasen könnte, ein Stück Talg darauf zu legen; ich gehorchte, und brachte nun alles ins Feuer, ich mußte die stärkste Gluth geben, und ließ hernach das Ganze erkalten, er befahl mir nachher die

oberſte Schlacke fortzuwerfen, und auf dem Boden des Schmelztiegels fand ich nun einen harten Cörper, der gleich durch ſeinen metalliſchen Glanz in die Augen fiel, ich mußte ihn in einem gröſſen Mörſer klein ſtampfen, nachher mit Queckſilber vermiſchen, das amalgamirte Queckſilber wieder aufs Feuer bringen, und nachdem es abgedampft, erhielt ich ſtatt 3 Loth verſchiedener Materien, die ich mit einander vermiſcht hatte, ein Loth reines Gold; ich war feſt überzeugt, alles ſelbſt gemacht und geprüft zu haben, konnte folglich in meinen Lehrer nicht das geringſte Mißtrauen ſetzen; ich drang jetzt in ihn, den nähern Beſitz des Geheimniſſes zu erhalten, er ſchlug mein Geſuch nicht gänzlich aus, veränderte aber allgemach ſeine Sprache, ſie wurde dunkler und myſtiſcher, und allgemach redeten wir beide ſchon mit einander wie ächte Schüler des Theophraſts. Ich frug ihn nun auch um die Erklärung ſeiner Hieroglyphen, und nun erfuhr ich endlich, daß ein gründlicher Kenner der Phyſik und Chemie auch auf die Geiſterwelt ſeinen Einfluß habe; ich war zu oft angeführt, um nicht mistrauiſch zu ſeyn, und machte ihm ſo manche Einwendung. Ich muß Ihnen nur wieder, ſagte er eines Tages,

einen

einen Syllogismus in die Hand geben; wünschen Sie irgend einen ihrer Bekandten zu sehen, so erinnern sie sich an einen Mann, den Sie genau gekannt zu haben überzeugt seyn können; z. B. Sie haben mir letzt von Ihrem Freunde Bertrandt erzählt, wollen Sie ihn heute noch sprechen? Gerne, fiel ich ihm heftig in die Rede, nun so lassen Sie uns geruhig unsere Flasche verzehren, bis es finster wird, und dann schreiten wir zu Werk. Wir sprachen noch von allerley magischen Dingen, als ich schon eine sonderbare Beängstigung und Beklemmung fühlte, mein Blut schien heftiger zu wallen, und meine Beängstigung stieg, je näher wir der bestimmten Stunde rückten. Sie erschien, und Gabrietti führte mich in ein benachbartes Zimmer; ich fand die Wände schwarz behängt, und in der Mitte einen kleinen Ofen, auf dem ein Gefäß stand, worin Gabrietti einige Hände voll warf, er machte Feuer an, und das ganze Zimmer war bald mit einem dicken Dampfe erfüllt, zwey Lichter, die neben uns auf der Erde standen, erloschen, ich wurde jetzt gewahr, daß von den Seiten des Zimmers her Blitze bis in die Mitte desselben fegen, und ich hörte sogleich ein sonderbares

Kniſtern. Die Blitze ließen nach, es herrſchte jetzt im Zimmer eine völlige Dunkelheit, als mit einemmale die eine Seite erleuchtet wurde; eine Geſtalt, der meines alten Freundes Bertrandt völlig ähnlich, zeigte ſich mir, aber ſein Geſicht war hager und bleich, und er ſchien an Händen und Füſſen gefeſſelt zu ſeyn; reden Sie ihn an, ſagte Gabrietti; Bertrandt, rief ich, in welcher unglücklichen Lage befindeſt du dich? In einem unterirdiſchen Gefängniß zu Neapel, antwortete der Schatten; und weshalb! fuhr ich zitternd fort; Du weißt, daß ich in der Liebe nicht beſtändig war, ein Weib, der ich untreu wurde, und für welche ich im Taumel der Leidenſchaft kein Geheimniß hatte, gab mich als einen Freymaurer und Zauberer an; und was iſt nun dein Schickſal? frug ich weiter; ich erwarte mein Urtheil; der Geiſt verſchwand, die Blitze durchziſchten wieder das Zimmer, ich wollte aufſtehen, aber plötzlich erhielt ich einen heftigen Schlag, wie von einer ſtarken Electricität; um des Himmelswillen bleiben Sie ſitzen, ſagte Gabrietti, oder Sie ſind des Todes; er warf wieder einige Hände voll Rauchwerk ins Feuer; jetzt, ſagte er, können wir das Zimmer verlaſſen, ich eilte nach

Hauſe,

Hauſe, und verfiel in einen tiefen Schlaf, aber mich ängſtigten die ſchrecklichſten Träume, ich fühlte mich am Morgen äußerſt abgemattet, und hielt jetzt Gabrietti für einen ganzen Wundermann, vergeblich erinnerte ich mich daran, wie oft ich getäuſcht ward, ich wünſchte nichts ſehnlicher, als in Beſitz jener Geheimniſſe zu gelangen, die ich nun nicht mehr bezweifeln konnte, und ſo ermattet ich auch war, wollte ich wieder zu meinem Lehrer eilen, da er ganz verſtört in mein Zimmer trat. Mir iſt, ſagte er, ſobald wir allein waren, ein groß Unglück begegnet, es iſt bekannt geworden, daß ich das Geheimniß beſitze, die Metalle zu verwandeln, und der Herzog von .... wollte mich dieſe Nacht aufheben laſſen, damit ich ihn entweder in meiner Kunſt unterweiſen, oder wenigſtens ſo viel Geld verſchaffen ſollte, als er zu ſeiner Verſchwendung bedarf, ich habe dieſe Nacht ſchon in einem andern Hauſe zugebracht, und wollen Sie mir nicht auf ein paar Tage den Aufenthalt bey ſich vergönnen? Mit Freuden ging ich dis ein, und Gabrietti wurde jetzt immer vertraulicher. Das groſſe Geheimniß die Metalle zu verwandlen, und ſelbſt das groſſe Geheimniß auf die Geiſterwelt

zu würken, wurde mir jetzt von ihm mitgetheilt; er sagte, daß jene Feuermaterie, die das ganze Universum belebe, auch dazu diene, die Geister, die in der ganzen Welt vertheilt wären, sichtbar zu machen, indem wir ihren Cörper hiedurch verdichteten; wenn wir eine Menge von Feuermaterien entbinden, wird endlich auf die geistigen Cörper ein solcher Druck veranlaßt, daß diese, um dieser unangenehmen Empfindung zu entgehen, diejenige Gestalt, die wir wollen, annehmen, und uns diejenigen Dinge, die wir zu erfahren wünschen, mittheilen müssen. So unsinnig diese Erklärung war, so fand sie doch damals bey mir Eingang. Einigemal kam Gabriettis Bedienter, und redete mit seinem Herrn im Stillen. Freund, sagte er endlich, ich bin verrathen und muß eilend mit Courierpferden davon, Sie haben mir oft Geld angebothen, jetzt muß ich Sie darum bitten, aber meine Absicht ist keineswegs, Ihr Eigenthum zu besitzen, ich habe einige zwanzig Pfund der Ihnen bekannten Materie vorräthig, Sie wissen die Verfahrungsart, und zugleich erhalten Sie hier schriftlich eine Nachricht von allen meinen chemischen und magischen Processen. Freudig und mit herzlichem Dank umarmte ich ihn,

ihn, ich gab ihm 100 Louisd'or, die ich verräthig hatte, ein paar brillantene Ringe, und kurz was ich von Werth in der Eile zusammenbringen konnte. Sein Cammerdiener brachte mir die zwanzig Pfund der chemischen Materie, und zugleich in einem großen Pack eine russische Officier-Uniform für seinen Herrn, und eine andere für sich; beide kleideten sich an, indeß kamen Courier-Pferde, und hielten hinten vor dem Gasthofe, worin ich wohnte. Gabrietti umarmte mich, und eilte davon. Ich hielt mich für den glücklichsten Sterblichen, denn so hohe Weisheit war mir noch nicht zu Theil geworden, durchblätterte meine Papiere und erwartete mit Sehnsucht den Abend, um gleich einen magischen Versuch anzustellen, als ein Mann im Ueberrocke, den ich seinem Anstande nach für einen Officier ansah, und eine Magistratsperson in mein Zimmer trat, und sich zuerst nach meinem Namen, dann nach dem Marchese Gabrietti erkundigten; da ich versicherte, von letzterm nichts zu wissen, wurde der Wirth herauf gerufen, er gestand, daß ein Fremder, der bey mir auf dem Zimmer gewesen, vor wenig Stunden mit Courier-Pferden davon geritten; jetzt frug man mich, welche

Straſſe er genommen, ich verſicherte, mir ſey alles unbekannt; Sie weigern ſich vergeblich, ſagte der Officier, ich werde es doch auf dem Poſthauſe in kurzem erfahren, und dem Betrüger nacheilen, ich bitte Sie indeß, ſagte er zum Rathsherren, dieſen Herrn ſo lange nicht aus der Stadt zu laſſen, bis man weiß, ob er auch zur Bande des Betrügers gehört oder nicht; der Officier verließ das Zimmer, und zwey Mann von der Stadtwache wurden vor meine Thüre geſtellt, ich bath den Rathsherrn, der dis beſorgte, ſich zu erklären, und erhielt endlich die Nachricht, Gabrietti habe einen jungen Grafen aus dem Staate eines benachbarten Reichsfürſten völlig zu Grunde gerichtet, und unter dem Vorwande, ihm geheime Wiſſenſchaften zu lehren, einige 1000 Louisd'or von ihm erhalten, andere ſagten ſich ins Ohr, daß er mit dem Fürſten ſelbſt dis Gaukelſpiel getrieben, der Fürſt habe erfahren, daß er ſich in hieſiger Reichsſtadt aufhielte, und auf ſeine Auslieferung gedrungen. Ich war von meinem Freunde ſo eingenommen, daß ich dis für den ſchändlichſten Betrug hielt, und noch immer glaubte ich, daß man mit Gewalt die Entdeckung ſeiner Wiſſenſchaften von ihm erzwin-

zwingen wollte. Ich blieb einige Tage im Verhaft, bewies aber meine Unſchuld, ich wurde alſo wieder auf freien Fuß geſtellt, und das erſte, was ich jetzt verſuchte, war die Probe meiner chemiſchen Materialien; aber wie groß war mein Erſtaunen, da aller meiner angewandten Mühe ungeachtet kein Gold zum Vorſchein kam, ich ſchien mir ſelbſt verächtlich, das Spielwerk jedes Betrügers zu ſeyn, und zerbrach mir den Kopf noch mit der Geiſtererſcheinung, als einige Brüder der Loge, gleich mir groſſe Verehrer des entwichenen Magus, in mein Zimmer traten; ſie erzählten mir, man habe Gabrietti Wohnung durchſucht, und abſcheuliche Betrügereyen entdeckt, man habe im Keller einige electriſche Maſchinen und eine Menge Drath gefunden, welcher in Glasröhrchen ſtecke, und hiedurch iſolirt durch die ſchwarze Tapete eines Zimmers geführt ſey; jetzt konnte ich mir die Blitze und den Schlag ſehr gut erklären, die Spitzen des Draths hatten hinter den Tapeten hervorgeragt, und der ſtarke Rauch hatte als ein Leiter die Funken aus ihnen hervorgeleckt, ich hatte vermuthlich beym Aufſtehen einen dieſer Drathe berührt. Da man auch magiſche Laternen und ähnliche Werkzeuge

fand,

fand, so hatte man vermuthlich den Geist im Rauch vorgezeigt, und durch Röhren, die aus dem Nebenzimmer geleitet waren, wahrscheinlich meine Fragen gehört und beantwortet. Dis brachte mich zu dem Entschluß, nie wieder auf eine ähnliche Weise zu handlen. Es war vom Vermögen meines Vaters so viel übrig, daß ich in der Stille bequem davon leben konnte, ich beschloß also an den Ort, wo ich meine Jugend verlebt hatte, zurückzukehren, und ich mußte bey meiner Reise über jene Akademie, wo ich zuerst im Hause des Professors der Chemie den Grund zu meinen Schwärmereien gelegt hatte; ich besuchte ihn bey meiner Durchreise, er war noch immer voll großer Hoffnung, und so sehr ich ihm betheuerte, keinen Fortschritt gemacht zu haben, so wenig fand ich Glauben; im Gegentheil hielt er mich für einen großen Weisen, der nur die Kunst geheim halte. Gotthold war todt, und überhaupt hatte dieser Ort so wenig reizendes für mich, daß ich ihn schnell verließ. Oft dacht ich an Rosalie, aber Unwille und Schaam hinderten mich, nach ihr zu fragen.

Ich langte auf dem von meinem Vater geerbten Landhaus an, und es fiel mir jetzt ein, seine Papiere, die ich versiegelt nachgelassen hatte, genauer zu untersuchen; ich fand hier viele Briefe Gottholds, worin ihm die größten Erwartungen von mir gemacht wurden, und entdeckte, daß unter dem Vorwand Almosen, auszutheilen, die mir den Schutz des Himmels und seiner Gewogenheit erwerben sollten, mein Vater einige tausend Reichsthaler dem Betrüger Gotthold gesandt hatte. Aus den Briefen des Professors sahe ich, daß er gleich mir unschuldig und betrogen war, und bloß von meinem Vater für mich eine ungeheure Pension empfangen hatte.

Ich hatte jetzt einige 30 Jahr, und fühlte, es sey Zeit, die Thorheiten meiner Jugend durch Handlungen eines Mannes gut zu machen; ich führte auf meinem kleinen Landsitze die englische Wirthschaft ein, was ich von Nutzen fand, theilte ich meinen Nachbaren mit, gleich dem gutmüthigen Düval suchte ich den Gartenbau in meiner Gegend zu vervollkommnen; ich säte eine Menge von Obstkernen, theilte die gepfropften Bäume unentgeldlich in der Gegend

aus, vertheidigte den Unterdrückten gegen die Macht des Stärkern, nahm mich des Unglücklichen an, und suchte meine Pflicht als Mensch und Bürger so gut ich konnte zu erfüllen, immer aber fühlte ich, daß mir etwas mangle; oft wünschte ich einen Freund, oft dachte ich mir das Glück des Gatten und Vaters; Rosaliens Andenken erwachte alsdenn, oft beschloß ich, sie aufzusuchen, immer aber hielt mich Besorgniß, oder ein Zufall zurück. An einem traurigen Herbstabende, saß ich vertieft in diesen Gedanken an meinem Caminfeuer, als mein Bedienter ins Zimmer trat. Ein Mann, sagt er, begehrt Sie zu sprechen, der äußerst zerlumpt und abgezehrt zu seyn scheint. Seit wenn verwehrte ich dem Unglücklichen den Zutritt, erwiederte ich unwillig, warum brachtest du ihn nicht gleich her? Er sah zu schrecklich aus, antwortete der Bediente, öffnete die Thüre, und ein menschlich Gerippe mit Lumpen bedeckt trat in mein Zimmer; wir starrten einander an, und man denke sich meine Empfindung, es war Bertrandt; daß ich alles für ihn that, was ich konnte, versteht sich; und so bald er sich nur in etwas erholt hatte, erfuhr ich seine unglückliche

Ge-

Geſchichte. Ein Jüngling, der von ſeinen früheſten Jahren den Hang zur Wolluſt gefühlt, ihn als Mann genährt hatte, und bey ſeiner feurigen Einbildungskraft und einem ſtarken Cörper, dieſem innern Feuer immer neue Nahrung verſchaffen konnte, der mußte bald in einem Lande, wo alles Wolluſt athmete, ſeine Begierden bis zum Eckel ſtillen. Dis war Bertrands Schickſal in Calabrien; die ſchwarzäugigten feurigen Mädchen hatten bald die Begierden des Herrn Abtes ſo oft erzeugt und geſtillt, daß endlich nur der Wunſch zum künftigen Genuſſe bey dem guten Mann übrig blieb. Seine Einbildungskraft, immer gleich feuria, ſchwärmte jetzt auf anderen Wegen, und Stolz wurde jetzt zum Theil der Nachfolger der Wolluſt, er fühlte ſich an Kenntniſſen vielen ſeiner Collegen überlegen, er wünſchte auch über ſie zu gebieten; ein Biſchofshut und der Cardinalspurpur, waren jetzt die geringſten ſeiner Wünſche. Pater Angelicus, ein verſchmitzter Carmeliter, der im Geruche der Heiligkeit ſtand, wurde jetzt ſein Vertrauter, beide wollten ſich erheben, ſie geriethen alſo auf den Einfall, eine Loge zu etabliren,

um ſich hiedurch Anhang und Einfluß zu verſchaffen, und bey dem großen Haufen ſich ein Anſehen zu geben, als ob ſie Lieblinge des Himmels wären, und ihrer Frömmigkeit wegen von Engeln und Heiligen beſucht würden. Die Sache ging eine Zeitlang, fuhr mein Freund fort, herrlich von ſtatten, es wurde ein Bisthum erledigt, ich bewarb mich darum, alle meine Freunde gaben mir den Rath, von dieſer Sache abzuſtehen, weil ich einen Neffen des Miniſters zum Nebenbuhler hatte. Dis war gerade ein neuer Sporn für meinen Stolz, und ich war im Begriff meinen Zweck zu erreichen, als ich in einer Nacht gefangen genommen, und nach Neapel in die Gefängniſſe des heiligen Officiums gebracht wurde. Nach einigen Monäten war mein erſtes Verhör, ich wurde als Ketzer und Zauberer angeklagt, alle meine Vertheidigung war vergeblich, und ein ewiges Gefängniß war das geringſte, was ich erwarten konnte; ich lag in einer Nacht jammernd auf meinem Lager, als die Thür meines Gefängniſſes aufging; einer von den

Brü-

Brüdern meiner Loge trat herein, er zog mich stillschweigend mit sich fort, eine Chaise erwartete uns, wir fuhren ans Meer, dort bestieg ich eine Barke, erhielt von meinem Freunde noch einiges Geld, und kam glücklich nach Rom.

Was sollte ich hier thun? eine verächtliche Rolle an dem Orte spielen, wo ich zu glänzen gehofft hatte? Noch schwankte mein Entschluß, als mein Freund Angelicus in weltlicher Kleidung zu mir ins Zimmer trat, er war, da er meine Verhaftnehmung erfahren hatte, entflohen, und war gleich mir von unsern Brüdern mit Geld versehen zu Rom angelangt, wir sahen ein, daß wenn wir je noch eine Rolle in der Welt spielen wollten, Geld dazu nöthig wäre, wir beschlossen also, die Thoren zu äffen, und glaubten, daß wenn wir sie um ihr Eigenthum brächten, dis bloß Recht des Stärkern wäre; wir zogen also umher, lehrten Goldtincturen und Universalmedicin verfertigen, Geister beschwören, und dergleichen; schon hatten wir die Narren um einige tausend Ducaten gebracht, als ich an einem Morgen zu meinem

Erſtaunen mich allein befand, und die Nachricht erhielt, daß Angelicus ſchon vor einigen Stunden abgereiſt, er hatte unſer Geld bis auf den letzten Heller mitgenommen, und nun gerieth ich ins äußerſte Elend, bettelte mich nach Deutſchland, und erfuhr, da ich durch ein Ungefähr in dieſe Gegend komme, daß du dich hier häuslich niedergelaſſen.

Ich beth Bertrand den Aufenthalt bey mir an, der Mann hatte ſich vieler Vergehungen ſchuldig gemacht, aber wer einen Fehler aufrichtig bereut, iſt weiter davon entfernt, als der, ſo ihn nie beging. Wir wurden Freunde, wie zuvor, wir ſprachen noch oft von den Fehlern unſrer Jugend, ich erzählte ihm einſt die Begebenheit mit Marcheſe Gabriotti, beſchrieb zufällig ſeine Geſtalt, und wurde ſchnell durch Bertrands Fragen unterbrochen; ich beantwortete ſie, und erfuhr nun zu meinem Erſtaunen, daß Pater Angelicus und Marcheſe Gabrietti Eine Perſon waren.

Bertrand war für die Freuden der Wolluſt — denn Liebe hatte er nie gekannt, ab-

abgeſtorben, bey mir war dis nicht der Fall, und erſt entſtanden bey mir Empfindungen, die ein Leben, das ſo ruhig wie das meinige hingebracht wurde, wieder nähren mußte. Es war Frühling, die Zeit der Liebe, und ich ging in meinem kleinen Gehölze ſpazieren, als Bertrand mit einem kleinen ſchönen Knaben zu mir trat; es war, wie er mir ſagte, der Sohn einer benachbarten Wittwe; er hatte den feurigen muntern Knaben auf ſeinen Spazirgängen kennen gelernt, und allmälig liebgewonnen; auch auf mich machte ſeine Bildung, ſeine Lebhaftigkeit, einen ſonderbaren Eindruck, aber zugleich wurde auch ein ſchmerzliches Gefühl in mir rege. Ach! Bertrand, ſagte ich ſeufzend, ich könnte der Vater eines ſolchen Knaben ſeyn. Du biſt's, rief eine weibliche Stimme aus dem Gebüſche, und Roſalie hing an meinem Halſe. Sie hatte meine Zurückkunft erfahren, und Bertrand, dem ich mein Herz nie verheimlicht hatte, gab ihr auch endlich von meinen Geſinnungen Nachricht, und veranſtaltet dieſe Zuſammenkunft. An der Seite eines Freundes, der mir ſein ganzes Glück verdankt,

in den Armen eines Weibes, die mich liebt, denke ich jetzt mit der Erziehung eines Sohnes beschäfftigt, der mich zu großen Hoffnungen berechtigt, so fern von Verirrung und Thorheit, als es die menschliche Schwäche erlaubt, den Ueberrest meines Lebens in Ruhe hinzubringen.

Verf.: Ludw. v. Baczko.

Hans von Boysen.

Haupt und geheimer Oberer
des preussischen Bundes.

Eine dialogisirte Rittergeschichte
aus dem 15. Jahrhundert

Thorn u. Dessau
bey Gottfr. Vollmer. 1795.

Bibliotheca
Brodiniensis

Personen.

Johann I. König von Portugall.
Philippa von Lancaster, seine Gemahlin.
Eduard, Pedro, Heinrich, } Infanten.
Jagello, König von Pohlen.
Witold, Großherzog von Litthauen.
Skirgaillo, Litthauischer Fürst.
Heinrich von Plauen, Comthur und Statthalter, nachher Hochmeister des deutschen Ordens.
Friedrich Graf von Zollern, nachher Großcomthur,
Michael Küchmeister v. Sternberg, Oberster Marsch. zuletzt Hochmeister,
Hermann Gans, nachher Ob. Spittler,
Fried. v. Welden, nachh. Ob. Trapierer,
Bernund Brendel, Treßler,
} deutsches Ordens.
Conrad von Vittinghof, Liefländischer Landmeister.
Hans von Trachenau, Comthur zu Königsberg.
Helfried von Drahe, Comth. zu Brandenburg.

Helnrich von Plauen, } Comthure zu Danzig.
Rudolph von Eilenſtein, }

Paul Bellitzer von Rußdorf, Vogt zu Raſtenburg, nachher Treßler.

Lyſart von Sanghauſen, Hochmeiſterlicher Comyan.

Don Nunno Alvarez Pereira, Connetable von Portugall.

Don Ferdinand, ſein Sohn.

Donna Ineſilla, ſeine Tochter.

Don Juan Aveiro, Hofmarſchall in Portugall.

Donna Thereſia, ſeine Gemahlin.

Don Emanuel, ſein Sohn.

Donna Appollenia, ſeine Tochter.

Ruy de Souſa, portugieſiſcher Feldherr.

Zindramus de Moſchkowykze, Feldherr der Polen.

Biſchof Sbignäus, pohlniſcher Canzler.

Rumbold, Litthauiſcher Marſchall.

Bajardin Chan, Feldherr der Tattarn.

Methodius von Trautenau, Befehlshaber der Böhmiſchen Söldner.

Bernhard Czasla, Böhmiſcher Söldner-Hauptmann.

Stanislaus Occolnowski, Pohlniſcher Ritter.

Montwilo, } Litthauiſche Bojoren.
Bedemin, }

Otto von Bernſtein,
Rötger von Kronſtädt,
Cypo von Sohnsheim,
Hermolaus,
} Ritter des deutſchen Ordens.

Heinrich von Plauen, Vetter des Hochmeiſters und Anführer der Söldner des Ordens.

Eberhard von Wallenfels,
Peter von Seynzenhauſen,
Ulrich Zenger,
Friedrich von Mosbach,
Lupold Reitenberg,
Johann Sulzbach,
} Ritter des deutſchen Ordens und Verſchworne gegen Heinrich v. Plauen.

Alfonſo Pereſtrello,
Alvaro Pacheco,
Gonzalez Zarco,
Triſtan Vaz,
Nunez,
} Portugieſiſche Ritter.

Feſtus von Boyſen,
Hans von Boyſen,
Stiber von Boyſen,
Gabriel von Boyſen,
Alexander von Boyſen,
Kunz von Bicken,
Otto von Malzdein,
} Preußiſche von Adel.

Rudolph Wagner, } Preuß. v. Adel.
Siegbert v. Lesmesdorf, }

Metha, seine Tochter.

Carlos, zuerst Edelknabe, dann Ritter.

Ignatius, Erzbischof von Braga.

Heinrich Vogelsang, Bischof von Ermland.

Franziskus, ermländischer Domherr.

Thomas, Provinzial des Dominikaner-Ordens, } in Portug

Eucharius, Prior des Dominikaner-Klosters, }

Xaverius, Beichtvater der Königin von Portugall, }

Tiburtius, } Dominik. Mönche, }
Donatius, }
Cölestinus, }
Felix, }
Remigius, }

Franziskus, Provinzial der Franziskaner, }

Antonius, Guardian des Franziskaner-Klosters, }

Deodatus, Provinzial der Augustiner, }

Bruno, = = = Carthäuser, }

Elias, Provinzial der Carmeliter, }
Donus, " " " Capuziner, } in
Bruder Hieronimus, Eremit, } Portugall.
Ein Laienbruder, Dominik. Ordens, }

Anastasius Sinzig, Priesterbruder deutsch. Ordens.

Antonius, }
Agapetus, } Mönche.
Epimachus, }

Gonsalvo, Stallmeister, }
Velez, } Cämerlinge, } des Infanten Eduard.
Diego Campanello, }

Rodrigo, sein Bruder.

Muhamed Ebn Caled, } Feldherren der Mauern.
Jusaf Ebn Tassin, }

Abdallah Ebn Amru.

Maria, Gabriels von Boysen, } Gemahlin.
Hedwig, Stibors von Boysen, }

Nicolaus, Gabriels Sohn.

Rosalia, } Zofen.
Bertha, }

Reginger, }
Martin, } Knappen
Ivan, }

Pedro, Gastwirth in Lissabon.

Portugiesische und Pohlnische Magnaten und
leute.

Comthure und Ritter Deutschen Ordens.

Edelknaben, Trabanten, Herolde, Kriegsleute.

Zeitraum von 1410 bis 1421.

Marienburg.

Heinrich von Plauen, Comthur zu Schwetz, Commendant zu Marienburg; Heinrich von Plauen, des vorigen Vetter, Anführer der Söldner; (ruhig neben einander sitzend.) Ein Trabant und Ritter Hermolaus. Nachher: Hans von Boysen.

Trabant. (indem er die Thüre aufreißt.)

Ein Ritter vom Schlachtfelde!

Ritter Heinrich. Gebe Gott zur guten Stunde!

Hermolaus. (verzweiflungsvoll) Verlohren! — alles verlohren! — Vernichtet ist unser würdige Orden, der Feinde Spott!

Comthur. Das ich nicht wüßte! — Hier hängt noch die Wehr' an meiner Seite, und ich gewahre niemanden, der sie mir zu entreißen vermöcht'.

Hermol. Zwei Drittheile des Heeres sind bey Tannenberg erschlagen —

Comth. Dann fielen ſie als Männer und ſchmetter
ten zuvor auch ſicher Zweidrittheile der Feinde nieder

Hermol. Der Hochmeiſter iſt erſchlagen —

Comth. So verleih' ihm Gott eine frölich
Urſtätt!

Hermol. Die Gebietiger liegen tod auf dem
Schlachtfelde.

Comth. Dann müſten wir im Capitel neue er
kiesen. — Iſt eure Hiobspoſt nun zu Ende?

Hermol. Unſer Geſchütz und Panier haben die
Feinde erobert, und wer vermags, ihnen nun zu
widerſtehen?

Comth. Ich! und jeder wackere Mann, der
des Ordens Schmach zu tilgen, das Verlohrne wie
der zu erobern Muth und Kraft hat. — Nun aber
Bruder, frage ich euch: was ſchwur't ihr vor dem
Auszuge?

Hermol. Würdiger Herr! —

Comth. Eure Antwort, Bruder! —: was
ſchwur't ihr vor dem Auszuge?

Hermol. Zu ſiegen mit dem Meiſter, oder
mit ihm zu ſterben; — aber —

Comth. Kein Aber! — Habt ihr dieſen Schwur
erfüllt?

Hermol. Unſer Heer war vernichtet — was
ſollte ich thun?

Comth. Eingedenk des heiligen Eidſchwurs, den
Heldentod auf dem Schlachtfelde ſuchen. Des Ver-

zweifelten Muth, hätte der Feinde Heere geschwächt; sein Heldentod, gefeyert durch des Harfners Gesang, erneu't durch Gebet der Brüder zu seiner Seelen Heil, hätte den jungen Ritter zu ähnlicher That gespornt; auch eure Sippschaft in deutschen Landen, gehüllt in Trauergewand, hätte euch Rächer erweckt und so des Ordens Rettung vermehrt. Jetzt kehrt ihr heim als eidbrüchiger Flüchtling; welcher Söldner wird mir der Treue Gelöbniß halten, wenn dem Ordensbruder sein Eid nicht heilig ist? Wollt ihr hier in dieser Burg schon wie ein feindliches Siegeszeichen hausen? — durch euren Anblick unaufhörlich der verlohrnen Schlacht Andenken erneuern?

Hermol. Das Alter macht euch strenge; ich will nicht hinzufugen, daß euer Gichtschmerz das Leben euch vielleicht zur Pein mache: aber wäret ihr in der Kraft der Jugend, läge vor euren Augen noch der großen Thaten glänzende Aussicht, ihr würdet gewiß an diese denken, ehe ihr euer Leben so hinopfertet.

Comth. Alter und Gicht machen mich strenge — so meint ihr? Mit Gunst Vetter! ruft doch meinen Kämmerling Versen aus dem Nebengemache.

Ritter Heinrich. (ab)

Comth. Ihr kennt ihn doch, Bruder Hermolaus? — er hat noch sein zwanzigstes Jahr nicht zurückgelegt, ist noch mit keinem Wehrgehänge umgürtet, ist noch durch keinen ritterlichen Eidschwur, zu

großen Thaten verpflichtet, ist noch in aller Fülle und Stärke der Jugend — ihr kennt ihn doch?

Hermol. Wohl! — und wozu das?

Comth. Ihr sollts vernehmen — da ist er ja.

v. Boysen. Euer Geboth würdiger Herr!

Comth. Antworte mir sonder Falsch: Hättest du geschworen mit dem Meister zu siegen oder zu sterben, wenn mans von dir begehrt haben würde?

Boysen. Sonder Bedenken!

Comth. Und wäre der Meister gefallen mit den Seinen: was hättest du gethan?

Boysen. Gefochten bis meinem Arme die Kraft, meiner Lunge der Athem entgangen wäre, und dann bey den übrigen getrost ins Grab gesunken.

Comth. Denk deiner Jugend, deiner künftigen Thaten! — wärs nicht Pflicht gewesen, dich um ihretwillen dem Orden zu erhalten?

Boysen. Des Eidschwur's Entbindung geben mir diese nicht und — als Flüchtling heimkehren — Gott wende fern von mir solche Schmach!

Comth. (indem er die Thüre aufreißt) Trabanten! führt diesen Ritter ins Gefängniß; verschließt nachher die Burgthore, daß kein feigherziger Flüchtling hier Schutz finde.

Hermol. Würdiger Herr! —

Comth. Beim Gehorsam gebiet' ich —: ins Gefängniß!

Hermol. und Trabanten (ab)

Comth. Und nun Boysen, hole eilligst den Brüder Gebhard herbey!

Boysen. (ab)

Heinrich. Vetter ihr seyd zu strenge.

Comth. Nur Strenge kann jetzt retten. — Habt ihr unter euren Soldnern Leute, denen man festiglich vertrauen darf?

Heinrich. So manchen, für den ich bürgen will mit Seele und Leib!

Comth. Laßt einige derselben aufsitzen, führt sie vors Schloßthor, und dort gebt ihnen, daß keiner der Besatzung es höre, folgenden Befehl: sie sollen den Flüchtlingen entgegen ziehen, um ihnen anzudeuten, sich nach Stumm, Lessen, Schwetz und Rheden zu wenden; von da aus sollen sie nach Danzig, oder übers Haf nach Konigsberg eilen; dann hier soll mir ihre Traurpost die Besatzung nicht muthlos machen. Ist Jagello nur ein halber Mann, so muß er, wenn seine Pfaffen ihn nicht etwa durchs Dankgebet auf dem Schlachtfelde verspäten lassen, in zwey Tagen vor Marienburg seyn; und daß sich die Flüchtlinge rund um in den Vesten sammlen, aus denen uns mit Deutschlands Beistand ein Entsatz erwachse: Dieser Gedanke muß die Besatzung mit Muth beleben.

Heinrich. Wir vertheidigen uns also —

Comth. So Gott will! — bis der Feind abzieht.

Des folgenden Tages.

Comthur Heinr. von Plauen und Ritt Heinrich von Plauen.

Heinrich. Traun Vetter! ihr seyd mir une
klärbar. Zuerst laßt ihr den armen Hermolaus
den Thurm werfen, behandelt ihn wie den größte
Verbrecher, droht ihm mit der Hinrichtung und nu
gebietet ihr mir, ihn entlaufen zu lassen. Das G
rücht ist doch wohl nicht ganz falsch: mein Vetter se
ein zu harter und strenger Mann. Doch sehe ich nu
auch daß ihr nicht sogar böse seyd, sondern was ih
im Jähzorn verfügtet, wieder gut zu machen streb

Comth. (lächelnd) Fehlgeschoßen Vetter! Je
mußte der Besatzung etwas zur Unterhaltung schaf
fen, das ihr vor Augen läge, worüber sie des Orden
Niederlage vergessen, wenigstens das Gespräch dar
über unterbrechen könnte. Das war nun Hermolaus
Gefangenschaft und bevorstehende Hinrichtung. Zu
gleich vermehrte ich dadurch den Glauben an mein
unerschütterliche Festigkeit, erregte bey dem Feigen
bey dem, der zu Marienburgs Uebergabe rathen könn
te, Furcht vor der Strafe. Den Zweck habe ich er
reicht und nun mag Hermolaus nach Deutschland ent
weichen: dort wird er seine Begegnung verkünden.
Gewiß wird nun ein jeder sagen: die Lage des Or
dens in Preussen muß noch nicht so gar verzweifelt
seyn. Man wird mirs zutrauen, daß ich Marien-

burg bis auf den letzten Mann vertheidige und dies wird unſerer Freunde Muth um kein Geringes vermehren. Dieſes wird gewiß den Entſatz mehr befördern, als Briefe mit Bitten angefüllt, die zugleich Zeugen von der Schwäche des Ordens ſind.

Heinrich. So weit ſah' ich freilich nicht, und deshalb will ich euch vertrauen, daß ihr auch die ſonderbaren Bothen nach Danzig, den abgelebten hinfälligen Bruder Gebhard und euren jungen Cämmerling Beyſen, nicht ohne Grund gepaart habt.

Comthur. Ihr kennt doch beide. Iſt Gebhard nicht ein ehrwürdiger Greis?

Heinrich. Wohl! es iſt mir bey ſeinem Anblick, als ſehe ich ein Hochaltarblatt, auf dem das Conterfey eines Apoſtels oder heiligen Märtyrers ſtunde.

Comth. Recht ſo! und mein braver Hans —

Heinrich. Ein Junge voll Feuer und Muth.

Comth. Wenn dieſer nun mit aller Wärme, mit aller Lebhaftigkeit, ſo ihm die Jugend noch verleiht, zum Vortheile des Ordens ſpricht; und Gebhard der ehrwürdige Greis, mit der Thräne im Auge, zugleich die Hände um Hülfe bittend ausſtreckt — würdet ihr dieſen beiden widerſtehen?

Heinrich. Gewiß nicht! und ſo Gott will, werden es die Danziger auch nicht thun.

Comth. Sie werden, wie ich hoffe, im erſten Augenblick zu allem ſich erbieten, dieſen Augenblick

benutzt Vossen, führt mir an Hülf' und Lebensmittel zu, was er vermag —

Heinrich. Und Gebhard?

Comth. Bleibt, wie ich ihm vergünstigte, zu Danzig, um sich von der Reise zu erholen, eigentlich aber nach meiner Absicht den Gefahren und der Angst der Belagerung zu entgehen. Der edle Greis hat lange genug für den Orden gearbeitet, daß man ihn folglich wohl mit Fug und Recht von der Gefahr entfernen und ein so friedlich Ruheplätzchen gönnen mag, als es die Zeit verstattet.

Heinrich. (aufspringend) Vetter! wer mir nun sagt: daß ihr ein eigenwilliger harter und grausamer Mann seyd, dem kündige ich Fehde an.

Comthur. Wollte Gott, daß ich jedem mein Herz aufschließen könnte, niemand würde mich verkennen!

Burg Kargay

ohnweit

Oſterrode.

Metha von Lesmesdorf; Antonius, Hauspfaff; Bertha, Methas Dienerin; nachher Siegbert von Lesmesdorf. Reginger und Hausgeſinde.

Metha.

Und noch keine Nachricht von meinem Vater!

Bertha. Da kommt wieder ein Haufen Flüchtlinge, vielleicht iſt er unter ihnen.

Metha. Nein Bertha — gewiß nicht! — Fliehen, das kann mein Vater nicht.

Bertha. Wenn ihr dies wißt, warum dann euer Fragen und Sehnen nach ihm.

Metha. Vielleicht iſt er noch nicht tod — vielleicht ſank er nur, ermattet durch Wunden und Blutverluſt, — iſt vielleicht ſchon gerettet — oder kann noch gerettet werden.

Antonius. Gott gruß euch edle Jungfrau!

Metha. Bringt ihr mir Bothschaft? heill
Vater!

Anton. Der Knecht Dippolts von Dieren,
kennt ihn doch den edlen Sachsen aus dem Hause
Aikeritz? — es war ein muthiger Geselle, aber
Geweihten des Herrn hielt er wenig in Ehren, d
um ist er auch so hingefahren. Ich wills ihm n
gedenken, will auch ein Requiem für ihn anst
men —

Metha. Aber mein Vater? —

Anton. Ja der Knecht bemeldeten Dipp
von Dieren, erzählte mir nun von der Schlacht: n
der ehrwürdige Meister, — dem Gott eine fröhli
Urstätt verleihen wolle, — sich zur Schlacht gerü
und das Heer geordnet habe in vier — nein in d
Haufen —

Bertha. Da kommt ein Wagen nach der Bu
Reginger, ja Fräulein, Reginger reitet daneben.

Metha. O mein Vater! mein Vater! (st
aus dem Gemach.)

Anton. Was das für Eile hat! — Es ist n
doch lieb, daß Reginger wiederkehrt; er soll mir a
von der Schlacht erzählen. Was es doch geb
mag? — es giebt ja so ein Geschrey; will mich h
setzen und geruhig abwarten.

Reginger. (von aussen) Nur hier herauf
Gemach! gemach — lieben Leute; fein sanft. (
Thüre öfnet sich; Ritter Siegbert von Lesmeddor
sch

(sehr verwundet, wird von einigen Knechten ins Gemach getragen und auf ein Ruhebett gelegt. Alle Anwesende äußern den größten Schmerz.)

Anton. Seyd getrost lieben Freunde! und traget euer Leiden in Geduld; alldieweilen schon viele, welche gesund und frisch ausgezogen, gar nicht wiederkehren können, da unser lieber Herr, doch wiedergekehret ist, als wofür Gott und den Heiligen nicht wenig zu danken —

Reginger. Ja dankt nur, habt große Ursach' dazu.

Siegbert. (Indem er matt die Hand nach seiner Koch er ausstreckt) Meltha! —

Meltha. (Kniet sich neben ihn und umfaßt seine Hand.) Vater! mein Vater! —

Siegbert. Segne dich Gott und schütze dich!

Anton. (zu Reginger) Ihr meint also: es sey aus mit dem Herrn.

Reginger. Gewiß macht ers nicht lange, die Wunde in der Seite ist zu tief.

Anton. So will ich dann meines Amtes pflegen nach Gebuhr. (indem er sich zu Siegbert wendet) Da ein jeglicher, vom Weibe empfangen und geboren, sobald sein Stündlein schläget, dahin muß; so ist es nöthig zu bedenken: erstlich der Seelen Heil, zweitens was man noch auf der Erden zu ordnen oder verfügen habe. So ihr nun das letztere thun wollt

:ber Herr! will ichs mit Fleiß niederschreiben; ſo r aber brauchen wollet die Gnadenmittel, bin ich ch, meinem obwaltenden Amte nach Gebühr, nüge zu leiſten bereit.

Siegbert. Getrachtet hab' ich mein Leben hin- rch zu thun was ritterlich und gut iſt, deshalb rre ich auch getroſt der beſſern Zukunft. Meine ızige Erbin iſt Metha. — Heinrich von Plauen, ɔmthur zu Schwez, — mein alter Freund, — ſey r und ihres Erbes Beſchützer.

Anton. Wollt' euch lieber zu irgend einem iſtlichen Herrn, dem ehrwürdigen Biſchof von Rie- nburg oder Culm, rathen, dann zu Plauen, der kanntlich in der Lehre nicht rein iſt.

Siegb. Aber reines Herzens vor Gott und den lenſchen. — O Metha! daß ich deine Hand noch in e eines wackern Jünglings legen, noch wiſſen möch- , mein Kind ſey eines braven Mannes Weib; es ür' mir Troſt auf dem Sterbelager.

Metha. Vater! — Verzeihung! — Scham elt mich zurück. Längſt hätte ich's bekennen ſollen.

Reginger. Schonet des alten Herrn, der jetzt uhe mehr, dann alles bedarf.

Siegb. Nein! Unedles kann Metha nimmer thun noch gedacht haben. Rede freimüthiglich!

Metha. Ihr wißt, wenn Heinrich von Plauen ch heimſuchte, dann war immer euer Geſpräch von haten und Helden der Vorzeit. Gern horchte ich

auf eure Geschicht', eilte, wenn das häusliche Geschäfte mich rief, so schnell zu euch zurück, daß ich manches darüber anzuordnen vergaß. Immer war Hans von Boysen da zugegen, immer freute er sich des Edlen und Schönen und glühte vor Ungeduld, daß der Thaten Reife für ihn noch nicht erschienen sey. Gewogen ward ich so dem Jünglinge und als er mich eines Tages wandelnd im Garten antraf, da knüpfte ich unser Gespräch wieder an, von den grossen Männern der Vergangenheit. Boysens Augen funkelten; traulich ergrif er meine Hand: „Fräulein!" rief er aus, „wenn ich einst werde, wie dieser Edlen einer, wird mir dann diese Hand zum Lohn?" — Er wiederholte die Frage. — So Gott uns mein Vater will, gab ich zur Antwort — „Gut Fräulein, sprach Boysen und nun keine Silbe eh'r davon, bis ich heitern Sinnes vor euch treten und sagen kann: ich habe mein Gelöbniß erfüllt und heische nun den Lohn."

Siegbert. Gewährst du ihm diesen dann — so segne dich Gott. Und nun Bruder Antonius schreibt nieder was ihr hortet, schreibt dem edlen Heinrich von Planen, daß ich ihm meine Tochter empfehle und er statt meiner — wenn ich nicht mehr bin — handeln solle.

Nacht

Gemach des Antonius.

Antonius und Reginger.

Anton.

Nun mag der alte Herr in Frieden dahin scheiden, habe ihn vollkömmlich absolviret, auch die letzte Oehlung ertheilt; können also nun seinetwegen ohne Sorgen seyn.

Reginger. Er wird den Morgen gewiß nicht erleben.

Anton. Nun wie es Gott und den Heiligen gefällt! — Jetzt erzählt mir nur, wie's in der Schlacht hergieng und unser Herr so stark verwundet ward.

Reginger. Nahe war uns der Sieg, geschlagen der eine Flügel des feindlichen Heeres; dem sasten die unsern nach. Hätten sie an dessen Statt den noch stehenden Theil der Feinde angegriffen, dann wäre der Polen Niederlage unvermeidlich gewesen; die aber standen nun sammt ihren deutschen Söldnern und geschwächt war unser Heer, durch der Nachsetzenden Abwesenheit. Aber Verzagtheit auf der Polen Seite stärkte unsern Muth; verborgen ward die pobi-

nische Hauptfahne, auf daß niemand gewahren möge, wo sie und der König sey. In vertheilten Haufen focht das ganze Heer, unser Ritter und Dippolt von Dieren, kämpften mit ihren Geschwadern neben einander. „Sieh'! sprach Ritter Dippolt, dort jenen Haufen, ein prächtig gerüsteter Held in der Mitte, vielleicht Polens König; sein Tod oder Gefangenschaft endigt die ganze Schlacht. Auf ihn los!" — Gesagt, gethan. Dippolts Lanze war schon auf Jagello's Brust, als ein starker Schlag mit dem Schaft einer Lanze, Ritter Dippolt niederstreckte; man sagt' ein Pfaffe habe den Streich geführt. —

Anton. Da sieht man, der Herr kämpft mit seinen Heiligen!

Reginger. Wollt' daß Euer Heiliger beim Teufel wäre! dann blieb unser Herr am Leben.

Anton. Verzeih euch Gott den schweren Fluch! — Aber wie gieng's dann Herrn Siegbert.

Reginger. Der wollte vollenden was Dippolt angefangen; da fiel er dann mit Wunden bedeckt. Zu gleicher Zeit erfuhr man des Hochmeisters Tod, den, als er beim Ordnen in der Schlacht das Visir aufgeschlagen hatte, der Speer eines Tattarn traf. Gefangen ward mein Herr, ich neben ihm. Ein böhmischer Ritter aus dem polnischen Heere, der unsern Ritter aus vorigen Zeiten wohl kannte, bürgte uns los und so brachte ich ihn her.

Ein Knecht. Ein Fremder iſt vor dem Burgthore und begehrt vor den Ritter gelaſſen zu werden.

Reginger. Mit dem iſts wohl nicht ſo beſtellt, daß er ihn empfangen könnte; will alſo nur gehen und ſein Begehren vernehmen.

Am folgenden Morgen.

Metha von Lesmesdorf, Reginger, Antonius, Gabriel v. Boyſen, Hausgeſinde.

Anton.

Gebt immerhin der Forderung des edlen Junkers Gehör. Von ferne ſehen wir ſchon die Flammen, der von dem Feinde angezündeten Dörfer, nach wenig Stunden iſt dies auch unſer Schickſal.

Metha. Wenn ich nur nach Marienburg könnte.

Gabriel. Ihr kennt Fräulein, meines Bruders Ergebenheit, er würde euch gerne am ſicherſten wiſſen; aber in Marienburg iſt dieſes warlich nicht.

Reginger. Sicher hat ſich auch ſchon das polniſche Heer davor gelagert.

Gabriel. Hingegen mein Oheim, Ritter Jeſius von Boyſen, liegt auſſer dem Gedränge; er

kann euch in wenig Stunden nach Danzig ſchaffen, einer Veſte, die ſicher den Polen unüberwindlich iſt; folgt alſo nur und laßt uns eilen.

Anton. Damit wir nicht gar in die Hand der ungläubigen Tattarn fallen.

Metha. Und meines Vaters Leichnam ſoll hier unbeerdigt verbleiben? — der Feinde Spott werden? — nicht in geweihter Erde ruhen?

Gabriel. Auch für den habe ich geſorgt; da er in der Gruft ſeiner Väter jetzt nicht beygeſetzt werden kann, ſo mag er in dem Erbbegräbniß derer Polen ſeine Ruheſtatt finden und traun Fräulein! er darf ſich dort ſeiner Geſellen nicht ſchämen.

Anton. Fort alſo — fort!

Wald

ohnsern Marienburg.

Röthger von Kronstädt; Eppo von Sonsheim, Ritter des deutschen Ordens; Otto von Malgedein; Rudolph Bazner, preußische von Adel; Söldner und gewafnete Knechte; (um ein Feuer gelagert) Nachher Kunz von Birken und Hans von Boysen.

Otto.

Es ist doch warlich! weit mit uns kommen. Wenn wir nur drein schlagen konnten; aber so wie ein Räuber im Busche zu liegen — das vermag ich nicht!

Röthger. Seyd gutes Muths! ist der Beistand aus Danzig nur noch zur rechten Zeit nach Marienburg kommen; so ist unser heiliger Orden sicher gerettet.

Otto. Jagello mußte seinen Vortheil schlecht kennen, wenn er nicht schon vor Marienburgs Mauern läge; und daher kam gewiß jetzt die Hülfe zu spät.

Bazner. Zweifelt nicht an der Danziger Muth. Die Schifflinder *) sind ein gar verwegenes Volk, und Boysen, der sie führt, kennt ja jeden Schlupfwinkel. Wenns Noth thut, schlagen sie sich durch.

Otto. Wenn sie auch hinein kommen und nicht die Lebensmittel mitbringen, so ist wenig Segen dabey.

Eppo. Vertraut Gott und den Heiligen, sie habens ja schon so wunderlich gefügt, daß die Danziger gleich zu solcher stattlichen Hülfe bereit waren.

Röthger. Das giebt mir auch ein frisches Herz. Jeder wollte gen Marienburg ziehen, kaum ein paar Stunden, so stand das nöthige Volk gemistet.

Bazner. Des verdient Boysen wohl nicht wenig Dank. Hätte er nicht den Muth der Danziger so heraus gestrichen, hätte er nicht das Andenken aller ihrer vorigen großen Thaten so lebhaft aufgefrischt, und nun in der Zukunft den Lohn, welchen ihnen der gerettete Orden darbieten würde, den Handelsherren so einleuchtend vorgemalt; wahrlich! sie hätten über der langen Berathschlagung, der Hülfe vergessen.

Otto. Ja Boysen — der thut auch jetzt alles — der unwehrhafte Knabe; als ob nicht noch Ritter

*) Seeleute, Matrosen.

im Lande gäbe; aber wir sind vielleicht nicht genug gedemüthigt, daß unsere Starken gefallen sind — jetzt soll ein Knabe uns retten.

Bazner. Laßt gut seyn Herr Ritter! in dem Busen des Jünglings wohnt ein Heldengeist, in seinem Arme Mannskraft: der weise Comthur Heinrich kennt seine Leute.

Kunz von Birken. Ein mächtiger Polnischer Haufen zieht jenseit des Waldes; er geht gerade auf Marienburg zu, entdeckt er uns, so sind wir verlohren.

Röthger. Wir wollen ihn wenigstens gut gerüstet empfangen; (zu den Knechten) zäumt die Roß' und haltet euch gefaßt!

Otto. Wo ich nicht irre, so höre ich Reuter!

Röthger. Zu den Waffen!

(Hans von Preußen mit wenigen Reutern.)

Hans. Heil und Sieg den Freunden des Ordens!

Röthger. Das geb' uns Gott!

Eppo. Welche Kunde bringt ihr?

Hans. Die Polen sind über ihren seltnen Sieg so berauscht worden, daß sie alles vergessen haben. Marienburg ist jetzt mit allem reichlich versehen und nun entbeut euch der Statthalter, — denn dazu haben die Brüder den edlen Heinrich erwählt — seinen freundlichen Gruß! Ihr sollt den Polen überall die Zufuhr erschweren, jeden einzelnen Haufen, der

auf Fütterung reitet, zu vernichten suchen, den streifenden Wallachen und Tattarn auflauern, kurz, den Pohlen Marienburgs Belagerung erschweren, wo ihr könnt.

Kunz. Seyd ihr nicht auf den pohlnischen Haufen gestoßen.

Boysen. Ich sah von fern' einen Trupp Reiter und bog ihnen aus.

Bazner. Wenn man nur wüßt, ob ihrer viele wären.

Boysen. Das können wir ja leicht erfahren. Sie zogen links; einer von uns zieht rechts, um zu sehen, ob mehrere in der Nähe folgen; er sendet einige von seinen Leuten den Pohlen nach und diese suchen die Stärke des Feindes zu erforschen.

Otto. Das ist leicht gesprochen; aber wer das thun wollt' der gäbe seine Haut auch sicher den Pohlen zum Besten.

Boysen. Wollt ihr den Kampf so beginnen als ich euch anräthig bin: gehe ich und hole euch Kunde.

Röthger. Das soll geschehen: geht, und euch geleite des Ordens heilige Patronin!

Gegend vor dem Walde.

Boyſen mit wenigen Knechten, Montwil und Ivan.

Boyſen.

Da kommen zwey einzelne Reiter, die müſſe wir haſchen. — Nur nicht gleich wild über ſie verfal len. Lebendig müſſen wir ſie haben, ſonſt nütze ſie uns nicht. Theilt euch und ſprengt von alle Seiten auf ſie, den Gepanzerten renne ich vom Pferde

Montwilo. Die ſind nicht von unſerm Heere, wir müſſen durch, Ivan!

Boyſen. Ergebt euch! zu entrinnen iſt unmög lich, 500 unſerer Reiter ſtehen hier im Walde.

Montwilo. So leicht, mit Worten, bezwingt ihr mich nicht!

(Kampf. Montwilo ſtürzt, die Knechte bemächtigen ſich Ivans.)

Boyſen. Ihr hättet euch dieſen Fall erſparen können; ſteht auf und gebt mir euren Namen.

Montwilo. Ich bin vom Heere Witolds, — nun euer Gefangener, der Ritter Montwilo; und ihr? —

Boyſen. (zu den Seinen) Laßt uns dem Walde zueilen. (zu Montwilo) Ich bin Hans von Boyſen.

des Statthalters von Plauen Kämmerling. Ihr vermuthetet wohl hier in der Nähe keine Feinde?

Montwilo. Gewiß nicht!

Boysen. Euer Vortrapp zog deshalb auch so ungestört; es dürfte schwerlich einer von ihnen entrinnen.

Montwilo. Ihr sprecht aus einem hohen Tone. Unser Vortrapp besteht aus 800 Reitern, gegen welche ihr wohl schwerlich eine Macht im Felde habt.

Boysen. Ihr wißt also noch nicht, daß Michael Kuchmeister mit mehr als 6000 Kämpfern hier in der Nachbarschaft stehe?

Montwilo. Es hieß bei unserm Heere: er sey an den Grenzen der Neumark.

Boysen. Gewesen! jetzt deckt er Marienburg und sicher ist euer Vortrapp aufgerieben, ehe das Hauptheer ihm zu Hülfe kömmt.

Montwilo. (vor sich) Da hat Witold einen unvorsichtigen Streich gemacht.

Boysen. (zu den Seinen) Bleibt hier mit den Gefangenen, bis ich euch nähere Kunde gebe.

Im Walde.

Röthger, Eppo, Otto, Bazner, Boysen, Knechte.

Boysen.

Ich bring Kunde! — wie viel sind unser?

Röthger. Hundert und einige Achtzig.

Boysen. Der feindliche Vortrapp ist 800, ich denke wir greifen an!

Röthger. Boysen!

Boysen. Er zieht sorglos, verläßt sich darauf, daß ein großes Heer hintennach rücke: dies aber soll ihnen keine Hülfe senden.

Eppo. Und wie wollt ihr das hindern?

Boysen. Ich habe einen Litthauischen Bajoren und seinen Knappen gefangen. Ich erzählte ihnen, Kuchmeisters Heer sey bei Marienburg angelangt; sie glaubten die falsche Mähre! Nun will ich den Knappen entwischen lassen; der läuft gewiß nicht zum Vortrapp, wo er sich nicht mehr sicher hält, sondern zum großen Heer. Dies wird sogleich halten, bis sich einige Tausende gesammlet und geordnet haben, um dem Kuchmeisterschen Heere die Spitze zu bieten. Indes ist der Vortrapp verlassen, und wir werden vielleicht mit ihm fertig.

Knechte. Führt uns gegen die Pohlen!

Röthger. Gut wir wollen angreifen.

Bonsen. Gönnt mir zuvor einen Augenblick, daß ich die Entwischung meines Gefangenen besorge.

Freies Feld ohnfern Marienburg.

Witold, Rumbold, Skirgaille, mehrere Bajoren, Reuter, Ivan.

Ivan.

Bringt mich zum Großfürsten!

Skirgaille. Was giebts?

Ivan. Eine wichtige, wichtige Bothschaft!

Witold. Hier bin ich — sage an!

Ivan. Es riß etwas am Pferdezeuge meines Herrn, da blieben wir zurück. Schnell überfielen uns feindliche Reiter und nahmen uns gefangen. Ich erfuhr, daß sie vom Heere des Vogts Michael Küchmeister, der, im Walde gelagert, einen Vortrapp vorüber ziehen ließ, und jetzt ungewarnet über euch herfallen will. Ich hörte es selbst von den Feinden und bin ihnen, da sie mein nicht achteten, entronnen.

Witold. Eile Skirgaille! — eile! daß unser

Haufen ſich ſammlen. Sie ſollen uns nicht unge
net finden! — Hier dieſe Ebene iſt gerade der r
te Kampfplatz für unſere Reiter; hier wollen wi
erwarten.

Jenſeit des Waldes.

**Gedomin und der Vortrapp der Litthau
Röthger, Eppo, Otto, Bazne
Kunz, Boyſen und die Ihrigen.**

Gedomin.

Laßt den Muth nicht fahren; ihr ſeht, es ſind kl
Haufen — haltet feſt an einander — wir ſiegen
wiß und bekommen bald Hulfe!

Boyſen. Bazner! eile du mit den De
nach der Hauptfahne; die Litthauer werden ſich
ihr ſammlen; ich will indes ſehen, ob ich nicht
rem Feldherrn beikomme.

Röthger. Muthig ihr Lieben! — mut
die Litthauer wanken ſchon.

Boyſen. (zu Gedomin) Was würgt ihr da u
dem gemeinen Haufen! Auf mich zu! daß, wenn
Muth habt, ein Zweikampf entſcheide!

Gedomin. Du sollt hoffentlich deine Aufforderung bereuen!

(Zweikampf. Gedomin stürzt. Die Littbauer fliehen.)

Boysen. Hebt den gefallenen Ritter auf und eilt den Flüchtigen nach, daß sie sich nicht sammlen. — (zu Gedomin.) Seyd ihr schwer verwundet?

Gedomin. Der Fall hat mich gequetscht; aber mein braves Streitroß ist tod; ihr habt ja aber auch eure Lanze mehr auf mein Roß als auf mich gerichtet.

Boysen. Da habt ihr recht. Mein Schild und mein guter Panzer deckten mich vor einen Streichen; aber euer herrliches Roß hätte das meinige sicher niedergerannt; drum war mein Bestreben, nur dies zu fällen.

Gedomin. Junger Mann — ich wollte, daß du ein Littbauer wärst.

Boysen. Und warum das?

Gedomin. Wenn du mitten in der Hitze des Gefechts deinen Vortheil so gut abwiegen und benutzen kannst; was wärst du erst den Meinigen schaden, wenn du die Heere befehligst!

Pohlniſches Lager vor Marienburg.

Gezelt des Königs von Pohlen.

König Jagello; Großherzog Witold; Zindramus de Moſchkowykze, Feldherr der Pohlen; Biſchof Sbignäus, pohlniſcher Canzler; Bajardin Chan, Feldherr der Tattarn; Trautenau, Befehlshaber der böhmiſchen Söldner; Pohlniſche und Litthauiſche Großen. Nachher ein Herold.

Jagello.

Euren Rath wünſche ich nun, ehe ich den Statthalter vor mir laſſe.

Sbignäus. Ausgerottet werde dieſer abſcheuliche Orden! vorlängſt hat er dem heiligen Vater getrotzt, und jetzt hat Willefs Gift ihn völlig verpeſtet.

Moſchkowykze. Aber die Pohlen wünſchen Frieden und Rükkehr ins Vaterland.

Jagello. (zu Bajardin) Und eure Tattarn?

Bajardin. Beim Propheten! ſie haben Fraß die Fülle! — euer Lager liegt ja täglich mit todten

Pferden überſäet. Aber unſern Roſſen gebricht Futter. Beute iſt nicht zu haben; die Feinde ſitzen ja alle in ihren feſten Löchern, und aus den Kirchen ſind ja alle goldne und ſilberne Götzen und Gefäße weggeſchafft.

Sbignäus. O ihr Heiligen! rächt dieſen Frevel nicht an Polens gläubigen Söhnen! —

Trautenau. (trotzig) Meine Lehnen wollen Sold! Wir dienen dem, der ihn uns giebt! — euch Herr König! ſo lange ihr bezahlt: und länger wie acht Tage warten wir nicht. — Die Soldner des Ordens erhalten ihre Zahlung richtig.

Witold. König! aus Allem dieſen ſeht ihr: ein ehrenvoller Friede iſt uns nothwendig. Schlagt ihn nicht aus, wenn ihn der Orden bietet. —

Sbiandus. Damit Iſraels Verderben über uns komme? Sie ließen die Cananiter leben und dafür ſtrafte ſie der Herr! — Ausgerottet! ſage ich, ausgerottet werde dieſer Orden, worin der Laie, deſſen Hände von Menſchenblut triefen, dem Prieſter des Herrn gebietet.

Witold. Seuchen und Mangel herrſchen im Lager.

Sbignäus. Ich will beten, daß die Heiligen alles Böſe von uns abwenden. Wir wollen ſie durch fromme Gelübde verſöhnen, unſern ſiegreichen und chriſtlichen König bitten, daß er Kirchen und Altäre beſchenke.

Jagello. Das will ich gern und reichlich thun!

Sbign. Sind die Wunder eurem Auge schon entgangen? — gab der Herr nicht diesem Arme Simsons Kraft, daß er den verwegenen Deutschen niederschmetterte, dessen Lanzenspitze schon nach dem Herzen unsers frommen Königs zielte?

Jagello. Das werde ich nimmer vergessen.

Sbign. Nun! — habe ich Gnade funden vor euren Augen; so erlaubt mir, daß ich die Anträge des Ordens in eurem Namen beantworte.

Jagello. Dem sey also! — Ihr habt mir ja immer zum Guten gerathen.

Sbign. Mein Gebet soll euch dafür danken, — die Heiligen haben es ja beständig erhört.

Bajardin. So betet zuerst, daß unsere Pferde Futter bekommen.

Sbign. O! wären nur nicht so viel Ungläubige in unserm Heere, wir wären weiter!

Bajardin. Ja gewiß, wenn wir die Heiligen und Beter zu Hause gelassen und nur die Kämpfer mitgenommen hätten.

Jagello. Entzweiet euch nicht; ich werde es nie vergessen, tapferer Bajardin, daß eure Hand den stolzen Hochmeister erlegte: im Rathe aber laßt meinen Canzler handeln.

Witold. Wir sind also zum Schweigen hier im Rathe?

Jagello. Nur diesmal lieber Bruder! — Kann

der Herr Bischof seine Absicht nicht durchsetzen, dann wißt ihr ja, daß ich euch folge.

Herold. Der Statthalter und die Vornehmsten des Ordens, begehren, Herr König! vor euch gelassen zu werden.

Jagello. Sie mögen kommen! — und ihr Herr Bischof führt das Wort.

Heinrich von Plauen, Statthalter des Hochmeisters; Friedrich, Graf von Zollern; Herrmann Gans; Friedrich von Welden und mehrere Ritter. Anastasius Sinzig, ein alter Priesterbruder deutsches Ordens; Gefolge und die Vorigen.

(Heinrich von Plauen und die Ritter bleiben in einiger Entfernung vor dem Könige stehen.)

Plauen. König! und ihr Großen des polnischen Reichs! Ihr seht mich und die ersten meines Ordens — wie ihr vielleicht nie einen der Meinen zu sehen hoffen konntet, — bittend und besiegt! Gedenkt dabey der Wandelbarkeit des Kriegsglücks; seyd edel als Sieger, damit ihr die Besiegten euch zu Freunden erkaufet; schonet des christlichen Blutes und gebet uns Frieden!

Jagello. Gott und die Heiligen kämpften mit uns — ihnen sey die Ehre! Immer als christlicher Fürst, als frommer Sohn der Kirche zu handeln,

war ja mein Bestreben, und deshalb habe ich auch ihrem heiligen Diener, dem Herrn Bischofe, die ganze Friedenshandlung mit euch aufgetragen.

Sbignäus. Gott hat euch nun gedemüthiget ihr Stolzen! — voll war eurer Sünden Maas, drum sandt' er über euch das Rachschwerdt des Siegers; fallet nieder im Staube und betet an! und danket den Heiligen, daß nicht Ungläubige —

Friedrich v. Zollern. Um Verzeihung Herr Bischof, diesen Tattarn habt ihr wohl getauft, (auf Wajardin weyend) ehe ihr ihn und die Seinen zur Schändung unserer Kirchen und Altäre ins Land sandtet?

Sbignäus. Noch redet aus euch der Uebermuth? — Eure Freveltaten —

v. Zollern. Waren nie so groß, als die euer Heer bey Gilgenburg übte; wir paarten nie Wollust mit Unmenschlichkeit; wir zwangen keine Weiber zu nackenden Tänzen und verbrannten sie in der Kirche.

Plauen. Ruhig Bruder! — Herr Bischof! wir kamen nicht her, um eine Bußpredigt oder Schmähung zu hören. Wir bitten um Frieden! Pommerellen, Culm, Michelau und Dobrin waren beständig Zankapfel zwischen Pohlen und dem Orden; — nehmt diese Provinzen und schenkt uns Frieden!

Witold. (zum König) Nehmt die Bedingungen an.

Moschkowyksze. Nein! da der Orden so viel bietet, so giebt er gewiß noch mehr.

Sbignäus. Soll das siegreiche Pohlen, sich von euch dies Wenige schenken lassen, da es schon mehr erobert hat?

Plauen. Ich war nie Kaufmann, verstehe es nicht zu feilschen. Ich biete auf einmal, was ich, ohne in meine Schande zu willigen, zu bieten vermag und Gott weiß! — es ist viel. — Herr König, laßt mich nicht unerhört von euch gehn: wer weiß, ob je mein Orden euch wieder einen ähnlichen Frieden bietet.

Jagello. (verlegen) Herr Bischof! — —

Sbignäus. Unterwerfung! — nur dies ist die Bedingung, worauf ihr Frieden erhaltet. Preussen werde der Krone Pohlen einverleibet und euren Orden wird die Königliche Milde mit einigen Landgütern versorgen.

v. Welden. Statthalter, laßt uns umkehren!

Plauen. Ich bitte euch! duldet ruhig und laßt mich handeln. — Herr Bischof! war dies wirklich euer Ernst?

Sbignäus. Ich werde doch kein Spiel mit euch treiben.

Plauen. Herr König! — ihr seht, daß ich mit eurem Canzler, ohne Schaamröthe nicht weiter sprechen kann. Habt ihr unter keiner andern Bedingung Frieden für mich?

Sbignäus. Nein!!

Jagello. (verlegen) — Nein — —

Plauen. König! ihr ſteht an der Spitze eines großen Volks, ich an der meines Ordens; aber nicht auf ewig. — Das Blut unſerer Unterthanen ſchreyt, unſchuldig vergoſſen, zu Gott um Rache; wir müſſen ihm einſt ſchreckliche Rechenſchaft davon ablegen. König! um Gottes — um eurer Seligkeit Willen! — laßt euch nicht durch Starrſinn, durch Uebermuth im Glücke hinreißen — nehmt meine ehrlichen Bedingungen an und ſchenkt mir Frieden!

Sbignäus. Habt ihr keine andere Bedingungen anzubieten, ſo geht! — erbetteln werdet ihr den Frieden nicht.

Plauen. Ich gehe! — Was ihr Pohlen mit Schein des Rechtes nur fordern konntet, both ich euch — ihr ſchlugt es aus, und jetzt iſt die Gerechtigkeit von eurer Seite auf der meines Ordens. Verſöhnt ſind durch meine Demüthigungen Gott und die Heiligen! — Lebendig verlaſſe ich Marienburg nicht! und ſo lange ich an der Spitze des Ordens kämpfe, trete ich euch keinen Zollbreit Landes ab! — Gott und die gerechte Sache iſt mit uns! — Kommt Brüder! — Doch (indem er ſich umwendet) eine Bitte Herr König an eure Menſchlichkeit. Hier iſt Bruder Anaſtaſius Sinzig, ein achtzigjähriger Greis. Wollt ihrs dem kranken Prieſter vergönnen, daß er ſich aus der belagerten Veſte, in eine euch unterworfene Stadt begebe?

Sbignäus. Wir werden die Prieſter des Herrn immer brüderlich behandeln. Er mag unter uns bleiben und gehen wohin er will.

Plauen. (indem er Anaſtaſius die Hand reicht) Lebt wohl! — ſehen wir uns hier nicht wieder, ſo bey Gott! — kommt Brüder!

(Plauen und alle Ritter des Ordens ab)

Sbignäus. O des Frechen!

Witold. Wir werden es noch bereuen, dieſe Anerbietungen ſo von uns gewieſen zu haben.

Bajardin. Ich mit den Meinigen bleibe hier nicht länger! ich breche morgen auf!

Jagello. Er hat mich ſehr bewegt. — Gott hat ja den Frieden geboten; war es nicht ſündlich Herr Biſchof ihn auszuſchlagen?

Sbignäus. Mit nichten! — mit den Gottloſen ſoll man keinen Frieden halten.

Bajardin. (leiſe zu Trautenau) Da hat der Pfaffe Recht! — es ſteht auch im Koran.

Schloß Königsberg.

Conrad von Wittinghof, Liefländischer Landmeister; Hans von Trachenau, Comthur zu Königsberg; Hans von Boysen.

Wittinghof.

Und wie kommt ihr zu diesem Briefe?

Boysen. Ein Priesterbruder deutsches Ordens Anastasius Sinzig, hauste zu Marienburg, ein Greis, mehr den achtzig Jahre alt. Diesen bewegte der Statthalter, daß er Schreiben und Wechselbriefe bey sich verbarg. Wegen seines hohen Alters gab ihm der König sicher Geleit gen Danzig und keiner der Pohlen ahnete, daß wir durch ihn Verhaltungsbefehle bekommen würden. Die Wechselbriefe sind schon nach Deutschland gesandt und sollen uns will's Gott, in kurzem Söldner die Menge zuführen.

Trachenau. Die List aber ist doch immer unsicher. Wäre dann mit Gewalt nichts gegen die Pohlen zu thun?

Boysen. Jetzt nicht! — der Pohlen Heer ist noch zu mächtig und schlägt uns List fehl, so bleibt

uns ja die letzte Anstrengung unserer Kräfte noch immer übrig.

Vittingh. Wie sollen wir aber mit Witold ins geheim Gespräch halten?

Boysen. Morgen ehrwürdiger Herr müßt ihr mit Heereskraft aufbrechen, die Pohlen schicken euch sicher Völker entgegen und wer könnte diese wohl anders befehligen, dann ihr, bester Feldherr Witold?

Vittingh. Es sey gewagt; stößt aber ein anderer Feldherr auf uns; so greifen wir ihn an.

Boysen. Mag seyn! und die Heiligen mögen alles zu unserm Besten wenden.

Lager unweit Heiligenbeil.

Auf der einen Seite das Pohlnische auf der andern das Ordens-Heer; in der Mitte eine Ebene auf der ein Zelt steht.

Großherzog Witold; Rumbold, sein Marschall; Bojoren und Gefolge. Von der andern Seite Vittinghof; Trachenau; Boysen und Gefolge.

Witold.

Ihr wünschtet ehrwürdiger Herr! ehe die Waffen entschieden, gütliche Unterhandlung zu pflegen und so bin ich, eurem Wunsche zu Folge hier erschienen.

Vittinghof. Habt dafür meinen Dank edler Herzog! Aber die Sachen sind so gewandelt, daß sich darüber so offenbar nicht reden läßt. So es euch also beliebt in dies Gezelt zu treten —

Witold. Ohne alle Zeugen?

Vittinghof. Ich nehme nur diesen jungen Mann mit hinein. (auf Boysen deutend)

Witold. Dann wird auch mein Marschall Rumbold mich begleiten. — Ihr übrigen könnt euch zurück ziehn!

Vittinghof. Das sollen auch die Meinigen thun.

Das Innere des Gezelts.

Witold, Rumbold, Vittinghof, Boysen.

Vittinghof.

Hans von Boysen, des Statthalters Kämmerling, ist von ihm an euch abgeordnet; hier ist sein Credenzschreiben! (überreicht es)

Witold. (zu Boysen) Wie kommt ihr aus Marienburg?

Boysen. Ich war nicht in der Veste; der Statthalter sandte es mir nebst seinen Verhaltungs-

befehlen. Wie und durch wen? — thut nichts zur Sache. Unterschrift und Petschir des Statthalters beweisen die Aechtheit meiner Sendung.

Wittinghof. Wofur ich mit Ehren und Treue bürge.

Rumbold. Dann wäre also Marienburg von den Unsern nicht so eng' eingeschlossen, als wir es glaubten.

Witold. Und was ist dann euer Anbringen?

Boysen. Ich soll euch nicht erinnern Großfürst Witold, daß der Orden sich eurer, in dem bedrängtesten Zeitpunkt eures Lebens, mit Wärme annahm — Der Vortheil des Ordens war bey eurer Unterstützung mit im Spiele, und deshalb verdient er dafur von euch keinen Dank.

Witold. Sehr aufrichtig!

Boysen. Fragen aber soll ich euch: ob wohl Jagello, wenn er nicht eure mächtige Verbindung mit dem Orden gescheuet hätte, euch, um Frieden zu erhalten, so große Vortheile angebothen haben würde.

Witold. Schwerlich — aber zur Sache!

Boysen. Diese enthält eine zweite Frage: wird Jagello, wenn Preussen unterjocht, der Orden unterdrückt, folglich diese Verbindung nicht mehr zu scheuen ist, — auch noch diese Bedingungen halten?

Witold. Dafür bürgt mein Schwerd!

Boyſen. O Jagello wird ſicher den wackern Feldherrn, der dies Schwerd führt, ſchätzen, ſo lange er ihn gegen ſeine Feinde bedarf; aber ſind ſeine Feinde gebändigt, ſeine Grenzen geſichert; — o Herzog! — die Stiftung eines einzigen Mönchskloſters, ſchaft Abſolution für den Meuchelmord eines Mannes, den man ſchäzt, ſo lange man ſeiner bedarf; aber auch beneidet, fürchtet und deshalb haßt.

Rumbold. Dieſer Gedanke iſt mir wie aus der Seele geſtohlen. Oft habe ich's euch mein Herzog ſchon geſagt: die Pohlen kennen eure Wichtigkeit; aber, bey der Aſche meines Vaters! — es iſt niemand unter ihnen, der euch liebt.

Boyſen. Und doch nur, wo Herzog Witold die Pohlen befehligte, ward ihrer der Sieg. Jagello betete und verkroch ſich mitten unter ſeiner Wache, da Witold bey Tannenberg den Orden niederſchlug. Was Pohlen in unſern Tagen großes und wichtiges that, geſchah durch Witold und — verzeiht Herr Herzog, jeder Bewunderer eurer Thaten frägt zugleich ſtaunend: wie kann Witold der Zweite in einem Staate ſeyn, worinn Jagello der Erſte iſt? — Dieſer Jagello, den Mönche beherrſchen und der ſeinen Wohlthäter — Witolds Vater, den edlen Keiſtut meuchelmörderiſch erwürgte. — — —

Witold. Menſch; reiß dieſe Wunde nicht wieder auf. —

Boyſen. Keiſtut, der furchtbarſte Feind des

Ordens, beſaß dennoch ſeine Achtung. Zöllner der Hochmeiſter ließ durch Abgeſandte Jagello'n ermahnen: den edlen Gefangenen nicht zu mißhandeln. — Gegen dieſen Orden, der in ſeinem Feinde den edlen Mann ehrte, kämpft nun Witold? — Kämpft für ſeines Vaters Mörder! — Jeder Edle ſtaunt darüber und die Nachkommenſchaft wirds nicht faſſen. — Herzog, verſcherzt euren eigenen Nachruhm nicht.

Witold. Ich gelobte Jagello Treue — !

Boyſen. Er gelobte dem Herzoge Keiſtut Frieden und Freundſchaft; Keiſtut hatte ihm das Leben geſchenkt und doch ließ er ihn morden — —

Wittinghof. Herzog, verachtet die Freundſchaft des Ordens nicht. Er hat Land genug, um nicht auf neue Eroberungen zu denken und wäre dieſes der Fall, ſo würde er nicht an Litthauens Wälder, ſondern an das angebaute Polen denken. Polen iſt des Ordens, iſt auch gewiß euer Feind.

Rumbold. Sie haſſen uns Litthauer und möchten gerne über uns herrſchen.

Boyſen. Und wenn der Tapfere zu herrſchen verdient, denn ſeyd ihrs — ihr Litthauer. Der Orden iſt geſchlagen; aber noch erſtreckt ſich ſein Gebiet von Kuſtrin bis Reval. Siegismund und ſeine Ungarn, Deutſchlands ſämmtliche Fürſten, werden ihn nicht verlaſſen. — Herzog Witold! — woll't ihr denn durchaus nicht König ſeyn? — erklärt euch nur! —

Wittingh. Rechnet von Liefland aus auf alle Hülfe des Ordens.

Witold. Eure Anträge ſind mir befremdend; — jetzt nur ſo viel zur Antwort: daß ich des Ordens Untergang nicht wünſche? ich ſtrebte, ihm billigen Frieden zu verſchaffen, fand aber kein Gehör.

Boyſen. Und kämpſt dennoch in dem Heere, wo man eurer Stimme ſo wenig achtet? Verlaßt es nur und wir werden mit den Pohlen fertig.

Wittingh. Samaitens Beſitz iſt euch ſodann gewiß; der Orden, im Kampfe mit den Pohlen beſchäftigt, kann es nicht wagen, euch dieſe Eroberung ſtreitig zu machen.

Rumbold. Folgt dem Rathe; es herrſchen ja ſchon ohnehin Seuchen und Mangel bey den Pohlen.

Witold. Gut! dieſe ſollen mir zum Vorwande dienen, wenn ich mich mit den Meinigen in wenig Tagen nach Litthauen zurück begebe. — Iſt euch hiedurch geholfen?

Boyſen. So gewiß! daß wir ſogleich unſer ganzes Heer nach Königsberg zurückſenden wollen.

Wittingh. Nur mich und einige wenige geleitet ins Lager des Königs. Unter dem Verſprechen, den Statthalter zum Frieden zu bewegen, werden wir den Zutritt zu Marienburg ſuchen und dort alles mit neuer Hoffnung beleben.

Witold. Das ſoll geſchehen und ich will euch

ſelbſt

ſelbſt nach Marienburg ſchaffen — Mehr kann ich für diesmal nicht thun!

Bittinghof. Des Ordens wärmſte Freundſchaft ſoll euch dafür lohnen!

Burg Keiſchau.

Ritter Feſtus von Boyſen; Gabriel von Boyſen; Alexander von Boyſen; Metha von Leosmesdorf; Antonius.

Antonius.

In der That, geſtrenger Ritter; ihr ſolltet dem Vorſchlage des ehrbaren Junkherrn Gehör geben; denn ich denke ſo: wenn ich St. Marien zur Patronin erlieſt hätte und mein Nachbar St. Annen; mir gings wohl, meinem Nachbarn übel, ſo würde doch mein Nachbar denken: es iſt traun beſſer ſich an St. Marien, dann an St. Annen zu wenden, und würde ferner ſeine Meſſen zu St. Marien halten laſſen. Und ich dächte, das wäre weislich. Nun ſtelle ich mir unter dem hochlöblichen Orden St. Annen, unter dem Könige von Pohlen St. Marien für und denke, ihr handelt nach dem Gleichniß.

Jeſus. Wie ihr da ſchwazt! Ihr ſeyd vom St. Franziskus-Orden — könnet ihr zu dem des heiligen Norbertus übergehen? wo es weit vollere Schüſſeln und größere Humpen, dann in eurem Kloſter giebt! —

Anton. Iſt leider wahr! — aber mich bindet mein hartes Ordensgelübd' —

Jeſus. Und mich mein ritterlicher Handſchlag, Ehre und Treue!

Alexander. Aber das große feſte Danzig hat ſich ja den Pohlen ergeben.

Jeſus. Weil die Bürger ſein, als Handelsleute dachten, denen ihr Haab und Guth über alles gieng.

Alexander. Hoft ihr denn aber dem mächtigen Heere widerſtehen zu können?

Jeſus. So Gott und die Heiligen wollen, denke ich ja!

Anton. Da müßte euch ein Gideon oder Samſon zu Hülfe kommen, oder St. Franz ein Wunder würken —

Gabriel. Das Letztere hoffen wir durch' euer Gebet; drum bin ich Willens, wenn etwa ein Streifzug der Tattarn herkommt, euch übers Burgthor zu ſtellen. Da denke ich, St. Franz wird ſeinen Jünger ſchützen und ihr ſollt ſie mir von da alleſammt in den Bann thun.

Anton. Da sey Gott für! — wer sich in Fährlichkeiten giebet, der kömmt darinnen um.

Metha. Ich dächte doch würdiger Vater, das müßte uns sehr frommen. Ihr habt mir ja oft erzählt, der Kirche Fluch stürze alles nieder.

Anton. Das ist auch wahr und gewiß! Nur nicht so schnell wie ein Streitkolben; drum rathe ich: unterwerft euch dem Herrn Könige.

Alexander. Unser ganzes Geschlecht hängt an dem Orden; grausam wird uns deshalb der Pohlen Rache treffen.

Gabriel. O dagegen habt ihr ja bereits gesorgt.

Alexander. Wie soll ich das verstehen?

Gabriel. Wir wissens: daß Zander von Boysen, den wir als unsern Vetter liebten, pflichtvergessen ins pohlnische Lager gegangen, und des Königs Mann worden ist, und deshalb betrachtet ihn jeder Biedermann unsers Geschlechts, als ob er nicht mehr auf Erden lebte! —

Festus. In der That, ihr habt einen großen Schimpf auf den Namen derer Boysen gebracht; ich wollte des nicht gedenken, weil ihr es selbst verbeelet; aber da es nun einmal zur Rede kommen ist, bekenne ichs euch frey: daß der Feind des würdigen Ordens in meiner Burg keine bleibende Statt habe!

Alexander. Die kann ich wohl meiden; aber

was habt ihr für eure Treue am Orden? — wo sind unsere Vettern Hans und Stibor?

Metha. O ihr Heiligen! — habt ihr von ihnen Kunde?

Alexander. Wären sie nicht todt oder gefangen, so würden sie euch solche selbst gegeben haben; aber sie sind hingeopfert für den Orden. — Vettern, das wird auch euer Loos seyn! — Armes Fräulein! ihr seyd eine Waise, hoffet hier Schutz zu finden; — aber mit nichten! Das Elend, dem ihr zu entfliehen suchtet, wird bald auch in dieser Burg hausen.

Gabriel. So lange ich lebe, kömmt kein Pohle hinein!

Alexander. Ihr seyd ein wackerer Kriegsmann; aber ein Mensch, der wie jeder andere fallen kann. — Armer Oheim! — theures Fräulein! — ich verlasse euch nun; aber kömmt die Zeit der Noth, sinkt eurer Freunde Muth, liegen eure Vertheidiger erschlagen zu euren Füßen; — dann sollt ihr erfahren, daß zu eurem Schutze Zander von Boysen noch lebe.

Lager vor Marienburg

Königliches Gezelt.

König Jagello, Biſchof Sbignäus; ein Edelknabe; nachher Bajardin und Methodius von Trautenau.

Edelknabe.

Der Tattarn Hauptmann Bajardin, begehrt vor Königlicher Majeſtät gelaſſen zu werden!

Sbignäus. Was der ungläubige Hund wieder haben will?

Jagello. Er mag kommen! — ich muß ihn bey gutem Muth zu erhalten ſuchen, ſonſt iſt er im Stande und verläßt uns. —

Bajardin. Herr König! ich und die Meinen ziehen davon! — dieſen Augenblick! — Beym Propheten habe ichs geſchworen, wir weilen nicht länger.

Jagello. Was iſt euch, theurer Chan! daß ihr mit einem Male ſo unwillig ſeyd?

Bajardin. Mein beſtes Roß, ein edler Araber, ſtarb vor einer Stunde und ich ſollte länger hier weilen?

Jagello. Ich wills euch erſetzen!

V jardin. Als ob i rs könntet? — In eurem ganzen Reiche giebts ſo ein Streitroß nicht. Einen langen Pergamentſtreif habe ich daheim, auf den Emirs, Effendi's und heilige Mollahs des Roſſes edle Abkunft ſeit Jahrhunderten beſtätigt haben. — Hätt's ein Feind unter mir erſtochen, ſo wollte ichs gelten laſſen; — aber nun durch Hunger umgekommen! — König! ſorgt künftighin beſſer für Futter, wenn euch ein Tattar dienen ſoll! Sein Roß iſt ſein Freund. (ab)

Jagello. Was werden meine Pohlen ſagen?

Sbignäus. Laßt den Ungläubigen ziehen; Gott und die Heiligen ſind ja nicht mit ihm.

Edelknabe. Auf der Veſte zu Marienburg iſt ein gewaltiges Getümmel, mit Trommeten und Heerpauken. — Ritter Methodius ſagt, er komme, die Urſache zu verkünden.

Jagello. Er ſoll eilen!

Sbignäus. Vielleicht jauchzen ſie über der Tattarn Abzug.

Jagello. Behüt' uns heiliger Stanislaus! Patron meines rechtgläubigen Pohlens!

Trautenau. Gott tröſte euch, Herr König! ich bring' eine böſe Zeitung: König Sigismund iſt mit ſeinen Ungarn in Pohlen gefallen. Er wüthet überall mit Feuer und Schwerd — niemand widerſteht ihm: das verkünden uns die aus Marien-

burg, mit groſsem Jubelgeſchrey; drob wehklagen eure Pohlen und ſehnen ſich insgeſammt nach der Heimath.

Jagello. Erbarmt euch ihr Heiligen!

Sbignäus. Seyd getroſt Herr König! vielleicht iſt alles noch Lug und Trug.

Jagello. Was ſagen eure Böhmen dazu?

Trautenau. Sie ſtehen wegen der Rückkehr in Sorgen. Durch die Neumark läſst uns der Orden nicht und ſchneid't uns nun Sigismund den Weg nach Böhmen ab —

Sbignäus. Er wird nicht, ſo Gott mein Gebet erhöret.

Jagello. Aber wenns nun geſchähe — was denket ihr dann zu thun?

Trautenau. Lange überlegen iſt nicht meine Sache; ich handle, wenns die Noth heiſcht. Viele der Meinen murren laut; bleibt der verheißene Sold noch länger aus; ſo möchte mancher zum Dienſt des Ordens in Preuſſen zurückbleiben. — Bürgen will ich für niemand! —

Burg Schwarzensee.

Alexander von Boysen; Bernhard Czasla, Stanislaus Ocolnowski.

Ocolnowski.

Was sollen wir länger hier liegen; unsere Beute kommt nur in Gefahr. Ich will nach Pohlen damit zurück.

Alexander. Harret nur noch wenige Tage.

Czasla. Der Teufel traue meinen Landsleuten; treffen sie mich mit meinen Leuten hier, so halten sie mich für einen Ausreisser und dafür ist euer Lohn zu gering.

Alexander. In wenig Tagen hoffe ich einen Anschlag auszusinnen und die ganze Beute der Burg soll euch zu Theil werden; nichts als das Fräulein dinge ich mir aus.

Czasla. So greift an! — durch nächtlichen Ueberfall sind ja wohl größere Vesten erstiegen dann Reischau.

Alexander. Noch sind wir zu schwach; aber von denen, die aus des Königs Heere heimkehren, hoffe ich in kurzem einen beträchtlichen Haufen zu

ſammlen. — Laßt euch indes durch meine Diener auftragen, trinkt und ſeyd fröhlich!

Schloß Marienburg.

Heinrich von Plauen, Statthalter; Friedrich von Zollern, Conrad von Wittinghof; nachher Heinrich von Plauen.

Zollern.

Daß aber Jagello euch Herr Landmeiſter gleich auf Witolds Fürwort hier in die Veſte ließ; kann ich mir nicht erklären.

Statthalter. Weshalb nicht? — Die Pohlen haben jetzt einmal einen Sieg erkämpft; Freudetrunken über dies ſeltne Glück, glauben ſie jetzt: ſhon alles erhalten zu haben; wähnen daß unſer kleines Häuflein unmöglich widerſtehen mag.

Wittinghof. Sagt das nicht. Der Tattarn Abzug hat ihren Stolz bereits ſchrecklich gebeugt; aber ſie wiſſen, daß hier an Lebensmitteln Noth ſey und haben vielleicht uns ſiebenzig deshalb in die Burg gelaſſen, den kleinen Vorrath deſto ſchneller aufzuräumen.

Statth. Da kennt ihr die Pohlen nicht! solch ein Plan ist zu fein. Wenns Witold wäre, aber der steht sicher mit uns.

Zollern. Schrecklich aber wärs, wenn er uns täuschte!

Statth. Er ist zu stolz; der Zunder hat sicher bey ihm Feuer gefaßt.

Wittinghof. Wenigstens hat euer Boysen treflich angeblasen und obgleich der schlaue Litthauer sich nicht gleich ganz für uns erklärte; so konnte man doch in seinem Gesichte lesen, was in seinem Herzen vorgieng.

Heinrich v. Plauen. Im pohlnischen Lager ist alles voll Getümmel. Ich fürchte vielleicht einen Sturm.

Statthalter. Oder Witold bricht auf — Doch fort auf die Mauern, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn.

Lager der Pohlen

Zelt des Königs.

Jagello, Witold, Zindramus de Moschkowylze und Sbignäus.

Jagello.

Ich beschwöre euch, verlaßt mich nicht!

Sbignäus. Seht die Thränen unseres frommen Königs, eures nächsten Blutsfreundes!

Witold. Aber seht die Noth und das Elend meiner Litthauer. Tausende darben; Verwundete und Kranken sterben ohne Pflege; Seuchen wüthen unter Menschen und Vieh. Ueberall hört man Flüche und Verwünschung, auf mich, den Fürsten, der sein Volk diesem Elende Preis giebt.

Jagello. Aber nehmt Rücksicht auf unser Flehen.

Moschkowylze. Wir Pohlen sind ohne euch verlassen.

Sbignäus. Ihr ein christlicher Fürst, werdet doch nicht dem Beispiel des ungläubigen treulosen Tattarn folgen.

Witold. O Herr Bischof! die Schonung dieser Ungläubigen, — wie ihr sie nennet — ist Schuld, daß ich fort muß! — Erinnert euch, wie ich meine Litthauer mit dem Tode strafte, da sie sich Mord und Brand aus Muthwillen erlaubten. Ich trat vor den König: Mangel sey unausbleiblich; wir würden uns nie deshalb in Preußen behaupten können; alles dieses setzte ich deutlich auseinander und bat, dem Wüthen der Tattarn Einhalt zu thun. — Was spracht ihr polnische Herren damals? „Man müsse diesen Blutgierigen Menschen etwas nachsehen; man müsse die Preußen nicht schonen, damit man durch Verheerung ihre Unterwerfung erzwinge: Mein Mitleiden gegen die ketzerischen Preußen, die Feinde des Königs, sey strafbar." So lautete eure Antwort, ihr Herren! — fühlt nun die Folgen!

Woschkowyke. Wir haben Unrecht gethan — verzeiht uns.

Jagello. Verzeiht uns, mein Bruder! und verlaßt uns nicht.

Sbignäus. Die Heiligen werden's euch lohnen!

Witold. Damit meine verzweifelten Litthauer sich gegen mich empören? — Sie fordern ihren Abzug mit Ungestum; denkt euch, wenn ich ihn verweigere, die Folgen. Ich stehe für nichts! Hunger und Verzweiflung vermögen alles; — unser Leben ist alsdenn vor ihnen nicht sicher. — Ja denkt euch,

wenn Litthauer und Polen hier feindlich an einander geriethen, indes die aus der Tiefe sich unseres Unglücks freuen —

Jagello. Wenns so ist — so zieht in Frieden!

Sbigniäus. Und mein Segen geleit' euch!

Witold. So lebt wohl! im künftigen Feldzuge können wir vielleicht noch alles verbessern. (ab)

Roschkowzke. Und was sollen wir Polen thun?

Jagello. Noch ein paar Tage harren — und erzwingt der Hunger Marienburgs Uebergabe nicht; so müssen auch wir an den Rückzug denken.

Schloß Marienburg.

Statthalter von Plauen; Conrad von Vittinghof; Friedrich von Zollern und Hans von Boysen.

Vittinghof.

Wenn der Rückzug der Polen nicht Verstellung war, uns in einen Hinterhalt zu locken; so wären wir von der Gefahr befreit.

Statthalter. Hätten sie gleich nach Witolds Abmarsch sich zurückgezogen, so würde ich ihnen auch

nicht trauen. Aber da sie noch einige Tage lang alle ihre Kräfte gegen uns aufbieten; so glaube ich, daß ihr Rückzug unverstellt sey, womit dann auch die Aussage der böhmischen Ueberläufer stimmt. Ich habe indes noch meinen Boysen mit etlichen Reitern auf Spähung ausgesandt —

Zollern. Fürwahr! das ist ein Mann, auf den ihr euch verlassen könnt.

Statthalter. Ja wäre er mein Sohn — ich könnte ihn nicht herzlicher lieben.

Wittingshof. Er verdients! und hättet ihr noch gesehen wie er mit Witold sprach; wie er sich auf dem Zuge nach dem Lager des Königs freute, euch in Marienburg wieder zu sehen. —

Boysen. Heil und Glück dem Orden! — die Polen fliehen.

Statthalter. Fliehen?

Boysen. Wenn übereilter Rückzug Flucht heißt — ja!

Zollern. Haben sie dann solche Eile?

Boysen. Sie haben Verwundete, Kranke und die mehresten Büchsen zurückgelassen. — Hätte ich tausend Reiter, — ihr ganzes Heer wollte ich, wie es jetzt zieht, zu Grunde richten.

Statthalter. Mögen sie hinziehn! und daß sie es thun, dazu hast du kein Geringes beygetragen. Nimm dafür, lieber Boysen, meinen und meines Hauses herzlichen Dank.

Boyſen. Würdiger Herr! ihr beſchämt mich.

Statthalter. Und kann ichs dir lohnen, mein Sohn; ſo ſage an.

Boyſen. Erhaltet mir ferner eure Gunſt und wenn ichs einſt verdiene — gebt mir Metha von Leesmesdorf zum Weibe.

Statthalter. Die Tochter des braven Siegbert? — wo iſt ſie?

Boyſen. So Gott will, zu Reiſcham, bey meinem Oheim Jeſus.

Zollern. Du haſt ſie ſchon jetzt und noch mehr verdient.

Vittinghof. Gewißlich!

Boyſen. Mit nichten! ſie verſprach mir nur ihre Hand, wenn ich einſt ein Mann wäre, wie die Helden eures Liedes, die Edlen der Vorzeit: das trieb und ſpornte mich zu jeder That. Daß ich auf dem rechten Wege bin, das fühle ich: aber am Ziele bin ich noch nicht. Erreich ich dies — und nicht eher — dann fordre ich meinen Lohn.

Zollern. Laß dich umarmen, und ſey mein Freund!

Vittinghof. Und Gott leite dich bald zum fröhlichen Ziele!

Statthalter. Haſt du denn ſonſt keinen Wunſch zu befriedigen?

Boyſen. O ja würdiger Herr! Hier iſt mein Bruder Stiber in der Burg. Erlaubt uns nach Kei-

tchau zu ziehn — Seit Monden habe ich nichts von ihr gehört! — Gebt uns dreyßig Reiter zum Geleit; vielleicht daß ich unterwegs den Pohlen noch manches absage.

Statthalter. Zieh' hin!

Posen. So lebt wohl! — daß ich zu ihr eile — lebt wohl!

Burg Keiſchau

Gemach des Bruder Antonius.

Br. Antonius und Br. Agapetus.

Anton.

Legt euren Mantel ab und rückt näher zum Ofen; hier unter meiner demüthigen Laacrſtätte will ich einen Krug Wein herfurlangen, um euch zu laben und dabey ſollt ihr mir dann erzählen, aus welchem Grunde ihr die Wallfarth nach Rom thun wollt? — (schenkt ein) So! — trinkt und hebt an!

Agapet. Alldieweilen die Greuel des Krieges ſo groß ſind, daß überall nichts herrſcht, dann Blutvergießung und Mord, Hunger —

Anton.

Anton. (trinkt) — und Durſt! —

Agapet. — ſo iſts Beweiß, daß über das Preuſſenland ein groß Unglück verhänget ſey, um des Volks Sünde willen: und da iſt es dann nun nicht anders als ziemend und billig, daß Gott und die Heiligen durch uns Prieſter verſöhnet werden.

Anton. (trinkt) Durch Faſten, Beten und — Caſteyung!

Agapet. Wiewohl's die Laien ſchlecht erkennen; denn wenn man ihnen irgend in weltlichen Händeln einen Dienſt leiſtet, halten ſie's für verdienſtlicher, und lohnen's reichlicher, als wenn man zehn Hochämter für ſie geſungen hätte.

Anton. Dafür geben ſie aber auch unſerer guten Werke quit und ledig. Ich ſag's euch, die Pohlen wären nicht ſo weit gekommen, wenn der Orden das ſchöne Geld, welches er den Söldnern in ihren ſündlichen Rachen geworfen, mit chriſtlöblicher Milde unter die Prieſterſchaft geſpendet und dieſe den Feind mit Gebet beſtritten hätte; aber dafür, daß ſie den Prieſterſtand nicht ehren, entſpringet auch nun kein Ehud, kein Simſon, kein Gideon!

Agapet. Freilich! — Aber was ſoll man thun; wir muſſen uns in die böſe Zeit ſchicken und wie das Evangelium gebeut: liſtig ſeyn, wie die Schlangen —

Anton. Wenn man's nur ſeyn könnte ehrwürdiger Bruder! — Aber ſo etwas koſtet Kopfbrechen.

Agapet. Aber wenn einem die Gelegenheit so von selbst in die Hände läuft, was meinet ihr dazu?

Anton. Dann danket man seinem heiligen Schutzpatrone, der es einem so gut bescheret hat;

Agapet. Und greifet zu mit beiden Händen — nicht wahr?

Anton. Ja wohl! ja wohl!

Agapet. Also — kann man wohl in solchen Fällen euch auch etwas zumuthen?

Anton. Wenn's mit einem schweren Ordensgelübde und geistlichen Gehorsam bestehen mag — mein Kloster und Orden einigen Vortheil daraus zöge und vor allen Dingen — wenn keine Gefahr und große Beschwer dabey ist —

Agapet. Gott behüte!

Anton. (legt die Hand auf die Brust) Nun dann: sub fide pastorali! *) — ihr sollet mich verschwiegen und dienstlich finden.

Agapet. Zuförderst muß ich euch also bekennen, daß ich keinesweges nach Rom wallfahrte und bey euch blos ein Nachtlager suche; sondern des Ritters Zander von Boysen Hauspfaffe bin —

Anton. Ei, ei! — des Ritters Zander von Boysen?

Agapet. Welcher dem Fräulein Metha mit

*) Die Priester der römischen Kirche bekräftigen nur auf diese Weise; einen andern Eidschwur abzulegen, ist ihnen verboten.

ſonderlicher Treue und Liebe ergeben iſt. Allein, daß ſolche ſein ehelich Gemahl werde — dem iſt Ritter Feſtus und ſein ganzes Geſchlecht entgegen.

Anton. Abſonderlich aber ihr Geſpons Junker Hans von Boyſen, der aber auch ſo einer iſt, für dem man signum crucis machen möchte!

Agapet. So? — Hab' immer gehört, daß er ein heimlicher Ketzer ſey.

Anton. Wohl noch etwas Aergeres: ein Verächter des Prieſterſtandes, der ſich auch über mich manchen Hohn und Spott erlaubt hat, und obwohl der fromme und gelahrte Gratianus *) uns das fromme Eſelein Bileams zum chriſtlichen Fürbilde darſtellt und der Prieſterſchaft nach dem Beiſpiel gedachten Eſeleins, ſtille auszuhalten, allenfalls? cur me feris? zu fragen gebeut; ſo vermag der innere Menſch ſolchen Frevel nicht geduldig zu ertragen.

Agapet. Deshalb wollen wir nun für ſeine Strafe ſorgen und ſeine Braut dem Ritter Zander in die Hände ſpielen —

Anton. Wenn's ohne Gefahr geſchehen kann — mit tauſend Freuden!

Agapet. Steht mir nur getreulich bey und wir wollen unſer Müthlein nach Herzensluſt kühlen!

*) Im Jure canonico.

Zimmer des Ritter Feſtus.

Feſtus, Metha, nachher Antonius und ein Bothe.

Feſtus.

Marienburgs Belagerung ſoll wirklich aufgehoben ſeyn und die Pohlen ſammt und ſonders aus dem Lande eilen.

Metha. Das gebe Gott!

Anton. Da bring' ich nun eine Bothſchaft, die euren Ohren gar köſtlich klingen wird. — Hier vernehmt nun und freu't euch.

Metha. Was giebts?

Bothe. Junker Hans und Stiber von Borſen entbieten euch dienſtlichen Gruß und Freundſchaft zuvor.

Metha. Wo ſind ſie?

Bothe. So Gott will, ehe noch eine Stunde verläuft, hier zu Reiſchau. Sie ſandten mich voraus, ihre Ankunft zu verkünden.

Metha. Hab' Dank, heilige Jungfrau! daß du mein Gebet erhörteſt.

Feſtus. Und haben tapfer gefochten und wohl der Wunden viel erhalten?

Bothe. Gefochten wie die Löwen und deshalb wagte es kein Feind, wo sie kämpften sein Schwerd zu erheben, sondern floh.

Festus. Brave Jungen! — ihr seyd des Wappenschildes derer von Boysen wurdig!

Metha. O laßt uns zum Thore eilen, vielleicht daß wir sie schon von ferne erblicken.

Festus. Und wollen sie empfangen mit Trommeten- und Paukenschall, und alle Hofleute der Burg sollen ihre Rüstung anlegen und sich längst dem Vorhofe in zwey Reihen ordnen. —

Anton. Wozu das? — es sind ja keine Feinde, weshalb wollt ihr ihnen mit Gewapneten entgegen ziehen; laßt lieber den Schloßhof mit Besmen kehren und mit Tannenzweigen zieren, und ich will ihnen vom Altan herab eine feine Oration halten.

Metha. Hätt' ich doch für Freuden bald den Bothen darüber vergessen — Hier ehrwürdiger Vater! seyd heute Küch- und Kellermeister — nehmt die Schlussel, tragt dem Freudensbothen das Beste auf, was das Haus vermag.

Anton. Euch zu Lieb' will ich mich dessen nicht entziehen! (zu Festus) Aber ich denke, die Bewapnung schicke sich nicht; — den Feind empfähet man gerüstet; aber nicht den, welcher heimkehret in Frieden.

Festus. Wein und Meth soll man gleich in ganzen Fässern herauf wälzen —

Anton. Das ist ziemlich; auch kann man in der Schloß-Capelle die Glocken läuten und die Dienerschaft ihr Feiertags-Wam's anlegen.

Festus. So geht und ordnet alles zum Besten!

Burgthor zu Keischau.

Festus, Metha, Schloßgesinde; nachher Hans und Stibor von Boysen, nebst den Ihrigen; Thurmwächter.

Metha.

Seht ihr den Staub in der Ferne?

Festus. Mein Auge reicht nicht so weit.

Metha. Dort am Busche —

Festus. Nun so paukt und trommetet und wer eine Kehle hat, der jauchze drein!

Metha. Sie sind's! sie sind's!

(Während der Musik und den Freudensbezeugungen nähern sich Hans und Stibor nebst ihrem Gefolge.)

Festus. Willkommen! — liebe, theure Neffen!

Hans. Meine Metha!

Festus. Habt ihr dann alles glücklich überstanden?

Stibor. Alles mit Ehren, das Mehreste auch mit Glück: — aber — woher war't ihr zu unserm Empfange vorbereitet?

Festus. Ihr hattet ihn ja durch euren Bothen verkünden lassen.

Hans. (der sich indes mit Metha bewillkommt) Meint ihr, daß wenn ich ohnsern Metha bin es jemanden in der Welt gebe, der mir vorzueilen fähig sey? — (zu den Seinen) Fehlt jemand von unsern Leuten?

Stibor. Ich vermisse keinen einzigen?

Hans. Dahinter steckt Betrug! —

Thurmwächter. Noch ein Haufen Gewapneter nahet der Burg.

Festus. Führen sie kein Panier?

Thurmwächt. In ihren Fähnlein ist das schwarze Ordenskreuß.

Hans. (zu den Seinen) Macht euch zu einem neuen Strauße bereit; denn hier ist offenbarer Betrug — kein Ordenshaufen ist in der Nähe.

Festus. Wer von den Meinen nicht gerüstet ist, der wafne sich so schnell er vermag. Schließt das Burgthor! eilt und bringt mir meinen Harnisch!

Metha. O ihr Heiligen!

Hans. Sey ruhig — ich schütze dich!

Festus. (zu Metha) Hier! gehe in die Capelle; so lange wir leben kömmt kein Feind hinein (zu den

Seinen) Sah't ihr nicht den Bruder Antonius und den Bothen?

Ein Diener. Sie sind im Keller und kosten, aus welchem Fasse der Wein am besten sey.

Festus. Werft hinter ihnen die Kellerthüre zu und verschließt sie.

Die Vorigen ausser Metha; Festus und die Dienerschaft gewafnet, im Vorhofe des Schloßes in Schlachtordnung. — Occolnowski; Czasla und die Ihrigen vor dem Burgthore: nachher zum Theil auf dem Burgplatze.

Hans. Ueberlaßt alles meiner Anordnung. Ich will sie nach Verdienst begrüßen. Sobald das Burgthor geöfnet wird, geht ihr mit Geschoß auf die Mauern und wenn ein Theil eingezogen ist, begrüßt die Uebrigen mit Bolzen und Pfeilen; laßt sodann das Schutzgatter fallen, daß die Uebrigen nicht eindringen können und stürzt Steine, auf jeden der sich naht, herab. — (ein Trommetenstoß) Thurmwächter, frag an was er begehre.

Thurmwächt. Wer seid und was fordert ihr?

Czasla. Hans und Stibor von Boysen begehren mit den Ihrigen Einlaß in Freundschaft und Frieden!

Hans. Hans und Stibor von Boysen? — hört doch! — sie stehen hier schon vor euren Augen und

wollen dort noch einmal hinein. Oeſnet ihnen die Thorflugel und ſobald ſie hier auf dem Burgplatze ſind, ſo ſchlagt auf ſie los, ſonder alle Schonung!

(Das Burgthor wird geöfnet; Czasla, Occolnowski und ein Theil der Ihrigen ziehen in die Burg und werden nach kurzem Widerſtand übermannt.)

Hans. Wir ſind fertig; nun Stibor begrüße die Uebrigen und jage den Flüchtigen nach; ich will indes unſere Herren Vettern näher kennen lernen. — Wer ſeyd ihr?

Czasla. Bernhard Czasla, ein Junker aus Böhmen, der funfzig Söldner dem pohlniſchen Heere zugeführt hatte, da es bey Marienburg nichts zu beißen noch zu brechen gab, in ſeine Heimath ziehen wollte, unterwegs aber durch Junker Zander von Boyſen, gegen gute Verehrung, zur Leiſtung eines Reiterdienſtes bewegt wurde.

Hans. Und ihr?

Occolnowski. Staniſlaus Occolnowski, dem, auf ſeinem Heimzuge vom pohlniſchen Heere, ein gleiches Anerbieten geſchah.

Hans. Und was wolltet ihr durch dieſes Faſtnachtſpiel bewürken?

Czasla. Wir wollten uns der Burg bemächtigen, ſie plündern und mit der Beute davon ziehen.

Hans. Alſo niedrige Rache? — dieſe wollte der Böſewicht üben.

Feſtus. Und das, weil er Abſichten auf Metha

verrieth und ihm mit gebührender Verachtung erwiedert wurde. —

Czasla. Das Fräulein allein hatte er sich vorbehalten: diese sollten wir mit uns davon führen und ihr schimpfliche und harte Begegnung androhen; er aber wollte unversehens mit einem Haufen sich unserm Zuge nahen und wir sollten bei seinem Scheinangrif entfliehen, das Fräulein im Stiche lassen, welches er sodann in seine Burg fahren, sich ihrer Erlösung ruhmen und so nach ihrer Gunst trachten wollte.

Hans. Wenigstens kein dummer Schelmstreich!

Czasla. Dafür hat ihn auch ein Pfaff erdacht — denn da wir einmal eure Gefangenen sind, warum sollten wir heuchein? und so mögt ihr denn alles erfahren. — Zanders Hauspfaffe, der sich fur einen Pilger ausgegeben, hatte hier in der Burg eine Nachtherberge erhalten und alles mit eurem Hauspfaffen verabredet.

Festus. Nicht mit meinem Hauspfaffen, der ein gar wackerer Mann ist, sondern mit Antonius, dem argen Schalk, dem ich in meiner Burg eine Freistatt verlieh und der mirs nun also dankte.

Hans. Wo ist der Schandbube?

Festus. Im Keller versperrt.

Hans. Laßt ihn holen.

(Einige Knappen gehen ab.)

Hans. Und du Czasla — was meinst du wohl, daß ich nun mit dir thun werde?

Czasla. Da brauchts kein Kopfbrechen! — mir meine Roſſe, Waffen und alle Haabe abnehmen; ſodann nebſt den Meinen, wie ein köſtlich Kleinod, zwiſchen Schloß und Riegel wohl verwahren, bis ich euch aus meiner Heimath ein gebührend Löſegeld verſchaft habe.

Hans. Betrogen! — Du biſt ein Söldner, dienſt dem der dich bezahlt und wem du Treue und Dienſte gelobſt, dem hältſt du ſie?

Czasla. Wie es einem braven Kriegsmanne ziemt.

Hans. Dann behältſt du deine Waffen und Roſſe, und ſtatt des Löſegeldes dien'ſt du ſammt den Deinen dem würdigen Orden drey Monathe lang ſonder Sold, für bloße Zehrung, wirſt aber nach Verlauf dieſer Zeit, gleich jedem andern Söldner des Ordens geachtet.

Czasla. Da habt ihr meinen Handſchlag und will euch durch Treue und Ergebenheit für euren Edelſinn danken. Hab' ohnehin noch ein wenig böſes Geblüt gegen die Pohlen, die mir meinen Sold ſchuldig geblieben ſind, und den will ich mir nun mit Zinſen holen.

Stibor. Hier bring' ich die übrigen feinen Geſellen! — was ſich nicht gefangen gab iſt niedergehauen.

Hans. Hab' Dank lieber Bruder! (zu Czasla) Wo ist Zander mit seinem Haufen?

Czasla. Auf seiner Burg; denn ohnfern dieser sollten wir gegen Abend vorüber ziehen.

Ein Knappe. Hier bringen wir den feisten Bruder Antonius; er hat sich im Keller so gütlich gethan, daß er wohl in einigen Stunden Sinn' und Sprache nicht wieder bekommen wird. — Der Henker mag ihn weiter tragen, laßt den Hopfensack fallen!

Festus. Das ist mir ein sauberer Pfaffe.

Occolnowski. Ach gnädige Ritter! da ihr meinen Gefährten so mildiglich behandelt: wollt ihr mir nicht auch Gnade für Recht angedeihen lassen?

Hans. (indem er Antonius betrachtet) Der steht uns in zwölf Stunden gewiß nicht Rede; — aber weg mit dem Ungeziefer; — Ihr Polen seyd auch frey: aber eure Haabe ist meiner Dienerschaft verfallen, doch sollt ihr mit Waffen und Roß abziehen unter dem einzigen Beding': daß ihr neben Schwarzensee vorbeizieht, einen verdeckten Tragsessel mitnehmt und euch, wenn Zander mit den Seinigen kömmt, ganz laut Verabredung betraget. Ich ziehe euch mit meinem Haufen in der Ferne nach und gebe euch, wenn ihr nicht nach Verpflichtung handelt, das Geleite!

Occolnowski. Wir wollen jede eurer Forderungen erfüllen.

Marienburg.

Zimmer des Hochmeisters.

Heinrich von Plauen, Hochmeister; Friedrich von Zollern, Großcomthur; Michael Küchmeister von Sternberg, Oberster Marschall; Herrmann Gans, Obrister Spittler; Friedrich von Welden, Obrister Trapierer; Bemund Brendel, Treßler.

Hochmeister.

Habt Dank für euren Glückwunsch und nehmt den meinigen zu eurer neuen Würde. Eine schwere Last ruht jetzt auf unsern Schultern. Ihr, Bruder Bemund, habt zwar die Schlüssel zur Schatzkammer erhalten; werdet aber die Kisten mehrentheils leer finden. Wir haben große Schulden abzutragen und noch vielen Sold zu entrichten, wenn wir uns einen ehrlichen Frieden erkämpfen wollen.

v. Welden. Und die Treue der Preussen ist schwankend; haben sie nicht die Polen aufgenommen als wären es längst erwartete Retter? — Bestraft

die Abgefallenen, zieht ihr Vermögen ein und der Schatz ist gefüllt.

Gans. Da sey Gott für! Härte würde die Unterthanen zur Empörung reitzen; nur Gelindigkeit, dazu kann ich rathen.

Hochmeister. Lieben Freunde! die Häupter der Schuldigen vermeine ich mit Strenge zu bestrafen; ihr Beispiel muß die übrigen schrecken: diejenigen, welche den Orden in der Noth seinem Schicksale überließen, müssen unsern ganzen Unwillen fühlen, hingegen denen Getreuen, die Tannenbergs Schlacht und Marienburgs Belagerung nicht wankend machen konnte, müssen wir es auch um desto reichlicher lohnen. Ein Gedanken schlummert längst in meinem Herzen: des Ordens Vortheil und der seiner Unterthanen, widersprachen einander oftmals, und dies kann ferner nicht statt finden.

v. Zollern. Der Orden ist des Landes Herr — sein Schwerdt erkämpfte ihm Preussen; befehlen ist des Siegers Vorrecht, zu gehorchen des Ueberwundenen Pflicht.

Hochmeist. Deshalb sind auch die alten Preussen unterjocht; aber die Deutschen, welche uns zu dieser Unterjochung halfen — diese wackern Kämpfer und ihre Nachkömmlige, können doch nicht gleich den Ueberwundenen betracht't werden? Unser Orden muß des Landes Herr bleiben, von ihm muß Krieg und Frieden abhängen; aber des Ordens Getreuen müs-

sen an seinen Rathschlägen Antheil nehmen; sie müssen dem Orden jede neue Abgabe bewilligen; und das Volk, überzeugt daß seine ersten Männer eine solche Abgabe unentbehrlich nothwendig fanden, daß sie zu des ganzen Landes Wohl, nicht zu des Ordens Ueppigkeit oder Pracht verwandt werde, wird ohne Murren seine Gebühr entrichten.

Küchmeister. Und was denkt ihr also zu thun ehrwürdiger Herr?

Hochmeist. Nicht blos meine Gebietiger, sondern zugleich die ersten Männer der Ritterschaft und aus den Städten, bey allen Vorfallenheiten zu Rathe zu ziehen, nicht eigenmächtig, sondern nach Ueberzeugung der besten und weisesten Männer meines Volkes zu herrschen, und so Liebe meiner Unterthanen den Waffen meiner Feinde entgegen zu setzen.

v. Zollern. Wie! — der strenge Plauen, will nun, als Hochmeister des Ordens, seiner Bürger Mitregentschaft anerkennen?

Hochmeist. Nehmt's wenn ihr wollt, auf diese Weise; bey mir heißt's: Interesse des Volks mit dem des Landesherrn verbinden.

v. Welden. Ihr werdet würdiger Herr dieses Vorhaben noch sicher aufgeben.

Hochmeist. Wenn ihr mich für wankelmüthig haltet — so bleibt bey eurem Glauben. Der meinige ist unerschütterlich: Das Glück des Regenten

könne ohne Volksglück nicht bestehen. — Genug hie
von und nun ein Wort mit euch lieber Marschall!

Küchmeister. Euren Befehl würdiger Herr!

Hochmeister. Nicht Befehl — nur eine Bit
te; sie kömmt aus dem Herzen, gründet sich au
Achtung — (reicht ihm die Hand) Eure Freundschaf
lieber Küchmeister!

Küchmeist. (verlegen) Würdiger Herr! —

Hochmeist. Schlagt ein; wir waren bisher
Feinde, denn wir wandelten nach einem Ziele: de
ersten Würde im Orden. Ich werde nie in euch den
tapfern Mann, den ersten Feldherrn des Ordens
verkennen. Aber Marschall! — liebt in dem Hoch
meister euren Freund und laßt uns nimmer an die
Eifersucht denken, die zwischen dem Comthur zu
Schwez und dem Vogte der Neumark herrschte.
Wohlfahrt des Ordens ist unser beider Wunsch, ihn
befördert unsere beiderseitige Freundschaft.

Freies Feld
ohnweit
Schwarzensee.

Occolnowski mit seinem Haufen umgiebt einen bedeckten Tragsessel. Alexander von Böysen mit Gefolge; nachher Hans von Boysen mit den Seinen.

Occolnowski.

Sobald die Leute aus der Burg kommen, so setzt den Tragsessel nieder und sprengt davon; keiner bleibe zurück, dem sein Leben lieb ist. — Seht die Thorflügel gehen auf, macht euch bereit.

Alexander. Haltet! und steht mir Rede! — wen sucht ihr da zu entführen? Ihr Feigen entflieht? nun so mögt ihr euer Leben retten, wenn es mir nur vergönnt ist, euch Unwürdigen eure Beute abzujagen — vielleicht einen Unglücklichen aus euren Händen zu befreien.

(Nachdem Occolnowski und die Seinen entflohen, nähert sich Alexander der Sänfte.)

So wäre meine List geglückt? Wie sie staunen wird

in mich ihren Retter zu finden. — (laut) Aber wen mag dieser Tragsessel enthalten? vielleicht eine unglückliche Schöne, welche die Verruchten aus boshafter Absicht entführten. — Aber so still? Vielleicht daß sie vor Schrecken in Ohnmacht gesunken! — Eilt, die Teppiche abzunehmen, eilt! — Teufel und Hölle!

(Alexander fährt zurück, die Knappen lachen beim Anblick des schnarchenden Antonius.)

Ein Knappe. Wo fuhrt der Teufel den Pfaffen her? Heda! wer seyd ihr?

Anton. (schlaftrunken) Iube Domine benedicere! *)

Alexander. (indem er ihn heftig rüttelt) Ich will dir das benedicite sprechen!

Anton. Hilf heiliger Franz von Assisi! wo bin ich?

Ein Knappe. Da sprengt ein mächtiger Haufen Reiter herbey.

Alexander. Zu den Waffen! damit sie uns nicht von der Burg abschneiden.

Anton. (aus der Sänfte springend) Schützt den Priester der heiligen Kirche! daß er nicht in Gefahr komme — um eurer Seelen Heil Willen: denn wer Priesterblut vergießet, auf dem ruhet unablöslicher Bann!

*) Anfangsformel des Tischgebets der Bettelmönche.

Hans von Vopsen. Keiner wage es sich zu vertheidigen! Wer sich ruhig verhält, dem soll kein Haar gekrümmt werden: aber wer die Hand ans Schwerdt legt, den lasse ich niederhauen — Ihr seyd umrungen, in meiner Gewalt. — (zu Alexander) Nun Vetter! ihr staunt, sieht mit den Euren unbeweglich? — Seht! ich konnte mich rächen, euer Tod, die Zerstöhrung eurer Burg; alles hängt von meinem Befehl ab.

Alexand. Ihr werdet doch nicht vergessen — daß unsere Väter Brüder waren?

Hans. Und euch deshalb Zeit zur Besserung lassen, euch selbst des edlen Planen Verzeihung auswirken. Ihr seht, daß ein Bubenstück Spott, Hohn und Gefahr zur Folge habe und wenn euch das nicht belehrt, wenn ihr fortfahrt den Namen von Vopsen zu schänden; dann liegt mir die Pflicht ob, dieses Namens Würde zu erhalten und meine Rache trift euch sodann in doppeltem Maaß! — Wenn ich mich nicht schämen darf, euch wieder Vetter zu nennen: dann sind wir wieder Freunde.

Marienburg.

Der Hochmeister; Großcomthur und Hans von Boysen.

Hans.

Auf euer Gebot bin ich zurück geeilt würdiger Herr! und frage nun nach eurem Befehl?

Hochmeister. Ich habe dich von der Seite deiner Geliebten holen lassen und du mußt es schon diesmal nicht verargen.

Hans. Von der Seite einer Geliebten, die ich nur erst durch große Thaten zum Weibe verdienen will. Deshalb erfreute mich euer Befehl, denn er gestattet mir die Hofnung, daß ihr euch meiner geringen Dienste zu irgend einem Geschäft gebrauchen wollt.

Hochmeister. So ist's. Mein Auftrag ist ehrenvoll, weil er dem Orden und dem ganzen Lande frommt. Doch wird er in den Augen der großen Menge wenig Ruhm bringen.

Hans. Die grosse Menge kümmert mich nicht, und jeder Auftrag, den ihr mir gebt, würdiger Herr! ist mir wichtig.

Hochmeist. Der Orden bedarf Geld. Er hat in England und Brabant große Forderung; diese

muß ich durch Leute einziehen laſſen, auf deren Uneigennützigkeit ich bauen kann, und hiezu kenne ich niemanden dem ich ſicherer vertrauen könnte, als dir und deinem Freunde Bazner.

Großcomth. Eure Vorſchriften und Credenzbriefe ſind aufgeſetzt; ein Schiff liegt zu Pillau bereit — Wenn wollt ihr abgehen?

Hans. Wenns euch beliebt, heute.

Hochmeiſt. Das wäre zu früh.

Hans. Bey meinem guten Willen euren Befehl zu vollziehen, kann nie etwas ſchnell genug geſchehen, gebietet und ich bin bereit.

Hochmeiſt. Der Großcomthur wird dich in allem unterweiſen, und ſobald du und Bazner von allem hinreichend Kunde erhalten, ſo ziehet hin! Gott und die Heiligen mit euch! Nicht blos im Geſchäft des Kriegers, in jedem Geſchäft, lieber Boyſen, ſollt du dir Kenntniſſe erwerben. Ich kenne deine Treue, deinen Fleiß und ſo mir Gott das Leben friſtet, ſollt du einſt herrlichen Lohn erndten. — Zum Beweiſe, daß ich deine Treue, deine bisherigen Dienſte nicht verkenne, empfängſt du morgen von mir den Ritterſchlag.

Marienburg.

Zimmer des Großcomthurs.

Friedrich von Zollern, Großcomthur; Küchmeiſter, Marſchall; Herrmann Gans, Obriſter Spittler. (vertraulich neben einander ſitzend)

Gans.

Wenn er mich und Kuchmeiſtern nur zurükſetzte, ſollt's mich minder verdrießen; wollte mich damit tröſten: daß wir, vom niedern Adel, ſchon ſeit Meiſter Werners Zeiten minder geachtet wurden. Aber Friedrich Graf zu Zollern.

Zollern. Traun! der kann ſich mit jedem wegen ſeines alten Adels meſſen — und wird doch zu keiner Berathſchlagung gezogen. — Seine Vettern, ſeine geheimen Räthe von Adel, Land und Städte — nur die gelten.

Kuchmeiſt. Weils Jaherren ſind.

Zollern. Er hat die Unterthanen aus dem Staube zu ſich empor gehoben, und darum laſſen ſie ihr Leben für ihn.

Gans. Freilich! ſo lange der niedre Adel im Orden unterdrükt wird. — Wer im Orden hat un-

ter den Laien die mehresten Freunde? — ihr vom Fürsten- und Herrenstande wahrhaftig nicht; aber wir gemeinen Brüder die wir mit den Unterthanen verkehren, ihre Gevattern und Tischgenossenen sind, wir vermögens nur das ganze Volk zu stimmen und wohl dem Gebietiger, der es mit uns hält. — Groß-comthur! — wir achten euch und wer könnte, wenn Plauen fällt, wohl Hochmeister werden?

Zollern. Nun — so viel weiß ich, daß, wenn mir das Glück hold ist, ich nimmer nach Plauens Eigenmacht trachten will.

Kuchmeist. Und jetzt um dieser Eigenmacht Einhalt zu thun — ?

Zollern. Bin ich alles zu wagen bereit, was mit Treue und Ehren bestehen mag.

Gans. Aber wie soll man dem Hochmeister Einhalt thun?

Zollern. Ihr seid Gebietiger und kennt das Ordensbuch nicht? — Ihn warnen lassen durch die Meister von Deutsch- und Livland; wenn er nicht achtet, das Ordenskapitel zusammenberufen und als Kläger gegen ihn auftreten.

Gans. Das hieße eine Säule wankend machen und Gefahr laufen, zugleich mit zerschmettert zu werden. Glaubt ihr, dem trotzigen kühnen Plauen könne offenbare Gewalt schaden?

Zollern. Was denn? — oder wollt ihr ihm den Dolch meuchlings ins Herz stossen?

Küchmeister. Gott behüte! — aber wäre es denn so Unrecht — List der Gewalt entgegen zu setzen?

Zollern. Das heißt im Finstern einer Verschwörung zu handeln, und denn, wenn der Plan gelingt, dem unglücklichen Planen der Nachwelt Theilnehmung und Mitleiden — uns Verachtung zu erwerben. — Ich hasse Planen wie meine Sünden; aber vermag ichs nicht ihn offenbar zu stürzen; so mag er da stehen! — heimlich schlich ich nie zu meinem Ziele.

Gans. Ihr seyd ein edler Mann! und wenn's eurem Muthe nicht gelingt, der Eigengewalt des Hochmeisters Einhalt zu thun; — so ist freilich unsere Kraft zu gering.

Convent zu Marienburg.

Zimmer des Otto von Lernstein.

Lernstein und Küchmeister.

Lernstein.

Wo komme ich zu eurem Besuch? würdiger Marschall!

Küchmeist. Befremdet euch das? ehrwürdiger Greis! wer sollte euch nicht gern sehen und sich freuen, daß euch Gott und die Heiligen im hohen Alter, Stärke und Gesundheit des Jünglings geben.

Lernst. Es will doch auch nicht mehr so fort wie ehemals. Das Stehen wird mir schon sauer.

Küchmeist. Setzt euch doch lieber Vater! — An euch siehet man wohl recht des Herrn Wort erfüllt: „daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“ — Traurig aber ist's doch, daß man euch, den ältesten Ritter unsers ganzen Ordens, nicht zu irgend einem Ehrenamte befördert hat.

Lernst. In meinen jüngern Jahren gieng mir dies freilich nahe, aber nahe am Grabe entschlummert der Stolz, alle meine Wünsche auf Erden sind jetzt noch Bequemlichkeit und Ruhe, und meines Ordens Wohlfahrt. — Wie steht's, werden wir Frieden erhalten?

Küchmeist. Schwerlich! — unser Meister ist ein kriegerischer Mann; — des Landes Verheerung achtet er nicht.

Lernst. Dann solltet ihr Gebietiger es ihm so recht fürstellen.

Küchmeist. Wenn er uns hören wollte; aber mit seinen Vettern und den Laien, die er sich zu Räthen erwählt hat; — nur mit diesen überlegt er alle Händel und — es ist traurig, daß ein Gebietiger

ſo etwas vom Meiſter ſagen muß: — nur Aſtrologen und Zeichendeuter — die finden bey ihm Glauben.

Lernſt. Aſtrologen und Zeichendeuter! — daß ſich Gott erbarm'! wie heißen die mit Namen.

Küchmeiſt. Der eine Crasmus, der andere Theodorus a Campo.

Lernſt. Ei, ei, würdiger Marſchall! — das ſind gar hochgelahrte Männer. Habe ſie beide kennen gelernt, da ſie jüngſt hin in unſere Librarey kamen — abſonderlich Theodorus, der iſt Decretorum Doctor, iſt zu Rom geweſen und hochgelahrt.

Küchmeiſt. Aber doch in der Lehre nicht rein, maßen er ganz an Wiklefs Lehre hängt. — Ach die Wikleffitiſchen und Huſſitiſchen Ketzer! — wenn ich ſehe, wie ſie hier im Lande ihr Weſen treiben, iſt's mir immer, als ſtäche mir ein Schwerd im Buſen.

Lernſt. Wir wollen beten, daß Gott ſie bekehre.

Küchmeiſt. Habt ihr gehört von des Teufels Geſpenſt, das in Chriſtburg ſein Weſen treibt und von den Beſeſſenen im Biſchthum Ermland? — Gott thut Zeichen und Wunder, aber was hilfts. Iſt doch nur vor wenig Tagen Wilhelm von Katzenellenbogen, ein huſſitiſcher Ketzer, eingekleidet und gleich Comthur von Schlochow worden. — Ach! wenns der heilige Vater zu Rom erfuhre wie's um Preußen ſteht, Thränen — blutige Thränen würde er weinen.

Lernſtein. Iſt dann aber dem Uebel nicht zu ſteuern?

Kuchmeiſt. Wer ſoll's thun? die Brüder aus dem Fürſten- und Herrenſtande leben mit dem Meiſter in Ueppigkeit und Ketzerey; ich und der Oberſte Spittler werden nicht gehört: — hätten wir einen Anhang im Orden, dann ſollte es anders ergehen. Wir wollten an den heiligen Vater gen Rom ſchreiben und ihn bitten, der Ketzerey Einhalt zu thun.

Lernſt. So ſchreibt und die Heiligen werden's euch lohnen.

Kuchmeiſt. Wir beide? — würde der heilige Vater auf uns achten; — wenn mehrere unterſchreiben wollten, — dann wäre es freilich Sache —

Lernſt. Wenn ich nicht bloßer Conventsbruder wäre —

Kuchmeiſt. Ach ſprecht nicht ſo; ihr ſeyd ein wichtiger Mann im Orden. Wenns heißt: ſo ſprach Bruder Otto von Lernſtein, dann horchen alle hoch auf, als käm's aus dem Munde eines Heiligen. — Wenn ich den einzigen Meiſter und die ſeines Gelichters ausnehme, ſo iſt wohl keiner im Orden, der euch nicht lieben und ehren ſollte. — Lieber Vater! ſchon oft wollte ich euch bitten, den Meiſter zu ermahnen; aber er wurde euch nur harte Worte geben.

Lernſt. Die wollte ich gern dulden, um Gottes und der Heiligen Willen, wenns nur fruchtete.

Küchmeist. Ja wenns fruchtete; aber bey den Ketzern ist alles verlohren. Nur der heilige Vater kann helfen; — wenn nur mehrere ihr Gewissen reinigen und sich zur Steurung des Uebels an ihn wenden wollten.

Lernst. Ach wenn ich nur so könnte: ich wollte selbst, meinem Orden zu Liebe, gen Rom ziehen.

Küchmeist. Das nicht, ehrwürdiger Greis! — aber wollt ihr nur die Klage mit unterschreiben; so wird euer Beispiel jeden Bruder des Ordens das nämliche zu thun reitzen, und ihr habt euch am Rande des Grabes um die heilige Kirche und den würdigen Orden verdient gemacht.

Lernst. Auch das will ich thun; wer weiß, ob ich morgen noch lebe und so nehm' ich doch das Bewußtseyn, meinem Orden genützt zu haben, mit in das Grab.

Rastenburg.

Zimmer auf dem Schloße.

Paul von Rußdorf, Vogt; Franziskus, ermländischer Domherr.

Rußdorf.

Warum aber will euer Bischof dann nicht zurückkehren?

Franz. Er möchte sehr gerne; aber er fürchtet den Hochmeister und seine letzterischen Anhänger — überhaupt die Oberdeutschen, die Schwaben, Bayern und Franken, die größtentheils Ketzer sind und des Landes Regiment in Händen haben.

Rußdorf. Es ist wahr, die Niederdeutschen werden gar nicht geachtet. Ich habe mich nimmer zu einer Parthei gehalten, dafür bin ich aber auch nie zu sonderlichen Ehren und Würden gelangt.

Franz. Die ihr doch so reichlich verdient; Bischof Heinrich ist gewilligt, wenn er in sein Bisthum zurückkehren sollte, sich niemanden als euch zum Vogte zu erbitten. Würdet ihr diese Stelle wohl annehmen?

Rußd. Habt Dank für euer günstiges Anerbieten; aber ich möchte den Zorn des Meisters nicht gern auf mich laden.

Franz. Das habt ihr ja bereits gethan.

Rußd. Dafür behüte mich die heilige Jungfrau!

Franz. Seyd ihr ein Schwabe, Bayer oder Franke? seyd ihr von hohem Adel oder ein Wiklefite? — Keines von allen und daher wird man euch über kurz oder lang eure Vogtey nehmen, und in irgend ein Convent weisen, dafern euch nicht Kuchmeister oder Herrmann Gans schützen.

Rußd. Beides ein paar fromme Männer!

Franz. Die euch erhalten und befördern werden, dafern ihr nur fest bey ihnen stehen und die Sache Gottes und der Kirche vertheidigen woll't.

Schloß Königsberg.

Mitternacht.

Zimmer des Marschalls.

Heinrich Vogelsang, Bischof zu Ermland; Franziskus, Domprobst; Michael Küchmeister; Hermann Gans; Eberhard von Wallenfels; Peter von Seynzenhausen; Paul Rußdorf; Ulrich Zenger; Friedrich von Mosbach; Lupold Kettenberg; Johann Sulzbach; Otto von Lerustein.

Küchmeister.

Jetzt sind wir alle versammlet und hier lieben Brüder stelle ich euch den wardigen Bischof von Ermland vor, der heimlich ins Land gekommen und uns den Befehl päbstlicher Heiligkeit, zur Abthuung des ketzerischen Heinrich von Plauen überbracht hat. Wollt ihr gehorsam seyn dem heiligen Oberhaupt christlicher Kirche? —

Alle. Wir wollen!

Küchmeist. Und wenn Heinrich gestürzt ist — wem gebt ihr eure Stimme zum Meisteramt?

Otto v. Lernst. Gott lenke das Wahlkapitel durch seinen Geist!

Bischof. Darum wollen wir beten; aber für den würdigsten halte ich nach meiner Ueberzeugung hier den Marschall. Haben die Heiligen ihn zum Meister bestimmt: so vernehmt die Vertheilung der Aemter.

Küchmeister. Bruder Otto von Lernstein wird Compan und bleibt väterlicher Freund und Rathgeber des Meisters; Eberhard von Wallenfels Marschall, Peter von Seynzenhausen Trapierer, Paul Rußdorf Treßler, Ulrich Zenger Comthur zu Balga, Friedrich von Mosbach Comthur zu Memel, Lupold Reitenberg Comthur zu Ragnit und Johann Sulzbach Comthur zu Thorn.

Bischof. Ihr seht, die Macht des Ordens ist alsdenn in den Händen frommer tapferer Männer, sämmtlich Niederdeutschen, nicht vom höhern Adel, aber destomehr geadelt durch Festigkeit im Glauben und Haß der Ketzerey. Wollt ihr nun geloben, dem Befehl des heiligen Vaters, welcher unfehlbar ist, zu gehorchen? — auszurotten die Ketzerey? Einigkeit der Kirche, frommen Glauben und reine Lehre hier in Preussen, in St. Adelberts und St. Mariens Lande — so hebt eure Finger empor — (er reißt sein Kreutz vom Halse) hier bey diesem heiligen Kreutze,

in

in dem ein Theil des Holzes eingefaßt iſt, an welchem der Weltheiland verblutete, ſchworen wir getreue Söhne der Kirche, es koſte auch Leben und Leib, zu gehorchen dem Befehle päbſtlicher Heiligkeit, zu tilgen die Ketzerey, zu trotzen der Gefahr, zu trachten nach unſers Zieles Erreichung auf jeglichem Wege! Wer verzaget, zurücktritt, oder zum Verräther wird an unſerm Bunde, deſſen Loos iſt Verzweiflung in der Sterbeſtunde; Maria die Gottesgebärerin verſtopfe das Ohr vor ſeinem Winſeln; ihm helfe kein Verdienſt eines Heiligen, keine Buße und kein gutes Werk; — ſelbſt keines Prieſters Losſprechung tilge ſeine Schuld. Fluch, Krankheit und Verzweiflung verfolge ihn auf Erden, ſein Loos ſey nach dem Tode ewige Verdammniß! — und wer mit mir eines Sinnes iſt, der ſpreche: Amen!

Alle. Amen!

Kuchmeiſter. Nun vernehmt die Gefahr: — Wir ſind entdeckt!

Rußdorf. Entdeckt! — bey allen Heiligen!

Kuchmeiß. Uebermorgen auf St. Burchardstag hält Planen ein Kapitel, wir ſind alle vor daſſelbe geladen. Trift uns der Morgen hier in der Stadt, ſo ſind wir alle verrathen. — Planen werde alſo noch geſtürzt, bevor es tagt, oder nie!

(Allgemeine Beſtürzung und leiſes Gemurmel.)

Ihr ſchweigt? — weil die Gefahr ſo nahe iſt? — Hört meine Anſtalten: Roße und Harniſche ſind für

uns alle bereit. Die Brüder des Convents und hundert meiner getreuſten Knechte begleiten uns; ihr wiſt, daß Plauen jetzt zu Schaken übernachtet; der Pfleger daſelbſt iſt mir ergeben; wir eilen dahin und ehe der Morgen anbricht iſt Plauen im Gefängniß.

Ruhdorf. Wer aber wird es wagen, in ſein Gemach zu dringen und ihm die Nachricht von ſeiner Entſetzung zu verkünden?

Biſchof. Iſt er dann ein Löwe, daß es ſo fürchterlich iſt ſeine Höle zu betreten?

Otto. Ich bin alt und grau worden im Dienſte des Ordens; mein Alter wird dem Wüthenden Ehrfurcht einflößen und vergreift er ſich an mich ſchwachen Greiſe; ſo wird das gehäufte Maas ſeiner Sünden ihn um ſo eher zu Grunde richten.

Biſchof. Recht, ehrwürdiger Bruder! Hier habt ihr den Befehl päbſtlicher Heiligkeit — und nun zur Ausführung! —

London.

Gemach des Hans von Boyſen

im Hauſe des hanſeatiſchen Bundes.

Boyſen und Bazner.

Bazner.

Was giebts, daß ihr mich ſo eiligſt entbieten laßt?

Boyſen. O ſchreckliche, ſchreckliche Kunde!

Bazner. Da ſey Gott für!

Boyſen. Heinrich iſt der edle Plauen, durch [illegible] Verrath. Ueberfallen haben ihn die Buben [illegible] Nachts, ihn der hochmeiſterlichen Zeichen beraubt, [illegible] ins Gefängniß geworfen: vergeblich hat er ſich [illegible] auf die Ordensſatzungen, auf ein Generalcapitel be[illegible]fen. Die Verräther haben zum Deckmantel ihrer [illegible]handthaten ihn mit Hülfe des römiſchen Hofes eine päbſtliche Verdammung erſchlichen. — [illegible] Pfaffen, Pfaffen! — hatte Plauen Unrecht, wenn [illegible] euch haßte?

Bazner. Vielleicht iſt die Nachricht noch falſch.

Boyſen. Wollte Gott! aber hier, leſt den Brief meines Bruders Selbor.

Vazner. (nachdem er gelesen) Leider wahr! und was woll't ihr nun thun?

Voyen. Noch weiß ich nicht, am liebsten gienge ich zurück nach Preussen und schlüge drein auf die Judasrotte!

Vazner. Lieber Voyen! Sobald euer Fuß in Preußen aus dem Schiffe tritt, seyd ihr, Plauens Liebling und wärmster Anhänger, auch sicher im Gefängniß. Aber ich, der ich mich verbergen lernte, kehre mit dem ersten Schiffe zurück. Sobald sich ein Haufen zu Plauens Rettung sammlet, sobald ein Hafen im Lande von seinen Anhängern besetzt ist, dann gebe ich euch Nachricht und was ich durch List gründete, das führt ihr durch Tapferkeit aus.

Voyen. Aber wenn die Verräther siegen, sich niemand des Unterdrückten annimmt?

Vazner. Dann bleibt was ihr seyd, und ihr werdet überall ein Vaterland finden.

Voyen. Aber nirgend meine Metha!

Vazner. Sie liebt euch, ist in eures edlen Oheims Hause, jede Nachricht von einer guten und edlen That die ihr verübt, wird sie in ihrer Liebe befestigen; und macht lieber Voyen, daß wir deren viele hören.

Voyen. Ich hof's zu Gott und den Heiligen!

Vazner. Und wenn ihr, der allgemein geachtete Ritter nach Preußen zurückkehrt, der Ruf euer großen Thaten voran geht: dann wird Plauens Par-

thes, die bis jetzt nur in Boysen den jungen Mann, des Hochmeisters Günstling ehrte, sich mit Freuden am edlen Ritter anschließen und des ganzen Landes Heil und Wohlfahrt vermögt ihr alsdenn zu befördern. Eure Metha will ich wie euer Schutzgeist umgeben, und von allem was sie anbetrift, erhaltet ihr sichere Bothschaft.

Boysen. Gut! und wenn in Preußen nichts für mich zu thun ist, gehe ich nach Portugall, dort, im Kampfe gegen die Ungläubigen, ritterliche Ehre und Ruhm zu erwerben.

Bazner. Recht lieber Boysen! eine ritterliche That, gegen Ungläubige verübt, erwirbt uns doppelte Achtung.

Petrikau.

Königliches Zimmer.

König Jagello, Sbignäus, Bischof; und Heinrich von Plauen, Comthur von Danzig.

Sbignäus.

Ihr habt ein heimlich Gehör gefordert und was ist nun euer Begehr?

Comthur. Herr König! wenn ich gleich als Flüchtling vor euch erscheine, wenn ich gleich eure Hülfe bittend anrufe; so werdet ihr doch nicht von mir fordern, daß ich meines Ordens in Unehren gedenke. Ihr wißt, Herr König! er hat tapfere Streiter in Menge und nimmer vermochte ihm Polen in Kriege viel abzugewinnen. Deshalb sanntet ihr auch weislich des Menschenbluts und suchtet mehr durch kaiserlichen und päbstlichen Ausspruch euren Zweck zu erreichen. Gewiß war euch dieser günstig, so lange mein Vetter Heinrich von Plauen Meister des Ordens war. Entzweit mit dem Papste und den Pfaffen, hätte Pabst und Concilium immer gegen ihn zum Vortheil des rechtgläubigen Königs von Polen geurtheilt; aber jetzt sieht Michael Kuxmeister an der Spitze des Ordens, schmeichelt den Pfaffen, erwirbt sich Roms Gunst, giebt Preußens unruhigen Ständen nach, vereinigt sie mit seinem Orden, und Herr König! — wenn ihr dies alles Wurzel schlagen laßt; dann wird es der Pabst wieder mit dem geistlichen Ritterorden halten und der Orden, vereint mit seinen Unterthanen, euren Heereszügen doppelte Kraft entgegen setzen.

Sbignäus. Er hat fürwahr nicht ganz Unrecht.

Comthur. Jetzt aber ist Meister Heinrich von Plauen gefangen, mit Unrecht seines Amtes entsetzt; er bittet euch durch mich um Hülfe. Mächtig ist sein Anhang im Lande; jede Burg wird euch die Thore öffnen, sobald ihr erklärt: solche für den entsetzten

Meiſter in Beſitz zu nehmen. Heinrich ſelbſt wird ſich euch in die Arme werfen, ſein großer Name wird eurem Heere mehr Stärke geben, denn tauſend Heerſchilde der Bundesgenoſſenen und mein Vetter iſt ein edler Mann: was er einſt dem Sieger zu Tannenberg vor Marienburg anbot, das wird er auch gewiß ſeinem Retter im Friedensſchluß abtreten.

Jagello. Kennt ihr das durch Credenzbriefe und Vollmacht beweiſen?

Comthur. Nein! — der Meiſter ſitzt in Engelsburg verhaftet, ich entfloh aus dem Lande. — Aber rückt mit Heeresmacht nach Preußen und wenn mir die Grenzveſten nicht ſofort die Thore öffnen, wenn mein Vetter nicht ſelbſt zu euch flieht: dann ſtraft in mir den Lügner.

Jagello. Ich will mit den Reichsräthen darüber handeln.

Comth. Herr König! die Sache hat Eile; verrathet ihr den Anſchlag, ſelbſt unſern Feinden: dann nehmt ihr ihm auch mehr als die Hälfte ſeiner Kraft.

Jagello. Gott und die Heiligen wiſſen, was uns nützet und frommt; haben ſie uns den Sieg beſchert, dann wird auch keine Erdenmacht unſern Anſchlag vernichten.

Comth. Herr Biſchof! euch empfehle ich meine und der Meinigen Sache.

Sbignäus. Ich werde als treuer Rath meinem Könige Eile empfehlen und ſo mein Wort ei-

was gilt, so feyern wir in kurzem eures Vettern Befreyung in Marienburg.

Lissabon in der Herberge.

Hans von Boysen, nachher Pedro, Gastwirth.

Boysen.

So wären dann alle meine Hofnungen gescheitert! O daß ich deine Fesseln nicht lösen kann, guter Plauen! O wäre Witeld König in Polen, er wurde nicht mit der Unentschlossenheit eines Pfaffen gehandelt, nicht mit der Schwatzhaftigkeit eines Weibes, Plauens vorhabende Flucht unuberlegt, wie Jagello verrathen haben und ich kämpfte jetzt in meinem Vaterlande fur Plauens Sache. — Jetzt bin ich hier, ohne Freunde, ohne alle Empfehlung und habe nichts als diesen Kopf und diesen Arm —

Pedro. Ists erlaubt, Herr Ritter?

Boysen. Was giebts?

Pedro. Ihr werdet's vielleicht nicht wissen,

daß heute bey Hofe ein groß Stiergefecht iſt und deshalb wollt ichs euch nur ſagen, daß ihr eilen müßt, wenn ihr noch unter den Zuſchauern einen Platz haben wollt. Ihr werdet unter andern zwey Ritter ſehen, die Krone unſeres Adels, denen die Erlegung des unbändigſten Stieres nur Spielwerk iſt.

Boyſen. Alſo iſt die Erlegung dieſer wilden Stiere hier ritterliches Geſchäft?

Pedro. Das ehrenvollſte, wodurch ein Ritter ſich des Hofes Achtung und der Schönen Liebe erwerben kann.

Boyſen. Und iſts auch einem fremden Ritter mit zu kämpfen erlaubt?

Pedro. Wenn er von edler Geburt iſt.

Boyſen. Dann werde ich meinen Platz nicht unter den Zuſchauern, ſondern unter den Kämpfern nehmen.

Pedro. Herr Ritter, laßt euch warnen; es iſt ein gefährlich Ding!

Boyſen. Seyd ohne Sorgen! als Knabe ſchon beitz' ich Bären in Preußens Wildniſſen und als Jüngling fällt' ich den wilden Auer mit meinem Jagdſpies. — Es iſt doch erlaubt, das Thier zu tödten wie man will?

Pedro. Je kühner ihr euer Leben wagt, je näher ihr euch das Thier kommen laßt; deſto ehrenvoller iſt ſeine Erlegung.

Boyſen. Und wer iſt Aufſeher des Ritterſpiels?

Pedro. Der Hofmarschall Juan Aveiro, bey dem ihr euch melden mußt.

Großer Platz

zum Stiergefecht.

Rund um mit Logen und Plätzen für die Zuschauer umgeben. In der Loge des Königs:

Johann I. König von Portugall und seine Gemahlin Philippa von Lancaster; Eduard, Pedro und Heinrich, Infanten von Portugall; Nunno Alvarez Pereira, Connetable; Donna Inesilla, seine Tochter, erstes Hoffräulein der Königin; Don Juan Aveiro, Hofmarschall; Donna Appollonia, seine Tochter, zweite Hofdame der Königin.

Im Schranken der Kämpfer halten:

Alvaro Pacheco; Tristan Vaz; mehrere portugiesische Ritter und Hans von Boysen.

Gegen über dem Schranken ist ein großes Flügelthor zum Aufenthalt der Stiere.

König.

Wer ist der fremde Ritter?

Hofmarschall. Ein Ausländer, der Ew. Majestät unendlichen Spaß machen wird.

Königa. Wie das?

Hofmarſch. Der junge Menſch glaubt, es ſey eine Kleinigkeit, mit einem wuthenden Stiere fertig zu werden. Ich ermahnte ihn zurück zu bleiben — er lächelte.

Eduard. Das verräth wenigſtens Muth.

Hofmarſch. Aber auch Unbeſonnenheit, mein Prinz! Geringſchätzung von Portugalls tapferer Ritterſchaft, als ob ſie aus Schwächlingen beſtünde; da ſie doch bekanntlich die erſte unter der Sonne iſt: aber er ſoll hoffentlich dafür beſtraft werden.

Pereira. Vielleicht ein ſtolzer engliſcher Ritter.

Hofmarſch. Wenn er noch aus dem Vaterlande unſerer verehrungswürdigen Königin wäre, dann hätte ich ihn mit Schonung behandelt; aber denkt euch Connetable, der Menſch iſt aus dem äußerſten Winkel Nordens — ein Preuße!

Heinrich. Wo führt den ſein Geſtirn bis nach Portugall?

Hofmarſch. Ich hielt ihn auch für einen Abenteurer, aber er hat ſeinen Stand und Geburt hinreichend bewieſen — ob er ſeine Tapferkeit gleichmäßig beweiſen werde, davon werden wir uns augenblicklich überzeugen können: denn ich habe unſere Ritter bewegt, ihm die Ehre des erſten Kampfes und — des unbändigſten Stier zu überlaſſen.

(Trompeten und Pauken ſchall.)

Boyſen. (reitet aus dem Schranken, begrüßt zuerſt die Loge des Königs, dann der übrigen Zuſchauer und ſtellt ſich dem Thore gegen über.)

König. Ein ſtattlicher Ritter!

Heinrich. Die Figur eines jungen Herkules.

Königin. Man hätte ihn vor dem Wageſtück warnen ſollen.

Eduard. (erwartungsvoll von ſeinem Sitze aufſpringend) Wenn ers rühmlich beſteht, ſo iſt er mein Mann!

Pereira. Ein vortreflicher Stier! — von ſolcher Größe und Wuth hatten wir lange keinen.

Hofmarſch. Ich habe ihn aber auch zuerſt hetzen und mit Feuer ängſtigen laſſen.

König. Man ſiehts dem Kämpfer an, daß er ein Ausländer iſt.

Hofmarſch. Er ſcheint keinen recht kühnen Angriff wagen zu wollen.

Eduard. Das nicht! ihr ſeht ja, er neckt das Thier nur durch kleine Lanzenſtiche und ſucht ſeiner Wuth durch geſchickte Wendungen ſeines Roſſes zu entgehen.

Apollonia. (zu Ineſilla) Er flieht!

Ineſilla. Man hätte doch den Fremdling nicht dem Spotte Preis geben ſollen.

Pereira. Er ſpringt vom Roſſe?

Hofmarſch. Wirft ſogar die Lanze weg? — Junger Herr! ihr werdet künftighin nicht das Stier-

gefecht für eine Kleinigkeit halten. — Ich wette, der Stier schleudert ihn in die Luft!

Ineſilla. O ich mag das nicht ansehen.

(Allgemeines Freudengeschrey, Trompeten- und Paukenschall.)

König. Das war ausserordentlich!

Eduard. Braver Ritter!

Hofmarſch. (zum Connetable) Haltet ihr es nicht für Tollkühnheit, Senor?

Pereira. Für den entschlossensten Streich, den ich in meinem Leben sah.

Ineſilla. (zu Apollonia) Was geschah? ich konnte nicht hinblicken.

Apollonia. Da habt ihr euch durch eure Furchtsamkeit um den schönsten Anblick von der Welt gebracht. Wir alle halten den Ritter für eingeschreckt, glauben er fliehe — plötzlich stürzt er auf ein Knie nieder, streckt mit der Linken seinen Schild vor — schon beugt der Stier seinen Nacken — schon erreichen seine Hörner den Schild. Plötzlich reißt der Ritter seinen Dolch aus der Scheide, setzt ihn hinter die Hörner des Stiers und drückt, indem dieser den gewaltigen Stoß vollbringen will, ihn bis ans Heft dem Stiere ins Gehirne, der wie von einem Wetterstrahl getroffen, hinstürzt. Ein herrlicher Anblick!

Eduard. So etwas verdiente doch eine außerordentliche Beifallsbezeugung.

Pereira. Gewiß, mein Prinz! aber auch seit langer Zeit hörte ich kein so freudiges Toben der Zuschauer. — Der Ritter wird ganz mit den zugeworfenen Blumen unserer Damen bedeckt.

König. Don Aveiro, bezeugt ihm meinen Beifall und sagt ihm, daß seine Gegenwart an meinem Hofe mir willkommen sey.

Pacheco. (zu Vaz) Der Fremdling wird durch diesen tollkühnen Streich sich allgemein einschmeicheln!

Vaz. Mag er doch, wenn ers verdient.

Audienzzimmer des Königs.

Der König auf dem Throne sitzend, zur Rechten desselben Eduard und Pedro; zur Linken Heinrich und Pereira; hinter demselben verschiedene Großen. Der Hofmarschall, welcher Hans von Boysen hereinführt.

Hofmarschall.

Ritter Hans von Boysen aus Preußen, genießt die Ehre, auf Ew. Königl. Majestät allergnädigste Erlaubniß, seine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.

König. Seyd willkommen, Herr Ritter! — Was führte euch nach Portugall?

Boysen. Der große Ruf, worin Portugalls edler König und seine tapfere Ritterschaft steht; mein Wunsch, unter dem edlen Pereira, dieser Geißel der Ungläubigen, kämpfen zu dürfen und — mein Unglück.

König. Darf ich letzteres wissen und vermag ichs zu lindern?

Boysen. Theilnehmung des Edlen ist Linderung, deshalb hier meine kurze unbedeutende Geschichte. Im Kriege gegen die ungläubigen Litthauer fand mein Vater den Heldentod auf dem Schlachtfelde: sein Busenfreund, Heinrich von Plauen, Gebietiger des deutschen Ordens, erzog mich. Was ich bin, was ich werden kann, verdanke ich dieser Erziehung; von ihm als Gesandter deutschen Ordens nach England und Flandern geschickt, war ich abwesend, indeß Verrätherey und Empörung gegen ihn, den Meister seines Ordens, der Preussen von Pohlens Knechtschaft, vom Verderben errettet hatte, unerwartet ausbrach. Er schmachtet, seiner Würde beraubt, im Gefängniß; seine Freunde, zu schwach ihn zu retten, theilen sein unglückliches Schicksal, oder sind, indes die Empörer triumphiren, vertrieben und flüchtig. Mein Vaterland, beherrscht durch Empörer, muß ich meiden und vergessen! — Erlaubt,

edelmüthiger Monarch! daß ich mir in euren Staaten ein neues Vaterland verdiene.

König. Ihr sollt finden, daß man Treue gegen seinen Landesherrn und Wohlthäter, so wie ritterliche Tapferkeit zu schätzen und zu belohnen wisse. Im letzten Gefechte gegen die Mauren blieb Don Eduards des Infanten erster Waffenträger. Sein Wunsch war es, da er die Beweise eurer Tapferkeit sah, euch diese Stelle anzuvertrauen und ich, mit eurer Geschichte bekannt, gebe ihm Beifall. Betrachtet nun Portugall als euer Vaterland; ihr kämpft nun an der Seite meines Erstgebohrnen, theilt mit ihm, oder verjagt lieber durch euren Muth, jede Gefahr.

Boysen. Beweis, daß ich diese Gnade im ganzen Umfange erkenne, kann ich nicht durch Worte nur durch Thaten führen, und diese sollen, so Gott und die Heiligen meinem Wunsche Gedeien geben, einst zeigen, daß ich es fühle mit Portugalls berühmten Rittern, um Ehre und Ruhm wetteifern zu müssen.

Gemach im Pallaſte des Hofmarſchalls.

Donna Appollonia; Roſalia, ihr Kammermädchen.

Roſalia.

Seyd überzeugt, daß er nach euch ſah.

Appollonia. Ich will dir glauben, weil ichs gerne ſo haben möchte; aber ich betheure es dir, er iſt kalt, gegen jede unſeres Hofes. Er muß ſeine Geliebte in der Heimath haben — vielleicht in der Liebe unglüklich ſeyn.

Roſalia. Wer könnte ihn dann wohl beſſer troſten, als ihr meine Gebieterin.

Appoll. Ich lauſche auf jeden ſeiner Blicke, ich ſpähe, auf welchen Gegenſtand er am längſten verweilt; dieſer ruht auf kein weibliches Geſchöpf, nur auf Pereira — den Todfeind meines Vaters, auf Pereira! und dann auf Eduard, der ihm eben ſo wenig geneigt iſt. Beide wiſſen ihn auch dafür nicht genugſam zu erbeben.

Roſalia. Welch ein Vortheil, wenn einſt der Gemahl der ſchönen Donna Appollonia zwiſchen ihrem Vater und ſeinen Feinden das Band der Verſöhnung knüpft.

Appoll. Werden aber dieſe Feinde nicht alles gegen mich aufbieten? — Iſt Donna Ineſilla nicht auch ſchön?

Roſalia. Würdigt euch doch nicht zur Vergleichung mit ihr herab. Sie hat ein recht artiges Geſichtchen, das wohl einen Maler begeiſtern könnte, ihren Kopf für eine heilige Magdalena, Thereſia oder eine andere Ordensſtifterin zu borgen; aber wenn er die gebenedeyete Himmelskönigin malen wollte, wie ſie gen Himmel emporſteigt, und ſelbſt bey dem Staunen über die Begrüßung der himmliſchen Mächte nicht vergißt, daß ſie dieſes erhabenen Glückes wurdig iſt, wenn er dieſe malen will: dann muß ihm Donna Appollonia ſitzen. Wo hat Ineſilla dieſes Auge voll Feuer, dieſes Leben in jeder Bewegung, dieſen Anſtand?

Appoll. Schmeichlerin! — ich wollte daß Verſen deiner Meinung wäre.

Roſalia. Iſt ers nicht, ſo wird ers doch einſtens ſicher werden. Schmachten nicht Portugalls edelſte Ritter zu euren Füßen? habt ihr nicht letzthin bemerkt, wie Infant Heinrich, als er dem Hofe die Geſtirne zeigen wollte, durch ſein Sehrohr zu blicken vergaß, als er euch ins Auge ſah? Alle Damen wurden es gewahr und flüſterten neidiſch.

Appoll. (zerſtreut) In welcher Kirche er doch die Meſſe hören mag.

Roſalia. Gewiß nirgends, dann bey den Auguſtinern, mit dem Infanten und Pereira. Pater Xaverius meinte: er wäre vielleicht im Glauben nicht rein, denn in Preußen, ſeiner Heimath, ſollen viel arge Ketzer wohnen.

Dominikaner-Kloſter zu Liſſabon.

Thomas, Provinzial des Dominikaner-Ordens; Eucharius, Prior des Dominikanerkloſters; Xaverius, Dominikanermönch und Beichtvater der Königin. Tiburtius, Felix und Cöleſtinus, Dominikanermönche.

Thomas.

Die Thüren ſind alſo ſorgfältig verſchloſſen und wir ſind ſicher vor jedem Lauſcher.

Eucharius. Durch drey Gemächer geht der Weg, ehe man in dieſes kömmt; hier ſind die Schlüßel von allen, und vor der äußerſten Thüre halten zween Brüder Wache.

Thomas. Brüder in dem Herrn! es iſt eine feierliche Stunde. Ich prüfte viele und fand nur

euch wenige bewährt. Die Schwachen brauchte ich daher nur zu Werkzeugen; ihr aber seyd die Seele des großen Plans für Gegenwart und Nachwelt; eines Plans, von dem das ganze Menschengeschlecht abhängig wird. Seine Grundsteine sind mächtig gelegt und damit ich euch für euren Eifer lohne — nehmt hier das Größte was ich euch geben kann, des Geheimnisses Enthüllung. Ich bin alt und reif zum Grabe und sinke ich hin, dann seyd die Stützen des mächtigen Gebäudes. Und nun antwortet mir ohne Zurückhaltung, wir reden wie ein Bruder zu dem andern: was ahndet euch von allen meinen Unternehmungen? — welchen Zweck traut ihr mir zu?

Euchar. Die Menschen wollen beherrscht seyn, es sey durch Vorurtheil oder durch Macht. Zur Zeit als das Menschengeschlecht in Unschuld war, da beherrschte und leitete der Edelste und Tugendhafteste die Menschen durch Beispiel und Lehre. Die Menschen arteten aus und der Stärkere zwang den Schwächern zum Gehorsam. Aber der Stärkste am Cörper, war nicht immer der Stärkste am Geiste: deshalb verrieth er so manche Schwäche; der Klügste und Listigste erspähte diese und ward hiedurch Beherrscher des Starken.

Thomas. Recht! lieber Bruder! die Monarchen haben den Glanz, aber auch die Gefahr der Regierung; der Erzieher, der Beichtvater des Monarchen, der seine Neigungen, seine Meinungen kennt

und sie benützt, ist mehr König als der welcher die Krone trägt.

Tiburt. Dies fühlte ich beständig; aber hierauf können doch unmöglich eure Plane allein gehen? — Sollte euch nicht auch Liebe zu unserm Orden, zu manchem Schritte veranlassen?

Felix. Und Furcht, daß unsere Herrschaft nicht immerwährend seyn werde?

Thomas. Ihr habt in meiner Seele gelesen. Furcht vor der Hölle unterwirft die Menschen dem Priester, so lange der Glaube währt: daß der geweihte Diener der Kirche, Vermittler zwischen Gott und dem Menschen sey, daß er Sünden vergeben, die Pforten der Hölle sprengen und den Himmel aufschließen könne. Der Tugendhafte ehrt uns, wenn er glaubt, daß wir der Gottheit näher stehen; der Lasterhafte, der die Vorwürfe seines Gewissens fühlt, ist unser Sclave, sobald er glaubt, daß er sich durch unseren Beistand entsündigen könne. Diesen Glauben müssen wir unerschütterlich bey den Menschen zu erhalten suchen — wer sich ihm entgegen setzt — der zittere! — Sanct Dominikus, unser Ordensstifter, fühlte dies; vernichtet wurden durch ihn die Waldenser, welche die herrschende Meinungen der Gläubigen abschütteln wollten; er sey uns Vorbild!

Cöleſt. Wer nicht vor dem Kreuze niederfällt, das nur der Priester allein erheben darf — weg mit ihm! Dazu haben unsere Getreuen Dolche.

Thomas. Falsch Bruder! Wir verleiten unsern Feind, daß er öffentlich Schritte gegen uns vornehme, alsdenn bieten wir erst unsere ganze Macht im stillen gegen ihn auf, stürzen und erniedrigen ihn wo wir können, rauben ihm alles was ihm lieb ist; — aber verdeckt, damit wir überall sagen können, dies ist nicht unser Werk — nein! Strafe des Himmels! — Kehrt er reuig zurück, erkennt er unsere Obergewalt: dann leiten wir ihn zu unserm Zwecke; aber mit Behutsamkeit, damit er nie zum Verräther werden könne. Kann aber sein Starrsinn durch nichts gebrochen werden, muß er für unsere erhabene Zwecke bluten: dann sey es öffentlich auf dem Richtplatze.

Felix. Ich ehre eure kühnen Entwürfe; aber die Ausführung —

Thomas. Ist schwer! — und vielleicht vergehen Jahrhunderte, ehe wir die Fürsten so weit bekommen, daß sie glauben: der Priesterstand sey die mächtigste Stütze des Throns; ehe sie den Großen, dessen Macht — den Burger, dessen Kopf ihrer Alleingewalt gefährlich wird — uns übergeben; uns bitten, ihn, den sie ohne Aufruhr zu erregen nicht hinopfern dürften, als Ketzer zum Sühnopfer der Gottheit an den Füßen des Altars zu tödten! — Ist dieser Bund einmal geschlossen: wen kann er alsdenn noch gegen uns schützen? Unsere Macht ist un-

erschütterlich, und als Stellvertreter der Gottheit, schreiben wir dem Erdballe Gesetze vor.

Tiburt. Und unser Orden?

Thomas. Bleibt, weil ihn sein Stifter zur Ausrottung der Ketzer bestimmte, beständig Handhaber dieser geistlichen Rechtspflege. Jeder große Mann eines andern Ordens, der uns im Wege steht, muß in unser Gefängniß und, durch Furcht und Hofnung geleitet, für uns arbeiten. Die ersten geistlichen Pfründen müssen nur Gliedern unseres Ordens zu Theil werden; wer unsere Gunst erkaufen will, muß durch Stiftung neuer Klöster die Zahl unserer Brüder mehren; Cardinäle müssen aus unserer Mitte erwachsen und die dreyfache Krone nur dem zu Theil werden, der unseres Ordens, oder von unserm Orden beherrscht ist, und dies muß unserm Orden, — sobald er nur erst das Ketzergericht und die Gewalt, als Rächer der Gottheit zu würgen erhält, — ewige Dauer, ewige Größe geben!

Xaver. Wer wird nach eurem Tode eure Ideen fassen, eure Plane ganz durchsetzen?

Thomas. Dafur habe ich geserat. In unserer bekannten Chiffersprache werdet ihr, in meinem Pulte, die Vorschriften: wie ein solches heiliges Officium durch unsern Orden, sey es auch nach Jahrhunderten errichtet werden könne? und alle Mittel zur Ausführung finden; legt unverdrossen Hand ans Werk und alles muß zur Reife gedeien.

Xaver. Wenn nur die Fürsten selbst uns nicht entgegenarbeiten — Schon ist der Eifer, womit sich Heinrich den Wissenschaften widmet, uns gefährlich; mehr aber fürchte ich noch von Eduard.

Thomas. Mit nichten, der ist zu heftig, als daß er der Wollust widerstehen sollte und der Entnervte, dem Vergangenheit nur den Rückblick in strafbare Freuden gewährt, dessen schwacher Cörper sein eigen memento mori ist, der nicht weiß, wodurch er den Himmel verdient haben könnte, nicht Stärke genug fühlt, sich durch seine Handlungen noch jetzt einen Anspruch darauf zu erwerben: der kann uns nie gefährlich werden. — Bruder Xaverius! wie weit ist seine Geschichte mit Donna Appollonia?

Xaver. Das feurige Mädchen hätte gewiß unsere Zwecke vortreflich befördert, wenn ihr nicht Boysen, der Fremdling, das Gehirn verrückt hätte.

Cöleſt. Auch Pacheco, mein Vetter, führt über ihn große Klage. Ihr wißt unsern Plan: Appollonia sollte mit ihm vermählt und durch ihn von uns gelenkt werden; aber sie begegnet ihm jetzt mit der größten Kälte.

Thomas. Dieser Boysen hat sich mit einemmale so hervorgefunden. Er ist muthig, kühn, — hat äußern Anstand, weis sich gut auszudrücken —: er wäre uns brauchbar.

Tuchar. Er hat keinen Anhang, keine Verbin-

dungen und Feinde die Menge. Rücklehn an uns muß ihm willkommen seyn.

Thomas. Man muß ihn prüfen. Ich werde euch darüber meine Meinung wissen lassen; vielleicht wird Appollonia selbst die Lockspeise, womit wir ihn angeln.

Cöleſt. Ihr hattet sie ja aber meinem Vetter Pacheco bestimmt?

Thomas. Den wollen wir auf eine andere Weise entschädigen: was meint ihr zu Donna Ineſilla, der Tochter des Connetable Pereira?

Cöleſt. Ein Glück, groß genug! — wenn es nur mein Vetter erreicht.

Thomas. Wer es mit uns hält, kann alles erreichen.

Xaver. Man spricht aber viel von den Eigenschaften dieses Fremdlings, viel von seinem Starrsinn, selbst seiner freien Denkungsart in Glaubenssachen. — Ich fürchte, die Denkungsart der Tempelherrn hat einigermaßen auch bey den Marianern in Preußen Eingang gefunden. Der deutsche Ritter, der noch Harnisch und Waffen führt, kann nie ganz im Geiste des Priesters denken.

Thomas. Ihr habt nicht ganz Unrecht und darum wurden auch die Anhänger eines Waldus, Huß und Wiklef in Preußen geschützt; und wäre Posen gerade diesen Grundsätzen ergeben, wie ruhmvoll wäre dann auch unser Sieg über ihn. Der Mann,

den wir ſo weit bringen, ſeine Grundſätze ſeinem Vortheil aufzuopfern, der iſt von dem Augenblicke an, nichts mehr als Werkzeug in unſerer Hand.

Felix. Und wenn er uns widerſteht?

Thomas. Dann übergeb' ich ihn euch und dem Bruder Tiburtius, um ihn durch Liſt, und wenn dieſe nicht frommt, dem Bruder Coleſtinus, ihn durch Gewalt zu vernichten.

Marienburg.

Gemach des Großcomthurs.

Friedrich Graf v. Zollern, Großcomthur; Helfried von Drache, Comthur von Brandenburg.

Großcomthur.

Ihr ſcheint traurig, lieber alter Freund! der Meiſter hat euch doch wohl um keines unangenehmen Geſchäfts willen hergerufen.

Helfried. Das nicht! aber wer könnte dermalen wohl heitern Sinnes ſeyn? — Seyd ihrs denn?

Großcomth. Bey Gott nicht! Ich hause hier zu Marienburg, hier wo ich einen Conrad das Land weislich, mit Mäßigung beherrschen, hier wo ich seinen Vetter, den kühnen Ulrich, in allen Tugenden des Feldherrn glänzen und — was ich nicht laut sagen darf — den unwürdiglich entsetzten Heinrich jede Regentenpflicht erfüllen sah. Mir ist's hier in der seinen Burg, wo mir sonst so wohl war, wie mir als jungen Ritter zu Muthe ward, wenn ich in St. Annen-Gruft hinabstieg und dorten die Särge der ehemaligen Meister, der größten Männer des Ordens erblickte. O mir scheint jetzt ganz Marienburg ein großer Sarg zu seyn, worin der Ueberrest des ehemals so glänzenden Ordens seiner Verwesung entgegen reift!

Helfried. Und wir, die sonst alles lenkten und beherrschten, das güldne Fließ *) der edlere Theil des Ordens, was sind wir?

Großcomth. Wir sind, was die Anhänger des güldnen Schiffes **) sagen, ein Pallast, den dies Schiff hinfuhrt, wohin es will. — Comthur! — ich habe mich schwer an Planen versündigt. Es ist wahr, er herrschte nicht ganz wie das Ordensbuch gebeut, aber er hatte für den ganzen Orden ge-

*) So nannte sich der höhere Adel im Orden.

**) Ein Name, den sich die Verwandten des niedern Adels beilegten.

dacht und gehandelt; er hatte einzig den Orden vom Untergange gerettet; war es ihm denn auch so sehr zu verargen, wenn er einzig über ihn herrschen wollte; Gans und Kuchmeister haben mich schrecklich hintergangen.

Helfried. Es ist vorbey! — Plauen schmachtet im Gefängniß. — Eine Thräne des Mitleids die ihm hin und wieder noch ein Freund im Verborgenen weint — dies ist alles, was man seinem Andenken zollt. Großcomthur! — Graf Friedrich von Zollern! — einzige Stütze des höhern Adels! soll das nicht anders werden?

Großcomth. Bey Gott, es soll! — hier habt ihr meine Hand! Die Feinde des Meisters mehren sich mit jedem Tage, er schmeichelt dem Adel und den Städten, giebt ihnen Antheil an den Regierungsgeschäften — aber sie werden immer weiter um sich greifen und wenn der Meister ihnen nur einmal eine abschlägige Antwort giebt: dann werden sie aller empfangenen Huld vergessen, werden als Schuldigkeit vom Meister fordern, was er ihnen als Gnade nicht ertheilen will; und sein Anschmiegen an die Pfaffen — o das wird ihm theuer genug zu stehen kommen! Hat er nicht den letzten Landtag in eine Landsynode verwandelt? Er weiß, der höhere Adel und Plauens Freunde, sind Willens Lehren nicht abhold und unter dem Scheine: die Feinde der Kirche zu unterdrücken, sucht er seine Gegner im Orden zu vernichten, räumt

den Pfaffen eine Gewalt ein, welche sie nimmer hatten. Schon wüthen sie gegen Leichname, reißen sie aus den Grüften und überhäufen sie mit Schmach. — So etwas in Preußen! — es ist schändlich!

Helfried. Wären uns die Pohlen minder gefährlich, ich glaube, längst wäre Aufruhr im Lande.

Großcomth. Dies müssen wir verhindern. Ein mächtiger Schlag stürzte den edlen Plauen; — so werde auch Küchmeister zerschmettert und sein Anhang sey unterdrückt, ehe die Pohlen auf erhaltene Nachricht, den Zwiespalt benutzen können.

Gemach des Hochmeisters.

Der Hochmeister; Lysart von Sanghausen, Compan; und Zander von Boysen.

Zander.

Blos die Furcht, daß die Entweichung meines Vetters unserm ganzen Geschlechte fürstliche Ungunst zugezogen habe, und ich deshalb hier kein gnädiges Antlitz hoffen dürfe, hat mich so lange abgehalten, Ew. fürstlichen Gnaden meine Unterwürfigkeit zu bezeugen.

Küchmeister. Es ist mir lieb, daß ihr diesen ungegründeten Argwohn abgelegt. Versichert eurem ganzen Geschlechte, daß ich ihm mit Huld und Gnaden ergeben sey.

Zander. Eure Gnade ist übergroß und wenn sie es erfahren, daß ihr die strafbare Entweichung meines unbändigen Vettern unserm Geschlechte nicht entgelten lasset; so wird dies, wie ich hoffe, auch die Starrsinnigsten zur Dankbarkeit bewegen. — Wäre es nicht zu kühn, so würde ichs wagen, noch für mein Geschlecht eine neue Gnade zu erflehen. Es ist freilich viel, aber da es weder Haabe noch Eigenthum des Ordens anbetrift; so darf ich mich vielleicht fürstlicher Erhörung schmeicheln.

Küchmeister. Ich thue gern, was andern unbeschadet geschehen mag.

Zander. So erlaubt gnädiglich, daß ich mein Anliegen fürtrage. Metha von Lehnsdorf, eine reiche Erbin aus den Osterrodischen Gebiete, verlohr ihren Vater in der Schlacht bey Tannenberg. Der damalige Statthalter Plauen verlobte sie, wegen ihres Reichthums, seinem Lieblinge Hans von Beysen und übergab sie der Obhut unseres gemeinschaftlichen Oheims Festus. Seitdem nun Hans Landflüchtig wurde, hält sie sich bey diesem auf und wenn ihr reiches Erbe unserm Geschlechte durch Heirath zu Theil würde, dann erhielten die Beysen den anzuschein-

lichſten Beweis, daß Ew. fürſtliche Gnaden ihrem Geſchlechte nicht abhold ſey.

Lyſart. Ritter Zander ſelbſt iſt noch unbeweibt —

Küchmeiſter. So hab' ich nichts dagegen, wenn ihr in die Stelle eures Vettern treten wollt, ſondern freue mich vielmehr hiedurch zu bezeugen, daß ich keinem Geſchlechte abhold ſey, welches meinem Vorgänger zugethan war, dafern es nur gegen mich die nämliche Treue und Ergebenheit beobachtet.

Zander. Davon ſoll Euer fürſtliche Gnade von meiner Seite die gröſten Beweiſe erhalten. Dankbarlichſt nehme ich die Hand der ſchönen Metha an; noch hängt zwar ihr Herz an dem Entflohenen; aber dafern Euer fürſtliche Gnade nur meinen demüthigen Vorſchlägen Gehör giebt, ſo verzweifle ich nicht, allgemach den Weg zu dieſem Herzen zu finden.

Liſſabon.

Palaſt des Hofmarſchalls.

Don Juan Aveiro, Hofmarſchall; Thereſia, ſeine Gemahlin; Appollonia, ſeine Tochter.

Thereſia.

Aber wenn nun der Infant, Gemahl unſerer Tochter würde?!

Hofmarſch. Dann gäbe freilich der Erbe des Thrones unſerm Hauſe einen neuen Glanz mehr; doch ſcheinen dies nicht Eduards Abſichten zu ſeyn — und Schande tilgt bey dem Geſchlechte der Aveiro nur Blut!

Appoll. Seyd unbeſorgt! Eure Tochter kann nie ihre Pflicht vergeſſen.

Hofmarſch. Davon halte ich mich überzeugt und handle deshalb auch ſo, wie es ſchwerlich ein anderer Vater thun dürfte. Ich rathe dir ſelbſt: ſuche durch einen Anſchein von Nachſicht die Hoffnung des Prinzen zu beleben, ſuche ſeine Leidenſchaft auf den höchſten Grad zu reitzen, aber — die Erhörung ſei,

nur

ner Wünſche nur dann, wenn er ſeine Gelübden am Traualtar befeſtigt! Behandle mich nicht wie einen Vater, ſondern gleich deiner vertrauteſten Freundinn und mein Rath ſoll dich zum Ziele leiten.

Thereſia. Aber wenn ein Mann von Rang und Gewicht ſich indeß um Appollonens Hand bewerben ſollte? —

Hofmarſchall. So muß man ihn durch Hofnungen hinhalten, bis man über die Geſinnungen des Infanten beſtimmt urtheilen kann.

Thereſia. Wenn aber der Liebhaber auf Entſcheidung ſeines Schickſals dringen ſollte? — wenn er ungeduldig wäre?

Hofmarſchall. So muß er Geduld lernen! — Ich weiß, ihr zielt auf Don Pacheco — aber ein Gemahl der Art, kann Appollonien nie fehlen.

Appoll. Ihr habt mir Zutrauen geboten, mein Vater — nicht Pacheco wäre ein Mann wie ich ihn wünſchte; — aber wenn Vonſen —

Hofmarſch. Es iſt ein Ausländer, ſeine Verbindungen mit dem Infanten geben ihm nur den ſchnell erliſchenden Glanz eines Meteors. Wer kennt ſein Geſchlecht? wer weiß etwas von den Thaten ſeiner Ahnen? — So ein Mann kann zwar gefallen, eine verheirathete Dame mag ihm ihre Freundſchaft ſchenken — auch manche vom niedern Adel mag ein Auge auf ihn werfen; aber meine Tochter, wär' ſie

auch keine der ersten Schönheiten im Lande, würde durch eine solche Verbindung nur erniedrigt seyn.

Appoll. Aber ich setze den Fall, daß er unter allen am Hofe sich meinen Beifall vorzüglich zu erwerben wüßte?

Hofmarsch. So würde hiedurch meine Denkungsart um nichts verändert! Appollonia! Leidenschaften der Art, sind nur für den gemeinen Haufen. Wir müssen durch solche Aufopferungen freilich in unserer Jugend manche Freude verlieren; aber dafür uns ein Recht, eine Freude erkaufen, welche in jedem Zeitpunkte des Lebens das erste Glück des Menschen ausmacht; ein Glück, wofür unser Herz auch nicht im höchsten Alter erkaltet: das Recht zu herrschen und zu gebieten!

Theresia. Aber sollen wir dann auf alle zärtlichen Gefühle Verzicht thun?

Hofmarsch. Wer fordert dies? — aber nahmt ihr mich selbst aus Liebe? zerstörte nicht unsere Ehe — verzeiht mir diese Erinnerung! — ein Band, von dem ihr so vieles Glück hoftet? und wurdet ihr deshalb unglücklich?

Theresia. Das nicht! Ihr habt viel für mich gethan, aber doch, wenn ich noch den Mann erblicke, der, da er mich nicht erhalten konnte, auf alle Freuden der Welt Verzicht that, — verzeiht mir mein Gemahl! — es ist seitdem beinahe ein halb Jahr

hundert vergangen — und noch fühle ich eine sonderbare Empfindung.

Hofmarsch. Glaubt ihr indeß, daß der Mann, dem ich eure Hand entzog, deßhalb unglücklich wurde? — ist Vater Thomas jetzt nicht selbst mein Freund?

Theresia. Aber er, dessen Herz sonst an allem Antheil nahm, wie kalt ist er nun, wie strenge! In seinen Zügen ist etwas gemischt, wofür man Achtung aber auch zugleich Schauder fühlt. Ich liebte vormals den Mann; aber wenn ich ihn jetzt sehe, so ists mir immer als hätte ich der Welt einen guten Menschen geraubt, und ihr dafür eine schöne Marmorstatue zum Ersatz gegeben.

Hofmarsch. Wie die Weiber urtheilen? — Seyd ruhig! Thomas ist glücklich, vielleicht glücklicher als wir. Schon jetzt beinahe als Heiliger verehrt, sucht jeder seine leisesten Winke durch Zuvorkommen zu befriedigen; sein Beifall, sein Umgang, ist ein Ziel, wonach jeder ringt; er ist der erste seines Ordens im Lande und der erste unter einer Räuberbande muß sich doch glücklicher fühlen, als der letzte unter den Feldherren des Reichs!

Pallaſt des Königs.

König Johann; Connetable Pereira, Gonjalez Zarco, Ritter.

Pereira.

Ritter Zarco wird mündlich von allem die beſte Nachricht geben können.

König. Nun ſo laßt mir dann eure ganze Unglücks-poſt wiſſen.

Zarco. Längſt hatte der edle Seuſa von den Rüſtungen der Mauren Nachricht erhalten, und war deshalb auf ſeiner Huth. Nicht unerwartet erſchien ihm der Afrikaner mächtige Flotte. Er wollte ſich ihrer Landung widerſetzen; aber ſeine Macht war zu klein, er vertheilte ſie deshalb in Algarbiens Vesten, die mit allem hinreichend verſorgt einer langen Belagerung Troz bieten. Er ſelbſt iſt zu Silves, und hofft ſich bis zur Ankunft des Entſatzes tapfer zu vertheidigen. Als ich abzieng, war Muhamed Ebn Caled, der Feldherr der Mauren, ſchon mit ſeinem großen Heere nahe bey der Stadt, die er vielleicht in dieſem Augenblick beſtürmt.

Pereira. Wir können uns auf Seuſa's Muth auf die Tapferkeit der Portugieſen verlaſſen; beide

ſind geprüft und bewährt, und wenn mein König gebeut, ſo eile ich zum Entſatz!

König. Ich danke euch für den Eifer! Sucht dieſe grauſamen Feinde ſo ſchnell als möglich zu vertreiben und erkennt das Zutrauen, welches ich in euch ſetze, dadurch, daß ich euch ſelbſt meinen Erſtgebohrnen zum Streitgefährten mitgebe. Ihr bedürft keine Verhaltungsbefehle, was ihr anordnet, heiße ich gut. Bietet alles auf! — Gott und die Heiligen mögen mit euch ſeyn!

Zelle im Dominikanerkloſter.

Pater Cöleſtinus und Pacheco.

Pacheco.

Wäre es möglich! für alle meine Dienſte, für alles, was ich mir auf ſeinen Befehl gefallen ließ? — Ja, Wahrheit iſt's, daß wenn der Teufel nur den Sünder erſt bey einem Haare hat, er ihn bald ganz in ſeine Gewalt bekomme.

Cöleſtinus. Seyd nicht ungerecht und laßt eure Klage nicht zu laut hören! Nur Unterwürfigkeit kann eure Verdienſte noch erhöhen, und euch wird gewiß ſodann eine noch ruhmlichere Belohnung zu Theil werden.

Pacheco. So nahe am Ziel und nun wieder mit einemmale entfernt! —

Cöleſt. Vetter! ihr klagt wie ein Weib, — ſo etwas kann euren Handel nicht beſſern, verlaßt euch auf meinen und unſeres ganzen Ordens Beiſtand.

Pacheco. O zu lange hab' ich mich darauf verlaſſen. — Ich ward für euch Spion und Bandit, was ihr wolltet, das ward ich durch euch; aber bey der heiligen Jungfrau! das ſoll ferner nicht ſeyn. Ich will für mich ſelbſt handeln; Appollonia iſt mein, ich ringe nach ihrem Beſitz und wer mir im Wege ſteht, iſt mein Feind! — Wollt ihr es ſeyn, ſo zittert! — ich kann Dinge verrathen —

Cöleſt. (lächelnd) Die euch aufs Blutgerüſt bringen würden, ohne gegen uns etwas zu beweiſen. Habt ihr gemordet, ſo iſt's eure Schuld und man wird euch zwiefach ſtrafen, wenn ihr durch Verläumdungen unſeres Ordens eure Verbrechen verkleinern wollt. — Vetter, laßt euch Gutes rathen, und ich will ſehen, ob Appollonia nicht die Eure noch werden kann. Wäre es möglich, daß Boyſen, der wie ihr behauptet, ſich noch für keine Dame erklärt habe, ſich von einer andern feſſeln ließe — wer weiß, was geſchehen könnte.

Pacheco. Gebt ihm Donna Inezilla, die ihr mir darbietet, er iſt ja Pereira's Liebling — der ich doch wahrhaftig nicht bin!

Cöleſt. Vetter! der Einfall iſt ſo übel nicht — Ich gelte als Beichtvater auch etwas im Hauſe — Wir wollen ſehen was zu thun ſey. Sollte Ineſilla und Boyſen ein Paar werden, ſo iſt ſein Hochzeittag auch der Eure mit Appollonia. Verlaßt euch auf mich!

Pacheco. Wenn ihr mich aber täuſcht —

Cöleſt. So hätt' ich groſſen Vortheil — Eure Unbändigkeit, eure Vorwürfe haben mich überzeugt, daß ihr für meine groſſen Plane nicht ſeyd, daß man euch wenig vertrauen kann; man muß ſich alſo eurer fürs künftige entſchlagen, wenn man euch für das Geleiſtete den Lohn gegeben hat.

Pacheco. Gebt mir dieſen Lohn, — gebt mir Appollonia und dann gebietet; ihr ſollt ſehen, daß ich alles dafür zu thun vermag!

Cöleſt. Es iſt gut, daß niemand eure Drohungen hörte und deshalb will ich ſie vergeſſen, zeigt aber, daß ihr dieſe Nachſicht verdient. Bewerbt euch um Boyſens Freundſchaft. — Ihr habt ſeine Größe, ſeinen ganzen Cörperbau. Belauſcht ihn in jeder ſeiner Handlungen, ſucht ſeinen Gang, ſeine Manieren, ſeine Sprache wenns möglich wäre, nachahmen zu lernen, laßt euch ins Geheim eine Rüſtung machen, die ganz der Seinen gleicht — Ihr errathet wohl meinen Zweck?

Pacheco. Noch nicht!

Cöleſt. Nun dann — wenn uns Boyſen zu ſehr im Wege ſteht — ſo begeht Pacheco in Boyſens Geſtalt einige Handlungen, wodurch wir uns den läſtigen Fremdling vom Halſe ſchaffen.

Pacheco. Dazu ſollt ihr mich nicht zweimal auffordern.

Pallaſt des Infanten Eduard.

Abend.

Boyſens Gemach.

Hans von Boyſen; der Geiſt; nachher ein Edelknabe.

Boyſen. (in ſchwermüthiger Stellung)

Boyſen! — was iſt aus dir worden? — Iſts Neid? — Nein, bey allen Heiligen! das nicht. Aber als ich den Gärtner da neben ſeinem jungen blühenden Weibe ſtehen ſah, der Säugling von der Mutter Bruſt zu ihm hinauf lächelte — o Metha! Metha! — O wahrlich! nicht das Nachjagen der Ehre iſt des Menſchen Beſtimmung. Es giebt ein Glück, das die Natur jedem darbeut, der nur blos

ihre Stimme hört. — So lange keine Nachricht von dir! Auch Bazner — hätten ſie mir Kunde des Guten zu geben, weshalb ſollten ſie ſchweigen — Wärest du für mich dahin! — Metha, Metha! wärest du für mich dahin? — Schon meide ich die Menſchen — Wenn des Tages Licht ſchwindet und ich ſo allein ſitze im Dunkeln, nur dann iſt's, als kehrte ein Schatten von Ruhe in dies Herz.

Der Geiſt. (leiſe ſeufzend) Ach! —

Boyſen. (auffahrend) Iſt noch jemand im Zimmer? — Nein! die Thüre iſt verriegelt.

Der Geiſt. (etwas lauter) Ach!

Boyſen. Nein, mich täuſcht keine Einbildung — hier ſeufzte jemand — Vielleicht in den Nebenzimmern? — Aber meine Leute ſind ja alle ausgegangen!

Der Geiſt. (vernehmlich) Ach!

(Eine weiße weibliche Geſtalt ſchwebt an der Wand langſam vorüber und verſchwindet.)

Boyſen. Jeſus Maria! — (nach einiger Erholung) O Metha! Metha! — dein Antlitz erkannte ich zwar nicht; aber ſeeliger Geiſt, der mir hier in ſeinem Lichtgewande erſchien, wenn du es biſt — nur ein Zeichen, daß ich mich nicht täuſche! —

(Die Geſtalt erſcheint auf einen Augenblick.)

Gott! — alles, alles hin! — (er bleibt in tiefem Stillſchweigen eine Zeitlang verſunken.)

Edelknabe. (klopft) Iſt niemand zu Hauſe?

Boyſen. (Steht ſchwankend auf und öfnet die Thür.)

Edelknabe. Seyd ihrs ſelbſt edler Ritter? Der Infant läßt euch freudige Bothſchaft verkünden, morgen ziehen wir gegen die Mauren! — Lieber Ritter! laßt mich doch immer neben euch kämpfen und lehrt mich, wie ich's mache, daß ich auch einſt ein braver Ritter werde. — Ihr ſchweigt! — Hat euch meine Bitte misfallen?

Boyſen. Nein, guter Knabe? — aber ich kann dir künftig nur wenig lehren — nichts weiter: als wie ein Verzweifelter den Tod im Schlachtfelde ſucht! —

Lager ohnweit Silves.

Gezelt des Connetable.

Connetable Pereira; Infant Eduard; Hans von Boyſen; Gonjalez Zarco; Alfonſo Pereſtrello; Triſtan Vaz; mehrere Portugieſiſche Ritter; nachher ein Trabant und ein Herold.

Infant.

Ihr habt uns berufen, edler Pereira, und wir erwarten nun die eigentliche Urſache zu erfahren.

Pereira. Sie liegt am Tage, mein Prinz. Wir haben heute gekämpft, wie es Portugieſen geziemt, die mit ihrem Erbfeinde, und Chriſten, die mit den Ungläubigen fechten. Viele aus unſerm Heere ſind gefallen, das Blut unſerer Bruder ſchreit um Rache! — Sieg oder Tod! war von jeher nur meine Loſung — und ſo erneure ich morgen den Kampf. Zuvor aber die Meinung des Kriegsraths, ob ſie auch die Meinige ſey.

Infant. Mit Pereira Sieg! — oder mit Pereira Tod!

Alle. Sieg oder Tod!

Trabant. Ein Herold von den Mauren gesandt, begehrt vor den Kriegsrath gelassen zu werden.

Pereira. Mit eurer Genehmigung, mein Prinz?

Infant. Ihr seyd hier Feldherr.

Pereira. Er komme!

Perestrello. Auch die Mauren haben viel eingebüßt, — ich denke, sie werden uns Friedensvorschläge thun.

Tristan. Ich wollte ihnen wohl den Rückzug gönnen.

Herold. Muhamed Ebn Caled, Feldherr des mächtigen Königs von Fez, entbeut allen tapfern Kämpfern des heutigen Tages einen Gruß! Blut der Tapfern floß auf beiden Seiten und Leichname der Erschlagenen beden die Ebene zwischen dem Lager beider Heere. Die kommende Sonne muß die Schlacht erneuen, da ein noch eins der Heere von selbst sich zum Rückzuge entschließt. Nimmer wird dies unser Heer, ehe es die Noth erzwingt und wir hoffen vom Muthe unserer Feinde ein Gleiches. — Aber soll das Schwerd unerbittlich würgen? soll des Bluts der Menschen, unserer Brüder, keine Verschonung seyn? — So frägt Muhamed Ebn Caled unser Feldherr, und harret nun eurer Antwort!

Pereira. Portugalls Krieger sind nicht Raubthiere, die aus Durst nach Blute würgen; aber die-

ser Boden gehörte unsern Vätern, die ihr unterjochtet. Wir haben die Schande unserer Ahnen gerächt und euch vertrieben, und nun erneut ihr eure Anfälle, sucht ein Land zu verheeren, das ihr nicht behaupten könnt: — so fällt auf euch des Krieges Schuld und des Mordes Ursache ist niemand dann ihr! So antworte deinem Feldherrn, wenn du keinen andern Auftrag hast.

Herold. Er sandte mich nicht ab, über des Krieges Rechtmäßigkeit zu streiten — die Gräuel desselben zu mildern, nur dies wünscht sein edles Herz. Beide Heere müssen sich einander aufreiben oder eines muß weichen — und welches? — so meint Muhamed Ebn Caled, — dies entscheide ein Zweikampf! Das Heer desjenigen, der im Kampfe fällt, ziehe ungestört zurück und erneuere keinen Angriff ehe zwei Monden verstrichen sind, der Besiegte sey, wenn er nicht umkommt, Sklave des Siegers. Niemand störe den Zweikampf, weder durch ungestüme Hitze, Arglist noch Betrug: dies schworen wir bey unserm Gesetz! — schwörts bey dem euren! und die Tafel des Schicksals entscheide über des Kampfes Ausgang!

Pereira. Sollte ich wohl das Schicksal unseres Heeres dem Arm eines einzigen anvertrauen.

Infant. Nie musse ein Maure sagen können: Portugalls Ritterschaft habe den Zweikampf mit ihm verschmäht.

Pereſtrello. Wählt mich zum Kämpfer!

Zarco. Das Loos entſcheide: wem die Ehre des Kampfs gebührt?

Pereira. Zuforderſt Entſcheidung der Hauptſache — Alle Stimmen ſind für den Zweikampf?

Die anweſenden Portugieſen. Wir alle!

Bopien. (hervortretend) Ich nicht! — Verzeiht einem Ausländer, daß er, da ihr ihn der Ehre würdigt, eine Stimme im Kriegsrathe zu führen, ſeine Meinung freymüthiglich ſagt. Das Anerbieten der Mauren beweißt, daß ſie mehr als wir gelitten haben. Desbalb, am Siege verzweifelnd, ſcheuen ſie der Schlacht Erneuerung und ſuchen nun auf einem andern Wege zu gewinnen, was ſie auf jede andere Weiſe ſchon verloren geben.

Pereira. Eure Meinung iſt welslich!

Infant. Aber für unſere Ritterſchaft nicht ehrenvoll!

Pereſtrello. Was ſoll der gemeine Portugieſe denken, wenn ſeine Ritter den Zweikampf ſcheuen.

Zarco. Der Muth des ganzen Heeres würde ſinken!

Infant. Pereira! wenn das Wort eures Prinzen etwas gilt, ſo muß der Zweikampf angenommen werden.

Pereira. So verkünde dann deinem Feldherrn, daß wir den Zweikampf und die vorgeſchlagenen Be-

dingungen annehmen. Der Kampfplatz sey auf dem Hügel, mitten zwischen unsern Heeren, morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang.

Herold. Gehabt euch wohl! (ab)

Infant. Euer Antrag, Voysen, war weise — aber nicht muthvoll.

Perestrello. Er verrieth den Ausländer.

Voysen. Ich war auf dem Schlachtfelde, wo die Gefahr am größten war und wenn ich einst wieder einen Tag wie den heutigen erlebe, so rufe ich: „mir nach! dem Ausländer!“ und wer dann nicht mit mir in die dichten Geschwader stürzt — ist ein Verläumder!

Pereira. Ruhig! wir sind in des Infanten Gegenwart. — Soll heute noch das Loos in Betreff des Kämpfers entscheiden?

Infant. Nein! morgen auf dem Kampfplatze, in der Feinde Gegenwart, loosen wir, damit der Feind sehe, daß keiner von allen Rittern sich vor dem Zweikampfe fürchte.

Gezelt des Infanten.

Der Infant; Pereſtrello; ein Edelknabe.

Pereſtrello.

In der That mein Prinz! — Boyſen mag vorzügliche Eigenſchaften beſitzen; allein ſeine Entſchloſſenheit bey dem Stieraefechte muß man ihm nicht ſo hoch anrechnen. In Preuſſen giebt es, laut ſeiner eigenen Erzählung, wilde Auer in Menge und er war folglich an eine Art ſie zu tödten gewöhnt, die wir noch nicht kannten

Infant. Sey es immerhin, es blieb doch Entſchloſſenheit und Muth. — Gurte mir den Harniſch auf Carlos!

Pereſtrello. So mag dieſer Muth — dieſes Feuer vielleicht in den Armen von Portugalls Schönen erkaltet ſeyn: denn man ſagt, er ſey in der Liebe glücklich. Ich will gerade nicht für die Nachricht bürgen; aber ſelbſt die ſtolze Appollonia d'Aveiro —

Infant. Appollonia d'Aveiro? ihr ſagt eine Unwahrheit, Ritter!

Pereſt. Verzeihung, mein Prinz! ich wollte nichts weiter ſagen, als, daß er, dem Gerüchte zu Folge, ihr nicht ganz gleichgültig ſey. — Ob er indeß

deß dieſe Schöne zu beſitzen verdiene? — dies wäre in der That viel! aber ſo mancher Ausländer machte ja ſchon ſein Glück hier im Lande.

Infant. Ihr habt Recht Ritter! — aber ich bin müde und wer weis, ob mich nicht morgen das Loos zum Kampf trift.

Pereſt. Alsdann verehrt Portugall auch gewiß in ſeinem erhabenen Prinzen den tapferſten Kämpfer und edelſten Sieger.

Infant. Habt Dank für eure gute Meinung, Ritter, und ſchlaft wohl!

Pereſt. Erhaltet ferner eure hohe Gunſt eurem unwürdigen Diener. (ab)

Infant. (wirft ſich unwillig in einen Seſſel) Appolonia d'Aveiro? — Ja, ja, ich hörte recht! — Appollonia? — Teufel und Hölle! — Ich buhle um einen ihrer Blicke — er ſchwelgt vielleicht in ihren Armen (ſpringt wüthend auf) und lacht meiner! — und lacht! — Bey Gott, du ſollſt nicht lachen!

Edelknabe. Gnädiger Herr! —

Infant. Was willt du? — fort mit dir!

Edelknabe. Laßt mich zuvor eure Hand küſſen, eure edle Rechte, die ihr meinem ſterbenden Vater gabt, als ihr mich zu ſchützen, Vaterſtelle zu vertreten, gelobtet. O ich weiß noch die Worte des lieben Sterbenden, die er damals zu mir ſprach: gehorche Carlos, dem Infanten; liebe ihn wie du mich liebteſt, wie ein gutes Kind ſeinen Vater —

Infant. Was soll das? Knabe!

Edelknabe. Ach und ich liebe euch so innig dann ihr seyd so gut und nach euch — seyd nicht unwillig, gnädiger Herr! — liebe ich niemanden mehr dann Voysen.

Infant. Hat denn der euch alle bezaubert?

Edelknabe. Ach er ist so gut; hättet ihrs nur gesehen, wie heute im Gefechte sein Auge auf euch ruhte — wie er mit seinem Schilde jeden Hieb der Feinde von euch abzuwenden suchte —

Infant. Geh' — lege dich schlafen —

Edelknabe. Ach wie sollte ich schlafen, da ihr auf Voysen zürnt, der schon so unglücklich — so sehr unglücklich ist.

Infant. Wer sagte dir das?

Edelk. Ach er selbst! Er hat eine Geliebte gehabt — ich sah einst beim Auskleiden ihr Bildniß auf seiner Brust; ein schönes Fräulein mit blauen Augen und langem gelblockigten Haare.

Infant. Mit blauem Auge? — du sah'st nicht recht, mit schwarzem Auge wars.

Edelk. Ach nein! es war auch nicht so gekleidet wie unsere Damen; er sagt — sie sey tod und darum habe er auch im Leben keine Freude — das that mir so weh' — Ach wenn ihr doch dem armen Ritter wieder gewogen würdet.

Infant. Wenn deine Nachricht wahr wäre! — Geh' leg' dich schlafen, guter Junge!

Edelk. Wenn betrafst ihr mich auf einer Lüge?

Infant. Nun gut, ich will dirs glauben.

Edelk. So laßt mich eure Hand küssen, zum Beweise, daß ihr dem guten Boysen nicht abhold seyd.

Infant. (reicht ihm die Hand) Nun dann!

Edelk. (küßt sie feurig) O guter, guter, lieber Infant!

Kampfplatz.

Auf einer Seite steht das Heer der Mauren, auf der andern das der Portugiesen.

Auf der einen Seite des Hügels: Muhamed Ebn Caled und Gefolge, nebst Abdallah' Ebn Amru. Auf der andern Seite: Eduard; Pereira; Pereskreüz; Zarco; Tristan; mehrere Portugiesische Ritter und Hans von Boysen.

Abdallah. (indem er auf die Spitze des Hügels steigt)

Hier steh' ich nun als Kämpfer meines Volks, für die Rechte der Gläubigen zu streiten und wer von euch Christen den Muth hat, der wage es und beginne den Kampf!

Infant. Laßt uns jetzt das Loos ziehen.

Pereſtrello. Ihr wißt, mein Prinz, daß ich geſtern eine Wunde bekam und deshalb muß ich mich vom Kampfe ausſchließen.

Triſtan. Der Kerl iſt ein Rieſe — aber ich ſcheue es nicht, den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Pereira. Wir kennen euren Muth; aber verzeiht mir, edler Triſtan, wenn ich — da es hier auf körperliche Stärke ankömmt — auch eure Jahre in Anſchlag bringe.

Abdallah. Hat denn keiner den Muth, mir näher zu kommen?

Infant. (aufſpringend) Ich kämpfe!

Zarco. Unmöglich Infant, der Kämpfer iſt euch nicht ebenburtig.

Pereira. Der Kronerbe darf nicht durch Zweikampf das Schickſal des Reichs aufs Spiel ſetzen.

Abdallah. In der That, mich jammert eure Feigheit und ich werde vom Siege keine Ehre erndten!

Boyſen. Vergönnt mir den Anruf, daß ich dem Prahler den Mund ſtopfe.

Pereira. So eilt, lieber Boyſen! — eilt!

Abdall. So kommt ihr doch endlich!

Boyſen. Wir kämpfen nicht durch Spott. — Maure, gebrauche dein Schwerd!

Pereſtrello. Man hätte doch das Schickſal des Heeres nicht einem Fremden anvertrauen ſollen —

Zarco. Jeder von uns — hätte man ihn zum Kämpfer bestimmt — würde es als Ehre mit Dank erkannt haben.

Pereira. Die Streiche des Mauren sind fürchterlich.

Infant. Boysen geht nur Vertheidigungsweise zu Werke.

Perestr. Wenn ihn ein einziger Streich des Mauren träfe — er wäre hingestreckt.

Pereira. Boysens Behendigkeit hält der ungeheuren Stärke des Mauren das Gleichgewicht.

Infant. Ha! —

Perestr. Weshalb ließ der Maure sein Schwerd fallen?

Tristan. Seine Rechte blutet.

Boysen. Hebt euer Schwerd auf, ehe wir weiter fechten.

Abdall. Christ! — wer hat dir diese Großmuth gelehrt?

Boysen. Ritterpflicht und — mein Herz!

Abdall. Dann schäme ich mich nicht, dein Gefangener zu seyn! — Sieh! dein Hieb hat meine Rechte gelähmt.

(Vermischtes Geschrey der Portugiesen.)

Sieg! Sieg! — Heil, dem edlen Boysen! — Heil!

Zelt des Infanten.

Eduard; Boysen.

Infant.

Boysen! ihr habt heute Portugalls Ehre gerettet
O glaubt mir's, ich bemerkte, wie Feigheit und
Schrecken sich beim Anblick des ungeheuren Maure
auf den mehresten Gesichtern malte. — Nehmt da
für meinen herzlichsten Dank und — Eduards Her
kennt keine Falschheit — verzeiht mir, daß ich euch
einen Augenblick verkannte.

Boysen. Edler Infant! gerührt erkenne ich
eure Gnade, und wenn ihr mich derselben in einigen
Augenblicken weniger würdig hieltet! so lag vielleicht
an meiner eigenen Unvorsichtigkeit, vielleicht —

Infant. Nein Boysen! — Ich gab der Stim
me der Verläumdung Gehör; aber ihr sollt auch se
hen, daß Eduard kein Schwächling ist. Ihr habt
einen auszeichnenden Lohn verdient, glaubt ihr, daß
euch Apollonia d' aveiro glücklich machen könne?

Boysen. Nein, mein Prinz!

Infant. Ihr seyd mistrauisch — wißt, daß
ich Apollonien liebte; aber ich schwör's euch bey al
lem was dem rechtschaffnen Manne heilig ist! nie ha

ſie mir irgend eine Gunſtbezeugung zugeſtanden und wollt ihr ſie zum Weibe, kein Blick ſoll es ferner dem Mädchen verrathen, was ich für ſie empfand.

Boyſen. Eure Großmuth rührt mich, edler Prinz! aber eben ſo feierlich verſichere ich euch, daß Appollonia keinen Reiz für mich habe. O! wer einmal ganz der Liebe Glück genoß, wer in den Armen eines edlen Weibes ein Paradies auf Erden ahnete und alles verlohr, — auf deſſen Herz macht die Liebe ſo leicht keinen erneuerten Eindruck.

Infant. Ihr ſeyd alſo unglücklich in der Liebe? — guter Boyſen!

Boyſen. Ich war glücklich, wurde wieder geliebt, aber ſeit kurzem hat mir der Tod alles entriſſen. Hier mein Prinz, ſeht das Bildniß des Engels, der meine ganze Seele füllte, und deren Geiſt mir vor kurzem ſelbſt die Nachricht des Todes überbrachte.

Infant. Wie! — ihr Geiſt?

Boyſen. Den Tag vor unſerm Auszuge ſaß ich allein im dunkeln verſchloſſenen Zimmer und dachte an Bietha. Da ſeufzte es dreimal — Ich blickte ſtaunend auf — da ſchwebte mir eine weiße Geſtalt, im Leichengewande, von einem glänzenden Lichte umgeben, langſam vorüber. Ich glaubte, es ſey Täuſchung, forderte den Geiſt auf, ſich noch einmal zu zeigen —

Infant. Und er kam?

Bovſen. Ja, mein Prinz! und ſo ward ich von der Größe meines Unglücks vollkommen überzeugt.

Infant. Wunderbar! — wäre es alſo doch möglich, was ich ſo oft bezweifelte?

Bovſen. Wir ſind ſchwache Menſchen! — wir können nur ahnen und träumen: wie? und was? jenſeit ſey.

Infant. Ihr habt alſo den Geiſt gewiß geſehen?

Bovſen. Gewiß! mein Prinz.

Infant. Nun dann, ſo hab' einen Vorſchlag. Eine Stunde von hier im Walde wohnt ein Eremit. Ob er ein Heiliger, ob er ein Zauberer ſey, darüber ſind die Meinungen getheilt. Er ſoll Geiſter aus ihren Gräbern entrufen, Vergangenheit enträthſeln und die Zukunft voraus verkunden. Erzählungen von dem Wundermann reizten oft meine Neugier; aber immer zweifelte ich. Jetzt aber, lieber Bovſen, da ihr ſelbſt eine ſo wunderbare Erſcheinung hattet, warum ſoll ich ferner an dem zweifeln, was ich nicht begreifen kann? — Morgen vor Tages Anbruch beſuchen wir ihn; wir beide, nur mit einem kleinen Gefolge.

Bovſen. Und aus welcher Abſicht?

Infant. Iſt er der Wundermann, ſo muß er von eurer Erſcheinung wiſſen. Er ſoll uns unſer Schickſal verkunden — Ich brenne vor Begierde, zu wiſſen, ob dieſe übernatürliche Kunſt wirklich vorhan-

den ſey? zu wiſſen, ob der Menſch ſeine Gewalt bis in die Zukunft, bis jenſeit des Grabes erweitern könne? — So etwas verdient doch wohl eine nähere Prüfung!

Boyſen. Die wir mit der größten Behutſamkeit unternehmen wollen.

Ein dichter Wald.

Morgendämmerung.

Eduard und Boyſen.

Infant.

Jetzt ſind wir ſo entfernt, daß keiner aus unſerm Gefolge uns ſehen noch belauſchen kann, und nun wollen wir die Panzer wechſeln. — Hier iſt mein Helm, gebt mir den euren.

Boyſen. In der That, mein Prinz, dies kann uns der Entdeckung näher bringen; denn ſollten wir ihm verrathen ſeyn, ſo wird ihn dies doch täuſchen, einen für den andern zu nehmen.

Infant. Wenn dies geſchieht, ſo laſſen wir ihn erſt eine Zeitlang ſchwatzen, damit er ſich völlig ver-

rathe; ihr haltet ihn alsdenn feſt, ich ſetze ihm den Dolch auf die Bruſt und erzwinge das Geſtändniß.

Boyſen. Gut, mein Prinz! aber wir wollen auch auf unſerer Huth ſeyn, denn wer ſeinen Betrug ſo weit treibt, könnte auch vielleicht Banditen in Sold haben und ſich durch unſere Ermordung vor jeder Entdeckung ſichern wollen.

Infant. Mit denen wollen wir allenfalls fertig werden.

Vor der Einſiedlerhütte.

Bruder Hieronimus; Eduard und Boyſen.

Hieronimus.

Ihr kommt, mich zu prüfen — ſeyd willkommen, Fremdlinge; aber wiß't: der Glaube nur kann Berge verſetzen!

Infant. Ihr haltet uns doch nicht für Ungläubige?

Hieron. Das nicht! Ihr ſeyd im Schooße der heiligen Kirche geboren; aber Jugend und Leichtſinn erſchüttern oft, was uns der Prieſter lehrte. Es iſt ſo bequem, wenig zu glauben, man hat alsdenn auch wenig zu fürchten.

Boyſen. Wenn ihr alles wiß't, ſo werdet ihr uns doch wohl nicht für ausſchweifende Wollüſtlinge halten? für Leute, die keinen Himmel wünſchen, damit ſie keine Hölle zu fürchten nöthig haben?

Hieron. O nein! — Infant Eduard hat ſich zwar ſo manches in der Liebe erlaubt; aber ſein Herz iſt edel und gut.

Boyſen. Wer ſagt euch, daß ich Infant Eduard ſey?

Hieron. Da geht eben die Sonne auf, fragt ſie, woher ſie ihr Licht nehme.

Infant. Denn werdet ihr auch die Urſache unſerer Ankunft wiſſen?

Hieron. Willkommen, edler Ritter! — aber ehe ich eure Neugier befriedige, eine Frage: wollt ihr, bey allem was dem Chriſten — bey allem was dem Ritter heilig iſt, auch geloben, von dem, was ihr bey mir ſah't und hörtet, nichts zu verrathen?

Boyſen. Weshalb das?

Hieron. Der große Hauſe kennt nicht der Natur verborgene Kräfte — er weiß nicht, welche unſichtbare Wurkung die ſichtbaren Zeichen der Kirche mit ſich führen. Er weiß nicht, welches große Geheimniß oft in einzelnen Worten, in einzelnen Gebeten verborgen ſteckt; daher hält er oft, was die Gnade des Schöpfers und der Heiligen den Gläubigen enthüllte, für Wurkung der Zauberey — und deshalb fordere ich Verſchwiegenheit!

Boyſen. Und wenn wir die euch nicht geloben?

Hieron. So könnt ihr mich tödten — aber nichts von mir erfahren.

Infant. Nun ſo gelob' ich ſie euch! durch dieſen Handſchlag!

Hieron. (zu Boyſen) Und ihr Infant?

Boyſen. Gleichfalls!

Hieron. Ich traue eurem Worte! denn wiß't, der Augenblick, in dem ihr mich verrathet, wird auch der letzte eures Lebens ſeyn. Könnt ihr alſo nicht ſchweigen, ſo kehret lieber zurück; wollt ihr euer Wort erfüllen, ſo tretet hinein! (er geht in die Hütte.)

Boyſen. Was ſollen wir nun thun?

Infant. Wir folgen ihm ſo ſchnell als möglich, damit er ſich nicht auf unſern Empfang weiter vorbereiten kann. Ihr wißt, was ich ahne — wir wollen Gewißheit uns holen.

(Beide gehen in die Hütte.)

Capelle des Eremiten,

im Hintergrunde der Hütte, ohne Fenſter, nur durch eine Lampe ſchwach erleuchtet.

An der einen Seite ein Altar, auf dem Wachskerzen ſtehen: ſtatt des Heiligen-Bildes auf demſelben ein ſchöner Knabe aus weißem Marmor, den einige Töpfe mit lebendigen Blumen umgeben. Die Wände ſind zum Theil mit Reliquien, zum Theil mit Gemälden der Heiligen verziert. Am Fuße des Altars liegen einige Todtenköpfe und Menſchenknochen.

Hieronimus; Eduard; Beyſen.

Hieron. (im Hereintreten)

Ihr ſeht hier keine Werkzeuge der Zauberey, vielmehr Heiligthümer, deren Kraft jeden Geiſt der Hölle verbannen würde — ſeyd alſo ohne Furcht.

Beyſen. Wir gehören ohnehin eben nicht zu den Furchtſamen.

Hieron. Infant Eduard hat dies hinreichend bewieſen.

Infant. Darf man fragen, wie der Heilige heißt, der euren Altar ziert?

Hieron. Wenns ein Heiliger ſeyn ſoll; ſo nennt ihn Chriſtkindlein.

Boyſen. Und wenns keiner ſeyn ſoll?

Hieron. So heißt er der Schutzgeiſt der Welt, der den unbedeutenden Samen zur herrlichen Blüthe weckt, das Edelſte der Erde, den Menſchen, im Moder und Staub wandelt, damit er wieder zur edlern Beſtimmung erwache. — Deshalb dieſe Symbole: die Blumen und dieſe Schädel — — Doch wir wollen zu eurem Zwecke. Ihr wollt, daß ich euch den Schleier der Zukunft enthülle?

Infant. Und damit wir eurem Worte deſto feſter vertrauen, wünſcht' ich auch ſo etwas aus der Vergangenheit zu erfahren?

Hieron. (zu Boyſen) Und ihr, mein Prinz?

Boyſen. Befriedigt zuerſt die Neugier des Ritters.

Hieron. Es ſey. Tretet her auf dieſe Stelle, Infant — auf jene Ritter. Hier mit dieſen Gebeinen werde ich einen Zirkel um euch legen, wagt ihr während der feierlichen Handlung einen Schritt über denſelben, ſo kann ich für keinen Nachtheil bürgen.

Boyſen. Eure Heiligthümer verſcherchen ja die Geiſter der Hölle.

Hieron. Soll ich diſputiren, mein Prinz, oder handeln?

Boyſen. Das letztere, wenns euch beliebt!

Hieron. So vereinigt euer Gebet mit dem meinen; bittet die Gottheit um Schutz und daß ſie euch Weisheit und Kräfte verleihe, von dem, was

ihr erfahret, nützlichen Gebrauch zu machen. Wenigstens beobachtet jene Stille, die man einer feyerlichen Handlung schuldig ist.

Infant. (zu Boyen) Beynahe zu ruhig und entschlossen für einen Betrüger.

Hieron. (wirft sich vor dem Altar nieder und betet leise.)

Infant. (leise zu Boyen) Die Lampe erlischt — laßt uns an unsere Vertheidigung denken!

Boysen. (leise) Portugalls Kronerbe hat hier nichts zu fürchten.

(Blitze fahren längst den Wänden; hin und wieder seltsames Geräusch; mit einemmal entzünden sich die Lichter auf dem Altare.)

Hieron. (aufstehend) Erhört! — erhört! Die Geister der Hölle, die Seelen der Verdammten — sie mögen ferne von uns seyn! Geister der himmlischen Mächte, diese zu schauen, gewährt uns einst eine selige Zukunft und deßhalb kann ich euch nur Schutzgeister der Erde, euren eigenen Schutzgeist, oder solche Wesen berufen, deren Gewalt einzelne Dinge des Erdkreises Unterthan sind.

Infant. Ihr wißt unsere Wünsche — auf welchem Wege ihre Befriedigung möglich ist, müßt ihr am besten wissen.

Hieron.

Die ihr hauset
Beim feurigen Wurm,
Die ihr brauset

Im Mitternacht Sturm,
Im nächtlichen Glanze
Des Irrlichtes ſtrahlt,
Als Elfen im Tanze
Die Halme bemalt:
Geiſter des Tages, Geiſter der Nacht
Erwachet! — erwacht!

(Man hört ein Gekreiſche verſchiedener Stimmen und ein Geraſſel.)

Sie habens vernommen
Sie kommen — ſie kommen! —
Ohne Schrecken
Sollt ihr euch entdecken.

(er legt ſeine Hand auf die Bildſäule)

Haucht Leben dem Steine
Haucht Sprache ihm ein.

Infant. (Staunend zu Bonifa) Seht! —

Hieron. Nehmt dieſe vor euch in der Luft ſchwebende Roſe! — Ihr kennt nicht? — ſie vergeht, indem ihr ſie ergreift und iſt den Augenblick wieder? — Wenn hier nicht Wirkung der Geiſter im Spiele iſt, was konnte wirken?

Infant. Ihr habt recht! — und wie wollt ihr nun meine Neugier weiter befriedigen?

Hieron. Nicht ich — dieſe Bildſäule ſoll euch antworten. — Erzähle Uriel, dem Ritter einiges aus der Vergangenheit.

(Ein neues Geräuſch; eine Stimme, die aus der Marmorſäule zu kommen ſcheint.)

Die

Die Stimme.

Bist hergezogen
Durch ferne Wogen,
Hast dir erstritten
Ruhm, Ehr und Sieg,
Hast viel erlitten
Im wilden Krieg.
Dein neuster Jammer —
O Pein, o Pein! —
In Todtenkammer
Ruht's Liebchen dein.

Infant. Und die Zukunft?

Stimme. Verletz'
Kein Gesetz,
Das die Kirche gebeut;
Verehre,
Acht' und höre
Den Mann, der dem Altar geweiht:
Dann harret dein schon
Herrlicher Lohn!

Infant. Und welcher?

Stimme.

Du gehst der Ehre steilen Pfad
Voll kühnes Muths hinan;
Sich hebet manche große That
Dem ferner Himmelan.
Die schönste Tochter der Natur
Reicht zärtlich dir die Hand;

Des ſtolzen Tago ſchöne Flur,
Wird dir zum Vaterland.

Infant. (zu Bonſen) Erfullen wir unſern Vorſatz?

Bonſen. Ich dächte.

Infant. Es ſey!

Bonſen. (indem er Hieronimus packt) Dein Gaukelſpiel äft uns nicht! — Auf weſſen Geheiß treibſt du die Poſſen?

Infant. (indem er den Dolch zieht) Die Wahrheit — oder du biſt des Todes!

Hieron. (tritt einen Schritt zurück — die Erde öffnet ſich — er ſinkt hinab.)

Bonſen. Ich werde dich ſchon aufrecht erhalten.

(Der Altar ſtürzt um, der Infant verſinkt.)

Infant. Jeſus Maria!

Bonſen. Wo ihr Infant, bleibt, ich auch — Leben oder Tod! — aber du mit! (er ſtürzt den Hieronimus in die Oeffnung, wo der Infant hinabſank, und ſich nach.)

Burg Keiſchau.

Ritter Feſtus; Gabriel von Boyſen; Maria ſeine Gemahlin; Stibor von Boyſen; Hedwig, ſeine Gemahlin; Nicolaus, Gabriels zweyjähriger Sohn; Metha; Epimachus; nachher Bazner.

Feſtus.

Da ſitz' ich unter euch, ihr Lieben! mich verjüngt fühlend, und wenn der Freude Greiſe beim Anblick der Meinen nicht ſo ganz verſtummen iſt, nun ſo kennt ihr ja den Grund. —

Metha. Guter Vater!

Feſtus. Wenn ich ihn noch einmal ſehen könnte, an deiner Seite glücklich — wie freudig wollte ich dann aus Gottes Hand dahin leiden.

Epimachus. Wunderlich aber nimmt mich Wunder, daß er ſeit mehr denn Jahr und Tag keine Kunde gibt, wiewohl ihm doch ein kleines wäre, ſintemalen er in der Schreibekunſt wohl bewandert iſt.

Gabriel. Ei das Schreiben mag ihm wohl ſeine Mühe machen; aber das Verſenden.

Epimach. Wäre doch auch möglich, dieweil un-

ihre Schiffe beinahe bis zu der Welt Ende gehen, oft gen Brügge und Antwerpen in Flandern, um köstliche Würze zu holen; gen Frankreich und Hispania, von dannen sie Wein, gen Portugall, von danzen sie Salz bringen. Oder wollte er seine Briefe in Lande versenden, so möchte er sie dem Ordensprocurator in Rom oder dem Meister in deutschen Landen zustellen. Gelangen doch Briefe zu uns aus Apulia und Calabria, warum nicht von ihm?

Metha. Ihr vermehrt meine Angst, ehrwürdiger Vater!

Epimach. Das sey ferne! Ich habe mir schon oft einen gar freudigen Grund seines Nichtschreibens gedacht —

Gabriel. Und welchen?

Epimach. Daß er blos deshalb nicht schreibe, weil er auf der Heimreise begriffen sey.

Festus. Das gebe Gott!

Gabriel. (zu Metha) Wie freudig will ich euch dann zum Altar geleiten.

Hedwig. Und ich will euch die Brauthaube machen.

Maria. Und wenn ihr auch einst eines so holden Knaben Mutter seyd, wie wollen wir uns dann beide unserer Kinder freuen.

Epimach. Holdes Fräulein, wenn ich euch am Traualtar mit ihm dem braven Ritter zusammenge-

be — vor Freuden werde ich nicht die Oration vollenden können.

Stibor. Daß er lebe und es ihm wohlgehe!

Alle. Er lebe! und es gehe ihm wohl.

Ein Diener. Ein Ritter begehret Einlaß! er nennet sich Bazner.

Stibor. Bazner! Boysens Freund? — Gabriel, laßt uns ihm entgegen eilen.

Epimach. Alldieweilen Bazner Boysens Freund ist, so lässet sich wohl glauben, daß er uns Kunde von ihm bringen könnte.

Hedwig. Ihr werdet bleich, liebe Metha!

Metha. Und doch klopft's hier gewaltsam in meinem Busen, voll Erwartung.

Bazner. Gott grüß euch, ihr Herren und Freunde!

Jesus. Seyd willkommen, zur guten Stunde; nehmt den Sessel neben mir. — Einen vollen Becher dem Ritter! — Habt ihr Nachricht von Hans?

Bazner. Ich komme, diese Frage an euch zu thun.

Hedwig. Liebe Metha, euch ist nicht wohl.

Metha. Keine Nachricht von ihm?

Bazner. Daß er vor einem Jahre in Portugall glücklich angekommen, vom Hofe in Gnaden empfangen sey, davon erhielt ich die Nachricht; aber seit der Zeit auch keine Sylbe.

Metha. Verhehlt uns die Trauerpost nicht — er ist tod, mein Verlobter — o aus Barmherzigkeit redet — verheimlicht länger nichts!

Bazner. Nein, Fräulein, bey meinem Rittereide! mir ist von ihm weder Gutes noch Böses bekannt.

Evimach. Deßhalb wollet ihr, holdes Fräulein! euch zur Geduld begeben, immaßen euch die Hoffnung seiner freudigen Ankunft noch gar nicht benommen ist; und wollen darum zu Gott und den Heiligen, daß selbe in unserm Anliegen wolle. Fürwahr, ich bin alt, aber ich wollte bloß gen Marienburg zum Gebein der heiligen Barbara wallen, wenn ihn mein Auge nur noch einmal erblickte.

Bazner. Auch mir sagt mein Herz, er lebe; denn weßhalb hätte Gott einen Menschen gebildet, mit allen Eigenschaften Leibes und der Seien, wenn er in der Jugend Blüthe dahin sinken sollte? Ich weiß nicht, mir ist's immer, als ob solche Menschen unseres Herrgotts bestes Handwerkszeug wären, das er nicht gern aus den Händen wirft.

Evimach. (weg) Ein feines Gleichniß! — will's mir aufschreiben.

Bazner. Seyd also getrost; setzet euch auf euren Muth gegen List und Gewalt; denn Zander, euer Vetter, ist vor einigen Tagen zu Marienburg gewesen, ist dort vom Meister gnädig aufgenommen, soll

auch, wie man sagt, ein heimlich Gebet erlangt haben.

Gabriel. Daß der Bube nicht ruhen kann!

Stiber. Ich wollte nur, daß er Gewalt brauchen möchte, damit ich mein Muthlein an ihm kühlen könnte, dem Schandfleck unseres Geschlechts!

Wagner. Ich bitte' euch nur die Warnung: wes Verhaltens er sey? mag die Zeit lehren. Seyd indeß auf alles gefaßt. Ich will mit euch noch so manches verabreden und dann, damit er meine Anwesenheit nicht erfahre, noch diese Nacht heimkehren. Er wird euch für ungewarnet halten und deßhalb vielleicht um so offener handeln.

Tages darauf.

Schlafgemach des Ritter Jesus.

Jesus; Epimachus und Martin.

Epimachus.

Es ist zwar nur Tages Anbruch, aber ich mußte zu euch eilen — O daß ich armer alter Mann euch diese Botschaft verkünden muß! —

Jesus. Sagt's heran! — Eure Augen sind

sucht schrecklicher, dann die Nachricht selbst sey kann.

Epimach. Ihr wisset, was Art ich noch gestern an Hans von Veysen und dessen freudige Rückkehr dachte. Aber er wird nimmer, nimmer wiederkehren.

Jesus. Hat jemand Nachricht von seinem Tode gebracht?

Epimach. Er selbst hat sie mir überbracht.

Jesus. Ehrwürdiger Vater! der Schreck hat eure Sinne geblendet: die Wahrheit seines Todes pflegt keiner selbst anzusagen.

Epimach. Euch nicht verständig, edler Ritter! — kein Geist — kein Geist weilt in verwichener Nacht zu mir kommen. — „Epimache! Epimache!“ erklang seine klägliche Stimme, „kläglich ist des Fegefeuers Qual, bete, bete, bete für Hans von Veysen und seiner Seelen Erlösung!“ Geblieben hab' ich ihn nicht, nur blos gebetet —

Jesus. Ehrwürdiger Vater! ein Traumbild hat euch geängstet.

Epimach. Wär's ein Traumbild gewesen, wollte gern acht Tage lang bey Wasser und Brod fasten. Zu deutlich vernahm ich die Stimme.

Jesus. Es ist doch kein Fremder in der Burg gewesen, als Bauer.

Epimach. Ich hörte, wie der um Mitternacht davon ritt, entsetzte noch einmal und da kam erst die Erscheinung.

Jesus. Laßt uns solche als nicht geschehen betrachten; ist's Wahrheit, so wird er sich, wenn er eines Gebets bedürftig ist, wohl wieder einfinden.

Epimach. Soll er indeß schmachten in des Verfemers Klemme? — Ich will mit meinem Gebet nicht täglich für ihn sein; o ich hatte ihn ja schon als Knaben so lieb.

Martin. Verzeiht, edler Ritter! verzeiht, daß ich so lange schwieg. Schon dreimal hörte ich ein klägliches Rufen auf dem Kirchgange, am Gemache des Fräuleins schien die Stimme zu weilen —

Epimach. Da hört ihr ja offenbarlich der Sache Bestätigung.

Jesus. Soll ich's also wagen? — Hans! guter, edler Junge! — so in der Mitte deines

Einsiedlerhütte

ohnweit Silves.

Ein Gewölbe unter derselben.

Infant; Boysen und Hieronimus

Boysen.

Seyd ihr unbeschädigt, mein Prinz?

Infant. Ich sank ganz leise hinab — aber der Einsiedler muß nicht wohl gefahren seyn, er fiel mir in den Dolch.

Boysen. (indem er den Hieronimus betrachtet) Er liegt ohne Leben. Die Dunkelheit gestattet nichts zu erkennen: aber ich fühle warmes Blut. — Er seufzt; — wenn er sich doch erholen möchte!

Hieron. (mit schwacher Stimme) Ach! — wo bin ich? —

Boysen. In der Gruft, worin wir auf eure Veranstaltung herabstiegen.

Hieron. Infant! — warum stürztet ihr euch hinein? — sie war blos für euren Gefährten geöffnet.

Infant. Zeig' uns nun auch den Ausweg!

Hieron. Das iſt leicht! — aber entdeckt ihr, was ihr ſah't; ſo ſeyd ihr doch verloren. — Beichtet, ſobald ihr könnt, in der Dominikanerkirche zu Silves oder Liſſabon, ſagt: ich habe es euch ſterbend geboten, euch geſagt: daß mich ſchreckliche Eide binden, denen ich treu geblieben ſey — ihr würdet das gelobte Stillſchweigen halten: nur dies kann euer Leben retten. — —

Infant. Wer ſind deine Verbündeten? woher wußteſt du unſere Ankunft?

Hieron. Seit Jahren war ich vorbereitet — hier zu meinem Haupte — hebt den Stein aus, mit dem Kreuze bezeichnet, leichter durch, dieſer Schlüſſel wird jede Thüre öffnen — haltet euch rechts — ich beſchwöre euch rechts! — Ah! —

Popien. Deine Verbündeten? deine Gaukeleyen!

Infant. (indem er Hieron. Hand anfaßt) Er erkaltet — hört ſein Röcheln!

Hieron. (ſtammelnd) Verge — Vergebung!

Popien. Hier iſt jeder Augenblick gefährlich — laßt uns davoneilen!

Freier Platz im Walde.

Infant; Boyſen; Edelknabe und Gefolge.

Infant.

Da wären wir alſo, wie ich glaube, ohnfern der Hütte.

Boyſen. Wie verdeckt dieſer Ausweg iſt — wahrlich! ich hätte hier zwiſchen dem Geſträuche, dieſe Oefnung eher für den Eingang zur Höle eines wilden Thier's, als für das gehalten, was ſie wirklich iſt.

Infant. Ich höre das Rufen meiner Leute — Hier! hier!

Edelknabe. Habt Dank, ihr Heiligen! habt Dank! daß wir euch finden.

Infant. Was ſezt euch in ſolche Angſt?

Edelknabe. O wie ſeyd ihr der Flamme entkommen? guter, lieber Herr!

Infant. Welcher Flamme?

Edelk. Habt ihr doch die Ahnungen verwechſelt, nun ſehe ich's erſt. — Ach habt ihr dann nicht den Knall gehört? — wir eilten hinzu; aber ſchon ſtand die ganze Einſiedlerhütte in Flammen.

Infant. Was ſagt ihr, Voyſen, zu dem allen?

Voyſen. Um eines Geringen willen, legt man nicht ſo künſtliche Plane an. Aber ich komme auf eine Spur — wir wollen ihr nachgehen und hoffentlich alles enträthſeln.

Domikaner-Kloſter zu Liſſabon.

Thomas und Remigius.

Remigius.

Ich eilte ſo ſchnell ich konnte, um früher als irgend einer aus dem Heere anzukommen.

Thomas. Erzählt mir aber umſtändlich: wie konnte alles dieſe Richtung nehmen?

Remig. An uns lag die Schuld nicht, ehrwürdiger Vater! es war alles treflich angelegt. Durch mancherley Erzählungen hatten wir die Neugier des Infanten gereizt und denſelben Abend, als er mit Voyſen die Abrede genommen, ward uns durch unſern treuen Diego, den Cämmerling des Infanten, alles hinterbracht.

Thomas. Und da brauchtet ihr wohl allerley Schreckbilder, Drachen und Ungeheuer?

Remig. Nein, ehrwürdiger Vater! wir vermieden alles der Art sorgfältig, wir vergassen eure Vorschrift nicht: daß Schreckbilder nur für den Abergläubischen und Furchtsamen gehören und blos ein Anstrich von seltenem Wunderbaren, ein gewisser Anstand, Ungezwungenheit und Kälte, den Gebildeten überrasche.

Thomas. Recht! Und wie gienget ihr zu Werke?

Remig. Ich leitete selbst das Maschienenwerk, Bruder Lotharius ließ durch die Decke einige Wassertropfen in die Lampe fallen, bis sie erlosch; Bruder Alfonsus setzte die Glaskugeln in Bewegung, durch welche wir die Blitze erzeugten und die Lichter auf dem Altar anzündeten. Ich saß in der Grube unter dem Altar, zog leise den Schieber vor dem Hohlspiegel hinweg, durch welchen ich das Bild einer Rose neben dem Haupte der Bildsäule schweben ließ. Dieser Versuch schien besonders auf Boysen zu würken — er griff zweimal nach der Rose und als sie unter seinen Händen zerfloß, gerieth er in Staunen. Ich hörte dies: dann ich hatte mein Ohr an die Gehörtrompete gelegt, und ich gab auch selbst die Antworten durch das Sprachrohr, welches nach dem Munde der Bildsäule führte.

Thomas. Und doch wurden sie nicht getäuscht?

Remig. Sie ergriffen plötzlich den Bruder Hieronimus, Boysen setzte ihm den Dolch auf die Brust und wollte von ihm ein Geständniß erzwingen. Hieronimus trat auf die Feder, welche die Fallthüre unter ihm verschloß; er sank — aber der Infant faßte ihn bey der Brust und riß ihn empor; ich zog nun die Schnur des Riegels der Fallthüre, auf welcher Boysen stand — er stürzte hinab, wüthend warf der Infant den Bruder Hieronimus ihm nach und sprang in die nämliche Grube. Ich hatte vorher den Altar umgestürzt; aber dies hatte sie nicht erschreckt. —

Thomas. Wie kamen sie wieder ans Tageslicht? — Sollte Hieronimus? — das wäre schrecklich!

Remig. Er fiel in den Dolch, den Boysen ihm zu drohen gezogen hatte — in der Todesangst gab er ihnen den Schlüssel zum Ausgange. Ich hörte ihn nur wenig Worte sprechen — hoffentlich hat er wenig oder nichts verrathen.

Thomas. Dank sey's den Schutzheiligen unseres Ordens!

Remig. Sobald ich hörte, daß sie fort waren, ließ ich den Bruder Hieronimus aus der Grube nehmen; wir trugen ihn mit uns fort und flüchteten alle durch den unterirdischen Gang der nach Silves führt. Zuvor zündete ich noch mit Lebensgefahr die Rakette am Pulverfäßchen an; die Hütte ist sicher ein Raub der Flammen worden, und den unterirdischen Gang

nach unſerm Kloſter, mußten die Brüder ſchleunigſt verſchütten, damit man nicht auf die Spur komme.

Thomas. Wenn's alſo iſt, dann trift euch freilich kein Vorwurf, ſondern ihr habt euch vielmehr um den Orden verdient gemacht.

(Man hört Trompetenſtöße und einen Lärm auf der Straße.)

Was mag der Jubel bedeuten?

Remig. Wahrſcheinlich der ſiegreiche Einzug des Heeres.

Thomas. So laßt uns doch ans Fenſter treten. — Ueberall der ſtolze Femeling; wie er zwiſchen Eduard und Pereira einherzieht, als ob er eine Hauptperſon wäre.

Remig. Diesmal, ehrwürdiger Vater! möchte er's wohl ſeyn. Seht ihr nicht den rieſenmäßigen Mauren, der ohne Waffen vor ihm einhergeht? Dies iſt der, welchen Boyſen im Zweikampf überwand.

Thomas. Und hätte er Rieſen und Drachen überwunden — mir ſteht er im Wege — er muß fort!

Eben:

Ebendaſelbſt.

Am Abend des nämlichen Tages.

Thomas; nachher Tiburtius und Hans von Boyſen.

Thomas.

Wenn man nur erfahren könnte, in wiefern Hieronimus ſich verrathen hätte? — Es iſt ſchlimm, daß er tod iſt. — Todesangſt! — bin ich denn in der That ſo fürchterlich? — Vorſehung? — Ewigkeit? — — — Nein! es iſt leerer Schall! — War dies Herz nicht ſchuldlos? Jeden meiner Nebenmenſchen — ſey es auch nur auf Augenblicke, glücklich zu machen — war dies nicht mein Wunſch, mein Beſtreben? und wenn Thereſia mein geworden wäre, hatte ich nicht alle Eigenſchaften zum Gatten und Vater? — Wie wenig bedurfte es, mich glücklich zu machen und jetzt wie viel? — Vorſehung! wäre die Schickſale der Menſchen lenkt, wäre das kein Traum — du hätteſt mir dies wenige beſchert und jetzt die Mittel genommen, dies viele zu erhalten: — und wenn ſie mir nun genommen würden? wenn Hieronimus mich verrathen? wenn dieſer Boyſen? — Im Grabe

ſchweigt ein jeder! — ein paar Regentropfen mehr oder weniger im Ocean — was thuts? Boyſen und Eduard — ihr ſeyd ja nur zwey Menſchen, deren jeder nur ein einziges Leben hat — —

Tiburt. Ehrwürdiger Vater! Ritter Hans von Boyſen —

Thomas. (auffahrend) Nieder mit ihm!

Tiburt. — begehrt im Namen des Infanten vor euch gelaſſen zu werden.

Thomas. Hans von Boyſen?

Tiburt. Ja! ehrwürdiger Vater!

Thomas. Wartet! — der Menſch kann ſtolz werden. Seit vielen Jahren machte es mir niemand nothwendig, mich ſammlen zu müſſen. — (nach einer kleinen Pauſe) Er mag kommen und ich will mit ihm allein ſeyn.

Tiburt. (ab)

Thomas. Eine gewiſſe Größe kann man dem Menſchen nicht abſprechen — aber weßhalb ſteht der Felſen da, wo man einen Pallaſt hinbauen will? — Er muß geſprengt werden!

Boyſen. Ich komme, ehrwürdiger Vater! mir euren Seegen zu erbitten!

Thomas. Den mögen Gott und die Heiligen euch und jedem frommen Sohn der Kirche verleihen! — Nehmt Platz, wenn ihr mir einige Augenblicke ſchenken wollt. — Mit welchem Antrage beehrt mich der Infant?

Boyſen. Er hat mich erſucht, dieſe Schrift in eure Hände zu geben. Sie enthält ein Geheimniß, welches erſt nach ſeinem Tode bekannt werden ſoll.

Thomas. Denkt auch der junge blühende Fürſt an ſeinen Tod?

Boyſen. Seit einiger Zeit glaubt er ſich in Lebensgefahr, und es ſchmeichelt meiner Eitelkeit, daß ich mit ihm dieſe Gefahr theile.

Thomas. Wäre es nicht zu kühn, nach der Urſache zu fragen?

Boyſen. Für euch, ehrwürdiger Vater! iſt ſie kein Geheimniß. Der Infant glaubt, daß gewiſſe Perſonen die Abſicht gehabt, ſich ſeiner — und auch meiner zu gewiſſen Zwecken zu bedienen.

Thomas. Wer dürfte ſich ſo etwas unterfangen?

Boyſen. So dachte ich anfänglich auch; aber die Entdeckung eines Sterbenden, der uns auf die Spur brachte, hat uns hierüber manche Aufſchlüſſe gegeben. — Der Infant hat zwar, ſo wie ich, gerathen, die Sache zu verſchweigen, ſie aus Staatsurſachen vielleicht nie zu ahnden. Aber er befürchtet Nachſtellungen, hat deßhalb durch mich die Perſonen, welche er im Verdacht hatte, aufzeichnen laſſen und eine Nachricht beigefügt: wie man, im Fall ſeines Todes, zu verfahren habe. Sollte ich plötzlich umkommen, dann behält er es ſich ſelbſt vor, ſeine Maasregeln zu ergreifen.

Thomas. Sehr weislich gedacht! — Wahrscheinlich verdankt euch der Infant diesen Rath?

Bovsen. Zu viel Ehre, der Infant ist ein einsichtsvoller Fürst. — Ihr werdet dies selbst eingestehen, wenn ihr einst nach seinem Tode diese Vorschrift entsiegelt.

Thomas. Ein Unglück, wofür Gott das Reich bewahre!

Bovsen. Dazu spreche ich mein Amen! — aber der Infant ist doch so besorgt, daß er nicht blos eine Abschrift an seinen Großvater nach England gesandt, im Königl. Archiv und bey jedem seiner Bruder eine Abschrift niedergelegt hat, sondern er hat sie auch jedem Ordensprovinzial einhändigen lassen, um sie in dem Augenblicke zu erbrechen, wenn die Nachricht seines Todes erschallen würde.

Thomas. So? — In der That? — Aber, wenn der Infant durch ein blindes Mißtrauen geleitet — in seinem Argwohn — gegen Unschuldige — vielleicht zu weit gienge — ?

Bovsen. Verzeiht, ehrwürdiger Vater! hierüber kommt mir das Urtheil nicht zu. Vielleicht kann euer Rath hierin etwas bey dem Prinzen gelten, der für euren Verstand, eure Gelehrsamkeit, und eure große Kenntniße der Natur viel Achtung hegt. — Ich muß zu ihm eilen, und bitte, mich in eurem und eures Ordens Gebet einzuschließen.

Thomas. Bleibt, wenn ihr dies ernstlich wünscht, mein und meines Ordens Freund und rechnet auf unsere Dienste, so weit unsere schwachen Kräfte reichen.

Bovsen. Ich halte euch beim Worte, ehrwürdiger Vater. Vertraut der Edelmuth des Infanten und glaubt, daß ich eure Wichtigkeit kenne — Gerne bin ich euer Freund! — Lebt wohl!

Ebendaselbst.

Thomas; ein Laienbruder; nachher Felix.

Thomas.

War das Spott? — Nein! — Drohung? — zum Theil! — mehr noch Friedensvorschlag — wollen sehen. (er klingelt)

Laienbruder. (tritt ein)

Thomas. Bruder Felix soll kommen!

Laienbruder. (ab)

Thomas. Auffallend! — Ich fange in der That an, für diesen Bovsen ein gewisses Interesse zu fühlen. Er ist tapfer und doch nicht aufbrausend; sein Benehmen ist leicht, ungezwungen, und doch weiß er ohne alle Beleidigung seine Sache an den

Mann zu bringen — — Nachstellungen — gewisse Zwecke — Kenntnisse der Natur! — Wir verstehen uns vollkommen.

Felix. Euren Befehl, ehrwürdiger Vater!

Thomas. Ich muß jetzt wieder zu euer Geschicklichkeit meine Zuflucht nehmen. Oefnet diese Schrift, aber ohne Verletzung des Siegels.

Felix. Ich werde es zuvor behutsam abdrucken.

Thomas. Wie ihr es am besten zu machen wißt!

Felix. Es ist offen! — Habt ihr noch etwas zu befehlen?

Thomas. Meinen Dank, für eure Mühe — kehrt nach einer Stunde zurück, um es wieder zu versiegeln.

Felix. (ab)

Thomas. (liest) „In dem Augenblicke, worin mein Tod allgemein ruchbar wird, soll im ganzen Reiche der Orden der Dominikaner verhaftet, da wo Festungen sind, die Obersten ihres Ordens in besondere Gemächer sorgfältig aufbewahrt, im entgegengesetzten Fall nach den nächsten Festungen gebracht werden. Die gemeinen Brüder des Ordens sollen in die Klöster der Augustiner- und Franziskaner-Mönche vertheilt, welche sie in ihren Klostergefängnissen aufbewahren und zu ihrem Unterhalte täglich eine gewisse Summe erhalten sollen. Niemand glaube, daß Verachtung gegen die Religion, gegen

die Diener der Kirche, hieran Schuld sey. Es hat sich dieser Orden größere Verbrechen als der Orden der Tempelherrn erlaubt. Mein Tod — er sey durch Gift oder Dolch — ist ihr Werk, die Beweise davon wird man eine Stunde nach ihrer Verhaftnehmung dem Volke öffentlich bekannt machen. — Dieses habe ich, um jederman von der Aechtheit dieser Beweise zu überzeugen, heute bey völliger Gesundheit, eigenhändig ausgestellt.

Eduard,
Infant von Portugall."

(Kleine Pause) Das kömmt nicht von dem aufbrausenden Eduard — Bossen! das ist dein Werk! — Die Güter unseres Ordens sind groß genug, um Genehmigung aus Rom zu erkaufen. — Augustiner und Franziskaner, wollt ihr meine Feinde, zu unsern Wächtern? — nicht übel! Sie werden nicht ermangelt haben, mit dem Inhalt dieser Schrift, so schnell wie ich bekannt zu werden und doch dürfen sie sich nichts merken lassen. — Die Beschuldigungen sind freilich hart, aber kein Beweiß dafür — Sollten sie keinen haben? — dann würde Bossen nicht so entscheidend zu Werke gehen. — Er muß gewonnen, er muß in unser Interesse verflochten werden! Der Infant scheint uns zu fürchten — schon ein großer Schritt, und ob er nun durch Liebe zu geheimen Wissenschaften, durch Glauben an Wunder und Geistererscheinung oder durch seinen Liebling geleitet wird; —

für uns iſt die Würkung gleich, ſobald dieſer Liebling nur von uns abhangig iſt.

Cammer des Edelknaben Carlos.

Boyſen; der Infant und Carlos.

(Boyſen und der Infant kommen zuſammen)

Boyſen.

Jetzt werde ich meine Blendlaterne öfnen und hier Carlos paſt du mein Terzerol. Du ſtehſt auf dem Gange. Sobald du merkſt, daß jemand im Dunkeln nach deiner Cammer ſchleiche, drucke los; halte aber die Oefnung in die Höhe, damit du niemanden verwundeſt.

Carlos. Verlaßt euch auf meine Ergebenheit und Treue. (ab)

Infant. Wozu dies alles? lieber Boyſen!

Boyſen. Weil unter euren eigenen Leuten Beſtochene und Verräther ſind. Entdeckten ſie unſern Plan, ſo wäre unſer Leben nicht geſichert. Daß wir dem guten Carlos trauen können, davon bin ich überzeugt, und man erwartet ſchwerlich, daß in dieſer Cammer, der Kronerbe von Portugall, über einige wichtigſten Angelegenheiten berathſchlage.

Infant. Wie giengs mit Thomas?

Boyſen. Ich habe mich nicht geirrt; ſo ſehr er ſich in ſeiner Gewalt hat, merkte ich doch einige kleine Veränderungen und das iſt bey einem ſolchen Manne viel. Der Dominikanerorden will euch zu ſeiner Puppe machen und über euch herrſchen; hiezu verſchmäht er keine Mittel.

Infant. Aber auf die bloße Erklärung des Sterbenden: daß wir ſobald als möglich in einer Dominikanerkirche beichten ſollten, ſcheint doch zu viel gefolgert.

Boyſen. Gewiß nicht! Thomas hat gewiß das Papier ſogleich entſiegelt, laßt uns auf unſerer Hut ſeyn, ſeyd äuſſerſt verſchloſſen —

(Ein Schuß)

Den müſſen wir haben!

Gang auf dem Schloße.

Infant; (mit einem Dolche in der Hand) Boyſen; (in der einen Hand die Blendlaterne, in der andern ein Terzerol) Carlos; Diego.

Boyſen.

Ich habe dich erkannt, Diego! ſteh, oder ich drücke los!

(Nach und nach ſammlen ſich mehrere Diener)

Diego. Ihr habt keine Drohung nöthig; sobald ich nur weiß, daß ihr's seyd — ich fürchtete Mörder.

Infant. Und was führte dich mir nach?

Diego. Liebe für euch — Sorge für eure unschätzbare Gesundheit. Ich hörte euch aufstehen — glaubte, euch sey ein Unfall zugestoßen —

Infant. Und warum botst du nicht gleich deine Dienste an?

Boysen. (zum Infanten) Wollt ihr nicht die Diener beurlauben?

Infant. Ihr könnt gehen! es hat nichts zu bedeuten. Du Diego bleibst.

(Diener ab)

Boysen. (zu Carlos) Du hast deine Sache gut gemacht, hier hast du mein zweites Terzerol, bleib auf deinem Posten.

Infant. (zu Diego) Wachsamkeit! ich will dir alles vergelten!

Boysen. Kommt in Carlos Cammer — du mit, Diego!

Kammer des Carlos.

Infant; Boysen; Diego.

Infant.

Entdecke, in wessen Sold du stehst? oder du bist des Todes! — zauderst du einen Augenblick — sieh diesen Dolch!

Diego. Ich bin unschuldig! — Heiliger Schutzpatron! erbarme dich deines Knechts!

Boysen. Du must sterben! — aber wir sind Christen — ohne Beicht' und Absolution sollst du nicht hin. Wer ist dein Beichtvater?

Diego. Habt Dank, frommer Ritter! — So laßt dann den Pater Tiburtius aus dem Dominikanerkloster holen.

Boysen. Gerne! zuerst aber beichte uns. — Was stecktest du ihm für Nachrichten zu?

Diego. Keine —

Infant. Was sollen wir uns mit dem Bösewicht plagen — Martern sollen ihn zur Sprache bringen!

Boysen. (Indem er dem Pulgar verstohlen winkt:) Ich weiß Diego, dich binden schreckliche Eide, aber du weißt, wie ich im Stiergefechte der Gefahr trotzte; sahst mich im Kampfe mit Abdallah; sahst das

Feuer der Einſiedlerhütte und weißt, daß ich mit dem Prinzen unbeſchadet entkam. Meinſt du, daß irdiſche Kräfte hiezu hinreichen? — Nein! (er nimmt ein Päckchen aus der Tasche) hier in dieſem Päckchen ſind Heiligthümer, durch deren Wundergabe ich vor jeder Gefahr ſicher bin. Lege die Hand darauf und ſchwöre: daß du nie mit Tiburtius in heimlichem Verſtändniſſe warſt, nie ihm Nachrichten zuſteckteſt. — Schwörſt du falſch; ſo wird dich die Kraft dieſer Heiligthümer todten und du fahrſt als Verdammter zur Hölle!

Diego. (zurückschaudernd) Ritter! —

Boyſen. Du haſt ſelbſt die Kraft dieſer Heiligthümer geſehen — Schwöre! und fahre zu den Teufeln, wenn du lügſt!

Diego. Ach! ich muß meine arme Seele retten! — Ich will's bekennen —

Boyſen. Dann will ich dir auch von Rom aus, für die gebrochene Eide Abſolution verſchaffen.

Infant. So bekenne, Böſewicht! bekenne!

Diego. Ich gab dem heiligen Vater Thomas von allem Nachricht was bey Hofe vorging —

Infant. Weiter!

Diego. Sonſt nichts!

Boyſen. So ſchwöre!

Diego. Seyd barmherzig! — Ich will mich beſinnen. — Ach ja! ich machte die Oeffnung durch die

Wand, wodurch Pater Felix, euch Ritter den Geist erscheinen ließ —

Boyfen. Ist das alles?

Diego. Gleich! — gleich! — Ich zeigte es den Dominikanern zu Silves an, daß ihr den Bruder Hieronimus besuchen wurdet, von dem mir die ehrwürdigen Väter Wunderdinge auszusprengen geboten hatten.

Boyfen. Sonst gar nichts mehr?

Diego. Ich schlich dem Infanten nach, ihn zu behorchen — Verzeihung! um St. Marien, um aller Heiligen des Predigerordens willen! —

Infant. Steh' auf! — vollende dein Bekenntniß.

Diego. Ich schrieb dem Pater Tiburtius, daß ihr die Harnische verwechselt hattet, als ihr in der Einsiedlerhütte war't; aber ich habe ihm den Zettel noch nicht abgeben können — sehr, hier ist er.

Infant. Wahrscheinlich in Chiffern.

Diego. Die mir Tiburtius lehrte — hier ist der Schlüssel dazu.

Boyfen. Vortrefflich! — Und wer bey Hofe oder unter den Dienern des Prinzen steht mit dem heiligen Vater Thomas in ähnlicher Verbindung?

Diego. Das wird uns nicht entdeckt, wohl aber weiß ichs vom Stallmeister Gonsalvo und dem Cämmerlinge Velez. — Nun weiß ich nichts mehr — ich kann schwören — Nein! ei, des einzige noch: hier

in meinem Scapulier ein Zettel — ich darf ihn vorzeigen, welchem Bruder des Predigerordens ich will, und er traut meinen Worten ohne Bedenken. Nur die, welchen Vater Thomas sein ganzes Vertrauen schenkt, erhalten solche Zettel. — Weh' mir! ich habe ihn verrathen. — Aber mein Gewissen ist rein, nun kann ich schwören.

Infant. Zeigt her den Zettel.

Boysen. Er enthält nichts als das Wort: „Vertrauen!" mit Thomas und seiner Gehülfen Unterschrift. — Dies Instrument soll uns trefflich nutzen. (zu Diego) Ich erlasse dir den Eid.

Infant. Laßt mir doch auch nun eure Heiligthümer sehen.

Boysen. Edler Infant! — schonet des Unglücklichen, den Schwäche und Mangel an Klugheit so weit brachte. — (zu Diego) Du bleibst hier. (er macht die Thüre auf.) Carlos!

Carlos. Ritter!

Boysen. Du bleibst hier bey Diego. Wenn er dir entfliehen, wenn ihn jemand befreien will, so schieß' du ihm die Kugel durch den Kopf: ich werde dir das zweite Terzerol niederlegen, so trifft ihn doch eine Kugel gewiß. — Carlos! zeige, daß du das Zutrauen des Infanten verdienst. Wir verschließen deine Kammer, du öffnest sie niemanden als dem Infanten und mir.

Carlos. Verlaß't euch auf meine Treue. (zu Diego) Da Alter, setze dich in den Winkel — wenn du dich rührst, so drücke ich los.

Diego. Fürchtet nichts! Ich will gemüthig meinen Rosenkranz beten und mich zum Tode bereiten.

Infant. Wenn du dich ruhig verhältst, mit niemand, ehe ich's dir erlaube, ein Wort sprichst, so bleibst du leben und sollst Beweise meiner Nachsicht erhalten.

Franziskanerkloster.

Antonius, Quardian; Hans von Boyfen; nachher Carlos und Diego.

Boyfen.

Verzeiht meinen Besuch in dieser nächtlichen Stunde. Infant Eduard hält euch für einen frommen rechtschaffenen Priester. Er vertraut euch einen Gefangenen, der ihm äußerst wichtig ist; haltet ihn gut, laßt's ihm an nichts fehlen; der Prinz wird euch's reichlich lohnen; aber sorgt auf alle Weise dafür, daß er euch niemals entkomme.

Anton. Verzeiht, Ritter! der Auftrag ist etwas sonderbar.

Boyfen. Dem Anscheine nach; aber ihr wer-

bet es wiſſen, ehrwürdiger Vater, wie weit der Dominikanerorden um ſich greift.

Anton. Leider!

Boyſen. Der Infant haßt ihn und ehrt hingegen euren Orden; er hofft mit Hülfe dieſes Gefangen dem Dominikanerorden äußerſt gefährlich zu werden, hofft dereinſt als König durch ihn die Mittel zu erhalten, alle Abſichten dieſes ſtolzen Ordens vernichten zu können; und nun frägt der Infant durch mich: ob ihr mit ihm hierin gemeinſchaftliche Sache machen wollt?

Anton. Ich werde den Gefangenen als mein größtes Kleinod aufbewahren.

Boyſen. Laßt niemanden mit ihm ſprechen. Alle Monat komme ich ihn zu beſuchen und werde dann im Namen des Infanten, im Betref ſeiner die Vorſchriften geben.

Anton. Wo iſt der Gefangene?

Boyſen. Hier auf dem Gange (er öfnet die Thüre) Carlos bring ihn her! — Hier überantwort' ich ihn euch; Erbauungsbücher und jede religiöſe Beſchäftigung geſtattet ihm, wie er es verlangt.

Diego. Habt Dank, frommer Ritter!

Anton. Verlaßt euch auf mich, und dankt dem Infanten, für dieſen Beweiß ſeines gnädigen Zutrauens.

Pallaſt des Infanten.

Infant und Boyſen.

Infant.

Wir haben freilich viel gewonnen; aber daß wir ſo von Verräthern umgeben ſind, iſt doch arg!

Boyſen. Die können uns jetzt ſelbſt nützlich ſeyn. Ihr habt zum Beiſpiel den Stallmeiſter Gonſalvo oft mit Zutrauen beehrt; laßt ihn jetzt zu euch rufen, erzählt ihm, daß ihr einen gewiſſen heimlichen Plan gegen euch argwohnet; Diego, der gewiß darin verflochten ſey, habe ſich durch Gift getödtet, und nichts entdeckt, erſucht ihn, auf alle Hausleute ein wachſames Auge zu haben. Dies wird unſere Gegner einſchläfern. — Ich will einige Räder aus der Uhr nehmen und ich hoffe, ſie ſoll ſtehen bleiben.

Infant. Aber auf wen können wir uns ferner verlaſſen?

Boyſen. Ihr, mein Prinz, auf Carlos, ich auf Abdallah.

Infant. Auf Abdallah?

Boyſen. Was iſt dem Menſchen edler als Freyheit? — ich wollte ſie ihm ſchenken, er ſchlug ſie aus. „Ich war in meinem Vaterlande geehrt, jetzt, ſagte er, bin ich als Ueberwundener verachtet.

Ich war als Krieger berühmt, jetzt iſt meine Rechte gelähmt, freilich durch euch: aber ihr habt mich mit Großmuth behandelt, dieſe kann ich folglich auch ferner von euch erwarten, hingegen in meinem Vaterlande und von meinen Landsleuten nichts als Unwillen, Verachtung und Spott. Ich bin aus niedrigem Stande, blos meine Größe und Stärke erhob mich; zu dienen, iſt mir nicht Erniedrigung; laßt mir nur den Glauben meiner Väter und ihr ſollt an mich den treuſten Diener haben."

Infant. Freilich ſehr ſchön! — aber, es iſt doch immer gefährlich, ihm zu trauen.

Boyſen. Die Anhänglichkeit an ſeinen Propheten, macht ihn wenigſtens von den Pfaffen unabhängig.

Infant. Die Pfaffen bringen mich auf eure Heiligthümer: darf ich wiſſen, worin ſie beſtehen?

Boyſen. Eine Bandſchleife und eine Haarlocke, die Metha mir beym Abſchiede gab, und die nie von meiner Seite kommen. — Sie lebt, ich wurde durch ihre Erſcheinung geäfft und nun hoffe ich noch einſt an ihrer Seite glücklich zu ſeyn! —

Schloßgarten.

Abdallah und Xaverius.

Xaverius.

Was willt du, Maure?

Abdallah. Der Maure kommt hier nicht in Anſchlag, man iſt oft nicht, wofur man gehalten wird. Seht!

Xaver. „Vertrauen" — und ich kannte euch noch nicht?

Abdallah. Wir haben hier keine Zeit zu verlieren — (reicht ihm einen Zettel) Von Vater Thomas!

Xaver. Ja, unſere bekannte Chiffer. (lieſt) „Alles iſt ohne Rettung verlohren, — flieht augenblicklich nach Rom — nur dies kann euch retten! erwartet dort Nachricht von mir. Der Maure wird euch Geld geben und ein Schiff anzeigen — Eilt! Ich gebiete bey unbedingtem Gehorſam!"

Abdall. Wollt ihr aufs Schiff? hier iſt Geld; es lichtet augenblicklich die Anker; andere Kleider ſind dort bereit.

Xaver. Ich folge! — Heiliger Dominikus! erbarme dich mein!

Pallaſt des Infanten.

Boyſen; Abdallah und Carlos.

Boyſen.

Nun wie gienge?

Abdall. Vortreflich! Ich folgte ganz eurem Befehl, Xaverius iſt nach Rom abgegangen, Cöleſtinus nach Flandern, Tiburtius nach England.

Carlos. Pater Felix iſt nach Neapel und Eucharius nach Deutſchland abgegangen.

Boyſen. Brav! und nun will ich mein Werk vollenden. Wo iſt die Dominikanerkleidung?

Abdall. Hier in dieſem Pack; ihr hättet ſehen ſollen, wie ungern Xaverius ſie ablegte und wie er ſich im Doktorhabit mit der großen Perücke gebehrdete.

Boyſen. Ihr habt eure Sachen vortreflich gemacht. Gebt her! Ich muß doch ſehen, wie ich mir als Dominikanermönch gefalle? — Helft mir die Kappe über den Kopf. So! — Es iſt doch völlig dunkel?

Abdall. Ich würd' euch ſelbſt nicht erkennen.

Dominikanerkloſter.

Thomas; Layenbruder.

Layenbruder.

Dies, ehrwürdiger Vater, iſt dem Pförtner abgegeben worden.

Thomas. Wer brachte es?

Layenbr. Ein Bruder unſeres heiligen Ordens.

Thomas. (nachdem er geleſen) Eilends rufe mir die Bruder Xaverius, Coleſtinus, Tiburtius — Eile!

Layenbr. (ab)

Thomas. „Nicht euch? — alles iſt verloh-ren? — wir eilen nach Frankreich? — von dort aus nähere Nachricht!“ — Kein Name? unſere Chiffer? — ein Wort des Leidens?

Layenbr. Es iſt keiner von den Vätern zu Hauſe.

Thomas. Keiner? — ſo rufe Eucharius und Felix; wenn dieſe auch abweſend ſind, ſo läute die Glocke, daß ſich alle Bruder ins Refectorium ſammlen.

Layenbr. (ab)

Thomas „Alle?“ — Ja es ſind mehrere —

„Wir sind nach Frankreich geflohen" — Wenn sie alle entwichen wären? — Ein einziger konnte betrogen werden, die Furcht konnte ihn täuschen; aber alle, unmöglich! Und wenn sie nun, durch die Gefahr erschreckt, mir nur diesen Wink zurück zu lassen im Stande gewesen wären? — Er läutet! — auch Eusarius und Felix fehlen? — Thomas! alle deine Plane erschüttert? — Das soll, das muß nicht seyn!

Schloßgarten.

Anbruch der Nacht.

Boysen und Appollonia; nachher Pacheco; Hofmarschall Aveiro und Bediente.

Boysen.

Ein schwerer Tag! — Ich bedarf einige Augenblicke Ruhe und muß mich sammlen. — Großer Gott! ich murrte oft über Plauens Unglück, murrte oft, daß ich mein Vaterland zu verlassen gezwungen war. — Ewige Weisheit, wenn du dort zerstören, dort unglücklich machen wolltest, um hier wieder zu bauen und Seegen zu verbreiten und mich zum Werkzeuge bestimmtest? — leite du mich! —

Appollonia. (Hinter einem verglasirten Fenster) Wie schwermuthig er da zwischen den Orangenbäumen schleicht! — Einziger! wer am ganzen Hofe könnte sich mit dir vergleichen? — du solltest nicht lieben? — sicher ist's! keine des Hofes fesselt ihn. — Aber wenn ihm Blödigkeit den Mund verschlöße — wäre ein zuvorkommender Schritt Erniedrigung? Schon oft dachte ich daran. — Schweig, weibliche Eitelkeit! es ist ja gegen ihn! es sey also gewagt! (Sie zieht den Vorhang vors Fenster, indeß Boyfen demselben näher kömmt.)

Boyfen. Hier in den Gemächern des Hofmarschalls noch so spät eine Zitter?

Appoll. (singt und spielt)

Romanze.

Alfadar, ein Maure, wagte
Sich aus seinem Vaterland,
Weil der Ehre Durst ihn plagte,
Ruhmgier ihm am Herzen nagte,
Hin zum fernen Tegostrand. —
Maure, o Maure, entferne dich bald,
Es schaden dir Sitten, Sprache, Gestalt
Hier in dem Lande der Fremden.

Boyfen. Sollte das auf mich deuten? — es scheint beinahe.

Appollonia.

Alfadar erschien im Streite
Edel, muthig, stark und kühn,

Kriegsglück focht an seiner Seite,
Ehre ward des Edlen Beute;
Seiner Feinde Loos entfliehn:
Fremdling, o Fremdling! bemerkst du nicht bald,
Es schaden nun Sitten, Sprache, Gestalt,
Sie schaden nicht ferner dem Fremden.

Boysen. Das ist Appolloniens Stimme. Himmel! welche neue Verwickelung? (indem er, als ob er nicht darauf achtete, allmählig weiter geht.)

Appollonia.

Jede Harfe, jede Zitter
Pries die Thaten groß und kühn;
Jede Schöne floh ans Gitter,
Ihn zu sehn, den edlen Ritter:
Jede fühlte nur für ihn.
Fremdling, o Fremdling! bleibe nicht kalt;
Dir schaden nicht Sitten, Sprache, Gestalt.
Die Edlen lieben den Edlen.

Pacheco. (schleicht leise aus dem Gebüsche hervor und indem er sich mit aufgehobenem Dolche Boysen nähert, schreit.)

Appollonia. Mörder! — Boysen! — Hülfe!

Boysen. (Fällt Pacheco in den Arm und entwindet ihm den Dolch) Wie, Pacheco? Ritter! dessen Tapferkeit auf dem Schlachtfelde ich schätzte — — Flieht! dort eilen Leute herbey; hier zur Linken: ich verrathe euch gegen niemanden, bey meinem Ritterwort!

Pacheco. Boysen! — großmüthiger Mann!

Boyſen. Eilt! flieht! (er geht den Fremden entgegen.)

Appollonia. Boyſen, ihr lebt? — ſeyd ihr unverwundet?

Boyſen. Ja, theures Fräulein; euch verdank' ich mein Leben —

Aveiro. Wo iſt der Mörder?

Boyſen. Hier — rechter Hand entfloh er.

Aveiro. (zu den Dienern) Eilt ihm nach!

Dominikanerkloſter.

Mitternacht.

Thomas; Remigius.

Thomas.

Bringt ihr Botſchaft?

Remig. Sie ſind, wie ich glaube, insgeſammt entflohen. Auf die Nachricht, daß Abdallah, der gefangene Mauke, Boyſens Cämmerling, mit dem Bruder Laverius nach dem Hafen gegangen und ein Schiff beſtiegen hätte, eilte ich zu Gonſalvo, der nun den Mauren aufſuchte, ihn ſcherzweiſe frug: ob er ſich bekehren wolle, weil er mit Prieſtern umgebe, und da erzählte ihm dieſer, der Beichtvater des

Königs habe ihm Geld gegeben, eine Ritterkleidung zu kaufen, sie durch ihn auf ein Schiff tragen lassen, und ihn reichlich beschenkt. — Es wird euch vielleicht übereilt scheinen, ehrwürdiger Vater! aber bey unserer jetzigen gefährlichen Lage muß man auch schon zu gewagten Mitteln greifen: — Gonsalvo hat den Mauren auf meinen Rath hieher gebracht —

Thomas. Viel gewagt. Doch! — wir haben wenig mehr zu verliehren. Wo ist Gonsalvo?

Remig. Er ist mit dem Mauren auf dem Klostergange.

Thomas. Wir sind, wie ich leider fürchte, keinen Augenblick sicher und da keiner unserer Väter zurückkehrt; so — (er schließt den Pult auf) nehmt diese Wechselbriefe; hier diese Empfehlung an alle Klöster des Ordens und hier dieses Päckchen: es enthält alle meine großen Plane und die Mittel zu ihrer Ausführung. Sie sind leider in unserm Vaterlande verunglückt — eilt deshalb sogleich nach Spanien, theilt meine Entwürfe, den ersten des Ordens mit; er ist dort mächtig, das Volk verehrt ihn; deshalb sagt mir eine geheime Stimme: dort werden meine Entwürfe zur Reife gedeihen!

Remig. Ihr wollt mich von euch entfernen? da euch die ersten Männer des Ordens verlassen haben?

Thomas. Geht! — Ich will dem Wohl meines Ordens und meinen Entwürfen gern meine ei-

gene letzte Stütze aufopfern — (er umarmt ihn) Lebt wohl! Schickt mir den Gonsalvo, der Maure soll warten.

Remigius. (ab)

Thomas und Gonsalvo.

Thomas. Nehmt meinen Seegen, guter Gonsalvo, und hier ein kleines Geschenk. Es ist ein Ueberbleibsel von dem Scapulier unseres heiligen Ordensstifters, und zweihundert goldne Erufaden.

Gonsalvo. Heiliger Vater! ihr überhäuft mich mit Wohlthaten.

Thomas. Ich schwacher Mensch vermag nur wenig zu thun: aber dort Gonsalvo — dort haben euch gewiß die Heiligen schon den Platz der Herrlichkeit bereitet! — Und nun lieber Stallmeister, kennt ihr den Mauren genau?

Gonsalvo. O vollkommen! Es ist ein einfältiger Tropf, von wenig Worten.

Thomas. Könnte das nicht auch Verschlossenheit seyn?

Gonsalvo. Gewiß nicht! was er nur irgend weiß, plaudert er aus, sobald man nur recht in ihn dringt.

Thomas. Ist er ein großer Freund der Ruhe, der Bequemlichkeit?

Gonsal. So scheint's. Er kömmt wenig aus

seinem Gemache; außer wenn er seinen Ritter ankleiden hilft.

Thomas. Ist er geldbegierig?

Gonsal. Ja er scheint viel zu bedürfen; er hat mir entdeckt, daß Bonsen ein [illegible] Lösegeld von ihm fordere, ihm aber den Tod gedroht habe, wenn er hier im Lande irgend jemanden davon etwas entdecken würde.

Thomas. Dann geltet ihr ohnstreitig viel bey ihm, lieber Gonsalvo. Wollt ihr einen Auftrag an ihn übernehmen?

Gonsal. Ihr wißt, heiliger Vater! ich suche jeden eurer Befehle zu vollziehen!

Thomas. So wartet einen Augenblick. (geht ab und kommt gleich wieder) Nehmt dies bleierne Kästchen: es sind ein paar Handschuh darin; bewegt den Mauren, daß er, sobald Bonsen ein paar Handschuhe verlangt, ihm diese gebe; nur dann erst öfnet das Kästchen — legt es so lange an einen unbewohnten Ort. — Ihr könnt dem Mauren dafür ein Geschenk machen, ich wills reichlich ersetzen.

Gonsal. Und wenn der Maure zögern sollte?

Thomas. Gonsalvo! — ihr seyd ein frommer Mann — ich würde euch nichts Böses zumuthen — aber wenns möglich ist, — so schaft uns den abscheulichen Bonsen aus dem Wege. — Ich gebe euch für alles, was dabey vorkommen könnte, vollkommenen Ablaß!

Gonsalvo. Heiliger Vater! vielleicht scheint er euch nur böse und ein Ketzer zu seyn.

Thomas. Dann ist er schon des Todes schuldig, sein Tod selbst Verdienst um die Kirche. Denkt euch das Beispiel des großen Heiligen Dominikus, als bey dem Sturm auf Montpellier der Befehl ertheilt ward: jeden Einwohner niederzustoßen, und man ihn darauf aufmerksam machen wollte, daß alsdenn auch viel rechtgläubige Einwohner umkommen könnten. Da ergrimmte der Heilige im Geiste und sprach: die Rechtgläubigen müssen einst selbst im Himmel ihren Mördern dafür danken, daß sie im heiligen Eifer, jeden tödteten, der ihnen ein Ketzer schien. — Seht, so dachte unser große Ordensstifter!

Gonsal. So will ich auch euren Befehl auszuführen suchen.

Thomas. Zaudert nicht, dies gute Werk zu begehen. Habt ihr Diego's Leichnam noch nicht ausmitteln können?

Gonsal. Noch nicht! daß er nichts entdeckt und sich selbst umgebracht, dies habe ich aus dem Munde des Infanten.

Thomas. Sucht nur sein Begräbniß zu entdecken, damit der Leichnam ausgegraben werde und ich sein Scapulier erhalte. Sobald dies in meinen Händen ist, bin ich ruhig; und nun ruft den Mauren.

Ebendaselbst.

Am folgenden Morgen.

Thomas; Pacheco.

Thomas.

Wem verdanke ich euren Besuch? edler Ritter!

Pacheco. Ich komme zu euch auf Königl. Befehl! Infant Eduard hat während des Zweykampfes zu Silves das Gelübde gethan: zu Ehren des heiligen Franziskus ein Fest zu begehen und drey neue Klöster zu stiften. Morgen ist der Tag dieses Dankfestes. Der König wünscht, daß alle Orden in Procession den Hof und den Infanten zur Kirche der Franziskaner begleiten.

Thomas. Ha Boysen! — Bube, diese Erniedrigung kommt von dir! — Cölestiuns, euer Vetter, ist entflohen; — Appollonia ist für euch verlohren —

Pacheco. Davon bin ich überzeugt.

Thomas. Boysen wird sie euch entreißen —

Pacheco. Der Edle ist ihrer werth! —

Thomas. Pacheco!

Pacheco. Appollonia ist des größten Glückes

würdig, Veyſen, einer der erſten Menſchen: — Beide mögen ein Paar werden.

Thomas. Seyd ihr bezaubert? — Doch! — (er lacht) Was giebts neues bey Hofe?

Pacheco. Don Ferdinand Pereira und Emanuel d'Aveiro ſind von ihrer Geſandſchaft aus Sicilien zurückgekehrt und beide vom Könige mit gleicher Gnade empfangen.

Thomas. Morgen alſo iſt das Feſt, welches unſer Orden mit verherrlichen ſoll?

Pacheco. Morgen!

Thomas. Und habt von eurem Vetter Cöleſtinus keine Nachricht?

Pacheco. Keine!

Thomas. Und ſeid jetzt der Freund des edlen Veyſen?

Pacheco. Ihm jetzt durch Dankbarkeit und Achtung ewig verpflichtet; — ſeine Freundſchaft hoffe ich einſt zu verdienen.

Pallaſt des Infanten.

Infant; Boyſen;

Boyſen.

Ich habe den Franziskanern, Auguſtinern und Carmelitern einen Wink gegeben, jetzt die Stellen der entwichenen Beichtväter einzunehmen.

Infant. Die Pfaffen mögen nun unter ſich kämpfen, ihre Macht und ihr Einfluß wird getheilt.

Boyſen. Dies iſt mein Wunſch; aber noch iſt unſer Leben in großer Gefahr. Ich wollt euch daher rathen, gleich mir, ein Panzerhemd unter eurer Kleidung zu tragen. — Daß man mich durch ein paar Handſchuhe zu vergiften geſucht, davon habe ich eben durch Abdallah die Nachricht; Euer Stallmeiſter Gonſalvo hat ihm die Handſchuhe gegeben.

Infant. Der Böſewicht ſoll ſie ſelbſt anziehen.

Boyſen. Verzeiht, edler Infant! noch keine gewaltſamen Mittel. Die vergifteten Handſchuhe ſind bereits vernichtet; aber ſchon wird an ein paar Handſchuhen gearbeitet, die den vergifteten völlig ähnlich ſind, dieſe ziehe ich an und gehe heute noch in die Dominikaner-Kirche zur Meſſe.

Infant. Was ſoll das?

Boyſen. Ihnen den Glauben einflößen, daß ich ein Geheimniß beſitze, jedes Gift unwirkſam zu

Mi-

machen oder ſie durch Spott zur Wuth, hiedurch zu gewaltſamen Mitteln zu reitzen und ihnen ſo die Larve abzureiſſen.

Infant. Ihr wagt unendlich viel.

Voyſen. Glaubt mirs, edler Infant! der Mann, der die Gefahr kennt, auf ſeiner Hut iſt und die Miene annimmt, als ob er keine Gefahr zu fürchten habe, der macht oft die entſchloſſenſten Feinde zittern.

Pallaſt des Connetable.

Zimmer.

Ferdinand Pereira und Ineſilla.

Ineſilla.

Die Heiligen haben mein Gebet erhört und du biſt geſund wieder zurückgekommen.

Ferdinand. Ich und dein Emanuel.

Ineſilla. Ich habe nie ſehnlicher nach ſeiner Zurückkunft geſeufzt als jetzt.

Ferdin. Das macht die immer ſteigende Liebe, auch iſt Emanuel ihrer würdig — Er hat doch wohl keinen Nebenbuhler erhalten, den unſer Vater begünſtigt?

Ineſilla. Es bewarben ſich manche um mich, — ich wuſte ſie zu entfernen. Aber — ich muß erröthen. — Bruder! ich habe gebetet und Gelübde gethan, daß nicht ein Freyer die Zahl vermehren möge.

Ferdin. Ineſilla! —

Ineſilla. Bruder, haſt du Boyſen geſehen und von ſeinen Thaten gehört? — Befördere, lieber Bruder, meine Verbindung mit Emanuel! Nur neue Pflichten können mich ſichern. Tugend und Treue ſind mir heilig — aber ich bin nur ein Weib.

Ferdin. Gutes Mädchen! — Ich will die Kluft, welche die Feindſchaft unſerer Väter deinem Glück entgegen ſetzt — ich will ſie zu durchbrechen ſtreben. — Auch mir wird Appolonions Beſitz immer wünſchenswerther; mein Beſtreben — aus Liebe zu meinem Vater dieſe Liebe zu unterdrücken — ich fühle immer ſtärker, daß es fruchtlos ſey.

St. Aegidiusſtraße.

Abend.

Boyſen und Gonſalvo.

Gonſalvo. (vermummt)

Boyſen. (Geht ſchnell vorüber)

Gonsalvo. (springt hinter einer Mauer hervor und stößt mit dem Dolche nach seiner Seite, der Dolch prallt zurück)

Boysen. Umsonst suchst du dich loszuwinden. Ich erwürge dich, oder ich muß dein Gesicht sehen! — Wie? Gonsalvo?

Gonsalvo. (stürzt auf die Knie) Erbarmen! Mitleid!

Boysen. Sage Bösewicht! denen, die dich sandten, daß mich kein Gift und kein Dolch todtet — und nun fort, mir aus den Augen, oder dein eigener Dolch fährt dir ins Herz! Erblick ich dich jemals wieder, Meuchelmörder! so übergebe ich dich dem Arme der Gerechtigkeit.

Dominikanerkloster.

Thomas; nachher Donatius und Gonsalvo.

Thomas.

Er hatte die Handschuhe sicher an — Wäre er nur in der Kirche niedergestürzt, mit anscheinendem Mitleid hätten wir uns seiner angenommen, ihn in unser Kloster gebracht, seinen Tod für Strafe der Gottheit erklärt und Papiere aufgezeigt, welche zufällig

bey ihm gefunden werden und ihn als den Mörder unſerer entflohenen Brüder bekannt machen — Ein Meiſterſtreich wäre das geweſen! Jetzt aber — Die Nachricht von der Flucht der Brüder iſt durch die ganze Stadt verbreitet, ich kann ſie morgen bey der Proceſſion nicht verbergen. — Vielleicht, daß Boyſens Tod auf den Infanten würkt, — einen Aufſchub des Freudenfeſtes veranlaßt.

Donat. Der Stallmeiſter Gonſalvo.

Thomas. Er ſoll kommen.

Donat. (ab)

Thomas. Wahrſcheinlich ein Todesbote!

Gonſalvo. (kömmt)

Thomas. Nun Gonſalvo! — er iſt tod!

Gonſal. Nein!

Thomas. Boyſen iſt tod, nicht wahr?

Gonſal. Nein! — nein! — hölliſche Geiſter müſſen ihn ſchützen — Er ſelbſt ſagt: Gift und Dolch könne ihn nicht tödten, der meinige prallte von ihm zurück.

Thomas. Gonſalvo! — wie viel bekommt ihr von ihm für dieſe Lüge?

Gonſal. Heiliger Vater! er drohte, mich dem Arme der Gerechtigkeit zu übergeben — zu euch nehme ich meine Zuflucht.

Thomas. Ihr ſeyd von Boyſen erkauft und habt mich verrathen!

Gonſal. Nein, bey allen Heiligen!

Thomas. (klingelt)

Donat. (kömmt)

Thomas. Brinat ihn No. 12. laßt ihm's an
ts fehlen, verschließt ihn sorgfältig und verbergt
derman, daß er hier sey.

Gonsal. Ich werde euch ewig für euren Schutz
nken! — Wenn ich nur aus dem Lande flüchten
nnte?

Thomas. Auch dazu will ich euch helfen.

Gonsalvo und Donatius (ab)

Thomas. So viel und so heftige Schläge in so
enniger Zeit. Ist's mir doch, als wäre meine Stand-
ästigkeit erschüttert. Gonsalvo's Einfalt läßt sich
eilich betäuben; aber daß die ersten Männer mei-
es Ordens so schnell entflohen — Sollte Diego? —
nöglich! aber das ist bey dem allen nicht zureichend
nd könnte doch nicht den Pacheco, Borsens ärgsten
Feind, zu seinem eifrigsten Verehrer umgeschaffen
ben. Wie? — Vorsehung! will sich der Glaube
n dich mir aufdringen? — Nein! — meine Ver-
angenheit wäre gräßlich, wenn du statt finden könn-
est — Aber wie nun heraushelfen? Nur wenige
Stunden Zeit — was soll ich in der Welt. Die Pla-
ne, für die ich lebte, sind gescheitert, mein Tod be-
rechtigt die Brüder meines Ordens, dem Freudenfeste
nicht beyzuwohnen, und ein Leben ohne Wirksam-
keit — diese mir ekeln Ceremonien: Diuae, über die
ich lache und für welche ich doch künftig allein leben

soll? — Was soll mir das alles? — Hat so viel für mich aufgehört, so mag dann auch alles aufhören. Aber Borsen, frohlocke nicht, dein Triumph soll nicht lange dauern.

Wohnung des Hofmarschalls.

Morgen.

Hofmarschall und Donatius.

Donatius.

Zu eurer Gnade und Liebe für unsern Orden nehme ich meine Zuflucht. Der ehrwürdige Vater Thomas befahl mir sterbend, mich an euch zu verwenden.

Hofmarsch. Wie, Vater Thomas? — was ist ihm zugestoßen?

Donat. Ach Gram und Schmerz haben ihn getödtet. Die ersten Brüder unseres Ordens sind verschwunden und es ist unter dem Volke, um den Orden zu schänden, ein Gerücht ausgesprengt, daß man sie heimlich zu Schiffe gehen sehen. Diese Schmach tödtete ihn vor einer halben Stunde; er sagte mir noch diesen Brief in die Feder, den er mit zitternder Hand unterschrieb. (er überreicht den Brief)

Hofmarsch. (nachdem er gelesen) Wie? — ihr sollt mir sagen, wen er im Verdacht hatte?

Donat. Den Infanten Eduard und sein Werkzeug, Ritter Boysen.

Hofmarsch. Was kann ich gegen den Infanten? — Das Ausbleiben eures Ordens bey der Procession will ich entschuldigen und rechnet, in sofern ich euch dienen kann, auf meine Geneigtheit. Doch muß ich mir, bis alles aufgeklärt ist, euere und eurer Brüder Besuche verbitten: denn es laufen so mancherley Gerüchte, die ich freilich nicht glaube — Man spricht von Verschwörung, von entdeckter Zauberey —

Donat. Gott und die Heiligen wissen, daß wir unschuldig sind.

Hofmarsch. Dies glaube ich selbst: aber wir müssen die Beweise erst von der Zeit erwarten. — Ich muß zum König — achabt euch wohl!

Refectorium
des Franziskaner-Kloſters.

König Johann; Königin Philippa; die Infanten Eduard, Pedro und Heinrich; Connetable Pereira; Hofmarſchall Aveiro; Ignatius, Erzbiſchof von Braga. Verſchiedene Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Franziskus, Provinzial des Franziskaner-Ordens; Antonius, Guardian des Kloſters; Deodatus, Provinzial der Auguſtiner; Bruno, Provinzial der Carthäuſer; Elias, Provinzial der Carmeliter; Donus, Provinzial der Capuziner. Hernach Boyſen und Diego.

König.

Auf Bitten des Infanten Eduard, habe ich euch jetzt nach vollendetem Gottesdienſte herbeſchieden. Es betrift eine wichtige Entdekung. Wer hievon etwas verräth, den treffe meine königliche Ungnade; und was die Geiſtlichen anbetrift, ſo überlaſſe ichs euch, Herr Erzbiſchof, ihnen Schweigen zu gebieten.

Ignatius. Der härteſte Bann treffe den, welcher von dem Vorgange etwas entdekt; er ſey Prie-

ſter oder Laye — der Fluch der Kirche komme über ihn!

Eduard. Mein Königl. Vater! meine Brüder und ihr beide erſten von Portugalls Ritterſchaft! Bindet einen Ritter ſein gegebenes Ehrenwort, da= ſein man ihm Sachen entdeckt, die dem Reiche, wor= in er lebt und der heiligen Kirche zuwider ſind?

König. Nein!

Pedro, Heinrich und Hofmarſchall. Nein!

Pereira. Reich und Kirche haben heilige Ver= pflichtungen auf uns; aber wer ſein Ehrenwort gab, muß es halten, es ſey dann, daß er überzeugt iſt, daß ſein Schweigen dem Glück und Wohl ſeiner Ne= benmenſchen gefährlich werden kann. In dieſem Fall — verzeiht Infant — verdient derjenige, welcher leichtſinnig ſein Ehrenwort gab, Entſchuldigung, wenn er es bricht.

Eduard. Daß ich unbeſonnen handelte, bekenne ich und danke euch, guter Pereira, für eure Frei= müthigkeit. Und nun eine Frage an euch ihr geiſtli= chen Väter! Wenn man, bey allem was der Kirche heilig iſt, Schweigen gelobte und dann Dinge er= fährt, welche der Kirche nachtheilig ſind, iſt es dann Pflicht, das Gelübde zu halten?

Geiſtlichen. Nein! Man muß es brechen, bey Strafe der ewigen Verdammniß!

Eduard. So zeige ich euch an: daß der Domi= nikaner=Orden Abſichten zur Errichtung einer Ver=

ſchwörung hatte. Durch beſondere Eidesformeln hat er ſich Layen verpflichtet; er hat ſeine beſondere Zeichen gehabt, nur ſeinen Verſchwornen verſtändlich. Ich entdeckte dieſe Zeichen und habe mit Hulfe derſelben, die Väter Eucharius, Tiburtius, Felix, Cöleſtinus und Xaverius aus dem Reiche zu fliehen gezwungen. Ich habe ſelbſt einem Auftritte beygewohnt, wo, nach Anrufung der Geiſter, eine Lampe erloſch, Lichte ſich von ſelbſt anzündeten, Blitze längſt den Wänden herabfuhren, eine Roſe in der Luft ſchwebte, die, ſo oft ich darnach griff, zerfloß, und eine ſteinerne Bildſäule ſprach.

Ignatius. Das iſt Zauberey; aber ſeyd ihr auch verſichert, daß hiebey der Dominikaner-Orden mit im Spiele war?

Eduard. Darüber habe ich hier ſelbſt einen Zeugen im Kloſter und Ritter Voyſen hat auch den nämlichen Auftritten beygewohnt. — Vater Antonius, erſucht den Ritter Voyſen, daß er uns den Gefangenen bringe!

Anton. (ab)

Eduard. Ihr werdet ſchreckliche Dinge hören, ſprecht den Gefangenen nur von allen geleiſteten Eiden frey.

Hofmarſch. Sollte man aber auf die Ausſage eines Einzigen ſo viel bauen?

Eduard. Aus Achtung für die Geiſtlichkeit,

ſtelle ich nur dieſen einzigen Zeugen. Sollte es aber nöthig ſeyn; ſo kann ich auch mehrere ſtellen.

Boyſen und Diego. (kommen)

Eduard. Die Ritter und die Geiſtlichkeit erklären, daß unſer, dem Hieronimus geleiſteter Eid, nicht binde.

Boyſen. Edler Infant! ihr als Kronerbe habt eine Verpflichtung, für das Wohl eines künftigen Reichs zu ſorgen, der jede andere Verpflichtung nachſtehen muß, und da euer fürſtliches Wort zu erhaben iſt, als daß es einen Zeugen zu deſſen Beſtätigung bedurfte; ſo iſt mein Zeugniß überflüßig — ſprecht, ehrwürdiger Vater! nur dieſen Diego Campanella von ſeinem Gelübde frey.

Ignatius. Im Namen Gottes und der Heiligen und kraft der Gewalt, mir von dem ſichtbaren Stellvertreter Chriſti und der heiligen Kirche ertheilt, entbinde ich dich Diego von allen Gelübden und Eiden. Kein Fluch des Eidbrüchigen möge dich treffen, er werde vielmehr, wenn dein Bekenntniß aufrichtig iſt, in Segen verwandelt.

Diego. Reumüthig will ich alles bekennen — Ich war ein armer Knabe, da nahm man mich in das Dominikanerkloſter, rühmte mir täglich des Ordens Heiligkeit, verachtete alle übrige Orden. —

Theodorus. (lauſcht) O Frevel!

Diego. Jeder Ungehorſam gegen den Befehl eines ehrwürdigen Vaters wurde mit Gefängniß, bey

Wasser und Brod, mit der schärfsten Disciplin bestraft. Aber für punktlichen Gehorsam blieb auch nie ein Lob aus. Der Novizenmeister härtete mich ab; Geduld, Ausdauern und Schweigen wurden mir zur Gewohnheit. Man lehrte mich: nur die Priester wären Gott und den Heiligen angenehm, die Welt und die Laven nur um ihrentwillen und die Heiligsten der Priester wären die Jünger des heiligen Dominikus. Ach wie sehnlich wünschte auch ich einer derselben zu werden. Man nährte diese Hofnung in mir; endlich an einem Tage befahl man mir zu fasten und beten, weil ich meines Schicksals Bestimmung erfahren sollte; am Morgen darauf ließ man mich beichten und sodann über heilige Reliquien den Eid schwören, dem Orden des heiligen Dominikus ewig ergeben zu seyn. Schrecklich war die Eidesformel; Wundererscheinungen begleiteten sie, Blitze stiegen aus der Erde neben dem Altar empor, die heiligen Bilder glänzten im Feuer und nach vollbrachtem Eide wurde mir entdeckt, daß wer dem Orden treu bliebe und nach dem Tode in der Kleidung des Ordens in seinen Grüften beygesetzt würde, gleiche Seeligkeit mit den Priestern genieße. Nun machte man mich mit den Vergnugungen des Lebens bekannt, sagte mir, daß ich diese nicht entbehren und doch alle Seeligkeit des Ordens theilen könne, brachte mich in die Dienste des Hofes und was mir vom Orden geboten wurde, vollzog ich treulich.

Ignatius. Und was geboth dir der Orden?

Diego. Ich mußte ihm alles hinterbringen, was bey Hofe vorgieng, mußte manches ausspähen; — und warum soll ichs leugnen — selbst Meuchelmord wurde mir aufgetragen; aber die Heiligen schützten den Infanten und den Ritter; denn die Brüder des Ordens zu Silves, welche ihren Tod beschlossen hatten, nahmen ihren Befehl zurück, als der Infant und der Ritter in ihrer Kirche gebeichtet hatten.

Ignatius. Entsetzlich! Und hatte der Orden viel solcher Diener?

Diego. Ihre Zahl muß groß seyn, denn in jedem Kloster wurden Jünglinge wie ich erzogen, die Brüder des Ordens kennen sie, aber einer kennt den andern nicht. Der Eremit Hieronimus, dieser war mit mir zugleich erwachsen, wir waren Jugendfreunde, er war in den geheimen Künsten des Ordens eingeweiht; aber so sehr ich auch etwas davon zu erlernen wünschte, entdeckte er mirs doch niemals.

Ignatius. Und welches sind diese geheimen Künste?

Diego. Er konnte Geister erscheinen lassen, Engel und Teufel, Geister der Verstorbenen; auf sein Gebet fuhren Blitze aus den Wänden, Gestalten schwebten in den Lüften, er wußte verborgene Dinge.

Die Geistlichen. Zauberey! Zauberey!

König. Es sind Priester der Kirche — aus Achtung für diese wollen wir zu ihren Verbrechen schwei-

gen. Ihr aber, ehrwürdige Väter, arbeitet nun ihren Absichten entgegen und sucht sie unwirksam zu machen. Von Seiten der Krone, werden ihnen Hindernisse genug entgegen gesetzt werden; und laßt uns aus Liebe zur Kirche und ihren Dienern diese Sache auf ewig als Geheimniß betrachten und, damit nicht die Religion durch Erniedrigung ihrer Diener verliere, alles mit dem Schleier des Geheimnißes bedecken. Thomas, das Haupt und auch sicher der erste Kopf des Ordens, ist tod, die wichtigsten Männer des Ordens sind aus dem Lande geflohen. Dieser Schlag wird sie demüthigen und es wird nicht schwer seyn, ihrem Ehrgeize und ihren Absichten Schranken zu setzen.

Wohnung des Hofmarschalls.

Hofmarschall; Emanuel d'Aveiro; Appollonia und Hans von Boysen.

Boysen.

Unmöglich konnte ich mit dem Heere davon ziehen, ohne zuvor den Rettern meines Lebens zu danken.

Hofmarsch. Ihr seyd zu gütig und wir sind dem Zufalle vielen Dank schuldig.

Appollonia. Aber kanntet ihr den Mörder gar nicht? Ihr schient ja mit ihm zu sprechen.

Boysen. Ich rief ihm blos einige Drohworte zu.

Emanuel. Erzählt uns doch den Vorgang, edler Ritter! wenn ich bitten darf.

Boysen. Entfernt aus meinem Vaterlande — entfernt von einer Geliebten, an deren Seite ich noch immer einst glücklich zu werden hoffe, füllte Sehnsucht nach beiden, meine ganze Seele. Ich vergaß alles um und neben mir, hörte und sah nichts, bis mich das Schreien einer weiblichen Stimme weckte. Ich thue schnell einen Satz nach dem Orte wo ich die Stimme kommen höre, sehe zugleich was mir bevorsteht — und das übrige ist euch bekannt.

Appollon. Ihr werdet also Portugall nicht zu eurem Vaterlande machen?

Boysen. Fesselten mich nicht frühe Bande, Liebe und Treue, — ich würde Portugalls schönen Himmelsstrich, einen Hof, der mich mit Gastfreiheit und unverdienter Güte aufnahm, jedem andern Lande vorziehen: denn mein Vaterland ist mir lieb, aber es ist durch Partheysucht zerrüttet und ich kann ihm nicht helfen. Der Mann, der Vaterstelle bey mir vertrat, der mich und Metha, die Tochter seines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Freundes, für einander bestimmte, der edle Heinrich von Plauen schmachtet dort, seines Amtes entsetzt, im Gefäng-

niß. — Ich kann ihn nicht retten, meine Freunde und meine Verlobte ſind unglücklich oder tod. Seit Jahren habe ich von ihnen keine Nachricht; meine Rückkehr ſelbſt iſt mit Gefahr verbunden, vielleicht erwarten mich, den treuſten Freund des unglücklichen Planen, in meinem Vaterlande Gefängniß oder Tod —

Appollonia. Und ihr woll't dennoch zurückkehren?

Emanuel. Bleibt bey uns, edler Ritter!

Hofmarſch. Der König ſchätzt, der ganze Hof ehrt euch.

Boyſen. Zu viel Güte, aber meine Verlobte iſt eine Waiſe, ſie hat niemanden auf Erden, der ihr Stütze und Troſt ſey. Wenn mich nicht der Befehl des Königs jetzt nach Afrika zu gehen hieße, Dankbarkeit die Befolgung dieſes Befehls zur Pflicht machte, ich würde heute nach Preuſſen abgehen.

Hofmarſch. Ihr geht alſo mit nach Ceuta?

Boyſen. Ich habe die Ehre, den Infanten zu begleiten.

Hofmarſch. Darf ich meinen Sohn eurer Freundſchaft empfehlen?

Emanuel. Ich werde ſie zu verdienen ſuchen.

Boyſen. Don Emanuel iſt dem ganzen Hofe als ein Mann von Verdienſt bekannt, ſeine, uns von Ceuta überbrachte Nachrichten, werden uns hoffentlich die Eroberung erleichtern und deshalb iſt's

mir

mir Pflicht, mir zuvor ſeine Freundſchaft zu erbitten; und es würde mir ſchmeichelhaft ſeyn, dem edlen Hauſe der Aveiro einen Beweis meiner Dankbarkeit geben zu können.

Meeresufer

ohnweit

Ceuta.

Connetable Pereira; Ferdinand Pereira; Infant Eduard; Boyſen; Ruy de Souſa; Emanuel d'Aveiro; Zarco; Pacheco. Mehrere portugieſiſche Ritter und das portugieſiſche Heer.

Pereira.

Die Nacht hat unſere Landung treflich begünſtigt. Wir ſind unentdeckt; nun kömmt es darauf an, uns der Stadt ſelbſt in der Stille zu nähern. Sie hat drey Thore; dieſe müſſen zugleich angegriffen werden. Ich und Infant Eduard bleiben bey dem groſſen Haufen, der die Sturmleiter unterſtützt, den einen Haufen wird Ritter Ruy de Souſa, den zweiten Don

Pacheco, den dritten Ritter Boysen anführen. Das Thor nach dem Meere zu, ist das stärkste, wer übernimmt den Posten?

Pacheco. Ich!

Sousa. Ich bin der älteste im Heere, er gebührt mir.

Boysen. Es würde mir wehe thun, mich zurückgesetzt zu sehen.

Pereira. Wartet Ritter! Hier ist nur das Loos der Ausweg. (er macht drey Loose) Wer das längste der Loose bekömmt, hat den gefährlichsten Posten. Nehmt! — Nun? — Edler Boysen, ich wünsche euch Glück zum Ehrenposten.

Zarco. Verdammt! — der Ausländer.

Boysen. Nun aber auch eine Bitte. Don Ferdinand und Emanuel kennen Ceuta; erlaubt, daß ich diesen jungen Helden die Anführung meines Haufens abtrete und sie blos als Rathgeber begleite.

Pereira. So etwas, Ritter, ist euer würdig! — Mit Freuden vertraue ich euch meinen Sohn an!

Wohnung des Commendanten in Ceuta.

Tages darauf.

Pereira; Ferdinand; Eduard; Boyſen; Emanuel; Ruy de Souſa; nachher Zarco.

Pereira.

Ihr habt Wunder gethan, Boyſen; ohne euch wäre die Stadt nimmer erobert.

Boyſen. Eurem Sohne und Don Emanuel d'Aveiro gebuhrt dieſes Lob.

Pereira. Ihr ſeyd großmüthig, Boyſen! — Mein Sohn hat wie ein braver Krieger gefochten; Don Emanuel, ihr habt auch meine Hochachtung verdient; aber der ganze Anſchlag kam doch von euch.

Souſa. Der Tod des tapfern Pacheco hatte ein Schrecken durch ſeinen ganzen Haufen verbreitet. Ich hatte mich zwar des einen Thors bemächtigt; aber ich konnte mich nicht behaupten. Plötzlich erſcheint ihr mitten in der Stadt; alles floh und ergab ſich.

Eduard. Sagt uns, wie es zugieng?

Voyſen. Mein treuer Abdallah, der ſich viele Jahre lang aufhielt, hatte mir eine Waſſerleitung angezeigt, die noch von den Zeiten der Römer herrührt, an einigen Orten verfallen iſt, deshalb nur die Stadt noch im Frühlinge und Herbſte verſorgt. Bey jetziger Jahreszeit iſt ſie trocken, ſo wie ihr Waſſerbehälter. Wir kamen durch ſie in die Stadt und als ſich nun hier ein ſtarker Haufen widerſetzte und Don Aveiro den Befehlshaber derſelben niederſtieß, euer edler Sohn ſich der Hauptfahne bemächtigte, ſo gehörte uns der Sieg.

Zarco. Ich komme von der Kundſchaft zurück. Ein feindliches Heer, ſo behaupten einige Gefangene, ſteht bey Abaul, wenig Stunden von hier und dahin flüchtet auch alles, was aus Ceuta entkam.

Pereira. Dies müſſen wir nicht ſtärker werden laſſen, es könnte uns gefährlich werden. Ich denke, wir greifen es ſobald als möglich an.

Eduard. Sicher erwarten ſie unſern Angriff nicht und dies erleichtert den Sieg.

Pereira. Wie wollt ihr in Anſehung des Befehls veranſtalten? Ich denke, der edle Souſa bleibt gemäß Königlichen Befehl als Commendant in Ceuta zurück.

Eduard. Recht! und ihr Connetable befehligt das Haupttreffen; ich den rechten, Voyſen mit den jungen Helden den linken Flügel und Zarco, da er

die Gegend einmal kennt, den Vortrab. Mit Anbruch der Nacht brechen wir auf.

Gegend von Abaul.

Zarco, Nunez und der Vortrab. Nachher Ferdinand, Emanuel, Boysen, Abdallah und der linke Flügel. Jusef Ebn Tasfin; Muhamed Ebn Caled und das Heer der Mauren. Zuletzt Pereira; Eduard und das übrige portugiesische Heer.

Nunez.

Ihr führt das Heer zu sehr rechts, Zarco. Der linke Flügel wird allein auf die Feinde stoßen.

Zarco. Nicht doch! Ihr sieht ja, daß noch kein Feind vor uns ist.

Nunez. Weil wir ihm rechts vorbey gegangen sind. Bey allen Heiligen! ihr bringt den linken Flügel des Heeres in die größte Gefahr. Hört ihr nicht schon linker Seits ein Getöse? — Ich muß es dem Connetable melden.

(Auf dem linken Flügel)

Ein Maure. Wer seyd ihr?

Abdallah. (zu Boysen) Nun ruft Allah Akbar *) (zum Mauren) Unterthanen des Königs von Fez, den Gott und der Prophet segne.

Das Heer der Portugiesen. Allah Akbar!

Die Mauren. Willkommen, Bruder!

Boysen. Ergebt euch! oder ihr werdet alle niedergehauen.

Die Mauren. Wir sind verrathen!

(Getümmel und Kampf.)

Ferdinand. Mit diesem Häuflein wären wir fertig!

Boysen. Nun aufs Lager zu! damit wir den ersten Schrecken benutzen.

Jusef. (zu den Seinen) Auf ihr Gläubigen! seyd tapfer und muthig! rächt das Blut eurer Bruder! — Die Seeligen des Paradieses winken an ihrer goldnen Tafel und schwarzgelockte Houris umarmen jeden Sohn des Propheten, der im Kampfe fällt! Sammlet euch! — schließt an meine Geschwader!

(Getümmel und Kampf.)

Muhamed. Es ist ein kleiner Haufen; laßt uns ihn umgeben. Die Ungläubigen sollen ihre Frechheit theuer bezahlen — wir wollen ihn ganz einschließen!

Boysen. Don Ferdinand! deckt mir mit einem Haufen den Rücken! — Don Emanuel, besetzt den

*) Gott mit uns. Ein Zuruf der Muhamedaner, womit sie sich im Kriege, vor Schlachten und Treffen Muth machen.

Hügel zu unſerer Rechten: da wollen wir uns hinauf ziehen und vertheidigen.

Muhamed. Dringt auf ſie ein, der Seegen des Propheten iſt mit uns!

Juſef. Streckt die Waffen und ergebt euch! oder ihr ſeyd alle des Todes!

Boyſen. Mauren ſtreckt die Waffen und ergebt euch, oder wir hauen euch alle nieder!

Juſef. Du trotzeſt? ungläubiger Hund! (er rennt auf Boyſen)

Boyſen. (giebt ihm einen Stoß mit der Lanze, daß er ſtürzt) Wandle nun zu deinem Propheten! — Muthig ihr tapfern Portugieſen! Gott und die Heiligen ſchützen euch! — Seht, die Feinde ſinken — Nun fort nach dem Hügel rechts — eilig fort!

(Man hört Trompeten in der Ferne)

Auf dem rechten Flügel.

Eduard. Portugieſen! Chriſten! eure Brüder ſind in Gefahr — rettet ſie! Mir nach!

Muhamed. Die Feinde ſind uns im Rücken, wir ſind verlohren.

Mitte des Heeres.

Pereira. Die Schlacht iſt ſchon entſchieden, die Mauren fliehen. — Jetzt nach! den Flüchtigen! bleibt in geſchloſſenen Haufen, damit wir auf keinen Hinterhalt gerathen.

Linker Flügel.

Boyſen. Jetzt haben wir Luſt, jetzt dem Fein-

de nicht nach! Wir wollen unſern Poſten behaupten, ihr habt genug gethan, Bruder; laßt die friſchen Truppen kämpfen! — Wo iſt Don Ferdinand? — wo iſt Emanuel?

Ferdinand. Wie iſts, Poyſen? — Das war ein ſchwerer Kampf.

Poyſen. Ihr blutet, Ferdinand!

Ferdinand. Ein Hieb über die Stirne, mein Helm deckte mich, er iſt nicht tief eingedrungen.

Poyſen. Auch ihr verwundet? Don Emanuel!

Emanuel. Ein Stich durch den Arm, weiter nichts!

Poyſen. Brave Schlachtgefährten! wie werden eure Väter ſich freuen!

Emanuel. O Poyſen! wenn die Freundſchaft der Söhne doch die Herzen der Väter verſöhnen könnte. —

Pereira. Der Feldherr hat ſeine Pflicht erfüllt; jetzt auch der Vater.

Ferdinand. (ihm entgegen) Meine Wunde iſt unbedeutend; ihr ſeyd geſund? — Auch mein Freund Emanuel blutet für König und Vaterland.

Pereira. Ihr habt geſiegt, wir hatten blos Flüchtige zu verfolgen. Poyſen, ihr führt dieſe beiden jungen Ritter eine ehrenvolle Bahn! Gott lohne es euch einſt durch mir ähnliche Vaterfreude!

Ceuta.

Wohnung des Commendanten.

Eduard; Pereira; Ruy de Souſa und Hans von Boyſen.

Eduard.

Ihr hättet es der Beſatzung nicht entdecken ſollen, daß ihr eine ſo ſchwere Belagerung bevorſtehe.

Souſa. Verzeiht Juliant! ich mußte ſo handeln, man hätte ſonſt eure Abreiſe als Flucht betrachtet und mit einer muthloſen Beſatzung, hätte ich nur ſchlechten Widerſtand leiſten können.

Pereira. Aber jetzt Empörung unter Portugieſen!

Eduard. Sollen wir unſere Eroberung ſchändlich im Stiche laſſen?

Boyſen. Wäre dann die Empörung nicht zu ſtillen? Der Muth der Soldaten nicht zu beleben?

Souſa. Verſuchts! Ich werde euch dafür groſſen Dank wiſſen — meine Worte finden kein Gehör.

Boyſen. Edler Souſa! jeder rechtſchaffene Mann ehrt euch; aber die Soldaten kennen auch eure Strenge; ſie iſt ohne Zweifel Tugend bey einem Feldherrn; aber vielleicht in jetzigem Falle, wo alles

auf Ueberredung ankömmt, kann ein Mann, der euch an Feldherrntugenden weit nachsteht, mehr ausrichten.

Sousa. Nun so versuchts! — versuchts! —

Boysen. Kann ich denen, die hier bleiben, gewisse Bedingungen einräumen?

Sousa. Nur nicht auf Kosten militärischer Disciplin!

Pereira. Und des Königlichen Schatzes. Kann es den Muth der Truppen beleben, ihre Meinung von der Gefahr verringern, wenn mein Sohn und Aveiro hier bleiben, so mag es geschehen.

Boysen. Gut und ich hoffe wohl einen nicht ganz ungünstigen Fortgang.

Großer Platz

vor der Commendanten-Wohnung.

Ein großer Theil des Portugiesischen Heeres und Hans von Boysen.

Ein Portugiese.

Wer hier bleibt, ist offenbar verlohren!

Ein anderer. Wir müssen zusammenhalten Cammeraden.

Ein dritter. Wer uns hier zu bleiben zwingen will, dem ſtoßen wir den Degen durch den Leib!

Alle. Recht! recht!

Erſt. Port. Da kommt Ritter Boyſen!

Zweit. Port. Macht ihm Platz!

Boyſen. (tritt mitten in den Haufen) Waffenbrüder! wollt ihr mich hören?

Einige. Seyd ſtille! er meints gewiß gut mit uns.

Boyſen. Die Mauren aus Afrika haben ein furchterliches Heer verſammlet, um Ceuta zu belagern; die Mauren in Grenada haben eine furchterliche Flotte ausgerüſtet, die [illegible] Landtruppen führt. — Kommen beide maurischen Heere zuſammen, ſo werden wenigſtens [illegible] Mann dieſe Stadt einſchließen, in der wir, wenn wir ſie behaupten wollen, höchſtens 3000 Mann zurücklaſſen können.

Erſt. Port. Da hört ihrs, wie man uns aufopfern will.

Zweiter. Ein braver Ritter! daß er uns die Wahrheit ſo rein ausſagt.

Boyſen. Laßt mich ausreden, liebe Streitgefährten! Ein Portugieſe ſoll hier zwanzig Feinden Widerſtand leiſten — es iſt unerhört! — Aber wenn mein Feldherr zu mir ſpräche: „Boyſen ich kenne dich als einen tapfern Mann, ich traue es dir zu, daß du hundert Feinden gewachſen biſt; bleibe hier ſtehen und vertheidige dich gegen hundert!“ — glaubt mirs

Brüder! mein Herz würde für Freuden klopfen — ich würde leben und vertheidigte mich. Ich könnte freilich unterliegen, aber das edle Zutrauen meines Feldherrn würde mir Riesenkraft geben; bey dem Gedanken eines ewigen Nachruhms, würde ich keinen Schmerz, keine Wunde fühlen; der Gedanke: der Stolz meiner Verwandten, meiner Nation zu werden, in jedem künftigen Jahrhundert dem Krieger meines Volks ein Vorbild zu seyn; der würde mir den Tod erleichtern. — Eroberer von Ceuta! Sieger bey Abaul! habt ihr weniger Muth? — So geht! geht! — dort sind die Schiffe euch aufzunehmen bereit. Die Mauren flohen vor euren Waffen, aber sie sind edler denn als ihr, — welche die bloße Furcht vor dem Feinde davon treibt. Don Ferdinand Pereira, Emanuel d'Aveiro, diese jungen Helden, denen in ihrem Vaterlande das höchste Glück, denen Hofnung und Freude lächelt, verachten eine solche schmähliche Flucht und bleiben hier — Krieger! die ihr mit Ehren unter dem Harnisch grau geworden seyd, die vielleicht in wenig Tagen der Tod vom Sterbelager ruft — flieht und erkauft euch diese wenigen Tage durch Schande! — sterbt vielleicht an langwieriger Krankheit; verschmäht den edlen Tod auf dem Schlachtfelde, verschmäht den Lohn, welchen die Heiligen dem bereiten, der im Kampfe gegen Ungläubige fällt. Jeder der zu feig ist, Ceuta zu vertheidigen — so lautet der Befehl des Infanten — kann

sich einschiffen. Nur wer edlen Stolz genug hat, Portugall's Ehre zu retten, wer Vertrauen auf Gott und die Heiligen, wer Vertrauen auf seinen Muth hat: nun der bleibe zur Vertheidigung von Ceuta zurück — Und nun geht oder bleibt!

Allgemeines Geschrey. Bleibt bey uns Ritter und wir alle bleiben hier!

Boyseu. Ich bleibe einzeln, bis der Endlich aus Portugall kommt!

Allgem. Geschr. Wir bleiben alle! — Es lebe Ritter Boyseu! — wir bleiben!

Boyseu. Nur zwey können bleiben, die übrigen werden mit dem Infanten und dem Connetable einschiffen, um zu unserm Entsatz zurückzukehren.

Einige Port. Behaltet uns Ritter! — wir bitten euch, behaltet uns hier!

Boyseu. Der Connetable wird zwey Mann unter euch auswählen; — aber das sage ich euch zuvor, wir übergeben Ceuta nie! wir erwarten den Entsatz — oder sterben!

Allgem. Geschr. Wir siegen, oder sterben!

Burg Reifchau.

Rudolph von Eilenſtein, Comthur zu Danzig; Feſtus von Beyſen; Stiber von Beyſen; Hedwig und Metha.

Rudolph.

Ihr habt alſo keine Nachricht von Ritter Hans von Beyſen?

Metha. Vielleicht erhalten wir ſie nimmer —

Feſtus. Unmöglich kann ich glauben, daß er uns alle vergeſſen habe.

Stiber. Nein, das kann er nicht!

Hedwig. Ach! wenn man Zeichen und Ahnung trauen darf; ſo iſt er ſchon dort oben, bey den Heiligen!

Rudolph. Und ihr Fräulein! wollt ihr ihm dann noch immer die Treue halten, die ihr ihm gelobet?

Metha. Bis ins Grab!

Rudolph. Fräulein! ich habe ſelbſt die Ordensgelübde abgelegt, aber laßts euch von einem Greiſe ſagen, der's fürwahr mit ſeinem Nächſten ehrlich meint: ich hatte darob in meiner Jugend ſo manchen bittern Strauß zu beſtehen — unterm erzähl' ich meine Geſchichte; aber ſie vermag hier vielleicht Nutzen zu ſtiften.

Jeanne. Nun so laßt hören.

Rudolph. Kunigunde von Ebersbach war meine Verlobte. Schon harrten wir fröhlich des Tages, wo der Priester unsere Hände am Altar segnend in einander fügen sollte; aber es kam nicht. — Ekkehard von Ebersbach, Kunigundens Vater, hatte eine Fehde gegen Hermann von der Wacht erregt. Beide Burgen lagen nahe von einander, nur durch die Schlucht getrennt. Ich kämpfte Ebersbachs Fehden und deshalb auch gegen Hermann; der hatte einen Sohn, kühn und vermessen, Namens Ulrich, einen waffenstarken Kämpfer. Oft hatte Ulrich die alte Fehde zu erneuern versucht, denn auch er bubite um Kunigunden — aber erfolglos. Während machte ihn jetzt die Nachricht von meiner Hochzeit. Ob des Freudenfestes Nähe, war man im Beginn des Kriegswesens etwas säumig in Ebersbachs Veste worden; ich war nicht zugegen; Ulrich wagte einen Ueberfall und eroberte die Burg.

Aletha. Armer Ritter!

Rudolph. Ebersbach kämpfte während — er fiel, Kunigunde ward Ulrichs Beute. Er führte sie in seine Burg, both alles auf, ihre Hand zu erhalten — umsonst! Ich forderte meine Verlobte, kämpfte um sie, aber das Kriegsglück war mit Ulrich. Ich verschanzte meine Mauer und ward Meister, sie wurden erschlagen oder flüchtig, — meine Burg eroberte Ulrich, ich ward arm wie ein Bettler!

Hedwig. Und Kunigunde?

Rudolph. Zwey Jahre waren verstrichen und ich hatte sie nicht gesehen; sie erblickte nur Ulrichs Siegesgepränge und Beute, hörte nur von seinen Eroberungen und Siegen, von Rudolphs Niederlage, Armuth und Flucht. Gewogen ward Sieger und Besiegter, und Kunigunde — warf sich in Ulrichs Arme! —

Feßius. Ihr schweigt?

Rudolph. Laßt mich einhalten. — Mein Haar ist grau worden, aber meine Stimme stockt vor Gram! — Kunigunde! Kunigunde! — sie ruht längst im Grabe — Gott sey ihrer Seele gnädig!

Bertha. Ich fühl' euer Leiden, ehrwürdiger Mann! und nimmer soll einst Berthen sagen: Bertha ward ihm untreu. Er soll nie einen Schmerz fühlen, guter Ritter!

Rudolph. Hört weiter! — Ich strich umher mit einigen meiner getreuen Knechte, lag wie ein Räuber in Wildnissen, denn ich hatte ferner kein Obdach. Einst auf der Jagd traf ich Ulrich, Kunigunde und ihre Knechte. Kunigunde ward meine Beute — die Knechte flohen; aber wir waren mitten in Ulrichs Gebiete: er, obgleich verwundet, umgab den Forst mit den Seinen. — Es war ein Treibjagen! — meine Getreuen fielen; Kunigunde ward mir entrissen. Ich und zwey Knechte schlugen uns durch. Ich hatte viel Blut verloren, meine redlichen Knappen brachten mich zu einem Einsiedler, der kannte Kräuter und

...rzeln, heilte meine Wunden, — ich genaß. Meis... Aufenthalt entdeckte Ulrich — er war [illegible] — Drei Schläge an der Thüre des Einsiedlers ...ten uns einst um Mitternacht. Am folgenden ...rgen erblickten wir den aufgeschlitzten Spahn aus ... Thüre, den der ladende [illegible] zum Zeichen ...genommen hatte — [illegible]! — „Rudolph ... Eilenstein den [illegible]," lud man vers... ...liche Gericht.

Hedwig. Heilige Jungfrau! kann so etwas in ... Welt geschehen!

Stibor. Verzeihe mirs Gott! — wär's mir ...gangen — ich hätte an Ulrich zum [illegible] werden können!

Rudolph. Wie mir zu Muthe war, das läßt ... nicht sagen — sterben wollte ich gerne, nur nicht ... Verbrecher, nur nicht durch [illegible] — Ich ... nach Preussen, nahm das Ordenskleid an, focht ... Verzweifelter! — Wo die [illegible] am wüthen... ..., da stürzte ich mich hinein, [illegible] neben ... sinken, denn das Leben [illegible] und Glück war; ... mir, der nichts hat, wenn kein Herz bangt, ... den kein Auge weinen wird — mir gab niemand ... Todesstoß — !

Wetha. Ihr lügt, niemand würde euch beweis...? Schon ich, edler Ritter, und mancher andere wird ...thun, der eure unglückliche Geschichte weiß.

Rudolph. Habt Dank und hört nun auch wei...

ter. Ich hatte die Gelübde abgelegt, aber ich blieb ein Mensch; mein Herz, gewohnt, jedem meiner Nebengeschöpfe wohl zu wollen, sollte nur einzig für den Orden schlagen. Das hieß viel gefordert: Kunigundens That blieb unvergessen, aber sollte ich deshalb für das ganze weibliche Geschlecht Abscheu haben? — Ich hatte die Gelübde abgelegt, ich mußte sie halten. Aber nicht allein der Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht, mein gutes Fräulein! der ist's noch nicht allein; was ein redliches Herz peinigt, ist oft des Gewissens Zartheit. Man macht unaufhörlich über jedes Gefühl, will nichts verlieren und so ist ewig marternde Anstrengung unser Loos, und das Gelübde des Gehorsams! — wir haben ihn unbedingt gelobt und wenn der Gebietiger es heißt, so müssen wir thun, was er gebeut, müssen wir loben, was wir tadeln möchten, müssen anpreisen, was wir verwerfen zu sehen wünschen — Ach es thut wehe, seinen Verstand so gefangen zu nehmen, und das muß jeder, der die Ordensgelübde ablegt. Laßt euch deshalb warnen, meine Tochter — ich könnte ja euer Vater seyn, gutes Fräulein!

Metha. Ehrwürdiger Herr! ich werde euch und eure Lehre nimmer vergessen.

Rudolph. Laßt's gut seyn! — Wißt ihr aber auch nun, Ritter Jestus, weshalb ich herkomme?

Jestus. Aus alter Freundschaft, wie ich denke, würdiger Herr!

Rudolph. Mit nichten! — Auf des Meisters Gebot bin ich hier. Er hält euren Vetter Hans für unachtsam: ich soll euch auf sein langes Schweigen aufmerksam machen und dies ist dann freilich bedenklich; und ob er sich in fremden Landen bewibet, oder sein Vaterland vergessen, oder ob er gar todt sey — wer vermag darüber zu entscheiden? Nun ist euch unverholen, daß Fräulein Mecha die Hälfte ihres Geschlechts, daß wenn sie unbemannt stirbt, ihre Güter dem Orden heimfallen: das soll ich euch zu Herzen führen und ist auch wahrlich zu bedenken, ingleichen möget ihr erwägen, wie gnädig der Herr Hochmeister sey, wie er solche herrliche Güter gern dem Geschlechte derer Danen gönne.

Stiver. Viel Gnade — aber wenig Aussicht dazu, wenn mein Vetter nicht wiederkehrt.

Rudolph. Das ist nun eben auch des ehrwürdigen Meisters Meinung und deshalb würde er's gerne sehen, wenn Fräulein Mecha ihre Hand dem einzigen unbeweibten eures Geschlechts, dem Ritter Zander geben möchte.

Jesus. Zander? —

Stiver. Warum nicht gar dem kleinen Nikolaus!

Rudolph. Der Meister bittet euch, den alten Haß abzulegen, bittet euch, zu erwägen: daß Haß sich für Christen nicht zieme; daß seinen Feinden vergeben, Gott und den Heiligen gefällig sey. Er

wünscht deshalb: ihr liebes Fräulein, wollet seinen Antrag nicht ablehnen, vielmehr läßt er euch kräftiglich durch mich ermahnen, welches ich denn auch thue, so weit ich vermag.

Stibor. Nun Metha?

Metha. Ich meine Hand dem verworfenen Zander?

Rudolph. Bedenkt, daß ein gutes Weib manchen Schlechten gut, manchen Guten noch besser gemacht habe.

Festus. Wie kann nur der würdige Meister darauf kommen. —

Rudolph. Das will ich euch wohl erklären: alles geschieht auf Zanders Bitten. — Und nun euren Bescheid, edles Fräulein!

Metha. Sagt dem ehrwürdigen Meister, daß ich seine Vorsorge mit Dank erkenne, daß aber Zander sich jedes Rechtschaffenen Verachtung erworben habe; sagt ihm: Verachtung könne nicht Liebe zeugen und daß, wenn Hans von Bosen auch nie mein Gatte werden sollte, ich mich doch nie so weit entehren könne, Zanders Weib zu werden. —

Stibor. Recht Metha! — Und wenns möglich ist, ehrwürdiger Herr! wiederholts doch mit eben diesen Worten.

Rudolph. Soll geschehen, so weit sie in meinem Gedächtniß nur haften bleiben.

Ceuta.

Wohnung des Commendanten.

Luy de Souſa; Hans von Boyſen; Ferdinand Pereira; Emanuel d'Aveiro; Nunez; mehrere Portugieſiſche Ritter.

Souſa.

Zur Ehre des Vaterlandes haben wir heute gefochten. Die Feinde haben ſchrecklich eingebußt; aber auch unſer Verluſt iſt außerordentlich. Der Verluſt von einigen Tauſenden thut dem feindlichen Heere keinen großen Schaden, es bleibt noch immer ſtark genug; aber durch den Tod und die Verwundung vieler unſrer tapferſten Krieger, iſt die Beſatzung außerordentlich geſchwächt; ſie iſt kaum noch hinreichend, die groſſen Werke zu beſetzen und deshalb dieſer Kriegsrath. — Sollen wir noch die ganzen Werke zu behaupten ſuchen? oder uns blos in das Schloß am Hafen zurückziehen?

Nunez. Ich würde zum letztern rathen, wenn ich nur wüßte, wo wir alsdenn die Verwundeten laſſen.

Souſa. Boyſen, ihr habt ſo viel Verdienſte

um uns und um Ceuta, daß euch wohl eine entscheidende Stimme gebührt.

Boyſen. Ihr ſeyd zu gütig. — Hier giebt es Männer, die bey Abſchlagung des Sturms gewiß ſo viel als ich, vielleicht noch mehr thaten — und wenn ſie ſich weniger auszeichneten, ſo lag die Schuld nicht an ihnen, ſondern am Feinde, der ihre Poſten weniger angriff.

Ferdinand. Wir wiſſens lieber Boyſen, daß ihr zu edel denkt, irgend ein Verdienſt zu verkennen oder zu ſchmälern; aber wir alle vertrauen euch, und deshalb euer Gutachten zuerſt!

Boyſen. Dann frage ich hier, wie Ritter Nunez, was ſollen wir mit den Verwundeten thun? Wenn wir einſt nach Portugall zurückkehren, ihre Väter, Brüder, Kinder uns fragen: wo blieben die Unſern, die an eurer Seite fochten? — Was ſollen wir ihnen antworten, wenn wir dieſe Unglücklichen ihrem Schickſale und der Wuth eines grauſamen Feindes Preis geben!

Souſa. Das allgemeine Wohl erfordert dieſes Opfer; wer ſeinen König und ſein Vaterland liebt, muß mit dieſer Antwort zufrieden ſeyn, da wir überdem wohl nicht als Feige bekannt ſind.

Boyſen. Unſer Muth iſt allgemein bekannt, aber auch unſere Herzensgute? Ich kenne euer vortreffliches Herz, edler Souſa; aber mancher wird daran zweifeln. Wenn ihr indes hier den ausge-

zeichneten Beweis gebt, daß ihr alles wagtet, um jeden eurer Streitgefährten zu beschirmen; dann habt ihr einen großen Schritt in der allgemeinen Achtung, in der Liebe des Heeres gethan.

Sousa. Wenn aber nun die Feinde den Sturm mit der nämlichen Wuth erneuern?

Boysen. Sie wurden vortreflich abgefertigt, sie werden sich also wahrscheinlich einige Tage erholen und frischen Athem schöpfen.

Emanuel. Könnte man nicht auch irgend eine List ausfindig machen, den Feind abzuschrecken oder aufzuhalten.

Boysen. Er wird gewiß nicht stürmen, sobald er glaubt, daß bey uns Mangel an Lebensmitteln herrsche, er uns folglich durch Hunger zur Uebergabe zwingen könne; und nichts ist leichter, als ihm diesen Glauben beyzubringen.

Sousa. Vortreflich! wenn es angeht.

Boysen. Unter den wenigen Gefangenen, die wir beym Sturme machten, ist ein Verwandter meines Abdallah. Auf seine Bitte überließ ich ihm denselben: er soll ihn in der Stille entfliehen lassen und ihm zuvor erzählen, daß er deshalb ihn zu entfernen eile, weil eben im Kriegsrathe berathschlagt werde, ob man nicht, weil der Vorrath an Lebensmitteln so gering sey, zur Ersparung derselben, die Gefangenen tödten solle.

Ferdinand. Dieſer Nachricht werden ſie gewiß Glauben beimeſſen.

Souſa. Sehr wahrſcheinlich! Setzt deshalb nur euren Vorſchlag ins Werk.

Liſſabon.

Königlicher Pallaſt.

Audienzzimmer.

König; Heinrich; Pereira; Boyſenz Ferdinand; Emanuel; Ritter und Hofbediente.

König.

Willkommen ihr Sieger aus Ceuta! Wie habt ihrs dort verlaſſen?

Heinrich. Was die Veſte anbetrift, mag Boyſen reden. Der Entſatz gieng glücklich von ſtatten. Drey Tage vor unſerer Ankunft hatte der Feind einen wüthenden Sturm gewagt und war mutvoll zurückgeſchlagen worden. Dieſes hatte die Feinde niedergeſchlagen und ſobald ſie nur unſere Ankunft erfuhren, hoben ſie die Belagerung von ſelbſt auf. Wir konnten nur noch ihren Nachtrab einholen,

dem die Unſrigen beträchtlichen Schaden zufügten. Die Veſtung habe ich mit neuen Truppen beſetzt, mit allem reichlich verſorgt und die alte Beſatzung nebſt den Verwundeten zurückgebracht.

König. Ihr alle habt euch als Portugieſen, meiner Gnade und meines Beifalls würdig gezeigt. Nicht wahr Boyſen, es befremdet euch, daß diesmal der jüngſte Infant das Heer befehligte? auch er will den Kriegsruhm mit ſeinem Bruder theilen. Von eurem Eifer und Muth, edler Ritter! habe ich bereits Nachricht erhalten und werde beides zu belohnen ſuchen.

Boyſen. Eure Königliche Gnade iſt mir reichlicher Lohn. Voll Vertrauen auf dieſe hohe Gnade bin ich ſo kühn, euer Majeſtät dieſe beiden jungen Helden zu empfehlen, Don Ferdinand Pereira und Don Emanuel d'Alveiro; Beide haben ſich, ihrer edlen Ahnherren würdig, mit ſo viel Muth, ſo viel Entſchloſſenheit bewieſen, daß Portugall gewiß in ihnen zwey der größten Feldherrn zu erwarten hat.

König. Ihr erinnertet mich nur Ritter, an dasjenige, welches ich bereits durch den allgemeinen Ruf erfahren habe. Habt Dank edle Ritter! für alles was ihr thatet, und auch die Freundſchaft die ihr für einander hegt, verdient meinen ganzen Beifall. Ihr werdet euch jetzt alle nach euren Verwandten und Freunden ſehnen und deßhalb beurlaube ich

euch; nur euch Connetable muß ich noch einige Augenblike aufhalten.

Der König und Pereira.

König. Boysen hat also abermals so viel gethan?

Pereira. Wir sind ihm Centas Erhaltung schuldig.

König. Ihr seyd sein Freund?

Pereira. Ich kann meinen Sohn nicht stärker lieben.

König. Er hat die größte Belohnung verdient — ich möchte sie ihm nicht gerne schuldig bleiben.

Pereira. Das ist eurem edlen Königlichen Herzen gemäß!

König. Pereira! ihr liebt ihn wie euren Sohn — wenn er euer Sohn würde? Ihm fehlt Vermögen, ich will ihn bald zu einem der reichsten des Landes machen, — die Hand eurer Tochter ist unversagt, haltet ihr ihn derselben würdig?

Pereira. Vollkommen!

König. Ihr seyd ein guter Vater — auch ich will dem Herzen eurer Tochter keinen Zwang anthun. Prüft sie und sagt ihr zugleich, daß es mich freuen würde, wenn sie sich entschließen könnte, mir zu Abtragung meiner Schuld an Boysen behülflich zu seyn:

r bitte ich euch, betrachtet dies als keinen Befehl. ch will Boyſen glücklich machen.

Pereira. Ich verſtehe euch, mein König! und kenne eure Gnade mit Dank. Ich hörte Inesilla ſt mit Achtung von Boyſen ſprechen, und Achtung ird ja leicht Quelle von Liebe.

Pallaſt des Infanten.

Eduard; Boyſen.

Boyſen.

Gott verhüte nur, edler Infant! daß eure Krankheit nicht gefährlich werde.

Eduard. Eure Heftigkeit, lieber Boyſen, läßt mich euren Argwohn errathen. Thomas iſt tod, ſein Anhang ſo gedemüthigt, daß wir wohl keine Nachſtellung mehr zu beſorgen haben. Ich verkältete mich blos auf der Jagd und — warum ſoll ichs euch verhehlen — Heinrich bath ſich die Anführung des Anfalles aus und weshalb ſollte meine Gegenwart bey Hofe die Rückkehr des Siegers verherrlichen?

Boyſen. Infant! ihr nanntet mich oft Freund — erlaubt alſo dem Freunde, daß er euch auf dieſen unruhmlichen Neid, gegen euren edlen Bruder aufmerkſam mache.

Eduard. Boyſen! —

Boyſen. Ihr erröthet gewiß nicht aus Zorn, nur aus edlem Unwillen, daß ihr einen Augenblick, mehr eurer Ruhmbegierde, als eurem edlen Herzen Gehör gabt. Portugall ehrt in euch ſchon ſeinen erſten Krieger; ſoll dann euer Bruder, der künftig doch in euren Schlachten fechten wird, ſich keine kriegeriſchen Verdienſte erwerben?

Eduard. Ich beneide ihm ſeine Gelehrſamkeit nicht; er aber ſcheint in Betref meines Kriegsruhms anders zu denken.

Boyſen. Infant! woher dieſe Kälte? vor unſerer Abreiſe herrſchte ſie nicht zwiſchen den Königlichen Brüdern.

Eduard. Ich muß nur wieder in den alten Ton fallen. — Ihr wißt, wie ich in Betref der ſchönen Appollonia denke — auch Heinrich ſagt ihr manche Höflichkeiten; dies ſcheint zu wirken, ſie wird zurükhaltender und begegnet mir ſeit einiger Zeit mit wirklicher Kälte. Ich hoſte ihren Beſitz und werde mit einemmale zurückgewieſen.

Boyſen. Seht Infant! wie oft der Argwohn den Unrechten trift. Ferdinand Pereira bewirbt ſich um die Hand der ſchönen Appollonia. Das Mädchen fühlt, es ſey ehrenveller, das Weib eines braven Mannes zu werden, als einen Prinzen flüchtig zu feſſeln.

Eduard. Wie, Ferdinand? — Iſts gewiß?

Boyſen. Er ſagte mirs erſt heute, daß er Appollonien liebe und nur die Feindſchaft der Väter ſeiner Verbindung entgegen ſtehe. Die Dazwiſchenkunft eines dritten hinderte die Fortſetzung des Geſprächs.

Eduard. Ferdinand iſt ein edler junger Mann, ſein Vater beſitzt meine Achtung. Ich habe nach Appollonions Beſitz getrachtet; ich hatte Hofnungen, meine Abſicht zu erreichen — um Heinrichs Willen hätte ich kein Haarbreit nachgegeben, meine Bemühungen verdoppelt; aber um Ferdinand, den Sohn eines edlen Mannes auf Zeitlebens glücklich zu machen — hier habt ihr meine Hand! Appollonia iſt mir von dieſem Augenblick an, als hätte ich ſie nie geliebt.

Boyſen. Brav! Nun kann ichs aller Welt ſagen: Eduard iſt nicht nur tapfer, entſchloſſen, kühn, — er iſt auch ein edler Mann!

Eduard. Wir vergeſſen Ceuta, erzähl mir von der Belagerung und dem Sturm — auch vom Entſatze erzählt mir.

Boyſen. Groß waren die Veſtungswerke, 3000 Mann die ganze Beſatzung; aber Souſa, — ein Befehlshaber, wie es wenige giebt — er benutzte den kleinſten Vortheil. Mit vielem Blut mußten die Feinde, weil wir jeden Außenpoſten beſetzt hielten, erſt die Annäherung an Ceuta erkaufen, unſer Geſchütz verſchafte uns eine außerordentliche Ueber-

gegenheit: wir hofften, ihr Verluſt ſollte ihre Hitze kühlen, aber er entflammte ſie zur Wuth: ſie ſtürmten von allen Seiten, die Graben wurden mit Leichnamen und Verwundeten angefüllt; vergeblich ſchrien die letzten um Hülfe, — als wärs eine Brücke ſo ſchritten die Mauren über ſie hin. Wir vertheidigten uns tapfer, aber die Menge der Todten und Verwundeten verminderte auch in jedem Augenblick die Zahl der Vertheidiger. Schon lagen die Sturmleitern an den Mauern, hin und wieder ſchwangen ſich ſchon die Feinde auf den Wall; Gemetzel war von allen Seiten, hin und wieder ſchon der Unſern Flucht. Neben dem Landthore gelang es den Feinden am ſtärkſten, deshalb ließ ihr Angrif von der Seeſeite nach; zur Unterſtützung der Ihrigen eilten ſie hin, wo ſie ſchon den Sieg errungen hielten. Schnell raffte ich zuſammen was ich am Seethore, meinem Poſten, entbehrlich glaubte, und in dem Augenblicke, da die Feinde auf den Wall dringen wollten, that ich einen Ausfall. Dies kam unerwartet. Der Kampf ward jetzt lebhaft auſſerhalb dem Thore; die auf den Wällen hatten einen Augenblick Erholung. Souſa ward mit dem Feinde fertig, aber ward ich zur Flucht gezwungen, ſo wurde mein Haufen aufgerieben, oder die Feinde drangen mit mir zugleich ins Thor. So fochten wir in verzweifelter Lage, allein Ferdinand und Emanuel verlieſſen mich nicht; ſie ſprachen der Beſatzung neuen Muth ein,

Ich hatte mich zwischen dem Graben und dem Wall zurückgezogen, die größten Stucke des Geschützes schafte Ferdinand dahin; indes, auf Emanuels Befehl, in Bogenschüssen ein Kugelregen die vor mir kämpfenden Feinde traf. Sie ließen nach und im ersten Augenblick des Schreckens, der sich unter ihnen verbreitete, nahmen wir unsere verwundeten Brüder auf die Schultern und so in die Veste zurück. Drey Tage nachher kam die Flotte: die Mauren erwarteten sie nicht. Kaum bemerkte Heinrich ihren Rückzug, als er ihnen auch nacheilte; wer sich verspätet hatte, ward gefangen; ihren Nachtrab zwackte er von allen Seiten, griff ihn plötzlich an und schlug ihn in die Flucht. Es ist Schade, daß der Feind nicht Stand hielt, wir hätten ihm eine wichtige Niederlage beygebracht.

Eduard. Warum schweigt ihr von der List, wodurch ihr einen zweiten Sturm hindertet?

Boyse n. Sie war uns vortheilhaft, aber der Einfall weder groß, noch seine Ausführung mühsam; beides, groß und mühsam, ist euer Entschluß, in Betref Ferdinands und Appolioniens. — Darf ich ihn dem ersteren wissen lassen?

Eduard. Bietet ihm selbst meine Dienste an, um seine Absicht durchzusetzen.

Boyse n. Verzeiht Infant! allzulebhafte Theilnahme könnte Ferdinands Eifersucht rege machen; es ist genug, wenn ihn die Nachricht von euer er-

len Entsagung, mit Liebe und Achtung an den künftigen König fesselt.

Eduard. Wodurch aber soll ich euch noch fester an mich knüpfen. Ist dann nichts in Portugall, das euch hier auf ewig binden könnte? Wir schätzen euch alle; die Liebe scheint freilich für euch keinen besondern Reiz zu haben: abgemerkt habe ichs euch indeß doch, daß euch unter allen Damen des Hofes, die sanfte Ineßilla am wenigsten gleichgültig ist.

Boysen. Ich schätze die Tochter des edlen Pereira, theils um ihrer selbst, theils um ihres Vaters und Bruders Willen: aber mein Herz hängt nur an der einzigen, die es so ganz füllt. — Nur in meinem Vaterlande kann mich die Liebe durch Metha glücklich machen.

Eduard. Aber wenn sie nun todt ist?

Boysen. Ihr vergeßt, daß die Erscheinung Betrug war.

Eduard. Aber wenn sie nun todt wäre?

Boysen. Infant — sollte euch etwas bekannt seyn?

Eduard. Das nicht; aber ihr und alle der Eurigen Stillschweigen —

Boysen. Gerade das Stillschweigen aller der Meinigen flößt mir die Hofnung ein, daß hier eine Ursache zum Grunde liege, die ich noch nicht einsehen kann; denn mein Geschlecht ist zu zahlreich, um zu

glauben, daß alle Mitglieder deſſelben der Tod weggerafft habe.

Eduard. Allein wir können uns doch dieſen Fall als möglich denken; würdet ihr alsdenn Portugall zu eurem Vaterlande machen?

Boyſen. Gewiß!

Eduard. Und euch an Ineſillas Hand glücklich fühlen?

Boyſen. Dieſe Frage iſt ſchwer zu entſcheiden; aber ſo viel glaube ich eingeſtehen zu können: gäbe es keine Metha auf Erden; ſo würde Ineſilla mich feſſeln können.

Marienburg.

Zimmer des Hochmeiſters.

Hochmeiſter; Lyſart von Sanahauſen und Zander von Boyſen.

Hochmeiſter.

Erlaßt mirs, euch zu erzählen, mit welchem Unwillen ſie den Antrag verwarf —

Zander. Das kömmt von Stiber.

Hochmeiſt. Nein! Bruder Rudolph hat mir ihre eigenen Worte überſchrieben.

Zander. Ach! — so wären dann meine schönsten Hofnungen verlohren!

Hochmeist. Seyd gefaßt, Ritter! sie wird eure Ehefrau; oder soll mir in ein Kloster!

Sanghaus. Fürwahr! es wäre weit gekommen, wenn eine Dirne sich uber landesherrlichen Befehl hinwegsetzen zu können vermeinen sollte. Die Boysen, — dies ist ein starrsinniges Geschlecht; und daß Euer fürstliche Gnade den einzigen, welcher davon eine Ausnahme macht, mit Huld und Milde bedenkt; ist daher so löblich als weislich.

Hochmeist. Zieht sie ein Kloster eurer Hand vor, Ritter! so sollen euch wenigstens ihre dem Orden heimfallende Lehne nicht entgehen.

Zander. O gnädigster Herr! könnte ich doch Leib und Leben für euch aufopfern —

Hochmeist. Seyd getrost! Ich muß auf den Herbst nach Danzig und da will ich selbst zu Reischau einsprechen, und dann: — es biege oder breche der Stolz der Dirne, — ich verlasse euch nimmer!

Burg Keiſchau.

Feſtus; Stibor; Gabriel von Boyſen; Epimachus.

Epimachus

Ich ſag's euch, liebe Herren! es war nicht Täuſchung.

Gabriel. Aber war es dann gerade die Stimme unſeres Vetters.

Epimach. Freilich nicht ganz ſo, als wie er lebete und leibete; aber wie wollet ihrs dann auch von einem Geiſte fordern, daß er ſo ſpreche, wie ein lebender Menſch?

Stibor. Dann iſt's aber doch auch immer zu bezweifeln, ob's ſeine Stimme geweſen iſt.

Epimach. Ach lieber Herr! — fallet nicht in Unglauben! Ihr wiſſet ja, was Unglauben für eine groſſe und ſchwere Sunde iſt. Ich freilich halte euch lieb und werth und werde über ſolchen Unglauben oder Irglauben, — denn eins von beiden iſts ſicherlich! — keinen großen Rumor anheben, aber ein anderer —

Stibor. Der liefe zum Meiſter und gäbe mich für einen Wikleffitiſchen oder Huſſitiſchen Ketzer an und darob würde ſich der Meiſter höchlich freuen, daß

er einen Scheingrund erhielte, sein Müthlein an einem Boysen kühlen zu können.

Epimach. Nein, solcher Verrath sey ferne von mir! Wenn ich euch nicht alle so herzlich liebete, weshalb sollte ich wohl so emsiglich für Ritter Hansens Seele beten?

Festus. Ihr seyd ein ehrlicher, guter Mann, des sind wir alle überwiesen.

Stibor. Verarget es uns nur nicht, wenn wir glauben, daß man auch euch zu berücken suche.

Gabriel. Könnt ihr nicht selbst auf irgend eine Spur gelangen?

Epimach. Mit nichten! Ich lag vor dem Altar — es war niemand in der Capelle — ich betete für Hansens Seele und da ich meine Hände emporhub, ausrufend: requiem aeternam und so ferner, wie's die heilige Kirche gebeut, da erscholl eine Stimme: „Vergebung meinen Feinden, sonst ist für mich keine Erlösung aus des Fegefeuers Quaal!" — Von Schrecken überwältigt, sank ich auf die Stufen des Altars, dann gräßlich war die Stimme.

Festus. Nun ich vergebe gern und hasse niemanden.

Gabriel. Desgleichen auch ich.

Stibor. Heißt vergeben: dem Buben seine Streiche nicht mit Bösem vergelten, so vergebe auch ich; heißt's aber: die gute Metha, Zander dem Schuken an den Hals werfen — und wenn er noch

tausendmal erschiene, so würde ich sagen: „es ist ein Geist der Hölle, der uns äfft;“ dann Hans ließe sich eher tausend Jahre rösten und braten, als daß er zu so etwas anräthig seyn sollte.

Epimach. Behüte uns heilige Jungfrau! — Ritter! wenn euch die Teufel nur ein Viertelstündlein lang, zerren und kneipen, kleinhacken und wieder zusammensetzen, gefrierend machen und wieder aufthauen, kurz so jämmerlich im Fegefeuer quälen sollten, als es manche Heilige in der Verzuckung gesehen haben, ihr würdet ander's Sinnes werden.

Gabriel. Hat's doch auch der Geist noch gar nicht gefordert, daß Aetha aufgeopfert werden soll.

Jesus. Aber wenn er's nun fordern würde — wahrlich! — ich wüßte nicht was ich thun sollte?

Lissabon.

Pallast des Connetable.

Pereira; Inesilla.

Pereira.

Du weißt, mein Kind, ich wollte deinem Herzen nie Zwang anthun; aber achtest du den Rath deines Vaters, wolltest du gern seine Wünsche erfüllen? —

Ineſilla. O mein Vater!

Pereira. Ich weiß, du biſt ein gutes Kind. Dich übereilen, in dich ſtürmen, das möcht' ich nicht. Prüfe deshalb, nimm dir Zeit zur Ueberlegung. Der König ſelbſt wünſcht es, ich ehre den Mann, er iſt deines Bruders Freund.

Ineſilla. Wie, mein Vater! — es wäre alſo —?

Pereira. Du erräthſt es? — Ja es iſt Boyſen, dieſer edle, allgemein geachtete Mann!

Ineſilla. Gott! — Boyſen? —

Pereira. Du erſchrickſt? — Der König wünſcht, daß aus euch beiden ein Paar werde. Jedes Mädchen, das Boyſens Auge auf ſich zieht, wird ſich geehrt fühlen; der König glaubt durch deinen Beſitz Boyſen zu lohnen! — Ineſilla! du biſt Pereiras Tochter! — fühlſt du das?

Ineſilla. Mein Vater! — ich unterliege —

Pereira. Der Freude oder dem Schrecken? Dein Geſicht verräth beides, aber keines ganz.

Ineſilla. O ihr Heiligen! — Geiſt meiner Mutter — ſchütze mich!

Pereira. Du wirſt bleich — Ineſilla! — zu Hülfe! — ſie wird ohnmächtig — Hülfe!

Zimmer
in einem abgelegenen Hauſe.

Velez und Rodrigo.

Rodrigo.

Ich ſag's euch, wir ſind betrogen! — Von unſerm Glück, unſern Hofnungen iſt nichts übrig; und nichts aus dem ganzen Schiffbruch gerettet, als das Vergnügen der Rache.

Velez. Der Infant hat mich ſeiner Dienſte entlaſſen — freilich ein Jahrgehalt ertheilt; aber ich hoffte mehr —

Rodrigo. Und habt auch mehr verdient; aber Boyſen — Diego, mein armer Bruder, iſt entweder durch ihn umgebracht oder modert lebendig in irgend einem Gefängniß — Rache! Velez — Rache!

Velez. Unſer ehrwürdige Thomas —

Rodrigo. Und alle die Väter, die unſere Freude und unſere Stütze waren —

Velez. Die uns jeden Dienſt ſo reichlich lohnten —

Rodrigo. Uns hier den Weg zum Glück, dort zum Himmel wieſen —

Velez. Alles iſt jetzt hin!

Rodrigo. Beysen iſt Schuld — er muß fallen!

Velez. Aber ihr wißt es ja ſelbſt, der fromme Bruder Donatius hat es ja von einem, dem er's ſelbſt anvertraute, daß ihn kein Gift noch Dolch tödtet.

Rodrigo. Aber doch vielleicht ein Strang — eine glühende Zange.

Velez. Wie?

Rodrigo. Ich brauche einen Gehülfen, der nichts zu befürchten haben ſoll — wollt ihr dieſer ſeyn? — ſo iſt Beysen todt!

Velez. Ich haſſe ihn wie die Hölle!

Rodrigo. Nun dann! — Beysen iſt ein Freund des Gartens; er ſoll oft in dem kleinen Sommerhauſe ſchlafen — welches in dem Garten hinter dem Pallaſt des Infanten ſteht. Ob jemand bey ihm ſchläft? weiß ich nicht; aber ich muthmaße es. Ihr ſeyd bekannt unter der Dienerſchaft; ſchläft er allein, ſo gehe ich als Teufel verkappt um Mitternacht hinein; den Weg zu ihm will ich mir ſchon öffnen; mit einer glühenden Zange drehe ich ihm den Hals um — am Morgen heißt's: „Satan habe ihn geholt" —

Velez. Hu hu hu! — mich ſchaudert!

Rodrigo. Schläft er nicht allein, ſo müſſen wir auf Mittel denken, ſeine Schlafgefährten durch einen Schlaftrunk ſo zu betäuben, daß ſie es nicht

bemerken, wenn ich hinein komme. Schreien soll er mir nicht.

Velez. Aber der Schlaftrunk. —

Rodrigo. Den habe ich bereit.

Velez. Wie wird man sie dahin bringen, ihn zu nehmen?

Rodrigo. Freilich nicht wie ein Arzneimittel, etwa zur Magenstärkung — nein, auf einem Gastmale muß es ihnen beygebracht werden.

Velez. Aber wie wollt ihr zu dem allen kommen?

Rodrigo. Velez! — wann ich euch nicht kennte, ich würde euch für zaghaft halten.

Velez. Bey Gott, das bin ich nicht! aber Boysens Glück hat meinen Muth gebeugt.

Rodrigo. Seyd unverzagt! — Lucilla ist nach der Abreise des ehrwürdigen Vater Eucharius, um ihren bisherigen Unterhalt gekommen — sie war von Alters her meine Freundin; allein ich konnte nicht alles für sie thun; sie spannte daher ihre Netze aus und fieng den jungen unerfahrnen Carlos. Dieser hat nun — denn wer prahlt nicht gern mit seiner ersten Liebe — den Mauren Abdallah und mehrere von Boysens getreusten Anhängern bey Lucillen eingeführt. Dort werden kleine Gastmale gegeben.

Velez. Dann könnt ihr ja auch alles von Lucillen erfahren.

Rodrigo. Bey Leibe nicht! wir haben mit keinem Dazwischen zu thun, eine einzige Frage von Lucifer, kann ihren Argwohn wecken und dann wäre ja alles verloren.

Velez. Ihr habt Recht! Ich will euch deshalb die erforderlichen Nachrichten schon einziehen. Wenn braucht ihr solche?

Rodrigo. Je eher, je lieber. Könnte ich meinen glühenden Durst nach Rache noch in dieser Nacht stillen — desto besser!

Velez. Nun so will ich gleich ein paar alte Freunde bey Hofe besuchen. Aber kennt ihr auch das Gartenhäuschen?

Rodrigo. Vollkommen! durch das Fenster im Dache, wodurch das Licht hinein fällt, laß ich mich hinab klettern; an dem Seil wieder in die Höhe und wenn man so die Gitterstäbe an den Fenstern unverletzt findet, die Thüre verschlossen und verriegelt bleibt; dann ist das Werk des bösen Geistes um so wahrscheinlicher!

Velez. Ich eile, alles auszukundschaften. St. Domitius schenke Gedeihen und der heilige Vater Thomas bitte für euch!

Pallaſt des Hofmarſchalls.

Appollonia; Emanuel; nachher ein Diener.

Appollonia.

O erzähle weiter, lieber Emanuel — ich höre gern von dieſem Poſen, ſo voll Muth, ſo edel — o er iſt ein Halbgott!

Emanuel. Schweſter, ich freue mich, daß du für das Edle und Große ſo viel Sinn haſt; immer war es mir neuer Sporn zu Liebe und Achtung, wenn ich ſah, daß Appollonia nicht wie ein gewöhnliches Mädchen handelte und dachte.

Appollon. Dann darf ich dir auch wohl etwas mehr entdecken — Ich habe gegen dieſen Poſen ſchon einen Schritt gethan —

Eman. Appollonia! —

Appollon. Du weißt's, daß mein Angſtgeſchrey ihn für Meuchelmord ſchützte; ich wußte, daß er gerne, wenn alles ſchlief, im Königlichen Garten allein herumwandelte. Du weißt, daß mein Cabinet die Ausſicht dahin hat. Hier ſetzte ich mich eines Abends und ſang zu meiner Guitarre eine Romanze, die ihm freilich nicht entdeckte mein Herz aufſchloß, aber doch die vortheilhafteſte Deutung erlaubte.

Emanuel. Und Povſen? —

Appollon. Du weißt es ja ſelbſt, ihn feſſeln fremdere Bande. Die Treue gegen ſeine Geliebte vermehrt meine Achtung — ich kann ihn nicht beſitzen und ſo muß dies Herz ſchweigen; aber Bruder, hätte er mich zurückgeſetzt, hätte er hier einer andern am Hofe ſeine Hand angeboten — meine unverſöhnlichſte Rache hätte ihn bis ins Grab verfolgt!

Emanuel. Schweſter! das war zu männlich. — Es iſt ein Glück für dich, daß Ferdinand dein Gatte wird. Noch iſt er kein Povſen; aber bey ſeinen groſſen herrlichen Eigenſchaften, muß mein Freund nicht blos einer der erſten im Reiche, er muß einer der erſten Menſchen werden.

Appollon. Gut! — aber unſer Vater und der alte Pereira.

Emanuel. Um beide hat ſich Povſen durch ihre Söhne verdient gemacht. Ferdinand wird ihm unſere Liebe entdecken und ihn dahin bewegen, die Verſöhnung unſerer Väter zu bewirken.

Diener. Den Ferdinand Pereira ſchickt dieſen Brief.

Emanuel. Meinen Gruß! die Antwort bring' ich mündlich.

Diener. (ab)

Emanuel. Vielleicht ſchon die Nachricht vom Erfolg der Entdeckung Ferdinands, denn Povſen

ist da, wo er Gutes thun kann, gewiß nicht lässig. (er liest)

Appollon. Was ist dir? — Emanuel! —

Emanuel. Wir sind schändlich betrogen! — Unglückliche Appollenia! — armer Emanuel. —

Appollonia. (Sieh her! (liest) „Freund! meine „Lage ist schrecklich; der König hat bey meinem Va„ter um Inesilla — für Poysen geworben" — — Tod und Verderben dem Heuchler! — (liest weiter) „Inesilla schwankt; ich werde sie stützen, werde sie „darin zu befestigen suchen: daß sie ihrer ersten Liebe „treu bleibe — aber es erfolge auch was da will, so „bleibe überzeugt, daß ich daran keinen Antheil „nahm, sondern immer als Freund, als Bruder für „dich handelte." — Nun Emanuel?

Emanuel. Inesilla — oder das Grab!

Appollon. Das Blut der Aveiro wallt in deinen Adern, deine Schwester ist beschimpft — zurückgesetzt — dir raubt man deine Geliebte —

Emanuel. Bey allen Heiligen! das soll man nicht! — Noch heute Rache oder Tod!

Pallaſt des Infanten.

Boyſens Zimmer.

Boyſen; nachher Abdallah.

Boyſen.

Nein, bey allen Heiligen! — nein! — ich will nicht unterliegen. Ineſilla iſt ſchön, klug und gut — ihr Vater, ihr Bruder, beides herrliche Männer — ich werde geliebt, geachtet — Glück und Ehre lächeln mir; und in meinem Vaterlande — vergeſſen — vielleicht gar bey meiner Rückkehr verkannt, als Plauens Anhänger gemißhandelt und Martha — vielleicht todt — vielleicht aber auch nicht; voll Zärtlichkeit, mit unerſchütterlichem Zutrauen auf meine Treue, harret ſie mit jedem Tage meiner Rückkehr und ich ſollte ſie täuſchen? ſollte mich an Edelſinn, Standhaftigkeit und Treue von einem Weibe übertreffen laſſen? — Nein! ich muß fort! — Ineſilla, du biſt ſchön und gut — hier Glück und Liebe — dort Ehre und Pflicht — ich muß fort!

Abdallah. Den Emanuel ſchickt dieſen Brief; — der Ueberbringer ſagte, es bedarf keiner Antwort.

Boyſen, (zerſtreut, nimmt den Brief und hält ihn unerbrochen.)

Abdallah. Werdet ihr heute im Pavillon schlafen? Ritter!

Boysen. Warum das?

Abdallah. Ich und Carlos sind zu einem kleinen Feste geladen; solltet ihr aber dort schlafen wollen; so werden wir, um euch wie gewöhnlich dahin zu begleiten, die Einladung ausschlagen.

Boysen. Thut das nicht. Die Tage der Freude und des heitern unschuldigen Genusses sind so selten auf Erden; seyd fröhlich — ich bin ja sicher und kann ja auch wohl eine Nacht im Gartenhäuschen allein schlafen.

Abdallah. Einer von uns muß doch um euch seyn; ich bleibe lieber zu Hause!

Boysen. Nein, guter Abdallah! — Geh' nur.

Abdallah. Nun, wenn ihrs so meint, Ritter — lebt wohl, bis morgen! (ab)

Boysen. Morgen? — Ach wer weiß, was zwischen heute und morgen schon geschieht; hätte ichs gestern geglaubt, daß mein Herz heute zwischen Metha und Inesilla wanken würde? — Doch bald hätte ich den Brief vergessen. (liest) Wie? — Emanuel d'Aveiro? — Sehr kurz und deutlich! (liest) „Kommt „nach Sonnenuntergang in das Wäldchen vor dem „St. Annenthor, bringt eure Waffen mit, denn nur „einer von uns kann und soll lebend zurückkehren" — Und warum das? — — Ach wer will jedes warum auf Erden entziffern? Warum schwankt dies Herz? —

warum fühle ich jetzt zum erstenmale, daß Treue und Pflicht drückend werden können — warum in diesem Augenblicke gerade diese Aufforderung? — Vorsehung! du willst vielleicht in diesem Augenblicke den Knoten zerschneiden, der sich nicht mehr zu meinem Glücke auflösen kann. — Guter Adalbert! — vielleicht bedarf ich das Nachtlager im Pavillon nicht mehr — Ich kann getrost in die Vergangenheit zurückblicken — deshalb auch aufs Grab. — — Woher diese Schwermuth? — wäre es Ahnung? — Seyn was es wolle! Meine Streiche sollen dich gewiß schonen, guter Emanuel.

Ende des ersten Theils.

Hans von Boysen.

Haupt und geheimer Oberer des preußischen Bundes.

Eine dialogisirte Rittergeschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Zweiter Band.

Thorn,
bey Gottfried Vollmer. 1790.

Hans von Boyſen.

Zweiter Band.

Personen:

Jagello, König von Pohlen.
Witold, Großherzog von Litthauen.
Julia, seine Gemahlin.
Malina, ihr Hoffräulein.
Swidrigal, Herzog von Samaitan.
Eduard, Infant von Portugal.
Heinrich, Herzog von Bayern.
Ludwig, Pfalzgraf.
Michael, Küchmeister von Sternberg. } Hochmeister des deutschen Ordens.
Paul Bellizer von Rußdorf. } Hochmeister des deutschen Ordens.
Conrad von Erlichshausen, Ritter, nachher Comthur von Thorn, dann Marschall, Groß comthur, zuletzt Hochmeister des deutschen Ordens.

Ludwig von Erlichshausen, Comthur zu Mewe, nachher Hochmeister des deutschen Ordens.

Eberhard von Sonsheim, Teutschmeister.

Heinrich von Nikwiz.
Hans von Womichinaen.
Ulrich von Eisenhofen.
} Großcomthure des deutschen Ordens.

Nicolaus von Görliz, Ritter, nachher Großcomthur des deutschen Ordens.

Martin Kempnacher.
Heinrich von Rabenstein.
Kriean von Exdorf.
} Marschälle des deutschen Ordens.

Heinrich Renß von Plauen, Oberster Spittler.
Wilhelm von Helfenstein, Trapezier.
Leonhard Parsberger, Treßler.
} des deutschen Ordens.

Heinrich von Plauen, entsetzter Hochmeister.

Bernd von Rinacsheim, Comthur zu Rheden.

Johann Reibnitz, Comthur zu Graudenz.

Nicolaus Puster, Comthur.
Conrad Pfersfelder, Hauscomthur.
} zu Danzig.

Johann von Brünrede.
Joh. Grokwitz.
Georg v. Sekendorf.
} Compane.

Wolfgang von Lindau.
Günther von Schwelborn.
Hans Nikeritz.
Conrad Goldersheim.
Sebald von Hauenstein.
} Ritter des deutschen Ordens.

Hans von Boysen, preuß. Ritter, Geheimerath des Hochmeisters, Haupt der Verbündeten, zuletzt Gubernator von Preußen.

Metha von Lesmesdorf.

Both von Eilenburg, } preuß. von Adel, Geheime Räthe des Hochmeisters.
Hans von Legendorf, }
Nikolaus Gerlacher, }

Sextus, }
Gabriel, }
Stibor, } von Boysen.
Georg, }
Zander, }

Rudolph Bazner.

Elisabeth, seine Frau.

Barbara von Wepern, ihre Tochter erster Ehe.

Connetable Pereira.

Ferdinand, sein Sohn.

Aveiro, Hofmarschall.

Emanuel, sein Sohn.

Carlos, portugiesischer Ritter.

Heinrich Reuß von Plauen, }
Heinrich von Plauen, } Ritter.
Ulrich von Gleichen, }

Zindramus de Moschkowitze, Feldherr der Polen.

Daralaus, Marschall des Swidrigall.

Johann von Thaczin, Woywode von Krakau.

Wissewild, }
Natubo, } Bajoren.
Laukienis, }

Kasimir Koszinski.

Cardinal Sbignäus, pohlnischer Canzler.
Cardinal Bartholomäus.
Vater Eucharius, Dominikaner, Geheimschreiber des Cardinals.
Caſparus, Bischof von Pomſan.
Johannes, Bischof von Wladislaw.
Ludwig, Bischof von Silves, päbstlicher Legat.

Romanus, Eugenius, } Mönche im Gefolge des Legaten.

Gerhard, Anſelmus, } Domherrn.

Johann Thiergart, Ordensprocurator in Rom.

Epimachus, Anacletus, Ingemarus, Cyprianus, } Mönche.

Hans von Ziegenberge, Bannerführer des culmischen Gebiets.
Cuny von Schwenningen.
Otto von Plenichaw.
Zander Machewiz.
Friedrich von Pelchaw.
Günther von Delaw.
Auguſtin v. d. Schewe.
Paul von Tesmesdorf.
Simon von Glazow.
Mathias v. d. Lunaw.
Lorenz von Konopat.
Hans von Lon.
Röthger von Birken.

} Geheime Obern

Remfel von Brixen.
Lorenz Folkmar, Burgermſtr. } von
Nicolaus Gwinner, Rathsher. } Culm.
Gottſchalk Hitfeld, Burgermſt } von
Conrad Toydenkol, Rathsher. } Thorn
Lorenz Pilgrim, Burgermſt. } von
Hans Grim, Rathsher. } Elbing
Hans Slepſtange, Burgermeiſter von Braunsberg.
Bartold Huxer, Burgermeiſter von der alten Stadt Königsberg.
Heinrich Braband, Burgermeiſter vom Kneiphofe Königsberg.
Hermann Stargard, Burgermſt. } von
Conrad von Dalen, Burgermſt. } Dan-
Wilhelm Jordan, Rathsherr. } zig.

} des preuſſiſchen Bundes.

Girdelo, ehemaliger litthauiſcher Oberprieſter.
Maidelis, ſein Sohn.
Ligawinna, ſeine Tochter.
Nunagate, } Litthauer und Freunde
Steinele, } Girdelos.
Tirsko. }
Peter Meyer, Bürger aus Thorn.
Abdallah.
Franceſko.
Marlin, Feſtus Diener.
George, Bazners Knappe.

Cuntzbert,
Hans,
Ebert,
} Lindaus Knappen.

Comthure. Ritter, Rathsherrn, Bürger, Herolde und Söldner.

Zeitraum von 1421 bis 1460.

Lissabon.

Boysens Zimmer.

Boysen, Bazner; nachher Francesko.

Bazner. (hält Boysen umarmt) Boysen!

Boysen. Guter redlicher Freund! was führt dich her?

Bazner. Länger dann ein Jahr hatten wir keine Bothschaft von dir erhalten; wir fürchteten deinen Tod. Der alte Epimachus, desgleichen auch viel Diener wollten deinen Geist gesehen und gehört haben. Zander, der Elende, jezt in Küchmeisters Gnade, warb dringend um der edlen Metha Hand, der Meister unterstüzte ihn, der Groscomthur, der noch mit Liebe an dich zurückdenkt —

Boysen. Er lebt also noch der edle Zollner?

Bazner. Er lebt — aber voll Unwillen und Verdruß, seitdem alles in Preussen so ganz

anders gewandelt ist. Von ihm erfuhr ich: der Meister wolle persönlich darauf dringen, daß Metha Zanders Ehebett, oder das Kloster wählen solle. Was blieb mir nun übrig? — Ich floh nach Keilchau, ermahnte zur Standhaftigkeit: eile darauf nach Danzig und nun gehts mit dem ersten Schiffe nach Flandern. Deiner Thaten Ruf scholl mir entgegen; flugs schiffe ich hieher, Wind und Wellen begünstigen meine Reise; vor einer Stunde landen wir. — Ich frage nach Boysen, man führt mich in den Pallast des Jusanten; die Diener wollen mich abfertigen, sagen du stehst im Begrif fortzureiten. Ich dringe in dein Gemach und nun — meine Gefühle dir schildern — o Boysen! unaussprechlich ist der Freundschaft Glück!

Boysen. (nach einer kleinen Pause:) Vorsehung! — gerade in dieser Stunde! — (ruft) Franzesko!

Franzesko. Ritter!

Boysen. Eile zum Pallast des Connetable. Ich lasse Don Ferdinand bitten, diesen Augenblick, — bewafnet, zu Pferde, herzukommen. Es betrift eine Sache von äußerster Wichtigkeit. Ist Ferdinand nicht zu Hause, bitte den Connetable in meinem Namen, mir diese Gewogenheit zu erzeigen.

Wäldchen
ohnfern Lissabon.

Emanuel d'Aveiro; nachher Hofmarschall d'Aveiro mit Gefolge.

Emanuel.

Ich harre schon eine halbe Stunde und er kömmt nicht. Aber ich kenne seinen Muth; er kömmt gewiß! — Boysen! — Du hast der Thaten mehr gethan als ich; aber immer, zärtlicher lieben — das kannst du nicht: falle ich von deiner Hand — nun — es sey! — Ineſilla! was ist Leben ohne dich?

Hofmarsch. (hervorstürzend) Habt Dank ihr Heiligen! — Emanuel! — Gott sey Dank, daß ich dich lebend finde! — Deine Schwester hat mir alles entdeckt; du bliebst so lange aus, sie hielt dich bereits für todt, Boysen für deinen Mörder. Verzweiflungsvoll entdeckte sie mir alles. Ich eile hieher und finde dich — Dank sey es den Heiligen! — wahrscheinlich als Sieger.

Die Vorigen; Boysen; Bazner; Connetable Pereira; Ferdinand; Pereira.

Emanuel. Ich einer solchen Begleitung Ritter Boysen, hätte ich euch nicht erwartet?

Hofmarsch. Ritter! ihr wart der Freund meines Hauses und woll't jezt unaussprechliches Elend darüber bringen?

Boysen. Dafür behüte mich Gott! Ich wünsche Portugal in wenig Tagen zu verlassen. Dieser Freund (auf Bazner) fordert die schleunigste Rückkehr in mein Vaterland, und vor meiner Abreise wünsche ich noch alle meine Freunde zufrieden und glücklich zu sehen, und freue mich auch euch Herr Hofmarschall anzutreffen. Ihr seyd wahrscheinlich von der Leidenschaft eurer Kinder unterrichtet. Der edle Connetable Pereira, kennt der Seinigen Neigung.

Ferdinand. Unser erhabene menschenfreundliche Königa, wünscht den Haß der Geschlechter Aveiro und Pereira zu tilgen; deshalb nahm er mich und Don Emanuel zu seinen Edelknaben. Gleich erzogen, immer zu gleichen Geschäften gebraucht, knüpfte sich unsere innigste Freundschaft, und sollten die Herzen der Väter nicht auch noch diesem Gefühle offen stehen?

Boyſen. Erlaubt mir das Werkzeug eurer Verſöhnung zu ſeyn (er führt ſie gegen einander.)

Emanuel. O Gott! — laßt doch das Glück eurer Kinder auch das eurige ſeyn!

Hofmarſch. Connetable! ihr hört den Wunſch meines Sohnes und des euren.

Connetable. (den Hofmarſchall umarmend) Alles Vorige vergeſſen auf ewig.

Hofmarſch. Und ich euer verbundenſter Freund!

Boyſen. Und nun auf dieſer Stelle, wo vor kurzem Menſchenblut fließen, das Röcheln eines Sterbenden ertönen ſollte, macht völlig eurer Kinder Glück! Don Ferdinand liebt die edle Apollonia, Don Emanuel iſt durch die ſanfte Ineſilla gefeſſelt; beide werden wieder geliebt und nun ihr edlen Väter! — die Einwilligung zu eurer Kinder Glück!

Emanuel. (wirft ſich dem Connetable zu Füßen) Laßt euch rühren.

Ferdinand. (indem er vor dem Hofmarſchall niederfällt) Laßt mich mit gleicher Demuth um eure Einwilligung flehen!

Connetable. Wenn mein Freund d'Aveiro nichts dagegen hat, ſo iſt mir der tapfere Emanuel als Sohn herzlich willkommen! (indem er Emanuel umarmt.)

Hofmarſch. (der ein gleiches gegen Fer-

dinand thut) Und mir ist die Verbindung mit dem edlen Pereira so ehrenvoll als erfreulich!

Connetable. (indem er dem Hofmarschall herzlich die Hand drückt) Aveiro — wir sind glücklich! — Boysen! ihr müßt es auch seyn, dann alles ist ja euer Werk.

(Wechselseitige Umarmungen.)

Bazner. Wie stolz bin ich darauf, Dich Boysen meinen Freund zu nennen.

Boysen. (zum Hofmarschall) Erlaubt, daß ich euch Ritter Bazner, meinen Freund und Landsmann vorstelle.

Hofmarsch. Was Boysen in Portugall that, hat jedem seiner Landsleute willkommenen Empfang, seinem Freunde allgemeine Achtung erworben.

Boysen. Ihr seyd sehr verbindlich.

Connetable. Was zaudern wir: auch unsere Töchter müssen an dieser Freude Theil nehmen. Kommt alle zu mir. Wer könnte jezt an Ruhe und Schlaf denken; wir wollen bey einem Freudenfest den kommenden Morgen erwarten.

Hofmarsch. Das wollen wir mit Vergnügen.

Emanuel. (zu Ferdinand) Wie kamst du und dein Vater her?

Ferdinand. Des Königs Antrag veranlaßte mich, alles meinem Vater zu entdecken; er wollte

wollte Bedenkzeit, um seinen Entschluß zu fassen; er stand eben im Begriff auszureiten, ich erboth mich zu seiner Begleitung, um ihm noch während dieser Zeit so manches auseinander zu setzen. In dem Augenblick stürzt Francesko herbei, sagt: Boysen bitte mich, zu ihm zu eilen, sagt, daß wenn ich nicht kommen könne, er diese Bitte an meinen Vater thun solle. Wir beide begeben uns nun zu Boysen und mit ihm hieher.

Emanuel. O welch ein Glück! welch ein Glück!

Morgendämmerung.

Boysens Zimmer.

Boysen. Francesko. Abdallah.

Boysen. Welch ein Getümmel ist das?

Francesko. Es ist im Garten, wie ich höre.

Boysen. Sieh zu, was es giebt.

Francesko. (ab.)

Boysen. Nun kann ich das Land getrost verlassen, der Seegen vieler Glücklichen folgt mir nach. — Gott! Barmherziger! — wie viel hast

du für mich gethan. — Planen — der du jeden Keim zum Guten in meiner Seele weckest, — wenn ich noch deinen Kerker sprengen, dir die letzten Tage deines Lebens erleichtern könnte! Achtung und Dankbarkeit für dich, Liebe für Metha, nur diese fühlen izt mein ganzes Herz. —

(Abdallah und Francesko treten mit lautem Gelächter ins Zimmer.)

Was ist euch?

Abdallah. Ein Possenspiel! wenns dem guten Carlos nicht schadet, das herrlichste, was ich erleben konnte.

Bovsen. Was ist mit Carlos?

Abdallah. Er schläft und schnarcht, daß er nicht zu erwecken ist. Eine Dirne, die ihm ihre Gunst schenkt', lud ihn gestern zu sich und ich begleitete ihn, nach eurer Erlaubniß. Ich hatte ihn schon öfters dahin begleitet; aber nie hatte ich die Gesellschaft so zahlreich, nie den Tisch so besezt gefunden; zwei junge Mädchen sezten sich neben mir. Durchaus sollte ich Wein trinken. Nicht gerade, weil der Prophet ihn verbietet, sondern weil ich nicht daran gewöhnt bin, lehnte ichs ab; aber sie wurden zudringlich, ich aufmerksam. Vor jedem stand eine besondere Flasche. Ich winkte Carlos — aber der war entzückt im Arm seiner Schönen; ich stand auf und lispelte ihm meinen Argwohn ins Ohr, aber er wollte nicht hören.

Ich sezte mich auf meinen Platz, kostete ein paar Tropfen von meinem Wein, sagte nun, er habe einen Nachgeschmack, ob ichs gleich wirklich nicht fand; die Mädchen nipten nun aus meinem Glase und behaupteten, daß ich mich irre; ich schmeckte ihren Wein, sagte, er sey besser und vertauschte nun meine Flasche mit der meiner Nachbarin; diese wollte nicht trinken, wurde durch mein nöthigen verlegen. Da sprang ich auf, steckte die verdächtige Flasche mir in den Busen, riß den halbträumenden Carlos vom Tische und so, ehe die Anwesenden einen Entschluß fassen konnten, mit ihm davon.

Boysen. Und Carlos lebt doch?

Abdallah. Er hat, wie ich glaube, einen Schlaftrunk bekommen. Ich eilte indeß zum Hofkaplan Anselmus, um, wenns Noth thäte, ein Arzneimittel zu holen. Anselmus war bereit, steckte Büchsen und Flaschen zu sich und so mit mir durch den Garten zu Carlos. Er öfnete ihm eine Ader, goß ihm Essig in den Mund — Carlos erholte sich, ist außer Gefahr. Ich begleitete den alten Anselmus durch den Garten zurück; da stürzte uns der Gärtner leichenblaß entgegen. — Ein Teufel, — Ritter! ich muß noch lachen — ein Teufel, sagte er, sey im Gartenhause.

Boysen. Hast du es untersucht?

Abdallah. Freilich! der Gärtner hatte die Morgenluft in den Pavillon laſſen wollen. Da ſpringt ihm beim Eröfnen der Thüre ein Teufel entgegen; der Gärtner wirft ihm im Schrecken die Thüre an den Kopf, der Teufel purzelt zurück, das Schloß ſchnappt zu, der Gärtner ruft Hülfe. Anſelmus holt allen ſeinen heiligen Hausrath herbei, ſingt und ſprengt Waſſer; der Gärtner öfnet zitternd die Thüre — der Teufel ſpringt heraus. Aber mein Knüttel ſauſt ihm um die Ohren; er ſtürzt, will aufſpringen, einen Dolch ziehen; aber ich laſſe ihn nicht aufkommen. In der Angſt ſchreit der chriſtliche Teufel ein: „Jeſus Maria!“ Ich binde ihm die Hände auf den Rücken, will ihn nun bei ſeinen Hörnern aufheben, — da reiß ich ihm die ſchwarze Kappe vom Kopf —

Boyſen. Und wer iſts?

Abdallah. Einer aus der geſtrigen Geſellſchaft, der ſich aber, ehe wir uns zu Tiſche ſezten, entfernte; man nannte ihn Rodrigo. Ich habe ihn wieder in den Pavillon geworfen; hier iſt der Schlüſſel, und nun mögt ihr ſelbſt prüfen.

Zimmer des Infanten.

Eduard. Boysen und Carlos.

Eduard. Euer Entschluß ist also unveränderlich?

Boysen. Mich rufen Pflicht und Liebe — ich muß fort!

Eduard. Lieber Boysen! Ihr seyd mir unentbehrlich geworden, habt so manche Gefahr von mir gewandt.

Boysen. Die meisten Gefahren sind jezt verschwunden; selbst der Teufel Rodrigo, der, weil das Seil, an welchem er sich herunter ließ, plazte, nicht aus dem Gartenhause kommen konnte und deshalb gefangen wurde, beweißt es, dann ihn hatte nicht mehr eine mächtige Faktion abgesandt, sondern es war nur die Rache einiger wenigen Personen, die sich wohl an den Ritter Boysen, aber nicht an den Kronerben von Portugall wagen; und deshalb wollen wir auch den Teufel laufen lassen. Er mag die Entdeckungsreise mitmachen, wozu Infant Heinrich jezt Schiffe rüstet.

Eduard. Der ganze Hof wird eure Abreise bedauren. Blickt nur einmal auf unsern guten Carlos —

Carlos. Ich komme in der Absicht, edler Infant! euch um die Gnade zu bitten, den theuern Ritter in sein Vaterland begleiten zu dürfen.

Boysen. Wozu das? lieber Carlos!

Carlos. Laßt mich. Ich bin Ritter; aber meine Thaten sind wenig. In eurem Vaterlande, unter euren Augen, hoffe ich einst ganz das werden, was ich zu werden wünsche und dereinst in mein Vaterland, so wie ihr jezt in das eurige zurückzukehren.

Eduard. Ihr wollt ja eine Empfehlung an den Meister des Ordens. Sie wird von gröſserm Gewicht seyn, wenn Carlos sie als königlicher Gesandter überreicht und wir erhalten durch ihn nach Portugall die zuverläſsigste Nachrichten von euch.

Burg Keiſchau.

Zimmer.

Feſtus. Gabriel. Stibor von Boyſen. Metha und Epimachus.

Feſtus.

Da magſt du nun ſelbſt hören, liebe Metha, was uns der Meiſter deinetwegen verkündigen läßt. — Leſet's ihr vor.

Epimachus. Es iſt ſothanes Briefſein von dem Commendator zu Danzig, Herrn Rudolph von Enſtein, deutſchen Ordensbrudern, wie ſeines Namens Unterſchrift und Inſiegel bezeugen und lautet alſo:

„Sollet wiſſen lieber Ritter und Freund! daß unſer würdige Meiſter hieher gekommen, um zwiſchen Rath und Bürgerſchaft allen Unfried zu ſtillen. Bei andere Herrn, ſo des Ordens, als von Land und Städten haben ihm das Geleit gegeben, unter welchen auch Zander von Boyſen, welcher ſich

verlauten lassen: unser würdige Meister wolle bevor er zur Tagfahrt gen Graudenz ziehe, euch in Keischau heimsuchen und um das Fräulein Metha von Lesmesdorf für ihn werben; welches ich euch dann sofort vermelde, damit ihr solches Handels gewärtig seyn möget. Gegeben zu Danzig, am Tage des heiligen Apostels und Märtyrers St. Barthelomäi." —

Stibor. Und nun Metha?

Epimach. Steht hier noch etwas — als nämlich das Jahr christlicher Zeitrechnung. —

Stibor. Laßt's gut seyn, wir habens genug.

Festus. Was meinst du nun zu thun? liebe Tochter!

Metha. Sonder Scheu mit dem Meister zu reden; zu sagen: mein Verlobter sey Hans von Boysen, daß ich durch mein Gelöbniß sein Eheweib sey vor Gott, daß man diesem mehr gehorchen müsse, dann den Menschen.

Stibor. Das ist gesprochen und gedacht wie es einem biedern Weibe ziemt.

Epimach. Es stehet aber auch geschrieben: „seyd unterthan der Obrigkeit."

Gabriel. Wir wollen ja aber auch keinen Aufruhr anstiften.

Epimach. Aber die Schrift saget: „gebet dem Kaiser was des Kaisers ist.“

Festus. Wir geben ja auch dem Meister unsere Pfennige und Krahmpfunde Wachs laut culmischer Handveste.

Stibor. Und dienen ihm, wenns die Noth erheischet, mit Hengst und Harnisch.

Epimach. Aber wenns nun der würdige Herr gebeut —

Metha. Bin ich eine gefangene Magd, daß er gebieten mag über meinen Willen und meinen Leib?

Stibor. Wir sind freie Ritter! Das Gesez heischt: eines Gutes Erbin soll bemannet werden; mit einem Manne, ihr gleich an Schilden, und ihr ebenbürtig, mit der Freundschaft Genehmigung.

Gabriel. Und wenn der Meister über das Gesez herrschen will, dann sollen Land und Städte auch ein Wörtlein dazu sprechen.

Epimach. Liebe Herrn! ihr wollet nicht zürnen. Ich habe große Furcht vor dem Meister; hat er doch so manche Bürger zu Danzig enthaupten, andere Landes verweisen lassen. Es ist ein gar strenger Herr, wenn er in Grimm kömmt.

Stibor. Ist sein Grimm gerecht, so mag er ihn auslassen.

Gabriel. Aber ist das Recht auf unserer Seite; so geben wir ihm auch nicht ein Haarbreit nach.

Ebendaselbst.

Der Hochmeister. Heinrich von Nickwitz, Großcomthur. Martin von Kempnacher, Marschall. Georg von Seckendorf, Compan. Festus. Gabriel. Stibor und Zander von Boysen. Metha. nachher Epimachus.

Hochmeister. Ihr wisset nun meinen Wunsch; Ritter Zander ist eures Geschlechts, hat sich um uns und unsern Orden höchlich verdient gemacht, liebt das Fräulein und was könnet ihr ihm nun entgegnen?

Festus. Ehrwürdiger Herr! ich bin alt und grau worden, und meiner Tage sind nur noch wenig auf Erden. Getrost harre ich meines Stündleins. bitte Gott um meiner Sünden Vergebung, und verzeihe deshalb auch gern meinen Feinden.

Hochmeist. Das ist, wie es einem frommen Christen und guten Ritter ziemet.

Festus. Seht lieber würdiger Herr! ich hasse niemanden und wenn sich unser liebe Gott aus Gnaden selbst des Teufels erbarmen, und ihn aus dem höllischen Schwefelpfuhl erlösen wollt, würde ich mich darüber freuen; aber deshalb doch nicht darüber ganz vergessen, daß der Teufel unsere ersten Eltern im Paradiese berückt, unsern Herrn und Heiland versucht und sonst viel Böses begangen habe. Solches würde ich ihm dann freilich nicht vorrücken, ihm auch kein Leid deshalb zufügen; aber daß ich sein herzlicher Freund werden sollte — das würde doch keiner aus dem ganzen himmlischen Heer von mir fordern. — Und so ists dann auch zwischen mir und dem Vetter Zander bestellt. Er hat sich den Polen ergeben und ist seinem Vaterlande bundbrüchig worden; ihr habts's ihm verziehen — das gönn' ich ihm von Herzen! Aber deshalb kann ich und die Meinen doch nicht Freundschaft und Achtung für ihn hegen?

Großcomth. Aber doch aus Liebe und Achtung für euren Herrn, ihn zur Freundschaft aufnehmen.

Stibor. Lieber würdiger Herr! Freundschaft läßt sich nicht durch landesherrlichen Befehl gebieten, sondern kömmt aus dem Herzen.

Gabriel. Wir schämen uns der Welt zu sagen: daß Zander unser Vetter sey; und sollten wir ihm nun mit Liebe und Huld begegnen, — man würde glauben, seiner Thaten Misbilligung sey von unserer Seite eben nicht groß.

Großcomth. Was der Fürst einmal verzieh, darf der Unterthan nicht rügen.

Hochmeist. Oft hatte ich von eures Geschlechts Trotz und Vermessenheit gehört; jezt sehe ich die Wahrheit.

Stibor. Verstehet ihr unter Trotz, Widerstand gegen Gewalt und Unrecht, unter Vermessenheit jenen hohen Muth, der nichts achtet, wenn ihm sein Herz sagt, er handle für Gerechtigkeit und Recht — so dank ich euch für meines Geschlechts Lobspruch.

Festus. Uebrigens, wo Gesez und Pflicht gebeut, bin ich samt den Meinen zu schuldigem Dienste erböthig.

Marsch. Thut einmal aus Liebe für euren Fürsten etwas mehr, als das strenge Recht gebeut.

Großcomth. Des Fräulein ist ja weder derer Boysen Schwester, Tochter, noch Mündel, und so bedarfs ja gar nicht dieser Einwilligung.

Hochmeist. Ihr habt recht. (zu Metha) Zu euch also wende ich mich. Hier ist ein Ritter, euch ebenbürtig; ich sein und euer Landes-

herr wünsche eure Verbindung. — Tretet hervor Ritter, führt selbst eure Sache.

Zander. Nimmer soll's euch gereuen, holdes Fräulein! — Euer Glück werde ich nur für das meinige achten, und so Gott will, sollen euerer bey mir nur frohe Tage harren.

Metha. Ich bin die Verlobte eures Vetters, Hans von Boysen, ihm schwur ich Treue und dies Gelübde muß ich halten.

Hochmeist. Zur Beruhigung eures Gewissens, soll euch der Bischof vollkömmlich absolviren.

Metha. Als ich meinem Geliebten Treue schwur, hatte ich mir solche Absolution nicht vorbehalten, und so mag sie mich auch nicht meiner Pflicht entbinden, so lange mein Gewissen sagt, ich sey der Treue Schwur zu halten verpflichtet.

Großcomth. Da sieht mans — Wiklefs Gift hat auch sie verpestet.

Marsch. Offenbare Ketzerey ist's, Absolution so wenig zu achten!

Zander. An der Hand eines rechtgläubigen Gatten, wird sich dies alles legen.

Großcomth. Ueberdem ist niemand einem Hans von Boysen Treue zu halten schuldig, da er weiter nichts als ein landflüchtiger Mann ist.

Stibor. Landflüchtig?

Jestus. Mein Neffe ist ein freier waffenbürtiger Mann, hat vom Orden nichts als den Ritterschlag erhalten, ist weder sein Lehns- noch Dienstmann, und mag deshalb ziehen wohin er will, ohne irgend eines Menschen Urlaub oder Vergünstigung.

Hochmeist. Was soll der Hader? Ich will ihm ein Ende machen. — Fräulein! wollt ihr Zanders Ehegemahl werden?

Metha. — Nein! —

Hochmeist. So wählt euch ein Kloster! — Ihr seyd von euren Güthern dem Orden Ritterdienst zu leisten schuldig — ihr könnt solche nicht leisten, wollt kein Ehegemahl, der diese Verpflichtung erfüllen kann, wollt einen vieljährigen Abwesenden, — der nimmer zurückkehren wird noch kann — treu bleiben, — seyd also der Welt abgestorben; und so ist für euch ein Kloster das Beste!

Metha. Nicht eher, als bis ich Beruf zum Klosterleben fühle.

Stibor. Und immer haben wir zu jeder Heerschau, die erforderlichen Dienstmannen von Methas Güthern gestellt, gemäß der Verschreibung Inhalt.

Hochmeist. Ich rede nicht mit euch. (zu Metha) Ihr wollt kein Kloster wählen: ich werde also das zu Danzig bestimmen.

Stibor. Metha wird sich nicht dahin begeben.

Hochmeist. Das werde ich dir zeigen, Verwegener! — Der Comthur zu Danzig soll sie morgen abholen lassen.

Festus. Nun muß ich reden. Gegen Gewalt gilt' Vertheidigung! Ich, meine Neffen und Leute, vertheidigen diese Burg gegen jeden, der Metha von uns reissen will, als gegen unsern und des Landes Feind; so lange bis Land und Städte erklärt haben: dem Meister gebühre die Gewalt, eine freye edle Dirne, gegen ihren Willen, zur Ehebündigkeit und Verbindung mit einem Manne zu zwingen, den sie verabscheut.

(Trompetenstöße.)

Marschall. Was ist das?

Großcomth. Woll't ihr schon mit eurer Meuterey anfangen?

Hochmeist. Festus! — Ritter! ihr seyd in Ehren grau worden, denkt daran, daß ihr auch mit Ehren in die Grube kommt.

Festus. Das hoffe ich zu Gott und den Heiligen! Euch soll niemand in meiner Burg ein Haar krümmen, das bürg' ich mit meinem Ritterseid!

Lysimach. Er ist da! — er ist da! —

Hochmeist. Wer?

Epimach. O diese Augen haben ihn noch gesehen! — Will zu St. Barbarens Haupt wallen gen Marienburg, zu den heiligen Blutstropfen gen Bischofsstein. —

Metha. Gott! — wäre es möglich?

Epimach. Ein Lügengeist hat mich geäfft, er leibet und lebet.

Stibor. Hans, mein Bruder?

Epimach. Höret! — sie kommen, sie kommen, — o der unaussprechlichen Freude!

Die Vorigen, Hans von Boysen; Carlos; Abdallah; Herrmann Stargard Rathsherr, Jordan, Schöppe zu Danzig.

Stipor. Herzlich willkommen!

Boysen. Meine Metha! —

Metha. Hab' ich dich wieder!

Boysen. Dein auf ewig!

Festus. Noch diese Freude vor meinem Ende?

Gabriel. Nach so langer Abwesenheit, doppelt willkommen!

Großcomth. (zum Hochmeister) Man scheint uns ganz zu vergessen.

Zander. Hier ist für mich wohl das Beste: — davon zu gehen.

Marsch. Ich denk' Herr Ritter, ihr packt ein.

Zander. Will ohne Geräusch scheiden. Gehabt euch wohl! (ab)

Boysen. (zum Hochmeister) Verzeiht ehrwürdiger Herr! die Natur behauptete zuerst ihre Rechte. Nach langer Abwesenheit kehre ich jezt zurück und würde mich freuen, wenn euch, als meinem Landesherrn, auch meine Rükkehr nicht ganz unangenehm wäre.

Hochmeist. Verbunden! Ihr frugt mich aber nicht, als ihr davon ginat, ob eure Abwesenheit mir nicht ganz unangenehm wäre. — Ihr Herrn aus Danzig — was ist euer Begehr?

Stargard. Dieser Ritter, unser alte Freund, wollte zu Danzig nicht weilen, wir sehner, nach so langer Abwesenheit, nicht gleich wieder entbehren: deshalb gaben wir ihm das Geleit.

Jordan. Ich war mit ihm zugleich an Plauens Hofe: wir lernten gemeinschaftlich ritterliche Uebung und kämpften oft neben einander.

Hochmeist. Ihr scheint warme Freunde in Danzig zu haben, Herr Ritter!

Boysen. Es freut mich, daß ich in meinem Vaterlande wieder diese Aufnahme finde.

Jordan. Wo Biedersinn und mannhafte That etwas gilt, da wird es einem Rittersmann, wie Hans von Boysen, nimmer an warmen Freunden gebrechen.

Carlos. König Johann von Portugall, entbietet euer fürstlichen Gnaden seinen Gruß! Ist's mir vergönnt, sein Credenzschreiben zu überreichen und seinen Antrag hier anzubringen?

Hochmeist. Eurem Könige meinen Dank und Gegengruß! Es wird mir angenehm seyn, euch in künftiger Woche in Marienburg aufzunehmen.

Boysen. Ist's mir vergönnt, würdiger Herr! euch auch allda meiner Dienstergebenheit zu versichern?

Hochmeist. Es wird von euch abhängen, Ritter, mir so lieb zu werden, als ihr meinem Vergänger war't — zu Marienburg sprechen wir weiter.

Stibor. (zu Festus) Ich möchte dem Meister wohl den Landflüchtigen in Anregung bringen.

Festus. Laßt ihn in Frieden! er ist verwirrt genug, so sehr er's zu bergen strebt.

Hochmeist. (zum Marschall) Ich denke wir scheiden.

Festus. Wollt ihr nicht mit einer geringen Nachtherberge vorlieb nehmen?

Hochmeist. Ich danke euch! (zum Marschall) macht nur die Anstalten zum Abzuge.

Marsch. So fort! (ab)

Hochmeist. Ich will indeß eure Burg beschauen. Ritter Festus, wollt ihr mich durch selbige geleiten?

Festus. Gar gern! Gabriel, hole die Schlüssel zu allen Gemächern.

(Hochmeister, Festus und Gabriel ab)

Epimach. (zu Boysen) Sagt mir doch Ritter, wer ist der schwarzgelbe Unhold? Ist mir ein Grausen über ihn angekommen; massen er gestalt ist wie Goliath, von dem die Schrift saget, der Schaft seines Spieses sey gewesen ein Webersbaum.

Boysen. Es ist ein Maure, Abdallah mit Namen; von mir im Zweikampf überwunden, ward er mein getreuster Gefährte.

Epimach. Wohl noch ungläubig, wie sein Name verlautet.

Boysen. Noch ungetauft. (zu Metha) Metha! ich habe mein Gelübde gelöst, ich komme wieder, wie ich losse, nicht ohne Ruhm.

Metha. So erwartete ich dich immer.

Stibor. Gab's dort viel zu schaffen, mit Kriegshändeln?

Carlos. Er hat gefochten, daß unsere ersten Krieger staunten. Die edelsten Jungfrauen meines Vaterlands wünschten seine Liebe, und neideten die, für welche bereits sein Herz schlug.

Metha. Guter Boysen!

Stibor. Wär' wohl gerne da gewesen und hätte so mit drein geschlagen, — hier ist wenig zu thun.

Jordan. Wer weiß, wie bald wir auch hier alle Hände voll kriegen.

Epimach. (zu Abdallah) Woll't ihr nicht Christenglauben annehmen?

Abdallah. Vielleicht!

Epimach. Ich bitte euch, solches nicht als ein geringes zu achten; denn wer nicht gläubet und getäufet ist, wird ewig verdammt und muß in der Höll' brennen lichterloh.

Boysen. Laßt nur den guten Abdallah in Ruh'! wenn ihm einst die Lust ankömmt, sich zu bekehren, soll er sich an niemanden, als an euch wenden.

Epimach. Habt dafür großen herzlichen Dank! Seht lieber Abdallah! ich habe schon ungläubige Litthauer und Liefländer hundert und achtundvierzig, auch bereits einen Jüden getäuft; seht, das macht gerade hundert neun und vierzig: kommet ihr nun dazu, so sind's gerade anderthalb hundert, die ich bekehrt habe — und dazu einen Anhänger Mahomeds; das wird eine Freude seyn! — Ist doch wohl in ganz Preussen keiner, der sich solches Bekehrungswerks rühmen mag!

Marienburg.
Audienz-Saal.

Hochmeister, Großcomthur, Marschall, mehrere Ritter deutsches Ordens. Carlos und Boysen.

Hochmeister.

König Johann hätte euch nicht rühmlicher empfehlen, kein kräftigeres Zeugniß eurer Thaten, als dieses Schreiben und keinen bessern Fürsprecher, als diesen Ritter mitgeben können. Ihr sollt Zeuge seyn, Herr Ritter, daß ich königliche Empfehlung in Ehren halte. Wenn gedenkt ihr, Ritter Boysen, eure Heirath mit der Leesmesdorf zu vollziehen?

Boysen. Sobald ich eure Genehmigung habe, ehrwürdiger Herr!

Hochmeist. Die habt ihr bereits, und der Großcomthur wird, nach vollzogner Ehe, die Lehnsbriefe derer von Leesmesdorf auf euch überschreiben lassen. Erkennt hieraus, daß ich ritterliches Verdienst schätze.

Boysen. Die Folge soll lehren, daß ich dankbar zu erwiedern verstehe.

Hochmeist. Noch einen kleinen Auftrag. Es sind einige kleine Händel zwischen dem Orden und dem Bischofe von Leslau. — Der Groß-comthur wird euch von allem unterrichten, euch Vollmacht zur Unterhandlung übergeben und ihr mögt daraus erkennen, wie sehr euch unser Orden in Huld geneigt sey und welches Zutrauen er bereits auf euch setze.

Boysen. Ich werde solchem genug zu thun streben.

Hochmeist. (zu Carlos) Ihr Herr Ritter, denkt in Preussen zu verweilen?

Carlos. Wenn ihrs erlaubt, will ich meinen Arm gegen die Ungläubigen versuchen.

Hochmeist. Ihr seyd uns willkommen und der Marschall wird, so oft ein Zug vorgeht, euch solches wissen lassen. — Es harren meiner noch mehr Geschäfte: für diesmal, gehabt euch wohl!

(Boysen und Carlos ab)

Großcomth. Würdiger Herr! ihr überhäuft diesen stolzen Boysen mit Wohlthaten — gebe Gott! daß er sie nicht misbrauche.

Hochmeist. So mögt ihr Brüder wohl alle denken? und deshalb will ich mich rechtfertigen. Glaubt ihr Plauens Freunde wären todt oder kraftlos? — Mit nichten; habt ihr nicht gehört wie

Boysen, wo man ihn nur blickte, mit Freuden und Ehren bewillkommet wurde? Glaubt ihr, dies geschehe, weil er ein tapferer und edler Mann ist? — dann irrt ihr euch höchlich! Jedermann wußte, daß er nach Plauens Fall, nicht gleich zur Gegenparthey übergegangen sey; lieber sein Vaterland und seine Geliebte verlassen habe, und daß er im Begriffe stand, leztere zu verlieren; da erscheint er mit einemmale wieder, mit Ehre und Ruhm gekrönt, begleitet von einer Gesandschaft des entferntesten christlichen Königs, von einem riesenmäßigen Mauren, den er im Zweikampf überwand! Jedermann staunt' ihn an, Plauens Parthey ahnet in ihm eine neue Stütze — vielleicht ihren Rächer. — Soll ich diesen Mann mishandeln, ihm seine Geliebte, seine Aussichten rauben? damit allgemeines Mitleiden dem, vom Orden unwürdig behandelten edeln Ritter, noch mehr Anhänger schaffen? Nein! er muß mit Wohlthaten und Beweisen des Zutrauens überhäuft werden; tritt er nicht aus Dankbarkeit auf unsere Seite, so werden wenigstens hiedurch Plauens Anhänger gegen ihn mistrauisch gemacht.

Marschall. Euer Plan ist weise und wird hoffentlich frommen.

Großcomth. Befehlt ihr, daß ich jezt die Abgeordneten des Plauenschen Geschlechts vorlasse?

Hochmeist. Sie mögen kommen!

Die Vorigen; Ritter Heinrich Reuß von Plauen und Heinrich von Plauen nebst ihrem Gefolge.

Reuß v. Plauen. Die beiden Zweige meines Geschlechts, alle in Deutschland gesessene Ritter, Reuß von Plauen und von Plauen, entbieten dem deutschen Orden ihren Gruß! — und dies Credenzschreiben, ist unserer Gesandtschaft Zeugniß: (überreichts dem Hochmeister)

Hochmeist. (nachdem er gelesen) Seyd willkommen, Ritter! — und was ist euer Auftrag?

Reuß v. Plauen. Zu fragen: weshalb ist unser Vetter, Heinrich von Plauen, seines hochmeisterlichen Amtes entsetzt und gefangen?

Hochmeist. Darüber bin ich nur meinem Orden und Capitel Rechenschaft schuldig, sonst niemanden!

Reuß v. Plauen. Auch nicht Gott?

Hein. v. Plauen. Auch nicht Deutschlands Fürsten und Ritterschaft, die euren Orden stifteten, begabten und noch schirmen?

Hochmeist. Ritter! mit wem redet ihr?

Reuß v. Plauen. Mit Michael Küchmeister von Sternberg, einem mir ebenbürtigen Manne, der weder hochmeisterliche noch fürstliche Dignität besitzen würde, wenn er sie nicht unserm Vetter geraubt hätte.

Hein. v. Plauen. Der unser Geschlecht verlästert, als ob wir die Absicht gehabt: Preussen an unser Geschlecht zu bringen, daß wir dem Ordensschatze ungeheuere Gelder entzogen. — Im Namen unsers Geschlechts erklären wir dieses für Lüge und Verläumdung.

Großcomth. Wenn ihr in solchem Tone zu sprechen fortfahrt, so wird man euch allein stehen lassen.

Reuß v. Plauen. Das wäre ja nichts Neues! es ist ja schon Jahre lang euer Brauch, der Wahrheit nicht Rede zu stehen.

Hochmeist. Ich will euch das Gegentheil beweisen und euch antworten: Entsezt ist Plauen, weil er gegen die Statuten handelte; gefangen, weil er zu den Polen entfliehen wollte.

Reuß v. Plauen Er hat also gegen die Ordensstatuten gehandelt: es heißt aber in dem Ordensbuch, daß wenn ein Meister dagegen handelt, ihn die Meister aus Deutschland und Liefland zweimal warnen sollen, ist dies geschehen? — Ihr schweigt! — Es heißt: die Meister aus Deutschland und Liefland sollen dem Hochmeister einen Tag setzen, zur Auklage und Vertheidigung; ist dies geschehen?

Hochmeist. Freilich! und das Capitel hat ihn verdammt.

v. Plauen Darf der im Ordenscapitel sitzen, der zu Verlust aller Ehren und Würden und ewigen Gefängniß verdammt ist?

Hochmeist. Was soll diese Frage?

v. Plaun. Euer Ordensbuch erklärt den, welcher eine Ordenssache nicht an das Capitel, sondern vor Kaiser, Pabst, geistliche oder weltliche Fürsten zieht, aller Ehren und Würden verlustig und verdammt ihn zu ewigem Gefängniß. Ihr aber alle, hattet ihr euch nicht vom Kaiser und Pabst die Erlaubniß erschlichen: Plauen zu entsetzen? wart ihr ein rechtmäßig Ordenscapitel?

Marsch. Wollt ihr solchen Frevel noch länger anhören?

Reuß v. Plauen. Geduld, Herr Ritter! nur noch eine Frage. Woll't ihr den Gefangenen losgeben? ihm lebenswierig standesmäßigen Unterhalt aussetzen und zu den Seinen nach Deutschland ziehen lassen? — so wollen wir aus Achtung für unsern Vetter, zu allem übrigen schweigen. Im entgegengesetzten Fall, werden wir Kaiser und Reich, Deutschlands Ritterschaft, das heimliche Gericht, — kurz, alles gegen euch aufbieten, was euer Todfeind gegen euch aufzubieten vermag. — Wir bitten, uns nach dreien Tagen eure Antwort wissen zu lassen — gehabt euch wohl!

Heinr. v. Plauen. Und jeder deutsche Fürst oder Ritter, der, so lange unserer gerechten Forderung kein Genüge geleistet wird, eurem Orden nach Preußen Hülfe sendet, dem kündigt unser Geschlecht hiedurch Fehde an; wir verwüsten seine Güter mit Feuer und Schwerdt.

(Kuß v. Plauen u Heinr. v. Plauen ab.)

Großcomth. Die Frechen!

Hochmeist. O Gott! muß ich diese Würde, die mich so drückt, noch täglich durch neuen Kummer erkaufen?

Marsch. Werdet ihr den Gefangenen losgeben?

Hochmeist. Nein! — Plauen ist alt und krank; aber sein Geist ist stark und mächtig. Wer einmal Plauens Feind war, der konnte auf keine Ruhe rechnen, so lange Plauen freie Hand hatte: und die soll er nimmer wieder erhalten.

Lochstädt.

Das böse Röslein.

ein unterirdisches Gefängniß.

Der entsetzte Hochmeister, Heinrich von Plauen; nachher Conrad von Ehrlichshausen, Ritter.

Plauen. (auf einem Lager.)

Schon so viele Jahre und noch keine Rettung? Ach wäre es nur durch den Tod — sie sollte mir willkommen seyn. — Oft, wenn auf dem Schlachtfelde meine lieben Getreuen rund um mich hinsanken, wähnte ich mich unter den Ueberbliebenen glücklich: o hätte ein ehrenvoller Tod mich damals allen spätern Leiden entzogen! — und habe ich diese verdient? Ehrenmächtig! so hätte ich gehandelt? — Mußte ich Einziger nicht den Orden retten und wenn ich nun an dem Gebäude, worin ich die verzehrende Flamme löschte, auch alles wieder allein ergänzen wollte: war das so unrecht? — Ob alles, was ich that, gut und nützlich war, das hätte man prüfen sollen, nicht aber,

ob ich nach allen Mönchsgesetzen Recht gethan hätte. — — Um diese Stunde kömmt noch jemand?

Conrad. Euer Herr! Gespenster würden mich her — ich mußte euch noch einmal sehen.

Plauen. (reicht ihm die Hand) Willkommen, guter Conrad! in welchem Amte stehst du?

Conrad. Ich war eine kurze Zeit Küchmeisters Compan — dazu schickte ich mich nicht. — Jezt wurde ich nach Königsberg und von da aus hieher gesandt, um einige Geschäfte auszurichten.

Plauen. Solltest du mir etwa tröstliche Botschaft bringen? — glaub' nicht, heftige Freude könne mir nachtheilig seyn. Ich habe Leidenschaft und Aufwallung mäßigen gelernt.

Conrad. Wollte Gott, ich vermöchte euch tröstliche Botschaft zu bringen; aber mich führte blos Liebe zu euch hieher.

Plauen. Was macht Zollern?

Conrad. Er ist seit einigen Monden todt.

Plauen. Gott! Zollern todt und Küchmeister lebt —

Conrad. Eins wird euch vielleicht Freude machen: Hans von Boysen ist zurückgekehrt.

Plauen. (richtet sich auf) Hans von Boysen zurückgekehrt? — Gott sey Dank!

Conrad. Mit den herrlichsten Beweisen seiner Thaten.

Plauen. So erwartete ich ihn immer.

Conrad. Er heirathet Metha von Lesmesdorf, und der Meister überhäuft ihn mit Gnaden.

Plauen. Vortreflich! Conrad — du bist ein ehrlicher Mann — ich bleibe nicht mehr lange im Gefängniß.

Conrad. Würdiger Herr! Gott gebe, daß euch nicht die Hoffnung täusche. Auch zwey eurer Vettern begehrten eure Entlassung; aber sie wurde ihnen verweigert.

Plauen. Das ließ sich voraussehen. Du bist mir aber doch ein lieber Bote, guter Conrad! — Mein Boysen ist zurückgekehrt: — ob er weiß, daß ich noch lebe?

Conrad. Ich wills ihm sagen.

Plauen. Sag' es ihm, und du wirst es sehen, ich sterbe nicht im Gefängniß.

Burg Schwarzensee.

Zander von Boysen und Martin.

Zander.

Euer Besuch, lieber Martin, ist mir recht willkommen. Wie gehts denn zu Keilschau? — Gewiß gar lustig, da sie nun ihren Götzen wieder bekommen haben.

Martin. Freilich, lieber Herr! Besonders will der alte Epimachus für Freuden außer sich werden, denn er und Ritter Festus hielten ihn sicher für todt.

Zander. Aber die übrigen doch nicht?

Martin. Das war meine Schuld nicht, denn ich triebs mit dem größten Fleiß und es war sicher keiner unter der ganzen Dienerschaft, der's euch nicht mit einem heiligen Eide bekräftigt hätte, Hansens Geist gesehen zu haben.

Zander. Ihr habt eure Sache recht gut gemacht, lieber Martin, will mich bey einer andern Gelegenheit wieder an euch wenden.

Martin. Großen Dank, wenns nur nicht so gefährlich ist wie diesmal; — hätte mich Sti-

bor erwischt, dem ich einmal nur mit Mühe entgienz, so wäre auch meines Lebens ein Ende gewesen, und habe ich die zwanzig Mark sauer genug verdient.

Zander. Alle eure Dienste haben mir ja zu nichts geholfen.

Martin. Das thut mir leid, lieber Herr! — Vier Mark habt ihr mir auf die Hand gegeben —

Zander. Fürwahr genug für nichts!

Martin. Sechszehn Mark habe ich also jezt noch zu empfangen.

Zander. Die vier Mark mögt ihr denn schon behalten; ich werde euch noch eine Kanne guten Wein geben lassen —

Martin. Wie? — Ich habe noch sechzehn Mark zu gut.

Zander. Wenn die Sache gelungen wäre, lieber Martin; jezt aber werdet ihr euch doch wol scheuen, für nichts das Geld mit Sünden zu nehmen.

Martin. Wie! für nichts? — Habe ich nicht Leib und Leben gewagt und treulos an meinem Herrn gethan?

Zander. Ein andermal, lieber Martin, wenn's gelingt, sollt ihr euren Lohn zwiefach haben.

Martin. So lautet unsere Abrede nicht. — Ihr zahlt mir die schuldigen sechzehn Mark, oder ich sags aller Welt, daß ich, auf euer Geheiß, den Geist vorgestellt habe.

Zander. Das könnt ihr thun, lieber Martin; meine Vettern werden mich deshalb nicht mehr hassen, als sie's schon jezt thun; euch aber gewiß aus ihrem Dienste jagen und hart züchtigen.

Martin. Hab's oft gehört, wenn der Teufel seine Gesellen auslohnt, bricht er ihnen den Hals entzwey. Ihr habt mich verleitet, meiner Herrschaft Gutthat schändlich zu lohnen, habt mich durch Verheißung geblendet, Lug und Trug zu verüben; und da ich nun den Sündensold heische, fertigt ihr mich schnöde ab? Aber ich will mich nicht zum zweitenmale äffen lassen.

Zander. Wie du willst, lieber Martin; es sind schwere Zeiten, und deshalb hält jeder kluge Mann das Seinige zu Rath.

Burg Keischau.

Hans von Boysen. Stibor. Gabriel. Nicolaus von Görlitz. Sebaldus von Hauenstein. Conrad Baldersheim. Conrad von Erlichshausen, Ritter des deutschen Ordens.

Hauenstein.

Jezt sind wir allein, lieber Boysen. Daß mir euer Hochzeitfest herzliche Freude machte, werdet ihr ohne Versicherung glauben; doppelt lieb ist's mir, daß wir Gelegenheit erhielten, uns wieder beysammen zu finden. Ach guter Boysen! Plauens Freunde sind zu einem kleinen Häuflein zusammen geschmolzen!

Boysen. Und Plauen selbst —

Erlichshausen. Der Meister sandte mich vor kurzem nach Lochstädt, und der Bruder, welcher die Schlüssel zum Kerker hatte, ließ mich bey Nachtzeit auf meine Bitte zu ihm. Der ehrwürdige Greis lag auf ärmlichem Lager, gebleicht und abgezehrt durch Krankheit und Gram. Ich er-

zählte ihm eure Rückkehr. Da wurde sein Auge wieder lebhaft; es ward mir, als sehe ich ihn stehen vor Jagello, und der Pohlen Uebermuth durch edlen Trotz vergelten. „Sag' ihm, sprach er: daß ich noch lebe; und nun sterbe ich gewiß nicht im Gefängniß."

Boysen. Guter edler Mann! — Dein Zutrauen soll dich nicht täuschen. Ich rette dich, oder ich verderbe mit dir.

Görlitz. Zeigt euch öffentlich als Plauens Vertheidiger und Jedermann wird für ihn die Waffen ergreifen.

Boysen. Damit ein Bürgerkrieg entstehe und mein Vaterland verheere? oder Plauen von seinen Feinden im Gefängniß ermordet werde?

Stibor. Wir müssen Lochstädt überfallen und ihn retten.

Boysen. Wenn kein anderer Ausweg mehr übrig wäre, dann dieser. — Was haltet ihr Freunde, vom Küchmeister?

Görlitz. Als Voigt und Marschall, war er ein sehr brauchbarer Mann; für seine Hochmeisterwahl straft den Orden Preußens Verfall.

Baldersheim. Laßt uns gerecht seyn. Wäre Küchmeister durch rechtmäßige Wahl Hochmeister worden, so wäre es ein ehrenwerther Mann: aber nun muß er der Parthey, die ihn

hob, beſtändige Opfer bringen, iſt noch von ihr abhängig und dies macht des Landes Unglück.

Ehrlichshauſ. Er iſt wie ein Schiffbrüchiger; er greift nach dem kleinſten Brett, ſich aufrecht zu erhalten; den Pohlen kühn die Spitze zu bieten, das wagt er nicht, und eben ſo wenig durch Nachgiebigkeit dem Lande dauerhaften Frieden zu verſchaffen. Desbalb iſt ſeine Regierung unglücklich für Orden und Land und wirds immer bleiben.

Boyſen. Dann muß ein anderer an ſeine Stelle.

Görlitz. Ihm muß vergolten werden, was er an Plauen that!

Boyſen. Lieben Freunde! Plauen liegt mir wahrlich am Herzen; aber nicht Rachbegierde — Vaterlandsliebe muß uns leiten. Iſts möglich, ſo zwingen wir Küchmeiſtern zur Entſagung.

Gabriel. Und Plauen kömmt dann wieder an ſeine Stelle?

Boyſen. Das wird der alte kranke Mann weder wünſchen noch wollen. Einem Manne reines Herzens, der es mit keiner Parthey im Orden hält, werde die Meiſterwürde zu Theil.

Erlichshauſen. Wo wollt ihr aber einen ſolchen Mann finden? der auch zugleich Verſtand genug beſäße, dem Amte gewachſen zu ſeyn?

Hätte Rußdorf Entschlossenheit und Muth, er wäre der Einzige, den ich unter den Gebietigern vorzuschlagen wüßte.

Boysen. Freunde, laßt uns mit Mäßigung, aber auch entschlossen zu Werke gehen; laßt uns nicht an unsern eigenen Vortheil — laßt uns nur an die Wohlfahrt des Ganzen denken, den schwachen Unterdrückten schützen, aber nicht aufwiegeln; und dann wird der, der alles Gute befördert, auch mit uns seyn!

Marienburg.

Hochmeister und Marschall.

Marschall.

Ihr scheint, würdiger Herr! so mißmuthig, und doch sind jezt die Aussichten lange nicht so trübe, als sie es noch vor kurzem waren.

Hochmeist. Aber ich werde älter, Erfahrung sagt mir's täglich: daß meine Schultern zu schwach für solch eine Bürde sind. O Kempnacher! ihr seyd mein Freund, euch kann ichs entdecken: Planen wird fürchterlich an mir gerächt.

Marſch. Ihr ſeyd ſchwermüthig und ſeht deshalb alles fürchterlich und ſchwarz.

Hochmeiſt. O nein! — ſucht mich nicht zu täuſchen. Ich ſehe jezt alles klar; des Menſchen Herz iſt ein ſtolz und vermeſſen Ding; herrſchen, alles von unſern Kräften hoffen; alles tadeln — o das dünkt uns ſo leicht; aber wenn's zur Ausübung kömmt? — Plauen handelte nicht nach des Ordensbuchs Satzung, das iſt wahr; Plauen war ſtrenge, erlaubte ſich ſehr viel zu ſeiner Abſichten Durchſetzung, drängte den niedrigen Adel von den Aemtern zurück, räumte den Unterthanen als Räthen, vorher ungekannte Macht ein, — aber doch reu't's mich, ſeinen Fall befördert zu haben.

Marſch. Er verdient dieſen Fall.

Hochmeiſt. Aber durch mich? — hab' ichs beſſer gemacht? Die Pohlen fürchteten Plauen — ich kann's nicht wagen, ihnen die Spitze zu bieten. Plauen litt Wikleffiten und Huſſiten im Lande, und hatte hiedurch mehr Ackersleute und Waffenfähige: — ich muß dieſe Leute den Pfaffen hinopfern, damit ſie mich Schwankenden ſtützen. Ich hob den niedern Adel, muß aber um ſeinetwillen dem höhern wieder ſchwer fallen; Plauen nahm ſich einige Räthe von den Unterthanen; ich mehrte die Gewalt der Unterthanen, damit ſie mich gegen Plauen heben ſollten, —

und Land und Städte schreiben mir nun Gesetze vor! — Ich vertilge die Jahrbücher, damit das alles nicht auf die Nachwelt komme; aber sie wird über mich und Plauen dennoch einst richten. —

Marsch. Ihr thut, was in euren Kräften steht; und mehr vermag kein Mensch zu leisten.

Hochmeist. Das wird meinen Richtern einst nicht gnügen; man wird einst fragen: warum traut'st du diesen Kräften so übermäßig viel zu? — O daß ich meinem Amte entsagen, den Rest meines Daseyns in Einsamkeit und Gebet hinbringen könnte! —

Marsch. Es wird euer Unmuth sich wieder legen. Die Abgeordneten des Plauenschen Geschlechts, haben das Andenken an alle die vergessenen Händel wieder rege gemacht.

Hochmeist. Sie habens, und ich fühl's, daß ihre Vorwürfe gerecht sind. Wie gern möcht' ich den alten Plauen seiner Haft entlassen! —

Marsch. Ihr hättet ja also seinen Vettern die Bitte gewähren können.

Hochmeist. Nein — ich mußte ihr Gesuch abschlagen. Plauen wird mir, was er erlitten hat, nimmer verzeihen; sein tödtlicher Haß würde mir täglich neue Kränkungen zubereiten, und ich alter gebeugter Mann, sehne mich nach Ruhe und Frieden! — Aber schrecklich bleibts

immer, daß ich beides durch Plauens Gefangenschaft und Unglück erkaufen muß.

Marsch. Vielleicht, daß ihr auf der nächsten Tagfahrt zu Danzig manches Gute durchsetzen könnt.

Hochmeist. Das gebe Gott! — Aber nehmen die Sachen keinen andern Gang; so lege ich selbst mein Amt nieder! Der Entschluß ist unwandelbar!

Burg Reischau.

Festus (auf dem Krankenlager). Metha, nachher Hans von Boysen.

Festus.

Bist du's liebe Metha?

Metha. Ich dachte ihr schlieft.

Festus. Ist dein Mann noch nicht gekommen?

Metha. Er schickt mich, um zu sehen, ob er vor euch kommen solle.

Festus. Gute Tochter, — laß mich dich so nennen. — Bald wird deine Hand, die mich

im Alter pflegte, auch dies Auge zudrücken. — Weine nicht, meine Liebe! Ich bin in Ehren alt worden, und habe die Meinen vor meinem Tode noch glücklich gesehen. Ist das nicht Glücks die Fülle? — Mache mir nicht den Tod schwer durch deine Thränen — rufe mir deinen Mann.

Boysen. Ihr liegt schwer darnieder, guter Ohzim; ich eilte von der Tagfahrt, sobald ich diese böse Post erhielt.

Festus. Wie steht's dort?

Boysen. Ich liebe Kuchmeistern nicht, aber er jammert mich. Alles, was er forderte, wurde ihm verweigert und noch dazu mit Bitterkeit; mit Vorwürfen verdient und unverdient ward er überhäuft. Ich sah seinen innern Kampf, er war auf seinem Gesichte zu lesen; als aber nun gar Hauenstein aufstund, ihm Grausamkeit vorrückte, ihm sagte: Plauen, der Land und Orden besser regier'te, schmachte unverdient durch ihn im Gefängniß; ihm alle die Gutthaten vorrückte, die Plauen ihm ehemals erwies, wie er ihn aus der Gefangenschaft mit schwerem Gelde losgekauft, ihn vom Vogte der Steiermark zum Ordensmarschall befördert: da wurde er todtenblaß und als Görlitz sich neben Hauenstein stellte, und in die Worte ausbrach: „wenn einst Plauen vor Gottes Richterstuhl gegen den Undankbaren um Rache schreyt; dann trete ich auf, den anzuklagen, der unseres

Ordens und das Landes Unglück machte. O Küchmeister die Stimmen der Witwen und Waisen, deren Männer und Väter von den Pohlen und Tattarn grausam ermordet wurden, weil sie ihr Landesherr nicht schüzte — o sie werden einst schrecklich in unsere Klagen einstimmen und Rache fordern." — Da hielt sich Küchenmeister nicht länger; er entsagte feyerlichst seinem Amte und verließ die Versammlung.

Festus. Ein schrecklichs Beispiel!

Boysen. Doch wirds den Factionsgeist im Orden nicht ausrotten, nicht den Haß zwischen Land und Städte vertilgen. O es ist gar weit gekommen! — Erhält nicht ein Meister das Regiment, der — ja wahrlich noch mehr als Plauen ist, — es kann nichts anders als Unglück und Zwietracht erfolgen.

Festus. Armes Vaterland!

Boysen. Der Orden vermag es kaum noch zu schützen; der Schwächlinge und Alltagsmenschen sind in ihm so viel, der edlen Männer so wenig. — Das Land muß eine andere Gestalt bekommen.

Festus. Laß dich nicht durch Ehrgeiz zu diesem Gedanken verleiten, damit's dir nicht wie Küchmeistern ergehe.

Boysen. Gewiß nicht; — Aber wenn unter dem hohen und niedern Adel im Orden,

wenn unter den Landsmannschaften diese Uneinigkeit fortwährt, wenn jeder nur seiner Absichten Durchsetzung, niemand das Glück des ganzen vor Augen hat, wenn Erschöpfung der Schazkammer des Ordens, Verletzung der Gerechtsame der Unterthanen täglich gewöhnlicher macht; wenn Leib und Guth nicht mehr durch das Gesez geschüzt wird —

Festus. Dann stärke dich Gott und die Heiligen zu deines Vaterlandes Schuz; mein Seegen ist mit dir.

Boysen. Wenn ich nicht a[illegible] nicht: „zu den Waffen!" schreie, nur [illegible] gen wieder Festigkeit gebe, gegen Gewalt und Unrecht schüze, nur mit bewafneter Hand vertheidige; wenn kein heilsamer Rath mehr geachtet wird: — nur dann werde mir erst dieser Seegen zu theil und dann nur komme jeder Tropfen unschuldig vergossenen Menschenbluts, über meiner Feinde Haupt!

Marienburg.

Paul Bellizer von Rußdorf, Hochmeister: von Görlitz, Großcomthur; und Hans von Boysen.

Hochmeister.

Ich habe euch nicht umsonst berufen, lieber Boysen, sondern weil ich euch für einen wackern Rittersmann halte, der nicht blos Kampf und Streit sondern auch Ruhe und Eintracht liebet.

Boysen. Ich freue mich, ehrwürdiger Herr! der guten Meinung, die ihr von mir äussert.

Hochmeist. Ihr wißt, daß ich die Meisterwürde nicht suchte, mich zu keiner Parthey hielt, gerades weges fortging und so handelte, wie es meinem Herzen Recht schien; deshalb nun habe ich — Dank se'ys den Heiligen! — keinen Feind, aber leider auch der Freunde gar wenig. Jede Parthey will nun, daß ich als Meister an ihre Spitze trete; meines Herzens Wunsch aber ist, sie alle zu vereinen, keine Parthey, wohl aber jeden Bidermann zu lieben, er möge zum goldnen Fließe oder Schiffe gehören.

Boysen. Ein rühmlicher Entschluß! Gott schenke dazu seinen Seegen; denn Spaltung im Staate, bringt auch nimmer gute Früchte.

Hochmeist. So denke ich auch. Ich weiß lieber Boysen! daß ihr Plauens Zögling und Freund seyd; und Ohrenbläser hatten mir von euch manch' böse Nachricht gegeben; da ihr aber auf der lezten Laufahrt so lebhaft darauf dranget, dem alten würdigen Küchmeister ein anständig Ruheplätzchen zu verschaffen, da ihr's mir so herzlich dankte, als ich ihm die Comthurey Danzig anwies: da gewann ich euch lieb.

Boysen. Habt Dank, würdiger Herr! und nehmt dafür die ungeheuchelte Versicherung, daß ich eure Frömmigkeit, Sanftmuth und Menschenliebe inniast verehre. Küchmeister hatte sich freilich zu seiner Würde mit Unrecht gedrängt, aber warscheinlich so wenig Freude dabey genossen, daß man ihm wohl im hohen Alter ein friedlich Ruheplätzchen abnuen möchte.'

Grosscomth. Ob er's gleich dem armen unglücklichen Plauen nicht ertheilte, der leider noch im Gefängniß schmachtet.

Boysen. Würdiger Herr! — gebeut euer edles Herz euch nicht, Plauens Bande zu lösen?

Hochmeist. Wie gern woll't ich ihn in Freyheit setzen! schon sprach ich darüber mit dem Marschall. —

Großcomth. O Kempnacher ist und bleibt Küchmeisters Freund, und wer das ist, wird den armen Plauen ewig hassen.

Hochmeist. Kennt ihr dann aber auch nicht Plauens eisernen Sinn? — Er wird nimmer Frieden halten, und deshalb muß ich ihn, um der allgemeinen Ruhe willen, hart behandeln, so schwer es mir auch immer wird.

Boysen. Wollt ihr meine Bürgschaft für ihn annehmen?

Hochmeist. Boysen! —

Boysen. Ich verstehe euch, ehrwürdiger Herr! ich bin Plauens ältester, wärmster Anhänger. Innigst liebe und verehre ich den edlen Unglücklichen, aber mehr noch als ihn, mein Vaterland. Es ist leider genug zerrüttet, und wüste ich, daß es Plauen noch mehr zerrütten wollte, — bey meinem Rittereide! bey allem, was mir heilig ist! — ich führte ihn selbst ins Gefängniß zurück.

Hochmeist. Was fordert ihr dann aber für Plauen?

Boysen. Der vormals unternehmende kriegerische Plauen, ist jezt ein schwacher, unglücklicher Greis worden, dem jeder Edeldenkende, in dessen Kräften es steht, Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen schuldig ist. Gebt ihm fürs erste ein ehrenvolles Gefängniß, beschickt ihn sodann in ein gewisses Gebiete, und wenn ihr seht, daß er auch

dort ruhig und friedlich ist, dann laßt ihn entweder zu seinen Verwandten nach Deutschland ziehen, gebt ihm dort anständigen Unterhalt, oder sezt ihn als Comthur an irgend einen Ort, wohin er sich wünscht. — Würdiger Herr! Es wird euch reichlichen Lohn vom Himmel bringen, wenn ihr die lezten Tage eines Unglücklichen erheitert.

Großcomth. Jeder Anhänger Plauens, wird sodann euer Freund werden.

Hochmeist. Küchmeisters Anhänger dagegen wieder meine ärgsten Feinde.

Boysen. Das können sie nicht, sobald ihr für Plauen nicht mehr, als für Küchmeistern thut.

Hochmeist. Es sey dann also. Man soll ihm die besten Zimmer zu Lochstädt eingeben, ihm Besuch, Spaziergang und Jagd verstatten; nur soll ihn der Vogt oder ein zuverläßiger Ritter beständig begleiten.

Großcomth. Küchmeister erhielt mehr —

Boysen. Mäßigung, lieber Freund! der würdige Meister thut schon ein Großes, das unsern herzlichen Dank verdient, und wird sicher in der Folge noch mehr thun.

Hochmeist. Gern, sobald mich Plauen überzeugt, daß ich nichts von ihm zu fürchten habe.

Boysen. Das wird er gewiß! und nun noch eine Vergünstigung. Erlaubt mir, daß ich

euren Befehl gen Lochstädt bringe und selbst den Kerker meines Wohlthäters öfne.

Hochmeist. Guter Ritter! eure Dankbarkeit macht mir selbst Freude. — Ich will sofort an den Vogt nach Lochstädt schreiben.

Zimmer des Marschalls.

Marschall und Johann v. Brünrode, Compan.

Brünrode. Ich versichre euch, edler Kempnacher! Plauens Parthey wird sich des Meisters bemächtigen.

Marschall. Will ihr schon so manches Hinderniß in den Weg stellen.

Brünrode. Sind nicht Görlitz und Hauenstein zu den ersten Aemtern befördert worden?

Marschall. Sind beides so unbändige Gesellen, daß der fromme sanfte Rußdorf ihrer bald überdrüßig werden dürfte.

Brünrode. Und Hans von Boysen hat sich treflich einzuschmeicheln gewußt.

Marsch. Dieser Mensch ist uns gefährlich!

Brünr. Der Meister hat ihn gestern mit einem Schreiben nach Lochstädt gesandt. —

Mar-

Marſch. Und was iſt des Schreibens Inhalt?

Brünk. Niemand weiß's — der Meiſter ſelbſt hat's geſchrieben.

Marſch. Verflucht ſey die Gelahrſamkeit! Da unſere Meiſter ohne Beihülfe eines Mönchs noch keinen Zettel ſchreiben konnten, da ſtands gut um den Orden.

Brünk. Man ſpricht, Plauen werde in Freiheit kommen.

Marſch. Plauen in Freiheit? — das ſoll und muß nicht! wenn Boyſen bey Rußdorf gilt und der kühne Plauen dieſen geſchmeidigen Boyſen lenkt — dann iſt Küchmeiſters Parthey verlohren.

Lochstädt.
Gefängniß.

Heinrich von Plauen. Boysen. (mit vorgeschobenem Visir.) Einige Diener.

Boysen. (fährt beim Anblick des kranken Plauen zurück.)

Gott! —

Plauen. Kommt ihr bewaffnet, mit verhülltem Angesicht, um mir den Todesstoß zu geben? — O seyd mir armen kranken Mann als Retter willkommen!

Boysen. (schlägt das Visir zurück.)

Plauen. Ich sollte euch kennen — was wollt ihr? Mir ist alles in der Welt gleich worden, — ich habe selbst meine Bekannten vergessen. — Was wollt ihr? — euren Namen?

Boysen. Euren-Kämmerling Hans — euren Hans von Boysen — kennt ihr auch diesen nicht mehr?

Plauen. Komm in meine Arme, guter Boysen, daß ich noch eines Freundes Umarmung fühle, ehe ich sterbe.

Boyſen. Seyd ihr dann ſo gar ſchwach?

Plauen. Meine Kräfte ſind hin — du aber — haſt doch Metha zum Weibe?

Boyſen. Bin glücklich mit ihr und hoffe bald Vaterfreude.

Plauen. Gott ſchenke euch Kinder, die euch gleichen. — Und meine Getreuen?

Boyſen. Rußdorf iſt Meiſter.

Plauen. Gott ſchenke ihm ſo viel Stärke und Entſchloſſenheit, als er Sanftmuth und Frömmigkeit beſitzt.

Boyſen. Viele eurer Freunde ſtehen wieder in Aemtern und Würden.

Plauen. Und mein Preußen?

Boyſen. Iſt durch Partheyen zerrüttet, aber ich hoffe Eintracht.

Plauen. Man hat doch wol den Pohlen kein Land abgetreten?

Boyſen. Noch nicht; aber auch noch keinen Frieden erhalten.

Plauen. Das iſt ſchlimm — aber du biſt hier, guter Boyſen! kämpfe für dein Vaterland.

Boyſen. Ich will euch alles ausführlich erzählen, vergönnt mir nur erſt, euch in ein ander Gemach zu bringen.

Plauen. Du kömmſt alſo, mich zu befreien? — guter Boyſen! Das hoffte ich immer von dir.

Boyſen. Gott ſey Dank, daß ich dieſe Hoffnung erfüllen konnte, kommt lieber Herr!

Plauen. Ich kann ja nicht: dieſe Füße tragen mich nicht mehr.

Boyſen. Nun ſo will ich euer Träger ſeyn — Kommt! helft mir! — Sanft, lieben Leute — ſanft, daß wir ihn dieſem abſcheulichen Aufenthalt entziehen. (ſie tragen Plauen ab.)

Marienburg.

Zimmer.

Hochmeiſter. Großcomthur. Marſchall, und Conrad von Erichshauſen, Comthur zu Thorn.

Hochmeiſter.

Lieber Himmel! es hat ja nichts zu bedeuten, ob ich jemanden Gold oder Silber zahle, wenn ich ihm nur in guter gangbarer Münze ſo viel, zahle, als ich ihm zu geben verpflichtet bin.

Großcomth. So dachten wir alle; aber die Pohlen ſuchen einen Grund zum Kriege.

Marsch. Traun! es wäre ehrenvoller gewesen, wenn die Pohlen gleich drein geschlagen und den kaiserlichen Ausspruch verworfen hätten, als daß sie nun um so geringer Sache willen, einen Krieg anfangen.

Erlichsh. Freilich ist's lächerlich, daß die Pohlen darüber schreien, eine ihnen gebührende Zahlung nicht ganz in Golde empfangen zu haben; aber das ist so Jagellos Weise. Unentschlossen und mistrauisch, schmiegt er sich an jeden, auch weil er's wünscht: Kirche und Fürsten mögten in ihm einen gar frommen christlichen König verehren und den neugetauften Litthauer, nebst seinen Grausamkeiten, vergessen: so will er alles auf dem Wege der Güte und Sanftmuth erschleichen.

Großcomth. Er wußte ja aber, daß Kaiserliche Majestät nicht gegen unsere Rechte und Freiheit sprechen kann.

Erlichsh. Das wußte er freilich, aber, da er selbst auf Kosten der Gerechtigkeit höflich ist, so bildet er sich auch ein, der Kaiser werde gegen einen König, der ihm so große Reverenz und Ehrerbietung bezeuge, nicht so unhöflich seyn, zu seinem Nachtheil zu entscheiden. Auch glaubt er wol, man würde es am Ende einsehen, Pohlen könne durch Stärke und Kriegsmacht ersetzen, was seinen Gründen an Rechtskräften abgehe.

Hochmeist. Aber was nun zu thun? liebe Freunde!

Großcomth. Kaiser und Fürsten zu unserm Beistande aufzubiethen.

Hochmeist. Ehe diese uns zu Hülfe kommen können, haben wir die Pohlen im Lande.

Erlichsh. So müssen wir, bis diese Hülfe ankommt, auf eigene Vertheidigung denken.

Hochmeist. Lieben Freunde! wir vermögen nichts durch eigene Macht; es müßten dann Gott und die Heiligen Wunder würken.

Erlichsh. Der Landmann muß mit Vieh und Getreidevorrath in die Vesten flüchten; sezt würdiger Herr einen der kriegserfahrensten Männer in jede Burg zum Befehlshaber; — ich weite, die Pohlen ziehen überall mit Schande davon.

Marsch. Ich sende, was ich vermag, von Kriegsvolk und vertheidige den Uebergang über die Drebniz — und brechen sie dennoch durch, so vertheile ich mein Heer in die Vesten.

Hochmeist. Ach wie werden sie alsdann auf dem Lande wüthen!

Großcomth. Schrecklich! — das ist vorauszusehen; aber indeß sie diesseits der Weichsel ihr Unwesen treiben, könnten wir ja von jenseits der Weichsel in Masovien eindringen und sie hierdurch zum Rückzuge zwingen.

Erlichsh. Ein treflicher Rath.

Hochmeist. Aber leider unausführbar — dann wo nehmen wir das Kriegsvolk her?

Großcomth. Erlaßt, würdiger Herr! ein allgemeines Aufgeboth.

Hochmeist. Wird man mir Gehorsam leisten?

Marsch. Würdiger Herr! ihr seyd des Landes Oberhaupt — wollt ihr verzagen — was sollen wir thun?

Erlichsh. Wollt ihr meinem Rathe folgen: so sendet Hans von Boysen gen Danzig. Hermann Stargard, der neue Bürgermeister, ist sein Freund, und die Schiffkinder dürsten nach Raub und Beute. Ich wette, er bringt einen stattlichen Haufen zusammen; seine Brüder und Vettern biethen indeß alles vom Adel auf, was in der Gegend nur Waffen führen kann.

Großcomth. Wenn ihr's vergönnt, gehe ich gleich mit einem kleinen Haufen Ordensvolk über die Weichsel, und breche mit denen, die mir Boysen zuführt, in Mascovien ein.

Marsch. Ich mit dem übrigen Volk ziehe an die Drebniz.

Erlichsh. Und ich durchreise die Vesten und setze alles in Vertheidigungsstand.

Hochmeist. Eilet, helfet und rathet, wie's in euren Kräften steht! — Ich will beten

daß Gott und die Heiligen unsern würdigen Orden vom Verderben erretten.

Lager an der masowischen Grenze.

Gezelt des Großcomthurs.

Hans, Gabriel, Stibor und George von Boysen, Großcomthur, Hans Nikeriz, und mehrere Ritter deutsches Ordens. Hermann Stargard.

Großcomthur.

Nun eure Bothschaft, Ritter?

Nikeriz. Das Heer der Pohlen und Lithauer, mehr dann hunderttausend Mann stark, lag jenseits der Drebniz und jede Furth vertheidigten wir muthig. Schon litten die Pohlen an allem Mangel, als die anhaltende Dürre, des Flusses Tiefe verminderte: die leichten Reuter der Feinde wagten zuerst den Durchweg, viel wurden erschlagen, aber immer wuchs ihre Menge und so mußten wir endlich den Rückzug in die Vesten nehmen. Sie finden freilich nichts auf dem plat-

ten Lande, aber wo sie noch anfänglich einige Menschen fanden — da war keine Wollust, keine Grausamkeit so groß, daß sie nicht solche verübt hätten. Vertheidigen wird sich jede Veste, darauf mögt ihr sicher rechnen. Deutsche Fürsten haben dem Meister stattliche Hülfe zugesagt. Ludwig der Pfalzgraf und Heinrich der Baiern Herzog sind im Anzuge: und soll vor ihrer Ankunft noch irgend eine große mannhafte That ausgeführt werden, dann, sagt der Marschall, stehe es an euch.

Großcomth. Wie stark mag dann jezt unser ganzes Heer seyn? Der Ordenshaufe besteht wie ihr wißt, nur aus tausend Mann.

Stargard. Der lezte Haufen der Danziger ist so eben eingetroffen, und der Danziger ganze Mannschaft, ist jezt über 3000 Mann.

Boysen. Aus den kleinen Städten und vom Adel sind über 4000 Mann.

Großcomth. Genug, lieben Herrn und Freunde! Mit achttausend solchen Streitern können wir die ganze Masau erobern. Ich denke, wir brechen auf?

Stargard. Je eher, je lieber!

Boysen. Das ist auch mein Gutachten.

Georg. Darf ich eine Bitte wagen?

Großcomth. Wer ist der junge Mann?

Boysen. Mein Vetter, Georg, der hier seinen ersten Feldzug beginnt.

Groſscomth. Aus dem Geſchlechte der Boyſen ſteigen immer neue edle Kämpfer empor. Seyd mir willkommen junger Ritter!

George. Habt Dank für eure Gunſt, würdiger Herr! und ſo meine Bitte etwas gilt, bedient euch meiner Dienſte, da wo die Gefahr am größten iſt. Alle meines Geſchlechts ſind als gute tapfere Krieger bekannt, und ich dürſte nach Thaten, um ihnen gleich zu werden.

Burg Rheden.

Bernd von Ringelheim, Comthur.
Günther von Schwelborn, Ritter.
Caſimir Koszinski.

Schwelborn.

Nun würdiger Comthur hier bin ich zurück und bring euch einen polniſchen Gefangenen.

Comth. Gings gut?

Schwelborn. Die Pohlen, wie gewöhnlich, ziehen ohne Ordnung. Sie habens freilich tauſendmal erfahren, daß ihnen ſodann unſere kleinen Haufen nachteilen; aber deshalb ihren

Nachtrap anzuordnen, das ist nicht ihre Sache, und so hieb ich denn nieder, was sich verspätet hatte; und eurem Verlangen gemäß, brachte ich einen Gefangenen mit.

Comth. Laßt ihn herein kommen.

Kosinski. Ich hoffe würdige Herrn, daß ihr euren Gefangenen mit Huld behandeln werdet; ich heiße: Casimir Kosinski, und werde mich gern zu einem billigen Lösegelde verstehen.

Comth. Wir vergessen nie, daß unsere Gefangenen unsere Nebenmenschen sind; einen Wahrlosen hart behandeln, kann nur ein Niederträchtiger oder ein Feiger: was aber euer Lösegeld anbetrift, so haben wirs von den Pohlen erlernt, unsere Gefangenen gehörig zu schätzen.

Kosin. Würdiger Herr! ich bin zwar aus einem geachteten Geschlechte, aber ohne eigenes Vermögen —

Comth. Dann werden eure Vettern für euch bezahlen müssen.

Koskin. Die werden sich dazu schwerlich verstehen.

Comth. Dann dürftet ihr auch die Freiheit schwerlich jemals wieder erhalten. Wenn ihr indes mit einem geringen Lösegeld abkommen wollt, so will ich euch, wenn ihr aufrichtig handelt, selbst dazu behülflich seyn.

Koskin. Würdiger Herr! ihr habt über mich zu gebieten.

Comth. So berichtet uns aufrichtig den Zustand eures Heers, seit seinem Uebergange über die Drebnitz.

Schwell. Und betreffen wir euch auf einer Lüge, so kostet es euch den Kopf!

Koskin. Warum sollt' ich zu meinem eigenen Schaden lügen: Ihr wißt, die Stärke des polnischen und litthauischen Heeres war über hunderttausend Mann. Nachdem uns Witold durch seine Litthauer und Tattarn, den Uebergang erleichtert hatte, ließ er das ganze Land durchstreifen und plündern. Wo wir nun hinkamen, war alles aufgeräumt. Das erregte zwischen den Pohlen und Litthauern Aerger und Groll, zumal da die Litthauer an keiner Belagerung Theil nehmen wollten. Deshalb gelangs uns dann auch damit gar schlecht. Witolds Heer ist größtentheils heimgezogen; auch viele Masovier, seit dem sie erfahren haben, daß die euren acht Vesten erobert und verbrandt hatten, sind heimgekehrt; unser Heer ist dadurch auf die Hälfte geschmolzen; Culin hat sich unserm Könia ergeben, Thorn wird gegenwärtig belagert und dahin hat sich auch der Hansen verfügt, welcher Rheden bis jezt einschloß.

Comth. Fürchtet ihr dann nicht des Entsatzes Ankunft?

Koskin. Mann spricht vom Abzuge deutscher Fürsten, doch haben wir des noch keine sichere Bothschaft.

Marienburg.

Zimmer im Schloß.

Hochmeister; Johann Stokwiz, Compan.

Stokwiz.

Ehrwürdiger Herr, die Schaaren sind gerüstet und harren eurer Ankunft.

Hochmeist. Sind meine Rosse vorgeführt?

Stokwiz. Sie stehen an der Pforte.

Hochmeist. Ich ziehe ungern in den Streit, — wollte [illegible], daß wir Frieden erhielten.

Stokwiz. Ich hoff's durch diesen Streich — Heinrich der Ba[illegible] und Ludwig der Pfalzgraf sind mit 20000 Mann über die Weichsel gegangen und nähern sich von der einen Seite den Pohlen, 10,000 Mann kommen mit dem Marschall, wir haben 12,000, Ehrlichhausen fällt mit der Besatzung aus Thorn; wir bringen von allen Seiten auf die Pohlen. —

Hochmeist. Wenn diese nur nicht indes über die Weichsel gehen.

Stokwiz. Die Brücken sind ja zerstört und der Großkomthur, Boysen und Stargard werden's doch nicht gestatten, daß die Pohlen vor ihren Augen neue erbauen? — denkt euch, ehrwürdiger Herr, die vielen großen Stein-Büchsen der Danziger und die Furcht der Pohlen dafür.

Hochmeist. Wird sich aber auch Ehrlichshausen bis zu unserer Ankunft vertheidigen können?

Stokwiz. Er wird sicherlich! faßt Muth würdiger Herr!

Hochmeist. Ach die vielen Unfälle haben mich so ganz gebeugt.

Stokwiz. Laßt dieses jezt nicht merken, nur Kühnheit und Entschlossenheit vermögens, uns jezt zu nützen und zu frommen.

Jagellos Lager vor Thorn.
Zelt des Königs.

Jagello; Sbignäus, nachher Zindramus de Moschkowyke.

Jagello.

Ich kann nicht ruhen, ehrwürdiger geistlicher Vater, — drum habe ich euch noch in dieser spätzen Stunde zu mich entbieten lassen.

Sbign. Nun theurer König! habt ihr einen vesten Entschluß gefaßt?

Jagello. Gott und die Heiligen mögen mich lenken. — Da kömmt meine zweite Stütze.

Zindra. Mein König! ist der Angrif beschlossen?

Jagello. Seyd ihr noch immer dafür?

Zindra. Wo möglich noch diesen Augenblick und zwar um so mehr, da meine Kundschafter mir eben die Nachricht bringen, daß der Großcomthur und die Danziger auch über die Weichsel gegangen und jezt eben im Begriffe stehen, sich zwischen diesem Strom und unserm Lager zu verschanzen.

Jagello. Ach! — dann sind wir gänzlich verlohren —

Zindram. Jezt noch nicht, aber wenn Hungersnoth in unserm Heere einreißt, dann wird allgemeine Zaghaftigkeit entstehen: — jezt aber nur euern Wink, mein König, und wir schlagen uns durch!

Sbigu. Aber wie viel Menschenblut wird das kosten?

Zindram. Vielleicht die Hälfte des Heeres; aber warten wir noch einige Tage, bis die deutschen Fürsten mit ihren Völkern ankommen, dann ist jeder ehrenhafte Rückzug unmöglich.

Jagello. Wenn wir uns nun aber durchschlagen und doch endlich auf diese deutschen Hülfsvölker stoßen? ihnen eine zweite Schlacht liefern müssen — o ihr Heiligen! was wird von unserm ganzen Heere übrig bleiben?

Zindram. Sehr wenig!

Jagello. Also laßt uns nicht verwegen seyn, nicht muthwillig die Gefahr suchen, des christlichen Blutes schonen und uns demüthigen vor dem Herrn! — Wenn mir die Ritter nur ein kleines Plätzchen ihres Landes abtreten wollten, nur irgend eine Veste, oder ein paar Dörfer, daß ich nur nicht mit Schanden Frieden machen dürfte: — ewig wollte ich ihn halten.

Zindram. Sie werden jezt eher Abtretungen von der Krone fordern.

Jagello. Da sey Gott für! — Herr Bischof, ihr seyd ein frommer geistlicher Herr, begebt euch zum Hochmeister, vielleicht daß ihr sein Gewissen rührt; ihr vermögt es ja mit Salbung zu sprechen. Thut, ich bitte euch, was in euren Kräften steht.

Ordens-Lager.

Gezelt des Hochmeisters.

Hochmeister. Großcomthur. Marschall. Hermann Stargard. Hans von Boysen; verschiedene Comthure, Ritter, nachher Sbignäus.

Hochmeister.

Der König von Pohlen wünscht des Menschenbluts zu schonen und Frieden zu schließen; er hat um einen zwölfstündigen Waffenstillstand und ein sicher Geleit für seinen Canzler ziemlich ansuchen lassen. Beides ist ihm gewährt, und nun euer Gutachten wegen des Friedens.

Großcomth. Bey allen Heiligen! bey unseres Ordens gebenedeyter Patronin! — gebt den Pohlen jezt keinen Frieden.

Marsch. Das pohlnische Heer ist in unserer Hand, wir richten es zu Grunde.

Starg. Der König und alle Großen fallen uns vielleicht als Gefangene in die Hände.

Boysen. Das Vaterland fordert, die Pohlen ohne Schonung zu behandeln. — Wird ihr Heer jezt vernichtet; in zehn Jahren vermögen sie nicht ein neues zu sammlen.

Hochmeist. O ihr Blutdürstigen! Sind's nicht Christen, mit denen wir fechten? Der Herr hat sie uns in unsere Hand gegeben: kann er nicht auch wieder mit ihnen seyn?

Marsch. Ehrwürdiger Meister! denkt euch den schlimmsten Fall: daß wir geschlagen würden. Dann ziehen wir die Trümmer des Heeres zusammen, schließen uns an die deutschen Hülfsvölker, die nur ein paar Tagereisen entfernt sind, und Pohlens geschwächtes Heer, muß in einer zweiten Schlacht sicher unterliegen.

Hochmeist. Auch wenn Gott mit ihnen streitet?

Großcomth. Er wird doch für diese Wüstriche nicht wie für Auserwählte kämpfen? Meister! ihr habt uns nicht zum Rathe berufen,

sondern ihr fordert Frieden. — Der Meister in deutschen Landen wird solches nimmer gut heißen.

Hochmeist. Aber Gott und die Heiligen werden mich dafür segnen.

Marsch. (leise zu Boysen) Der hätte Guardian eines Bettelmönchs-Klosters werden sollen, nicht Meister eines Ritterordens.

Hochmeist. Ist dann niemand unter euch, der für den Frieden stimme? jammert niemanden des christlichen Bluts? — Ihr alle schweigt? — Denkt an unsern Stolz vor der Schlacht bey Tannenberg, daß uns Gott nicht abermals strafe wie dort!

Boysen. Wir werden die Pohlen schwerlich jemals wieder wie jezt in unsere Hände bekommen. Wollt ihr sie aber durchaus schonen; so erzwinget von ihnen keine Abtretung, gebt ihnen vielmehr einige unbedeutende Ländereyen.

Großcomth. Boysen! ihr seyd Freund des Ordens und vermögt so etwas zu rathen?

Boysen. Nur dies kann den Frieden dauerhaft machen. Haben die Pohlen und ihr König eine Schande zu tilgen, so werden sie bald den Krieg erneuern; haben sie aber einen, anscheinend ehrenvollen Frieden: so wird der muthlose, unentschlossene Jagello, sich nicht wieder in eine neue Gefahr begeben.

Hochmeist. Ihr habt weislich gesprochen, eine Niederlage der Pohlen wird ihren Haß und des Ordens Stolz neu beleben, den Krieg ewig und Preußen elend machen.

Großcomth. So thut was ihr wollt, mein Wille ist nicht mit in eurem Rath!

Ein Ritter. Der pohlnische Abgeordnete wünscht vorgelassen zu werden.

Hochmeist. Er komme. — Einen Sessel dem würdigen Bischof!

Sbigu. Pohlens frommer König! entbeut euch allen seinen Gruß! — Der Sieg hat bisher seine Waffen begleitet und doch wünscht er, zur Schonung christlichen Bluts einen billigen Frieden.

Hochmeist. Den schenke uns Gott! — Laßt würdiger Bischof eure Vorschläge hören.

Sbigu. Ihr wißt, was vor Jahren Heinrich von Plauen zur Erlangung eines ewigen Friedens der Krone anboth, und mehr verlangt unser fromme christliche König auch gegenwärtig nicht.

Marsch. (zu Boysen) Das heißt die Unverschämtheit weit treiben!

Boysen. Das nimmt euch Wunder? — es ist ein Pfaffe!

Großcomth. Wir hofften, daß euer König uns wenigstens alles jenseits der Weichsel liegende Pohlen anbieten würde, um dem Hungertode oder unsern Waffen zu entgehen.

Sbigu. O Lästerung!

Hochmeist. Bedenkt, würdiger Bischof! wie es nun gewandelt ist. Durch Abtretung der Burg-Nessau und des kleinen dazu gehörigen Gebiets, will ich euren König ehren.

Sbigu. Und dem Grosherzog Witold?

Hochmeist. Dem zu Liebe, will ich auf Samaitens Heimfall Verzicht leisten, damit ich die Ursache zu künftigen Kriegen abschneide.

Sbigu. Nichts mehr wollt ihr thun?

Boysen. Herr Bischof, ich bin ein preussischer Ritter, und alle meines Standes werden, wenn ihr diese Anerbietungen einen Augenblick anzunehmen zögert, unsern friedliebenden Meister mit Leib und Gut unterstützen.

Stargard. Das werden die Danziger auch thun, und der Fluch eures Volks wird euch treffen, wenn ihr noch einen Augenblick zaudert!

Sbigu. Nicht eingeschreckt durch das Drohen und Pochen — denn der Diener Gottes und der Kirche scheut keine irdische Macht, — sondern, weil der Herr den Feinden geboten hat, so will ichs an Königliche Majestät bringen und die mag entscheiden.

Groscomth. Wenn das Friedensinstrument nicht diesen Augenblick niedergeschrieben wird, so verweigere ich meine Unterschrift.

Sbigu. Welche Vermessenheit!

Marsch. Noch drey Stunden — und so ist der Stillstand zu Ende; ich gebe sofort das Zeichen zum Angriff.

Hochmeist. Wenn ihr einen solchen Frieden anzunehmen Bedenken traget — dann bleibt mir freilich nichts als Krieg übrig.

Sbign. Nun so wollen wir dann, aus christlicher Liebe, alles sofort aufs Reine bringen.

Marsch. (zu Boysen) Wir mußten zutreiben, den Pfaffen ein wenig zu demüthigen, und damit der Meister nicht mehr anbiete.

Lager der deutschen Hülfsvölker, ohnweit der preußischen Grenze.

Heinrich, Herzog von Bayern. Ludwig, Pfalzgraf. Eberhard von Sonsheim, Deutschmeister. Conrad von Erlichshausen und Hans von Boysen.

Sonsheim.

Also Frieden? und auf solche Bedingungen? — Ich unterzeichne ihn nimmer!

Heinrich. Er ist erniedrigend für den Orden, erniedrigend für uns!

Ludwig. Wir kommen mit Heeresmacht, den Stolz der Pohlen zu bändigen, und man harret nicht einmal unserer Ankunft?

Heinr. Der Kaiser muß den Frieden vernichten.

Erlichsh. Der Meister hätte nicht Frieden schließen sollen; es ist ein frommer, aber unkriegerischer Mann: jezt ist's nun einmal geschehen, und Preußen bedarf Ruhe und Erholung.

Boysen. Samaitens Wildnisse hätten uns nichts genützt; der stolze Witold ist durch ihre Abtretung sicher des Ordens größter Freund worden. Unterstützen und reitzen wir ihn gegen die Pohlen, so werden sich diese Länder entkräften, indeß Preußen der Ruhe und des Friedens genüßt.

Sonsheim. Kaiserliche Majestät wird ihm die litthauische Krone zusenden.

Erlichsh. Treflich! die Litthauer, welche Witold lieben und die Pohlen hassen, werden sicher für ihren neuen König fechten.

Boysen. Der Pohlen Stolz wird Litthauens Absonderung nicht ertragen, und Witolds Krönung, ist das sicherste Zeichen zu einem blutigen Kriege.

Heinr. Mag gut seyn! aber warum rieb man die eingeschloss.nen Pohlen nicht völlig auf?

Erlichsh. Des Meisters Friedfertigkeit —

Sonsh. Theuer soll er mir dafür büßen! —

Boysen. Er besizt so manche Tugend —

Sonsh. Aber wahren Mönchssinn, und dem Haupt unseres Ordens, gebührt dieser nicht.

Erlichsh. Ich dächte aber, da nun einmal der Friede geschlossen ist, leisten wir ihm auch Gnüge.

Sonsh. Der Meister mag es in Preußen thun, ich in Deutschland nimmer! Ich kann sodann die Litthauer desto kräftiger unterstützen.

Heinr. Und wir sind nicht hergezogen wie unmündige Knaben —

Ludwig. Das verheißene Hülfsgeld muß uns werden.

Heinr. Wo nicht, so pfänden wir uns an den Ordensgütern in unserm Lande.

Marienburg.
Zimmer im Schloſſe.

Hochmeiſter und Marſchall.

Hochmeiſter.

Die Krone hat den alten Witold ſo verblendet, daß er ſie nicht zeitig genug erwarten kann. Sein Herz iſt getheilt zwiſchen Stolz und Weiberliebe. Die Krankheit ſeines jungen Weibes geht ihm ſehr zu Herzen.

Marſch. Er würde leztere vergeſſen, wenn nur die Bothen mit der Krone ankommen wollten.

Hochmeiſt. Sie nähern ſich ſchon den Grenzen der Neumark.

Marſch. Dann bin ich ihm ſicher ein Freudensbothe.

Hochmeiſt. Ich hoff's! Nehmt, gemäß Witolds Anſuchen, Bruder Johannes den Doctor mit, und Gott gebe, daß er die kranke Fürſtin heile!

Marſch. Carlos, der portugieſiſche Ritter wünſcht mich nach Litthauen zu begleiten.

Hochmeist. Wenn's ihm beliebt, so mag er mit euch ziehen; und laßt's euch vor allen Dingen angelegen seyn, den Großherzog in seiner Liebe und Neigung für den Orden zu bestärken.

Ebendaselbst.

Hochmeister. Großcomthur, verschiedene Comthure und Ritter. Hans von Boysen. Both von Eilenburg. Hans von Legendorf. Nicolaus Gerlacher.

Hochmeist. Liebe Herrn! ihr seyd mir als geheime Räthe herzlich willkommen, und ich freue mich, daß die Ritterschaft solche Biedermänner erkohr.

Boysen. Wir danken euch, würdiger Herr, und hoffen diese günstige Meinung zu verdienen.

Großcomth. Ihr wißt, wie's dermalen im Lande steht, und ich will gern auch in meinen Geschäften euren guten Rath annehmen. Beliebts euch nun, daß ich euch den gebührenden Eid vorlese?

Eilenb. Gebührenden Eid? — wir sind Ritter!

Hochmeist. Es ist doch bey der Gelangung zu jedem Amte eine feierliche Zusage nöthig.

Legend. Ritterwort, ist heilig, wie Eidschwur!

Gerlach. Laßt uns doch hören, was man von uns fordert.

Großcomth. Dem Orden hold treu und gewärtig zu seyn.

Ellenb. Dazu sind wir ja, als des Ordens-Mannen, durch Lehnseid verpflichtet.

Boysen. Laßt uns alle Weitläuftigkeit und Zwist vermeiden. Wir sind von der Ritterschaft zu geheimen Räthen des Herrn Hochmeisters erkieß't, treulich zu rathen, des Landes Wohlfahrt nimmer aus den Augen zu setzen, uns durch keinen Vortheil auf Erden blenden zu lassen, zu befördern Friede und Eintracht, Gesetz und Vaterland zu vertheidigen, mit unerschrockenem Muth zu thun, was Recht und Gewissen gebeut. Das geloben wir durch ritterlichen Handschlag: — seyd ihr des zufrieden?

Hochmeist. Vollkömmlich!

Boysen. So reich ich euch hier meine Rechte, zu des Gelübnisses Bekräftigung.

Ellenb. }
Legerd. } Desgleichen thun auch wir.
Gerlach. }

Marienburg.

Herberge.

Hans von Boysen, Ellenburg, Legendorf und Gerlacher.

Lergendorf.

Saat mir aber doch, was sie eigentlich mit ihrem Eidschwur haben wollten?

Boysen. Merkt ihr das nicht? weshalb hat der Meister Prälaten, Ritterschaft und Städte ersucht, daß jeder dieser drey Stände vier geheime Räthe erwählen möchten?

Leraend. Damit diese beständig um ihn wären, indem es bey Geschäften, so Eile erfordern, doch unmöglich ist, den Landesrath so eilig zusammenzurufen.

Boysen. Muthmaßt ihr dann gar nichts?

Eilenb. Ist mir oft schon fürkommen, als obs dem Meister und Orden reue, in den Landesrath verwilligt zu haben.

Boysen. Das ist sicherlich der Fall! Uns Wenige glaubt der Orden schneller zu gewinnen

und glaubt uns gleich, durch einen gewissen Eid, zu mehrerem Gehorsam verpflichten zu können.

Legend. Darin hat er sich gar höchlich betrogen.

Boysen. Freunde! laßt uns aufrichtig die dermalige Lage der Sachen erwägen. Die Gebietiger handeln nach ihrem Gefallen und leisten dem Meister keinen Gehorsam; dieser läßt sich alles gefallen, damit er, den der Deutschmeister unfähig und seines Amtes verlustig erklärt hat, eine Scheingewalt beibehalte. Ungerechtigkeit, Gewaltthat und des Landes Verderb, entspringen aus dieser Nachsicht.

Eilenb. Aufrichtig Boysen — Preußen könnte den ganzen Orden entbehren.

Boysen. Entbehren freilich; aber ob dem ganzen Lande dadurch geholfen würde, das ist eine andere Frage. Ihr Herrn von der Ritterschaft wird't doch den Städten keinen Antheil am Regimente einräumen wollen? und die reichen Bürger werden euch doch nicht als Oberherrn anerkennen? Daraus würde Fehde und ewiger Zwist entspringen. Als Schiedsrichter hindert dies der Orden. Wenn er sich begnügt, dasjenige auszuführen, was er mit Prälaten, Land und Städten einhellig beschloß dann; mag er immer unser Oberherr bleiben.

Lengerd. Wenn er nun aber nach Alleinherrschaft trachtet?

Eilenburg. So beschneiden wir ihm die Flügel.

Boysen. Lieben Freunde! leicht ist's, ein Land zu zerrütten, aber bürgerliche Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, das ist ein ander Ding. Deshalb Mäßigung! denn Preußen bedarf der Erholung. Schon ist ein gewisser Gemeinsinn unter unsern Bürgern, der, nebst der Ritterschaft Muth, das Land für Knechtschaft sichert.

Gerlach. Wie sollen wir aber dem Unwesen, den vielen Ungerechtigkeiten steuern?

Boysen. Durch Vorstellung und weisen Rath.

Eilenb. Und wenn dieses nicht hilft?

Boysen. Dann erinnert euch des schwäbischen Bundes: er blüht und ist mächtig: sollte Preußen sich nicht durch ähnliche Verbindung gegen Gewalt und Unrecht schützen und seinem Landesherrn doch, ohne Empörung, getreu verbleiben können?

Lengerd. Ein treflicher Gedanke, aber wer wird ihn ausführen?

Boysen. Wenn's die Noth erheischt, Freunde, dann werden sich auch Männer finden.

Eilenb. Ich werde darunter keiner der lezten seyn.

Legenb. So denken wir hoffentlich alle!

Willna.

Herberge.

Marschall. Carlos. D. Johannes. nachher Wissenwild.

Carlos.

Der Einfall ist lustig — ich führte ihn so gerne aus.

Joh. Ich habe auch nichts dagegen, nur ihr seyd jung und feurig, und so könnte es manchen argen Handel geben. Dann so ungeschlachtet und plump die Litthauer auch immer sind, so giebt's doch unter ihren Weibern manch' wundergroße Schönheit.

Marsch. Besonders die Herzogin Julia; ihr könnt's daraus erachten, daß sie den achtzigjährigen Witold so verliebt gemacht hat, als ob's ein zwanzigjähriger Jüngling wäre.

Carlos. Das scheint mir gerade nicht Folge von Juliens Schönheit; denn ich glaube, daß mit dem alten Herrn nicht seine Leidenschaften zugleich mit geältert sind, sonst würde er sich doch wohl nicht so viel Mühe geben, sich noch ein paar Tage vor seinem Tode die Krone aufs Haupt setzen zu lassen.

Marsch. Laßt das gut seyn. Unserm Orden bringt's großen Nutzen, wenn sich Pohlen und Litthauer mit einander raufen. Ich werde mich jezt noch die Gluth anzublasen bemühen; es kam dem Meister recht nach Wunsch, daß Witold wegen der kranken Herzogin sich den Doctor Johannes ausbath. Er erhielt Gelegenheit, des Herzogs Gesandschaft zu erwiedern.

Carlos. Und der Herzog wird's euch gewiß um so mehr danken, wenn ihr ihm statt eines Arztes zwei überbringet, und mich für den zweiten ausgebet.

Marsch. Wozu aber würde es euch frommen?

Carlos. Neugier hat mich mit euch hier nach Litthauen getrieben; allein der Anblick des Landes und seine Wildniß, erregten in mir schon Ekel und Grauen. Am Hofe wird's auch wohl nicht viel Pracht und Herrlichkeit geben. Stellt ihr mich nun demselben als einen fremden Ritter vor, so ist des Angaffens, Zwanges und der steifen Höflichkeit kein Ende; sagt ihr aber daß ich

ein

ein Arzt sey, so gehe ich mit Johannes in die Frauengemächer, lerne hier jede Sitte und Weise kennen, und kann, wenn ich einst heimkehre, so manches davon in meinem Vaterlande erzählen.

Johan. Nun so will ich allenfalls sagen: daß ihr ein fremder Ritter seyd, der manches von der Heilkunde verstehe: und das rathe ich euch, alles Liebeln laßt mir bey Seite, sonst dürft's euch schlecht gedeyen: —

Wissewild. Der Großherzog hat eure Ankunft vernommen, läßt euch seinen fürstlichen Gruß entbieten, und bittet, die Herberge auf der Burg anzunehmen.

Marsch. Zu viel Güte!

Johan. Und wie steht es mit der Gesundheit der Herzogin?

Wissew. Ihr seyd wahrscheinlich der Arzt?

Johan. Zu dienen.

Wissew. Es ist eine sonderliche Krankheit. Die gute Fürstin, als sie an den Hof kam, war blühend wie eine Rose; aber mit jeglichem Tage schwinden ihre Kräfte. Der Großherzog liebt sie über die Maaßen, sie verdient's auch, wegen ihrer Sanftmuth und Güte, deshalb gehen uns, alle ihre Leiden sehr zu Herzen. Wenn ihr sie retten könntet, — man würde es euch gar reichlich lohnen.

Johan. Ist's nicht auch vielleicht ein innerer Gram, der sie quälet?

Wissew. Man spricht viel. Der wallachische Fürst Simon war mit ihr verlobt, als sie das Auge unsers Großherzogs auf sich zog. — Ihr werdet doch der Bitte des Großherzogs Gehör geben und mir folgen?

Marsch. Wir sind mit Freuden bereit, fürstlichen Befehlen Gehorsam zu leisten.

Herzogliche Burg zu Willna.

Witold. Wissewild. Nalubo.

Witold.

Habt ihr ihn genau betrachtet, den Fremden? — Und was sagte die Herzogin Julia, als er zu ihr ins Gemach trat?

Nalubo. Sie betrachtete ihn aufmerksam und schien leise zu seufzen.

Witold. Er ist's sicherlich!

Wissew. Aber würden die Ritter aus Preußen wo so treulos gegen euch handeln, euren erklärten Nebenbuhler an euren Hof zu senden?

Witold. Kann er nicht auch die Ritter betrogen, sich für einen andern ausgegeben haben, als er wirklich ist?

Wissew. Das wäre der einzige Fall, der sich denken läßt.

Witold. Ich sag's euch, es ist Simon: Schwarzbraune Farbe, ansehnlicher Wuchs, langes Haar, ein feuriges Auge, beides von schwarzer Farbe — so hat ihn mir Julia selbst beschrieben: und trift dies nicht alles ein?

Wissew. Er sagt aber, daß er aus Portugal sey.

Witold. „Er mag schwatzen was er will — nehmt ihn gefangen, legt ihm Fesseln an und werft ihn ins Gefängniß. Foltern sollen dem Bösewicht schon die Zunge lösen! —

Nalubo. Ich denke, gnädiger Herr, wir führten ihn lieber über Litthauens Grenze.

Witold. Nein! hat er sich einmal in meine Gewalt begeben, so soll er auch für seine Vermessenheit büßen. Julia ist mein, und der Bube, welcher es versucht, sich in ihr Herz zu stehlen, den soll meine glühendste Rache treffen! Martern, wie sie bisher noch keiner erfand, sollen mich an dem Frevler rächen. Fort mit ihm

ins Gefängniß, damit er sich nicht etwa durch Flucht der gerechten Ahndung entziehe! —

Ebendaselbst.

Witold, und Marschall Kempnacher.

Witold. Ihr kommt wegen des Gefangenen?

Marsch. Zum Theil seinetwegen, doch habe ich auch Briefe vom Meister erhalten.

Witold. Kann die Krönung auf Himmelfahrt vor sich gehen?

Marsch. Jede löbliche Weise, jedes Recht, unter christlichen Fürsten üblich, haben die Polen verletzt. Mitten im Frieden, ohne vorherige Aufsagung, sind sie in die Neumark gefallen und haben sich der kaiserlichen Gesandten, nebst der Krone, bemächtigt.

Witold. Der Krone? — Tod und Verderben! — Warte Jagello! — nur dein Blut kann mich versöhnen. Eilt nach Preußen zurück: der Orden soll sich rüsten, von allen Seiten mit Heereskraft einbrechen: was nur in Litthauen

Waffen tragen kann, soll mit mir in wenig Tagen ausziehen; keines Menschen will ich schonen, und das ganze Land in eine Einöde verwandeln. Beschleunigt eure Abreise; meine Abgeordneten sollen euch begleiten.

Marsch. Darf ich euch aber zuvor um Loslassung des gefangenen Ritters bitten?

Witold. Des Ritters, der so viel Kenntniß in der Heilkunde besitzt? — Marschall! es war ungerecht, daß ihr mich betriegen halft.

Marsch. Gnädiger Herr! verzeiht —

Witold. Julia ist mein Weib; war sie mit einem andern verlobt, so brach meine Ehe dies Bündniß, und daß ihr nun selbst den Bösewicht einführtet, der meiner Ehre, meinem Weibe nachstellte —

Marsch. Gnädiger Herr! ich kanns beeiden, daß Ritter Carlos, aus Portugal bürtig, die Großherzogin hier zum erstenmal sah.

Witold. Bringt mich durch eure Mährchen nicht in Wuth — ich rathe euch Gutes! Doch wartet — ich will euch selbst überführen. Kommt!

Zimmer der Herzogin.

Die Herzogin Julia (auf dem Krankenlager.) Verschiedene ihrer Hoffrauen. Dr. Johannes Witold und der Marschall.

Witold. Kommt nur herein Marschall! — Fort mit euch Weibern, wir wollen allein seyn. — Bleibt Doktor — bleibt! —

Johan. Grosherzog! ihr werdet durch euer Wüthen und Toben noch euer Gemahl morden.

Witoold. Julia! liebe Julia! — wärst du mir nicht theuer, hienge nicht meine ganze Seele an dir — aber mich so zu kränken. — Rache nur kann mich versöhnen! — Julia! ich bitte dich, treibe mich nicht aufs Aeußerste. Wer ist der Gefangene? Ich beschwöre dich: wer ist der Gefangene?

Julia. Soll ich dann lügen?

Witold. Nein! — Wahrheit! Wahrheit!

Julia. Mein Zimmer ist dunkel, er blieb in der Entfernung stehen; er hatte Simons Wuchs — sein Gesicht konnte ich nicht durch die

Verhänge erkennen. Wo konnte mir auch so etwas nur ahnen?

Witold. Aber wenn du ihn noch einmal sähest —

Julia. Ich würde nichts langnen.

Witold. Aber ihm deine Thränen schenken, ihn bejammern, damit ich in Wuth meinen Dolch dem Verräther ins Herz stöße, ihn der Qualen der Martern entzöge. — Nein, nein! das soll nicht! Heute soll man den Scheiterhaufen für ihn errichten.

Johan. Erbarmet euch eines Unschuldigen!

Marsch. Großherzog! seyd nicht grausam und ungerecht.

Witold. Das will ich nicht seyn: ich will euch überzeugen, Heute kömmt Swidrigall mit seinem Gefolge. Ich hatte ihn zur Krönung — verflucht sey Jagello! — zur Krönung hatte ich ihn eingeladen. Swidrigall hat sich lange in Podolien aufgehalten, vielleicht daß er, oder viele seines Gefolges euch selbst sagen, daß es Einen sey.

Marienburg.

Zimmer des Hochmeisters.

Hochmeister. Großcomthur. Hans von Boysen.

Hochmeister.

Ich liebe den Frieden; aber die Verletzung meiner Grenze so ganz ruhig zu ertragen — das ist hart.

Großcomth. Die Pohlen werden unser am Ende spotten.

Boysen. Das fürchte ich nicht. Witold wird wüthend über sie herfallen. Wir rüsten uns indeß, versorgen und besetzen unsere Vesten, stärken, da der Meister aus Liefland den ewigen Frieden nicht unterschrieben hat, den Litthauern aus Liefland alle mögliche Hülfe; siegen die Litthauer, sind die Pohlen gedemüthigt und geschwächt, so ist es Zeit genug, über sie herzufallen; siegen die Pohlen, so haben wir den ewigen Frieden nicht verletzt.

Großcomth. Das ist und bleibt ein zweideutig Betragen.

Hochmeist. Welches weder christlich, noch löblich ist.

Boysen. Würdiger Herr! ich denke beides. Als euch Gott und die Heiligen des Landes Oberherrschaft beschieden, da gelobtet ihr doch gewiß in eurem Herzen für des Landes Glück zu sorgen?

Hochmeist. Das that ich und bat Gott um Stärke.

Boysen. Ist nicht Frieden des Landes Glück? ists nicht der Pohlen und Litthauer Schwächung? — Ihr seyd, würdiger Herr! alles eurem Lande schuldig; über die andern Länder und was die Fürsten darin thun, seyd ihr nicht verantwortlich. — Macht Preußen glücklich und ihr habt eure Pflicht erfüllt!

Willna.

Swidrigall. Laukienis.

Swidrigall.

Nun Bajore was wollt ihr?

Laukien. Meine Schweſter ſandte mich zu euch.

Swidrig. Iſt ſie jung und fein?

Lauk. Sie iſt Hofſräulein der Herzogin. —

Swidrig. So laß ſie kommen.

Lauk. Die Herzogin hat ihr aufgetragen, euch durch mich zu bitten. —

Swidrig. Daß ich zur Herzogin kommen ſoll? — ſo wollen wir gehen.

Lauk. Mein gnädiger Herr! —

Swidrig. Nun zum Teufel! was willſt du denn von mir?

Lauk. Der wallachiſche Fürſt Simon iſt gefangen.

Swidrig. Das iſt nicht gut für ihn — wer hat ihn gefangen?

Lauk. Der Großherzog, und will ihn morgen verbrennen laſſen.

Swidrig. Verbrennen? das soll er mir wohl bleiben lassen. Simon ist ein braver Kerl — ich habe viel von ihm gehört und er soll trinken können. — Morgen will ich mit ihm zechen.

Lauk. Wenn ihr ihn nicht heute befreit, so ist er morgen todt.

Swidrig. Ja das ist schlimm. — Ich muß schlafen gehn. — Weißt du was? — sprich mit meinem Marschalk: daß ist ein kluger Kerl, er wird dir schon helfen.

Lauk. Wird er mir aber auch glauben?

Swidrig. Wenn ich befehle so muß er!

Lauk. So gebt mir etwas zum Zeichen.

Swidrig. Das war ein kluger Einfall. Hier hast du meinen Ring und sag' ihm nun: wenn Simon nicht noch in dieser Nacht befreit wird, so lasse ich ihn, wenn wir nach Hause kommen, meinen Bären zum zerreißen vorwerfen. — Und nun — schlaf gesund und deine Schwester — die schöne Hoffräulein, — die kannst du grüßen.

Freies Feld vor Willna.
Mitternacht.

Carlos, Daralus und Gefolge.

Carlos.

Wer seyd ihr? meine Retter? daß ich euch danke.

Daralus. Fragt nicht viel, sondern setzt euch zu Pferde und macht, daß ihr mit diesen beiden Bothen davon kommt.

Carlos. Wo wollt ihr mich hinführen?

Daral. Nach Birsen, wo in wenig Tagen Herzog Swidrigall auch eintreffen wird; und bis dahin seyd geruhig Prinz Simon.

Carlos Prinz Simon?

Darval. Verstellt euch nicht, wir wissen wer ihr seyd, denn wenn ihr der nicht wäret, hätt' euch mein Herzog wahrhaftig nicht befreien lassen, und nun macht, daß ihr fortkommt.

Carlos. Stattet eurem Herzog meinen herzlichsten Dank ab. Lebt wohl!

Wilna.

Mallinas Zimmer.

Mallina; Laukiene.

Mall.

Nun bringst du mir gute Botschaft?

Lauk. Er ist befreit und eilte nach Birsen

Mall. O das wird meiner Herzogin ein Labsal sein. Wie ging alles zu?

Lauk. Swidrigall war, wie gewöhnlich, trunken, doch hieß er seinen Marschall durch mich befehlen, den gefangnen Prinzen augenblicklich zu befreien. — Der zauderte dann nicht lange; er sandte einige verwegene Kerle von seinem Gefolge zu den Gefängnißwächtern, die mußten mit ihnen zechen. Immer kamen mehr Samaiten hinzu, und ehe die Wächter es sich versahen, wurden sie alle niedergestoßen, bis auf einen, den zwangen Swidrigalls Leute, daß er ihnen das Gefängniß wieß. Sie holten den Prinzen hinaus, schlugen ihm die Fesseln ab, gaben ihm Waffen, ein Roß und ließen ihn durch sichere Wegen nach Birsen gelei-

ten. Den lezten Wächter stießen sie auch nieder, damit niemand den Handel verrathen könne.

Mall. Daß so viele Menschen dabey ums Leben gekommen sind! dies wird der Herzogin wehe thun.

Lauk. Dann muß sie einen Bären oder Auer noch mehr bedauren; denn diese Henkersknechte des Herzogs, sind nicht einmal des Lebens werth.

Mall. Hast du auch schon gehört, daß der Großherzog krank ist?

Lauk. Er hat vielleicht mit Swidrigall zu viel gezecht.

Mall. Man hat ihn gestern vom Tische krank ins Bette tragen müssen. Die Pohlen haben die Krone geraubt, welche ihm der Kaiser zuschickte, und das soll er sich sehr zu Herzen gezogen haben.

Lauk. Er ist reif zum Tode, und wenn er stirbt, so verliere ich nichts.

Witolds Zimmer.

Witold. Swidrigall.

Witold. Schwerlich werd' ich's überleben. — Jagello wird das Großherzogthum gewiß seinem Lieblinge Sigismund zuwenden; aber das leide du nicht.

Swidrig. Werd' schon. Du mußt nur deine Großen ermahnen, es mit mir treulich zu halten.

Witold. Das will ich thun, aber dafür räche mich auch an Polen und vergelte ihnen ihre Tücke, so viel du kannst.

Swidrig. Das will ich herzlich gerne; bin so nicht Jagellos Freund. Denk' nur; als ich das letzte mal zu Krakau war, schickt er seinen Pfaffen, die sollten mich ermahnen, daß ich nicht hinken und die Weiber in Ruhe lassen sollte; aber ich rief meine Jagdhunde: „wenn ihr nicht geht, sagte ich, ich will euch hetzen.“ — Der dicke Sbigneus — du hättest ihn sollen laufen sehen.

Witold. Wenn du ihm nur ein Haarbreit nachgibst, so bist du verlohren.

Swidrig. Aber den Ritter in Preußen und Liefland, — kann ich denen trauen?

Witold. Auch nicht viel. Du mußt sie nie bekriegen, damit sie deine Bundesgenossen bleiben; aber kannst du sie mit den Polen zusammenhetzen, so ist's dein Nutzen, wenn sie sich schwächen: und nun noch eins! wenn ich sterbe, so sorge du für Simons Hinrichtung, damit mein treuloses Weib sich nicht freue mit ihm verbunden zu werden.

Swidrig. Simons Hinrichtung? — Höre! mir hat etwas von dem Simon geträumt. — Ob er weggelaufen ist, oder ob ich ihn sollte laufen lassen, — ich weiß jezt warhaftig nicht.

Witold. Entlaufen? wenn ers wäre? (klingelt) Wissewild! Wissewild!

Wissew. Großherzog!

Witold. Eile nach Simons Gefängniß, frage die Wächter, wies mit ihm stehe? — Eile!

Wissew. Sogleich! (ab)

Witold. Wenn er entlaufen wäre? — Glück bist du, ganz von mir gewichen?

Swidrig. (leise) Ich habe ihn doch wohl nicht laufen lassen? — Mein Ring fehlt; es ist mir, als ob ich ihn jemandem gegeben hätte.

Witold. Was sagst du?

Swidrig. Ich besinne mich nur — aber wie das zusammenhängt, begreife ich noch nicht.

Wissew

Wissew. Er ist entflohen.

Witold. Entflohen? — Ergreift die Wächter. Man soll sie sogleich auf die Folter spannen, damit sie entdecken, wohin er entflohen sey.

Wissew. Sie liegen erschlagen.

Witold. Erschlagen? — Julia! — dein Werk! helft mir auf! — meinen Dolch!

Wissew. Haltet! — er fällt —

Swidrig. (ihn aufhaltend) Gebt ihm zu trinken: er wird sich schon wieder erholen.

Wissew. Die Wuth wird ihn tödten, er wird bleich. — Hülfe! — Aerzte! — Hülfe!

Marienburg.

Herberge.

Boysen. Legendorf. Eilenburg. Gerlacher.

Legendorf.

Da Witold todt ist, so muß sich der Meister mit Swidrigall verbinden.

Eilenb. Dann bekömmt Sigismund Litthauen, so wird es nicht wieder so leicht von Pohlen getrennt.

Boyſen. Wenn Swidrigall ein anderer Menſch wäre, ſo hättet ihr Recht.

Gerlach. War dann Witold viel beſſer? — war er nicht auch den Weibern und dem Trunk ergeben?

Boyſen. Witold war ein Mann von heftiger Leidenſchaft, aber dabey ein kluger Mann und ein geſchickter Feldherr. War ſein Stolz befriedigt, hatte er keine Geſchäfte, die ſeine Ehrſucht reizten: dann gehörte ſeine übrige Zeit den Weibern und dem Wein. Aber Swidrigall iſt immer trunken, handelt oft wie ein Raſender, iſt grauſam, blutdürſtig ohne Treu und Glauben.

Gerlach. Sein Eigennutz zwingt ihn aber, es mit dem Orden zu halten.

Boyſen. Wenn die Pohlen ſein Gebiet vergrößern, wenn er die Mühſeligkeiten des Krieges zu fühlen anfängt, ſo bricht er augenblicklich ſein Bündniß mit uns; und dann haben wir Pohlens ganze Macht auf dem Halſe.

Eilenb. Der Meiſter wünſcht aber doch des Landes Aufgeboth.

Boyſen. Ich werde nimmer dazu rathen.

Legend. Wird's uns aber die Ritterſchaft nicht verargen, wenn wir einen ſo trefflichen Zeitpunkt unausgenützt vorbey ſtreichen laſſen?

Boyſen. Immerhin mag man ſagen, daß uns Frieden und Wohlfahrt des Landes ſo am Her-

gen gelegen, daß wir einen wahrscheinlichen Vortheil unbenutzt gelassen, wenn man nur nicht sagen kann: daß wir, um eines unsichern Vortheils willen, das Glück des Vaterlandes übereilt aufs Spiel gesetzt. — Lieben Freunde! haben wir nicht alle Hände voll zu schaffen?

Leacnd. Freilich mit dem Pfundzolle — den muß der Orden fahren lassen.

Bovsen. Den gönne ich aber dem Orden von Herzen.

Eilenb. Ist's nicht offenbar gegen culmische Freiheit, daß man hier Zölle aufsetze?

Bovsen. Das ist's freilich! aber damals, als der Orden solch Privilegium gab, da bekämpfte er, mit Hülfe seiner Brüder und der Kreuzfahrer, jeden Feind. Polen und Lithauen waren getheilt und befehdeten einander. Geschütz und Söldner kannte man nicht. Jezt sind die Sachen gar anders gewandelt: der Orden bedarf großen Geldes, wenn Preußen nicht polnische Landschaft werden soll — und so mögen wir ihm die Zölle wohl gönnen.

Eilenb. Hätte ich doch immer geglaubt, daß ihr dem Orden so hold seyd!

Bovsen. Das Land muß einen Regenten haben; ob dieser Pabst, Kaiser, König oder Orden heiße, das ist mir gleich, wenn er nur weislich regiert, Gesetze und Ordnung aufrecht erhält,

nicht die Gefälle in Ueppigkeit verpraßt: dann muß der Unterthan das Seinige sonder Murren beitragen.

Gerlach. Aber ist dann der Orden so ein treflicher Landesherr?

Boysen. Das ist er nicht. Drum laßt uns nach Erhaltung des Friedens trachten, und auf unsern Tagfahrten alles zum Besten kehren.

Legend. Wie sollen wir aber die Zerrüttungen im Orden beilegen? Der Hochmeister ist ja in deutschen Landen für entsezt erklärt!

Eilenb. Und habt ihr auch von den drey Conventen zu Königsberg, Brandenburg und Balga gehört? — Sie haben den Marschall, als er kaum aus Litthauen heimkehrte, seines Amtes entsezt.

Boysen. Plauens unrechtmäßige Entsetzung, hat alle das Unheil veranlaßt. Der Deutschmeister gelangt durch unrechtmäßige Wahl zu seinem Amte; der Hochmeister entsezt ihn und er dafür wieder den Hochmeister, der Marschall trachtet nach der Hochmeisterwürde und verbindet sich deshalb mit dem Deutschmeister, und dafür entsetzen die drey Convente den Marschall. — Der Hochmeister hälts für Eingriff in sein Recht und wills nicht zugeben, und da verbinden sich nun die Convente mit Land und Städten.

Gerlach. Und was denkt ihr nun, werde daraus entstehen?

Boysen. Mehrere vom Orden werden sich mit uns verbinden und so wirds uns am Ende gelingen, dem Orden und Lande eine andere Gestalt zu geben.

Eilenb. Ihr meynt durch den Bund?

Boysen. Wenn dieser zu Stande kömmt, so ist's der leichteste Weg: dann sobald wir berechtigt sind, uns gegen Gewalt und Unrecht zu schirmen, muß beides aufhören; und wenn der Bund berechtigt ist, die Urtheile des Ordens zu prüfen, so muß sich der Orden für ungerechtes Urtheil hüten.

Eilenb. Wir haben die Gemüther geprüft, und alles ist für euren Plan.

Boysen. Bei dem Ungestüm, Stolz und Habsucht der Gebiethiger, wird noch einst die Zeit kommen, worin sich der Hochmeister Land und Städten in die Arme wirft, und dann muß ein Schlag das Ganze vollenden.

Virsen.

Carlos. Narimund.

Narimund.

Prinz, ich komme euch zu retten.

Carlos. Steht mir ein neues Unglück bevor?

Narim. Laßt's euch mit wenig Worten sagen. Swidrigall bewirbt sich um Witolds Wittwe; Julia hat ihn zurückgewiesen, wie er glaubt, aus Liebe zu euch. Deshalb kam so eben ein Bothe mit dem Befehl, euch heimlich zu morden.

Carlos. Was soll ich nun thun?

Narim. Fliehen, den Augenblick! Sucht Memel oder Kauwit zu erreichen; hier habt ihr eines gemeines Litthauers Oberkleid, Bogen und Pfeile, um euch in der Wildniß, durch Tödtung des Wildes, vor Hunger zu schützen. Lebt wohl Prinz, und wenn ihr glücklich in eurem Lande angelangt seyd; so denkt an mich und ich eile zu euch. Jetzt entfernt euch schnell!

Carlos. (umarmt Narimund.) Leb' wohl, mein Retter! (ab.)

Marim. Bey Swidrigall ist nichts für mich zu thun, und so muß ich mein Glück an einem andern Orte suchen. Kömmt Simon durch — nun so ist's hoffentlich gemacht!

Marienburg.

Hochmeister. Großcomthur und Hans von Boysen.

Großcomthur.

Ich bitte euch, ehrwürdiger Herr! laßt euch die Entsetzung des Marschalls gefallen.

Hochmeist. Hätte man ihn bey mir angeklagt, so wäre ich gar willig dazu; aber ohne mich zu befragen, nehmen einige wenige Brüder sich solche Gewalt, und ich sollt' schweigen? Solch Beispiel — es sey Gott und den Heiligen geklagt! — ist unerhört in unserm Orden.

Boysen. Würdiger Herr! der Marschall war euer Feind, und ihr habt zu Freunde genug im Orden, durch deren Erhebung ihr euch stärken könnt.

Hochmeist. Ich Freunde? — Undankbare in Menge. Wo ist einer, dem ich so ganz vertrauen könnte?

Boysen. Erlichshausen, Comthur zu Thorn, was könntet ihr würdiger Herr gegen den Biedermann einwenden? Er ist erfahren im Kriege und weise im Rath.

Hochmeist. Freilich! aber soll ich denn alle meine Gerechtsame vergeben?

Großcomth. Ich bitte euch befehlt Erlichshausen das Marschallamt und versöhnt euch mit den Conventen.

Hochmeist. Soll ich dann jedes Recht einbüßen?

Großcomth. Stellt zuerst Ruhe her, und dann befestigt eure Macht.

Hochmeist. Meine Macht? — O die wird von allen Seiten her untergraben. Boysen, auch euch vertraute ich so ganz und man bezüchtigt euch schrecklicher Dinge.

Boysen. Und welcher? würdiger Herr!

Hochmeist. Es keime, sagt man, eine Verschwörung. Heimliche Zusammenkünfte zur Nachtzeit, hat man bey euch und mehreren des Adels häufig bemerkt: selbst in Rathhäusern, Artushöfen und Zunftstuben soll man viel von Verbindung, von Zusammenhaltung des ganzen Landes sprechen; es denen Leuten beizubringen suchen,

durch des ganzen Landes Verbindung gegen den Orden, könne nur Recht und Freiheit geschützt werden.

Boysen. Da hat man euch nichts Falsches berichtet.

Hochmeist. Boysen! — Solche Frechheit. —

Boysen. Das Land ist zerrüttet, jeder Gebietiger erlaubt sich, seines Gefallen zu leben: ihr, ehrwürdiger Herr, wünscht alles zum Besten zu kehren, aber dazu gebricht euch Gewalt, diese wollen euch eure getreuen Unterthanen verleihen; sie wollen sich gegen Gewalt und Unrecht verbinden, ihr Recht, aber auch das eines jeden im Orden schützen und schirmen, wollen euch die Gewalt wieder zukehren: Böses zu hindern und Frevler zu strafen, wollen euch gerne treu bleiben, aber von außen und innen Ruhe erhalten.

Großcomth. Boysen hättet ihr keine andere Absicht?

Boysen. Würd' ich so frey handeln, wenn ich etwas heimlich im Schilde führte?

Hochmeist. Denkt ihr, die Gebietiger werden dazu schweigen?

Boysen. Gewiß nicht; aber die edelsten des Ordens werden sich mit Land und Städten verbinden und so in Einigkeit zu des Landes Wohl

fahrt würken, und jene alte glückliche Zeit wieder herstellen.

Hochmeist. Das gebe Gott und die Heiligen!

Großcomth. Ihr habt mich überrascht. Daß Stolz euch vielleicht zu einer Verschwörung leiten könnte, dies glaubte ich; aber einen solchen Plan erwartete ich nicht.

Boysen. O es sind der guten edlen Männer viel im Lande, die nicht vergessen, was der Orden für Preußen that: daß er uns weise Gesetze, große Rechte und Freiheit verlieh: Ackerbau, Gewerbe und Handel blühend machte, uns gegen Gewalt grausamer Feinde schirmte. Zu oft haben wir dieses von unsern Vätern gehört, und werdens nimmer vergessen. Wir wünschen dem Meister und Capitel vormalige Macht; uns aber Sicherheit und Wohlfahrt; glauben fest, keines könne ohne das andere bestehen, und so sind, ehrwürdiger Herr, die, welche von Verbindung sprechen, gerade eure und eures Ordens Getreuen.

Hochmeist. Und wie wollt ihr solchen Bund zu Stande bringen?

Boysen. Wir wissen, daß ihr ein frommer und guter Herr seyd, und deßhalb wollen wir harren, bis Erfahrung beweist, daß alle euer Dichten und Trachten fruchtlos sey. Kehrt der würdige Orden zur alten Ordnung zurück, dann

wird sich niemand regen; aber währt der Gebietiger Zügellosigkeit unaufhaltsam fort, achten sie weder des Meisters noch Capitels, wollen sie durch Partheysucht das Land zerrütten; dann ehrwürdiger Herr nur einen Wink und eure Getreuen sind bereit!

Hochmeist. Wenn dies eure Absicht ist; so segne euch Gott; aber wenn das Stündlein der Noth kömmt: zu wem nehme ich dann meine Zuflucht?

Boysen. Zu Danzigs getreuen Bürgern, die den Orden schon so oft retteten. Und nun ehrwürdiger Herr! scheut keine Gewalt, sucht ohne Furcht und Scheu, jede eurer wohlthätigen Absichten durchzusetzen: denn wo ihr auch seyd, da umgeben und schützen euch Freunde. Diese entdecken wird niemand; wir sind verborgen, gleich den Schöppen und Dienern des heimlichen Gerichts. Nur an unsern Thaten, an unserer Liebe für euch, unsern Eifer für das Glück des Ordens, an unserm Eifer für alles was edel und gut ist — nur daran soll man uns erkennen.

Hochmeist. Ist eure Anzahl stark und mächtig?

Boysen. Stark und mächtig genug, um jeden eurer Feinde und jeden, der das Gute hasst, zittern zu machen.

Großcomth. Und wer sind die Häupter eures Bundes?

Boysen. Verzeiht würdiger Herr! — ausfragen lasse ich mich nicht. Der Meister mußte von allem unterrichtet seyn; dies durch heimliche Briefe, ohne Namensunterschrift zu thun — das hätte den Glauben an der ganzen Sache mindern können. Drum übernahm ichs, zu gelegener Zeit alles zu eröffnen, was zu des Meisters Nutz und Frommen dienen könnte. Mich allein der Gefahr Preis zu geben, dazu habe ich ein Recht; aber irgend einen der Verbündeten zu verrathen — dazu würde ich mich nicht einmal auf der Folterbank entschließen.

Großcomth. Boysen, ihr brütet vielleicht böse Pläne; — das Gute darf nicht das Licht scheuen.

Boysen. Wohl aber ist das Licht nicht für die Augen derer, die nur an Dunkelheit gewöhnt sind.

Hochmeist. Wenn aber nun euer Bund irgend einen Tumult oder Aufruhr erregt? Denkt, daß man sich an euch halten werde.

Großcomth. Und nie werden die Gebietiger im Orden sich ihre Gerechtsame beschneiden lassen.

Boysen. Wenn ich etwas fürchtete, so würde ich euch nicht den ganzen Handel entdeckt

haben. — Müßte ich für das Gute leiden; so würde ich mich des Märtyrerthums freuen, und sollte sich Uebermuth und Stolz an mir vergreifen, dann habe ich Tausende von schrecklichen Rächern!

Wildniß in Litthauen.

Mitten im Walde ein grüner Plaz; auf demselben eine Eiche mit den Bildnissen des Perkunas, Potrimpus und Pikullus. Vor denselben ein Feuer.

Ligawinna, hernach Carlos.

Ligawinna.

Ist doch traurig, daß ich hier so allein sitzen muß, niemanden sehe, dann Vater und Bruder und die wenigen Freunde, die uns heimsuchen. — Entflohen sind alle vorige Freuden; statt den Reigen froher Mädchen sehe ich nur Männer mit wildem Blick beim blutigen Opfer, und statt Dainos *) der Gespielin, tönt' um mich durch die Wildniß der Wölfe Geheul. Ach, wenns doch anders würde! der Vater sich vor dem Großherzog demüthigen

*) Frohe Lieder.

wollte. — Zürn't nicht ihr Götter! was sollen wir Schwachen thun, wenn ihr uns nicht schirmt. Zerstört sind eure Bildnisse überall, die heiligen Schlangen getödtet: entdeckt uns hier irgend ein verirrter Jäger, so harrt auch unser gewiß der Tod.

Carlos. (von ferne) Ein Weib! — Ob ich mich ihr anvertraue? — Gleichviel, ob mich der Durst oder ein Feind tödtet. — Sie scheint schwermüthig, ihre Züge sind sanft und mild. Ich will mich ihr anvertrauen! — Mädchen! holdes Mädchen!

Ligaw. (auffahrend) Hilf Perkunas, mächtiger Donner! — hilf!

Carlos. Erschrick nicht, gutes Mädchen! ich bin ein Verirrter; schon drey Tage lang habe ich keinen Trunk genossen. Hilf mir und stille meinen Durst!

Ligaw. O verrathe uns nicht. Ich will dir Bier und süßen Meth bringen; — verrathe uns nicht den christlichen Waidlern; *) sie würden meinen Bruder, meinen alten grauen Vater — auch mich würden sie morden.

Carlos. Ich dich verrathen? gutes Mädchen! dir helfen, dir nützlich seyn, wo ich kann, das will ich gerne!

*) Priester.

Ligaw. Du kannst mich auch nicht verrathen: dein Auge ist ja so freundlich, dein Haar so lockigt. Ich laufe, dir Trank und Speise zu holen. Wirf indeß ein paar Stück Holz ins Feuer, daß mit es nicht ausgehe — es ist den Göttern heilig. (ab)

Carlos. Den Göttern? — Es würde das gute Mädchen kränken, wenn ich's nicht thäte; es ist ja auch der Gastfreundschaft heilig! — (legt Holz an) den Göttern? — Da stehen ihre Bildnisse. — Wo bin ich? — Sollte mir Gefahr drohen? — Nein! das sanfte Mädchen schien selbst zu fürchten. Giebt's dann nicht unter Mauren und Arabern gute Menschen? warum dann nicht auch unter Litthauern?

Ligaw. Da, lieber Fremdling! hier ist Speise und Trank. Sez' dich nieder, hier auf diesen bemoosten Stein. Ich will mich bey dir setzen; komm'!

Carlos. Ich danke dir, gutes Mädchen!

Ligaw. Was du für lange schwarze Locken hast — so hatte sie noch kein Mann, den ich sah. Du bist wohl aus der Ferne zu uns gekommen? — Trink doch und iß, ich kann dir mehr holen.

Carlos. Ich danke dir! — aber was machst du, liebes Mädchen, allein in der Einöde?

Ligaw. Ich will's dir wohl erzählen, denn du verräthst uns doch nicht. Siehe! vor langer,

langer Zeit, so sagte meine Mutter, — ach, sie lebte zu Birsen, bis sie der Bruder nebst mir abholte. Sie starb, die gute Mutter, und seitdem heiliges Feuer ihre Gebeine verzehrte, seitdem kenne ich die Freude nicht mehr.

Carlos. Armes Mädchen! und wer ist dann dein Vater?

Ligaw. O damals, als noch unsere Götter über Lithauen herrschten, damals war er ein geehrter Mann. Er diente als Kriwe *) im heiligen Haine den Göttern, am Ufer der Wilia. Aber Jugello, Witold und Litthauens übrige Fürsten wurden den Göttern untreu, zerschlugen ihre Bildnisse, zerstörten die heiligen Haine — da floh mein Vater nach Samaiten. Aber auch hier wurden bald die Götter vernichtet, ihre Diener erwürgt. Da verbarg er sich tief in diese Wildniß; weit umher ist kein Bach noch Quell, und dies entfernt selbst den kühnen Jäger. Ich und die Mutter lebten indes zu Birsen, bis der Bruder uns holte.

Carlos. Dann bist du wohl eine Christin?

Ligaw. Ach nein! der Großherzog ließ uns zwar alle zusammen treiben und drohte, uns morden zu lassen, wenn wir uns nicht mit Wasser besprengen und einen andern Namen geben ließen.

Da

*) Oberprieſter.

Da wurden wir mit an den Fluß getrieben und bekamen auch einen neuen Namen; aber den hat uns der Vater wieder abgewaschen.

Carlos. Und wo ist dein Vater und Bruder?

Ligaw. Lange haben uns keine Freunde besucht, drum gingen sie auf die Jagd, Speise zu holen. Wenn sie wiederkommen, dann will ich dir Fleisch braten und bessere Speise geben. Nun aber mußt du mir erzählen, wie du hergekommen bist. Du wirst doch wohl kein Christ seyn?

Carlos. Liebes Mädchen! warum sollt' ichs dir heucheln — ich bin ein Christ.

Ligaw. Weh mir! dann wirst du uns verrathen — und morden.

Carlos. Nein, gewiß nicht!

Ligaw. O, die Christen sind böse, grausame Menschen!

Carlos. Die Priester vielleicht, aber die Ritter nicht.

Ligaw. Ritter? — sind das andere Christen?

Carlos. Die schirmen den Schwachen, stehen dem Unterdrückten bey, hassen Lügen und Verrath, verabscheuen Grausamkeit und Heucheley —

Ligaw. O dann sind die Ritter auch unserer Götter Freunde, dann das alles thun auch wir.

Wildniß.

Nicht weit davon.

Girdelo und Maidelis. (mit Wildpret beladen)

Maidelis.

Vater sieh! da sind Fußstapfen.

Girdelo. Vielleicht die unsern, als wir auf die Jagd gingen.

Maid. Nein, Vater, nein! sie führen nach der heiligen Eiche und sind von Stiefeln.

Girde. Schüzt uns ihr mächtigen Götter! sie sind nur svarsam, scheinen nur eines einzigen Mannes zu seyn.

Maidel. Wenns ein einziger wäre, mit dem würde ich fertig. — wenns doch ein Christ wäre, daß ich meine Rache an ihm nehmen könnte.

Girde. Nein, Maidelis, dann must du ihn nicht tödten. Er sey den Göttern zum angenehmen Opfer bestimmt.

Maidel. Wohl! — lange hat kein gefangner Feind ihnen zu Ehren gebrannt; aber wenn er die Schwester ermordet — Götter! wann

er seine Wollust an ihr gesättigt hätte? — Vater, ich werfe die Beute weg und laufe hin.

Girde Nein, Sohn, ich könnte dir nicht folgen — und mit dir gemeinschaftlich Tod oder Rache!

Voriger Plaz.
Neben der heiligen Eiche.

Carlos (schlafend) Ligawinna (nebey ihm sitzend) nachher Girdelo und Maidelis.

Ligaw. Er wollte nicht schlafen und war doch so ermattet. Die Ritter müssen doch gute Menschen seyn. Wie schön er ist. — Ich möchte ihn wohl küssen, wenn er nur nicht erwachte. — Er wird doch nicht. — Nur leise, ganz leise will ich ihn küssen. So, so! —

Maidel. Ligawinna! —

Ligaw. Stille, stille! weck ihn nicht auf — Es ist kein Christ, es ist ein Ritter.

Girdel. Ein Ritter? er soll mir das Seil nicht zerreißen. Maidelis, die Hände binden wir zuerst.

Carlos. Hülfe! was wollt ihr?

Maidel. Vater, schnürt ihm die Hände fester.

Ligaw. Bey den Göttern! erbarmt euch seiner! er wird uns nicht verrathen!

Carlos. Verlezt die Gastfreundschaft nicht, sie ist ja auch den Litthauern heilig.

Maidel. Nun die Füße Vater — noch ein Seil.

Ligaw. Ich bin nicht Schuld, armer Ritter! — o Vater! erbarmt euch seiner, seht doch, wie schön er ist — oder wollt ihr ihn morden, so tödtet auch mich.

Girdelo. Nun laß uns ihn in die Hütte schleppen.

Carlos. Was wollt ihr mit mir thun?

Girdelo. Weiter nichts, als was die Christen mit uns thun. — Sie würgen uns zu Ehren ihrer Götter, wir verbrennen dich zu Ehren der unsern.

Ligaw. (umklammert die Eiche) O ihr Götter! hab ich euch so lange treu gedient, daß heilige Feuer nicht ausgehen lassen, bey Tag und Nacht, die heiligen Schlangen gefüttert, Speise unter den Hollunder gesezt, den Opferstein mit Zweigen umkränzt und mit süßen Meth begossen: habt ihr dies mit Wohlgefallen erblickt; so erbarmt euch seiner, ihr Götter!

Girdelo. Wenn wir ihn in der Hütte haben, so laufe Maidelis, entbiethe unsere Freunde; dann feyerlich müssen wir dies Fest begehen. Vielleicht, daß die Götter durch solch ein Opfer versöhnt, den Unsern wieder Segen und Beistand verleihen.

Wald.

Im Osterrodischen Gebiete.

Mitternacht.

Hans. Stibor. Gabriel und George von Boysen. Hans von Zigenberg. Cunz von Schwemmigen. Otto von Pleiniachw. Zander Machewitz. Friedrich von Pelchaw. Günther von Delaw. Augustin an der Schewe. Paul von Lesmesdorf Simon von Glazow. Matthias von der Lunaw. Lorens von Konopat. Hanz von Lon. Röthigier von Birken. Rudolph Bazner. Remsel von Brixen und mehrere Ritter. Lorenz Folkmar und Nicolaus Gwynner von Culm. Gotschalk Hitfeld und Conrad Toy-

benkol von Thorn. Lorenz Pilgrim, und Hans Grym von Elbingn. Hans Sleystange von Braunsberg. Bartolt Huxer von der alten Stadt Königsberg. Heinrich Brabant vom Kneiphofe Königsberg. Hermann Stargard. Conrad von Dalen und Jordan von Danzig, Bürgermeister und Rathmänner, nebst vielen andern Bürgern.

Stargard.

Boysen, ihr habt uns verbottet. Was ist euer Begehr?

Boysen. Freunde und Brüder durch unsern Bund. Heimlich haben wir bisher gehandelt, aber unser Vorsaz ist gut; es ist die Zeit gekommen, uns zu zeigen; wir haben den Ewigen beschworen, haben beschworen, dem Orden nicht beizustehen, wenn er nicht bricht. Räthe von Land und Städten haben dem Meister das Bündniß mit Swidrigall, den Friedensbruch mit Pohlen wiederrathen. Der Meister aber hört seine Gebietiger, wünscht Krieg und hat ein Aufgeboth ergehen lassen. Wollen wir ihm gehorchen?

Geschrey durcheinander. Nein! — mit nichten! — keinen Krieg! — Wir wollen nicht gehorchen!

Boysen, Lieben Freunde! es werden noch oft die Zeiten kommen, daß der Bund handeln muß! aber ihn heimlich zu verbotten ist gefahrvoll und schwierig. Deshalb scheinet es mir nöthig, daß ihr Männer erkieset, zu Häuptern des Bundes, denen ihr volle Gewalt gebet zu handeln, und denen ihr gehorchet, so lange bis die Zeit kommt, daß wir öffentlich auftreten können.

Jordan. Euer Rath ist weislich, aber wer wird sich der Gefahr aussetzen?

Bazner. Die Ritter würden die Häupter des Bundes bald morden.

Konopat. Wir sind unserm Vaterlande verpflichtet, aber haben auch Weiber und Kinder.

Ziegenb. Die müssen wir nicht achten, um des allgemeinen Wohls willen; und wird einer ermordet, so tritt ein anderer an seine Stelle, handelt wie er und rächt den Ermordeten.

Boysen. Lieben Freunde! wenn wir die Namen der Erwählten verschweigen, so hats mit ihm keine Gefahr.

Schewe. Wir wollen einen schrecklichen Eid leisten, niemanden ihre Namen zu entdecken.

Glazow. Ueberhaupt wäre es gut, daß wir den ganzen Bund beschwören.

Boysen. Nein, lieben Freunde! Ueberzeugung von des Bundes Nutzen und des Landes Wohlfarth muß uns stärker binden als ein Eid.

Den Edlen fesselt sein gegebenes Wort; der Verräther sezt sich über jeden Eid hinweg.

Stiber. Was sollen wir denn aber thun?

Boysen. Habt ihr auf einen von euch festes Vertrauen? so daß ihr glaubet, ihn werde weder Wein noch Dirne, Gold noch Pfaffe bethören? so daß ihr glaubet, er werde sich selbst auf der Folter lieber die Zunge abbeißen, als sie zu eurem Verrath gebrauchen? — so weiß ich ein Mittel, die erwählten Obern gegen jeden Verrath zu schützen.

Geschrey durcheinander. So ein Mann seyd ihr — Auf euch setzen wir unser Zutrauen!

Boysen. Ist niemand unter euch, der daran zweifelt, daß ich so zu handeln im Stande sey?

Zigenb. Haltet doch keinen unter uns so verworfen, daß er euch verkennen sollte.

Boysen. Herzlich dank ich euch für euer Zutrauen! und nun hört meinen Vorschlag. Jeder von uns schreibe die Namen derjenigen zwanzig, welche er für die Würdigsten zu Häuptern des Bundes hält, auf besondere Zettel, und gebe sie mir. Ich sehe nach, welche Personen die mehresten Stimmen haben, und gebe diesen von ihrer Wahl Nachricht; so werden zwanzig Personen erwählt, ohne daß jemand ausser mir ihre Wahl weiß. Ihr befolgt jeden Befehl, den euch die

zwanzig Verweſer des Bundes zuſenden und ſo ihr etwas unklar vermerket, ſo bin ich euch verantwortlich.

Jordan. Wenn wir euch nicht ſo gut kennten, ſo würden wir glauben, daß ihr unſer Regent werden wollet.

Ziegenb. Boyſens Vorſchlag iſt weislich, von ihm können wir nichts Böſes argwöhnen.

Stargard. Ich billige Boyſens Vorſchlag von ganzem Herzen.

Geſchrey. Das thuen wir alle! und wollen die Zettel ſchreiben!

Boyſen. Gegen die Pohlen leiſten wir dem Orden jezt keinen Beiſtand?

Allgemeines Geſchrey. Nein! — Niemand leiſtet Beiſtand!

Wildniß in Litthauen neben der heiligen Eiche.

Girdelo. Nunagete. Tirsko. Steinele.

Steinele.

Ich denke, Girdelo, du weissagtest uns aus dem Blute des Gefangenen.

Nunag. Bindet ihn nur an einen Baum, fern von heiliger Stätte, ich will ihm schon das Herz treffen.

Girdelo. Es ist kein Gefangener von einem Feinde, dem wir den Krieg angekündigt haben, drum kann ich aus seinem Blute nicht weissagen.

Tirsko. Wird er aber dann auch den Göttern zum Opfer angenehm seyn.

Girdelo. Es ist ja ein Christ, und der ist den Göttern zum Opfer jederzeit willkommen.

Nunag. Wann wollen wir das Fest mit ihm begehen?

Girdelo. Sobald Maldelis mit den übrigen Eingeladenen zurückkehrt. Hier wollen wir

dann einen Pfahl einschlagen, ihn daran mit Händen und Füßen binden, trocknes Holz rund umher legen und ihn so unter Lobgesängen unserer Götter, von den Flammen verzehren lassen.

Tirsko. Vielleicht das dies Opfer sie versöhnt, und sie zu unsern heiligen Hainen wiederkehren.

Steinele. Das glaub' ich sicher, denn oft hörte ich zu meiner Rechten das Murmeln des Perkunas *) in den Wolken.

Nunag. Und ich sah Pikullus in nächtlichen Träumen. Er wird wieder vor unserm Heere einhergehen und die Feinde schrecken.

Girdelo. Mag's gehn wie's Laima spann **); wir sterben als unserer Götter Verehrer, und jedes Christen, der uns in die Hände fällt, des harre gewisser Tod.

*) Noch jezt sagt der Litthauer, wenn er einen fernen Donner hört: „Perkunas murmelt" (Perkunas grauga.)

**) Die Schicksalsgöttin. Taip laima leme, so spann es Laima, sagt jezt noch der Litthauer.

Marienburg.

Zimmer im Schloß.

Der Hochmeister. Großcomthur. Conrad von Erlichshausen, Marschall. Hans von Boysen. Legendorf. Eilenburg. Gerlacher.

Hochmeister.

Denkt euch die Trauerpost; Swidrigall ist uns bundbrüchig worden und hat sich mit den Pohlen versöhnt.

Boysen. Des hielt ich ihn immer fähig.

Großcomth. Vielleicht wär' es nicht geschehen, wenn wir ihn thätig unterstützt hätten.

Boysen. Leicht möglich —

Großcomth. Das sagt ihr so kalt?

Legend. Dem verheerten Lande war Frieden unentbehrlich.

Boysen. Und der trunkene unbändige Swidrigall ist kein so sicherer Bundesgenoß, um seinetwegen das Glück des Landes aufs Spiel zu setzen.

Marſch. Boyſen! — war Witold, den ihr ſo ſehr achtetet, nicht auch dem Trunk und den Weibern ergeben?

Boyſen. O noch mehr: er war zuweilen jähzornig und grauſam; aber bey dem allen war Witold ein großer Mann. Sein unbändiger Stolz verleitete ihn, in allem der Erſte zu ſeyn, beim Trinkgelage und wollüſtiger Ausſchweifung; aber auch als muthiger edler Ritter, und als tapferer Feldherr. Beleidigter Stolz riß ihn zu Grauſamkeit und Jähzorn hin, und dieſer von dem Pohlen beleidigte Stolz, machte ihn zu des Ordens treuen Bundesgenoſſen. Nicht ſo mit Swidrigall.

Hochmeiſt. Die Pohlen nähern ſich jezt unſern Grenzen —

Marſch. Und wenn ſie einfallen — was haben wir von Land und Städten zu erwarten?

Boyſen. Treue und Muth in Vertheidigung des Vaterlandes, ſobald die Pohlen der angreifende Theil ſind.

Legend. Bey Vertheidigung des Vaterlandes wird niemand ſäumen; verlaßt euch auf uns!

Wildniß in Litthauen.

Hütte ohnfern der heiligen Eiche.

Mitternacht.

Carlos (gebunden) und Ligawinna.

Carlos.

Kommt ihr mich zu tödten?

Ligaw. Still lieber Fremdling, daß du die Schläfer nicht weckst.

Carlos. Kömmst du? gutes Mädchen!

Ligaw. Ich will deine Bande lösen — Der Vater und seine Freunde haben die Schaale so oft geleert, daß sie jezt am Feuer schnarchen. — Nun, deine Bande sind gelößt —

Carlos Wie soll ichs dir danken, edle Dirne?

Ligaw. Fliehe! lieber Fremdling! ehe der Bruder und die übrigen Gäste kommen. Sie werden mich nun vielleicht statt deiner den Göttern opfern — mögen sie doch, wenn du nur gerettet wirst.

Carlos. Fliehe mit mir!

Ligaw. Ich Vater und Bruder verlassen! die Götter, denen ich diente und das heilige Feuer! Ich habe dich lieb, wie Vater und Bruder; ich könnte um deinetwillen das heilige Feuer auslöschen; aber was soll in deinem Lande die fremde Dirne? Du magst viel Hütten und Heerden, Wildnisse und Seen besitzen, und ich habe nichts.

Carlos. Dein sanftes liebevolles Herz ist mehr als Schätze.

Ligaw. Deine Worte sind süß, lieber Fremdling! und ich glaube ihnen gerne; denn viel Männer sagten: „Du bist schön Ligawinna, wie die Blume des Waldes, dein Auge ist wie ein Teich, in dem sich die Sonne spiegelt," und ich achtete ihrer Rede nicht. Aber einen Mann, wie du, den sah ich auch nimmer.

Carlos. So komme dann mit mir. Ich will dir deine Liebe lohnen.

Ligaw. Aber wenn ich einst alt werde, nicht dieses Auge so feurig, nicht diese Wange so roth ist — wird's dir nicht reuen, daß du die arme Dirne mit dir nahmst? O wenn's dich reuen könnte — laß mich lieber in den Flammen sterben.

Carlos. (sie umarmend) Nein traute Dirne! bei allem, was heilig ist, ich liebe dich ewig!

Ligaw. Dann gehe ich mit dir.

Marienburg.
Zimmer im Schloß.

Hochmeister und Anacletus.

Hochmeister.

Aber seyd ihr des auch gewiß?

Anaclet. Bei priesterlicher Treue, haben es mir zween Mönche versichert; sie giengen das wüste Schloß Christburg, wo bekanntlich des Teufels Gespenst hauset, als sie sich beim Terminiren verspätet hatten, bei Nachtzeit vorüber, und als sie sich kreuzeten; da sprengte ein Ritter bei ihnen vorüber: den weißen Mantel mit schwarzem Kreuze sahen sie deutlich. Er eilte in die Burg; — ach es geben schreckliche Dinge für! Der Herr thut Zeichen und Wunder.

Hochmeist. Wenns nur kein übles Zeichen ist — laßt uns beten.

Anaclet. Und habt ihr gehört vom wilden Jäger in der Wildniß von Osterrode?

Hochmeist. Freilich! Bruder Eberhard Wolf glaubte, die Verbündeten kämen dort zusammen und wollte sie beschleichen.

Anaclet. Aber sein Unglauben ist hart bestraft worden. Der wilde Jäger ist über ihn hergefallen, mit Hunden und großem Jagdgeschrey, und hat ihn umhergetrieben im Forste, so, daß er zwar wieder gen Osterrode heimgekehrt, aber nach dreien Tagen verschieden ist.

Hochmeist. Nein, verschieden ist er nicht, wol aber krank worden und jezt genesen.

Anaclet. Desto besser! dann mag er verstanden, wie der Herr den Unglauben straft.

Hochmeist. Ueberall geschehen sonderbare Zeichen. In vielen wüsten Burgen soll es umgehen — solche Zeichen und der Pohlen Grausamkeit und Verheerung im Lande — das läßt mir keine ruhige Stunde.

Anaclet. Ob dann die Hussitischen Ketzer noch in Pommerellen wüthen?

Hochmeist. Von Cöniz sind sie abgeschlagen worden. Auch hat Hans von Boysen ihren Nachtrap ereilt und ihnen große Beute abgenommen; aber Dirschau haben sie jämmerlich verbrannt, und viele Menschen zu Todte gepeiniget; und jezt, da die Danziger sie muthig zurückgewiesen, ziehen sie freilich heim, verheeren aber alles auf dem Zuge mit Feuer und Schwerdt.

Anaclet. Laßt's gut seyn, würdiger Herr! Die Pohlen haben sich mit den hussitischen Ketzern verbunden, uns die ungläubigen Hunde

in Preußen gesandt, welches doch ein Eigenthum St. Mariens iſt; ſo etwas kann die gebenedeyte Himmelskönigin nicht ungerochen laſſen.

Dichter Wald
an der Samaitiſchen Grenze.

Carlos. Ligawinna.

Ligawinna.

Du erwatteſt; lieber Carlos! Ich bitte dich, trink —

Carlos. Den letzten Trunk dir rauben? — Noch kann ich ausdauern; ſpare ihn für dich.

Ligaw. Nein, guter Carlos, ich habe ſchon eine Hand voll Heidelbeeren gefunden; ich kenne ja die Wurzeln und Beeren — drum überlaſſe dieſe mir.

Carlos. Liebe Lügnerin! ſagt dein mattes Auge, deine bleichende Wange nicht, daß jede deiner Kräfte erliſcht, und ich — ich Schuld an allem — deinem Hungertode! Nein Ligawinna ich bitte dich! — vielleicht daß irgend

ein Wild mir aufstößt, der matte Arm noch die Bogensehne zur Spannung bringt.

Ligaw. Drum stärke dich durch Speise und Trank: es sind hier nur wenig Bissen, unser ganzer Vorrath — nur einen einzigen Trunk enthält noch die Flasche; aber — ich gönne es dir lieber als mir. Sieh! wenn meine Kräfte unterlägen — du würdest mich stützen, forthelfen und tragen, mich nicht ermattet hungrigen Bären und Wölfen zur Beute liegen lassen; aber unterlägest du der Mattigkeit — wo reichte meine Kraft zu solchem Dienste hin? — Ich könnte nichts als bei dir bleiben — weinen und mit dir — sterben.

Marienburg.

Zimmer im Schloß.

Hochmeister. Anacletus und Ingemarus.

Anacletus.

Nun, würdiger Herr! möget ihr selbst vernehmen, daß nicht Betrug noch Menschenlist, sondern des Teufels Gespenst und Bosheit zu Christburg

sein Unwesen treibe. Der ehrwürdige Vater Ingemarus wird euch nun von allem die Bothschaft bringen.

Hochmeist. Habt ihr euer Versprechen erfüllt, ehrwürdiger Vater?

Ingem. Hab's treulich, und der würdige Comthur nebst den Rittern leisteten mir allen gebührlichen Vorschub.

Hochmeist. Und wie habt ihr's funden?

Ingem. Ich hatte eine Partikel des Grenzholzes und manch großes Heiligthum um meinen Hals gehängt, und am heiligen Apostoltage, der, weil die Jünger des Herrn durch Auflegung der Hände die Teufel vertrieben haben, gar wohl zu solchem Geschäfte ist, begab ich mich in die Burg. Der Commendator, zween Ritterbrüder und acht Knechte, alle wohlgerüstet, begleiteten mich. Sobald wir Licht in den Gemächern der Burg erblickten, zogen wir hin, betend die Litaney zu allen Heiligen, und vor dem Burgthore hub ich an die Beschwörung, betend zu dreien verschiedenenmalen, St. Johannis erstes Evangelium, welches bekanntlich große und geheime Kraft hat. Da hörten wir über dem Burgthor ein schrecklich Kettengerassel und Geplär in fremden Zungen, und als wir gar nun unter das Burgthor traten, da wurden wir beschüttet mit allerley Unreinigkeit;

so daß ein Ritterbruder und einige der Knechte sogleich entrannen.

Anaclet. Es müssen gar arge Teufel seyn!

Ingem. Teufel, von denen das Evangelium spricht, daß sie nie anders weichen, dann durch viel Beten und Fasten.

Hochmeist. Ach, wollte mich solchen selbst gern unterziehen, wenn nur solch' böse Geister dadurch zu bannen vermöchte.

Ingem. Mags ein anderer versuchen! Ich bin ein Diener der Kirche, habe von päbstlicher Heiligkeit Exorcisten die härtesten Bannflüche zu Rom erlernt; aber wills nicht wagen, noch einmal solch Abentheuer zu bestehen.

Hochmeist. Gienge dann so gar schrecklich?

Ingem. Ihr hättet nur den Vorhof sehen sollen! Da lagen verzettelt lauter Menschengebeine und frisches Blut floß längs den weißen Wänden der Burg herunter. Beim Scheine der Fackeln blickten wir umher — uns überfiel ein Grausen. — Stille war's rund umher, aber da ich begann meinen zweyten Spruch, warfs von allen Seiten her mit Steinen auf uns. Einige der Begleiter stehen zurück und nur selbst vierter trat ich ins Innere der Burg. Da zuvor alle Lichter darinnen erloschen waren, so wuchs mein Muth und Glauben auf meines Spruches Kraft. — Als wir aber die Treppe heraufgiengen — da

stürzte uns ein Wasserstrom entgegen, nur mein Licht, von päbstlicher Heiligkeit selbst geweiht, blieb brennend — und das gab uns neue Kraft. Die durchnäßten Fackeln ließen sich zwar daran nicht entzünden; aber meines Lichtes Schein erleuchtete sattsam die morschen Gemächer. Wir giengen in den großen Saal und als ich hier zum dritten mal meinen Spruch begann: da kamen der Teufel etliche, in wunderbaren Gestalten — der eine hatte ein Meßgewand um die Schultern, die andern hatten weiße Ordensmäntel umgethan. Der ehrwürdige Comthur zog sein Schwerd; aber ehe ers zu wehren vermocht, zündete ihm einer der Teufel mit seiner Fackel den Bart an, zween andre ergriffen ihn beim Arme. — Nun stieß einer der Knechte seinen Dolch nach dem Teufel; aber der faßte ihn beim Schopf, schlenkerte ihn umher, als wäre es eine Pflaumfeder gewesen und warf ihn zur Thüre die Treppen hinunter, daß es ein Schrecken war, anzusehen. Der zweite der Knechte hatte sich vor Angst in einen Winkel geklemmt: den holten auch zween Teufel herfür: zween andere hatten mich ergriffen und nun begannen sie ihren Reigen. Bei Kettengerassel und schrecklichem Geheul tanzten sie mit uns umher — ich glaube, hätte uns nicht des Heiligthums Macht geschützt — zur Hölle hätten sie mit uns getanzt.

Anaclet. Schrecklich! — schrecklich!

Hochmeist. Heilige Jungfrau! ist so etwas auf Erden erhört?

Jngem. Nun kamen andere Teufel, boten uns zur Speise Schüsseln voll glühender Kohlen, setzten uns Kelche voll Blut an den Mund, wir bissen die Zähne zusammen — da stürzten sie uns das Feuer und Blut übers Haupt. Endlich kam der eine, welches so recht der Teufel Prinzipal oder Erzteufel zu seyn schien, faßte mich am Nacken, hielt mich zum Fenster hinaus, um mich in den Burggraben fallen zu lassen. Aber ich betete — und das hinderte seine Tücke; dreimal wollte er mich hinaus stürzen, dreimal zog er mich zurück. Nun schleppten sie uns bis ans Burgthor, löschten ihre Fackeln aus und ließen uns im Finstern stehen.

Hochmeist. Und das Licht, von päbstlicher Heiligkeit geweiht?

Jngem. Hatten's — schrecklich ists auszusagen! hatten's mir aus der Hand gerissen und dermaßen ums Haupt geschlagen, daß es erloschen war. — Wol abgeblaut, versengt und gar übel zugerichtet — gelangten wir nun wieder über die Brücke. Da fanden wir auch Johannes, den Leibknappen des würdigen Comthurs, welcher mühselig dahin gekrochen, aber — Dank sey es den Heiligen! — durch seinen Fall nur ein Bein gebrochen hatte. — Wir drei mußten uns ob der

vielen harten Püffe salben und waschen lassen, auch viele Tage schmerzlich danieder liegen.

Hochmeist. Und was rathet ihr mir nun ferner zu thun?

Jngem. So ihr jemanden Uebel wollet, so sendet ihn hin, denn wenn die Teufel ihn dermaßen bläuen und ihren Reigen mit ihm führen, er wird daran genug haben, all sein Lebenlang.

Hochmeist. Glaubet ihr dann aber nicht, daß irgend ein Priester oder Heiligthum das Ungethüm bannen könne?

Jngem. Nein, ehrwürdiger Herr! nein! sage ich. — Was ich nicht bannen kann, das bannet kein Priester auf Erden. Dann da müssen hausen Beelzebub, oder der Teufel Oberster, die vermaledeyet seyn mögen in alle Ewigkeit, weil diese Teufel achten kein Heiligthum und ihre Klauen legen selbst an den Geweihten des Herrn!

Wald
an der samaitischen Grenze.

Carlos. Ligawinna; nachher Johann von Schauenburg und Gefolge.

Ligawinna.

Laß uns niedersetzen, vielleicht, daß die Ruhe uns stärkt.

Carlos. Oder wir mit einander erblassen — O daß ich dich in mein Schicksal verflocht — daß deine Liebe zu mir dich tödtet!

Ligaw. Horch! — Hundgebell!

Carlos. Vielleicht deine Landsleute — sie mögen kommen —

Ligaw. Mögen sies seyn! ich will ihnen sagen, du hättest mich aus der Gefangenschaft der Ritter befreit, sie werden dich nicht tödten.

Carlos. Das Jagdgeschrey nähert sich, laßt uns hineilen —

Schauenburg. Wer seyd ihr?

Carlos. Ich sah euch zu Marienburg — Ritter — Wo sind wir?

Schauenb. In der Wildniß, ohnfern Ragnit —

Carlos. Habt Dank, ihr Heiligen! — Kennt ihr nicht Ritter Carlos den Portugiesen?

Schauenb. Seyd herzlich willkommen! wir hielten euch für verlohren.

Carlos. Ich wars, hätte mich diese edle Dirne nicht gerettet. Aber Hunger und Durst hätten uns bald getödtet.

Schauenb. Man soll euch gleich Speise reichen, und meine Diener auf ihren Rossen gen Ragnit geleiten. Wie wird sich der Meister, wie Hans von Bosen freuen!

Burg Kargay.

Hans und Stibor von Boysen. Abdallah.

Stibor.

Giengs gut, Abdallah?

Abdallah. Treflich! Es wird uns so leicht niemand beschleichen. Als wilder Jäger habe ich's gemacht; aber diesmal ein wenig toller.

Stibor. So erzähl' doch.

Bosyen. Du hast dich doch wohl nicht durch Hitze, oder Zuweittreibung des Possenspiels verrathen?

Abdall. Ihr kennt mich: ich trieb's blos so weit, daß sie künftig eher Teufel als Menschen zu Christburg erwarten werden.

Stibor. Nun so laß doch hören.

Abdallah. In dem großen Saale, wo die Bundesverweser sich versammeln, von da, wie ihr wißt, die eine Treppe nach der verfallenen Kapelle, die andere durch einige Gemächer nach dem Thurm über dem Burgthore geht; da bereiteten wir unser Possenspiel. Durch den heimlichen Gang der unter der Erde wegführt, zogen wir täglich in der Gegend umher und holten uns von allem Kunde. Ein Mönch, der kürzlich aus Rom kommen, wollte die Teufel beschwören; und einige Ritter und Knechte, wohl bewafnet, gaben ihm das Geleite. Sie kamen angezogen mit großem Gesang. Nun dachte ich: der Teufel mag euch verstehen; ich will euch doch aber ein Liedlein singen, das keiner verstehen soll. Und ich hub an, aus dem Coran mit lauter Stimme, wie der Prophet nach dem Paradiese gereiset und den Mond entzwey gehauen. Warlich! ich habe nicht geglaubt, daß der Coran so gut sey, Haasen in die Flucht zu jagen. Da ich nur meine Stimme hören ließ, so liefen gleich einige davon: als die übrigen unter das Thor traten, wo ich mitten im Gewölbe eine Oefnung hatte machen lassen: da ließ ich einige Gefäße umstürzen und salbte sie dermaßen,

daß es wohl keinen gereut haben würde, wenn er ein Balsambüchslein zur Hand gehabt hätte.

Stibor. Und wie verhielten sie sich dabei?

Abdallah. Noch so leidlich; als sie aber auf den Burghof kamen und die Gebeine sahen, welche ich aus der Gruft neben der Kapelle hervorgeholt und umher gestreut hatte, und wir als Teufel verkappt aus den Fenstern hervorguckten und ihnen die Ziegel an die Köpfe warfen, da liefen fast alle davon. Nur der Pfaffe und noch drey andere hielten Stand. Aber als diese nun die Wendeltreppe hinauf kamen, da ließ ich durchs Fenster, wodurch das Licht aus dem obern Stocke auf die Steige fällt, etliche Gefäße voll Wasser hinabstürzen und ihre Fackeln erloschen bis auf eine; mit dieser kamen sie in den Saal. Wir sprangen nun von allen Seiten heraus; der Comthur wollte sein Schwerd ziehen, aber Peter schlug ihm die Fackel um die Ohren, daß ihm der Bart zu brennen anfing. Der eine Kerl hatte Herz, er stieß mir mit dem Dolch nach der Seite; aber mein Panzer schützte mich und er fühlte nun, daß ich noch Kräfte habe. Ich warf ihn die Treppe hinab, daß er wie ein Frosch quäckte —

Stibor. Da liefen die übrigen wohl davon?

Abdallah. Wenn wir sie gelassen hätten; aber wir packten sie und sie mußten mit uns umher tanzen. Ihr hättet sehen sollen, wie der alte

Mönch sprang und als wir ihnen noch ein Becken voll glühender Kohlen zur Speise, ein paar Becher voll Blut zum Trank anboten, ihnen, da sie's nicht annehmen wollten, über die Köpfe schütteten, ich gar den Mönch zum Fenster hinauszustürzen drohte, da hättet ihr das Zetergeschrei hören sollen. — Als wir sie zum Burgthore hinaustrieben — sie waren halb todt —

Stibor. Die kehren gewiß nicht wieder.

Boysen. Schwerlich und wir können unsere Versammlungen geruhig halten.

Ebendaselbst.

Hans und Stibor von Boysen. Carlos.

Boysen. Daß ihr für euren Vorwitz ein wenig gebüßt habt, Carlos, kann euch nicht schaden; hättet ihr euch nicht als Arzt zur Herzogin begeben, euch wäre kein Unheil wiederfahren.

Carlos. Es ist mir doch aber auch schrecklich ergangen.

Stibor. Traun! die Buße war für die Kurzweil zu arg.

Carlos. Und jetzt noch alle die Folgen —

Stibor. Nun, ich denke ihr seyd wohl und gesund.

Carlos. Am Leibe wohl, aber nicht am Herzen. — Was soll ich mit Ligawinnen thun?

Boysen. Bedarf das einer Frage, Ritter!

Carlos. Ritter — gerade, weil ich das bin.

Boysen. Hat Ligawinna nicht gegen euch gehandelt, daß die Erzählung ihrer That jedem Edlen Freude macht? — Habt ihrs nicht verheissen, durch ewige Liebe zu lohnen?

Carlos. Liebe — aber nicht Ehe.

Boysen. Ist Buhlschaft Lohn für edle Liebe? Sie ist des edlen Weibes Erniedrigung und ihr seyd Ligawinnen Dank schuldig.

Carlos. Aber meine edle Geburt?.

Boysen. Als ob der Dirne Herz nicht edler wäre.

Carlos. Werdens auch die Menschen so gelten lassen? —

Boysen. Wirds Gott gelten lassen? —

Carlos. Ich bin noch auf Erden und nicht bey Gott.

Boysen. Auf Erden als Pilger, bey Gott — so ihr es verdient — auf ewig!

Boysen. Adel bey den Menschen artet nicht nach, wie Adel bey den Rossen; wenn Kinder edler Väter Tugend erben, dann mögen sie sich ihres Herkommens freuen; wenn sie eine Reihe

edler Ahnherrn aufzählen können; dann mags ihr Stolz seyn, ihnen an Tugend gleich zu kommen und wenn sie in einem Lande sind, wo man auf Ahnen und Wappenschild groß achtet, dann wären die, welche solches besitzen, Thoren, wenn sie sich des Vortheils, den ihnen einmal der allgemeine Glaube giebt, nicht bedienen wollten.

Carlos. Nun — und doch wollt ihr, daß ich auf diese Vortheile Verzicht thun soll? meinen Kindern nicht wiedergeben soll, was ich von meinem Vater erbte?

Boysen. Dafern ihr solche Vorrechte nur auf Kosten der Tugend und des Gewissens erhalten könnt — weg mit dem Plunder! besser von einem edlen, dann blos adlichen Vater entsprossen zu seyn.

Carlos. Was soll ich dann thun?

Boysen. Ligawinna ehelichen, dafür euch eures Gewissens Ruhe und die Achtung guter Menschen nicht gleichgültig ist.

Carlos. Und wird das gute Mädchen nicht jeden Augenblick verstoßen, wird sie glücklich seyn?

Boysen. Das sie glücklich werde, dafür müßt ihr sorgen, und glaubt mirs: förliche Reverenz und Geplapper, woraus manche Weiber so groß Wesens machen, das lernt ein kluges Weib in etlichen Tagen: aber ein Herz sanft und liebe-

voll, gut und edel, — wies Ligawinna hat — das giebt der Himmel nur denen, dir er liebt.

Carlos. Boysen, — ich heirathe sie, es erfolge auch was da wolle!

Boysen. (ihn umarmend) Das war einmal, wie es meinem Freunde, Carlos, ziemt, und nun, da es so weit ist, da ihr die Prüfung überstanden habt, etwas zu eurem Trost. — Stibor, sagt einmal, was ist ein Kriwe in Litthauen?

Stibor. Einer der ersten des Landes und ihre Töchter wurden oft von litthauischen Fürsten geehlicht. — Ich wollte schon immer damit heraus brechen.

Boysen. Darum winkt' ich dir. Der Meister und Preußens Ritterschaft sollen es euch anzeigen daß Ligawinna, aus einem edlen berühmten litthauischen Geschlechte sey.

Stibor. Wird sie aber auch christlichen Glauben annehmen wollen?

Boysen. Sey ohne Sorgen! das Weib nimmt gleich den Glauben des Mannes an, den sie liebt. Meine Metha soll eure Braut, Carlos, in die Lehre nehmen und wenn sie erst ein Barett auf dem Haupte, einen Rock mit Sammetbarten an hat — wahrlich! es soll kein halb Jahr vorbeygehen und sie wird sich wie jede unserer Weiber zu benehmen wissen.

Car-

Carlos. Sobald sie getauft ist, gebe ich ihr am Altar die Hand, und kehre alsdann mit ihr in mein Vaterland zurück.

Danzig.

Kirche zum heiligen Geist.

Hochmeister. Conrad von Erlichshausen, Großcomthur. Nicolaus Poster. Ritter und Gefolge. Hermann Stargard. Conrad von Dalen. Rathsherrn, Schöppen und Bürger.

Großcomthur.

Lieben Getreuen! Rathmänner, Schöppen und Bürger von Danzig. Unser würdiger Meister erwiedert euren Argwohn nicht, sondern ist, weil ihrs scheutet, Abgeordnete zu ihm aufs Schloß zu senden, selbst hier in eure Versammlung gekommen.

Hochmeist. Dann ein Vater darf von seinen Kindern nichts fürchten, und daß ich euch vä-

terlich liebe, des sind Gott und die Heiligen mein Zeuge.

Stargard. Wir erkennen solche Gunst mit Dank und bitten, würdiger Herr, unsere Weigerung nicht misszudeuten.

Dalen. Wir wollen nicht der Zeiten gedenken, wo Danzigs erste Männer freundlich aufs Schloß zum Male geladen und erwürgt wurden, sondern blos erwähnen, weils von jeher Sitte war, daß Rath und Bürgerschaft einige Tage vor des Meisters Ankunft, die Botschaft erhielt, um pflichtmäßig zierliche Einholung veranstalten zu können, wir ob solcher unterlassenen Botschaft, und des ehrwürdigen Meisters schleuniger und heimlicher Ankunft, in mancherlei Gedanken waren.

Hochmeist. Wir wollen darüber nicht weiter Worte machen; sondern ihr Getrauen, die ihr unserm würdigen Orden so manche stattliche Hülfe ausrüstetet, zu euch nehme ich auch jezt meine Zuflucht. Ihr fordertet nebst Land und Städten von mir die Zusammenberufung einer Tagfahrt; gezwungen von Ordensgebietigern, muste ichs euch verweigern; als ich nun im Ordenskapitel zu zeigen strebte, wie solches gar Unrecht sey, als ich und der würdige Großcomthur gegen Stolz, Unrecht, Habsucht unserer Brüder eiferten; da erhub sich ein groß Getümmel; unter Zank und wildem Geschrei, zuckten unsere Gegner ihre Dol-

che: meines Lebens fürder nicht sicher, entfloh ich aus dem Capitel, und werfe mich nun euch Danzigern in die Arme.

Großcomth. Wir wollen die Privilegien, einmal Land und Städten ertheilt, willig halten.

Hochmeist. Alle Heiligen rufe ich zu Zeugen, ich wollte gern dem Lande nichts als Gutes thun, wenn ich nur Macht hätte.

Stargard. Diese Macht sollt ihr erhalten, ehrwürdiger Herr! das geloben wir euch als eure Getreuen.

Allg. Geschrey. Das geloben wir alle!

Dalen. Indeß reicht doch unser Wille allein nicht hin; erlaubt, ehrwürdiger Herr, jezt die Tagfahrt zu berufen; Land und Städte werden mit Freuden für euch handeln.

Hochmeist. Mit Freuden willfahre ich ein, und will auch die Getreusten meines Ordens zu dieser Tagfahrt berufen.

Graudenz.
Schloß daselbst.

Hochmeister. Großcomthur. Nicolaus Poster. Johann Reibniz und mehrere Ritter.

Hochmeister.

Es freut mich doch herzlich, daß neun und dreißig meiner Ordensbrüder es noch mit mir gehalten. Gott gebe, daß wir den Bund zu guter Stunde unterzeichnet; ich hoffe, es wird uns nicht reuen.

Großcomth. Würdiger Meister! die Sache bleibt, wie ich immer sagte, von unsicherm Erfolg. Ihr für eure Person, konntet nicht anders handeln, und wir, die wir Ordnung und gut Regiment im Orden hergestellt wünschten, mußten euch folgen.

Reibniz. Wär's indeß ohne Bestätigung des Bundes möglich gewesen — meines Erachtens wäre es besser.

Poster. Freilich, wenn gleich Land und Städte unsern würdigen Meister stützen und aufrecht erhalten; ihn gegen Anmaßung und Gewalt

der Empörer und der Meister, in Deutsch- und Liefland schützen werden; so dürften sie doch kein Geringes dafür zur Vergeltung fordern. Hätte man sie daher hinhalten können, vielleicht wäre es besser.

Großcomth. Lieben Freunde! hier kömmt's auf die Frage an: kann der Orden das Land allein beherrschen, oder muß er den Ständen Gewalt einräumen? Ich denke lezteres.

Hochmeist. Ach ja! und es ist auch nicht anders dann Recht und billig.

Großcomth. Die Rechte des Meisters, des Ordens, so wie die Rechte von Land und Städten, sind nicht bestimmt. Jeder legt aus, deutet und maaßt sich an, wie es ihm beliebt, und nun hoffe ich, so Gott will, solls zur Festigkeit kommen; und besser, daß der Orden jezt einmal etwas verliere, und seine übrigen Rechte versichert erhalte, als daß beständig daran gezwackt werde.

Leibnitz. Aber so werden unsere Gegner nicht denken; sie werden uns der Uebereilung Schuld geben, uns Verräther gegen den Orden schelten.

Poster. Die Meister in Deutsch- und Liefland, werdens für einen neuen Grund achten, dem würdigen Meister wehe zu thun.

Hochmeist. Freilich! — Warum soll ichs verheimlichen; sie werden um so mehr auf meine Entsetzung dringen.

Großcomth. Bietet ihnen getrost die Spitze; sie vermögen nichts, wenn's Land und Städte mit euch halten.

Reibnitz. Land und Städte hätten gewiß noch darein gewilligt, die Besiegelung des Bundes bis zu einer andern Tagfahrt zu verschieben, und wir hätten Zeit gewonnen —

Hochmeist. Vielleicht könnten wir noch solchen Aufschub erhalten, und dies würde uns sehr frommen. Deshalb, würdiger Großcomthur, eilt nach Marienwerder, ersucht Land und Städte, mit Besiegelung des Bundes einzuhalten.

Reibnitz. Der ganze Orden wird's euch danken.

Großcomth. Es ist vergeblich und sonder Nutzen.

Poster. Versuchts mit eurer Beredsamkeit.

Hochmeist. Mir zu Liebe!

Großcomth. Eurem Befehl, würdiger Herr, will ich gehorchen; aber —

Hochmeist. Eilt nur, eilt nach Marienwerder, und thut, was ihr könnt.

Marienwerder.

Domkirche.

Versammlung der Verbündeten.

Hans. Stibor. Gabriel von Boysen. Ziegenberge. Stargard. Dalen und die übrigen Verbündeten; nachher der Großcomthur.

Boysen.

Nun hoffe ich, so Gott will! — soll alles in Ordnung kommen. Aber, liebe Herrn und Freunde! — wenn mein Wort etwas gilt — so bitte ich euch, auch Ruhe und Ordnung überall zu erhalten. Keine eigene Genugthuung, keine Selbstrache. — Die Obrigkeit will uns Recht und Schutz ertheilen, und das muß jedem Biedermanne genügen.

Ziegenb. Ihr vergeßt, Boysen, daß die Feinde des Meisters, nun gegen uns wüthen werden; und der Gewalt vermag man doch nur durch Gewalt zu widerstehen?

Boysen. Brauchen wir Gewalt, so heißt unser Band: Empörung.

Stibor. Wir können uns doch nicht von den Ordensherrn plündern und morden lassen?

Gabriel. Wenn sie nicht mit Feuer und Schwerdt wüthen, so werden sie uns wenigstens jedes Unrecht, jede Beleidigung und Schmach zufügen.

Dalen. Dafür sollen sie dann aber auch auf dem großen Reichstage büßen!

Staraard. Und gegen Gewalt, nehmt in unsere Mauren eure Zuflucht. Ich hoff's von allen braven Bürgern, daß sie die verbündeten Ritter brüderlich aufnehmen, und mit Guth und Blut unterstützen werden.

Großcomth. Verzeiht, liebe Herrn und Freunde. Eine Bothschaft des würdigen Meisters, ist Ursache meiner Ankunft.

Boysen. Was steht zu seinem Geboth?

Großcomth. Er wünscht, des Bundes Besiegelung aufzuschieben.

Stibor. Dacht' ichs doch!

Ziegenb. Wir sind keine Knaben —

Stargard. Bei der Rede von gestern, muß es heute bleiben!

Gabriel. Wenns darauf ankömmt, kann unser Bund auch ohne Meister bestehen.

Großcomth. Laßt euch die Gründe aus einander setzen.

Boyſen. Ihr ſeht, würdiger Groſscomthur! die allgemeine Stimmung; die mehrſten haben den Bund beſiegelt, die andern ſtehen im Begriff, es zu thun. Aufſchub kann unſere eigene Kraft lähmen, und uns der Bosheit und Wuth unſerer Feinde Preis geben.

Groſscomth. Vielleicht: aber ließe ſich alles mit weiſerm Rath ordnen.

Boyſen. Das kann in der Folge geſchehen, unſer Bund aber iſt auch nicht eines Tages Werk. Wir haben bei Ehren und Treuen gelobt: ihn zu halten, und gehen nicht ab, es erfolge auch was da wolle!

Stibor. Wir laſſen uns eher morden —

Ziegenb. Oder ſtoßen vielmehr jeden nieder, der ſich dagegen regt.

Kargay.

Hans von Boyſen. Metha und Cyprianus.

Boyſen.

Der gute Abdallah! mein treuſter Diener — nein, nicht blos Diener, auch Freund! —

Metha. Auch ich beweine ihn, als obs ein Verwandter wäre. Gott erbarme sich seiner Seele!

Boysen. Das wird Gott gewiß, denn Abdallah war rechtschaffen und gut.

Cyprian. Hätte er sich nur taufen lassen; habe ihm wol, als die Seele auswich, ein Kreuzzeichen nachgemacht; aber wird nicht viel helfen. Hättet ihr, lieber Herr! es mir nur vergönnt, ihn zu taufen, wie er im Todeskampf ohne Bewußtseyn lag, — wäre der armen Seele sonder Schaden gewesen.

Boysen. Warum wolltet ihr die Ruhe des Sterbenden stören? und was kann eine Handlung nützen, wozu ich nicht einmal meine Einwilligung gebe?

Cyprian. Ich hätte Gevattern geladen, die statt seiner das Ja ausgesprochen, und ich hätte euch doch einen gar feinen Trost geben können: die Seele sey von ihm so gereinigt aufgefahren, wie von einem getauften Kindlein.

Boysen. Solchen Trost mag ich nicht; wenn ihr keinen bessern habt, — so laßt mich in Ruhe.

Cyprian. Hätte wol noch einen Trost, der von dem frommen selig verstorbenen Epimachus herrührt.

Metha. Auch der ehrwürdige Greis hat uns verlassen — ich denke noch oft an ihn.

Cyprian. Er ist eingegangen zu seines Herrn Freude! — Er hatte von Abdallah seinen gar besondern Glauben, und würde sich nicht wenig freuen, daß er todt sey —

Boysen. Das nicht; Epiwachus war eine gute, fromme Seele: er hätte Abdallah geliebt, wenn er ihn genau gekannt hätte.

Metha. Und ihn jezt sicher beweint.

Cyprian. Das Gegentheil! — Wenn ihr nur nicht zürnen wolltet, gestrenger Ritter, wollte euch alles aus einander setzen.

Boysen. Nun, so laßt doch hören, wir haben ja nichts klügeres zu thun!

Cyprian. Es giebt der Magia mancherlei, als die weise und schwarze, und dann noch Necromantia, Chiromantia, Geomantia; und was alle des Unwesens mehr ist.

Boysen. Ihr mögt mir wol selbst ein Magus seyn, denn wo hättet ihr sonst alle das Zeug in den Kopf bekommen?

Cyprian. Dafür behüt mich St. Antonius von Padua! Vielmehr, lieber Herr, kann sich euch den Vorwurf zurückgeben. Habt ihr nicht beinahe übermenschliche Dinge verrichtet?

Boysen. Das ich nicht wüßte.

Cyprian. Ich weiß, daß die Kraft des Gebets groß ist; des Capuziner-Generals Gnadenpfennig *), wäscht rein von Sünden, und manch Heiligthum hat große verborgene Kraft; und so hättet ihr auch durch ein verborgen Heiligthum, große Dinge verrichten können. Aber ich weiß, daß ihr leider solche Dinge nicht groß achtet.

Metha. Wie reimt sich das zu Abdallah?

Boysen. Hab' nur Geduld, es wird schon kommen. Die Mönche und Katzen gehen nie gerade aus zum Ziel.

Cyprian. Will solchen Spott wohl dulden; euch aber auch entgegnen, daß selbst der heilige fromme Mann, Epimachus, für euren Abdallah große Scheu getragen.

Boysen. Weil er sich nicht wollt' bekehren lassen.

Cyprian. Das nicht allein, sondern weil er ihn für euren spiritum familiarem, Mephistophilem, Hausteufel oder dergleichen gehalten.

*) Noch vor wenig Jahren kaufte man im südlichen Deutschlande Pfennige, von dem General der Capuziner, zu Rom geweiht, wodurch jeder, der einen Rosenkranz betete, an dem ein solcher Gnadenpfennig hieng, von seinen, innerhalb vier und zwanzig Stunden begangenen Sünden, absolvirt wurde.

Boyſen. Ha ha ha!

Metha. Schämt euch doch ſolch einfältig Zeug zu ſchwatzen.

Cyprian. Selig ſind die Einfältigen! — Ich ſag's euch: ſolcher Abdallah, ſpottete aller Prieſterſchaft, war jedem frommen Chriſten ein Greuel: hätten wir ihn in unſere geweihte Mauern bekommen —

Boyſen. Nun was hättet ihr ihm wol gethan?

Cyprian. Will's euch nicht bergen: wir hätten ihm wol die Zunge gelößt. Glaubt's! ſo eine Kloſtertortur —

Boyſen. Ihr werdet doch wol in euren Klöſtern nicht Henkersknechte ſpielen?

Cyprian. Nein! ſondern wenn jemand gemartert werden ſoll. ſo treiben wir es nach dem Laufe der Natur. Wir legen keine Hand an die Gottloſen, ſondern laſſen ſie blos durch Lavenbräder auf eine Tafel ſchnüren, daß ſie ſich nicht regen können; ſetzen dem Uebelthäter eine Glasglocke auf dem nackten Bauch, darunter ſetzen wir Mäuſe, Horviſſe, Eydechſen und dergleichen Ungeziefer. — Iſt wunderlich anzuſchauen; die Thierlein laufen hin und her, und wenn ſie keinen Ausweg finden können — freſſen ſie ſich durch

des Uebelthäters Bauch *), der muß dann wol bekennen, wes Geistes Kind er sey?

Metha. O ihr Unmenschen!

Boysen. Wahrlich, wenn ein Pfaffe Bubenstreiche verübt — dann soll er nach eurem heiligen Gebrauch gezüchtigt werden!

Cyprian. Die Geweihten des Herrn sind frey von aller Leibesstrafe und Peinigung: selbst in unsern Klöstern darf man nicht Hand an sie legen, oder ihr Blut verspritzen, sondern höchstens — sie einmauren. — Doch wir wollen abgehen, von solchem Gespräch, und ich will euch vielmehr einen Trostgrund fürbringen —

Boysen. Ich danke euch für euren Trost —

Cyprian. Ist wahrlich nicht zu verachten. Bis jezt hielten wir euch für einen Magus. Aber da nun Abdallah gestorben ist; so möget ihr euch freuen: denn da ein böser Geist nicht stirbet, so erhellet es nun klärlich, daß er kein böser Geist gewesen, ihr folglich auch kein Magus seyd.

*) Für die Wahrheit einer solchen Unmenschlichkeit, bürge Damhuder, practica criminalis.

Marienburg.

Großer Saal in der Burg.

Innerhalb des Schrankens sitzen: der Hochmeist. der Großcomthur. Heinrich von Rabenstein. Marschall. Reibnitz. Poster. Bischof Franziskus. Bischof Casparus. Gerhard und Anselmus, Domherrn. Stibor von Boysen. Hans von Ziegenberge. Remsel von Brixen. Rudolf Bazner. Augustin von der Schewe. Zander von Machewitz Ritter. Hermann Stargard. Heinrich Brabant. Bertold Hurer. Lorenz Pilgrim. Lorenz Folkmar. Gottschalk Hitfeld, Bürgermeister, als Richter des großen Gerichts.

Vor den Schranken stehen: Hans von Boysen, viele Ritter, Bürger, und Peter als Kläger. Heinrich Reuß von Plauen, oberster Spittler, und mehrere Ritter sitzen entfernt als Zuschauer. Trabanten stehen am Eingange; an der Pforte zum Schranken der Herold.

Hochmeister.

Würdige geistliche Herrn! ihr Brüder unsers würdigen Ordens und ihr lieben Freunde von Land und Städten! — wir sind hier sitzend zum grossen Rechtstage, über jeden, in Preußen gesessen, er sey geistlich oder weltlich, hoch oder niedrig zu richten. Ich ermahne euch zu Frieden und Einstracht; ermahne euch, selbst als Richter nicht zu vergessen, daß uns des Landes Ruhe und allgemeine Wohlfarth über alles gehen müsse und Gott über uns richte.

Franzisc. Ihr habt dem heiligen Meßopfer beigewohnt; vereint riefen wir um Beistand zu dem Herrn — er sende uns Erhörung!

Stibor. Wollen wir nicht den verabredeten Eid leisten? hier ist die Abschrift von Land und Städen unterzeichnet.

Franzisc. Der Priester darf nicht schwören; nur bey priesterlichem Glauben versichern.

Ziegenb. Ihr sizt hier nicht als Priester, Herr Bischof, — als Landstand nur. Wollt ihr als solcher nicht schwören, so könnt ihr als solcher auch nicht Richter seyn.

Hochmeist. Ich bitte euch, macht gegen Verabredung keinen neuen Einwand.

Franciskt. Nun so leset dann für euren Eid.

Caspar

Caspa. (lieſt) „Wir vom würdigen Orden, Land und Städten, erkohren zu Richtern, zum allgemeinen großen Gerichtstag, ſchwören bey Gott und den Heiligen, gelobet bey Ehren und Treuen: Recht zu pflegen, jedem ohne Unterſchied, hoch oder niedrig, arm oder reich, zu ſprechen nach der Geſetze und Verſchreibungen klarem Inhalt, wo dieſer nicht reicht, nach Landeswillkühr, löblicher Sitte und Gewohnheit, und wo auch hievon kein Beiſpiel wäre, laut unſerm Gewiſſen. Wer nun Freundſchaft oder Feindſchaft, Zuſage oder Gelöbniß, Furcht oder Hofnung, Gift oder Gabe, kurz um irgend einiges Vortheils oder Nachtheils Willen anders richtet, der ſey betrachtet, als ein ehrloſer Wicht; wird er überwieſen, ſo ſey er verſtoßen von jedem Amte; iſt er geiſtlich, ſo verliere er jedes Einkommen im Lande; iſt er vom Orden, ſo ſey er jedes Amtes entſezt, von der Ritterſchaft, ſey er entadelt, vom Rathe, ſo ſey er ausgeſtoßen, und beide ihrer Güter verluſtig. Das ſchwören wir zu halten, ſo wahr uns Gott helfe und die Heiligen!"

Die anweſend. Richter. Wir ſchwören!

Caspar. Amen!

Die Richter. Amen!

Hochmeiſt. Gott ſchenke Gedeihen! — beginne alſo das Gericht.

Herold. Richter! erfohren zum allgemeinen großen Gericht, ich frage euch: ob einer unter euch einen der Richter achte für unrechtmäßig erkohren? gegen des Landes Recht und der Stände Schluß? — der rede! rede! rede!

Hochmeist. Es meldet sich niemand — fahr fort!

Herold. Wer da glaubet, daß hier irgend etwas zugegangen sey, durch Unrecht oder List, Bestechung oder Gewalt, bey der Richterkür und Wahl: der zeuge, zeuge, zeuge!

Franeisk. Wozu das? Jederman weiß es ja, daß hier nichts mit Unrecht zugegangen.

Stibor. Was jezt nicht von Nutzen ist, könnte es doch in der Folge seyn.

Herold. Da jederman erkennt, daß die Richter, versammlet zu richten im allgemeinen Gerichtstage, hier sitzen nach Recht und des Landes Herkommen; so trete herfür, wer sich zu beschweren hat über Gewalt und Unrecht: er klage, klage, klage!

Boysen. Ich Hans von Boysen, Ritter aus dem Gebiete Osterrode, unsers ehrwürdigen Meisters Geheimerath, trete auf, zu klagen über Franzeskus Kuheschmalz, Bischof zu Ermland. Einen See, an des Stifts Grenzen hat er sich als Eigenthum angemaßt, ihn befischt mit seinen Garnen, meinen Widerspruch nicht geachtet, mein

Berufung auf Urtheil und Recht verhöhnt. Darüber, klage ich nun, heische mein Eigenthum zurück und des erlittenen Unrechts Ersaz. Meine Verschreibungen über den See, lege ich euch für. (er reicht die Urkunden dem Hochmeister)

Hochmeist. Was entgegnet ihr, Herr Bischof?

Franzeck. Ich habe Verschreibungen, welche das Gegentheil erweisen, aber — sie nicht mitgebracht.

Boysen. Herr Bischof, ich hab's euch in Gegenwart von Zeugen, vor etlichen Wochen angekündigt, daß ich klagen würde — warum brachtet ihr also eure Verschreibungen nicht mit?

Hochmeist. Lieben Herrn! vertragt euch in Güte. — Der See ist dem Herrn Bischof gar wohl gelegen, drum mag er solchen behalten: allein den Werth des Sees, lieber Ritter, diesen will ich euch zwiefältig ersetzen.

Boysen. Ich klage nicht, ehrwürdiger Herr um von euch ein Geschenk zu erhalten; ich weiß, daß ihr milde und gütig seyd; aber deshalb darf euch der Unterthan um so weniger plündern: ich will nichts als mein Eigenthum; aber auch gerade dieses und nichts anders.

Hochmeist. Wolltet ihr aber, mir zu Liebe, nicht einen Vertrag eingehen?

Boyſen. Würdiger Herr! welches Zutrauen würde der Schwache auf eure Gerechtigkeit haben, wenn ich, — der ich doch nicht einer der Schwächſten bin — zur Nachgiebigkeit gezwungen wäre? Liebe und Achtung für euch und euren würdigen Orden, dem ich auch nicht das Zutrauen des Geringſten zu entwenden wünſchte zwingt mich, auf meinem Rechte zu beſtehen.

Zigenb. Nun, Herr Biſchof?

Franz. So ſprecht ihm den See zu! — gebt ihn dem Manne, welcher ſich nicht ſcheut, das Eigenthum der Kirche ihrer Diener zu fordern.

Boyſen. Richter! — wollt ihr wohl dem Beklagten gebiethen, ſich nicht ungebehrdig gegen den Kläger zu ſtellen?

Hochmeiſt. Laßt uns alles in Frieden enden. Ich wills auf andere Weiſe vergüten, Herr Biſchof!

Boyſen. Ich will vom Herrn Biſchof den See nicht als Geſchenk; ſondern als mein Eigenthum, durch Urtheil und Recht.

Hochmeiſt. Herr Biſchof, habt ihr Gründe, euer Eigenthum an den See zu beweiſen?

Franz. Ich bin darauf nicht gefaßt.

Stargard. Es kömmt ja nur auf die einfache Frage an: haltet ihr, Herr Biſchof, die vorgelegte Verſchreibung für gültig? — Daß ſie

nicht untergeschoben sey, beweisen Siegel und Unterschrift.

Franz. Ich kann ihre Ungültigkeit jezt nicht beweisen.

Stargard. So gehört auch jezt der See dem, der die gültige Verschreibung hat. Seyd ihr übrigen Richter des zufrieden?

Die Richter. (außer Franziskus) vollkömmlich!

Stargard. So werde ichs ins Urtheilsbuch eintragen und eine, vom ehrwürdigen Meister ausgefertigte Bestätigung der Verschreibung, stärkt Boysens Besitz.

Hochmeist. Des bin ich zufrieden.

Boysen. Habt Dank für eure Gerechtigkeit und zum Beweise, daß ich nicht habere noch hasse, schenke ich dem Herrn Bischof den mir entzogenen Niesbrauch, welchen ich mit Recht auch fordern könnte.

Peter. Darf ich nun vortreten?

Einige der Kläger. Laßt uns zuerst.

Boysen. Ich denke, ihr ehrt das Alter und macht dem Greise Platz, daß er zuerst vortrete.

Peter. Habt Dank, edler Ritter!

Hochmeist. Wer seyd ihr?

Peter. Heiße Peter Meyer, meines Gewerbs ein Tuchmacher aus Thorn, vormals ein

glücklicher — jezt tiefgebeugter Mann! — Ach verzeiht, wenn ichs euch nicht so ganz erzähle, wies alles hergieng. Schmerz raubt mir die Worte — es ist mir gar arg mitgespielt worden. — Meine Tochter ist — entehrt — mein Sohn ermordet.

Stibor. Wer durfte sich solcher That erfrechen?

Peter. Der würdige Hauscomthur kam oft zu mir, um Gewand zu kaufen; da erblickte er meine Tochter. Ach, die Dirne war fein und hold den Angesichts — jezt ist sie abgehärmt, die Wange gebläßt und eingefallen. Wie er sie kirrte, durch holde, süße Worte — erlaßt mir's, euch zu sagen. — Sie ward schwanger.

Plauen. Sollen wir unsern Orden so schänden lassen? Ich billige nicht Ueppigkeit noch Wollust der Brüder; aber Unrecht ists, daß, wenn einer fehlt, solches zur Schmach des ganzen Ordens aller Welt offenbaret werde!

Boysen. (zu Plauen) Wir sind hier vor Gericht, wo unsere Meinung nicht gilt; und so wenig es den ganzen Leib schändet, wenn an irgend einem Theile eine Euterbeule ausfährt: so wenig schändet es den ganzen Orden, wenn einer der Brüder seine Pflicht vergißt.

Ziegenb. Fahrt fort, alter Vater — wie giengs weiter?

Peter. Meine Tochter bekannte ihr Vergehen mit vielen Thränen, — sie nannte den Verführer. Mein Sohn hätte freilich schweigen sollen; er sag'e es öffentlich, wer seine Schwester geschändet. Das erfuhr der würdige Hauscomthur, stellte ihn mit harten Worten zur Rede — Mein Peter war hitzigen Gemüths. Der Hauscomthur vergaß sich auch: sie geriethen mit Schlägen an einander. Da nahmen seine Knechte meinen Peter gefangen, warfen ihn in den Thurm und haben ihn dort erwürget.

Stibor. Schändlicher Meuchelmord!

Großcomth. (zu Stibor) Laßt uns lieber etwas aus christlicher Liebe bedenken, dann offenbaren.

Ziegenb. Mit nichten! — Blut für Blut!

Marsch. Zittert! wenn ihr so etwas nicht zu beweisen vermöcht. Habt ihr Zeugen?

Peter. Meine unglückliche Tochter.

Marschal. Ist als Zeuge in des Bruders Sache verdächtig.

Peter. Meine Nachbarn.

Marschal. Sind eure Gevattern, Gewerks- und Zeckfreunde.

v. d. Schewe. Damit kann dieser Greis nicht abgefertigt werden. Solche himmelschreiende Sünden und Verbrechen können im Lande nicht Stat finden.

Marſch. Und wir können uns des Ordens Schmach nicht gefallen laſſen.

Plauen. Weg mit ſolchem Gericht, wer den Orden lieb hat! — Weg mit den Rebellen, die über ihre Obrigkeit richten wollen!

Wildes Geſchrey der Ritter. Weg mit ihnen und dem ganzen Gericht!

Boyſen. Glaubt ihr, daß eure gezückten Dolche und Schwerdter mich ſchrecken? Vergeßt nicht, daß unſer Bund gegen Gewalt und Unrecht jeden von uns ſchützt. Auch wir haben Waffen!

Stibor. Laßt ſie uns auch gebrauchen!

(Alle Anweſende ziehen ihre Schwerdter und Dolche.)

Ziegenb. Auf den erſten, der einen von uns verwundet, ſtürzen wir alle.

Stibor. (ergreift den Marſchal und ſezt ihm den Dolch auf die Bruſt) Umgebt mich, Freunde! Dieſer ſey uns Geißel. Sobald einer von uns verwundet wird, ſtoß ich den Marſchal nieder!

Hochmeiſt. Erbarmt euch, ihr Heiligen!

Franz. Sind wir denn unter Türken und Heiden?

Plauen. Ihr mögt in Frieden ziehen! — Aber das Gericht ſoll nimmer Statt finden; denn nie ſollt ihr Preußen den Tag erleben, über eure Herren zu richten!

Burg Kargay.

Hans von Boyſen. Bazner und Metha.

Metha.

Ich habe für euch gezittert.

Bazner. Sie hatten nicht üble Luſt, uns zu morden.

Boyſen. Nun haben ſie ihre Wuth über den armen Meiſter ausgelaſſen.

Bazner. Iſt wohl immer kein groß Glück, vom Schlage gerührt zu werden; aber daß Rußdorf durch ſeinen Tod der Entſetzung von allem Jammer entriſſen iſt — wer wollts nicht für ein groß Glück achten!

Metha. Gott ſey ſeiner Seelen gnädig.

Boyſen. Wenn die Hochmeiſterwahl, wie ich glaube, den Großcomthur trift: ſo hat Land und Orden gewonnen.

Bazner. Sicherlich! denn es iſt ein verſtändiger Mann, der alles, ſchon zum Beſten kehren wird.

Marienburg.
Schloß.

Conrad v. Erlichshausen, Hochmeister.
Bischof Franziskus.

Franz.

So habe ich doch endlich die Freude erlebt, euch zur Hochmeisterlichen Würde Glück wünschen zu können. Hätte schon ein paar Jahre früher geschehen können, dafern ihr euch nicht so dagegen gesträubt.

Hochmeist. Habt Dank für eure Liebe und Freundschaft. Jetzt kann ich euren Glückwunsch ohne meines Gewissens Vorwurf annehmen, da ich durch einhellige Wahl mein Amt erhalten, mich nicht als Empörer hinein gedrängt habe.

Franz. Eure Tugend, die Strenge, wo mit ihr dem Gelübde des Gehorsams genug thatet, verdient großes Lob, ja wohl Bewunderung.

Hochmeist. Wenn ihr jeden meiner Brüder, der seine Pflicht erfüllt, dergestalt preisen wollt; denn, Herr Bischof, werdet ihr schlecht für Erhaltung und Mehrung der Tugend sorgen; und

welch ein Lob wird euch fürs Verdienst oder dies jenigen übrig bleiben, der mehr als seine Pflicht thut?

Franz. Ihr habt ja das leztere gethan.

Hochmeist. Mit nichten — ist, unter uns gesagt, mein Gehorsam, meine Anhänglichkeit, im Betref Rußdorfs, hatte vielleicht Eigennutz zum Grunde.

Franz. Eure Demuth ist zu groß — welcher Eigennutz konnte euch beleben, Großcomthur zu bleiben, da euch die Meister in Teutsch- und Liefland unaufhörlich das Meisteramt antrugen?

Hochmeist. Der Gedanke, daß ich dennoch einst Hochmeister werden könnte und daß ich durch die Achtung und Unterwerfung, welche ich dem Vorgänger bewiesen, die Würde, Macht und Ansehen dieses Amtes wieder erneut und vermehrt habe. Denn so Gott mir Stärke verleiht, will ich nicht der Gebietiger Spielwerk seyn, sondern nach eigener Ueberzeugung und Willen herrschen.

Franz. Die Brüder werden euch freilich ehren und lieben: wirds aber auch der Bund thun?

Hochmeist. Wenn gute und weise Meister das Land beherrschen, wenn niemand über Gewalt und Unrecht zu klagen hat, wenn niemand im Bunde Ursache erhält, die Verbündeten zusammen zu berufen: so wirds ihm ergehen, wie einem Ihr-

werke, welches, wenn's viele Jahre hindurch nicht aufgezogen wird, am Ende gar nicht mehr geht.

Franz. Das gebe Gott! — aber dieser unbändige Hans von Boysen — denkt euch seinen Stolz!

Hochmeist. Gerade dieser Stolz wird ihn hindern, sich den verhaßten Namen eines Empörers zuzuziehen; es wird ihm schmeicheln, ohne Schwerdtstreich seinen Mitständen der Privilegien Erhaltung, dem ganzen Lande Ruhe und Frieden erworben zu haben, und das wird seinem edlen Stolze gnügen.

Franz. Warlich! eure Mäßigung ist groß, wenn ihr selbst dergestalt von den Gegnern des Ordens denkt.

Hochmeist. Ich liebe diesen Boysen; wir lebten als Jünglinge an Plauens Hofe. Zum ersten Mann des Ordens hat mich die Vorsehung erhoben, warum sollt' ich meinen Jugendfreund hassen, wenn er als erster der Stände neben mir trat?

Franz. Aber den großen Gerichtstag?

Hochmeist. Den werde ich nicht halten. Einige Jahre lang schiebe ich ihn unter mancherley Vorwand auf, suche in dieser Zeit jede Ursache zur Klage aus dem Wege zu räumen, und wenn am Ende niemand zu klagen hat, so wird auch niemand auf den Reichstag dringen.

Franz. Sehr weislich, wenn ihr nur überzeugt wäret, so lange zu leben, bis ihr den Bund eingeschläfert hättet. Da euch aber doch niemand dafür Bürgschaft leisten kann; — so scheint es mir besser, solchen Bund mit einem Schlage wegzuräumen.

Hochmeist. Doch nicht durch Gewalt, durch innern Krieg?

Franz. Dafür behüte uns St. Andreas, meines Stifts heiliger Schutzpatron! — Nur durch geistliche Waffen will ich den Bund stören.

Hochmeist. Wie wollt ihr das thun?

Franz. Blos dem Bunde der Laien, den Bund der Priesterschaft entgegen stellen, denen Verbündeten, ihrer Sünde Vergebung im Beichtstuhle, auf dem Todtenbette Gebrauch der Sacramente, denen Todten, Bestattung in geweihter Erde versagen.

Hochmeist. Und wenn die Verbündeten sich bei päbstlicher Heiligkeit darüber beklagen?

Franz. Dann muß der heilige Vater sie als Ketzer verdammen, und völlig niederschmettern!

Hochmeist. Seyd ihr auch durchzudringen überzeugt?

Franz. So überzeugt, daß ich nicht einmal euren und eures Ordens Beistand, sondern nur dies einzige fordere: mir nicht entgegen zu seyn.

Hochmeist. Das gelob' ich euch.

Franc. Dann sollt ihr auch in kurzem erkennen, was Prälaten und Priesterschaft vermögen, und welche mächtige Stütze sie für jede weltliche Obrigkeit sind, welche Priesterschaft und ihre Rechte in Ehren hält.

Ebendaselbst.

Der Hochmeister. Hans von Womichingen, Großcomthur; und Hans von Boysen.

Boysen. Ihr habt befohlen, daß ich erscheinen sollte. Was steht zu eurem Gebot?

Hochmeist. Ich weiß es, lieber Boysen, daß ihr Land und Städte dahin bewogen habt, mir den Pfundzoll einzugestehen, und ich wollt's euch wenigstens sagen, daß ich solches mit Dank erkenne.

Großcomth. Bleibt unserm würdigen Orden auch fernerhin gleichmäßig zugethan.

Boysen. Daß sich die Ausgaben des würdigen Ordens vermehrt, und er deshalb mehrerer

Einnahme bedürftig sey, davon bin ich überzeugt, und ich war jederzeit für die Zölle. Die Handelsherrn verlieren wenig; sie schlagens auf die Waare, und wer viel davon bedarf, der mag auch viel an den Landesherrn geben.

Hochmeist. Hätten die Verbündeten alle so gedacht: so hätten sie mich der Klage am kaiserlichen Hofe überheben können.

Großcomth. Wenigstens haben sie's nun einsehen gelernt, was man mit Hülfe des Kaisers vermag, und daß ihnen doch am Ende Stolz und Hartnäckigkeit nicht frommen.

Boysen. Der Bund hat aber auch zugleich erfahren, daß Preußen nicht unter einem unabhängigen Landesherrn stehe, und wird, im Fall er eine Klage hat, auch den kaiserlichen Hof zu finden wissen.

Hochmeist. Boysen! — welch ein Gedanke!

Boysen. Ihr stutzt, würdiger Herr? — Lernt nun eure Ratgeber kennen! — Das Land ehrt euch, und allgemeine Liebe zu erwerben, ist euch ein leichtes. Steuert Gewalt und Unrecht, schützt den Schwachen und Hülfebedürftigen sorgt für des Ganzen und jedes Einzelnen Glück und Wohlfahrt; und aus Liebe und Achtung für euch, aus Ueberzeugung, daß es blos zu ihrer eigenen Wohlfahrt angewendet werde, werden die Unter-

thauen, wenn ihr's fordert, nicht blos Geld und Gut, — Leib und Leben werden sie für euch hingeben.

Hochmeist. Darnach will ich streben; aber ich fürchte die vielen unruhigen Köpfe.

Boysen. Gerade die wilden aufbrausenden Männer, der Bannerführer Ziegenberge, mein Bruder Stibor und mehrere, gehören zu den besten Menschen. Ueberzeugt sie, daß ihr das Land glücklich macht; sie werden euch dafür nicht groß hochpreisen, euch keine schönen Worte sagen; aber gebietet sodann über sie: sie werden keine Gefahr, keine Mühe scheuen, eure heilsamen Zwecke zu befördern.

Hochmeist. Boysen! ich denke noch oft an die Zeiten unserer Jugend, an Plauens Hof zurück: denke oft daran, wie wir, seine lezten Freunde, an seinem Sterbelager standen, und er uns ermahnte, für Preußens Glück zu sorgen. Gott weiß! ich will gerne thun, was ich kann.

Boysen. Prüft mich, und ihr werdet sehen, daß ich bewährt bin. Sobald ihr keine Aufopferung von Seiten der Stände, nur Mitwürkung zur allgemeinen Wohlfahrt fordert — ich bin euer Mann!

Rom.

Pallast des Cardinals.

Cardinal Bartholomäus. Vater Eucharius. Johann Thiergart.

Cardinal.

Daß selbst der Bischof von Ermland, der doch sonst des Ordens Freund nie war, seine Angelegenheit vertheidigt, dies hängt für die Gerechtigkeit der Sache, und will gern zu Unterdrückung der verbündeten Empörer, päbstlichen Bannfluch auswürken.

Thierg. Ihr werdet euch um den würdigen Orden, um die ganze heilige Kirche verdient machen.

Euchar. Das will ich bei meinem heiligen Ordensgelübde verbürgen. Denn ich kenne diesen Hans von Beysen, diesen Rädelsführer, das Haupt der vermaledeyten Belialsrotte.

Card. Ihr kennt ihn?

Euchar. Hat dieser eingefleischte Satan, nicht schon in Portugall sein Unwesen getrieben? unsern heiligen Orden in Schimpf und Schande verwickelt?

Thierg. Er ist in seinen jüngern Jahren in Portugall gewesen.

Euchar. Wie die Geister der Luft, wie der Fürst der Finsternüß, eilet er von einem Weltende zum andern, sein Gift zu verbreiten.

Card. Es ist wirklich auffallend.

Euchar. Mir fährt ein Gedanke durch den Kopf: ich glaube ein Heiliger hat ihn mir eingegeben. — — Ich sage es euch, dieser Hans von Beysen ist kein Mensch!

Thierg. Ehrwürdiger Vater! was sollte er denn seyn?

Euchar. Ein böser Geist, ein Teufel! Ich rathe euch, schreibet nach Preußen, daß man ihn exorcisire. Ich wette, wenn er die Beschwörung hört; so erscheinet er in seiner wahren Gestalt, mit Horn und Klauen, und scheidet mit Gestank davon.

Thierg. Wenn man nur dem Volke diesen Glauben beibringen könnte, würde von großem Nutzen seyn.

Card. Habt Recht und laßts nicht unversucht; denn es wird Segen bringen!

Marienburg.
Zimmer im Schloß.

Hochmeister. Großcomthur und Hans von Boysen.

Hochmeister.

Lieber Boysen! beruhigt nur die Verbündeten, daß sie die Geistlichen und den Herrn Bischof in Ruhe lassen.

Boysen. Ich will's gerne thun; aber wär's nicht Unrecht, daß man die Gewissensruhe der Schwachen stören wollte? Die Verbündeten, würdiger Herr! trauten ganz eurer Großmuth, indeß ihr doch den Bund, mit Hülfe der Priester, zu untergraben strebtet.

Hochmeist. Boysen, ich verdiene keine Vorwürfe; es war blos Unternehmung der Priesterschaft. — Ich gelobe euch, das angekündigte Interdikt soll nicht abgekündigt, kein Versuch zur Trennung des Bundes, so lange ich lebe, gemacht werden.

Boysen. Würdiger Herr! haltet euch überzeugt, daß der Bund nimmer getrennt werden

kann, sondern daß die Versuche zu seiner Trennung, blos Krieg und Verderben erzeugen können.

Großcomth. Dafür mögen Gott und die Heiligen das Land behüten!

Hochmeist. Das ist auch mein Wunsch. Stellt, lieber Boysen, nur Ruhe und Eintracht wieder her, und so lange ich lebe, soll sie gewiß nimmer gestöhrt werden!

Burg Brangau.

Bazner. Elisabeth. Barbara von Wepern. Conrad Pfersfelder.

Bazner.

Ich schätze euch, Pfersfelder; aber gerade deshalb, muß ich auch mit euch ohne Rückhalt sprechen, euch bitten — eure Besuche einzustellen.

Pfersf. Wodurch habe ich euer Mißfallen verdient?

Bazner. Ich will mit euch sprechen, wie ein Freund mit dem andern. Als meine Elisabeth, des braven Balthasar von Wepern, Wittib, mir ihre Hand zusagte, da gelobte ichs: ihre

Tochter wie mein Kind zu betrachten. Gott segnete unsere Ehe mit zwey Knaben — beide starben; ich ward Kinderlos! — Die Dirne erwuchs, gutes reines Herzens, und wenn ihr Vater, seel'ger Gedächtniß! noch am Leben wäre, er könnte sie nicht inniger, dann ich lieben.

Barbara. Guter Vater! — das fühle ich täglich.

Bazner. Die Dirne war frohes Muths, die munterste unter ihren Gespielen. Des freute ich mich nicht wenig; denn glaubts meiner Erfahrung: im jungen Herzen hausen Freude und Unschuld gewöhnlich neben einander. — War ich zu einer Tagfahrt über Land gereist, kam ich heim von der Jagd: dann sprang sie mir heiter entgegen. — Aber, wie hat sich das jezt gewandelt! —

Elisab. Ja, lieber Ritter! und daran ist niemand Ursache, als ihr.

Pfersf. Güt'ger Gott! —

Bazner. Wär't ihr noch der arme Ritter Pfersfelder, aus dem Hause Trachau, ich würde sagen: ihr seyd ein braver edler Mann, nehmt die Dirne zum Weibe — aber, ihr seyd Pfersfelder, der Hauscomthur zu Danzig, des würdigen Ordens Bruder! — Weshalb buhlt ihr um die Dirne?

Pfersf. Ich rufe Gott zum Zeugen, keine unlautere Absicht ist in meinem Herzen. —

Bazner. Das wollt' ich euch auch rathen; denn so sehr ich euch auch liebe — und sollte dieser graue Kopf aufs Blutgerüst kommen — meines Kindes Schmach sollte nimmer ungerochen bleiben!

Barb. O mein Vater!

Bazner. Bin ich der, so höre mich. Im herrlichsten Würzgärtlein kann oft eine Giftpflanze erkeimen; aber sie hatt' dort keine bleibende Statt. Daß eine Leidenschaft bey dir entstand, ist menschlich — aber, weg mit ihr aus dem Herzen! — so gebeut's Ehr' und Pflicht.

Elisab. Seht Ritter, wie trübsinnig sie wird. — Unsere Tochter macht unser Glück; eure Liebe kann das nicht machen. — Denkt der heiligen Gelübde, die euch fesseln.

Pfersf. Weg mit Gelübden! die ein Unwissender uns vermessen aufbürdet, und Leichtsinn und Unverstand unbedachtsam nachsprach.

Elisab. Ich habe Gehorsam gelobt — und wem? den weisesten, den besten Menschen? — Nein! sondern denen, welche Zufall, Ränke — eine herrschende Faktion, zu Gebietigern im Orden machte. — Ist's verdienstlich, seinen eigenen Willen gefangen zu nehmen? seine Ueberzeugungen zu unterjochen? und blindlings zu folgen dem, der über uns gesetzt ist? — Kanns Gott, kanns dem vollkommensten der Geister ge-

fallen, daß der Mensch auf eigene Vernunft und Willen, Verzicht leiste, und unvollkommen werde?

Bazner. Wenn ihr so denkt, so werdet ihr jede Obrigkeit verachten, jede bürgerliche Ordnung mit Füßen treten.

Pfersf. Da sey Gott für! — Wenn weise, gute Menschen Gesetz und Ordnung fürs allgemeine Wohl entwarfen, dies Gesetz allgemein aufrecht erhalten wird: o dann bin ich gerne gerechter und weiser Obrigkeit Unterthan, sie heiße Pabst, Kaiser, König oder Meister. Aber man fand im Orient einen Halbschlag von Mönchen und Rittern für nöthig, brauchte sie nachher zur Vertheidigung der Pommern und Pohlen gegen die Heiden; aber diese Ungläubigen sind ausgerottet — und weshalb ist jezt dieser Orden von Mönchen? — Wollt ihr, weil euch der Schild in einer Schlacht schirmte, ihn deshalb beständig am Arme tragen? — Was vor Alters zweckmäßig und gut gewesen seyn mag, ist jezt zweckwidrig werden.

Bazner. Hiedurch aber seyd ihr nicht des Gelübdes der Keuschheit entbunden.

Pfersfeld. Gelübde der Keuschheit! — Tausende schwören's, aber wie wenige unter diesen Tausenden sinds, die es halten! Sagt einmal, kann der Mensch eine Gelübde ablegen? — Was Pflicht sey, hat Gott in unser Herz geschrie-

ben; und vermögen wir's, der so ganz vollkommlich genug zu thun? Der Biedermann fühlt's, wie viel zu der Pflicht Erfüllung gehöre: aber dem eiteln vermessenen Thoren gnügte das nicht. Er wollte, bey seiner Rechnung mit dem lieben Gott, noch etwas zu gut behalten; deshalb that er auf erlaubten Erdengenuß Verzicht: und ist's nun Pflicht, wenn Unbedachtsamkeit und Ueberredung sich dahin verleiten ließ, dieser Thorheit nachzuahmen, auch derselben treu zu bleiben?

Elisab. O welche Ketzerey!

Barbara. Conrad, bring dich nicht um deiner Seelen Heil.

Pfersf. Seht das Thörigte dieser Gelübde ein. — Ich habe auch Armuth geschworen; — aber lebe ich, lebt einer unseres Ordens in Armuth? Ich habe zu meinem Vergnügen Rosse, Hunde und Falken; Diener, die auf meinen Wink passen; meine Tafel ist mit Speisen besetzt; köstlicher Wein — ich fordere nur und der Humpen wird gefüllt. Wollt ich in Lüsten schwelgen — o ein dreißig oder funfzig Mark, um sie einer Dirne zu geben, die sollten mir nimmer gebrechen. Wo aber ist jemand im Orden, oder Lande, der daran ein Aergerniß nähme, der aufträte und spräche: Ritter, ihr haltet das Gelübde der Armuth nicht?

Bazner. Und wenn ich das alles auch zugebe — was würde daraus folgen?

Pfersf. Daß es Thorheit sey, ein Gelübde abzulegen, Verbrechen, bei einer Thorheit, gegen eigene Ueberzeugung zu beharren. — Der kluge und redliche Mann bekennet, wo er fehlt und macht's wieder gut.

Bazner. Wie könnt, wie wollt ihr das?

Pfersf. Glaubt ihr, daß ich im Orden der Einzige sey, der dies fühle? — O im vertraulichen Gespräch' habe ich den Beweis erhalten, daß der größte Theil des Ordens mir ähnlich denke; aber Furcht und falsche Schaam hält sie zurück. Ich will mich über beides hinwegsetzen; ich will dies Ordenskleid, so wie meine Gelübde, von mir werfen, will's aller Welt sagen, daß ich Barbara liebe

Elisab. Bey allen Heiligen! beschimpft meine Tochter nicht.

Barbara. Wir können einmal nicht mit einander glücklich seyn — laßt uns in Frieden scheiden.

Bazner. Wenn alle Brüder im Orden euch gleich dächten: so wäre freilich gegen euren Entschluß nichts einzuwenden. Aber jezt —

Elisab. Welcher Priester würde über euch den Seegen der Kirche aussprechen!

Pfersf. Jeder fromme Priester, der mehr als bloßer Kirchendiener ist.

Bazner. Mein Herz hat nichts gegen eure Gründe und ich würde euch mein Kind ohne Bedenken geben; aber mein Kopf — der widerspricht. Deshalb bitte ich euch, vermeidet unser Haus und sucht eine Leidenschaft zu verbannen, die euch und mein Kind höchst unglücklich machen könnte.

Mewe.

Zimmer im Ordensschloß.

Ulrich von Eisenhofen, Großcomthur. Kilian von Erdorf, Marschal. Heinrich Reuß von Plauen, Spittler. Wilhelm von Helfenstein, Trapierer. Ludwig von Erlichshausen, Comthur zu Mewe. Comthure und Ritter.

Plauen.

Euer Entschluß ist also unwandelbar?

Alle. Vernichtet werde dieser Bund!

Plauen. Es freut mich, bey euch diese edle Gesinnung zu entdecken: lieber alles verloren,

denn die Freiheit! Und hat der Orden letztere nicht eingebüßt, wenn er des Bundes Sklave worden ist?

Exdorf. Nur fürchte ich, daß es schwer seyn wird, diesen Bund ganz zu zertrümmern,

Plauen. Fürchtet nichts! Wenn wir die Bundherrn drücken, werden sie sich auf kaiserliche Majestät berufen; dort habe ich schon die Räthe gewonnen und sie werden dem Bunde absprechen.

Eisenh. Bischof Franziskus hat bey Ehren und Treuen gelobet, päbstliche Heiligkeit dahin zu bewegen, durch einen Legaten den Bund für aufgehoben zu erklären und jeden Anhänger des Bundes mit dem härtesten Banne zu belegen.

Erlichshaus. Auch wirds leicht seyn, Zünfte und Gewerke auf Seite des Ordens zu ziehen, sie mit den Räthen in Zwiespalt zu verwickeln und so die Macht der Städte zu mindern.

Helfenst. Wenn wir nur die Verweser des Bundes kennten. Haus von Boysen steht freylich an ihrer Spitze; aber wer sind die übrigen?

Plauen. Seine Brüder, Gabriel und Stibor, sein Freund Dazwer — wer anders? Sie werden sich zeitig genug verrathen und dann keine Barmherzigkeit! Sind die Häupter aus dem Wege geräumt — o die andern werden sich schon beugen.

Eisenh. Ist dann aber das Leben des Meisters wirklich in so großer Gefahr?

Plauen. Seine Aerzte sagen, er könne nicht genesen. Deshalb veranstaltete ich diese Versammlung — einer von uns ist sicher sein Nachfolger.

Helfenst. Und — wer es sey — er muß den Bund vernichten!

Plauen. Sollte auch der Orden und das Land darüber zu Grunde gehen.

Helfenst. Wir wollen es durch feierlichen Eid bekräftigen.

Plauen. Hier! schwört auf mein Schwerdt. — Bey dem heiligen Ordenszeichen, St. Marien unseres würdigen Ordens, St. Adalbert des Landes Patronen, schwören und geloben wir des Bundes Vernichtung! Wer das Meisteramt erhält und den Bund schirmt, ist unser, ist des Ordens Feind: Strafe des Meineidigen treffe ihn und unsere Rache! Wer dem ganzen Bunde, wer einzelnen Verbündeten Schaden zufügen kann, der sey dazu bereit: und wer gegen dies Gelöbniß handelt, den treffe Verderben und Fluch!

Alle. So denken und geloben wir alle, bey Gott und den Heiligen, Amen!

Danzig.

Ordensschloß.

Nicolaus Poster. Conrad Pfersfelder.

Poster.

Traut meiner Erfahrung: stirbt der Meister, so ist innerer Krieg unvermeidlich.

Pfersf. Wenn aber die Hitzköpfe thörigt genug sind, alles aufs Spiel zu setzen — ziemts dann auch den erfahrnen guten Männern im Orden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen?

Poster. Das ist eine Frage, die ich auch wohl an euch thun möchte.

Pfersf. Wir würden uns über die Antwort vielleicht entzweien, wenn wir nicht vorher manches andere berichtigt hätten. Daß der Orden für unsere jetzigen Zeiten nicht mehr zweckmäßig, daß der ehr- und tugendliebende Ritter, Gott und den Heiligen eben so wohlgefällig, als im Orden leben könne, das habt ihr mir zugegeben; aber, wenn nun einmal das Ordensgelübde bindet — was soll der thun?

Poster. Tugendhaft, nach unſers Gewiſſens Geheiß zu leben, das heiſcht Gott von uns, aber keine Gelübde —

Pfersf. Und wer da fühlt, daß er ohne dieſe Gelübde reineres Herzens ſey, ſich und dem Nächſten nützlicher werden könne: iſt's für den nicht Pflicht, dies Gelübde zu brechen?

Poster. Die Kirche ſagt: nein!

Pfersf. Was Kirche! — Unſre Ueberzeugung!

Poster. Die ſteht freilich mit der Kirche im Widerſpruch; und da fragt ſichs dann: ob wir nicht unſere Vernunft gefangen nehmen müſſen?

Pfersf. Vernunft! — den Athem, welchen Gott in den Erdenkloos blies, über die ſoll der Erdenkloos herrſchen? — Glaubt mirs, Pfaffen haben ſo etwas erdacht, damit wir nicht prüfen, bevor wir ihnen gehorchen.

Poster. Sagt das nicht laut: es könnte euch Arges widerfahren. Aber beantwortet mir lieber die Frage: was werdet ihr thun, wenn der Orden Land und Städte mit Krieg überzieht?

Pfersf. Mein Schwerdt gewiß nicht für den Orden ziehen.

Poster. Dann ſind wir gleiches Sinnes. Der Orden hofft, mit Hülfe dieſer Burg, Danzig zu beherrſchen; aber wenn ich ſeinem Befehl Gnüge leiſte, mein Geſchoß die unſchuldigen Bür-

ger niederschmettert, !hre Wohnungen in Brand steckt —

Pfersf. Gott wende fern von uns solche Greuelthat!

Poster. Lieber will ich die Burg selbst dem Rathe befehlen, und den Rest meiner Tage unter den Bürgern verleben.

Pfersf. Und ich will dieses Ordenskleid von mir werfen, will's aller Welt gestehen, daß ich der Ueberredung und dem jugendlichen Leichtsinn folgte, aber seitdem ich ein Mann worden bin, nur auf das höre, so Vernunft und Gewissen gebeut.

Poster. Und die Danziger werdens uns gewiß reichlich vergelten — Ueberhaupt müssen wir bey dem ganzen Handel doch auch für uns sorgen.

Pfersf. Ich verachte jede eigennützige Absicht!

Poster. Weil ihr noch jung seyd. — O wenn man alt wird, dann fühlt man erst, wie viel man bedarf! —

Marienburg.

Gemach des Hochmeisters.

Hochmeister. Großcomthur. Marschall; mehrere Comthure und Ritter.

Großcomthur.

Wir kommen, ehrwürdiger Meister! von eurer Gesundheit selbst Bothschaft einzuholen.

Hochmeist. Lieben Freunde! — ich fühle daß mein Ende nahe ist. Getrost scheide ich hin, denn ich habe gethan, was ich vermochte. — Gott stehe euch und dem Lande fernerhin bey!

Großcomth. Da ihr nun selbst euch so schwach fühlt; so vergönnt, daß wir, nach des würdigen Ordens löblicher Weise, mit euch Gespräch halten.

Hochmeist. Wozu das?

Marsch. Weil's doch immer Sitte und Herkommen ist, den Meister wegen seines Nachfolgers zu Rathe zu ziehen.

Hochmeist. Wählt ihr den Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr gewissen Krieg; wählt ihr meinen Vetter Ludwig von Erlichshausen; — ach! —

ach! — der weiß sich ja selbst nicht zu rathen! Ich würde euch den Comthur zu Osterrode, Wilhelm von Eppingen, einen frommen verständigen Mann vorschlagen — allein mein Rath ist umsonst. Ich weiß ja, daß die Gebietiger zu Mewe sich eidlich verbunden haben, niemanden zu wählen, er verpflichte sich dann, den Bund zu trennen. — Gott möge sich des erbarmen! über euch und das Land, wird daraus Unglück und Verderben kommen. — Laßt mich nun meine lezten Augenblicke in Frieden hinbringen — ich kann ja nichts weiter für euch thun, dann euer Entschluß ist leider schon gefaßt. —

Marienburg.

Zimmer im Schloß.

Ludwig von Erlichshausen, Hochmeister. Großcomthur. Oberst Spittler. Hans von Boysen. Hermann Stargard.

Hochmeister.

Der Glückwunsch zu meinem neuerlangten Meisteramte, nehme ich mit Dank an, und bitte euch,

Land und Städten von meinetwegen zu versichern daß ich ihnen mit Huld und gutem Willen ergeben sey.

Spittler. Des zum Beweise überreiche ich euch hier die Abschrift einer Handveste, die unser würdige Meister dem ganzen Lande zu ertheilen gewilligt.

Hochmeist. Eure Privilegien werden darin bestätiet, und euch jeder Schuz gegen Gewalt und Unrecht zugesagt

Spittler. Ihr sehr, daß bey solcher Denkungsart unsers würdigen Meisters und Ordens, euer Bund unnüz wird, und wir hoffen, daß ihr deshalb solchen aufheben werdet.

Boysen. Wenn jedem im Lande seine Verschreibungen pünktlich gehalten, niemanden Gewalt und Unrecht zugefügt wird, so hat freilich der Bund nichts zu thun; aber! —

Stargard. Wir können doch nicht so blindlings alles zugeben!

Boysen. So bald gutes Regiment und Aufrechthaltung der Gesetze und Ordnung dem Bunde keine Ursachen zur Klage, oder Versammlung giebt, so hat der Orden ja auch gar keine Ursachen, eine Verbindung zu scheuen, die sodann ohne alle Würksamkeit wäre.

Stargard. Wer die Aufhebung unsers Bundes fordert, berechtigt uns — so herrlich

auch übrigens die Verschreibungen lauten mögen, — zu Furcht und Mistrauen.

Großcomth. Wollt ihr dann aber nicht die Bitte des würdigen Meisters erfüllen, der euch so hold ist?

Spittler. Euer Bund ist Empörung!

Stargard. Ihr lästert den Kaiser, das Haupt der Christenheit und des Reichs, der unsern Bund bestätigt hat.

Spittler. Diese Bestätigung ist erschlichen und wollen ihn auch dadurch stürzen — so mag euer Bund zittern!

Stargard. Der Geist, der alle Verbündeten beseelt, kennt keine Furcht.

Boysen. Ich zitterte nur einmal in meinem Leben, dies war — als ich eine böse That ungestraft vorüber sah.

Großcomth. Seyd ihr vermessen!

Hochmeist. Wir kennen euch Boysen als des Bundes Oberhaupt — denkt euch die Gefahr, worin ihr täglich mit Leib und Leben schwebt.

Boysen. Daß ich unaufhörlich in Gefahr schwebe, dies fühlte ich seit mehr dann zwanzig Jahren; aber heiter blieb mein Sinn und ruhig mein Schlaf, bey des Gewissens Reinigkeit, und dem Bewußtseyn guter That. — Solch' innere Zufriedenheit und Ruhe, mögen Gott und die

Heiligen auch euch, ihr würdigen Ordensherrn! unaufhörlich verleihen. — Gehabt euch wohl! —

Stargard. Und bleibt uns fernerhin mit Gunsten zugethan — (ab)

Großcomth. Die müssen gedemüthigt werden!

Hochmeist. Wir wollen ihrem Trotze schon entgegen arbeiten.

Spittler. Ihr Bund muß zernichtet werden, oder ich selbst darüber zu Grunde gehen!

Christburg.

Zimmer im wüsten Schloß.

Mitternacht.

Hans, Stibor und Gabriel von Boysen. Hermann Stargard, Hans von Ziegenberge und die übrigen geheimen Obern des Bundes.

Stibor.

Die Späher sind zurückgekehrt, die ganze Gegend ist öde und so mögen wir sicher unsere Berathschlagung halten.

Ziegenb. Zuförderst muß ich euch anzeigen, daß die Herrn des Ordens durch Geschenk, Versprechungen und Gaben, einzelne Mitglieder der Ritterschaft vom Bunde zu trennen suchen.

Stargard. Sie gehen weiter. — Sie suchen auch einzelne Gewerbe zu gewinnen.

Braband. Sie fangen auch wieder mit Hülfe der Pfaffen ihr Spiel an, die Verbündeten verschreien und verketzern zu lassen. Bischof Franceskus ist vorzüglich dabey geschäftig. Auch soll ein Legat päbstlicher Heiligkeit zur Trennung des Bundes unter Wegs seyn.

Gabriel. In gleicher Absicht soll der Orden Gesandte an kaiserliche Majestät senden wollen.

Boysen. Das ist gerade, was ich euch auch vorzutragen hatte — und nun euer Gutachten!

Stibor. Die Ordensherrn wollen uns einmal nicht in Ruhe lassen; also denke ich: muthig drein geschlagen!

Ziegenb. Und daß je eher je lieber!

Brab. Ich schone am mehrsten Pfaffen und Legaten. Das gemeine Volk schmiegt sich an den Orden, sobald es vom Bann und Interdikt hört.

Stargard. Wir müssen's zu hintertreiben suchen, daß der Legat gar nicht nach Preußen komme.

Hitfelt. Das würde uns wenig frommen; im Gegentheil würden unsere Gegner laut schreien, daß wir den Legaten geschen't hätten.

Boysen. Ihr habt recht! mein Rath wäre: uns des Legaten selbst gegen den Orden zu bedienen. Das Gerücht nennt ihn Ludwig von Silves, aus Portugall. Ich habe dis Land kennen lernen; glaubt mirs, die Pfaffen sind dort noch stolzer und habsichtiger denn bey uns. — Er kömmt über Thorn und da wäre dann mein Rath, lieber Hitfeld, daß ihr dem Pfäfflein so recht kredenztet. —

Stibor. Damit das Pfäfflein noch übermüthiger werde?

Boysen. Freilich! — Wir müssen thun, als ob der Bund päbstliche Heiligkeit über alles achte, müssens ihm in den Kopf setzen, daß er hier für sich und den Pabst im Trüben fischen könne. Der Orden wird das gewiß nicht zugeben, und sobald nun der Legat glaubt, er könne mehr vom Bunde als vom Orden erschleichen; so ist er und Rom auf des Bundes Seite.

Hitfeld. Ueberlaßt mir nur den Herrn Legaten, ich will ihn schon wild machen. Je stolzer er ist, desto besser für uns.

Starg. Wie wollen wirs aber am kaiserlichen Hofe treiben?

Boysen. Der Orden wird durch Geld kaiserlicher Majestät Räthe zu gewinnen suchen und

hier müſſen wir ihm die nämlichen Waffen entgegen ſetzen; auch zur Betreibung unſers Handels Abgeordnete nach Wien ſenden.

Stargard. Ihr habt Recht, und je eher je lieber müſſen die Unſern abgehen, um, wenns zum Reichstage am kaiſerlichen Hofe kömmt, gleich ihre Leute zu kennen.

Ziegler. Ich bin nicht fürs lange Gezerre; ohne Krieg gehts doch einmal nicht ab — alſo zu den Waffen!

Pilgrim. Laßt uns den Krieg meiden, ſo wirs vermögen. — Aber liebe Herrn und Freunde! wenn wir uns vom Orden losreiſen müſſen, welch Regiment wollen wir dann wählen?

v. Dalen. Meines Bedünkens einen Freiſtaat, worin niemand herrſche, dann das Geſetz.

Boyſen. Und wird jeder ſo viel guten Willen haben, um auch blos dem Geſetze zu gehorchen? ohne auf Eigennutz und eigene Herrſchaft zu denken?

Glazow. Die Ungehorſamen wollen wir ſchon bändigen!

Stibor. Dann haben wir Schwerdter!

Stargard. Liebe Herrn! eure eigene Worte beweiſen, daß ihr eine Macht zur Aufrechthaltung des Geſetzes für nöthig haltet: und bey wem ſoll dieſe Macht ſtehen? — Ihr denkt gewiß

bey der Ritterschaft — und wir hoffen bey den Städten.

Hitfeld. Darüber wird's noch manchen harten Strauß geben.

Boyfen. Mit nichten, lieben Freunde! vermag Preußen als Freistaat zu bestehen. Des innern Zwiespalts würde kein Ende seyn und jeder König oder Fürst würde Preußen befehden. Unterwerfen wir uns aber einem Könige; so haben wir gleich eine Stütze mehr.

Hitfeld. Wird man uns aber unsere Rechte und Freiheiten halten?

Boyfen. Wir gehorchen keinem andern Könige, als dem, der uns dies eidlich zusagt; und glaubt mirs, das schöne Preußen — es wird jeder darnach lüstern seyn.

Brah. Wenn wir uns dem Könige von Dänemark unterwerfen, der wird unsere Fahrt durch Sund und Belt, ja unsern ganzen Handel gewiß so begünstigen daß uns noch Kindeskinder solche Unterwerfung verdanken werden.

Pilgrim. Aber uns zu schützen — dazu liegt er uns zu fern.

Konopat. Und doch wollt ich euch einen König vorschlagen, der nicht zu nahe an Preußen gränze, damit er fürchten müsse, daß Land und Städte von ihm wieder abfallen und sich einem be-

nem zugelegenen ergeben könnten. Deshalb würde ich zum Könige von Böhmen rathen.

Polen. Wenn der Orden auch Preußen verlieren sollte, so bleibt er unserm künftigen Oberherrn von Liefland und Deutschland aus immer gefährlich; und der neue Regent wird's immer scheuen, daß Preußen zu seinem alten Herrn zurükkehren könne. Wenns daher einmal so weit kömmt; so stimme ich für den König von Polen. Er kann unsern Handel begünstigen, uns mit Kriegsmacht schützen, wird, da ihm Preußen über die Maaßen wohl gelegen ist, alles für uns thun und sich wohl hüten, uns, wenn wir einmal mit Polen verbunden sind, zur Trennung zu reitzen. Laßt uns dies überdenken und handeln, wenn's von Nöthen ist — jezt aber nur die Sache im Betref des Legaten und der Abgeordneten an kaiserliche Majestät beenden.

Burg Brangau.

Bazner. Eliſabeth. Georg und mehrere Waffenknechte.

Bazner.

Feſter gürtet mir den Harniſch! — nun den Schild her! — Fördert euch!

Eliſab. O meine arme Tochter!

Georg. Die Roſſe ſind vorgeführt.

Bazner. Wie viel ſind der Unſern?

Georg. Funfzehn, uns mitgerechnet und Bothen an die Freunde und Bundherrn ſind ſchon abgegangen.

Bazner. Leb wohl! Eliſabeth!

Eliſab. O mein Rudolph! — Gott und die Heiligen mit dir!

Bazner. Sie ſinds gewiß, dann meine Sache iſt gerecht, ſie werden den Vater ſchon gegen den Räuber ſeines Kindes unterſtützen.

Eliſab. So etwas hätte ich nimmer von Pferdeleder erwartet.

Bazner. Ich auch nicht; aber ich will uns rächen! — leb nochmals wohl!

Thorn.

Hitfelds Wohnung.

Ludwig von Silves. Romanus. Eugenius. Hitfeld. Toydenkol, mehrere Rathsherrn und Schöppen.

Hitfeld.

Ehrwürdiger heiliger Vater! — wir kommen in christlicher Demuth, uns euren heiligen Segen zu erflehen und überreichen euch, als Abgeordnete unserer Stadt, gemäß Willkühr und löblichen alten Herkommens, den Ehrenwein, wie wir solchen durchziehenden Fürsten zu überreichen pflegen. — Ich aber besonders danke euch noch mit gerührtem Herzen, daß ihr mich gewürdiget, in meiner geringen Wohnung die Nachtherberge anzunehmen.

Ludwig. Es freut mich zu sehen, daß eures Herzens Härtlichkeit nicht so groß ist, als ich in fernen Landen hörte. Beweißt euch als fromme gehorsame Söhne der Kirche und sie wird den Schatz ihrer Gnaden für euch nicht verschließen. Des zum Beweise will ich euer Geschenk durch ein anderes erwiedern und mein Kämmer-

ling wird euch hier ein Stükchen von einem Palmzweige überreichen, der unserm Herrn und Heilande bey seinem Einzuge in Jerusalem unterstreut wurde.

Toydenk. Wie wird unsere Bürgerschaft sich über solche Gabe erfreuen!

Neman. Es ist in diesem Stücklein, Goldstoff eingenäht und hat bereits bey einigen kranken Frauen Wunder bewürket.

Hitfelt. Meine ungeweihten Hände haben Menschenblut vergossen, deshalb wage ich nicht solch Heiligthum zu berühren; vergönnt, daß ich den Stadtpfarren darnach sende, daß ers mit gebührender Reverenz erhole und in unsere Hauptkirche bringe.

Ludwig. Ich sehe, daß ihr Herr Burgermeister ein frommer gottesfürchtiger Mann seyd; sagt mir auf euer Gewissen: wie es mit dem heiligen Glauben hier im Preußenlande stehe? ob man noch hoffen könne, die Ketzerey in kurzem mit der Wurzel auszureuten?

Hitfeld. Ah heiliger Vater! — es soll zwar der Unterthan nicht von der Obrigkeit sprechen; aber Hussens und Wiklefs Lehren, haben im Orden gar tief gewurzelt.

Ludwig. Wie? — im Orden?

Hitfelt. Gott sey Dank, bey Ritterschaft und Städten hat solch Gift noch nicht großen Ein-

gang finden. — Wenn päbstliche Heiligkeit sich des armen Landes erbarmen wollte!

Ludwig. Seyd getrost, mein Sohn! — der heilige Vater wird dem Unwesen steuern.

Eugenius. Und wer nicht gehorchet, den soll der Donner der Kirche zu Boden schmettern! —

Lovdenk. Amen!

Hitfeld. Immer haben wir auf den heiligen Vater unser Zutrauen gesetzt. — Da Preußen bekanntlich ein Eigenthum St. Mariens und der heiligen Apostel St. Peter und Paul ist, für welche es Kreuzfahrer erobert haben; so haben wir auch immer gehoffet, daß der heilige Vater als Oberlehnsherr sich des armen Landes annehmen werden.

Ludwig. Ihr erkennet also den heiligen Nachfolger Christi als Oberlehnsherrn?

Lovdenk. Wer sollte das nicht thun?

Hitfeld. Mit Freuden hätten wir längst den Peterspfennig gezahlt; aber es ist uns so wie die Wallfahrten, barsch untersagt worden.

Ludwig. Himmelschreiend!

Eugenius. Eine Sünde gegen den heiligen Geist!

Roman. Kaum glaublich!

Hitfeld. So es mir vergönnt ist, will ich darüber Urkunden aufsetzen, mit des Ordens Siegel bekräftigt.

Toydenk. Heiliger Vater! — wenn ihr die Rechte des päbstlichen Hofes geltend machen wolltet —

Ludwig. Ich wills, — so wahr der Herr lebet!

Hitfeld. An uns werdet ihr gehorsame Söhne der Kirche finden.

Toydenk. (leise zu Romanus) Werdet ihr's wohl unserer Bürgerschaft erlauben, sich für das Heidenthum kund'bar zu bezeugen?

Roman. Ich habe Armuth gelobet und bedarf des Goldes und Silbers nicht. So ihr mir aber etwas zur Verzierung einer Kirche, oder Allmosenspendung übergeben wollet, werde ich eure Frömmigkeit zu rühmen wissen.

Wald
ohnfern Brangau.

Wolfgang von Lindau. Barbara von Weyern. Cunibert. Hans, Ebert und mehrere Waffenknechte.

Lindau.

Seyd ruhig, liebes Täubchen! ich will euch nicht von meinem Roſſe — nicht aus meinen Armen laſſen, bis ich euch in Sicherheit habe.

Barbara. Ich habe euch oft geſagt, daß ich euch nicht lieben kann, zwingt mich nicht, euch zu haſſen.

Lindau. Euer Trotz iſt umſonſt. Ich heiße freilich nicht Pfersfelder, aber bin doch ein paar Jahre jünger als er, und an Gift und Gaben ſolls nimmer gebrechen.

Barb. Schändlicher Böſewicht! glaubſt du mit einer niederen verworfenen Dirne zu ſprechen? — Ich bin eines edlen Mannes Kind!

Lindau. Wozu das Geziere? Pfersfelder konnte euer Mann nimmer werden — ich kanns auch nicht: ich will nichts mehr, als was er er-

hielt — Ihr seyd in meiner Gewalt, und wozu also Verstellung?

Cunib. Ich höre Rosse von Ferne.

Hans. Ein Trupp Reuter eilt uns nach.

Lind. Laßt uns seitwärts ins Gebüsch einlenken.

Barb. Zu Hülfe! — rettet!

Ebert. Schweigt Fräulein! oder wir wollen euch den Mund stopfen.

Marienburg.

Schloß.

Hochmeister. Großcomthur. Spittler und Ludwig von Silves.

Ludwig.

Ich frage euch: ob das Land nicht St. Mariens Eigenthum sey?

Spittl. Der gebenedeyten Himmelskönigin ist ja auch der ganze Erdball unterthänig.

Ludwig. Gaens nicht Briefe und Urkunden, daß es den Aposteln Et. Peter und Paul gehöre?

Groß-

Großcomth. Ja! um das Land als beſondere Schutzheilige zu beſchirmen.

Ludwig. Eure Auslegung iſt falſch! — Was den Apoſteln St. Peter und Paul auf Erden gehört, das gehört auch der Kirche zu Rom.

Hochmeiſt. Ihr werdet doch nicht haben wollen, daß wir das Land päbſtlicher Heiligkeit abtreten ſollen?

Ludwig. Das nicht; ihr ſollet nur erkennen, daß ihr das Land von päbſtlicher Heiligkeit zur Lehn traget.

Spittler. Ihr irret gewaltig, Herr Biſchof!

Ludwig. Hier bin ich nicht Biſchof; — päbſtlicher Heiligkeit Perſon ſtelle ich für, und der heilige Vater kann nicht irren.

Großcomth. Wenn ihr dergeſtalt denkt, ſo werdet ihr hier nichts ausrichten.

Hochmeiſt. Ihr werdet alles noch mehr verwirren.

Ludwig. Mit nichten! — wenn ihr mir nur Gehorſam leiſtet, wie ihr ſolchen auch durch Ordensgelübd' den geiſtlichen Obern zugeſagt habt: — Und daß ich dieſer geiſtliche Obere nun ſey, werdet ihr doch nicht läugnen?

Spittler. Wohl aber, daß ihr des Landes Oberherr ſeyd — und wir ſind keine Mönche!

Großcomth. Wir können euch nicht das Vermittleramt übertragen.

Hochmeist. Nein, gewiß nicht!

Spittler. Das Beste ist, ihr kehret fein bald nach Rom zurück, und wir suchen unser Recht am kaiserlichen Hofe.

Ludwig. O ihr Frechen! die ihr ärger seyd, dann Datan, Core und Abiram, welche sich empörten gegen Mosen, den Knecht des Herrn. Aber die Erde wird auch euch verschlingen — hütet euch, daß ich meinen Fluch nicht über euch ausspreche.

Spittler. Ihr ereifert euch umsonst. — Wir werden so wenig auf euren Fluch, als auf eure Vermittelung achten.

Ludwig. Nun so mag päbstliche Heiligkeit über euch Ketzer entscheiden. — Wehe über euch! und abermals wehe! — Ich schüttele den Staub von meinen Füßen, und will aus dem Lande ziehen; aber der Fluch des Herrn wird euch treffen, Verderben euch ergreifen, ob eures Herzens Härtigkeit, und ihr werdet vertilget werden von der Erden Angesicht, so wahr — ja das schwöre ich! — so wahrhaftig als die Gebeine der Märtyrer in Roms unterirdischen Grüften ruhen!

Burg Kargay.

Hans von Boysen. Metha. Bazner. nachher Stibor.

Boysen.

Ihr hättet mit mehr Schonung handeln sollen.

Bazner. Ihr fordert zu viel! Ich traute mir sonst mehr Kaltblütigkeit als euch zu — ich sehe aber, ihr wollt mich auch hierin übertreffen.

Boysen. Lieber Bazner! — wenn das Alter unser Haupt mit Schnee bedeckt hat, dann ist auch unser Blut abgekühlt. Daß es im Orden lose Gesellen, selbst Bösewichte giebt, ist sicher. Es schlägt doch aber auch unter dem schwarzen Ordenskreuz das Herz manches Biedermann's; und da der große Hause vom Einzelnen aufs Ganze urtheilt, so sollte man, um der Guten Willen, selbst die Bösen mit einiger Schonung behandeln.

Bazner. Nein, Boysen! wenn die Herrn sich Wollust und Bübenstücke erlaubt hatten, so wards immer mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt — daher konnten sie's ableugnen, und so ward der große Hause in seiner Meinung vom Or-

den getäuscht: Jezt aber ist's Zeit, daß sich jeder mit eigenen Augen überzeuge.

Metha. Was ist dann aber eigentlich vorgegangen?

Boysen. Habs' euch nur aus Bruchstükken zusammen gelesen — erzählt deshalb, wenn's euch nicht verdrießt, die Sache im Zusammenhange.

Bazner. Daß Pfersfelder, Hauscomthur zu Danzig, um meine Stieftochter buhlte — wie ich mit ihm sprach, und er seitdem nimmer der Dirne mehr unter's Auge kam, ist euch bekannt. Nun aber, sprach bald dieser, bald jener Bruder des Ordens bey mir ein; unter diesen auch Wolfgang von Lindau, Pfleger im Birgelauschen Gebiet. Daß sie Barbaren credenzten, und ihr schöne Worte gaben, nahm mich nicht Wunder, da es der Herrn Sitte, und die Dirne nicht unfein ist. Eines Tages aber, da ich eben den Schlaftrunk zu mir nehmen wollte, und nichts Arges gedenke, — da stürzt eine Magd ins Gemach, schreiend: ein Ritter habe Barbara entführt! Meine Elisabeth fiel auf Pfersfelder, ich desgleichen und thue in meinem Herzen dem wackern Manne Unrecht. Indeß sackle ich nicht lange, leg' die Rüstung an, sammle meine Knechte, biete meine Freunde rund umher auf, und eile dem frischen Hufschlage nach. Ich ereile sie noch vor Mitternacht — treffe den saubern Gesellen mit

vier Knechten. Unser waren funfzehn, sie vermochten uns nicht zu entgehen. Freilich drohte mir Wolfgang, die Dirne zu morden, wenn ich ihm nicht bey Treuen und Ehren geloben wollte, ihn ruhig davon ziehen zu lassen. Aber die Antwort gab ich ihm mit dem Lanzenschafte, daß auch seine Knechte vor Schrecken des Widerstandes vergaßen. Sie ergaben sich. Ich ließ sie sammt ihrem Ritter, auf die Rosse binden, und so brachte ich sie bey hellem Tage gen Mewe. Das Volk lief zusammen — jedem erzählten wir die Unthat, und endlich führte ich die Gefangenen auf die Burg. — Ihr hättet die Ordensherrn sehen sollen! — Der eine machte ein Gesicht wie ein Knabe, der dem Schulmeister dankt, daß er ihm den Schilling nur so mildiglich beschcert habe; — andern blickte Wuth und verbissener Grimm aus den Augen, und der Comthur selbst — o der war gar freundlich und höflich; aber man sah's ihm an, daß es ihm so leicht war, als dem Bären der Tanz. —

Stibor. Da schlage das Donner und Wetter drein!

Metha. Ein feiner Willkomm!

Boysen. Nur nicht unbändig: die Sache ist ja schon meist abgethan.

Stibor. Ihr wißt's also schon?

Bazner. Eben erzählte ichs.

Stibor. Wer gab euch die Nachricht?

Boysen. Ist etwas neues vorgefallen? und sprichst du nicht von der Wepern Entführung durch Lindau?

Stibor. Den Teufel! — von unserm Bruder Gabriel.

Boysen. Er ist doch gesund von Wien angelangt?

Stibor. Mit Wunden bedeckt, die ihm Meuchelmörder schlugen. — Ohnfern Brün in Mähren, zog er ruhig seines Weges: da überfiel ihn ein starker Trupp. Den von Thuer rannten sie gleich vom Pferde, der alte Mazkow ergab sich; — nicht so Gabriel und Jordan. Sie achteten nicht der großen Räuberschaar — sie schlugen drein, daß es eine Lust war. Aber Jordan sank mit Wunden bedeckt, die Knechte wurden erschlagen; nur Gabriel — er ritt gerade den braunen Hengst, den ich ihm schenkte, fürwahr ein Roß, das der Kaiser in seinem Marstalle nicht besser hat! das half ihm durch, er entkam den Buben — übel zugerichtet liegt er zu Wien. Remsel von Ludwigsdorf, und Liedemann vom Wege traf er daselbst, und Ludwigsdorfs Knappe, Silvester, ward abgesandt, uns die saubere Bothschaft zu bringen. Er kam zu mir und forderte ein frisch Roß. Das gab ich ihm: aber setzte mich auch selbst auf, und jag ihm vor. — Nun! wollt ihr noch nicht drein schlagen? — noch nicht?

Boyſen. Weiß man nicht, wer der Räuberhauptmann war?

Stibor. Einer von Mittiz, der die Gefangenen ſammt ihren Schriften nach ſeiner Burg ohnfern Brün führte, um ſie, wies zu Wien verlautet', an Biſchof Franziskus zu liefern.

Bazner. Wir müſſen ſchleunigſt den Bund verſammeln.

Boyſen. Das müſſen wir, und ich will ſelbſt, wenn's die Verweſer gut heißen, nach Crakau zieh'n, um mit dem Könige zu unterhandeln.

Marienburg.
Zimmer.

Hochmeiſter. Großcomthur und Trapierer.

Großcomthur.

Alſo ganz zu unſerm Vortheile?

Hochmeiſt. Kaiſerliche Majeſtät hat den Bund für unrechtmäßig erklärt. — Plauen hat aber auch ein feines Geld daran geſetzt.

Trap. Mir gnügt der Ausspruch nicht. Wäre unser Rechtssatz bestätigt, daß die Verbündeten dreimal hundert tausend Goldgulden entrichteten, die Ritter ihrer Lehen, die Städte ihrer Privilegien verlustig, die Bundherrn des Todes schuldig erklärt wären — nur dann könnten wir zufrieden seyn.

Hochmeist. Die Heiligen werden uns auch weiter helfen.

Trap. Ehe so ein zwey oder dreihundert Köpfe der Rebellen gefallen sind, eher wirds nicht Ruhe im Lande.

Großcomth. Ei ei! heischt nicht zu viel! — Die Verbündeten sind gar mächtig: reizt sie nicht zur Verzweiflung.

Trap. Ich wollte nur, daß Plauen hier wäre, und wir ihnen den Garaus machen könnten. Ist doch ihres Frevels weder Ziel noch Grenze. — Denkt euch die Nachricht aus Mewe, wie Bazner — der Freche! — den Lindau mit Stricken gebunden, am hellen Tage eingeführt hat, als wär's ein Dieb oder Räuber.

Hochmeist. Aber Lindaus That war doch auch nicht fein.

Trap. Darf sich aber der Knecht dergestalt an seinem Herrn vergreifen?

Großcomth. Gebe Gott, daß es nicht ärger werde. — Man spricht: die Verbündeten sollen mit den Pohlen unterhandeln.

Hochmeist. Seyd unbesorgt! Plauen hat von Kaiserlicher Majestät ein Schreiben an den König von Pohlen ausgewürkt, worin derselbe ermahnt wird, sich nicht mit den Empörern zu befassen.

Großcomth. Wenn nun aber der König darauf nicht achtet?

Trap. So haben wir Waffen zu unserer Vertheidigung. Auch werden Kaiser und Reich den Orden in solchen Nöthen nicht verlassen.

Danzig.

Jordans Wohnung.

Hans und Gabriel von Boysen.
Wilhelm Jordan.

Boysen.

Ich hörte von eurer Zurückkunft, und da wir noch einige Tage bis zur Versammlung des Bundes in Thorn Zeit haben; so eilte ich her, euch

zuvor zu sprechen. Wie freut's mich, lieber Jordan, euch so gesund wiederzusehen!

Jordan. Miltiz und seine Gesellen hatten mir's gut eingetränkt — nah war ich dem Tode — will aber, was ich ihm schuldig bin, zu gelegener Zeit den Ordensherrn mit Zinsen abzahlen.

Gabriel. Der ehrliche Thuer ist erschlagen, und es hat Mühe gekostet, durch kaiserlichen Befehl, Jordan und Malow in Freiheit zu setzen: denn es steht ja beinahe ein jeder der kaiserlichen Räthe im Ordenssolde.

Boysen. Wir müssen ernsthafte Anstalten machen, und vor allen Dingen auch für Geld sorgen. Ob Staagard und Niederhoff zu Hause sind? Ich wollte sie heimsuchen.

Jordan. Staagard ist's gewiß, da er die Leidtragenden bey sich aufgenommen hat, und auch von ihm der Leichenzug ausgeht. Woll't ihr ihm nicht auch beiwohnen, da wir alle unserm verstorbenen Freunde das Geleit geben? Ihr waret ihm ja immer so herzlich zugethan.

Boysen. Wem? — wer ist todt?

Gabriel. Weißt du von nichts?

Jordan. Nichts von Bazners Ermordung?

Boysen. Gott! — Bazner ermordet?

Jordan. Seyd getrost — wir wollen ihn rächen!

Gabriel. Ihn und unser Vaterland!

Jordan. Auf der Jagd hat man ihn erwürgt. Es könnten Räuber seyn — aber, auch Ludwigsdorf ist ermordet. Sieben Ritter, alle aus dem Bunde, sind in wenig Tagen erschlagen, und zehn Schlösser verbrannt. Wir haben ihre Flamme gesehen, und Rache gelobt.

Gabriel. Die Ritter aus dem Bunde flüchteten alle nach den Städten; denn wer nicht eine gar veste Burg, und Reisige zur Vertheidigung hat, der ist auch nicht sicher.

Boysen. Tod und Verderben über die Mörder! — Daß sie sich nicht an mich gewagt haben!

Gabriel. Danke Gott, daß er dir den Gedanken zur Reise eingab, sonst wäre es dir wol nicht besser ergangen.

Die Vorigen: Conrad Pfersfelder und sechzehn Ritter deutsches Ordens.

Boysen. Was wollt ihr?

Jordan. Denkt ihr uns zu überfallen?

Pfersf. Verzeiht! daß wir ohngemeldet hereintreten — wir sind ohne Waffen. Mit Abscheu und Mitleiden haben wir die Greuelthaten erfahren, welche sich die Brüder deutsches Ordens erlaubt, und damit ihre verdiente Verachtung nicht auch uns treffe, haben wir den Entschluß gefaßt,

ihrem Orden zu entsagen, und in den Stand zurückzukehren, in dem uns Gott geboren werden ließ.

Gabriel. Und warum kommt ihr hieher, uns dies zu verkünden?

Pfersf. Weil wir hörten, daß Ritter Hans von Boysen hier angekommen, und wir lieber ihm unsern Entschluß zuvor kund thun, als gleich auf das Rathhaus gehen, und uns Schmähworten oder Beschimpfungen aussetzen wollten.

Boysen. Pfersfelder — ihr seyd ein edler Mann, das weiß ich — ich kenne auch noch einen verborgenen Grund, der euch zu diesem Schritt leiten kann; aber euer Orden hat sich so viel erlaubt —

Pfersf. Daß unser Schritt auch euer Mistrauen rege macht — ich verstehe euch!

Jordan. Müssen wir nicht so handeln?

Pfersf. Unsere Burg ragt über die Stadt empor, wir sind mit allem sattsam versorgt, um eine lange Belagerung auszuhalten; wir können wenigstens, durch unser Büchsen und Feuerwerfen, die halbe Stadt verheeren; der Orden wird alles zu unserm Entsatz aufbiethen, wird uns, wenn wir euch diese Burg ohne Widerstand übergeben, tödtlich hassen, und doch thun wir letzteres — Brüder! ihr habt doch aus freiem Willen diese Urkunde unterzeichnet? — erkennt dies für eure Siegel und Unterschrift?

Die Ritter. Das bekennen wir alle!

Boysen. Verzeiht mein Mißtrauen! seyd mein Freund, und rechnet darauf, daß wir euch Ritter nimmer verlassen werden.

Jordan. So lange wir noch einen Bissen Brod und ein Schwerdt haben!

Crakau.

Erzbischöflicher Pallast.

Cardinal Sbignäus. Woywode Johann von Thaczin. Leonhard Parsberger, Treßler.

Thaczin.

Zur Ehre und Freude rechne ich mirs an, Euer Eminenz diesen frommen und edlen Ritter vorstellen zu können.

Parsb. Ich werde diesen Tag unter die glücklichsten meines Lebens rechnen, und sicherer auf des Himmels Beistand zählen, wenn ich einst im hohen Alter zum heiligen Sbignäus bete. Denn daß ein so frommer Mann, den Gott und die Heiligen, zum sichtbaren Gnadenzeichen, das

Jubeljahr seines Priesterstandes erleben lassen, dereinst auch von der Kirche heilig gesprochen werden sollte, — dies ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

Thacz. Das ist auch mein Glauben, und hoffentlich werden einst meine Nachkömmlinge neben den Altären des heiligen Stanislaus, die des heiligen Sbignäus errichten.

Sbign. Lieben Söhne! — ich bin auch nur in Sünden empfangen und geboren — der Herr verfahre mit mir nach seiner Barmherzigkeit!

Parsb. Das ist ächte christliche Demuth, seine eigenen Verdienste abzulehnen.

Thacz. Wie sehr diese zu Rom erkannt werden, ehrwürdiger Ritter! — davon könnt ihr euch durch das Urtheil des Legaten, Capistranus, überzeugen. Dem Erzbischofe zu Gnesen, der doch sonst des Reichs Primas ist, sprach er das Recht ab, das königliche Ehepaar einzusegnen, und als der König den Herrn Legaten, solches selbst zu verrichten, aufforderte — da übertrug ers in Demuth unserm heiligen Cardinal.

Parsb. Die ganze Christenheit ehrt ihn — unser Orden beneidet ihn dem polnischen Reiche.

Sbign. Hat mir aber doch sonst wenig Zeichen seiner Freundschaft gegeben.

Parsb. Ich hab's lider gehört, wie sich der ketzerische Plauen gegen euch benommen. Küch-

meiſter lebte in beſtändiger Angſt und Noth; Rußdorf aber —

Sbign. Wäre gut geweſen, wenn ſeine gottloſen Gebietiger und Räthe ihm nur freien Zug gelaſſen.

Parsb. Das iſt die lautere Wahrheit!

Sbign. Der vorige Hochmeiſter Conrad wollte ein großer Staatsmann ſeyn und vergaß darüber, was zu der Seelen Heil gehört'. Gott gebe, daß euch mit ſeinem Vetter Ludwig beſſer gerathen ſey.

Parsb. Wir hoffens; wenigſtens iſt er Euer Eminenz großer Verehrer. — „Könnte ich ſo glücklich ſeyn, ein treues Gemäldniß des frommen Cardinals Sbinäus zu erhalten, ich würde kein Geld dafür ſparen." Das waren ſeine letzten Worte, als er mich gen Crakau, zu Beiwohnung königlicher Vermählung abſandte.

Thacz. Der fromme Hochmeiſter!

Parsb. Bittet, ſagte er, den heiligen Mann, daß er meine kleinen Gaben nicht verſchmähe. — Ich wage es, ſie hier zu überreichen.

Sbign. Wozu das?

Parsb. Dieſe Demantſteine, welche der Meiſter vom Könige von Portugall erhielt, ſind freilich in den Augen deß, der nur nach dem Himmel ſieht, nichts als Staub und Eitelkeit; aber da ſie in dieſem Kranze eine Partikel von dem ächt-

ten Kreuzholze umgeben, welches einst Kaiser Friedrich den Venedigern abnahm und an Hermann von Salza schenkte; so hoffen wir, daß Euer Eminenz solches nicht verschmähen werden. Und hier in dem Kasten dieses Ringes, der sich durch künstlichen Druck öffnen läßt, ruht eine Partikel von St. Barbarens Haupte.

Thacz. Das heiße ich Gold und Edelgestein recht anwenden: zur Ehre Gottes und der Heiligen!

Sbign. Deshalb will ich auch das Geschenk eures frommen Hochmeisters nicht verschmähen und ihm das verlangte Bildniß selbst übersenden.

Parsb. Seine Freude wird alsdenn keine Grenze kennen! — noch in der lezten Versammlung der Gebietiger, als diese ihre Furcht äusserten: daß der König den verbündeten Rebellen Gehör geben, sie in den Schuz der Krone zu Pohlen nehmen würde — da sprach der Meister: „Nein, lieben Brüder! der fromme heilige Vater Sbignäus hat den ewigen Frieden beschworen und dieser Heilige — so wahr der Herr lebet! — er bricht seinen Eid nimmer.

Thacz. Auch mehrere Pohlen, die Gott und die Heiligen fürchten, achten ihren Eid.

Sbign. Jeder fromme Sohn der Kirche muß ihn achten und so lange mein Wort gilt, sollen die Empörer kein Gehör finden!

Cra-

Crakau.

Herberge des Treßlers.

Parsberger und Bischof Johannes.

Bischof.

Nun wie gings mit dem alten Cardinal?

Parsb. Treflich! Es ward mir Angst und bange als ich ihm so gröblich schmeichelte; aber dennoch befolgte ich euren Rath, Herr Bischof, und habe ihn von großem Nutzen gefunden.

Bischof. Glaubt mirs, der alte Sbignäus ist so stolz, daß er keine Schmeicheley für zu groß achtet. Auch haben ihm unsere Großen ihre Lobsprüche so mit ganzen Händen voll an den Kopf geworfen, daß er keine andere Schmeicheley mehr fühlt, als eine solche, worüber jeder andere lachen, oder sich ärgern würde.

Parsb. Ich habe ihm auch von Canonisation und Heiligkeit genug vorgeschwazt — er wird dem Hochmeister auch sein Bildniß schenken.

Bischof. Damit ist er gar freigebig, denn er will, daß sein Wanst gar treulich vorgestellt werde,

ſobald man ihn als Heiligen zum Hochaltarblatt aufſtellt. Seine Parthey wird es jezt treulich mit euch halten; aber die des Erzbiſchofs von Gneſen auch deſto mehr entgegen ſeyn.

Parsb. Wenn nur der Vorſchlag des Woywoden Thaczin durchgeht und die Sache bis zum Reichstage ausgeſezt wird.

Biſchof. Dann iſt freilich keine Noth; aber ich fürchte wieder Czizows Parthey. Nehmt deshalb auf allen Fall mit den böhmiſchen Rittern, welche die Hochzeitfeierlichkeit herzog, vorläufig Abrede: daß ſie, wenn's zum Kriege kömmt, dem Orden ihre Söldner zuführen.

Marienburg.
Zimmer im Schloß.

Hochmeister; Großcomthur; Trapierer, mehrere Comthure und Ritter; ein Trabant.

Großcomthur.

Man sollte doch die Verbündeten nicht eher feindselig behandeln, bis Plauen und die deutschen Hülfsvölker im Lande angekommen sind.

Trap Damit sich indeß die Empörer stärken? — wir wollen der Schlange den Kopf zertreten, ehe sie noch Macht hat, uns in die Ferse zu stechen!

Hochmeist. Ich meyne auch, sollen diese Verbündeten getilgt werden; so seys je eher, je lieber!

Trabant. Ein weißgekleideter Knabe, der ein Schreiben an einem weißen Stecken trägt, begehrt, daß ihm solcher abgenommen werde.

Großcomth. Wenn nur nicht — behüt' ihr Heiligen!

Trap. Die Verwegenen werden's doch nicht wagen, uns Fehde anzukündigen?

Großcomth. Ich will mich selbst überzeugen. (ab)

Hochmeist. Eilt und bringt uns die Schrift.

Trap. Laßt den Muth nicht sinken; wer weiß! obs denn auch so arg bestellt ist.

Ein Ritter. Wo sollen denn auch gleich den Verbündeten die Schwingen so groß gewachsen seyn?

Zweit. Ritt. Laßt nur zum kaiserlichen Urtheil, auch päbstlicher Bannfluch kommen und sie bitten fußfälligst um Gnade.

Trap. Zumal wenn Plauens furchtbares Heer im Lande ist.

Hochmeist. Ach, mir ahnet nichts Gutes!

Trap. Da wir sicher sind, daß ihnen die Pohlen nicht beistehen werden; so haben wir wenig zu fürchten.

Hochmeist. Ihr wißt ja, was der Treßler schrieb. Wir haben freilich eine starke Parthey unter den königlichen Räthen und ich will gern noch mehr Geld gen Crakau senden; aber Hans von Boysen findet auch mit jedem Tage mehrere

Anhänger und dieser einzige Mann, dieser Boysen, ist mir furchtbarer, dann der ganze Bund!

Trap. Sey vermaledeyt in alle Ewigkeit! dieser Boysen. — Aber wenn er uns einmal in die Hände fällt. —

Ein Ritt. Mit kaltem Blute könnt' ich ihn morden.

Großcomth. Da les't und überzeugt euch leider selbst! — Land und Städte kündigen uns Pflicht und Gehorsam auf.

Hochmeist. Daß sich Gott erbarme! — was fangen wir nun an?

Trap. Laßt uns wenigstens in Eil auf Marienburgs Vertheidigung denken.

Erst. Ritt. Vielleicht, daß sich die Heiligen unser annehmen!

Zweit. Ritt. Oder Plauen kömmt.

Großcomth. Ach, immer fürchte ich der Feindseligkeiten Ausbruch, und mein Herz weissagt's mir, wir werden diesmal nicht dem Verderben entgehen.

Thorn.
Ordensschloß.

Hans, Gabriel, Stiber und George von Boysen. Niederhof. Stargard. Hitfeld. Pilgrim. Jordan. Ziegenberge und die übrigen Verbündeten.

Boysen.

Ich freue mich, lieben Freunde! euch hier schon in dieser eroberten Veste versammelt zu sehen und hier den Bericht meiner Gesandtschaft abstatten zu können.

Niederh. Wir habens erfahren, welche Hinderniße ihr überwunden habt.

Boysen. Der Orden hatte mit Hülfe des Treßlers eine große Parthey unter den königlichen Räthen gewonnen. Einige Bischöfe, an deren Spitze der Cardinal Sbignäus stand, waren uns besonders gefährlich, da sie eine lautere Absicht vorspiegelten und den Eid, wegen des ewigen Friedens, zu brechen weigerten. Eine andere Par-

they, unter Anführung des Woywoden Thorzin, ſuchte Aufſchub, forderte, die Sache ſollte auf dem Reichstage öffentlich verhandelt werden, und da hätte der Orden leicht mit geringem Gelde ſich mächtigen Anhang erkaufen können. — Ein entſcheidender Schritt mußte gethan werden. Ich erklärte nun: daß wir bereit wären, den Schutz beim böhmiſchen Könige Uladiſlaus zu ſuchen, den uns die Pohlen verweigerten. Darauf wollte mans nicht ankommen laſſen und ſo einigte ſich der König mit uns.

Brabant. Und ernannte euch zum Gubernator des Landes, um es mit königlicher Gewalt zu regieren?

Stibor. Bruder! wir wollen laut unſerer Privilegien Inhalt leben, unter dem Schutze eines Königs ſtehen; aber keiner der Unſern ſoll über uns herrſchen.

Poyſen. Ich bin kinderlos, kann folglich nicht für der Meinigen Erhebung ängſtlich ſorgen bin durch mein Alter dem Grabe nah' und habe mehr als ich bedarf — bin von euch geliebt, habe noch nie meinen Rath durch euch verwerfen geſehen: — was könnte mich alſo zur Herrſchſucht verleiten? Aber da ich den ganzen Bund vertrat, da ich alle Gefahr allein auf mich lud — da fühlte ich's auch, wie viel ein Mann dem Vaterlande

nützen könne. Wenn ihr nun unter den Eingebornen selbst so einen Stellvertreter habt, der, durch die Räthe des Landes gebunden und beobachtet, nicht weiter gehen kann, als ihm Recht und Gesetz gestatten, wenn dieser Mann erst jeden polnischen Befehl prüft, wenn er gegen des Landes Ordnung ist, durch abschlägige Antwort den Haß bloß auf sich, nicht aufs Land ladet, wenn er, dessen Befehl jeden streitbaren Mann des Landes aufbieten kann, hiedurch selbst dem Schutzherrn furchtbar wird, indeß er selbst von euren Tagfahrten abhängig bleibt; wenn ich, der gerade nichts weiter als des Vaterlandes Freiheit und Glück wünsche, jetzt in dem gefährlichsten Zeitpunkte diese Stelle übernahm — that ich Unrecht?

Ziegenb. Heil unserm Gubernator, Hans von Boysen!

Alle. Unserm Gubernator, Hans von Boysen, Segen und Heil!

Boysen. Dank euch, lieben Freunde! und hier ist die Vereinigungsschrift, durch Königliche Unterschrift befestigt — ganz nach eurer Vorschrift abgefaßt. Ob sie die Polen beständig halten, nie anders als wir auslegen werden, das mag Gott wissen. So viel aber weissage ich zum voraus, sollten sie unsern Privilegien Eintrag thun wollen: so werden sie mit Abschaffung des

Gubernators anfangen. — So viel von meiner Gesandtschaft, und nun laßt mich von euren Thaten hören. Ihr, Freund Hitfeld, habt, wie ich höre, die erste verübt.

Hitfeld. Auf eures braven Bruders Stibor von Boysen Anordnung; ihm gebührt also der Bericht.

Pilgrim. Was geschehen ist, verdanken wir alle dem braven Stibor.

Ziegenb. Erzählt selbst, oder ich will euer Lob so verkünden, daß wenn euch zehn Trometer in die Ohren bliesen, es nicht ärger erschallen könnte.

Stibor. Was sind da viel Worte zu machen! Kaum war't ihr Gesandten nach Pohlen gezogen, da warf auch der Orden alle Verstellung von sich. Hier ward eines Ritters Hof abgebrannt, dort das Vieh und Getreide mit Gewalt genommen und zur vorräthigen Bespeisung einer Burg gebraucht. Wer sich widersetzte, der ward erschlagen, wer dagegen redete, den warf man in Fesseln und laut verkündete man uns: sey nur erst Plauen mit der deutschen Fürsten Heer im Lande, dann wolle man uns zeigen, daß wir nicht freie, sondern des Ordens eigene Leute wären. — Sollten wir das abwarten? — Ich dachte nein! und gab das Zeichen zum Angriff. Der Herr

Kommendator zu Thorn hatte Gäste zur Fastnacht geladen und damit's den Herrn an nichts gebrechen mögte, liefen die Knechte durch die Stadt und suchten feile Dirnen. Das erfuhr Hitfeld; einige braven Jünglinge, unter diesen sein Sohn, legten Weibskleider an, verbargen darunter das Schwerd und giengen nach der Burg, indeß unser alte Freund Hitfeld ihnen mit Gewaffneten nachschlich. Die Wache sah die willkommenen Gäste und wähnte nichts Arges. Da zogen die vermeintlichen Dirnen ihre Schwerdter hervor — niedergestoßen ward die Wache, das Schloß von den Bürgern besetzt. Wer von den Gästen nach dem Schwerdt griff, dessen Brunst kühlte ein unversehener Aderlaß, und der Marschal, drei Comthure und was sonst von Rittern zugegen war, fiel oder ward gefangen. Ein Feuer vom höchsten Schloßthurme verkündete den Sieg und denkt euch die Freude: von Garnsee, Graudenz, Culm und allen benachbarten Vesten, sahen wir in der nemlichen Nacht, schon alle unsere Zeichen erwiedert. Sechs und funfzig Ordensvesten waren innerhalb acht Tagen durch Sturm oder Ueberfall in unsern Händen. Das einzige Schloß zu Elbing widerstand mit Muth; aber Pilgrim trieb auch bald die Besatzung zu Paaren. Von Königsberg und andern Vesten zogen die Ritter gutwillig ab. Marienburg, Stum

und Conitz sind einzig noch in den Händen des Ordens: übrigens ist das Land unser!

Boyſen. Ihr habt viel gethan! — und wer hat die eroberten Vesten besetzt?

Pfersfeld. Verzeiht, edler Gubernator, daß ich euch die Frage beantworte. Viele der eroberten Vesten sind von den Bürgern besetzt, viele aber von der Ritterschaft, die sich erbietet, der Städte Schutzherr zu seyn. — Soll das so hergehen, Gubernator, so ist nur der Oberherr getauscht und statt der Ordensritter ist dann die Ritterschaft des Landes Herr worden. — Wozu diese Vesten, deren sich der Orden zur Bändigung der Bürger bediente. Den freyen Bürger darf niemand bändigen: er wird für seine Rechte und seinen eigenen Heerd schon von selbst seinen letzten Blutstropfen hingeben; und sein Muth wird dem Feinde furchtbarer, dann jede Veste seyn.

Brixen. Wie könnt ihr's wagen, den ganzen Ritterstand in solchen Verdacht zu bringen?

Gabriel. Nicht den ganzen Ritterstand! aber wer sich mehr Gewalt anmaaßt, als ihm zukömmt, der verdient Verdacht.

Pfersf. Ich rieth den Danzigern, ihre Burg abzubrechen, sie haben meinen Rath befolgt.

Brixen. Ihr schmeißt euch an die Danziger, weil sie euch und den euren alle beweglichen Güter des Bodens ließen.

Pferdf. Das habe ich zu hören erwartet. — Hier, Gubernator, ist das Verzeichniß aller Ordensgüter aus der Burg zu Danzig. Der Rath überließ sie uns Rittern; ich habe sie getheilt, nach Billigkeit und Recht — hier ist auch verzeichnet, was auf meinen Theil fiel. Noch ist alles unversehrt, ich trete es dem Lande zu den bevorstehenden Kriegskosten ab, und stehe nun hier so arm, als ich nach Preußen kam, besitze nichts als dies Schwerdt, womit ich jede Lästerzunge bändigen kann! — und habe mir nichts erworben, denn des Ordens Haß und Verfolgung.

Boysen. Und jedes Biedermann's Liebe und herzliche Achtung. — Lieben Freunde! Pferdfelder hat weislich gerathen. Die bey jeder Stadt liegende Burg gehört der Bürgerschaft, sie mag solche besitzen und vertheidigen oder schleifen, wie's ihr Vortheil erheischt und so wenig ichts zugeben werde, daß die Bürgerschaft die Ritterschaft beleidige; so wenig werde ich auch der letztern, sey es auch nur der Schein von Herrschsucht gestatten.

Stargard. Dann wird auch Friede und Eintracht unter den Verbündeten herrschen.

Boysen. Diese sind uns um so nothwendiger, weil Plauen seinen Zug beschleunigen, alle Freunde des Ordens bey der Nachricht von seinen

Unfällen auf uns losstürzen werden. Jezt, liebem Freunde, steht uns der härteste Strauß bevor.

Jordan. Vielleicht gelingt es uns, den Orden ganz aus dem Lande zu treiben, ehe die deutsche Hülfe ankömmt.

Boysen. Das wäre herrlich!

Starg. Einen beträchtlichen Haufen unserer Bürgerschaft könnte ich vor Conitz führen.

Boysen. Ein polnisches Heer ist eben dahin im Anzuge.

Stibor. Ich könnte mit den Aufgebotenen von der Ritterschaft vor Marienburg rücken, wenns nur die Danziger von der andern Seite einschließen wollten.

Niederhof. Auch das wollen wir auszurichten suchen.

Pilgrim. Und ich will die Elbinger bewegen, daß sie sich vor Stum legen.

Boysen. Mich freut eure Bereitwilligkeit und euer Muth, laßt doch beide nicht sinken, wenn uns auch ein Unfall zustoßen sollte. Glaubt nicht, der Krieg werde sich schnell endigen; nur unerschütterliche Beharrlichkeit wird unsere Feinde demüthigen.

Marienburg.
Zimmer im Schloß.

Hochmeister. Großcomthur. Trapierer.

Großcomth.

Es ist sicher: unsere Kundschafter sind mit der Nachricht zurückgekommen, daß die Danziger in's Werder gefallen. Sie sollen vieles Geschütz mit sich führen.

Hochmeist. O ihr Heiligen! — was wird aus uns werden?

Trapier. Nur unverzagt! — Als die Schlacht bei Tannenberg verloren war, behauptete der würdige Orden zuerst nur Marienburg und kam doch in der Folge wieder zum ganzen Lande.

Hochmeist. Gebe Gott, daß es abermals so gelinge.

Großcomth. Die Rede läuft auch, daß sich eine große Menge von Land und Städten bey Osterode versammle.

Trapier. Ich will euch noch mehr sagen: Ein Mönch, der Gott und die Heiligen fürchtet, hat mir's berichtet, daß der wilde Stibor von Boysen sich als ihr Heergrafe führen und nennen lasse und gerade aus erkläre: daß es auf Marienburg gemünzt sey.

Hochmeist. Wenn uns dieser noch von der andern Seite einschließt, wird es uns nicht an Lebensmitteln gebrechen?

Trapier. Wir sind mit allem reichlich versehen. — Sprecht nur der Besatzung Muth ein und so Gott will, vertheidigen wir uns bis Plauen und die schlesischen Fürsten zum Ersatz kommen.

Großcomth. Und sollte es Bischof Franzisfus so weit bringen, daß päbstliche Heiligkeit die Verbündeten mit dem Interdikt belegte, dann wird sich mancher von ihnen trennen und auf unsere Seite neigen.

Burg Kargay.

Boysens Zimmer.

Hans von Boysen. Barbara von Wepern und Cyprianus.

Boysen.

Liebe Tochter! du ersetzest mir meiner Kinder Abgang. —

Barb. Und ihr Vaterstelle — Wie sollte ich arme Waise meine Zuflucht nehmen, wenn ihr edler Mann nicht für mich sorgtet?

Boysen. Daß ich dich doch so ganz glücklich machen könnte! — Nun, was ich nicht vermag, wird dein Conrad einst thun; sobald er vom Heere zurückkehrt, will ich euer Hochzeitfest begehen.

Cyprian. Das Gott verhüte! Ist Conrad gleich kein geweihter Priester: so ist er doch ein Gelobter des Herrn und mag sich deshalb nicht beweiben.

Boysen. Er wirds aber dennoch thun.

Cyprian. Kann nicht! — ist wider der heiligen Kirche Satzung.

Boy-

Boyſen. Es wird ſich manches in der Welt ändern und wer weiß, ob nicht noch einſt die Zeit erſcheint, daß alle Ritter ihre Gelübde und Mäntel von ſich werfen —

Cyprian. Das St. Franziskus und St. Antonius verhüte! — Lieber Herr! ihr habt ſo ſündliche Gedanken und ſeyd nicht einmal wohl auf. Denkt an euer hohes Alter und daß ihr hinfahren könnt, ehe man eine Hand wendet.

Barb. Macht doch nicht ſolche ſchreckliche Gedanken in uns rege!

Cyprian. Iſt meines Amts, als Seelſorger.

Boyſen. Hört einmal, das Wort mag ich nicht leiden. Wer nicht ſelbſt für ſeine Seel' ſorgte und tauſend Pfaffen zu ſeiner Seele Vormünder beſtellte, er würde meines Bedünkens doch gar übel dabey fahren.

Cyprian. Iſt Ketzerey! denn habe Bullen und Breven geleſen, worin Seelſorge zu Latein Cura animarum ausdrücklich geſchrieben ſtehet; und was päbſtliche Heiligkeit ſchreibet, iſt gut, erſprießlich, edel und löblich und kann nicht trügen. — Ach lieber Herr! — wollt' euch einen weiſen Rath geben — es will gar böſe Zeitung verlauten!

Boyſen. Nun! was für welche?

Cyprian. Das päbſtliche Heiligkeit, auf Anſuchen des heil'gen Cardinal Ebignäi und des

frommen Bischofs Francisci, die Verbündeten sammt und sonders mit dem Interdikt zu belegen entschlossen sey.

Boysen. Das habe ich längst gewußt.

Cyprian. Und euch darob nicht entsetzet?

Boysen. Warum sollte ich?

Cyprian. Nun — das gehet zu weit! — Wisset ihr auch, was da geschehen wird, wenn der Herr Bischof das Interdikt publiciret? In eurer eigenen Capelle werde ich das Altarblatt aufnehmen, die Bildnisse der Heiligen bedecken und keine Glocken werde ich läuten lassen.

Boysen. Und dann werde ich das Hochaltarblatt wieder einsetzen, die Bildnisse enthüllen und die Glocken ziehen lassen.

Cyprian. So? — dann will ichs euch zeigen, daß die Priester des Herrn sich nicht verspotten lassen. Keine Handlung des Gottesdienstes werde ich verrichten. —

Boysen. Dann werde ich euch ins Burgverlies setzen und so lange mit Brod und Wasser kärglich speisen lassen, bis ihr wieder eures Amtes pfleget; und ihr mögt's allen widerspenstigen Pfaffen verkündigen: so wirds jedem wiederfahren, der hier im Lande sich der Ordnung widersetzen will; und wer Aufruhr oder Zwiespalt erregen will, wird mit dem Tode bestraft, er sey Pfaffe oder Laie.

Cyprian. Lieber Herr! ihr seyd von grosser weltlicher Macht; aber wenn ihr dergestalt der Priesterschaft mitspielt: so denket an euer Sterbestündlein — wenn euch der Tod mit seiner Hippe zu Häupten und Satans Engel, mit eurer Sünden Schuldregister zu Füßen steht, kein Priester des Herrn sie durch Gebet von dannen treibt — ja wenns nicht einmal so arg geht — wenn nun kein Engelein erscheint, eure arme Seele gen Himmel zu tragen — was werdet ihr dann thun?

Boysen. Wenn mein Gewissen mir keinen Vorwurf macht, den Tod nicht scheuen, weil er einmal allen Menschen gemein ist; über den Satans Engel, wenn er mich schrecken will, allenfalls lachen, daß er so einfältig sey zu glauben, ich könne mich fürchten: und wenn kein Engelein erscheint, dem lieben Gott dafür danken, daß ers meiner Seele zutraue, sie werde den Himmel auch ohne Botben finden können. — Aus diesem letzten Grunde kann ich euch hier auf Erden auch entbehren. —

Marienburg.
Zimmer im Schloß.

Hochmeister. Großcomthur. Trapierer. Ulrich von Gleichen.

Ulrich.

Ihr könnt meinen Worten glauben, die Pohlen litten bei Conitz eine völlige Niederlage.

Trap. Und die Verbündeten?

Ulrich. Litten wenig; denn sie vertheidigten sich treflich und zogen sich, als die Pohlen wichen, sehr geschickt zurück. Unsere Reiter wagten es einigemal sie anzugreifen; aber bey ihrem vielen Geschütz' vermochten wir nichts auszurichten.

Trap. Wie aber kamt ihr durch die Belagerer?

Ulrich. Ihr wißt, daß Hans von Gleichen die Söldner der Danziger befehligt, zu diesem ver-

fügte ich mich, unter dem Vorwande, meine Waffen unter meinem Vetter zu versuchen, und sobald ich nur die Gelegenheit absah, entwich ich zu euch.

Trap. Jetzt wollen wir die Siegespost selbst unsern Feinden verkünden. Wie wird unser Jubel Stibors Stolz kränken!

Ulrich. Noch eine Nachricht, die wir durch Gefangene erfuhren. Haus von Boysen, das Haupt der Verbündeten, liegt krank darnieder.

Trap. O ihr seyd ja ein ganz herrlicher Bothe!

Hochmeist. Wie dieser wird keiner dem Bunde mehr vorstehen. Er ist alt genug, und reif zum Grabe; stirbt er, so mag der Orden ein Freudenfest anstellen.

Großcomth. Glaubt das nicht; Boysens Geist wird auf seinem Geschlechte ruhen; Stibor, Gabriel und Georg, werden sicher in seine Fußstapfen treten. — Ueberhaupt sind unter den Verbündeten Männer, die, wenn's gleich unsere Feinde sind, doch große Fähigkeiten und Kräfte besitzen.

Trap. Die Niederlage wird sie schon demüthigen.

Hochmeist. Ich fürchte nur, daß sie um desto halsstarriger werden.

Großcomth. Die Häupter des Bundes haben die Wahl: wenn sie in unsere Hände fallen, durch den Henker umzukommen, wenn sie sich hartnäckig vertheidigen, vielleicht zu siegen; oder auf dem Schlachtfelde zu sterben — und bey meinem Rittereide! — sie werden das letztere der Unterwerfung vorziehen.

Hochmeist. Allein, wenn wir ihnen nun vortheilhafte Bedingungen anbiethen sollten?

Trap. Wollt ihr euch selbst erniedrigen, da der Sieg euch die Empörer in die Hände liefert!

Großcomth. Sie werden auch keinen Verheißungen trauen, daher ist hier nur die Wahl: die Verbündeten siegen und richten uns zu Grunde, oder, wir siegen und verwandeln das Land zur Wüste.

Hochmeist. Wehe dem Landesherrn, der nur zwischen eigenem Verderben und dem seiner Unterthanen, die Wahl hat!

Trap. Wehe aber auch dem Volke, das nur auf des Landesherrn Verderben seine Wohlfahrt zu gründen glaubt!

Großcomth. O! daß Regent und Volk das Schreckliche dieser Wahrheit ewig fühlen! Volksdruck und Volksempörung aus der Welt verbannt seyn möchten!

Burg Kargau.

Boysens Zimmer.

Boysen. (auf dem Krankenlager) Stibor. Gabriel. George. Stargard und Jordan. nachher Pfersfelder. Barbara und Cyprianus.

Stargard.

Schändlich flohen die Polen! — Es ist wahr, Planen fockt mit den Seinigen wie ein Wüthender; er brach mit tausend Reuter durchs polnische Heer bis in die Stadt, und fiel mit der Besatzung aus Cenitz, den Polen in den Rücken. Auch Herzog Balthasar von Sagan, focht wie ein Löwe; aber er fiel — schon sank der Muth

der Seinigen, als die Pohlen flohen. Bald wäre der König gefangen.

Stibor. Mir blieb nun nichts übrig, als Marienburgs Belagerung aufzuheben.

Jordan. Als die zu Marienburg ihr Fähnlein ausstecken, zu Trometen und Pauken begannen, um uns die Siegespost zu verkünden — o! ich hätte drauf losstürmen mögen, uns zu rächen!

Boysen. Und wie denken die Verbündeten nach dieser Niederlage?

Gabriel. Allgemein ist das Bestreben, durch verdoppelte Anstrengung der Kräfte, den Fehler gut zu machen.

Stara. Danzig wird nicht wanken, wenn auch die Pohlen noch zehnmal davon laufen sollten.

Jordan. Es ist eine Freude zu sehen, wie sich jetzt ein jeder rüstet.

Boysen. Nun — wenn's so beschaffen ist, so sterbe ich mit Freuden; aber, lieben Freunde! nehmt von mir noch zuletzt diese Warnung an: ist einst der Kampf geendet und lebt ihr in Frieden — dann wacht strenge über eure Rechte, sucht die Verletzung des Geringsten zu hindern: dann gebt ihr den Pohlen nach, so werden die Enkel der freyen Bürger zu polnischen Leibeigenen ausarten.

Starg. Die Pohlen werden vor unsern Waffen Achtung behalten.

Boy-

Bosen. Lieber Bruder! — ich ehre deinen Muth; zwingt ein Tyrann, der jedes Recht verachtet, den Menschen zum Thiere herabwürdigt, uns zur Selbstvertheidigung, dann werde auch nichts geschont, es gelte Leben und Leib. Aber hütet euch für einen innern Krieg! wenn der Unterthan gegen den Regenten, ein Bürger gegen den andern kämpft: dann ist auch kein Gräuel so groß, daß er nicht verübt werden sollte. Deshalb, lieben Freunde, auch Mäßigung! — das ist wohl mein lezter Rath, folgt ihm und eurem Gewissen, damit ihr auch einst getrost sterben könnet.

Stibor. Bruder! — wer wird alles leiten wenn du uns verläßt?

Bopsen. So lange der Krieg wüthet, binde ich dir, Stibor, das Land auf die Seele: erkämpfst du Frieden, dann höre weisen Rath und laß dich nicht durch Hitze leiten. — Jezt mag Pfersfelder und Barbara kommen.

Gabriel. Sie harren mit Sehnsucht, vorgelassen zu werden. — Ich will sie rufen. (ab)

Jordan. O, daß ihr doch nur noch so lange lebtet, bis ich euch noch die Nachricht von einem Siege der Unsern bringen könnte.

Bopsen. Er würde mir viel Freude machen; aber daß ihr nach einer erhaltenen Niederlage nicht den Muth verliert, dem Feinde mit doppelter

Kraft entgegen geht — das, lieber Jordan, bleibt die herrlichste Botschaft, die ich noch vor meinem Ende hören konnte.

Die Vorigen. Barbara von Wepern. Pfersfelder. Gabriel v. Boysen und Cyprianus.

Cyprian. Lieber, hochgeborner Herr und Gubernator! ihr seyd auf Erden großmächtig; aber da euer Stündlein so nahe herbeyrükt; so vergesset doch nicht über die weltlichen Händel, was zu der Seelen Heil nüzlich und gedeihlich ist.

Boysen. Laßt mich in Frieden; ich will Gutes thun, so lange ich vermag und das ist ja die beste Vorbereitung zum Himmel.

Cyprian. Aber laßt euch deuten —

Stibor. Schweigt, bis man euch heischen wird, oder ich werfe euch zur Thür hinaus.

Boysen. Tretet näher Pfersfelder — auch du Barbara. Ich habe an Königliche Majestät nach Pohlen geschrieben, und hoffe, er wird euch die Lehen über Bazners Güter nicht versagen.

Pfersfeld. Wenn nur Barbara mich liebt, und glücklich machen will.

Barbara. Wenn ihr, edler Herr! es billigt, daß ich ihm meine Hand reiche und wenn ihr glaubt, daß auch Vater Bazner, wenn er

gelebt hätte, solch Band gebilligt haben würde —

Boysen. Er hätte über euch seinen Segen ausgesprochen, wie ich jezt den meinen. — Stibor — Gabriel —. seyd Väter dieses Paares.

Gabriel. Ich will das Vermächtniß gewiß treulich erfüllen.

Stibor. Bey Gott, das will auch ich!

Cyprian. Aber bedenket, daß der Ritter die Ordensgelübde abgelegt. —

Jordan. Wollt ihr nicht schweigen? —

Cyprian. Nur gemach! — ich muß doch meines Amts pflegen.

Pfersfeld. Boysen — guter edler Mann, dort jenseit des Grabes, giebt es Glück für die, so es verdienten — des bin ich überzeugt und so nicht Thränen über euch — nein, Freunde! weint über uns, daß wir ihn verlieren.

Stargard. Habt ihr noch etwas zu verordnen?

Boysen. Ich fühle, daß ich schwach werde — an Methas Seite — auch mein Grab —

Cyprian. Soll ich mit euch beten? — ach, seine Zunge wird starr, sein Auge bricht! — Wenn da nicht St. Franziskus Fürbitte hilft; so ist's um die arme Seele gethan!

Stargard. Nach seinen Thaten und Ge
sinnungen wird Gott ihn richten, und die waren ge
wiß immer edel und gut.

Pfersfeld. Wer da reines Herzens ist
wie er; nur handelt, wie es Ueberzeugung un
Gewissen gebeut, der ist rein vor Gott und de
Menschen. — O, Weib meiner Seele! die er mi
gab — Freunde, Streitgefährten! wohl und
wenn wir einst leben so wie er;

Stargard. Und so getrost dahin scheiden
so wie er. — Seht, sein lezter Athemzug!

Stibor. Bruder! Bruder! — wie sol
ich dich dem Vaterlande ersetzen!

Ende.

8098.

Das

Kloster zu Vallombrosa.

Meyer's Buchhandl.

Von

Ludwig von Baczko.

Preußische Staatsbibliothek Berlin
1148.
M. 1.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1805.

Vorrede.

Es war im Geiste unserer Vorfahren, eine Sache, die sie nicht mehr zweckmäßig fanden, nicht sogleich nieder zu reissen, sondern so lange auszubessern, bis sie solche nützlich und mit ihren Begriffen übereinstimmend fanden. Deshalb wollte Luther den Katholicismus nicht vernichten, sondern nur reformiren; und eben dieser wackere Mann stellte auch in seinen Predigten, die

Carlstadts Heftigkeit veranlaßte, den Grundsatz auf, daß Misbrauch allein zur Abschaffung einer Sache nicht hinreichend berechtige. Dagegen ist es Genius unseres Zeitalters, alles, was uns mißfällt, nieder zu stürzen, und es dem Zufall zu überlassen, ob die Materialien zu etwas Besserem verwandt werden, oder ob sie uns und unsern Enkeln verloren gehen. Diese Gedanken und eine Meinung Zwingli's, dieses edelmuthigen Reformators, der gewiß nicht leise auftrat, erzeugte die Idee zu diesem Werke. Zwingli nämlich meinte, was einmal zu religiösem Gebrauch bestimmt sey, bleibe ewig Gemeingut, worüber dem Staate nur die zweckmäßige, dem Zeitalter angemessene Verwendung obliege. Mit Wehmuth betrachtete ich daher die Aufhebung

der Klöster, nicht als ob ich ein schwärmerischer Anhänger des Katholicismus wäre, als ob ich die Klöster für das, was sie eigentlich seyn sollten, vielleicht werden könnten, für Wohnungen der Moralität, der Ruhe und des innern Friedens hielte. Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß auch hier nicht selten niedrige Leidenschaften ihr Wesen treiben; aber traurig bleibt es doch immer, daß dieser zu einer guten und frommen Absicht bestimmte Fonds, ohne welchen die Staaten bisher doch immer bestanden, gegen den Willen der Stifter der Religion, das ist der moralischen Vervollkommnung des Menschengeschlechts verloren geht. Sollte selbst in unsern Zeiten, wo die Menschen bei erhöhtem Luxus und unaufhörlichem Ringen nach sinnlichem Genuß

durch Vorurtheil und Leidenschaft irre geleitet, in einem einzigen Augenblicke oft alles verscherzen, worin so mancher deshalb niedergebeugt und verstoßen, mancher auch nur, weil er eine schreckliche Zukunft vor sich sieht, sein Leben durch Verzweiflung und Selbstmord endet; sollte in diesem Zeitalter nicht eine Art von Klöstern wünschenswerth seyn, worin der Mensch, wenn die Welt für ihn, er für die Welt nichts Anziehendes mehr hat und sein äusseres Wirken aufhört, desto mehr auf sein Inneres wirken, noch in gewisser Hinsicht gemeinnützig werden, und so in Frieden seine Sterbestunde erwarten könnte? Mir schwebte ein solches Bild vor meiner Phantasie und erzeugte die Idee des Klosters zu Vallombrosa. Rückerinnerungen aus meiner Ju-

In den letzten Tagen des Jahrs 1796 da
ſchien, nachdem Bonaparte bereits ſo viel in
Italien geleiſtet hatte, ſein Verderben, wenn
ihm das Glück einigermaſen den Rücken zu-
gekehrt hätte, unvermeidlich zu ſeyn. Freilich
war ein groſſer Theil Italiens durch den ſüſſen,
ach! ſo oft nur täuſchenden Namen der Frei-
heit gewonnen; ſo mancher, der bisher unter
dem Drucke geſeufzt hatte, ſo mancher, dem
noch ein ſchönes Bild aus Roms goldnen Zei-
ten aus der blühenden Periode von Mailand,
Piſa und Florenz, Genua und Venedig vor
der Seele ſchwebte, war zum innigſten Ver-
ehrer Frankreichs gemacht worden, unter deſ-
ſen Fahnen jetzt ſchon mancher edle Italiener

kämpfte. Nicht so dachte der große Haufen. Dieser, dem ungewohnte Freiheit beinahe eben so lästig fiel, als manchem ungewohnte Sklaverei, wagte es sich nicht jenen Fesseln zu entwinden, worin Roms Hierarchie seit Jahrhunderten den menschlichen Geist geschmiedet hatte. Die Geistlichkeit in Gefahr jene Fülle des Genusses einzubüßen, wobei sie sich bisher so wohl befunden hatte, bot alles auf, um Siegern entgegen zu wirken, die nicht allein dem Aberglauben gefährlich wurden, sondern auch alles niedergerissen hatten, woran die Ruhe des Schwachen hing. Selbst mancher redliche Geistliche, der es fühlte, daß der Mensch nicht immer von Vernunft, daß er weit öfter von sinnlichen Eindrücken und seinen Gefühlen abhänge, sah mit Wehmuth, daß so manches zur Sache des Verstandes umgemodelt wurde, welches nach aller Stimmung des menschlichen Geistes nur Sache des Herzens und Gefühls bleiben konnte. Er sah, daß alles niedergerissen, dem großen Haufen

besseres dargeboten wurde, und mancher
he, der gern seinen Blumengärten hin-
n hätte, wenn darauf zur Labung des
stigen der Weinstock und der Oelbaum
flanzt worden wäre, wenn es gleich be-
ch blieb, ob sie in diesem Boden gedei-
könnten, sah mit Wehmuth auf den
willen, der die Blumen zwecklos nieder-
blos, weil auf diesem Platze etwas nütz-
es stehen könnte. Die redlichsten, auf-
testen Diener der Kirche duldeten des-
schweigend und in sich gekehrt; doch harr-
ie auch mit Vertrauen auf die Vorsehung,
deren weisen Plan der Sturm den gifti-
Nebel zerstreut; und so überzeugt, daß in
Kirche noch so manches zu bessern sey,
en sie, daß aus dem vielen Niedergeriss-
das Nützliche und Unentbehrliche wieder
ben, nur das Ueberflüssige verschwinden
e. Getrost überliessen sie alles der Lei-
der Vorsehung, und weder durch Stolz
Selbstvertrauen zu dem Wahn verleitet,

ihr vorarbeiten, ihre Plane befördern zu wollen, überließen sie alles der Fügung eines höhern Wesens, dem sie mit ruhiger Ergebung ihr ganzes Schicksal anvertrauten. Aber gerade deshalb hatte auch der wüthende Priesterhaufen ungehinderten Spielraum. Er nannte seinen Haß gegen die Menschen, die sein Einkommen verkümmerten, und seinem Haupte den unverdienten Heiligenglanz abnahmen, Eifer für Gott und die Kirche. Der grose Haufen, nicht mit dem Gedanken vertraut, selbst für seine Seele zu sorgen, sondern im Priester den Boten des Himmels zu ehren, gab den Einredungen dieser Priester Gehör. Allein die ersten Versuche verunglückten. Noch rauchten die Trümmer von Binasko, das sich im Rücken der Franzosen empört hatte und deshalb zerstört war. Pavia's Wiedereinnahme durch die Franzosen hatte die Flamme des Aufstandes erstickt, aber bei weitem noch nicht den Funken, durch den diese Flamme wieder ausbrechen konnte.

Jetzt war Bonaparte im Gedränge; der
ſt rüſtete ſich. „Gott und die Kirche for-
euren Dienſt,“ murmelten leiſe die Prie-
und bei einem entſcheidenden Unfalle des
zöſiſchen Heeres hätte der groſse Haufen
dig zu den Waffen gegriffen. Ihn zu zü-
, mußte Bonaparte einige kleine Corps
ücklaſſen; und General Valiere erhielt von
den Auftrag, eine feſte Stellung am rech-
Ufer des Po zu wählen, von dort aus,
weit er reichen könnte, jeden Keim der Em-
ung zu unterdrücken, und aufs äuſſerſte ge-
ingt, ſich wieder über den Po zurück zu zie-
n. Valiere hatte unter der königlichen Re-
rung alle Vortheile in Frankreich genoſſen,
damals Gunſt des Hofes und mächtige
erwandte oft beinahe ohne eignes Zuthun
rſchafften. Er war noch vor dem 30ſten
ahre Chef eines Regiments, und weil er mit
nem ſanften gefühlvollen Herzen und einem
urch Erziehung gebildeten Geiſte ſich in ſeiner
Garniſon unter dem ſchönen Himmel der Pro-

vence glücklicher als bei den betäubenden Vergnügungen der Hauptstadt fühlte, so war er beim Ausbruche der Revolution mit dem, was dort vorging, zum Theil unbekannt. Eifrig ermahnten ihn alle seine Verwandten mit ihnen zugleich das Königreich zu verlassen, wozu selbst einige Offiziere seines Regiments Neigung verriethen. Aber sein gesunder Verstand konnte sich von der Nothwendigkeit dieses Schritts nicht überzeugen. Ich kann, sagte er, ohne die Treue, die ich dem Vaterlande gelobte, zu brechen, die Stelle, auf die es mich setzte, nicht eigenmächtig verlassen. Ich sehe ein, daß es vielleicht meines Arms und Kopfs bedürfen wird. Allein je näher ich ihm bin, um so mehr kann ich ihm durch beides nützen. Auch schlug sein Herz voll Wärme bei dem Gedanken, daß sein Vaterland jetzt die vollkommenste Staatsverfassung erhalten, daß Weise, für Gesetzgebung und Religion thätig, Frankreichs goldenes Zeitalter herbei führen würden. Bei diesem schönen Bilde sel-

ner Phantaſie überſah er anfänglich ſo manches Uebel, fand zuletzt, daß es zu ſpät ſey, dem Strome entgegen zu ſchwimmen, ſah ſein Vaterland überall bedroht und glaubte nun, es ſey die heiligſte Pflicht des Kriegers, zuerſt Ruhe vor auswärtigen Feinden zu erkämpfen. Er warf freilich manchen Blick voll Wehmuth auf die innern Gräuel, wenn er das Laſter ſiegreich, die Tugend jammernd und verachtet erblickte. Aber er vertraute der Leitung eines höhern Weſens; blickte nur vorwärts auf den Feind und that, was er, um dieſem zu widerſtehen, zu thun vermochte.

Gleichgültig betrachtete er jede Zerſtörung der poſitiven Religion, denn bei dem Verderben, das nach dem Beiſpiel des Hofes und der Hauptſtadt ſich von der höhern Geiſtlichkeit auf die niedere verbreitete, hatte er für Diener der Kirche nie jene Hochachtung gefühlt, die er nur dem Verdienſte und der Tugend ſchuldig zu ſeyn glaubte. Bekannt mit dem Geiſte der neueſten Schriftſteller ſeines Vaterlandes

hatte er bald nur Spott und Verachtung gegen eine Classe von Menschen gefühlt, die er zur Heuchelei und Volkstäuschung privilegirt glaubte. Aber selbst frei von stürmischen Leidenschaften und mit Achtung für Sittlichkeit und ein höchstes Wesen, war sein Herz jedem Eindrucke des Guten, Schönen und Edlen offen geblieben.

Bald aber harrten auch seiner sehr trübselige Stunden, und selbst sein Glaube an die Vorsehung begann zu schwanken. Er hatte selbst viel erduldet, viele Gräuel nicht zu hindern vermocht. Jetzt ward er angegeben, seinen ausgewanderten Verwandten ansehnliche Geldsummen übersandt zu haben. Er glaubte, daß es ihm kein Gesetz untersagen könne, Nothleidenden Almosen zu spenden. Dies zu verleugnen, hielt er seiner unwürdig, und harrte nun geruhig im Kerker zu Paris auf die Stunde, in welcher ihn das Revolutionsgericht zum Blutgerüste senden würde. Aber jetzt aus dem Kreise der Menschen und Ge-

ſchäfte gerückt, überdachte er auch die Gegenwart und Vergangenheit. Er ſah das Laſter ſiegen. Sein Glaube an die Vorſehung und Unſterblichkeit wurde hierdurch immer ſchwächer; und trübſelig wünſchte er oft, daß ſein ganzes Daſeyn nie ſtatt gefunden hätte. Jetzt ward ihm angekündigt, daß er am folgenden Morgen vor das Revolutions-Tribunal geſtellt werden ſollte; und an ſeinem Verdammungsurtheil zweifelte er nicht. Oft war er dem Tode auf dem Schlachtfelde ruhig entgegen gegangen. Jetzt ſollte er den Tod als Verbrecher dulden, und er ſchauderte zurück. Eine ſchöne Zukunft, die er ſich in ſo manchen Verhältniſſen geträumt hatte, war hingeſchwunden. Bei dem Gedanken an Unſterblichkeit, an Belohnung jenſeits des Grabes, ſchien in manchen Augenblicken ein Lichtſtrahl von Hoffnung zu erwachen. Aber er durchdachte die Vergangenheit, prüfte die Gegenwart; und dann ward es wieder ſchrecklich dunkel in ſeiner Seele. Einige Gefährten ſei-

nes Unglücks, und wahrscheinlich auch seines Todes, suchten die letzten Augenblicke ihres Lebens in Schwelgerei zu genießen, und spotteten zuerst verstohlen, bald bitter über ihn. Er achtete auf sie nicht. Zwei seiner Mitgefangenen hatte er zu Erben dessen, was ihm noch im Gefängnisse übrig gelassen war, bestimmt. Mit der äussersten Rührung erhielten sie jetzt von ihm dies Vermächtniß.

So war der Morgen des 27sten Julius 1794 angebrochen. Plötzlich öffnete sich die Thüre des Kerkers und alle Gefangenen durchschauderte freudiges Entsetzen bei der Nachricht, daß Robespierre gestürzt wäre. Baliere, der nun seine Freiheit wieder erhielt, wurde beim Heere in Italien angestellt, wo er sich bald allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Doch blieb ein gewisser Trübsinn in seiner Seele zurück. Er hatte während seiner Knaben- und Jünglingsjahre die Welt nur im rosenfarbenen Lichte kennen gelernt. Auch als Mann hatte ihn weder Gram noch Sorge

niedergebeugt. Er liebte die Menſchen; fühlte ſich glücklich, bis auf einmal das widrigſte Schickſal auf ihn losſtürmte. Der kurze Zeitraum, worin er ſo viel Böſes, worin er die Menſchen oft ſo verworfen handeln ſah, hatte ihn erſchüttert, und ihm beinahe allen Glauben an die Würde der Menſchheit geraubt. Noch war er zu gut, um die Menſchen zu haſſen; aber allmälig hatte ſich bei ihm eine gewiſſe Verachtung der Menſchen erzeugt; und ſein wohlwollendes Herz, das ſonſt überall Theilnahme fühlte, ſtumpfte ſich allmälig zur unempfindlichen Gleichgültigkeit ab, wozu denn auch wohl der Anblick des Krieges und des mannichfaltigen durch ihn erzeugten Elends das ſeinige beitrug.

Jetzt recognoscirte er mit einer kleinen Bedeckung den ihm angewieſenen Bezirk am rechten Ufer des Po, und die Gegend um das Kloſter Vallombroſa ſchien ihm zu ſeinen militäriſchen Zwecken vorzüglich geeignet zu ſeyn. Dies Kloſter war nicht mit auffallender Pracht,

aber in einem edlen Stile erbaut. Die Kirche, eine Rotunde, einem antiken Tempel gleich, lag in der Mitte des Gebäudes, und von den beiden Flügeln, die durch einen Säulengang mit der Kirche in Verbindung standen, diente der eine zur Wohnung des Abts, der andre zur Wohnung der Mönche und der Unterbedienten des Klosters. Die Vorderseite hatte die Aussicht nach einem Thale, das sich nach dem Flusse zu herabsenkte. Am Ufer in den fetten Wiesen weideten zahlreiche Heerden, und über dem schiffreichen Fluß und die weite stark bevölkerte Ebene am linken Ufer verlor sich zwischen prächtigen Landhäusern, Dörfern und Städten der Blick in blauer Ferne. Hinter dem Kloster neben der Kirche lag die Begräbnißstätte der Mönche. Sie war von dem geschmackvollen Garten, so wie das Grab des Redlichen, von der Hofnung des bessern Lebens umkränzt. Hinter dem Garten führte ein Lustwald bis zu den mit Oelbäumen und Weinstöcken besetzten Hügeln, die das Kloster

von der Rückseite in Form eines Halbzirkels umgaben, und es denen, die von Parma und Modena dahin kamen, bis sie in das kleine Thal gelangten, verbarg.

Valiere stand auf dem höchsten dieser Hügel und warf einen mitleidsvollen Blick auf die ganze Gegend. Hier, sagte er, kommt eine Batterie von 12, dort, indem er auf zwei andere Hügel wies, auf jeden eine Batterie von 6 Kanonen, und so erhalten wir ein kreuzendes Feuer gegen jeden überlegenen Angriff. Die andern Hügel werden mit Fußvolk besetzt; der Ueberrest des Corps campirt im Thale, wo wir, den Rücken an den Po gelehnt, uns den Uebergang durch Flußfahrzeuge sichern; das Kloster wird Lazareth; die Olivenbäume und das Lustwäldchen liefern das zur Verschanzung und Feuerung erforderliche Holz. Er bestimmte so eben seinen Adjutanten, was jeder hiebei auszuführen hätte. Da, sagte er im Unwillen, indem er zwei Mönche bemerkte, die sich ihm aus dem Lustwäldchen

näherten, da werden wir gleich Vorbitten und Gewinsel hören; aber umsonst; vermöchte ichs, alle Lasten des Kriegs würde ich diesen heuchlerischen Müssiggängern aufbürden.

Die Mönche näherten sich mit einem ruhigen freundlichen Blicke. Es waren zwei Greise, durch die Valiere und seine Begleiter zum Frühstücke ins Kloster eingeladen wurden.

Wir werden Ihnen, sagte Valiere, bald sehr unwillkommne Gäste seyn; mein Corps beziehe hier sein Lager.

Wir haben, erwiederte Paolo, der älteste unter den beiden Mönchen, kein Recht von der Güte der Vorsehung Verschonung von jenen Uebeln des Krieges zu fordern, die jetzt unser ganzes Vaterland drücken.

Aber, fuhr Valiere fort, Sie werden einen Theil des Klosters zum Lazareth einräumen müssen; und mit freundlicher Miene antwortete der Mönch: Aufnahme der Kranken ist eine der heiligsten Pflichten der Menschheit; und unser Kloster ist vielleicht in dieser

t noch mehr, als Sie erwarten, zu lei-
Stande.

liere wurde durch dieſe ruhige Hinge-
etreten; er faſte den Mönch ſchärfer
ge, indem er fortfuhr:

ieſe Oelbäume müſſen niedergehauen
und Ihr Wäldchen wird viel leiden.

er Mönch zuckte die Schultern. Ach!
rmer Abt; ſagte er unwillkührlich.

ndet er mehr hiedurch, fragte Valiere,
n Kloſter?

ein Herz! ſagte der Mönch. Doch faßte
bald wieder. Wäre es nicht, fügte er
nfter bittender Stimme hinzu, wäre es
ens nicht möglich ein Grab, das in ei-
inen Capelle in der Mitte des Waldes
und einige darum ſtehende Bäume zu
n?

aliere's Verwunderung ſtieg und äuſſerte
dem Tone dieſer Frage: Sie fordern
mehr? Das Plätzchen, ſagte der Mönch,
nſerm Abt am Herzen, und wird nur

dieſes erhalten, gern wollen wir vieles ohne Klage einbüßen.

Durch die lebhafte freudige Aeuſſerung irre geleitet, ſtieg aufs neue Valiere's Mistrauen. Wahrſcheinlich, ſagte er: ſind alſo wohl in dieſer Capelle die Koſtbarkeiten des Kloſters verborgen?

Keine, erwiederte ruhig der Mönch, keine für dieſe Welt.

Sie reitzen, fiel nun Valiere lebhaft ein, meine Neugierde.

Vielleicht, war die Antwort des Mönchs, wird unſer Abt Sie während des Frühſtücks am beſten befriedigen können; darf ich Sie zu folgen bitten?

Valiere verſandte einige Offiziere mit den nothwendigen Befehlen und folgte mit den übrigen. Sie gingen durch das Luſtwäldchen. Hier, ſagte Paolo, indem er mit dem Finger nach der einen Seite deutete, hier iſt das Plätzchen, um deſſen Schonung ich bat. Alle traten näher. Zwiſchen einigen hohen Pappeln,

pein, einigen babyloniſchen Weiden und Cypreſſen ruhte, auf acht korinthiſchen Säulen geſtützt, ein kleiner Dom, der blos das Grabmal, deſſen Anblick von allen Seiten durch die Säulen frei ſtand, gegen die Witterung ſchützte. Es beſtand aus einem einfachen Würfel von bläulich grauem Marmor. Eichenzweige umgaben den Würfel, das Symbol der Beſtändigkeit. Ein kleiner Obelisk ruhte auf dem Würfel und auf der abgeſtumpften Spitze war eine Urne von weißem Marmor. Auf jeder Seite des Obelisk war eine Platte von ſolchem Marmor eingelegt; und auf jeder Platte ſtand eins der vier Worte: Tod, Unſterblichkeit, Ewigkeit, Himmel; an der Seite des Grabmals waren zwei weibliche Figuren voll Anſtand und Würde, die Religion, die betend ihre Hände empor hob, und der Glaube, der mit gen Himmel gerichtetem Blick eine Siegespalme an den Fuß der Urne legte.

Was ſoll dieſe Innſchrift? fragte Valere. Der Gedanke an dieſe Gegenſtände, ſagte

Paolo, erheiterte das freudenlose Leben des Unglücklichen, der unter diesem Steine ruht; wenigstens aber, rief ein junger Officier, nach dem Grabmale zu urtheilen, kein Armer war.

Glauben Sie nicht, fiel Paolo ein, daß Gold und Genuß der Lebensfreuden einzig hinreiche, uns Seelenruhe zu gewähren.

Wahrlich nicht, fiel Valiere seufzend ein; und alle verließen das Grab. Am Eingange des Gartens empfing sie der Abt, ein Greis, mit einem sanften ausdrucksvollen Gesichte. Sein Wuchs war edel, in seiner Miene der Blick des Mannes, der Achtung gebietet; allein den majestätischen Ernst milderte ein schwermüthiges Lächeln, so wie es die Miene des Tugendhaften zeigt, der mit dem Vorgefühl der bessern Welt am Grabe seiner Lieben steht.

Ich bedauere, sagte Valiere, nach der ersten Begrüßung, daß mich die Nothwendigkeit zwingt, Ihr Kloster die Last des Krieges fühlen zu lassen.

„Nicht einzig, um eines Kloſters, um der Menſchheit willen, wünſchte ich, erwiederte der Abt, daß niemand dieſe Laſt empfände. Wir ſind keine Ausnahme zu fordern berechtigt; und was mein Kloſter zu leiſten vermag, ſoll ohne Murren und Widerſpruch geleiſtet werden.“ Sie traten in einen Gartenſaal, der ſich in der Mitte des Gartens auf einem kleinen Hügel erhob. Das von oben hineinfallende Licht verbreitete überall ein Helldunkel, das dem Auge wohl that; und die Kühle des Gemachs wurde in Italiens warmem Clima doppelt wohlthätig. Der ganze Saal hatte übrigens einen ſanften lachenden Anblick. Die Wände waren in große Felder getheilt, auf denen Freskogemälde reitzende Landſchaften darſtellten; und in den Ecken des Zimmers ſtanden zwei männliche und zwei weibliche Bildſäulen, ein Johannes und Petrus, eine Maria und eine Magdalena. Valiere, der näher trat, glaubte dieſe Bildſäulen, wenigſtens die Originale, anderswo geſehen zu haben.

Der Abt gestand, dies könnte häufig der Fall gewesen seyn; denn die Mitglieder seines Klosters, die sich mit bildenden Künsten beschäftigten, hätten es sich zum Gesetz gemacht, die schönsten Muster des Alterthums nachzuahmen, und so hätten schon mehrere Kenner Aehnlichkeit des Johannes mit dem Apoll von Belvedere, in den Zügen der Madonna mit einer im Herkulan aufgefundenen Muse entdeckt; den Kopf des Petrus dem des Laokoon und den Ausdruck in den Zügen der Magdalena, dem einer antiken Niobe ähnlich gefunden.

Jetzt wurde ein kleines Mahl aufgetragen, bei dem ohne Pracht, Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Auch die übrigen Mönche fanden sich ein. Ihre Zahl war nicht groß. Sie waren grösstentheils Greise; einige wenige im männlichen Alter; einige Jünglinge, aber nicht in Ordenstracht, reichten die Speisen und Getränke umher. Einer der Officiere

fragte, ob dies vielleicht Zöglinge für das Klo-
ſter wären.

Da ſey Gott für! antwortete einer der Mönche. Die Welt erzieht fürs Kloſter, denn dies iſt Ruheſtatt der Lebensmüden. Jeder Menſch iſt in der Welt zu wirken, für ſie thätig zu ſeyn ſchuldig; und nur erſt alsdenn, wenn ihn Zeit und Umſtände außer ſich zu wirken hindern, aufs innere Wirken beſchränken; nur dann glauben wir, daß es dem Menſchen erlaubt ſey, in klöſterliche Stille zurück zu treten. Dieſe Jünglinge aber ſind Waiſen, die wir deshalb aufnahmen, um ſie, in ſo weit es unſere Kräfte geſtatten, für dieſe und jene Welt zu bilden.

Valiere hatte auf Bitten, Klagen und Gewinſel der Mönche gerechnet. Er fand ruhige, auf jedes Ereigniß gefaßte Menſchen, für die er gerade wegen dieſer Ausnahme einige Achtung zu fühlen anfing. Ich will, ſagte er nach beendigtem Frühſtück, gern ſchonen, ſo viel ich vermag. Zeigen Sie mir

Ihr Kloster; denn ich will sehen, wie viel Sie davon entbehren können.

Sie gingen dahin über den Kirchhof, den nur eine grüne Hecke vom Garten trennte. Auch er war mit hohen Bäumen besetzt, zwischen denen einige Leichensteine hervorragten. Valiere trat an einen dieser Leichensteine und las: „Sanft und ruhig, wie Bruder Anselm hier lebte, ging er auch zum bessern Leben über, den 17ten October 1782.“ Er trat nah zu einem der Leichensteine. Seine Innschrift war: „Hier fand Bruder Jieronimo nach den Stürmen des Lebens Trost und Ruhe am 3ten May 1776.“ Sie gingen durch die Kirche, die sich durch einfache Majestät auszeichnete. Das hohe Gewölbe ruhte auf Marmorsäulen und einen Hochaltar von Verdo antiko mit einigen Verzierungen von Bronce schmückte ein einfaches Christusbild. Sie kamen zuerst in die Wohnung des Abts. Die schöne Aussicht reitzte sie an das Fenster zu treten. Sie sahen, daß Menschen von verschiedenem Alter

und Geſchlecht, aus dem untern Stockwerk kamen und mehrentheils ein Körbchen oder eine Flaſche trugen. Valiere erkundigte ſich nach dem Grunde, und unbefangen antwortete jetzt der Abt: es wären theils Kranke aus der Nachbarſchaft, theils Verwandte derſelben, die von dem Arzte und Wundarzte die erforderlichen Arzneimittel und für die, welche ſonſt aus Armuth nicht die vorſchriftsmäßige Diät beobachten könnten, Speiſen und Getränke erhalten hätten. Valiere wurde argwöhniſch. Er warf einen ſpähenden Blick auf den Abt. Sollte, dachte er, in dieſem allen nicht eine gewiſſe planmäßige Feinheit, dich zu täuſchen, zum Grunde liegen? Sollte es vielleicht nicht Abſicht ſeyn, dem Kloſter Hochachtung und hiedurch eine Schonung zu verſchaffen, die man auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu erreichen hoffen darf? und voll von dieſem Gedanken verfügte er ſich nach dem übrigen Theile des Kloſters.

Die Wohnungen der Mönche waren keine

bloße Zellen. Jeder hatte ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Nah waren ein paar große Arbeitszimmer für die, welche sich mit Bildhauerarbeit oder Oelmalerei beschäftigten. Auf dem höchsten Theil des Klosters war eine Sternwarte, und in einem Nebengebäude war ein Hospital für solche Kranken, die unaufhörliche Aufsicht des Arztes nöthig hatten, und in einem andern Gebäude die Wohnung der Waisenknaben, die das Kloster erzog. Die Wohnung der Ordensbrüder, sagte Valiere, würde wohl am zweckmäßigsten zum Lazarethe meines Corps seyn. Dürfte ich nicht, erwiederte der Abt, lieber die meinige dafür anbieten? und als Valiere den Grund davon zu wissen wünschte, fuhr er fort: Es ist besser, daß ich einziger eine gewohnte, vielleicht überflüßige Bequemlichkeit entbehre, als alle meine übrigen Ordensbrüder, unter denen sich Greise befinden, denen die Abweichung von ihrer gewöhnlichen Lebensweise nachtheilig werden könnte. Valière warf einen spähenden Blick

auf den Abt, der ihn mit unveränderter Sanftmuth und Würde ins Auge sah. Sein Mistrauen verschwand. Er kehrte mit ihm in seine Zimmer zurück und äusserte hier den Wunsch, mit der ganzen Verfassung des Klosters bekannt zu werden.

Wir leben, sagte der Abt, nach der Regel des heiligen Benedict, nach dessen Ordensregeln Arbeit Pflicht ist. Deshalb wurden auch in den frühsten Zeiten Einöden durch Benedictiner angebaut; Wälder und Wüsten in fruchtbare Aecker verwandelt. Deshalb muß jeder Bruder, der die Aufnahme in dieses Kloster erhält, sich ausser seinen bestimmten Geschäften, die ihm Ordensregel zur Pflicht macht, zweierlei Gattungen von Geschäften erwählen, die eine zum Vergnügen und zur Erholung, die zweite zum Besten des Nächsten. Malerei, Bildhauerkunst, Musik, Naturgeschichte und Naturlehre, Baukunst und Astronomie sind nur Gegenstände der Erholung. Unterricht unserer verwaisten Zöglinge, Kran-

kenpflege, Bereitung der Arzneimittel, die Geschäfte des Arztes und des Wundarztes, um derentwillen wir auch einige jüngere, auf Kosten des Klosters unterrichtete Männer aufgenommen haben, sind, so wie Seelsorge, nach unserer Meinung Geschäfte zum Besten des Nächsten.

Seelsorge? fragte Vallere, in einem bedeutenden Tone.

Sollten Sie, fuhr der Abt fort, die Gewalt verkennen, die der Beichtstuhl in unserer Kirche dem redlichen Geistlichen gibt? Kann ein Freund das Herz seines Freundes, die Triebfedern aller seiner Handlungen, seine Schwächen und Fehler, Vorurtheile und Leidenschaften besser und genauer als ein Beichtvater kennen, der nicht blos Priester ist, der sich auch als Freund und Lehrer seines Beichtkindes betrachtet, über die Jünglingsjahre, die Zeit der stürmischen Leidenschaften selbst hinweg ist, und als Menschenkenner nicht allein beobachtet, sondern auch als nachsichts-

voller Freund auch hilft. Manches Böse kann er im Keim ersticken, das Wachsthum manches Guten befördern. Er kann, wie ein guter Engel, Eintracht und Frieden, häusliche Glückseligkeit, kurz unendliches Gute verbreiten; und geschieht dies? forschte Valiere weiter. Wir fehlen alle mannichfaltig, antwortete der Abt; aber daß jeder Bruder meines Klosters gut zu seyn wünscht, besser zu werden strebt, seinen Verstand und seine Gefühle empfänglicher fürs Gute und als Befestigungsmittel zum Guten zu benutzen wünscht; darnach trachten wir wenigstens.

Und woher hat denn Ihr Kloster so manche Eigenthümlichkeit?

Weil ich, sagte der Abt, es selbst stiftete, ihm nicht mehr liegende Güter als dies Thal und die es umgebenden Hügel zuwandte; alle übrigen Grundstücke aber, wovon es seinen Unterhalt zieht, an gute und fleißige Menschen unter der Bedingung austhat, dem Kloster jährlich eine mäßige Abgabe in Landeser-

zeugnissen zu liefern, es zum unwandelbaren Gesetz machte, daß jedes zum Besten des Klosters gegebene Geschenk, einzig zur Krankenpflege verwandt werden solle. Wir sind daher vor jeder Lockung des Eigennutzes, so wie vor Mangel gesichert. Nach den Regeln des Benedictiner-Ordens findet bei uns keine Versetzung statt. Der Novize bleibt nach abgelegtem Ordensgelübde bis an seinen Tod in unserm Kloster. Kein Novize des Ordens wird anders als mit Genehmigung aller Brüder des Klosters, keiner, wofern nicht ein Arzt oder Wundarzt dem Kloster unentbehrlich ist, vor dem vierzigsten Jahre aufgenommen. Ueberhaupt soll unser Kloster Ruhestatt für die Lebensmüden und für diejenigen seyn, die ohne ihr Verschulden auf dem Meere des Lebens Schiffbruch litten.

Ich schone Ihr Kloster, rief Valiere, indem er freudig aufsprang und dem Abte die Hand bot.

Nicht mehr, erwiederte dieser, wenn ich

bitten darf, als die umliegende Gegend. Wir würden das Zutrauen unserer Nachbarn verlieren, wenn wir mit ihnen nicht Freude und Leid theilten.

Valiere veränderte jetzt seinen Vertheidigungsplan; blos seine Reserve kampirte neben dem Kloster, der größte Theil jenseits der Hügelreihe, auf die er nur auf den Fall eines Angriffs sich zurück zu ziehen gebot, und daß nicht allein das Lustwäldchen, daß auch die Weinstöcke und Oelbäume auf den Hügeln stehen blieben, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Valiere besuchte häufig das Kloster, und mit jedem Besuche stieg seine Achtung für dessen Bewohner; und diese wurden auch bald dem offenen redlichen Manne völlig zugethan. Der Abt behandelte ihn bald wie ein sanfter zärtlicher Vater einen innigst geliebten Sohn; und da Valiere einst im freundschaftlichen Gespräche den Wunsch äusserte, die Entstehungsgeschichte des Klosters zu wissen, zu erfahren, wie sich alles so zweckmäßig, so gut darin

ausgebildet habe, und wie alle Ideen hiezu sich in der Seele des Abts entwickelt hätten, da stand dieser auf, holte einige Papiere aus seinem Schreibepult und sagte: hier ist mein Lebenslauf; er enthält die beste Beantwortung Ihrer Frage. Valiere las sie mit Rührung und erbat sich eine Abschrift, die nach dem vor wenig Monaten erfolgten Tode des redlichen Abts veröffentlicht wurde.

Geſchichte des Abts Antonio.

Das Feſt der gebenedeiten Jungfrau zu Taormina wurde am 15ten Juni 1729 gefeiert; und Lorenzo, von den Geiſtlichen der Hauptkirche, ihnen beim Gottesdienſt Beiſtand zu leiſten, eingeladen, hatte die Kühle des Morgens benutzt, um von Caſetta, einem Dörfchen, worin er eine kleine Pfründe genoß, zu Fuß nach Taormina zu gehen. Schon hatte er das 60ſte Jahr erreicht; aber bei völliger Geſundheit, dem ſüßen Lohne einer durch Laſter ungeſchwächten Jugend, hatte er den Weg von mehr als einer Meile, ohne Be-

schwerlichkeit zurückgelegt. Die aus dem Meer emporsteigende Sonne vergoldete den Berg am Gestade, auf dem Taormino allmälig emporsteigt und verschönerte die reitzende Landschaft. Alles stand um ihn in der Blüthe. Es war ein schöner Sommermorgen; ein frischer Wind wehte vom Meere. Froh und heiter blickte Lorenzo um sich her. Jetzt tönten die Glocken von Taormino's Thürmen und verkündigten das heutige Fest. Mit Dank und inniger Rührung dachte er an den Urheber alles Guten. Sein wohlwollendes Herz war jetzt jedem guten Gefühle doppelt offen; da hörte er ein leises Gewimmer; ein Säugling lag am Fuße des heiligen Bildes, das neben der Landstraße stand. Lorenzo rief, niemand hörte; er suchte nach den Angehörigen, aber fruchtlos. Das Wimmern des Kindes wurde stärker. Armer Verlassener! sagte er, du sollst hier nicht hülflos umkommen. Er nahm das Knäbchen auf seinen Arm, bedeckte es mit seinem Mantel und stieg nun hinauf zur Stadt. An

ihrem

ihrem Eingange lag das Kloſter der heiligen Thereſia, und die Pförtnerin führte ihn gemäß ſeiner Bitte ins Sprachzimmer, wo die Aebtiſſin erſchien.

Hochwürdige Frau! ſagte Lorenzo, indem er den Mantel zurückſchlug: Ich fand dies Kind unter einem Heiligenbilde verlaſſen liegen. Es bedarf ſchleunig weiblicher Pflege; und wo könnte ich ihm dieſe verſchaffen?

Nicht in unſerm Kloſter, antwortete die Aebtiſſin mit unfreundlicher Miene; denn dies iſt nicht zum Aufenthalt von Findlingen beſtimmt.

Dies Kind, ſagte Lorenzo, iſt ein Menſch, iſt verlaſſen!

Ich will es, antwortete die Aebtiſſin, in meinem Gebete dem Schutze der Heiligen empfehlen; jetzt erfordern die Vorbereitungen zum Feſte meine Gegenwart.

Mit Wehmuth im Herzen kehrte Lorenzo nach der Pforte zurück.

Habt Dank! ſagte die Pförtnerin dort zu

einer neben ihr stehenden Bäuerin; habt Dank für die milden Gaben, die ihr unserm Kloster brachtet. Das Kindlein einer so guten Mutter ist gewiß im Himmel; aber es schadet nichts; wir wollen doch für seine Seele beten. Plötzlich wandte sich die Bäuerin; sie hörte das Kind unter dem Mantel Lorenzo's wimmern.

Wißt ihr nicht, fragte dieser, Hülfe, gute Frau? Ich fand dies Kind verlassen liegen. Wo bring ich es unter? O, gebt es mir, rief Therese; vor zwei Tagen starb mein Antonio. Es soll mir seine Stelle ersetzen. O, wie lieblich der Knabe lächelt! Er ist schön wie das Jesuskindlein auf dem Schooße des Gnadenbildes von Taormino! Meine Milch kann ihn tränken, denn nur vor einigen Tagen verlor ich mein einziges Kind; gebt ihn mir!

Unter der Bedingung, sagte Lorenzo, daß ihr von mir ein Kostgeld für ihn annehmt und mir ihn, wenn er vier Jahre alt ist, zurück gebt. Der Vertrag ward geschlossen; und von Lorenzo und Theresien hörte ich oft

dieſen frühſten Theil meiner Lebensgeſchichte. Lorenzo beſaß nur eine unbedeutende Pfründe. Ein Haus und ein Gärtchen nebſt einem Gehalt von 20 Zechinen. Ein Fürſt von Columbaria hatte dies für einen Geiſtlichen beſtimmt, der täglich dafür eine Meſſe zum Beſten der Seele des Fürſten an deſſen Grabe zu Caſetta leſen mußte. Lorenzo hatte blos dieſe kleine Pfründe deshalb erhalten, weil er bei aller Reinigkeit ſeiner Sitten, bei allem Beſtreben Kopf und Herz zu bilden, in ſeinen frühern Jahren einige Zweifel zu unvorſichtig geäuſſert hatte. Alle ſein Streben nach einer beſſern Stelle war fruchtlos; geruhig ergab er ſich in ſein Schickſal. Die fruchtbare Gegend, in der er wohnte; ſein Gärtchen, das er mit eigner Hand anbaute, und die darin ſtehenden Bienenkörbe; Virgil und Horaz, Petrarka und Taſſo, und mehr als alles dieſes, die Liebe und Achtung aller guten Menſchen, die ihn kannten, ſchafften ihm Freude und Lebensgenuß. Er hatte die Härte der Gegenwart erdulden,

nichts mehr auf dieser Erde zu hoffen und zu wünschen erlernt; sehnte sich nicht nach dem Grabe; hielt sich aber von einem bessern Schicksal jenseit des Grabes überzeugt.

Dieser edle Mann bildete mich in meiner frühsten Jugend, und strebte rastlos, nicht blos meine Kenntnisse zu erweitern, sondern mich auch für jene bessere Welt vorzubilden. Ich lernte in ihm für den Priester Liebe und Achtung fühlen, und äusserte selbst oft lebhaft den Wunsch, in diesen Stand zu treten. Er brachte mich deshalb in meinem siebenzehnten Jahre nach Catanea, zahlte dort im Hause eines Bürgers ein kleines Kostgeld für mich, damit ich dort den Unterricht im Jesuitercollegio benutzen und nachher ins bischöfliche Seminarium kommen könnte. Ein Jahr lang hatte ich mich zu Catanea aufgehalten, mir die Liebe meiner Lehrer, übrigens aber nicht die geringste Bekanntschaft erworben. Ich lebte ganz meiner Bestimmung. Mein Kostgeld fiel pünktlich am ersten jedes Monats.

Unerwartet blieb es jetzt aus. Mein Hauswirth, ein grämlicher Alter, hatte schon wiederholentlich gefragt, ob ich keine Nachricht aus Casetta hätte? Ich schrieb an Lorenzo. Es kam keine Antwort; ich schrieb zum zweitenmale und harrte mit ängstlicher Besorgniß. Ich nahm meine Zuflucht zum Studiren; aber mein klopfendes Herz und Besorgniß für den geliebten Greis lähmten meine Kraft. Da trat ein alter Bauer aus Casetta in mein kleines Zimmer. Freundlich bot ich ihm die Hand. Was macht, rief ich, mein Pflegevater? Der alte Genaro wischte sich das Auge. Er reichte mir einen Brief; es war eine fremde Hand. Zitternd riß ich ihn auf. Der Pfarrer zu Casetta meldete mir: „Beneficiat Lorenzo sey vor einigen Wochen gestorben; sein ärmlicher Nachlaß habe kaum zur anständigen Beerdigung hingereicht. Ach! fügte Genaro hinzu, der alte ehrwürdige Herr! er klagte über keinen Schmerz, nur über Mattigkeit. Unter dem großen Nußbaume, wo er so gern mit

Euch zu ſitzen pflegte, da fand man ihn ſchlummernd; er erwachte nicht mehr. Ach! der fromme Prieſter; er brachte Segen über Caſetta. So lange er bei uns war, trugen unſere Felder und Weinſtöcke reichlichere Frucht. Ach, ſo gern wollte ich Euch etwas mitbringen. Nehmt dieſe Agrumi, indem er einige Citronen und Orangen auf den Tiſch legte; nehmt ſie gütig auf; und ich habe einen Zweig von dem Nußbaume gebrochen, unter dem der heilige Mann ſtarb. Ich weiß, er wird Euch als Andenken lieb und werth ſeyn. Er zog den Zweig aus dem Buſen, legte ihn neben den Früchten, wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und eilte davon. Da ſtand ich verwaiſt und allein in der ganzen Schöpfung. Ich warf mich auf die Knie, hob meine Hände in die Höhe und wollte für die Seele des Verſtorbenen beten. Nein, rief ich, du bedarfſt meines Gebets nicht. Heiliger! bitte für mich. Aber wo ſollte ich jetzt Troſt, wo Beiſtand finden? Ich kannte keine andere

Freude, als im Schooße der ſchönen Natur. Dort hoffte ich auch Troſt, und eilte hinaus vor die Stadt ins Freie. Die untergehende Sonne warf noch ihre letzten Strahlen; majeſtätiſch ragte der Gipfel des beſchneiten Aetna empor, über deſſen Crater eine Dampfwolke ſchwebte. Ich ſtrauchelte über etwas; ich ſah hin, es war ein Stück vom Capitäl einer Marmorſäule. So! rief ich aus, die ſchönſten Werke der Natur und Kunſt, alles zerſtört die Zeit. Thränen erleichterten mein gepreßtes Herz. Eine Reihe von Pappeln ſtand längſt dem Ufer eines Bachs, der ſich rauſchend zwiſchen Steinen brach. Ich beneidete den Schaum, der ſo ſchnell entſprang und verging. Gedanken verdrängten Gedanken. Betäubt, in Schmerz verſunken, ging ich fort. Unerwartet ſtand ich vor einem geöfneten Flügelthore. Es war indeß die Nacht völlig eingebrochen. Noch nie hatten mich meine Spaziergänge ſo weit geführt. Ich beſchloß in den Garten hineinzutreten und mich dort zu erkundigen,

wo ich den nächsten Rückweg nach Catanea fände. Ich trat in einen Vogengang, wo ich einige Stimmen hörte. Kommen denn hier, fragte einer, keine Lampen? Nein, rief der andere, die Blutstelle bleibt unerleuchtet. Da, sagte unsere gute Gräfin, da darf kein Zeichen der Freude erscheinen; sie ist nur dem Schmerze heilig. Mich schaudert, fuhr die erste Stimme fort, es war doch eine schreckliche That. Aber Pietro, Du bist ja einer der ältesten Diener; oft wollte ich Dich schon fragen, war denn auf niemanden Argwohn? Ach! erwiederte Pietro, unsere Herrschaft ist zu gut. Sie kann ein so schwarzes Bubenstück sich nicht als möglich denken. Die, um derentwillen das heutige Fest ist, haben allen Nutzen von der Frevelthat. Der fromme Pater Franzesko sagte damals schon: Graf Ottavio ist kein Böswicht; aber Satan hat, um seine Seele zu fangen, Liebe des Vaters für die Kinder an die Angel gesteckt. — Sie eilten fort, ehe ich sie erreichen konnte. Plötzlich blieb ich

ſtehen. Von einem Halbzirkel von Bäumen umgeben, erhob ſich auf einem kleinen Hügel ein Grabmal von weißem Marmor; in Form eines runden antiken Altars, auf dem eine Urne ſtand. Es war ſo anziehend für mich; denn der Gedanke an Tod und Grab füllte jetzt auch meine ganze Seele. Ich trat näher. Jetzt ward es immer heller im Garten. Ich bemerkte, daß man eine Menge von Lampen anzündete. Deutlicher bemerkte ich die Inſchrift an der Vorderſeite des Altars und las:

Hier würgten Mörder ohn' Erbarmen
die Amme, raubten ihren Armen
den lieben Säugling hold und ſchön.
Die Mutter, ach! ſie kennt nicht ſeinen Platz im Grabe;
ſprich Inſchrift, daß ſie nah zum Troſt den Glauben habe,
er wird dereinſt als Engel auferſtehn.

O! rief ich aus, auch Lorenzo wird einſt wieder auferſtehn! Ich ſtellte mich an das Grab-

mal, umſchlang mit einem Arme die Urne, an die ich mich weinend lehnte.

Jeſus Maria! rief eine Stimme, wer ſind Sie? wo kommen Sie her?

Ich richtete mich auf; ein alter Bedienter mit einer Fackel in der Hand ſtand vor mir. Er iſt's, beim heiligen Januarius, er iſt's, ſagte der Alte. Lieber junger Herr! wo waren Sie ſo lange? wo kommen Sie her? Erſtaunt ſtand ich da. Der Alte trat näher und beleuchtete mich. Dieſe Stirn, rief er, dies Auge, ganz die Züge ſeiner Mutter. Kommen Sie, kommen Sie.

Hier iſt ein Irrthum, fiel ich ein.

Haben Sie doch, ſagte er, indem er ſeine Hand an ſein Herz legte, für mich kein Geheimniß, ich bin der alte Pietro. Kommen Sie in die Laube, ich hole den Pater Franceſko.

Der Alte ließ mich nicht zu Worte kommen, zog mich in eine nahe dunkle Laube und eilte davon. Er kehrte ſchnell zurück, brachte

mir Wein und einige Erfrischungen und ein alter Geistlicher folgte ihm. Sehen Sie, sagte Pietro, indem er mich mit der Fackel beleuchtete, die heilige Jungfrau hat unser Gebet erhört; er ist uns wieder gegeben; — gebenedeiet sey die Mutter der Barmherzigkeit.

Aber nun, sagte der Geistliche, indem er sich neben mich setzte, lösen Sie auch das Räthsel; warum erschienen Sie so unerwartet, warum am heutigen Tage? Weshalb ließen Sie den sonderbaren Brief an den Grafen abgeben?

Ich werde, sagte Pietro bedeutend, die Fackel, womit ich die Lampen anzündete, auslöschen, damit uns niemand bemerke.

Ich betheuerte jetzt, daß man mich verkenne, sagte, wer ich sey.

Theuerster Graf! leugnen Sie nicht, rief Pater Francesko, leugnen Sie nicht, theuerster Graf! Sie sind das Ebenbild Ihrer Mutter; Ihre Züge haben Sie verrathen. Wir wollen uns durch einige noch nicht erleuchtete

Gänge nach meiner Wohnung schleichen; dort reden wir weiter.

Wie ein Träumender, mit einer Empfindung, die ich nicht zu erklären weiß, folgte ich dem Greise. Wir traten in sein Zimmer; wir sprachen eine Zeitlang, ohne einander zu verstehen. Endlich erklärte er mir: Graf Torquato Salviati, Besitzer dieser Villa, habe zwei Söhne durch den Tod verloren; nach einigen Jahren, da man schon seine Ehe für kinderlos gehalten habe, sey ihm ein dritter Sohn geboren, der den väterlichen Namen Torquato erhalten habe. Als der Knabe kaum ein Paar Monate alt war, fand man an der Stelle, wo jetzt das Grabmal steht, die Amme ermordet; das Kind war geraubt. Der Graf stellte alle mögliche Nachforschungen an, aber fruchtlos. Nach einigen Wochen reichte ein Fremder, der sich schnell entfernte, einen Brief ein.

„Alle Nachforschungen nach Ihrem Sohne „sind vergeblich. Torquato ist nicht mehr.

„Sein Leichnam, damit er nicht zum Verrä-
„ther werden könne, wurde ins Meer gewor-
„fen.“ Seit dieſer Zeit verſtrichen beinahe 18 Jahre. Graf Ottavio Salviati, erzählte er ferner, vereinigte einſt nach dem Tode des Grafen Torquato die Güter der ganzen Familie. Vor wenig Monaten ſey ſein einziger Sohn im 20ſten Jahre geſtorben. Jetzt habe Ottavio noch zwei Töchter. Beide reiche Erbinnen wären mit den Söhnen des Fürſten von Novaro verlobt. Beide Brautpaare hätten heute ihren Oheim beſucht; ihnen zu Ehren ſey das heutige Feſt veranſtaltet. Geſtern aber ſey wieder durch einen Unbekannten ein Brief eingereicht, der an Franceſko gerichtet wäre. Er holte ihn aus ſeinem Schrank und las: „Sagen Sie, ehrwürdiger Vater! dem Grafen Torquato Salviati, daß ſein Sohn vielleicht noch lebe. Am nächſten Feſte des heiligen Franciskus Xaverius geht der Bravo, der ihn ermorden ſollte, dies aber nicht gethan hat, zu Catanea in die Kirche der Väter der

Gesellschaft Jesu zur Beichte. Will Graf Torquato nicht blos verzeihen, sondern auch belohnen und schützen, so zeigen Sie es dem Rector des Collegiums an. Laß dieser alle Väter, die am Tage des heiligen Franciskus Xaverius im Beichtstuhle sitzen, mit der Absicht des Grafen bekannt machen, um denjenigen, der alsdenn seine Sünde und den vormals beabsichtigten Mord beichten wird, mit den Gesinnungen des Grafen näher bekannt machen zu können. Vor allen Dingen aber ermahnen Sie den Grafen, nicht aus voreiliger Güte sein Vermögen seinen Nichten zuzuwenden, weil der junge Graf Torquato sich vielleicht noch in Kurzem einfinden kann."

Niemanden, fuhr Francesko fort, als den Grafen und den alten treuen Pietro habe ich mit diesem Briefe bekannt gemacht. Den letztern weinend am Grabmale gefunden, mußte die Aehnlichkeit Ihrer Züge mit denen der Gräfin Agathe uns mit dem Glauben erfüllen, daß Sie der Verlorne sind, auf dessen Rück-

kehr wir hoffen. Staunend ſtand ich da, fühlte freilich einige Verbindung in der Sache, ohne mir das Dunkle erhellen zu können. Ich erzählte dem ehrlichen Franceſko meine Lebensgeſchichte. Am 11ten Junius 1729 war der kleine Graf Torquato nach Ermordung ſeiner Amme geraubt. Vier Tage darauf hatte mich Lorenzo gefunden; alles ſchien überein zu ſtimmen; aber ich vermochte keinen nähern Aufſchluß zu geben. Von Pietro herbeigerufen, erſchien jetzt Graf Torquato. Auch er fand einige Aehnlichkeit meiner Züge mit denen ſeiner Gemahlin. Aber nicht mehr in den Jahren, worin Jugendfeuer der Phantaſie Flügel leiht und durch eine Reihe von Jahren gewöhnt, ſich ſeinen Sohn als todt zu denken, während dieſer Zeit mit dem ſchmerzlichen Gedanken an dieſen Verluſt vertraut, gewöhnt an die Hoffnung, den geliebten Säugling jenſeits des Grabes wieder zu finden, hörte er mit Kälte, was Franceſko und Pietro für die Sache aus einander ſetzten; und

meine eigene Schüchternheit; — denn von so mancherlei Gefühlen bestürmt, mangelte mir selbst der zweckmäßige Ausdruck — und meine daher entspringende Beklommenheit, mein unsicherer Blick, der zitternde Ton meiner Stimme schienen ihn mit einigem Mißtrauen gegen mich zu erfüllen.

Wir wollen prüfen, sagte der Graf: Jetzt bleibt die Sache ein Geheimniß; denn meine gute Gattin würde, wenn sie wieder zu hoffen anfinge, durch die Ansicht getäuschter Hoffnung aufs neue leiden.

Auf jeden Fall, junger Mann! indem er sich zu mir wandte, sollen Sie nicht ohne Unterstützung bleiben und hier den ersten Beweis. Er drückte mir eine Börse in die Hand. Pietro's Benehmen, als er mich abrief, hat vielleicht schon Aufmerksamkeit erregt. Ich eile zur Gesellschaft zurück.

Um des Himmels willen, rief Francesko, daß Graf Ottavio nichts erfahre.

Frommer Mann! erwiederte der Graf mit

mit etwas unwilligem Tone, wie kann der schwarze Argwohn in Ihrer Seele haften? Er ist mein Bruder!

Weiß er von dem Briefe? fragte Francesko.

Ich war ihm aus mancherlei Gründen die Anzeige davon schuldig.

Dann eilen Sie, rief Francesko, zur Gesellschaft; aber so lieb Ihnen Ihre Seligkeit ist, entdecken Sie dem Grafen Ottavio nichts vom gegenwärtigen Verfall.

Dies sprach er zu sagt. Francesko behielt mich die Nacht über in seinem Zimmer, führte mich beim Anbruche des Tages, da noch alles im Hause schlief, nach Catanea, und hier erwartete ich nun, daß unserer Verabredung gemäß, wenn die Gäste des Grafen Salviati abgereist wären, die Sache näher geprüft, ich zu ihm gerufen werden sollte.

Meine Gemüthsstimmung war jetzt nicht mehr die vorige. In meinen frühern Jahren, da Laffetta meine Welt, Lorenzos Liebe und

Beifall mir alles war, da fühlte ich es nicht, daß ich einzeln in der Welt da stand. Da ich zum Jüngling heranreifte, klopfte oft mein Herz, wenn ich die wechselseitige Anhänglichkeit von Eltern und Kindern, Bruder und Schwester zu beobachten Gelegenheit erhielt. In Catanea, wo mir unter meinen Mitschülern manches kleine Talent Neider, kein äußerer Glanz Freunde erwarb, da ruhte oft das schmerzliche Gefühl meines einsamen verlassenen Zustandes schwermuthsvoll in meiner Seele. Jetzt hatte ich durch Lorenzo alles verloren. Eine neue Hoffnung war aufgeiebt; aber es war wie ein schönes Meteor in der Ferne, dessen Glanz mein Auge blendete und dem ich mich deshalb nicht zu nähern wagte. Ich hatte dies so ganz empfunden, als Pietro mir sagte, daß Graf Torquato kommen würde. Mein Herz klopfte voll Ahnung. Bange, aber doch freudige Schauer durchbebten mich. Eine wehmuthsvolle Thräne stieg mir im Auge empor, und ich zitterte, als ich von ferne den

Tritt des Grafen hörte. Wie gern wäre ich an die Bruſt, zu den Füſen eines armen Mannes, dem ich den Vaternamen geben durfte, hingeſunken; aber jetzt ſtand mit einem mir fremden Anſtande, wegen der gegenwärtigen Feſtlichkeit äuſſerſt koſtbar gekleidet, und mit dem Orden des goldnen Vlieſes geſchmückt, trat der Graf ins Zimmer. Die Geſtalt war mir neu und meinem Herzen fremd. Ach! ich kannte ja nur Lorenzos väterliche Blicke. Ich bebte zurück, wie vor einem höhern Weſen, konnte keine Worte finden, und vermochte es kaum, ſeine Hand ehrfurchtsvoll zu küſſen; und gerade dies ſchüchterne Benehmen, dieſer Mangel an herzlicher Annäherung hatte vielleicht die Kälte und jene Art von Mistrauen befördert, womit der Graf ſich benahm. Franceſko und Pietro ſtanden mir näher. Sie hatten mich wieder erwärmt. Sie ſtanden zwiſchen mir und dem Grafen als vermittelnde Schutzheilige. Jetzt war ich in meine Einſamkeit zurückgekehrt. Durch das Geſchenk

des Grafen waren vorläufig meine häuslichen Sorgen verschwunden; und doch fühlte ich, was ich während meines ganzen schuldlosen Lebens nie empfunden hatte. Meine Bücher vermochten nicht mehr meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Bald stieg meine Spannung. Mein alter Hauswirth behandelte mich mit zuvorkommender Höflichkeit. Ich hatte ihm meine kleine Schuld entrichtet, zugleich einen kleinen Vorschuß gegeben, und schrieb es daher auf diese Rechnung. Aber eines Abends kam er zu mir aufs Zimmer. Ich war hieran nicht gewöhnt. Er setzte sich, und fing nach einiger Einleitung und manchen Entschuldigungen an, woher ich doch, da mein Pflegevater todt sey, die schönen Zechinen, worin ich ihn bezahlt, herbekommen hätte. Es erwachte in mir eine kleine Empfindlichkeit, die ich ihn merken ließ, und deshalb erwiederte ich: auf keine unredliche Weise. Tausendmal bat nun Servatio — so hieß mein Wirth — um Verzeihung, sagte, er wisse es wohl, in Betreff meiner Geburt

herrsche ein Geheimniß. Er ahne so manches; er wolle nicht neugierig seyn, nicht in mich dringen; doch wenn ich mich ihm entdecken wolle, so könne er mir vielleicht als Freund nützlich seyn. Servatio war wohl nicht der Mann, den mein Herz zum Freunde wählen konnte. Ich zog mich kalt zurück; aber bei jeder Gelegenheit suchte er sich an mich zu schmiegen; und da mein Herz so voll war, entwischten mir ein paar Ausdrücke von günstigen Hoffnungen, von Erwartungen in der Zukunft. Francesko und Pietro hatten mich gewarnt; ich fühlte, daß ich gegen diese Warnung verstoßen hatte, und meine Bangigkeit stieg. Schon brach jetzt der Abend des dritten Tages heran. Noch fragte niemand nach mir. Ich wünschte Trost, hatte keinen Freund, in dessen Busen ich meine Gefühle ausschütten konnte. Ich floh zur Kirche der heiligen Jungfrau. Die Kirche war menschenleer; die Kühle und die Pracht des stillen einsamen Gebäudes erschütterten mich. Ich warf mich vor dem

Hochaltar nieder; ich flehte zu Gott und den Heiligen, sie sollten mein Schicksal lenken, nicht nach meinen Wünschen, sondern nach ihrer Weisheit; sie sollten mir Kraft zur ruhigen Ergebung verleihen.

Mein Auge fand Thränen; getröstet stand ich auf und bebte schnell wieder zurück. Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, stand mir zur Seite. Er schien etwas, das einem kleinen Gemälde glich, in seinem Busen zu verbergen; wandte sich schnell und eilte aus der Kirche. Seine Erscheinung hatte mich überrascht; seine Tritte schallten durch die leeren Gewölbe. Ich stand vor Schrecken unbeweglich. Ich warf einen Blick auf das Bildniß der heiligen Jungfrau. Das Gemälde war von Giordano's Meisterhand. Es war Mariens Himmelfahrt. Sie schwebte in lichten Wolken empor, von Engeln umgeben: Einige der Apostel auf der Erde stehend, sahen ihr nach. Sie warf auf sie einen Blick voll Sanftmuth und Milde; und ein Paar Rosen fielen

aus ihrer Hand, als ob sie scheidend dies Andenken noch ihren Freunden zusendete. Das Sanfte, Himmlische, das aus dem ganzen Gemälde hervorleuchtete, verscheuchte meinen Schrecken. Es war, als spräche eine sanfte Stimme zu meinem Herzen: „fasse Muth.“ Es schlug die Chorstunde, die Orgel ertönte. Es war mir, als wären ihre Töne Sanftmuth und feierlicher Ernst nach meinem Herzen gestimmt. Oft hatte ich den Chorgesang gleichgültig angehört. Jetzt ertönte der Psalm: Herr, erhöre mein Rufen und eile herbei zu meiner Hülfe, denn du, mein Gott, bist meine Stärke und treibst meine Feinde von mir.“ — Ich fühlte mich getröstet, kehrte ruhig auf mein Zimmer zurück und entschlummerte sanft.

Gegen Anbruch des Tages ward stark an meine Thüre geklopft. Servatio und ein Bedienter in der Livrei des Grafen Salviati traten in mein Zimmer. Der letztere brachte mir einen Gruß vom Pater Francesko. Graf Torquato, sagte er, sey plötzlich krank gewor-

den, habe in die Stadt nach einem Arzte geschickt. Er wünsche mich zu sprechen. Der Arzt habe versprochen am Thore auf mich zu warten; ich möchte dahin eilen. Ich versprach sogleich zu kommen. Der Bediente sagte: er wolle vorausgehen, dem Arzte dies anzuzeigen. Ich warf mich in meine Kleider. Zufällig lagen die Materialien zum Zeichnen auf dem Tische. Vielleicht, dachte ich, füllen sie dir eine leere Stunde. Ich steckte sie bei mir und eilte davon. Ich fand den Wagen vor dem Thore. Der Bediente öffnete die Thüre. Ein Mann, den ich für den Arzt hielt, grüßte mich schweigend und gab mir einen Wink, mich an seine Seite zu setzen. Ich versank in tiefes Nachdenken; der Wagen rollte fort; plötzlich hielt er. Wir waren in einem Walde. Beide Thüren wurden aufgerissen; zwei Bediente stiegen in den Wagen und nahmen den Rücksitz ein, indeß der vermeintliche Arzt einen Dolch aus dem Busen zog. Er setzte ihn mir auf die Brust. Beim ersten Laut, sagte

er, sind Sie des Todes. Wenn Sie sich aber geruhig betragen, wird man Ihnen nichts zu Leide thun. Man band mir die Hände und auch ein Tuch vor die Augen. Ich hörte, daß man Vorhänge vor den Fenstern der Kutsche herabzog. Seyn Sie ruhig, sagte eine Stimme, Ihr Schicksal kann sich noch zu Ihrem Glücke wenden. Auf die durch das Schrecken erzeugte Betäubung erfolgte bald ruhiges Nachdenken. Ich versuchte mir eine Erklärung des Vorganges zu denken. Die gegen mich bewiesene Kälte des Grafen Torquato, seine Erklärung zu prüfen, führte mich auf den Gedanken: man hält dich für einen Betrüger, will mit Genauigkeit und Strenge untersuchen. Fasse Muth und sey getrost, du bist unschuldig. Gott und die Heiligen werden dich schützen. Nach einigen Stunden hielt der Wagen. Meine Begleiter stiegen aus. Die ruhige Ergebung in mein Schicksal schien mir einige Theilnehmung erworben zu haben.

Man band mir die Hände los und erlaubte

mir auszusteigen. Wein und Gebackenes wurde mir jetzt angeboten. Ich dankte. Fürchten Sie keine Vergiftung, erwiederte einer meiner Begleiter. Die fürchte ich nicht, war meine Antwort; denn wem könnte mein unbedeutendes Leben so wichtig seyn, um deshalb sein Gewissen mit einem Morde zu belasten.

Dies macht Sie also wohl so ruhig, sagte er.

Ja, erwiederte ich, dieses und noch mehr das Vertrauen auf eine gerechte und weise Vorsehung. Er nahm mir die Binde von den Augen. Wir befanden uns in einem einsamen Walde und hatten wahrscheinlich von der Landstraße abgelenkt. Wir müssen, sagte derjenige, den ich für den Arzt gehalten hatte, hier die Nacht erwarten. Genießen Sie daher etwas. Ich werde zuerst die Speisen und Getränke kosten, um Sie zu überzeugen, daß keine Gefahr dabei sey. Diese Behandlung bestärkte mich in dem Argwohn, daß man mich prüfen wolle. Ich forderte aber auch, daß man mich

mit aller Schonung behandeln würde. Ich aß, trank und unterhielt mich ganz unbefangen mit meinen Begleitern, die nicht von meiner Seite wichen. Der eine darunter, ein Jüngling, war ungefähr von meinem Alter. Er hatte ein wildes, aber offenes Auge. Ich richtete mich in meinen Gesprächen vorzüglich an ihn, nannte ihn ein paarmal mein Lieber! fragte ihn: ob er Eltern habe? Beide, sagte er, sind noch am Leben; aber sie sind arm. Ach, erwiederte ich, so bist Du glücklicher als ich. Ich stehe einsam und verlassen da; habe keinen Verwandten, keinen Freund, und mache heute die traurige Erfahrung, daß ich vielleicht manchem zuwider bin.

Die Sonne ging unter, wir stiegen in den Wagen. Giuseppe — so hatte ich den Jüngling nennen gehört — drückte mir, indem er mir hineinhalf, verstohlen die Hand. Der Gedanke, daß eine theilnehmende Seele in meiner Nachbarschaft sey, lispelte mir Tröstung zu. Man verband mir jetzt nur die

Augen; und ermattet entschlummerte ich. Ein dumpfes hohles Getöse weckte mich. Ich merkte, daß wir durch ein Schloßthor fuhren. Der Wagen hielt. Man führte mich einige Treppen hinauf in ein Zimmer. Hier ist eine Mahlzeit für Sie und auch ein Bett; Sie können die Binde abnehmen, sagte einer meiner Begleiter; eilte davon und schloß die Thüre hinter sich zu. Eine Lampe erleuchtete das kleine gewölbte Zimmer, worin ich mich befand. Auf dem Tische stand eine Abendmahlzeit, besser, als ich sie zu halten gewöhnt war. In der Ecke war ein reinliches Bett. Nun, sagte ich beruhigt zu mir selbst: ein Unglück hast du hier schwerlich zu erwarten. Aber nur ein kleines vergittertes Fenster fiel mir jetzt ins Auge. Ich öffnete es. Eine Mauer, einige Fuß dick, erlaubte dem Licht nur spärlichen Zugang und hinderte zugleich alle Aussicht. Ich überzeugte mich also in einem Gefängnisse zu seyn. Der Gedanke hatte für mich etwas schauerliches. Du bist es ja, sagte mein Herz,

um keines Verbrechens willen. Ich ging noch einmal an mein kleines Fenster, ich konnte dadurch einen hellen Stern erblicken. Es ward mir leichter ums Herz. O! rief ich aus, Ewiger! der du Tausende von Welten in ihrem Geleise hältst, warum sollte ich zagen? Du vergißt ja auch meiner nicht. Aber, dachte ich seufzend, wenn dies hier vielleicht Jahre lang mein Aufenthalt bliebe? Der Schlaf wich von meinem Auge. Nach einigen Stunden warf ich mich aufs Lager und schlief endlich ein. Ich erwachte, als sich die Thüre meines Gefängnisses öffnete. Ein junger Mann brachte mir ein Frühstück. Ich redete ihn an. Er gab mir keine Antwort. Ich wiederholte meine Anrede. Er starrte mich an, deutete mit dem Finger auf das Ohr und den Mund und verließ mich. Durch ihn erhielt ich alle meine Bedürfnisse; aber nie eine Antwort, sondern immer statt derselben die angezeigte Pantomime, und entdeckte endlich, daß mein Aufwärter ein Taubstummer sey. Meine Angst stieg

bei dem Gedanken, mit welcher Sorgfalt man hier ein Geheimniß zu verstecken suchte, ohne mich mit einem lebendigen Geschöpf unterhalten zu können, ohne den Anblick der Natur, ohne Beschäftigung fiel ich in ein stumpfsinniges Brüten. Ich wünschte das Räthsel zu lösen, fand keinen Ausweg und saß zuletzt starr und gedankenlos da. Endlich fiel mir mein Pergament und die Bleifeder, die ich zufällig zu mir gesteckt hatte, in die Hände. Sie waren mir, wie ein willkommner Freund. Das Marienbild in der Kirche zu Catanea hatte auf mich an jenem Abend einen lebhaften Eindruck gemacht. Ich versuchte es nachzuzeichnen. Die Zeichnung gelang, von meinen damaligen Empfindungen unterstützt, über alle meine Erwartung. Meine Phantasie erhielt neue Nahrung. Der Gedanke, sie wird dich nicht verlassen, und schon die Abbildung einer menschlichen Gestalt, an die ich mich mit Wohlgefallen wenden konnte, wurde mir Einsamen tröstlich. Ich kratzte jeden Tag einen

Strich in die Wand, um die Tage meiner Gefangenschaft zu zählen, und wenn ich einen neuen hinzukratzte, stand mir eine Thräne im Auge. Ich zählte eben; es waren 22 Striche, da öffnete sich die Thüre des Gefängnisses. Mein Aufwärter ließ zwei verlarvte Männer hinein. Der eine setzte sich an den Tisch, um zu schreiben; der andere wandte sich zu mir. Erzählen Sie mir, sagte er, die Geschichte Ihres Lebens aufrichtig, ohne Rückhalt. So, dachte ich, hat dich doch deine Muthmaßung nicht getäuscht. Ich erzählte meine frühere Lebensgeschichte.

Als ich meine Neigung zum geistlichen Stande berührte, da sprang der eine der Verlarvten vom Stuhle auf und sagte: Wollen Sie noch diesen Stand wählen?

Mit Vergnügen, antwortete ich.

Wenn Sie, fuhr er fort, zur Fortsetzung Ihrer Studien nach Rom gesandt, dort dereinst mit einer einträglichen Pfründe versorgt werden; sind Sie zufrieden?

Nicht allein zufrieden, auch glücklich, rief ich aus; denn der Gedanke, dereinst Rom zu sehen, war einer von den frohen Träumen meiner Jugend.

Würden Sie sich aber auch vorher zur Ablegung eines feierlichen Eides verstehen, unter der Bedingung, daß selbst die Entbindung vom Oberhaupte der Kirche in der Todesstunde kraftlos bleiben solle?

Ich müßte zuvor wissen, was ich beeidigen soll.

Nie nach Ihren Eltern, nach Ihren Verwandten zu forschen, und selbst, wenn Sie von diesen entdeckt würden, sich ihren Nachforschungen, ihrem Anblicke auf jedem möglichen Wege zu entziehen.

Ich schwieg einige Augenblicke; all mein Sehnen, der Gedanke an meine Eltern und zugleich, daß dies Prüfung sey, um die Stärke meiner kindlichen Gefühle beurtheilen zu können, erwachte lebhaft. O! rief ich aus, wenn mein Vater, meine Mutter mir ihre Arme ent-

entgegen ſtreckten, wie könnte ich dieſem Herzen gebieten?

Ha! umſonſt, ſagte der Verlarvte, und verließ mit ſeinen Gefährten ſogleich das Zimmer. Meine Beſorgniſſe ſtiegen; aber ich tröſtete mich mit dem Gedanken: wenn es dein Vater iſt, ſollte er die Stimme der Natur, ſollte er die Sprache des Herzens verkennen? Nach einigen Tagen kamen die Verlarvten wieder. Ich erzählte auf ihr Verlangen den Ueberreſt meiner Geſchichte bis zum Tage meiner Gefangenſchaft. Was kann, ſagte der eine Verlarvte, Ihr Schickſal erleichtern?

Geben Sie, rief ich, mir meine Freiheit wieder.

Und was wünſchen Sie noch wohl auſſerdem?

Wenigſtens den Anblick des freien Himmels, ein helleres Zimmer, Bücher, Materialien zum Zeichnen und Schreiben, nebſt Gemälden zum Copiren. Hier, ſagte ich, indem

ich ihm meine Zeichnung wies, dies habe ich während meines Hierseyns entworfen.

Und wer gab Ihnen, fragte er, das Erforderliche dazu?

Ich erzählte, daß ich es mir mitgebracht habe, und erhielt nun die Zusage, daß mein Schicksal erleichtert werden sollte.

Bald kam mein gewöhnlicher Aufwärter von Giuseppe begleitet. Wie freute ich mich, diesen wieder zu sehen. Er führte mich noch eine Treppe höher in ein anderes kleines Zimmer. Dies hatte auch vergitterte, aber größere Fenster. Ich sah, daß ich mich in einem Thurme in der Ecke der Schloßmauer befand. Gleich am Fuße der Mauer strömte ein kleiner Fluß vorüber, auf dessen anderer Seite eine schöne fruchtbare Landschaft lag. Ich erhielt alles, was ich gewünscht hatte. O Giuseppe, sagte ich, könntest Du mich nicht zuweilen besuchen?

Des Nachts, sagte er, soll mich mein

Bruder — dies war der Taubstumme — zuweilen zu Ihnen bringen.

Ich wünschte ihm meine Freude und meine Dankbarkeit zu äussern. Noch hatte ich die Borse, das Geschenk des Grafen Torquato, in meiner Tasche. Ich theilte mit ihm die darin befindlichen Zechinen.

O! rief er aus, dies soll das Schicksal meiner armen kranken Mutter erleichtern; und feurig äusserte er mir seinen Dank. Er sah meine Zeichnung, äusserte seinen Beifall; ich schenkte sie ihm. Er schied vergnügt und versprach mich bald wieder zu besuchen. Er hielt Wort und kam bald darauf in einer Nacht mit Cajetano, — so hieß der Taubstumme — zu mir. Bei Tage, sagte er, könnte sein Besuch mir nachtheilig werden; und jetzt kann ich Ihnen vielleicht eine Freude machen. Sie sehen so gerne ins Freie; kommen Sie noch eine Treppe höher. Wir stiegen obe.. auf das mit einer Brustwehr und Schießscharten umgebene Gewölbe des Thurms, der an einer

Ecke der geräumigen Burg stand. Es war eine sternhelle Nacht; ich sah weit umher und athmete freier. Ach! sagte ich, Giuseppe mir ist so wohl; wie herzlich danke ich Dir für diesen Genuß, und, fügte ich hinzu, wie sehr würde ich Dir für meine wieder erlangte Freiheit danken!

Herr! sagte Giuseppe, ich lockte Sie in die Falle. Durch mich wurden Sie in dies Gefängniß gebracht. Könnten Sie mir, könnten Sie meinem armen Vater vergeben?

Von ganzem Herzen, erwiederte ich, indem ich ihm freundlich die Hand drückte. O! rief er aus, Sie sind ein Heiliger. Armer Vater! Dir wird dies Trost seyn. Herr! er hat schrecklich gebüßt. Der arme Cajetano; er blieb taub und stumm. Meine arme Mutter erkrankte wenig Wochen nach der schrecklichen That. Mit jedem Jahre stiegen ihre Leiden. Jetzt liegt sie völlig auf dem Krankenbette. Noch kam Battista's Treulosigkeit hinzu. Er verrieth dem Grafen, daß Sie

nicht ermordet wären. Mein Vater verlor hiedurch seine Gunst, und der armselige Posten des Gefangenwärters ist alles, was ihm zu Theil wurde, den er, wenn Cajetano ihn dabei nicht unterstützte, nicht einmal verwalten könnte. Tage lang sitzt der arme Alte, ohne ein Wort zu sprechen; genießt weder Speise noch Trank. Zuweilen sind seine Gedanken verwirrt. Alle Jahre wallfahrtet er nach Taormina; betet lange vor dem Heiligenbilde, das am Abhange des Berges steht, ehe man in die Stadt kommt, und scheint bei der Rückkehr auf einige Tage getröstet. Sollten Sie seine Leiden sehen, nicht allein verzeihen, bedauren würden Sie ihn.

Ich verstehe Dich nicht ganz, antwortete ich. Wenn ich der Sohn des Grafen Torquato bin, sollte unter solchen Umständen nicht meine Befreiung möglich seyn? Ach, sagte Giuseppe, kann arbeiten. Der arme Cajetano könnte vor der Kirche der heiligen Rosalia zu Palermo Almosen sammeln; aber wo wird,

wenn wir mit Ihnen entfliehen, aus dem Vater und der armen Mutter werden? Der Graf hat mich durch dieſe, die ich nicht verſchmachten laſſen kann, an ſich und das Verbrechen gefeſſelt. Die Mutter liegt krank; ſie kann nicht entweichen; der arme Vater! — Ich ließ ein Wort von Ihrer Flucht fallen. Bube! rief er knirſchend aus, habe ich nicht über den heiligen Reliquien dem Grafen unverbrüchliche Treue geſchworen? Liegen nicht Verbrechen genug auf meiner Seele; ſoll dieſe noch ein Meineid belaſten? Ach! fügte er hinzu, ich ſelbſt habe ſchon unrecht gethan; aber Gott und die Heiligen werden es mir verzeihen.

Und ſoll ich denn, rief ich aus, hier ewig Gefangener bleiben?

Geduldig, lieber Herr! ſagte Giuſeppe, und faſſen Sie Muth. Meine gute Mutter iſt nicht mehr fern vom Grabe, und dann darf ich nicht mehr auf ſie Rückſicht nehmen. Wenn dann mein Vater nach Taormina wallfahrtet, ſo hat er in ſeiner Abweſenheit auch

nichts mehr zu verantworten. Wenn alsdann auch Cajetano die Schlüssel des äussern Thors hat, dann sind Sie frei.

Ach! rief ich aus, dies kann noch Jahre lang währen?

Giuseppe zuckte die Schultern.

Kannst Du, fragte ich, mir nicht wenigstens einen Brief bestellen?

Ich darf nicht, und wenn ich könnte, was würde es nützen? Wir waren, als wir Sie entführten, mit Dolch und Pistolen bewafnet. Wir hatten den Befehl Sie lebendig hieher zu bringen; und wenn dies nicht möglich wäre, wenigstens nicht mehr lebendig aus unsern Händen zu lassen. Der Kammerdiener, der gleich anfänglich bei Ihnen im Wagen saß, würde, wenn unsere Hand gezittert hätte, gewiß den Todesstreich vollführt haben. Man wird Sie, glauben Sie es mir, eher tödten, als Ihnen die Freiheit geben.

Wir trennten uns; ich bat ihn, mich bald wieder zu besuchen. Es verstrichen einige

Tage, sogar einige Wochen, er kam nicht wieder. Ich suchte mich mit Cajetano zu verständigen. Er kritzelte mir Wagen und eine Menge von Menschen auf ein Papier. Etwas näheres konnte ich nicht ausmitteln. Die Sehnsucht nach meiner Freiheit wurde mit jedem Tage stärker. Doch verminderte auch Gewohnheit meinen Kummer. Beim Anfange meiner Gefangenschaft schreckte mich nicht der Gedanke an Tod. Jetzt wurde er mir schauerlich, und Liebe zum Leben erwachte. Daß ich hier ermordet werden könnte; dieser Gedanke, den Giuseppe in mir rege gemacht hatte, erfüllte mich oft mit Angst; und der einzige, durch den ich Befreiung hoffen konnte, zeigte sich nicht wieder. Oft stand ich an dem Fenster meines Gefängnisses; sah gedankenlos in den Fluß, der darunter hinwegströmte; strebte Entwürfe zur Flucht ausfindig zu machen, und jammerte trostlos, daß jede Aussicht dazu verschwunden war. Eines Morgens sah ich einen wohlgekleideten jungen

Mann, meinem Fenster gegenüber, an der andern Seite des Flusses stehen. Er angelte. Wenn dieser dich retten könnte; dachte ich. Eilig schrieb ich auf einen Zettel: „Antonio Casettino — denn diesen Namen hatte mir der ehrwürdige Lorenzo gegeben — der im Hause des Servatio zu Catanea wohnte, schmachtet, ohne sich eines Verbrechens bewußt zu seyn, in diesem Gefängniß. Gott und die Heiligen werden es dem Guten und Edeln lohnen, der von diesem seinen Aufenthalt dem Pater Francesko, Hofkaplan des Grafen Torquato Salviati und dem Rector des Jesuitercollegiums zu Catanea nähere Nachricht giebt."

Ich hatte den Schlüssel eines Schranks aus Catanea mitgenommen. Um diesen wickelte ich das Papier. Ich warf; es fiel neben dem Angelnden nieder. Er hob es auf ..nd las. Ich steckte den Arm durchs Gegitter und winkte. Er nickte mit dem Kopfe und ging davon. Jetzt wechselten Hoffnung und Angst.

Wenn er dich nun rettete, wenn Giuseppe's Besorgnisse einträfen. Bald durchglühte mich Fieberhitze; dann durchbebte mich wieder ein kalter Schauer. Die Speisen wurden mir aufgetragen; ich konnte nichts genießen. Es war darunter eine Suppe, die ich sonst mit Wohlgeschmack genossen hatte. Cajetano brachte sie mir an mein Bett und deutete freundlich darauf. Ich bedeutete ihm, daß er alles wegnehmen sollte.

Ein paar Stunden vergingen. Giuseppe stürzte in mein Zimmer. Sein Haar sträubte sich; seine Wangen waren bleich. Jesus Maria! rief er aus.

Was ist vorgefallen?

Meine Ahnung ist eingetroffen; meine arme, arme Mutter! Mein Bruder brachte ihr die Suppe, die Sie nicht genießen wollten. Sie ist todt. Auch Sie sind verloren; man wird Sie dennoch umbringen.

Mit krampfartiger Bewegung sprang ich von meinem Lager auf. Zitternd fiel ich ihm

um den Hals; meine Wange glühte an der seinigen. Einige Thränen fielen auf die meinige herab. Mein Vater, sagte er, wurde heute Morgen verschickt und kommt erst gegen Abend wieder. Wenn er nun die Mutter todt findet; die Arme hat viel gelitten! Ich mußte bei der Tafel aufwarten und wußte von nichts. Aengstlich winkte mir Cajetano, als ich jetzt auf den Schloßhof kam. Meine Mutter! hülflos ist sie umgekommen; Weh über ihren Mörder! Kein geweihter Priester hat sie in ihren letzten Stunden von ihren Sünden losgesprochen. Aber die heilige Jungfrau wird sich ihrer erbarmen. Ihr Bildniß, das Sie mir schenkten, fand ich in der Hand der Sterbenden. Sie haben meine Mutter dadurch im letzten Augenblicke des Lebens getröstet; o! daß ich Sie retten könnte!

Wir kamen allmälig zur Besinnung. Ich erfuhr nun, großer Besuch sey im Schlosse, beide Prinzen von Novaro, Graf Torquato und seine Gemahlin.

Ist, rief ich, ein alter Bedienter des Grafen, der Pietro heißt, in seiner Begleitung?

Er ists, antwortete Giuseppe.

Er würde, rief ich, uns helfen, wenn ich ihn sprechen könnte. Meine Mutter, sagte Giuseppe, ist ermordet; was sollte ich noch scheuen? Cajetano hat die Schlüssel des Thurms, mein Vater ist abwesend. Noch sitzen sie beim Nachtische. Ich will ihnen ein Gastmal bereiten, daß sich ihnen die Haare emporsträuben sollen. Den Leichnam meiner Mutter will ich ins Tafelzimmer schleppen; Sie daneben stellen, und Mord! Mord! so laut brüllen, daß die Wände wiederhallen sollen.

Ich bot alles auf, ihn zu beruhigen; er kam allmälig zur Besinnung. Er versprach mir, Pietro mit Behutsamkeit herbeizuschaffen, und so lange, bis dieser mir, was zu thun sey, gerathen hätte, den Tod seiner Mutter zu verheimlichen.

Er ging fort. Es währte nicht lange, so trat er mit Pietro in mein Gefängniß. Staunend ſchlug dieſer die Hände über den Kopf zuſammen. Nun, rief er aus, iſt alles aufgeklärt, und Sie haben alſo auch gewiß nicht den Brief geſchrieben. Er erzählte nun, wie ihn Graf Torquato nach mir geſchickt habe; aber mein Wirth habe ihm erklärt: ich ſey verſchwunden; habe aber einen Brief auf dem Tiſche an den Grafen Torquato Salviati liegen laſſen. Ich brachte, erzählte Pietro weiter, dieſen Brief an den Grafen. Er enthielt die Bitten um Verzeihung, daß Sie ſich zum Werkzeuge eines ſchändlichen Plans misbrauchen ließen. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu zu Catanea hätten die Abſicht gehabt, die Güter des gräflichen Hauſes Salviati an ſich zu bringen; Sie, ein Findelkind, hätten ſich deshalb für den verlornen Sohn des Grafen Torquato ausgeben; und wenn Sie hiedurch deſſen Güter erhalten hätten, in den Orden treten und dieſem hiedurch die Beſitzungen zu-

wenden sollen. Sie hätten bisher nach der Ihnen gemachten Vorschrift gehandelt; aber die Güte und Milde des Grafen habe Ihr Herz gerührt; und unfähig die Bosheit auszuführen, aber auch wegen der Rache des Ordens besorgt, hätten Sie Sicilien verlassen.

Ich und Francesko ahneten einen Betrug; aber der Graf, ein Feind des Ordens, hielt sich überzeugt; — und wie soll ich Sie nun retten und ihm diese Ueberzeugung benehmen?

Giuseppe sagte uns, daß der Graf in Ansehung meiner sich ganz auf ihn, seinen Vater und Cajetano verlasse; und wenn man nur dem Grafen die Nachricht brächte, daß ich todt sey, so würden wir Zeit, vielleicht Gelegenheit zu meiner Flucht gewinnen.

Um die Bestürzung und die Gewissensangst des Grafen zu mehren, gab nun Pietro den Rath, daß Giuseppe dem Grafen anzeigen sollte: seine Mutter habe den Ueberrest der mir bestimmten Speisen genossen und sey auch todt. Dies geschah. Pietro blieb indeß

bei mir. Bald aber kam Giuſeppe voll Beſtürzung zurück. Der Graf, ſagte er, habe erklärt: er wolle zuerſt meinen Leichnam ſehen. Giuſeppe und Cajetano aber ſollten in der Burgkapelle im gräflichen Gewölbe einige Steine des Fußbodens aufheben, eine Grube machen, mich, wenn alles im Schloſſe ſchlafen würde, dahin tragen und verſcharren.

O, ſagte Pietro, der Mörder will Gewißheit haben; es kommt alſo nur darauf an, ihn zu täuſchen. Er ging ein paarmal auf und ab. Ha! ſagte er, indem er an den Tiſch trat, hier ſind ja Farben. Seiner Vorſchrift gemäß färbte ich nun meine Wangen bleich, meine Lippen bleifarbig; machte einen dunkeln Strich unter jedem Auge. Selbſt den Nägeln meiner Hände gab ich eine dunkle Farbe; und nun künſtelten wir auch eine maleriſche Stellung aus. Ein Theil meiner Haare lag auf meiner Stirne; das eine Bein war unter der Decke des Bettes hervorgeſtreckt, welches eine Hand krampfartig zuſammen drückte. Die

Lampe wurde ſparſam mit Oel gefüllt; erhielt einen dicken Docht und wurde in die entfernteſte Ecke des Zimmers geſetzt, um nur ein ſchwaches dämmerndes Licht zu geben.

O! ſagte Giuſeppe, und ich will ihn auch vorbereiten; ich will ihm einen Dorn in die Seele drücken, der ſein Auge umnebeln ſoll. Den Leichnam meiner Mutter will ich nahe bei der Treppe legen, ſo daß er mir dabei vorübergehen, die Ermordete auch betrachten ſoll. Wir verabredeten noch, daß ſich Pietro in die Schloßkapelle ſchleichen, und wenn ich dort hingebracht würde, das nähere mit uns verabreden ſolle. Einige Stunden nach Mitternacht hörte ich die Treppe hinauf ſteigen. Graf Ottavio trat hinein und ſchien zurückzubeben. Ach! ſagte Giuſeppe, indem er auf mich deutete, er ſtarb unter gräßlichen Schmerzen. Quaal der Hölle komme über meine Mörder! dies war ſein letztes Wort.

Der Graf wollte ſeine Hände gen Himmel heben; er ließ die linke ſinken und ſchlug

mit

mit der geballten rechten an seine Stirn; wandte sich eilig; begrabt ihn, rief er, indem er aus dem Gefängnisse trat.

Jetzt kleidete ich mich an; Giuseppe und Cajetano wickelten mich in ein leinenes Bettuch und trugen mich nach der Capelle. Sie traten hinein. Jesus Maria! rief Giuseppe. Ich bins, erwiederte eine dumpfe Stimme. Es war Graf Ottavio. Er lag vor dem Hochaltare, an dessen Seite das Denkmal seiner Gemahlin stand. Sie trugen mich vorüber nach dem Gewölbe.

Was nun? fragte ich leise, als wir dort waren.

Ich stoße ihn nieder, sagte Giuseppe, wenn er hieher folgt. Ich habe ein Dolch bei mir.

Wir hörten nur abgebrochene Töne und einzelne Worte. Erbarmung! rief endlich Ottavio. Seliger, verklärter Geist meines Weibes; es war um unserer Kinder willen; bitte für mich.

Fort Verdammter! brüllte eine gräßliche Stimme.

Alles wurde still. Giuseppe ging in die Kapelle, der Graf lag ohnmächtig am Fuße des Grabmals. Er brachte ihn wieder zu sich.

Begleite mich in mein Zimmer, sagte Graf Ottavio. Sie gingen ab, und Pietro trat jetzt hinter dem Grabmale hervor, und ich und Cajetano kamen aus dem Gewölbe. Graf Torquato, sagte Pietro, ist jetzt von allem unterrichtet. Noch zweifelte er [illegible] ich habe auch unsere edle Gräfin Agathe mit allem bekannt gemacht. Ihr Mutterherz ist voll groser Hoffnung. Beide erwarten Sie und Sie werden in ihren Zimmern am sichersten seyn. Giuseppe kehrte zurück.

Wo ist Graf Ottavio? fragte Pietro.

In seinem Schlafzimmer, antwortete Giuseppe; aber ich hoffe, das Vorgefühl der Hölle wird ihm wohl den Schlummer verscheuchen. Jetzt verließen wir die Kapelle. Cajetano und Giuseppe warfen zuvor noch die

Grube zu, und mit klopfendem Herzen folgte ich Pietro'n, der jetzt mich und Giuſeppe nach den Zimmern des Grafen Torquato führte.

Dieſer ging unruhig im Zimmer auf und ab. Seine Gemahlin hielt das Tuch vor ihren Augen. Sie zog es weg, um eben ſo ſchnell wieder ihr Geſicht zu bedecken. Es war ein Geſicht, worin ſich tiefer Schmerz mit Würde und Sanftmuth, wie in einer [illegible] Abbildung der Mater dolorosa vereinigte. Ich hatte Liebe, herzlichen Empfang erwartet; alles war ſchweigend; ich fühlte mich erſchüttert. Ich warf mich zu den Füſſen der Gräfin, ergriff ihre Hand, die matt hingeſunken war, und bedeckte ſie mit meinen Küſſen und Thränen. Auch ſie weinte laut.

Nun, ſagte der Graf, verdoppelte unruhig ſeine Schritte und warf ſpähende Blicke umher.

Dieſer, ſagte Pietro, wird alles erzählen.

Giuſeppe begann meine Geſchichte vom

Tage der Entführung bis auf den jetzigen Zeitpunkt.

Ihr wollt mir, rief der Graf, einen Sohn geben, der meinem Herzen fremd ist; und einen Bruder rauben, an dem ich seit den ersten Tagen des Lebens hing. Auf welcher Seite ist Wahrheit und was bürgt dafür?

Sollten diese grauen Haare — sagte Pietro und wischte eine Thräne vom Auge.

Auch Du, ehrlicher Alter, fiel der Graf mit Heftigkeit ein, auch Du kannst getäuscht seyn.

Nun dann, rief Giuseppe, vielleicht gesteht es Graf Ottavio selbst ein, und das vielleicht in diesem Augenblick. Er liegt auf seinem Lager, die Hölle tobt in seinem Innern. Ich habe, da ich ihn verließ, die Thüre seines Schlafzimmers nicht zugeschlossen. Er hält den jungen Herrn für begraben. Wenn dieser sich irgend in ein weißes Tuch verhüllen, als Geist vor ihn treten, ihn vor Gottes

Richterstuhl laden, mit dem nahen Tode bedrohen, zum Bekenntniß auffordern möchte.

Ich halte Dich beim Wort, sagte Graf Torquato. Die Gräfin hatte bis jetzt nur bisweilen einen Blick auf mich geworfen und dann ihr Auge geschlossen. Keiner Silbe hatte sie mich gewürdigt. Mein Herz war wie krampfhaft zusammengezogen und ich wor in eine Ecke des Zimmers getreten. Der Graf holte ein langes weißes Gewand seiner Gemahlin und befahl mir es anzulegen. Ich gehorchte.

Sie müssen, sagte Giuseppe, auch die Schuhe ausziehen, damit er Ihren Tritt nicht höre. Halt! rief der Graf, als ob er eine Entdeckung gemacht hätte, wer hat Dich zu diesem Possenspiele abgerichtet? Ich habe, erwiederte Giuseppe knirschend, einen halb wahnsinnig gemachten Vater und eine vergiftete Mutter zu rächen, einen Böswicht zu entlarven; sollte ich da nicht alles aufbieten? Verzeihung! ich vergaß, daß er Ihr Bruder ist.

So will ich denn aufs genauste prüfen, sagte Torquato, aber wehe dem Betrüger, der mein Herz zerreißt. Ich war betäubt und gab mich zu allem ohne Widerspruch hin; denn ich wünschte nur, daß alles enden, ich wenigstens doch meine Freiheit wieder erhalten möchte. Graf Torquato schrieb mir jetzt mein ganzes Benehmen vor; ich mußte selbst in seiner Gegenwart zeigen, ob ich es gefaßt habe. Wir schlichen jetzt nach dem Zimmer des Grafen Ottavio. Leise eröffnete [redacted] die Thüre; ich trat schwankend ins Zimmer und rief mit zitternder Stimme: Ottavio! Ottavio! Er blickte wild auf. Auch du, schrie er; gibt es denn noch nicht Teufel genug, um mich zu quälen? In dreien Tagen stehst Du neben mir vor Gottes Gericht. Mildere Deine Qualen; suche Deines Bruders Verzeihung; bekenne, bekenne!

Nein, rief Ottavio, nein, er kann mir nicht verzeihen; schleudre mich hinab zur Hölle, vernichte mich; erbarme dich meiner. Ich ver-

ließ das Zimmer; wir kehrten zurück und traten in Torquatos Vorzimmer. Nun, sagte Giuseppe, nun können Sie auch die Leichengestalt ablegen, indem er mich an ein Waschfaß führte. Ich befreite jetzt mein Gesicht von seinem Anstriche und wir traten in das Zimmer des Grafen. Die Gräfin saß vor einem Tische. Sie hatte den Ellbogen darauf gestützt und ihre Augen verdeckte die flache Hand. Gott! er ist schuldig, rief Torquato, und ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen. Schuldig! sprach die Gräfin in einem schneidenden Ton. Mein Herz zog mich zu ihr. Sie blickte auf. Jesus Maria! schrie sie und schloß mich in ihre Arme. O mein Torquato, o mein Sohn! Die Erde unter meinen Füßen schwankte; meine Sinne wollten schwinden, denn ich fühlte mich an dem klopfenden Herzen meiner Mutter. Agathe! rief mein Vater, haltet sie, die Freude wird sie tödten.

Wir erholten uns; welche Verwandlung!

rief meine Mutter, welcher Engel, welcher Heilige gab Dir die Züge, die oft vor meiner Phantaſie ſchwebten; und nahm Dir die ſchreckliche Geſtalt, die meiner Seele ſo fremd war? Es kam jetzt zur Erläuterung. Pietro und Giuſeppe entfernten ſich. Auch mein Vater ſchien jetzt mit Liebe und Wohlgefallen auf mich zu blicken. Der Morgen traf uns wachend an. Leiſe ward an das Zimmer gepocht. Es war Giuſeppe. Graf Ottavio, ſagte er, hat eins ſeiner ſchnellſten Pferde ſatteln laſſen, ſich darauf geworfen und iſt weggeſprengt. Mein Vater gebot für ihn und Pietro die ſchnellſten Pferde zu ſatteln. Er eilte indeß nach Ottavios Zimmer. Ein Brief an ihn lag auf dem Tiſche. Er las: „Die Hoffnung, Dich zu beerben, hatte, ſo lange Du kinderlos warſt, in meiner Seele gewurzelt, und ich ſchwärmte bei dem Gedanken an den Reichthum und das Glück meiner Kinder. Du wurdeſt Vater. O, vergieb, laß Deinen Fluch nicht meine Qualen in der Hölle häufen. Der

Geiſt Deines Sohnes; er fordert mein Geſtändniß, laß mich Deine Verzeihung hoffen. Als Säugling rettete ihn die Vorſicht. Wie er jetzt fiel? — erlaß mir das Geſtändniß. Giuſeppe kann Dir ſeine Grabſtätte zeigen; alles entdecken. Vergib! ich kann Deinen Anblick nicht ertragen; bald bin ich im Grabe. Es treibt mich fort; meiner Töchter erbarme Dich."

Mein Vater und Pietro eilten ihm nach. Boten wurden nach allen Seiten geſchickt. Er war an die Küſte geſprengt; hatte ſich auf einen Sparonaro eingeſchifft und nach dem feſten Lande herüber rudern laſſen.

Als auch mein Vater ſich entfernt hatte, war ich mit meiner Mutter allein. Ach! es waren ſelige Augenblicke, die ich im Gefühl kindlicher Liebe beim Genuß mütterlicher Zärtlichkeit hinbrachte. Eine der Frauen meldete den Kammerdiener des Fürſten von Novaro. Er ward eingelaſſen. Ich erkannte in ihm ſogleich den Mann, dem ich aus meinem Ge-

fängniſſe das Billet zugeworfen hatte, und erfuhr in der Folge, daß er es ſeinem Herrn, dieſer es dem Grafen Ottavio eingehändigt und letzterer mich gegen den Fürſten für einen eingeſperrten Wahnſinnigen ausgegeben hatte, und konnte nun leicht folgern, daß Ottavio, um jeder Beſorgniß los zu werden, mich zu tödten ſich entſchloſſen hatte. Der Kammerdiener meldete ſeinen Herrn; der Fürſt erſchien. Ein kleiner, prächtig gekleideter Mann, der das Schwerfällige ſeines Körpers unter einem Anſtrich von Wichtigkeit und Gravität zu verbergen ſtrebte. Er wandte ſich an meine Mutter. Wahrſcheinlich, ſagte er nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen, indem er mir gnädig zunickte, der wiedergefundene junge Graf! Meinen aufrichtigen Glückwunſch! Daß ſich die Familienverhältniſſe jetzt geändert haben, darf ich wohl nicht berühren. Es thut mir leid, daß Graf Ottavio dabei ſo tief im Schatten ſteht. Daß ſeine Töchter jetzt keine Parthie für meine Prinzen ſind, werden Sie

ſelbſt einſehen. Ich habe dieſen mündlich Abſchied zu nehmen unterſagt. Ich will den lieben Gräfinnen jede unangenehme Empfindung erſparen. Denn Diskretion, nicht wahr, meine gnädige Gräfin? die iſt man dem Unglück ſchuldig. Ihr Herr Gemahl wird ſicher meine Maasregeln billigen. Alles iſt bei mir reiſefertig; ich muß eilen.

Meine Mutter hatte ihn ſchweigend angehört. Mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: ich fühle, daß ich beſſer bin als Du! machte ſie ihm eine tiefe Verbeugung. Der Fürſt erwiederte ſie; entfernte ſich, und wir hörten ſogleich das Geraſſel ſeiner Wagen über den Schloßhof.

So iſt keine Freude dieſer Welt ohne Leiden; ſagte meine Mutter, die armen Mädchen! Ehe ſie ſich noch näher erklären konnte, trat ein junges Frauenzimmer ins Zimmer. Es war eine große majeſtätiſche Figur. Das ſchwarze lange Haar wallte den Rücken herab und fiel in ungekünſtelten Locken auf die Bruſt.

Die blendende Gesichtsfarbe wurde so wie das Weiß der edelsten Pfirsichgattungen nur durch ein schwaches Roth erhöht. Die Züge waren regelmäßig; das große Auge voll Ausdruck; aber ohne stürmische Leidenschaft; und sanfter Schmerz erhöhte hier, wie immer, die weibliche Schönheit. O, meine Rosalie! sagte meine Mutter und breitete die Arme gegen sie aus. Schweigend verbarg sie ihr Gesicht an meiner Mutter Brust. Der Fürst, sagte sie, nach einer kleinen Pause, — hat, erwiederte meine Mutter, den Menschen längst abgelegt. Der arme Benedetto! — Nichts soll uns trennen, rief Rosalie. Wir sprachen uns noch ein paar Augenblicke. Wir gelobten uns alles zu dulden und schwuren uns — Ihr Heiligen seyd Zeugen! — Treue bis an den Tod.

Unwillkührlicher Schauer durchbebte mich; und mein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der Leidenden. Nach einigen Augenblicken der Erholung sagte meine Mutter zu Rosalien: weißt Du, wen ich wieder gefunden habe?

Wahrscheinlich mein Vetter? sagte Rosalie, indem sie sich gegen mich wandte. Schweigend küßte ich ihre Hand. Ihre Freundschaft, sagte Rosalie, und leise berührten ihre Lippen meine Wangen. O, rief ich aus, alles, was ich vermag, soll Ihnen mit Freuden geweiht seyn. Recht mein Sohn! rief meine Mutter, die arme Rosalie, sie ist der Hochachtung jedes Redlichen werth. Eine mir neue Empfindung durchbebte mein Innerstes. Mein Herz klopfte stärker; ich fühlte, daß meine Wangen glühten, indeß ich meinen Blick nicht zu erheben wußte.

Meine Schwester! rief Rosalie, ihr an Wuchs nicht gleich, aber nicht weniger reizend, das Gesicht mit einem Thränenstrom bedeckt, die Stimme von Schluchzen unterbrochen, trat Gräfin Apollonia ins Zimmer. Hin! rief sie, alles ist hin; auf ewig! Sie werden sich legen, sagte meine Mutter leise zu Rosalien, diese stürmischen Wellen. Apollonia stürzte vor ihr nieder und umfaßte ihre

Knie. Meine Mutter ruht im Grabe; mein Vater ist mehr als todt; mein Geliebter ist fort. Wo auf Gottes weiter Erde, rief sie schluchzend, ist für mich noch ein Trost?

Auf mich machte alles dies einen schmerzlichen Eindruck. Hätte ich die Arme glücklich machen können, ich wäre in diesem Augenblick in mein Gefängniß geeilt. Apollonia's heftiger Schmerz ließ allmälig nach. Rosaliens ernste wehmüthige Stimmung erhielt sich immer gleich. Mein Vater kehrte zurück. Einige treue Diener wurden nach dem festen Lande herübergesandt, indeß wir nach Villa Tonano, dem Wohnsitz meines Vaters bei Catanea, zurückkehrten; und meine Mutter ersuchte ihre Nichten, denen jetzt der einsame Aufenthalt in der väterlichen Burg nicht tröstlich seyn konnte, uns zu begleiten.

Giuseppe trat in meine Dienste. Sein Vater und Cajetano wurden durch die Güte meiner Eltern reichlich versorgt. Am Tage nach meiner Ankunft trat Giuseppe in mein

Zimmer. Denken Sie Herr! rief er aus, Battiſta iſt da. Ihr Vater hat ihm durch die Jeſuiten zu Catanea Verzeihung zuſagen laſſen, und jetzt meldet er ſich nach einer Belohnung. Er verdient keinen Quatrini. Mein Vater ſollte Sie nach dem Willen des Grafen Ottavio ermorden. Allein, ſo erzählte er mir, man thut nicht gern etwas Böſes allein, ſondern iſt muthiger zum Freveln, wenn man einen Gehülfen hat. Dies wurde Battiſta. Beide lauerten hinter dem Gebüſch im Garten, wo damals die Amme mit Ihnen am liebſten ging. Battiſta ſtieß nach Ihnen, die Amme wandte ſich, der Dolch fuhr ihr in die Bruſt. Sie ſank; mein Vater wollte den Stoß nach Ihnen führen, da ſtreckten Sie ihm die kleinen Händchen lächelnd entgegen. Er bebte zurück. Was ſoll, rief Battiſta, das unnütze Mitleiden? Aber mein Vater ſchützte Sie; brachte Sie zu meiner Mutter, die Sie tränkte. Endlich ſagte mein Vater zu ihr: „wir wollen beide zum Gnadenbilde

nach Taormina wallfahrten. Verbergen und erziehen können wir den Knaben nicht; wir wollen ihn an dem Fuße eines Heiligenbildes niederlegen, und einen Rosenkranz für ihn beten. Will ihn die heilige Jungfrau erhalten, so bedarf sie unserer dazu nicht; sollte er aber umkommen, so muß sie wissen, daß es ihm nützlich sey.

So betäubte sich anfänglich mein Vater; aber späterhin zermartere ihn sein Gewissen. Battista wollte Geld von ihm borgen. Er gab ihm etwas; mehr hatte er nicht; da entdeckte Battista dem Grafen Ottavio, daß Sie nicht ermordet wären. Meine Eltern verloren nun dessen Gunst, verriethen Sie aber nicht; wußten auch in der That nicht, wo Sie geblieben und ob Sie noch am Leben wären. Battista versprach Sie auszumitteln; erhielt manche Zechine. Da aber Graf Ottavio gegen ihn mistrauisch wurde und nichts weiter gab, so wandte er sich mit der Entdeckung an Ihren Vater. Bei solchen Umständen hatte

er

er freilich nichts verdient, doch erhielt er Beweise von der Großmuth meiner Eltern und ein kleines Jahrgeld, unter der Bedingung, dieses augenblicklich zu verlieren, wenn er sich aufs neue einer bösen That schuldig machen würde.

Die Nachricht, daß meine Eltern mich wiedergefunden hätten, verbreitete allgemeine Neugierde, die man durch die Maske von Theilnahme bei Glückwünschungsbesuchen zu verbergen suchte. Meinem Vater, der seine Jugend am Hofe zu Madrid, einige Jahre an dem zu Neapel hingebracht hatte, und der hiedurch ein Freund geräuschvoller Vergnügungen war, kamen die vielen Gäste äusserst willkommen. Jedem ward ich vorgestellt; und die gewöhnlichen, mir aber auch durch das Alltägliche bald äusserst lästigen Höflichkeitsbezeugungen, lernte ich schnell machen und erwiedern. Aber kalt blieb mein Herz bei allen den schönen Sachen, womit man, ohne zu wissen, ob ich sie verdiene, mich beinahe täglich über-

schüttete. Ich konnte für diese Menschen keine Anhänglichkeit fühlen. Auch fehlte mir, was nur feine Erziehung und häufiger Umgang geben, Geläufigkeit im Welttone, die Gewohnheit, jedem etwas verbindliches zu sagen, ohne mir dabei etwas zu denken oder bei der Unwahrheit zu erröthen; die Kunst, über gering fügige Gegenstände ein Gespräch nicht ohne Unterhaltung zu führen, und bei dem Geschwätz, das mir Langeweile oder Eckel verursachte, mit der Miene des aufmerksamen Zuhörers Beifall oder wohl gar Bewunderung zu äussern. Hiedurch verdarb ich es im Zirkel der Alten. Den jungen Herren, die mir an Jahren gleich waren, wurde ich bald lächerlich. Sie, die sich keine Befriedigung der Leidenschaft versagten, sich jeden Muthwillen erlaubten; alles was mir heilig und ehrwürdig war, verspotteten, erhielten von mir häufige Aeusserungen des Unwillens und selbst des Abscheues. Daß ich dafür von ihnen als Dummkopf oder Pedant verschrieen wurde,

war äuſſerſt natürlich. Minder nachtheilig erſchien ich in den weiblichen Zirkeln. Meine Geſtalt war mir nicht entgegen. Mein Sinn für die bildenden Künſte hatte auch den Sinn für Schönheit geweckt. Wo ich dieſe fand, äuſſerte ich wenigſtens Aufmerkſamkeit. Mein Ausdruck war durch die Bekanntſchaft mit Dichtern nicht ungebildet, zuweilen blühend, und durch den beſtändigen Umgang mit meiner Mutter und mit meinen Couſinen, gewann ich bald an Ungezwungenheit. Mancher Lobſpruch der Damen ward mir deshalb zu Theil. Allein mein Vater war mit mir gar nicht zufrieden. Selbſt mein Umgang mit Pater Franceſko, dem alten Pietro, mit denen ich mich oft lange und vertraulich unterhielt, war ihm äuſſerſt zuwider; und da ich dies bemerkte, wurde ich bald ſchüchterner gegen ihn und in den männlichen Geſellſchaften. Auch äuſſerten ſich die Spuren meiner frühern Eindrücke und meiner Erziehung in Anſehung meines Geſchmacks und meiner Denkungsart;

die künstlichsten Coloraturen eines Castraten waren mir bei weitem nicht so angenehm, als das Lied der Nachtigall. Ein Mahl von reifen Früchten unter einem schattigen Baume war mir angenehmer als jene Gastmähler, bei denen man einige Stunden hinbrachte. Das belehrende Gespräch mit einem unterrichteten Manne zog ich der Unterhaltung in einer zahlreichen Gesellschaft war. Die glatte Meeresfläche, vom vollen Mond beleuchtet, war für mich prächtiger, als die herrlichste Illumination. Den Feuerauswurf des Aetna zog ich dem kostbarsten Feuerwerke, eine schöne ländliche Gegend dem herrlichsten Marmorsaale vor. Kurz, mein neuer Zustand schien mir gleich einem kostbaren Kleide, das mir aber nicht paßte, und unaufhörlich für Beschädigung gehütet werden mußte. Deshalb strebte ich, wo ich konnte, solches abzulegen. Einfach gekleidet, einen Dichter meines Vaterlandes oder einen alten Classiker im Busen, die Mandoline, ein Instrument, worauf ich es

zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, in der Hand, durchstreifte ich die benachbarte schöne Gegend, suchte mir einsame Ruheplätze. Jeder Punkt, der eine schöne Aussicht gewährte, war mir bald bekannt. Gesprächig mit den Landleuten, deren Liebe ich hiedurch gewann, strebten diese nun bald Lieblingsplätze für mich aufzusuchen; und wenn ich natürliche Anlagen durch Nachhülfe der Kunst verschönern konnte, so brachte ich manche der angenehmsten Stunden hin. Hier saß ich oft halbe Tage lang, las Dichter; und bald wurde Petrarch mein Liebling. Mit inniger Empfindung, mit süßer Wehmuth hing ich an jedem seiner sanften schwermüthigen Töne. Bald, ohne es mir ganz deutlich bewußt zu seyn, schwebte ein Bild, wie Laura, vor meiner Seele. Es war mir, als hätte ich die bekannte Gestalt vor meiner Verweisung in Plato's Sterne *) gesehen. Aber mein schüchter-

*) Plato's Idee, daß die Erde ein Verweisungsort sey und unsichtbarerweise Liebe als Ueberrest einer

nes Herz wagte nicht, die Züge ganz auszumalen. Beſtändiges Leſen der Dichter wirkte auf meinen eigenen Ausdruck. Einzelne Gedanken kleidete ich in Verſe. Meine Stimme war wohlklingend, und oft begleitete ich den Geſang mit meiner Mandoline. Begeiſtert durch mein Herz, die Schönheit der Natur und Sicilieus Himmel, bildete ſich meine Fertigkeit aus; und bald improviſirte ich, ohne es mir ſelbſt bewußt zu ſeyn. Meine Mutter betrachtete mich oft ſtaunend. In jedem weiblichen Zirkel wurde ich willkommen.

Mein Vater, der ſich in ſeinem Sohne nur immer die Fortſetzung vom Glanze ſeines Hauſes gedacht hatte, fand ſeine Erwartungen gleich anfänglich nicht erfüllt. Ich ſchien ihm freilich eine gute Seele, aber auch ein ſehr

---

ſchönen Vorzeit bei zwei Seelen, die ſich vor ihrer Verweltung in einem Sterne gekannt und dort ſympathiſirt hätten, zurückgeblieben ſeyn; dieſer Gedanke wurde von Petrarcha und mehrern Dichtern benutzt.

alltäglicher Menſch zu ſeyn. Er war kränklich. Mangel des Athmens, Schwermuth, Schlafloſigkeit mehrten ſich. Der Arzt machte gute Hoffnungen. Ich drang in ihn und er vertraute mir insgeheim, daß er bezweifle, meinen Vater von der Bruſtwaſſerſucht heilen zu können. Die häufigen Beſuche, die rauſchenden Vergnügungen wurden jetzt meinem Vater allmälig läſtig. Bei meiner eignen ſchwermüthigen Stimmung fühlte ich innig den Schmerz des Leidenden, fühlte doppelt den Beruf, die letzten Tage meines Vaters ſo viel als möglich zu erheitern. Ich hatte mich bis jetzt, wie von ſeinem Glanze geblendet, von ihm zurückgezogen. Jetzt näherte ich mich dem Leidenden, ſo viel ich konnte, mit zuvorkommender kindlichen Zärtlichkeit. Er ſchien dies zu fühlen. Ungezwungener wurde ich nun in ſeiner Gegenwart. Meine Kenntniſſe, mein Sinn für die Tonkunſt und die bildenden Künſte, das Lebhafte und Gebildete meines Ausdrucks waren für ihn neu und überraſchend.

Er schien es zu fühlen, daß er mich verkannt habe. Er schien mir dies jetzt durch verdoppelte Zärtlichkeit lohnen zu wollen. Wir wurden vertrauter. Mein kleines Talent für Dichtkunst und Musik machte ihm manche frohe Augenblicke. Der Arzt schlug Bewegungen vor. Ich lenkte die Spatzierfahrten nach meinen Lieblingsplätzen und erhielt auch hier seinen Beifall. Ach! es waren herzerhebende Stunden, die mir das Gefühl gab, die Liebe meines Vaters errungen zu haben.

Eines Tages veranstaltete ich wieder eine solche Spatzierfahrt. Mein Vater, meine Mutter und meine Cousinen nahmen daran Theil. Damit auf den Ruheplätzen, wo wir uns oft ein paar Stunden aufhielten, die Unterhaltung nicht stocken könnte, hatte ich, besonders da ich merkte, daß dies meinem Vater angenehm sey, jederzeit ein Buch zum Vorlesen und die Mandoline bei mir. Jetzt bestiegen wir einen kleinen Hügel. Ihn hatte, so lautete die Sage, ehemals ein Tempel

Neptuns geſchmückt. Noch waren auf dem Gipfel einige Ruinen, theils bemooſt und theils auch von einem groſsen Caſtanienbaume beſchattet. Eine kleine Bucht ging bis an den Fuſs des Hügels. Dort ſtanden ein paar Fiſcherhütten, deren Bewohner hier ihr Gewerbe trieben; und gleich neblichten Flecken dämmerten einige Inſeln auf der fernen Fläche des Meeres, das längſt der Küſte Weinberge und fruchtbare Felder mit kleinen Dörfern untermiſcht bekränzten. Wir ſaſsen im Schatten des Caſtanienbaums. Ich las, es war ein Geſang Petrarcha's. Meine Stimme ward ſchmelzender, mein Ausdruck inniger als jemals. Meine Stimme ſtockte, eine Thräne bebte im Auge; ich konnte nicht weiter leſen. Torquato! ſagte mein Vater bedeutend, was erſchüttert Dich ſo ſehr? Schenk Dein Vertrauen mir und Deiner Mutter. Iſt es blos der Dichter, iſt es nicht ein Gegenſtand in der lebenden Natur, der Dich begeiſtert? Hätteſt Du auch eine Laura gefunden? Ich

werde, ich werde sie finden. Alle meine Gefühle waren aufgereitzt. Oft wenn ich einsam und traurig, fühllos gegen alle Pracht der Natur, in der Dämmerung umherwalle, mein krankes Herz sich ohne sie der Schöpfung nicht freuen kann, ohne sie, die mein klopfendes Herz nur kennt, für die aber mein Mund noch keinen Namen weiß; dann strecke ich oft sehnend die Arme nach ihr aus. Eine innere Stimme sagt mir dann: du wirst sie finden. Laut rufe ich aus: Du wirst sie finden! und ich möchte das Echo an mein Herz drücken, das meine Worte nachhallt. Mir wird so wehe und so wohl; ich möchte in alle Welt zerfließen, mich jedem Wesen anschmiegen, für jedes Glück und Freude thätig seyn; aber was bin ich, eingeengt in diese Hülle, beschränkt auf diesen einzigen Punkt und fern von mir die einzige, die ich nur ahnend denke. Mein Vater und meine Mutter betrachteten mich staunend. Apollonia, sey es Muthwille oder Neugierde, mich weiter zu locken, legte mir

die Mandoline in den Arm. Ich gab einige Accorde an. Sie riſſen mich weiter fort. Meine Worte floſſen in ein Sylbenmaas, meine Stimme wurde Geſang:

Von der Erde niedern Hügeln ferne,
da mein Herz ſchon an dem Deinen hing,
ehe noch verbannt vom Silberſterne,
Deinen Geiſt der ſchöne Leib umfing;
ungefeſſelt von des Körpers Schranken,
fühlten wir die reinſte Himmelsluſt.
Liebe war die Quelle der Gedanken,
Liebe nur durchglühte dieſe Bruſt.

Und warum willſt Du die Liebe melden,
die der Himmel ſelbſt gebenedeit;
dieſen Urquell unſchuldvoller Freuden,
dieſen Vorſchmack künft'ger Seligkeit.
Dort im Sterne fühlten wir beiſammen
dieſen Trieb, den nun die Erde nährt;
fühlten dort in Unſchuld jene Flammen,
deren Glut ſelbſt nach dem Tode währt.

Tod, von dem ich Troſt zu hoffen habe,
komm, o Freund! Was dieſe Bruſt durchwühlt;
lindre ſanft, Du, der im ſtillen Grabe,
jede Glut der Leidenſchaften kühlt.
Doch mein Geiſt verbleibt ſodann hienieden,

nur bei Dir empfindet er sein Glück.
Einzig ist er nur bei Dir zufrieden,
und umgibt Dich jeden Augenblick;
sanft umschwebt ich noch in Rosendüften,
küsse noch im Abendwinde Dich;
fächle Kühlung Dir in Morgenlüften,
mit dem Zug des Athems trinkst Du mich;
wenn im Westen noch die Sterne säumen,
mischt mein Geist sich Deiner Seele bei,
zeigt dir dann in leichten Morgenträumen,
daß ich, Dich erwartend, selig sey.

Meine Stimme und meine Töne erloschen; ich blickte auf. Rosalie hatte ihren Sitz verlassen; ihre Wangen glühten; sie zitterte. Es war, als ob ein Blitz den schwachen Schleier zerriß, der bisher mein Auge verhüllte. Rosalie! rief ich und stürzte zu ihren Füßen. Sie schwankte. Meine Mutter und Apollonia unterstützten sie. Mein Vater hob freudig seine Hände gen Himmel: meine sehnlichsten Wünsche sind erfüllt. Getrost, meine Kinder! Cardinal Montechio ist mein Freund. Er wird mir gewiß wegen Eurer Verwandtschaft

die Dispenſation des heiligen Vaters auswürken. Roſalie ward ohnmächtig. Sie erholte ſich; alle ſtiegen in den Wagen; ich konnte jetzt keinen Platz darin nehmen. Erde und Himmel ſchienen mich zu umtanzen; ich floh nach Hauſe. Die Schloßkapelle ſtand offen; ich warf mich vor dem Hochaltare nieder. Worte hatte ich nicht. Pater Franceſko brachte mich wieder zur Beſinnung. Er ſagte mir: meine Eltern wären ſeit einer Stunde zu Hauſe. Ich fragte nach meinem Vater. Er war zu Bette gegangen. Ich erkundigte mich nach meiner Mutter; ſie wollte allein ſeyn. Der Morgen fand mich ſchlaflos. Roſalie, ſie war's, die mein Herz geſucht und gefunden hatte. Sie zu ſehen, meine Eltern zu ſprechen, war mein ſehnlichſter Wunſch. Augenblicke ſchienen mir Jahre. Endlich wurde ich zu meinem Vater gerufen. Er hatte eine ſchlechte Nacht gehabt. Sein ganzer Blick weiſſagte mir nicht Freude. Auch meine Mutter trat traurig und ſchweigend ins Zimmer.

Ich spähte ängstlich umher; keiner wollte das Wort nehmen. Endlich begann mein Vater: Torquato, Dein Feuer, Deine Begeisterung, Deine Schwärmerei!

Verzeihung, lieber Vater! wenn ich hiedurch fortgerissen, Sie zu lebhaft erschütterte. Armer Sohn! sagte meine Mutter. Rosalie, wo bleibt sie? rief ich aus. Sie ahndete längst Deine Gefühle. Wo bleibt sie? Sie ahndete längst Deine Gefühle, fuhr meine Mutter fort; ich hielt Rückerinnerung an die getrennte Verbindung für den einzigen Grund ihrer Schwermuth; denn weibliches Zartgefühl hinderte sie, sich mir zu entdecken. Sie hat dem Prinzen von Novaro ewige Treue geschworen. Ihr Herz, ihre Hand, nie soll diese ein anderer besitzen; den einzigen Geliebten oder ein Kloster, das ist ihr Entschluß.

Bleich und gedankenlos blieb ich sitzen. Torquato, sagte mein Vater, indem er meine Hand ergriff, daß Rosalie in Betreff ihrer ersten Verbindung so denke, das wußte ich

nicht. Sie beſitzt meine väterliche Liebe, meine Achtung. Oft träumte ich mir den frohen Gedanken, Dich mit ihr verbunden zu ſehen. Die Hand der Tochter Ottavio's ſollte Dich mit meinem Bruder verſöhnen. Ach! fiel meine Mutter ein: ich kenne die Feſtigkeit ihres Charakters, ihr Entſchluß iſt unwandelbar. Mein Sohn! ſagte mein Vater, ſie iſt das erſte gebildete weibliche Weſen, das Du kennen lerntest. Du hingſt vielleicht an einem erdichteten Ideal; ſie war vielleicht die erſte ſchöne Copie, die Du gleich für das Original nahmſt; prüfe Dein Herz; ſuche einen andern Gegenſtand, Deiner und Deiner Ahnherrn würdig. Erfreue Deinen Vater durch die Ueberzeugung, daß er Dich nicht unglücklich zurücklaſſe. Bewußtſeyn Deines Glücks würde meine Todesſtunde erleichtern. Die Worte drangen mir tief ins Herz. Ich küßte ſeine Hand und ſchwieg. Im Schooße der Natur ſuchte ich vergeblich Ruhe. Meine Mutter tröſtete mich. Roſalie ſchätzt, ſie achtet Dich.

Wäre ihr Herz frei, sie würde es Dir freudig hingeben. Es thut ihr wehe, Dich zu betrüben, die freudigen Hoffnungen Deines Vaters nicht zu erfüllen. Sie gesteht, schwer sey das Opfer, das sie ihrem Geliebten bringe; aber es sey Pflicht, der sie gehorche. O! wäre Deine Wahl auf Apollonia gefallen! Freilich ist sie ihrer Schwester nicht gleich; aber sie hat ihre Verbindung aufgegeben.

Alles dies machte auf mich den lebhaftesten Eindruck. Rosalie ist edel und groß zu handeln im Stande. Mann! rief ich mir zu, solltest Du es nicht auch seyn? Die Hand von Ottavio's Tochter soll Dich mit meinem Bruder versöhnen; Dein Glück würde meine Sterbestunde erleichtern — so sprach mein Vater. Wäre Deine Wahl auf Apollonia gefallen! war der Wunsch meiner Mutter. Ich hing immer mehr und mehr an diesem Gedanken, die Aeusserungen meines Vaters wurden mir immer lebhafter. Seine Sorgen wollte ich verscheuchen; wollte vor ihm lieber

leicht-

leichtsinnig als unglücklich erscheinen; wollte seine Wünsche, in so fern ich sie könnte, erfüllen. Auch ich wollte groß und edel handeln; vielleicht auch, was der Jüngling sich damals nicht bewußt war; jezt aber der Greis, wiewohl nicht bestimmt, hinzuzusetzen wagt, lag der Wunsch, Rosalien zu zeigen, welcher Handlung ich fähig sey, vielleicht auch etwas rege gemachte Sinnlichkeit im Hintergrunde meines Herzens versteckt.

Mein innerer Kampf entging nicht der Aufmerksamkeit meiner Eltern. Torquato, sagte meine Mutter, ich erkenne, was Du leidest; auch tapfer dulden ziemt dem Mann. Dein Benehmen erfreut Deinem todtkranken Vater. Er sagte heute zu mir: — ich will es Dir zu Deinem Troste nicht verheelen — es liegt eine gewisse Größe in Torquato's Seele. Sein Feuer ist hohe Begeisterung, nicht Schwärmerei, denn er kann sich selbst beherrschen. Ich fühlte mich über mich selbst erhaben; und so wurde ich in meinem Entschlusse

bestärkt. Immer mehr schien ich beruhigt, wenn es gleich im Innern tobte. Lieber Vater! sagte ich einst: ich habe mein Herz geprüft. Meine Phantasie war aufgereitzt, und so griff ich nach dem schönsten Gegenstande, der mir nahe war. Sie wünschen mich vor Ihrem Tode glücklich zu sehen. Apollonia ist meiner würdig, und Ihre Hand wird mich bei Ihrem Segen gewiß glücklich machen. Mein Vater betrachtete mich staunend. Wie, rief er, in so wenig Tagen diese Veränderung? Ich hatte mich vorbereitet. Weshalb, sagte ich ruhig, sollte demjenigen, der eine Madonna von Raphael einmal nicht besitzen kann, die Venus eines Titian nicht wünschenswerth bleiben? Der spähende Blick meines Vaters ruhte staunend auf mir. Eine Schaamröthe färbte meine Wangen; denn es war doch immer Betrug; und dieser war meiner Seele fremd. Meine Mutter trat ins Zimmer. Mein Vater machte sie mit meiner Aeusserung bekannt. Nein! sagte meine Mutter, wer

Rosalie liebte, der kann für die muthwillige leidenschaftliche Apollonia nicht sogleich Liebe fühlen. Es ist Selbsttäuschung. Torquato sucht Betäubung und greift nach dem ersten Hülfsmittel, wodurch er sie zu erlangen hofft. Aber wenn er doch wirklich für Apollonia einige Neigung fühlte? Wo Liebe im Spiel ist, sagte meine Mutter, da vertraue dem Urtheil des Weibes. Dieser scheue, niedergeschlagene Blick, diese Röthe, Torquato! dies ist nicht Liebe. Beide drangen jetzt in mich. Ich konnte nicht heucheln; ich gestand meine Absicht. Mein Vater schloß mich freudig in seine Arme. Das Geschlecht der Salviati, rief er feurig aus, kann mit Dir, dem letzten Sprößling, erlöschen; aber sein Name wird durch Dich gewiß nicht untergehen. Ich fühlte mich durch diese Aeusserung hoch erhaben, und sie wurde wahrscheinlich der Grundstein zum künftigen Gebäude meines Lebens.

Von nun an vermehrte sich auch die Krankheit meines Vaters. Ich kam nicht

von seinem Krankenbette. Unaufhörlich erhielt ich neue Aeusserungen seiner Liebe und seines Wohlwollens. In den letzten Augenblicken forderte er von mir Vergebung für Ottavio, und für dessen Töchter — Bruderliebe und Freundschaft; beides gelobte ich dem Sterbenden. Er hob seine Hände betend empor. Segen für mich war das letzte, was er von Gott und den Heiligen erbat. Wir brachten seine Gebeine zur Ruhe und feierliche Stille war nun die Stimmung unseres Hauses. Rosalie hatte mich bisher, so viel als möglich, vermieden, und sie äusserte jetzt den Wunsch gegen meine Mutter, die Welt zu verlassen, um den Ueberrest des Lebens in einem Kloster hinzubringen. Wie, sagte ich, die Welt sollte ein solches Wesen verlieren, das rund um sich einen Himmel schaffen kann? Ich erkundigte mich nach ihrem Geliebten. Es war einer der edelsten Jünglinge; auch seine Liebe für Rosalien war grenzenlos; nur Eigennutz des Va-

ters hatte bei meiner Erſcheinung die Verbindung getrennt.

Gröſſe und Reichthum hatten für mich wenig Reiz. Bei Befriedigung-mäßiger Bedürfniſſe glaubte ich ein ruhiges, zum Theil glückliches Leben hinbringen zu können. Roſalie, meine erſte Liebe, war für mich verloren, und einige Neigung zum geiſtlichen Stand- erwachte. Beſitzen konnte ich Roſalien nicht; aber warum ſollte ich nicht in Unſchuld für ſie bis ans Grab die Empfindungen hegen können, die Petrarcha, auch ein Prieſter, für ſeine Laura empfand? Ich entdeckte mich dem Pater Francesko. Um des Himmels willen! rief dieſer; ein ewiger Verdacht würde alsdenn auf der Kirche und ihren Dienern haften. Erinnern Sie ſich des Briefes, den Ihr Vater nach Ihrer Entführung erhielt. Feinde der Kirche — und dieſe hat ſie ja leider in Menge! — würden ihn für Wahrheit, Sie für untergeſchoben und für ein Werkzeug gewinnſüchtiger Prieſter erklären. Auch iſt Ihr

Entschluß blos eine Folge fehlgeschlagener Hoffnungen. Sie sind Jüngling. Noch wartet Ihrer eine reiche Erndte von Lebensfreuden; und sollte Ihnen ein Garten nicht mehr gefallen können, weil einst ein Hagelschauer alle seine Blumen und Blüten zerstörte? Ich dachte weiter über die Sache nach; faßte den Entschluß dem Fürsten von Novaro den Antrag zu machen, an Rosalie und Apollonia alle meine Besitzungen abzutreten, wenn er ihre Vermählung mit seinen Söhnen zugeben wollte. Auch hievon suchte mich der ehrwürdige Francesko zurück zu halten. Endlich vereinigten wir uns dahin: ich sollte mir die väterlichen Güter in Neapel, die nicht unbeträchtlich waren, und das bewegliche Vermögen vorbehalten; meine sicilischen Güter aber, deren Besitz meiner Mutter Zeitlebens bleiben sollte, unter den angezeigten Bedingungen meinen Cousinen abtreten. Ich schrieb mit Wärme an den Fürsten von Novaro. Ich sagte ihm: mein sterbender Vater habe mir

Roſallens und Apollenia's Glück zur Pflicht gemacht, bat ihn, dieſem kein Hinderniß entgegen zu ſetzen, ſagte, daß ich keinen ſehnlichern Wunſch hätte, als hiezu beförderlich zu ſeyn und machte ihm nun meine Anträge. Nach einigen Tagen wurde mir ein Brief von einer unbekannten Hand überreicht. Der Doctor beider Rechte, Bartholomäo Sordino, Auditor der Junta, ſchrieb mir, er ſey der Rechtsfreund des Fürſten von Novaro, der ihm mein Schreiben mitgetheilt und aus dem er erſehen habe, wie ſehr mir die Sache am Herzen liege. Der Fürſt, ſchrieb er mir, ſey noch unentſchloſſen; doch könne er mir den Wink geben, daß, wenn ich auf das ganze Vermögen meines Hauſes und alle Güter Verzicht leiſten und mit einer Leibrente zufrieden ſeyn wolle, der Fürſt dann zur Erfüllung meines Geſuchs nicht abgeneigt ſey, und ich möchte ihn hierüber durch den Boten doch gleich meinen Entſchluß wiſſen laſſen.

Mich empörte dieſer Brief. Ich wies ihn

dem Pater Francesko. O! sagte dieser. Er ist des wegen seines Geitzes bekannten Fürsten völlig würdig. Man will Ihrem edlen Herzen eine Falle stellen; geben Sie ihm keine Antwort. Soll ich denn, fragte ich traurig, alle meine Entwürfe aufgeben? Nicht doch, erwiederte Francesko, wenn Sie die gewinnsüchtigen Menschen mit Kälte behandeln, dann werden sie fürchten, daß Sie Ihre Anträge ganz zurück nehmen könnten, und wahrscheinlich desto schneller sie anzunehmen eilen. Ich befolgte seinen Rath und ließ den Boten sagen: er würde von mir keine Antwort erhalten.

Nach einigen Tagen ließ sich Dr. Sordino bei mir melden. Ich nahm seinen Besuch an. Er suchte wenigstens einen Theil seiner Forderung zu erschleichen; ich antwortete ihm aber kalt nach Francesko's Rathe: da mir der Fürst nicht geantwortet habe, so wäre ich mich der ganzen Sache zu entschlagen geneigt. Unter vielen Lobsprüchen meiner Groß-

muth bat mich jetzt der Doctor um Verzeihung. Der Fürst, ein edler uneigennütziger Herr, wußte nichts von seinen Anträgen. Er allein, ein treuer alter Diener des Hauses Novaro, habe es für Pflicht gehalten, diesem so treu als möglich zu dienen und deshalb den Versuch gemacht. Jetzt überreichte er mir das Schreiben des Fürsten, der in einem sehr pathetischen Tone erkläre: er, der alte Freund meines Vaters, sey den Wünschen desselben, die er noch sterbend geäussert habe, nicht entgegen; deshalb, wenn ich ihm meine Erklärung in rechtskräftiger Form zugesandt, solche auch selbst dem Vicekönige eingehändigt haben würde, so wolle er nicht nur seine Einwilligung geben, sondern auch, da meine Mutter eine Dame sey, zur Anknüpfung der alten Freundschaft ihr den ersten Besuch abstatten. Ich leistete, was gefordert wurde, und gab nun meiner Mutter von dem Schritte Nachricht. Sie war äusserst gerührt; schien ihn aber anfänglich zu mißbilligen. Mutter! rief

ich aus, des Vaters Hoffnung war: durch mich werde der Name der Salviati nicht untergehen. Bleibt mir nicht noch Kraft genug ihn empor zu heben? Sie drückte mich an ihre Brust. Wenn der Mutter Segen, rief sie aus, das Glück des Kindes erhöht; wenn die Vorsehung keine edle That unbelohnt läßt; dann werden auch gewiß meine Hoffnungen und Deine Wünsche erfüllt. Jetzt machte meine Mutter den Cousinen das Geschehene bekannt. Apollonia schien entzückt. Sie schloß mich begeistert in ihre Arme; nannte mich den ersten, den größten der Sterblichen. Rosalie sagte mit einem Tone voll Wehmuth: soll ich mein Glück auf Ihre Kosten gründen? Ich würde es ausschlagen, wenn Sie minder gut wären; aber einem solchen Manne kann man ewig verpflichtet seyn, ohne durch Schaamröthe niedergebeugt zu werden. Ich lernte kennen, daß zwischen Freude und Zufriedenheit mit sich selbst oft noch eine große Kluft sey. Mit meiner Handlung war ich zufrieden; aber

daß Rosalie für mich verloren war, beugte mich tief. Ihrem Hochzeitfeste beizuwohnen, konnte ich nicht über mich erhalten. Mein Vater hatte geäussert, daß ich, um mich mehr für die große Welt zu bilden, auf Reisen gehen möchte. Ich erklärte jetzt meiner Mutter, daß ich zuerst meine Besitzungen in Neapel besuchen und alsdenn diese Reise antreten wollte. Sie gab, wiewohl mit schmerzlicher Rührung, ihre Einwilligung. Noch hat eine Reihe von Jahren den traurigen Eindruck des Abschiedes nicht geschwächt. Sie ermannte sich in den letzten Augenblicken des Scheidens. Bleibe, sagte sie, was Du bist, essen, redlich und gut, der Tugend und Religion getreu; wir sprechen uns wieder; ist es nicht hier, doch gewiß jenseits des Grabes und dort glücklich. Ich sah die Edle nicht wieder. Ihr Verlust war für mich groß; aber Dank sey Gott und den Heiligen! zur Zeit meiner Vermählung war sie nicht mehr am Leben und deshalb habe ich sie nie betrübt.

Meine Reise war glücklich, meine Güter lagen in einer der schönsten Gegenden Calabriens. Ihre Einkünfte überstiegen meine Wünsche. Ihre Fruchtbarkeit war groß, ihre Lage reitzend.

Pietro und Giuseppe hatten mich begleitet. Ich besuchte Neapel, Rom, Florenz und Venedig und kehrte von da über das Meer zurück, in der Absicht, im folgenden Frühlinge eine neue Reise über Genua und Turin durch einen Theil der Schweiz nach Frankreich zu unternehmen, und strebte deshalb mir die französische Sprache völlig eigen zu machen. Auf meiner jetzigen Reise fesselten mich größtentheils die Ueberreste des Alterthums und die Werke der Kunst. Mein Sinn, mein Gefühl für die bildenden Künste hatte viel gewonnen, meine Menschenkenntniß wenig. Zwei Begebenheiten waren für mich auf dieser Reise wichtig. Zufällig lernte ich in Modena einen liebenswürdigen kenntnißvollen Mann, den Marchese Rufino, kennen, der

damals das Landhaus zu Vallombrosa besaß, auf dessen Stelle jetzt dies Kloster liegt. Verschiedene Anlagen, welche noch die Gegend ums Kloster verschönern, sind von seiner Hand. Unglückliche Liebe hatte auch ihn gebeugt. Er suchte Trost in edler Wohlthätigkeit und im Schooße der Natur. Ich besuchte ihn; wir wurden Freunde; und das malerische dieser Landschaft machte auf mich einen lebhaften Eindruck. Wichtiger war eine Begebenheit, die mir gleich, da ich Neapel verlassen hatte, auf der Reise nach Rom aufstieß. Ich hatte mich von Jugend an gewöhnt, oft große Strecken zu Fuße zu machen. Jetzt, wenn ich in eine schöne Gegend kam, sprang ich gewöhnlich aus dem Wagen, der mir, indeß ich zu Fuß ging, langsam folgen mußte. Dies war jetzt der Fall, da ich mich dem Lorbeerbaume nahte, der auf dem angeblichen Grabe Virgils steht. Zwei Landleute kamen aus dem benachbarten Citronenwalde. Aus ihren Zügen sprach reine Freude. Gott segne den Ein-

siedler; sagte der eine, unsere Kinder sind glücklich. Waren wir nicht Thoren, erwiederte der andere, daß wir nicht früher zu dem Heiligen gingen. Aller Streit ist nun beendigt, in acht Tagen ist die Hochzeit. Der Anblick froher Menschen that immer meinem Herzen wohl. Freundlich grüßte ich sie. Sie erwiederten eben so freundlich meinen Gruß. Ich gestand ihnen nun, daß mich ihre letzten Worte aufmerksam gemacht hätten. O! sagte der eine, gern will ich Ihnen alles erzählen. Ich habe eine Tochter, mein Nachbar einen Sohn. Meine Laura ist das schönste Mädchen im Dorfe, ~~sein~~ Giakomo der beste Winzer in der ganzen umliegenden Gegend. Die beiden jungen Leute liebten sich, und wir beide hatten nichts dagegen; da sachte der Teufel unter uns Alten einen Streit an. Es war eine Kleinigkeit; aber böse Menschen und Zwischenträger kamen hinzu; erbitterten uns aufs höchste; und wir untersagten nun den jungen Leuten die Fortsetzung ihres Umgangs.

Die aber waren klüger, als wir Alten. Sie gingen zu dem heiligen Manne, der hier in der Einſiedelei wohnt. Dieſer ließ mich durch meine Tochter, den Nachbarn durch ſeinen Sohn zu ſich beſtellen. Ich kam zuerſt; da redete er mir zu Herzen, wie unrecht ich thue, Haß und Groll gegen meinen Nächſten zu hegen, das Glück meines Kindes hindern zu wollen. Mein Nachbar kam. Jetzt ſchickte er mich in die Kapelle und ſprach mit ihm eben ſo. Wir wurden beide erweicht; der Heilige verſöhnte uns; und nun in acht Tagen iſt Hochzeit. Und wo iſt, fragte ich, dieſer fromme Mann? Wenig Schritte von hier im benachbarten Thale. Wollen Sie ihn ſehen? ich bringe Sie dahin. Er hat mich ſehr ausgeſcholten, als ich es ihm letzthin ſagte; aber ich kann mir den Glauben nicht nehmen; er thut Wunder. Kranke ſind durch ſein Gebet geneſen; Todfeinde hat er verſöhnt; unfruchtbare Felder, nach ſeiner Anweiſung beſtellt, bringen reichliche Früchte. Führt mich

zu ihm, sagte ich, indem ich ihm ein kleines Geschenk anbot. Der freundliche Alte lief voraus; ich mit Pietro und Giuseppe folgten. Eine keine Einsiedelei stand im benachbarten Thale, von einem Gärtchen und einigen hohen Bäumen umgeben. Giuseppe zog die Schnur der Schelle. Der Einsiedler trat heraus und fuhr einen Schritt zurück. Jesus Maria! Giuseppe Du hier? Ists möglich, rief der erstaunte Giuseppe, ists möglich? ja bei allen Heiligen, es ist Graf Ottavio. Er winkte uns in die Zelle; wir folgten.

Was führt Dich, sagte er, hieher? Ich begleite meinen Herrn auf seiner Reise; kennen Sie ihn nicht, den jungen Grafen Torquato? Schrecken und Freude wechselten in Ottavio's Zügen. Er lebt! so, rief er aus, er lebt! so bin ich kein Mörder. Ich mußte ihm meine Rettung erzählen. Wunderbar! wunderbar, o Gott! sind deine Wege. Er fragte jetzt nach seinen Töchtern. Sie sind, erwiederte ich, mit den Prinzen von Navaro ver-

vermählt. Iſt's möglich! auch hier gegen meine Erwartung? Vergib! guter Fürſt! wenn ich Dir dieſe Großmuth nicht zutraute.

Iſt nichts zu vergeben, ſagte Giuſeppe, der Geizhals! Er wollte die Ehe nicht eher zugeben, als bis mein Herr ſeine Güter in Sicilien zur Ausſteuer gab. Vergeblich hatte ich ihm gewinkt. Es war heraus. Gerechter Gott! rief Ottavio, Du wurdeſt der Wohlthäter der Kinder Deines Mörders. Sie ſind, erwiederte ich, der Bruder meines Vaters, der mir noch ſterbend Sie zu lieben, mich Ihrer Kinder anzunehmen gebot. Er iſt alſo todt, mein Torquato, und hat mir vergeben? Nicht allein vergeben, Sie aufgeſucht, damit Sie in ſeine Arme zurückkehren möchten; und in dem letzten ſeiner Augenblicke hat er noch für ſie gebetet. Vor einem Kreuze fiel Ottavio auf ſeine Knie und hob ſchweigend ſeine Hände gen Himmel. Gott! ſagte er nach einer Pauſe, du haſt mich nicht verworfen; denn du fandſt mich auf Erden dieſes

Troſtes noch werth. Giuſeppe, rief er, und ergriff ſeine Hand, Vergebung! Deine Mutter —? Sie hat ausgelitten, ſagte Giuſeppe, ſie iſt bei Gott. Er vergebe mir in meiner Sterbeſtunde, ſo wie ich Ihnen vergebe. Ich will mich nicht entſchuldigen, viel weniger rechtfertigen, ſagte Ottavio. Die Vergangenheit liegt ſchwer auf meiner Seele; ich weiß, was ich that. Aber wie ich zu dieſer gräßlichen Handlung kam, das will ich Euch zu Eurer Belehrung entdecken. Mein Vater, Gott habe ihn ſelig! ſetzte auf das Geld einen hohen Werth. Torquato kam frühzeitig an den Hof nach Spanien. Ich, der jüngſte Sohn, wurde unter den Augen meines Vaters erzogen. Seine Neigungen wurden auch die meinigen, ſein ängſtliches Beſtreben für mich, den jüngſten Sohn, Schätze zu ſammeln, wirkte nachtheilig auf mich, denn es wurde nachher auch in Betreff meiner Töchter mein Wunſch. Meine Frau war aus einem der edelſten Geſchlechter Siciliens; aber dies war

verarmt. Sie zählte Könige und Helden, edle große Männer unter ihren Vorfahren. Aber ihre Brüder, Männer von Kopf und Herz, darbten. Sie hatten, um ſich empor zu heben, nicht Geld und jene Verbindung, die Reichthum am leichteſten verſchaft. Die ältern Söhne meines Bruders ſtarben. Er war kinderlos. Der Gedanke meiner guten und edlen Gattin war jetzt der Gedanke an die Größe, den Wohlſtand ihrer Kinder, die Hoffnung ihrer Nachkommen, vielleicht hiedurch zugleich mit ihre eigne Familie empor zu heben. Auch in meiner Seele wurzelte dieſer Gedanke. Mein gutes Weib ſtarb, als ſie mir Apollonia gebar. Ich verlaſſe Dich ungern, ſagte die Sterbende; aber ich ſterbe beruhigt bei dem Gedanken an meiner Kinder künftiges Glück. Sie beſchwor mich deshalb, mich nicht wieder zu vermählen; ich gelobte es ihr.

Einſam lebte ich jetzt. Meine Kinder waren meine einzige Beſchäftigung, mein einziger Gedanke. Jetzt wurdeſt Du, Torquato!

geboren. Meine glänzenden Aussichten waren zertrümmert. Vergib! ich sah in Dir nur den Räuber vom Glücke meiner Kinder. Ich hatte keinen Freund, keinen, in dessen Busen ich meine Gefühle ergießen konnte. Einigermaßen war mein Kammerdiener, ein Wundarzt, mein Vertrauter, eine feile gewinnsüchtige Seele. Er sprach immer, wie ich es gern hörte; und Gewohnheit hatte mich an ihn gefesselt. Ich kannte die Tugend Deiner edlen Mutter; ich hätte mir keinen Verdacht gegen sie erlaubt; aber hingeworfen äusserte er den Gedanken: warum kommt nach einer Unfruchtbarkeit von mehreren Jahren dieser Spätling? Mir, einem Arzte, wird es bedenklich, ihn für den Sohn des Grafen Torquato zu halten. Laß Dir's zur Erläuterung dienen, daß dieser Mensch, welches ich erst späterhin erfuhr, Deinem großmüthigen Vater, bei dem er sich ungleich besser, als bei mir befunden haben würde, seine Dienste angetragen; und da er dies oft erneuert hatte, zuletzt mit ei-

nigem Unwillen zurückgewiesen war. Auch lief ein Gerücht, er habe die Gunst von einem Kammermädchen unserer Mutter gesucht, sie zu erhalten gehofft, bis ihn Dein Vater, damals ein feuriger, leidenschaftlicher Jüngling, verdrängte; und dies sey Quelle des tödtlichsten Hasses geworden. Ach! der Mensch ist schon dem Verbrechen nahe, wenn er eine Entschuldigung dafür weiß. Ich hatte jetzt einen Scheingrund zum Hasse gegen Dich. Ich äusserte ihn lauter gegen Dominichino — so hieß der Kammerdiener. — O, sagte dieser, eine Hand voll Zechinen einem Bravo gegeben und der Räuber Ihres Glücks ist nicht mehr. Ich schauderte bei dieser Aeusserung zurück. Aber bei der kleinsten Veranlassung fiel mir auch diese Aeusserung wieder ein, und jedesmal wurde mein Abscheu geringer. Dominichino erneuerte einst diesen Gedanken; ich willigte ein. Die Nachricht der verübten That erschütterte mich. Aber der Gedanke an das Glück meiner Kinder übertäubte die Vorwürfe

des Gewiſſens. Jetzt wurde mir verrathen, daß Du noch lebteſt. Meine Nachforſchungen waren vergebens. Jahre vergingen; ich beſorgte nichts mehr. Jetzt ſtarb mein einziger Sohn; um ſeinetwillen hatte ich auch die ſchreckliche That verübt. Mein Gewiſſen erwachte. Ich betrachtete ſeinen Verluſt als göttliche Strafe, unterließ es ſchon deshalb, Dir ſorgfältig nachzuſpüren, denn ich wollte nicht an Dich und meine That denken. Jetzt erwachten neue Ausſichten und neue Hoffnungen. Die Prinzen von Novaro, die reichſten, angeſehenſten Jünglinge Siciliens bewarben ſich um die Hand meiner Töchter. O, daß meine Frau, ſo wünſchte ich oft, jetzt noch lebte! um Zeuge von der künftigen Größe ihrer Kinder zu ſeyn. Jetzt bekam mein Bruder den Brief, der Dich noch als lebend nannte. Pater Franceſko und Pietro waren mir immer verdächtig. Dominichino ſah jetzt einen unbekannten Jüngling mit Ihnen durch abgelegene Gänge des Gartens ſchleichen. Er lauerte

auf; ſah, daß mein Bruder in Franceſko's Wohnung ging, und gab mir von allem Nachricht.

Fand ſich der verlorne Sohn wieder, ſo waren alle meine Plane hin. Alles, um deſſentwillen ich gemordet, vieljährige Angſt und Gewiſſensbiſſe erduldet hatte; alles war vergeblich. Daß der äuſſerſt geitzige Fürſt von Novaro ſich alsdenn zurückziehen, Roſalie, der Liebling meines Herzens, die den Prinzen auf das zärtlichſte liebte, höchſt unglücklich würde, ließ ſich vorausſehen. Ich konnte es nicht über mich erhalten, meine vieljährigen Hoffnungen und Träume hinzugeben. Ich ſpähte Dich aus, ich ſuchte Dich zu beobachten. Am Fuße des Hochaltars, wo Du beteteſt, verglich ich Deine Züge mit dem Gemälde Deiner Mutter. Die Aehnlichkeit überzeugte mich, daß Du der Verlorne ſeyſt. Dominichino beſorgte jetzt Deine Entführung. Ich kämpfte mit mir ſelbſt; ich wünſchte Dich zu entfernen; Du verweigerteſt den Eidſchwur.

Meine Bestürzung stieg. Es that mir wehe, Dir hart zu fallen; ich wünschte Dein Schicksal zu erleichtern. Du warfst jenen Zettel dem Kammerdiener des Fürsten von Novaro hin. Sein Herr gab ihn mir. Denk Dir mein Schrecken; ich will doch nicht hoffen, sagte der Fürst, daß etwas an der Verläumdung sey, die freilich blos Pöbelgerede ist, daß der Sohn des Grafen Torquato noch am Leben, vielleicht irgendwo verborgen sey. Gott behüte! erwiederte ich, es ist ein Wahnsinniger, der hier, damit er nicht Schaden anrichten könne, versperrt ist. Nun, sagte der Fürst, dann tragen Sie doch auch die gehörige Sorgfalt, damit kein Schaden, kein Unglück durch ihn geschehe. Ich entdeckte Dominichino, was vorgefallen sey. Wir bleiben unsicher, sagte dieser, so lange er lebt. Sollen wir durch ihn verrathen, vor aller Welt zu Spott und Schande werden? Sie versprachen mir, wenn ich ihn gefangen lieferte, die schöne Meierei am Meere. Ich habe sie

bisher nicht gehabt, und kann sie auch fürs Künftige entbehren; und wenn ich Ihnen nicht so treu wäre, Graf Torquato würde mich gewiß, wenn ich ihm alles entdeckte, noch reichlicher lohnen. Der Gedanke, meinem Bruder verrathen zu werden, war mir fürchterlich; und ich hielt den Dominichino dessen fähig. Was willst Du, fragte ich ängstlich, was soll, was kann ich thun? Nicht das Glück der ganzen Familie, jetzt so nahe am Ziel, wieder aus den Händen geben. Einige Tropfen, die ich vorräthig habe, in eins seiner Lieblingsgerichte gethan; und er schweigt auf ewig.

Du weißt, sagte Ottavio, was übrigens vorfiel. Der Gedanke, fuhr er mit einem Seufzer fort, in dreien Tagen vor dem Weltrichter da zu stehen, folterte mich gräßlich. Die Fahrt nach Neapel war glücklich. Der Morgen des dritten Tages brach an. Ich rannte in die Kirche; ich wollte, was noch möglich wäre, für meine Seele thun und

kniete am Beichtstuhle. Ein heftiges Fieber wüthete schon in meinem Blute. Die Erinnerung, das Geständniß meiner Verbrechen, die Todesfurcht, alles stürmte auf mich ein; und sinnlos sank ich am Beichtstuhle nieder. Ich hatte meine Augen geschlossen. Dieser lange Schlaf, dieser heftige Schweiß scheint mir eine wohlthätige Crisis, sagte eine mir fremde Stimme. Ich schlug die Augen auf und sah, daß ich im Bette lag und zwei barmherzige Brüder neben mir standen.

Ich wollte sprechen; sie winkten mir zu schweigen. Ich erfuhr in der Folge, daß man mich halbtodt aus der Kirche ins Kloster gebracht, daß ich dort anfänglich in wilder Phantasie, zuletzt völlig ermattet, schon einige Wochen auf dem Lager hingebracht hätte. Jetzt erschien der Geistliche, dem ich in der Kirche gebeichtet hätte, ein Greis, mit sanfter Miene. Er setzte sich neben meinem Lager. Getrost! sagte er: Sie leben, Ihre Phantasie hat Sie getäuscht; der Himmel

kann verzeihen. Nein, rief ich aus, wodurch soll ich das Böse vergüten, wie kann ich meinen Blick auf den Himmel richten, wie kann ich auf Verbindung mit jenem erhabenen Wesen denken, dessen Vollkommenheit grenzenlos ist? Wie kann ich im tiefen Gefühl meines Abstandes noch Hoffnung wagen? O, so denken Sie, sagte der Geistliche, an jenen, der mit der erhabensten Würde der Menschheit handelte und starb, und so den Vaterblick des Allbarmherzigen liebevoll auf jene Geschöpfe lenkte, die oft Reue zur Tugend zurückführt. — Aehnliche Gespräche des frommen Mannes hinderten mich zu verzweifeln. Ich erholte mich allmälig; aber eine tiefe Wunde war in meinem Herzen. Ich glaubte, das Verbrechen stehe auf meiner Stirne geschrieben; ich konnte den Anblick nicht ertragen. Ich wollte in ein Kloster gehen; aber der Gedanke, daß hier unter schuldlosen, vielleicht frommen Menschen, mir kein Platz gebührt, schreckte mich zurück. Ich war völlig genesen.

Am Tage meiner Entweichung hatte ich zufällig meine goldne Tabatiere mit Diamanten besetzt und eine reichlich gefüllte Börse bei mir gehabt. Beides wurde mir jetzt von den ehrwürdigen Vätern wieder zugestellt, die ihrem Gelübde gemäß mit edler Uneigennützigkeit für meine Wiederherstellung gesorgt hatten. Was sollte ich hier unternehmen? Ich entdeckte mich meinem frommen Beichtvater. Er that mir den Vorschlag, diese Einsiedelei zu beziehen, deren Bewohner vor wenig Wochen gestorben war. Sie war baufällig. Er veranstaltete nicht allein, daß sie ergänzt, sondern daß sie auch noch bequemer eingerichtet wurde. Einige hundert Zechinen waren jetzt noch meine Baarschaft. Er veranstaltete, daß sie bei den barmherzigen Brüdern zu einer Leibrente für mich angelegt wurden, deren Ertrag zur Befriedigung meiner Bedürfnisse hinreicht, die mir auf seine Veranstaltung wöchentlich durch einen redlichen Mann eingekauft und überbracht werden.

Die Landleute, die meinem Vorfahren kleine Geſchenke zu bringen gewohnt waren, ſchienen, da ich ſie bat, ſolche nicht mir, ſondern den Nothleidenden und Kranken auszutheilen, anfänglich mit mir unzufrieden zu ſeyn. Aber durch freundliche Geſpräche gewann ich bald ihr Vertrauen. Den Kranken konnte ich manches einfache Arzneimittel vorſchlagen, das oft bei dieſen ungeſchwächten Menſchen herrliche Dienſte that. Bei meinen Kenntniſſen von Feld- und Gartenbau konnte ich ihnen durch meinen Rath auf mancherlei Weiſe nützlich werden. Ich erwarb mir hiedurch ihr Zutrauen. Sie wählten mich bei ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter. Ich verhinderte manches Böſe; ſtiftete oft Frieden und Verſöhnung; und hoffe jetzt auf Gottes Barmherzigkeit, weil er mich noch würdig fand, auf Erden Gutes zu thun.

Die Erzählung meines Onkels rührte mich. Er war das Spiel der Leidenſchaften geweſen, und er beſtärkte mich jetzt in dem

Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur, die uns doch immer wieder zum Guten hintreibt. Er bat mich einen Brief an seine Töchter zu bestellen. Mit Vergnügen war ich dazu bereit. Er schrieb und las mir nun den Brief vor: „O meine Kinder! ich weiß, daß „Ihr mich liebtet, und deshalb sollt Ihr wenigstens erfahren, daß mich nicht die Verzweiflung in den Tod trieb; und noch habe „ich nicht selten Ursache die Vorsehung dankbar zu preisen. Torquato, den ich dem Tode „bestimmte, der mit eigner Aufopferung Euer „Glück beförderte, steht jetzt — wie kann ich „den Allbarmherzigen hinreichend preisen, — „durch ihn errettet neben mir. Die Vergangenheit drückt mich schwerer darnieder. Vor „Euren Augen zu erscheinen, vermag ich nicht. „O, es ist ein schreckliches Gefühl dem Vaterherzen, der Achtung seiner Kinder unwerth zu seyn. Deshalb forscht nicht nach „mir. Jede Zeile von Euch würde durch „schmerzliche Rückerinnerung dies Herz zer-

„reiſſen. Nicht Ruhe — Hoffnung aber habe „ich wieder kennen gelernt. O, wenn ich einſt „durch die Barmherzigkeit des Ewigen auf „einer der unterſten Stufen der Seligen ſtehe, „indeß Ihr reinen ſchuldloſen Seelen ſeinen „Thron umgebt; dann kann ich wieder ohne „Schaamröthe zu Euch hinaufblicken; und „wenn Ihr dann über den ewigen Lohn des „Gerechten jauchzt; dann ſtimme ich tief ge„beugt in das Lob des Allbarmherzigen ein. „Euch ſegnen — o meine Kinder! ich Sünder „kann dies nicht. Betet zu Gott um Erbar„mung für Euren Vater, deſſen Reue ihn „wenigſtens Eures Mitleidens werth macht.“

Er gab mir den Brief; ich ſchickte ihn meiner Mutter. Ich erhielt von ihr eine Antwort; es war eine Einlage darin. Wie zitterte ich — es waren die Züge von Roſaliens Hand. Unvergeßlich iſt mir, was die edle Seele ſchrieb:

„Wenn Engel hier auf Erden wallen, „um Glück und Seligkeit zu verbreiten, dann

„biſt auch Du, Torquato! einer dieſer Heili-
„gen. O, hätteſt Du blos irdiſche Gefühle,
„ich würde es Dir verbergen; aber Du trägſt
„den Himmel im Buſen; und darum will ich
„es Dir lohnend ſagen: ich und Benedetto
„ſind unausſprechlich glücklich, glücklich durch
„Dich. Ein einziger trüber Schleier umwölk-
„te noch meine Seele, das Schickſal meines
„Vaters. Geprieſen ſey Gott! auch den haſt
„Du zerriſſen. Eine Thräne fällt auf dieſes
„Blatt. Können Selige weinen, dann ſind
„es ſolche Thränen. Erinnere Dich meiner
„gegenwärtigen Thränen in Deiner Sterbe-
„ſtunde. Wenn ich zu meinem heiligen Schutz-
„engel bete, ſo ſteht Dein Bild vor mir.
„Ich bin Mutter eines Knaben; ich habe ihn
„Torquato genannt. O daß Du Vaterfreuden
„ſchmeckteſt, dann würdeſt Du fühlen, was
„das Mutterherz empfindet, wenn ich zu Gott
„und den Heiligen um Segen für meinen
„Sohn flehe und nichts beſſeres zu ſagen weiß,
„als: ſey einſt gut wie er. Mein Geburts-

tag

„tag war vor kurzem; mein Benedetto wollte
„mir eine Freude machen. Er führte mich in
„ein Zimmer, wo das herrlichſte Licht auf ein
„neu aufgeſtelltes Gemälde fiel. Unter einem
„Oelbaum und einer Palme, den Symbolen
„des Nützlichen und des Friedens, ſchlummerte
„mein kleiner Torquato. Ein Engel ſtand ne-
„ben ihm, berührte mit einer himmliſchen
„Lilie die Bruſt des Schlafenden. Dein Ge-
„mälde, das Du Deiner Mutter zurückließeſt,
„hatte er zur Abbildung des Engels gewählt.
„O! ſagte mein Benedetto, durch ihn kamen
„dieſe himmliſchen Gefühle auch in unſere
„Bruſt, durch ihn werden ſie hiedurch auch
„in dem Herzen unſeres Sohnes fortgepflanzt.
„Mein Vater will nicht, daß ich an ihn
„ſchreibe; ich gehorche. Wüßte ich nicht, daß
„Du Torquato wäreſt, ich würde Dich noch
„bitten, Dich ſeiner anzunehmen. Ich ſchicke
„Dir das Bild meines Kindes; gib es mei-
„nem Vater, daß er wenigſtens die Hand auf
„das Gemälde des Enkels lege und ihn ſegne.

„Ich weiß, die Erde ſchwebt unter Deinen „Füßen; Du bedarfſt ſie nicht; ſie iſt Dir zu „klein. Aber es gibt eine Ewigkeit, worin „ſelige Geiſter ein himmliſches Band um„ſchlingt; und nur dieſe Ewigkeit vermag „Dir's zu lohnen. Dort, Verklärter! ſehe ich „Dich wieder. Hier bete für mein Kind; hier „bete für mich!"

Nie hatte ich die Seligkeit empfunden, die ich bei Durchleſung dieſes Briefes fühlte. Roſalie glücklich durch mich — es war des Himmels Vorgeſchmack! Was ich eingebüßt hatte, davon war noch die Erinnerung übrig; aber nur ſo, wie die beſchneiten Häupter der Alpen im Auge des Reiſenden, der den Weg über dieſe Gebirge glücklich zurückgelegt hat. Eine Abbildung des innern Kampfs des Heilandes am Oelberge in einer ſchauervollen dunklen Gegend von Salvator Roſa und eine Madonna von Correggio waren in meinem Zimmer. Ich warf mich vor ihnen auf die Knie. O ihr Heiligen des Himmels, rief ich aus,

laßt mich täglich beſſer werden! Das Fenſter meines Zimmers war offen. Meine Harfe ſtand daran gelehnt; ein Windſtoß rauſchte durch die Saiten und gab die Accorde an. Begeiſtert ſprang ich auf. Es ward mir, als hätte eine Engelsſtimme ein Amen in die Saiten gehaucht. So war ich glücklich in den ſchuldloſen Tagen meines Lebens; ach! es war nicht immer ſo.

Neben meinen Gütern lag der Flecken Falona, dem Fürſten von Saluzzo gehörig. Er brachte hier einen Theil des Sommers hin. Seine Bekanntſchaft hatte ich nicht geſucht. Der Ruf war ihm nicht günſtig; weit ungünſtiger noch ſeiner Tochter Beatrice, einer zwanzigjährigen Wittwe. Gram über ihre Zügelloſigkeit — ſo ſagte man ſich's ins Ohr — hätte ihren braven Mann frühzeitig in die Grube gebracht. Schön war die Lage von Falona. Ein Fluß, der von einem von ſchwarzen Pinien beſchatteten Berge herabrauſchte, ſchlängelte ſich durch ein blühendes Thal, um

am Fuße eines Hügels zwei Arme zu bilden. Auf der Spitze des Hügels lag auf einer Seite das Schloß des Fürsten, dessen Garten sich den Hügel hinab bis an den Fluß erstreckte. Gegenüber war die Kirche und ein Kloster, zwischen beiden ein, durch einen Springbrunnen verschönerter freier Platz, von dem man die ganze, übrigens ebene Gegend im Auge hatte; und am Fuße des Hügels, zum Theil jenseits des Flusses, lag der artige Flecken. Die Theatinermönche, die das Kloster bewohnten, hatten unter sich einen Mann, der den Namen eines Tonkünstlers verdiente. Er wußte die schöne Orgel vortreflich zu benutzen. Dies reitzte mich zuweilen dort in die Messe zu gehen. Ein herrlicher Frühlingsmorgen hatte mich zeitig zu einem Spatziergange gelockt. Mein Blut wallte so leicht; ich fühlte mich so voll dankbarer Regung gegen den Vater der Natur. Ich war nahe bei Falona, hörte zur Messe läuten und stieg den Hügel hinan. Man warf eben die letzten

Schaufeln Erde auf ein Grab. Du haſt ausgerungen, dachte ich im Vorübergehen. Tröſtlich ſey Dir der Anblick der künftigen Welt. Der Prieſter trat vor den Hochaltar, um eine Seelmeſſe zu leſen. Ich ging in den erſten offenen Kirchſtuhl. Der Gedanke an jene Welt war lebhaft in mir rege. Ich betete herzlich einſt einer frohen Ewigkeit würdig zu ſeyn.

Ich richtete jetzt meinen Blick empor. Neben mir kniete ein Mädchen in Trauer. Stiller Schmerz und rege Andacht gaben den ohnehin reitzenden Zügen einen Ausdruck, der über alle Beſchreibung ging. Ich konnte von der ſchönen Andächtigen mein Auge nicht wieder losreiſſen. Du kannſt, ſagte mein mich täuſchendes Herz, vielleicht tröſten und lindern; forſche nach ihr. Beim Herausgehen aus der Kirche begegnete mir ein bekannter Mönch. Wer iſt, ſagte ich, das junge Frauenzimmer? Ach! erwiederte Anſelmo, dies iſt gerade die unglückliche Maria Padilla. Warum

fragte ich, unglücklich? Er lud mich ins Kloſter. Ich folgte voll Neugierde und hörte dort ſeine Erzählung. Rodrigo di Padilla, ein edler Catalonier, nahm voll Eifer im ſpaniſchen Succeſſionskriege die öſtreichiſche Parthei. Oft nannte ihn König Carl ſeinen Freund, denn er kämpfte mit dem Muthe eines Helden, und war alles für ſeinen Zweck aufzuopfern bereit. Er war einer der hartnäckigſten Vertheidiger Barcellona's. Verkleidet entkam er bei der Einnahme dieſer Stadt der Rache Philipps des fünften, der ihm den Tod geſchworen hatte. Er und ſein einziger Sohn flüchteten hieher. Sie wiſſen, wie nun beide Sicilier an das Haus Oeſtreich kamen. Gern hätte jetzt Kaiſer Carl der ſechſte den Helden belohnt; aber viele hatten für ihn gelitten. Dem Kriege folgte Erſchöpfung; und viele der Unglücklichen drängten ſich zum Thron. Der Kaiſer vergaß den edlen Padilla nicht; er erhielt das erſte Lehn, das in Neapel erledigt wurde. Es war freilich nicht be-

trächtlich; ersetzte ihm bei weitem nicht, was er in Spanien verlor; aber es war hinreichend für den Genügsamen. Es wurde ihm als ein Mannlehn ertheilt. Eine einzige Vorstellung an den Kaiser hätte es ihm uneingeschränkt verschaft; aber er wollte nicht zudringlich seyn, und hatte ja auch nur einen Sohn. Weshalb sollte er ängstlich sorgen? Bald starb Padilla. Fernando, sein Sohn, hatte des Vaters Geist geerbt. Er wählte eine edle, aber arme Gattin. Maria war die einzige Frucht dieser Ehe. Spanien griff jetzt das Königreich an. Padilla hielt es für Pflicht, Oestreichs Rechte zu vertheidigen, da er in dessen Kriegsdiensten stand. Er erhielt den Auftrag ein Regiment aus Eingebornen zu errichten; vollzog den Auftrag schnell, denn er besaß die Liebe des Volks. Aber Montemar siegte. Padilla, vom östreichschen Heere abgeschnitten, warf sich ins Gebirge. Er erfuhr hier nicht, daß bereits das Königreich geräumt sey, hoffte Beistand und vertheidigte

sich, wie vormals sein Vater zu Barcellona. Er unterlag der Menge, wurde gefangen und ins Castell del Ovo gesetzt. Hier schmachtete er im Gefängniß, als wäre er ein Verbrecher. Beim Wiener Frieden erinnerte man sich seiner. Er bekam die Freiheit und seine Besitzungen wieder. Diese waren völlig verheert. Nur seine Gegenwart konnte das Zerstörte wieder herstellen. Er verließ deshalb den kaiserlichen Kriegsdienst. Aber die neue Regierung gab ihm jeden Beweis der Ungnade. Er suchte das Lehn auch für seine Tochter zu erhalten; es ward ihm abgeschlagen. Er strebte dieser ein kleines Vermögen zu sammeln; aber ein schreckliches Erdbeben verheerte seine Besitzungen. Den Jammer der Einsaaßen konnte er nicht ungerührt ansehen. Er gab das Gesammelte hin. Jetzt starb er. Er hatte zum Wiederaufbau noch einige Schulden gemacht. Die Wittwe gab ihr ganzes Allodialvermögen zur Tilgung dieser Schulden, denn sie wollte das Andenken ihres Gatten nicht schänden.

Die Regierung zog die Güter ein. Die Familie ist völlig verarmt; die Wittwe liegt auf dem Krankenlager; die Tochter, eins der edelsten weiblichen Geschöpfe, haben Sie heute in der Kirche gesehen. Ich bat den Mönch mich näher mit dieser Familie bekannt zu machen; bot ihm jede Unterstützung für sie an. Graf! sagte Anselmo, was könnten Sie für einen Grund haben? Heurathen werden Sie die arme Verlassene nicht. Sie sind ein edler Mann; ehren Sie auch hier die Tugend und das Unglück. Mich kränkte der Argwohn. Ich will helfen, sagte ich. O! erwiederte der Mönch, wenn die Mutter stirbt, wie es sehr wahrscheinlich ist, dann wird ihr geholfen, und ein Kloster wird der Tochter Zuflucht. Aber, sagte ich jetzt, die dringendsten Bedürfnisse! Dafür, erwiederte Anselmo, dafür hat die Tochter unseres Fürsten, die edle Beatrice, gesorgt. Die edle Beatrice? wiederholte ich. Ich fühle Ihren Ton, antwortete Anselmo. Beatrice ist schön, voller Talent und Kennt-

niſſe. Sie hat blendenden Witz; wer zollt dieſem nicht von Jugend an bei einer Fürſtentochter ſeinen Beifall! Sie hat daher keinen einzigen Einfall unterdrücken gelernt. Unbarmherzig geiſſelt ſie oft die Narren; und dieſe können nie vergeben! Iſts Wunder, daß ſie ſich durch Verläumdung rächen? Aber daß der edle Graf Salviati, wenn er gleich mit Beatrices Vater im Prozeſſe ſteht, der Verläumdung ungeprüft glaubt, thut mir, dem Lehrer der guten Fürſtin, äuſſerſt wehe. Mißtrauen Sie mir deshalb, Graf; aber forſchen Sie nach, und Sie werden hören, wie viel Thränen der Unglücklichen ſie getrocknet habe. Ich ſtand beſchämt vor dem Mönche. Stolz — warum ſollte ich meine Fehler verbergen — der im Hintergrunde meines Herzens ſchlummerte, durch lohnendes Selbſtgefühl vielleicht die Quelle alles Guten in mir war, dieſer Stolz erwachte. Anſelmo, dachte ich bei mir ſelbſt mit einigem Unwillen, Anſelmo ſoll es ſelbſt fühlen, wie ſehr er dich verkannt habe. Ich —

erkundigte mich nach der Wohnung der Padillas. Es war ein kleines Häuschen am Fuße des Hügels in der Nähe des Flusses. Außer dem Hausarzte des Fürsten, einem wenig geachteten Manne, befand sich in dem Flecken kein Arzt. Ein desto berühmterer aber wohnte in einer der benachbarten Städte. Ersterer besuchte nur mit Widerwillen auf Befehl des Fürsten die kranke Padilla, weil diese sich zur Zeit ihres Wohlstandes nur des letztern bediente. Nach diesem sandte ich; lohnte ihn reichlich und bewegte ihn, die Kranke mit der Erklärung zu besuchen: dankbar und mit Rührung erinnere er sich noch ihres verstorbenen Gatten; Zufall habe ihn hieher geführt, auf gleiche Weise habe er ihre Krankheit erfahren und komme sie jetzt zu bitten, seine Hülfe als die ihres Freundes anzunehmen. Mutter und Tochter, voll Zutrauen auf ihren alten Arzt, nahmen das Anerbieten dankbar an. Der Arzt empfahl Diät aus dem Pflanzenreiche. Es waren die ersten Frühlingstage. Der Gar-

ten des Fürſten war dem meinigen an herrlichen Anlagen unendlich überlegen; aber ich ſelbſt war Freund des Gartenbaues; er munterte und lohnte meinen Gärtner reichlich. Deshalb eilten bei mir Gemüſe und Früchte der Jahreszeit zuvor. Ich fühlte, Beatricen, gegen die ich doch immer beleidigend gedacht hatte, einigen Erſatz ſchuldig zu ſeyn. Von ihr nahm Padilla Wohlthaten an; in ihrem Namen mußte eine ihr unbekannte alte Frau öfters die Erzeugniſſe meines Gartens bringen, ſich aber durchaus jede Erwähnung und jeden Dank verbitten.

Seit meiner Verſöhnung mit Ottavio glaubte ich keinen Feind auf Erden zu haben. Es that mir wohl ſelbſt für den Feind des Fürſten gehalten zu werden; doch konnte ich es mir nicht leugnen, daß ich zum Theil wegen des leidigen Proceſſes, der ſchon zur Zeit meines Vaters ſeinen Anfang nahm, die Bekanntſchaft des Fürſten vermieden hatte. Ich ließ mir die Acten aus Neapel kommen. Es

betraf eine Jagdgerechtigkeit. Die Kunſt Thiere zu morden, war nie für mein Herz. Du biſt dem Fürſten einige Genugthuung ſchuldig, ſagte ich zu mir ſelbſt. Den Gedanken, du willſt den alten Anſelmo beſchämen, ließ ich nicht laut werden, und ſo ging ich eines Morgens zur Meſſe nach Faiona.

Ein paar verſchleierte Frauenzimmer in Trauerkleidern beteten nahe bei mir voll Inbrunſt. Vielleicht die Padilla's, dachte ich; aber gerade deshalb blickte ich nicht nach ihnen. Ich verließ die Kirche. In der Halle traten mir die beiden Damen entgegen und ſchlugen den Schleier zurück. Spuren der Krankheit und des Grams lagen auf dem Geſichte der Donna Clementina. Sie erſchien mir wie das Bild einer heiligen Märtyrin, die lange unter Qualen im Gefängniß geſchmachtet hat und jetzt zum letztenmal an die Sonne tritt. Ihre Reize ſind hingewelkt; aber das Vorgefühl des Himmels, das in ihren Augen liegt, zieht noch mit Theilnehmung

an die bleiche Krankengestalt. Graf Salviati! sagte sie mit bebender Stimme: ich habe heute Gott für meine Genesung gedankt; mein zweiter Dank gebührt Ihnen. Ich glaubte nur eine Wohlthäterin zu haben; durch sie erfuhr ich, daß ich Ihnen meine Genesung verdanke. Ihr hatte es der Arzt gestanden. Verzeihen Sie einer Unglücklichen, die nicht daran gewöhnt wurde, Wohlthaten anzunehmen, wenn sie zum Dank nur Thränen, nicht Worte, hatte. O! sagte ich gerührt, indem ich ihre Hand küßte: lassen Sie uns vereint Gott danken, wenn er mich würdig fand, ein Werkzeug zum Guten zu seyn. Mein Herz war so voll; ich wünschte in diesem Augenblicke etwas Edles, etwas Gutes zu thun. Der Gedanke an die Versöhnung mit dem Fürsten erwachte. Ich ging aufs Schloß und ließ mich melden. Mit zuvorkommender Höflichkeit empfing mich der Fürst. Ein unangenehmer Proceß, fing ich an; der mir immer widerwärtig war, fiel der Fürst ein, mir aber in diesem Augenblicke

angenehm iſt, wenn ich ihm die Bekanntſchaft des edlen Grafen Salviati verdanke. Nach einem ſolchen Eingange kam es bald zur Erläuterung.

Ich erklärte, mich meines Rechts begeben zu wollen. Nein, ſagte der Fürſt, theuerſter Graf! Sie ſollen mich nicht ganz beſchämen. Mir, dem ſeine mehrern Jahre kälteres Blut zur Pflicht machen, mir kommt es zu, die Hand zur Verſöhnung zu bieten. Sie ſind mir darin zuvor gekommen. Ich muß bei dem Eingange unſerer Bekanntſchaft nicht als Eigennütziger vor Ihnen erſcheinen; und mir kommt es deshalb zu, meine Anſprüche aufzugeben. So entſtand unter uns ein Wettſtreit, einem Rechte zu entſagen, zu deſſen Behauptung ſeit länger als zwei Jahren zwei Advocaten zu Neapel nicht blos alle Gründe, ſondern auch alle Chikanen des Rechts aufgeboten hatten. Endlich kamen wir überein, den Genuß zu theilen. Der Fürſt lud mich zum Mittagsmale. Ich glaubte es annehmen zu

müssen. Noch waren bis dahin ein paar Stunden Zeit. Ich wollte mich entfernen: Nein, sagte der Fürst, Sie sollen mir Ihren Genuß nicht entziehen; aber kommen Sie, damit ich Ihnen nicht Langeweile mache; Sie müssen schon meiner kleinen Eitelkeit genügen, meine Bibliothek, meine Gemälde müssen Sie sehen. Ich folgte ihm mit Vergnügen. Er hatte einige schöne Gemälde; urtheilte darüber als Kenner und nach einem richtigen Gefühl. Was mich aber noch mehr begeisterte, war eine Sammlung von Kupferstichen aus allen Zeitaltern und von allen berühmten Künstlern; und eine Sammlung von allen Dichtern Italiens und Frankreichs. Mit zuvorkommender Höflichkeit bot er mir den Gebrauch an; — ein Anerbieten mir jetzt doppelt angenehm, weil ich in Hinsicht auf meine entworfene Reise die französische Sprache aus allen Kräften trieb; und ich fiel deshalb mit glühendem Eifer darüber her.

Ich

Ach! in der ſtillen Hütte Lorenzo's waren mir nur Petrarch, Dante und Taſſo bekannt geworden; und im Hauſe meines Vaters hatten ſie mich auch begeiſtert. Sie hatten bald meine Sehnſucht nach mehrern Dichtern geweckt. Arioſt und Marino waren mir bald bekannt geworden. Mein Auge war als Künſtler an Darſtellung glühender Leidenſchaft, auch an die Nacktheit der Figuren gewöhnt. Ich betrachtete ähnliche Scenen beim Dichter anfänglich mit bloßem Künſtlerauge. Dies wurde der erſte Hauch des Südwindes, der die Roſe der Unſchuld bläſte. Allmälig wurde ich mit ähnlichen Schilderungen vertrauter, und ſo mit allen Dichtern Italiens und Frankreichs, auch mit jenen bekannt, die Dichtkunſt, den Funken, der aus dem Paradieſe in der Bruſt des Sterblichen zurückblieb, um das Opfer auf dem Altar der Religion und Tugend, des Schönen und des Erhabenen zu entzünden, in einen Feuerbrand verwandelten, den ſie, ohne an eine Gefahr zu denken, mit ſorg-

loser Hand umherschleuderten. Es war bald nicht mehr bloßer Künstlersinn, mit dem ich das Urtheil des Paris betrachtete. Ein Wohlbehagen, das Selbsttäuschung für erhöhtes Kunstgefühl erklärte, hatte bald einen leidenschaftlichern Grund.

Doch von diesen spätern Folgen der Bekanntschaft kehre ich zum frühern Anfange zurück. Man rief uns zur Tafel. Beatrice trat mir in aller Fülle der Jugend und Schönheit entgegen. Donna Clementina und Maria Padilla, sagte der Fürst, indem er mir diese beiden Damen präsentirte.

Ich verneigte mich schweigend. Mein Blick fiel wieder auf Beatrice. Guter Mensch, schien mir der ihrige zu sagen, Du bist mir kein Fremdling. Die Gesellschaft war klein. Beatrice lenkte das Gespräch auf Clementina's Genesung. Maria äusserte mit Herzlichkeit ihre Freude. Ich hatte noch nie ihre Stimme gehört. Gott! es war Rosaliens Ton. Ich kam aus aller Fassung. Beatrice erklärte sich

aus Furcht vor Dank oder Lobsprüchen als den Grund meiner Verlegenheit; mit zuvorkommender Feinheit, die sich Veranlassung dazu zum Vorwurfe machte, strebte sie mich herauszureissen. Sie wandte ihre Gespräche an mich; floh von einem Gegenstande zum andern, bis ich einen fest hielt und sie den Faden anzuknüpfen vermochte. Bald trug sie Lebhaftigkeit in das Gespräch hinüber. Ihr Witz wurde sichtbar.

Du hast recht! alter Anselmo, sagte ich zu mir selbst, dieser Frohsinn, diese Heiterkeit, diese Laune, ist Tochter der Natur. Sie kann nur ein reines Gewissen, Unschuld und Tugend zum Begleiter haben. Schon am folgenden Tage erhielt ich den Gegenbesuch des Fürsten. Ich fühlte, daß er mich durch zuvorkommende Güte beschäme; doppelter Grund für mich, alles aufzubieten, um ihn in keinem Beweise der Achtung und Freundschaft nachzustehen. Unbefangen handelte Beatrice. Ganz zufällig wurde ich erst mit ihren Talen-

ten, ihrem meisterhaften Gesange, ihrer Anlage zur Dichtkunst bekannt; und gerade das Ungezwungene ihres Umgangs, das Offene, Seelenvolle in allen ihren Aeusserungen machte, daß ich, sonst so behutsam beim weiblichen Umgange, bald mit ihr in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand. Ihr Geschlecht schien ich dabei ganz zu vergessen, wenigstens wähnte ich dies. Nur bei ihr sah ich Maria. Wie ist, sagte ich einst zu Beatrice, dieser Familie zu helfen? Theilen Sie meine Sorgfalt; erlauben Sie mir die Kosten herzugeben und übernehmen Sie den schwersten Theil des Geschäfts, sie zweckmäßig anzuwenden.

Nach ein paar Tagen erhielt ich ein offenes Zettelchen von Beatricens Hand. „Kommen Sie her, theuerster Graf! ich habe Ihnen eine frohe Nachricht zu sagen.“ Mich befremdete diese kleine Vertraulichkeit. Ich gehorchte. Freude strahlte auf Beatrice's Gesicht. „Padilla's kleine Wohnung am Flusse,

„sie ist feucht, sie ist ungesund, rief sie mir „gleich entgegen; ich habe eine benachbarte „Villa ausgemittelt; ihre Lage ist reitzend. „Sie gnügt gewiß den guten Geschöpfen. „Tausend Zechinen gebe ich, zwei tausend „müssen Sie geben; der Kauf ist gemacht, „theuerster Graf! und die Padilla's, sie müs„sen die Villa, sie müssen sie annehmen.“ Freudig gab ich meinen Beifall, und schickte augenblicklich die Summe. So, dachte ich, ist die feurige gute Seele oft verkannt. Wäre dies offene Zettelchen, o! ich will es augenblicklich zerreissen, wäre dies Zettelchen in die Hände eines Verläumders gekommen, was hätte er daraus gedeutet? Bei dieser Stimmung sah ich jetzt manches im andern Lichte. Wie wurde ich überrascht! Die erkaufte Villa, die jetzt von den beiden Padilla's bezogen wurde, ich konnte sie aus den Fenstern meines Schlosses sehen. Daß sie mir vielleicht nur Erinnerung an Beatricens Wohlthätigkeit seyn sollte, ahnete ich damals noch nicht.

Den Ton von Maria's Stimme konnte ich nicht vergeſſen. Das lebhafte Andenken an Roſalie, an meinen Verluſt; und Gefühle, den Schwärmereien meiner Jugend ähnlich, erwachten in meiner Seele. Donna Clementina ſchrieb mir einen Brief, worin ſich ihre ganze Dankbarkeit ergoß. Die Worte: guter Engel, Schutzgeiſt, erweckten ſo lebhaft die Erinnerung an Roſalien. Sie ſtanden ja auch in ihrem Briefe; ſie hatte mir Vaterfreuden gewünſcht. Ich war um ein paar Jahre älter geworden. Mein Blut rollte feuriger. Denn, ach! auch meine Sinnlichkeit war aufgereitzt. Sollte in der ganzen weiten Welt kein weibliches Geſchöpf ſeyn, das Roſaliens Stelle in Deinem Herzen erſetzen könnte? ſo fragte ich mich oft; dann tönte immer der Nachhall von Marias Silberſtimme in meinem Ohr. Sie iſt, ſagte mein bebendes Herz, eine zweite Roſalie. Ich durchſtrich jetzt wieder einſam die benachbarten Gegenden. Auf einem Spaziergange begegnete ich Maria am Arm ihrer

Mutter. Mit Ehrerbietung nahte ich mich ihnen; bot ihnen meinen Arm; sie schlugen ihn nicht aus. Clementina klagte über neue Schmerzen. Ihre körperlichen Leiden erweckten die Erinnerung an die Vergangenheit. Ich versuchte sie zu trösten. Ach! rief ich in einem schmerzlichen Tone aus, hier stehe auch ich noch, ein Jüngling, und alles, alles Glück auf dieser Welt ist für mich verloren. Nur ein Himmel und eine Ewigkeit, sie allein trösten dies arme Herz. Eine Thräne zitterte in Maria's Auge. Unwillkührlich drückte sie meine Hand. Oben, sagte sie mit bebender Stimme, indem sie den thränenden Blick gen Himmel wandte, nur oben ist Glück. Mich durchschauderte der Gedanke: du bist der schönen Seele nicht gleichgültig. Die Mutter betrachtete mich aufmerksam. Ich kam hiedurch einigermaßen zur Besinnung zurück, und wir trennten uns mit kalter Höflichkeit. Ich kam nach Hause. Die Zimmer waren mir zu enge. Ich ließ mir ein Pferd satteln; — umsonst,

die Ruhe ließ ſich nicht erjagen. Ich kehrte zurück. Schon war es ſpät; die Sterne leuchteten am Himmel. Ach! rief ich aus, Geiſt meiner Mutter! — Sie war vor wenig Wochen ins beßre Leben übergangen, — ſeliger Geiſt! leite du meinen Entſchluß. Tauſende von Gedanken, wovon einer den andern verdrängte, keiner beinahe völlig ausgedacht wurde, erhitzten noch meine Phantaſie. Alles wurde ſtill um mich her; alles ſchlief und ruhte, nur nicht mein Herz. Ich trat an's Fenſter. Von fern erkannte ich in der ſternhellen Nacht Maria's Wohnung. Ein Lämpchen ſchien am Giebel zu flimmern. Vielleicht ihr Schlafzimmer, dachte ich; armer Torquato! täuſche dich nicht; ſie wacht nicht um deinetwillen; es iſt die Krankenlampe am Bette der Mutter. Doch mußte ich immer meinen Blick nach dem Lämpchen wenden.

Das Licht wurde größer; eine Flamme ſchlug empor. Jeſus Maria! rief ich, die Villa brennt. Ich weckte meine Leute, warf

mich schnell auf das Pferd und sprengte hin. Ich kam im ersten Augenblick des Schreckens. Rettet meine Mutter! sie ist ohnmächtig, rief Maria. Ich stürzte ins brennende Haus, nahm die Kranke in meinen Arm und brachte sie in Sicherheit. Das Dienstmädchen hatte eine Lampe vernachlässigt und so war dies Feuer entstanden. Das Haus brannte bis in den Grund. Ich schickte nach meinem Wagen und ließ Mutter und Tochter in mein Schloß bringen. Ist dies Zufall, dachte ich bei mir selbst; hat nicht gerade eine weise Vorsehung in diesem Augenblicke alles so geordnet? Fasse einen bestimmten Entschluß. Ich kam am folgenden Morgen, um mich persönlich nach dem Wohlbefinden der Donna Clementina zu erkundigen. Mein Besuch ward angenommen. Das Schrecken hatte höchst nachtheilig auf die Gesundheit der armen Kranken gewirkt. Sie saß auf einem Lehnstuhl. Mit dem Ausdrucke des Schmerzes und der Zärtlichkeit stand Maria an der Seite ihrer Mutter.

Auch noch diesen Schlag! rief Clementina. Gerechter Gott! deine Wege sind weise; ich will nicht murren. Was ist die Spanne Zeit, sagte Maria; unser harrt ja noch die Freude: Tod, Unsterblichkeit, Ewigkeit, Himmel! Ach! diese Worte stehen jetzt auf ihrem Grabe. Maria! rief ich aus, kein Ungefähr treibt das Rad unseres Schicksals umher. Wir haben beide viel gelitten; sollte, theuerstes Mädchen! sollte kein Ersatz für uns beide auf Erden noch übrig seyn? Mutter! rief ich aus, indem ich Clementina's Hand an mein Herz drückte, — die meinige ruht im Grabe; — wolltest Du auch nicht die meinige seyn? Maria besitzt meine ganze Liebe. — Maria verbarg ihr Gesicht am Busen ihrer Mutter und weinte laut auf. O Graf Salviati! erwiederte Clementina, ich verkenne nicht Ihr edles Herz. Doch die Padilla's sind arm, aber bei Gott nicht unedel. Ihre gütige Theilnehmung, ihr Mitleiden täuscht Sie; Sie wähnen, dies sey Liebe. Ihre erste Liebe

war unglücklich. Dieſer Eindruck wird unauslöſchlich in Ihrer Seele bleiben. Sie ſuchen in einer zweiten Liebe Erſatz; täuſchen Sie ſich nicht, guter Graf! Die Empfindungen der erſten Liebe ruft nichts, wenn ſie einmal verdorrt ſind, ins Leben zurück. Wir wollen, guter Graf! Ihre gegenwärtige Stimmung nicht mißbrauchen. Ich bat ſie, ich bat Marien, mich nicht zu verkennen, mich nicht von ſich zu ſtoßen. Noch, ſagte Clementina, blüht keine Frühlingsblume auf dem Grabe meines Gatten; und bald ſchlummere ich wahrſcheinlich an ſeiner Seite. Bei dieſer Stimmung kann ich den Gedanken an Freude und Glück nicht faſſen. Jammer war mein Wiegenlied, ſollte er nicht auch mein Grabgeſang ſeyn? Ich und meine Tochter wollen das, was Sie uns heute ſagten, ſo betrachten, als hätten wir es nie gehört. Laſſen Sie die Zeit auf Ihre Gefühle wirken; ſie ſey der Prüfſtein. Wir wollen Sie nie auf die entfernteſte Weiſe an das, was ge-

schehen ist, erinnern. O Maria! rief ich aus, zweifle nicht an diesem Herzen; es bleibt Dir auf ewig. Darf ich Sie zuweilen besuchen? Selten, lieber Graf! erwiederte Clementina. Sie haben schon so viel für uns gethan; und guter Ruf ist meiner Tochter einziges Erbgut.

Man meldete den Fürsten. Er äusserte seine Theilnehmung. Ich beneide, sagte er, meine Damen! dem Grafen das Glück sie zu beherbergen. Ich habe ein Haus in Falona vorläufig, bis das Ihrige wieder in Stand gesetzt ist, für sie einrichten lassen. Werden Sie nicht böse, lieber Graf! sagte er mir leise ins Ohr. Der alte Wittwer hat ein näheres Recht, als der rasche Jüngling. Was der Fürst mir leise sagte, schien Clementina zu fühlen. Sie nahm den Antrag an, und verließ noch am nämlichen Tage mein Haus.

Ich konnte Maria's Anblick nicht entbehren. Die Mutter bat mich dringend meine Besuche einzustellen. Maria forderte dies als Beweis meiner Liebe. Ich gehorchte. Aber

in meinem Herzen war eine schreckliche Lücke. Sobald ich sie nicht sah, womit sollte ich sie füllen? An sie denken, das vermehrte meine Sehnsucht. Ich fiel auf Zerstreuung und nahm jetzt gegen meine Gewohnheit an rauschenden Vergnügungen Antheil, wozu mir der Fürst die Gelegenheit darbot. Ich wurde als Hausfreund betrachtet. Mein Betragen gegen Beatrice wurde immer zwangloser. Sie war Freundin der Tonkunst und des Gesanges. Oft sangen wir die zärtlichsten Duetts. Der lebhafte Ausdruck, den Beatrice überall in ihre Handlungen und Worte legte, belebte auch ihren Gesang. Ich wollte ihr als Künstler nicht nachstehen, und so drückten unsere Töne, nicht selten vom Blicke begeistert, die feurigsten Leidenschaften aus. So ward ich gewöhnt, immer mehr und mehr, eine Stimmung, vor der ich sonst zurückgebebt hatte, schuldlos zu halten. Täglich war ich jetzt beinahe im Hause des Fürsten. Jetzt nahte sein Geburtsfest. Beatrice wollte ihn überraschen;

ich ward ihr Vertrauter; und hiedurch mit ihr allein zu seyn gewöhnt. Clementina wurde kränker; Maria konnte nicht von ihrem Bette weichen. Meine Besuche wurden deshalb abgelehnt. Schon lange hatte ich sie nicht gesehen; und so war es, als sey mein Schutzengel weiter von mir entfernt worden. Der Tag des Festes erschien. Von allen Seiten strömten Gäste herbei. Beim prächtigen Gastmal wurde mancher Pokal mit jenen feurigen Weinen, am Fuße des Vesuvs gekeltert *), auf das Wohlseyn des Fürsten geleert. Mit ihnen ergoß sich ein ungewohntes Feuer durch meine Adern. Auf ein kleines Schauspiel, worin ich und Beatrice die Hauptrollen hatten, folgte ein Maskenball. Ich erschien als Apollo, sie an meinem Arm als Diana. Wir schwebten im üppigen Tanze; von meinem

*) Bekanntlich wachsen dort die herrlichsten Weine im Königreich Neapel: Lakrima Christi, Vino Santo u. a. m.

Arme umſchlungen und innig an mich geſchmiegt, wallte ihr Buſen an meinem Herzen. Ich ſchwelgte in einem Meere von Gefühlen, die mich nicht zur Beſinnung kommen ließen. Sie verließ das Zimmer und kehrte bald zurück. Wir ſchwebten aufs neue im Tanze. Er war beendigt. O, ſagte ſie, es iſt hier im Zimmer ſo gepreßt; ich will die herrliche Sommernacht nicht verlieren und ein paar Gänge durch den Garten machen. Sie ging, ich folgte. Der Nachhall der Muſik tönte in meinen Ohren. Beatrice wallte ſchwebend an meiner Seite; alles erhielt die Stimmung, die der Tanz meinen Gefühlen gegeben hatte. Die Kleidung als Diana enthüllte ungezwungen jeden ihrer Reitze, und gab ſelbſt der Phantaſie einen romantiſchen Schwung. Zuweilen hob ein Seufzer den ſchönen Buſen. Der feurige Blick ruhte zärtlich auf mir. Dort im Orangenwäldchen, liſpelte ſie freundlich, dem Waſſerfalle gegenüber, dort iſt mein Lieblingsplätzchen. Die

Blütendüfte berauschten noch mehr meine Sinne. Die Gegend war einsam und still; nur der Wasserfall rauschte sanft und flimmerte im Mondenstrahl. Eine kleine Grotte lag ihm gegenüber. Wir setzten uns vertraulich auf die Ruhebank von Moos. Ein junger Faun stand am Eingange der Grotte, als wolle er eine blühende, leichtgeschürzte, sich sträubende Nimpfe hineinziehen. Sie bog den Mund zurück, um den Küssen des Lüsternen zu entgehen, die nun auf den schönen Busen fielen. Die Erinnerung an eine Menge ähnlicher Bilder umgaukelten mich jetzt. Beatrice's schnellere leise Seufzer, die Röthe der Wange, der feurige Blick, die Einsamkeit, alles wirkte mit vereinter Kraft; und erst als die Reue erwachte, trat Maria's Bild vor meine Seele. Die Krankheit ihrer Mutter hatte seit ein paar Wochen zugenommen. Sie hatte deshalb meine Besuche abgelehnt, und so war das Bild der holden Unschuld mir weniger gegenwärtig gewesen. Wir eilten in

den

den Saal zurück. Bald entfernte ich mich vom Feſte. Ein ſchreckliches Gefühl nagte an meinem Herzen. Am folgenden Morgen, ich nahte mich Maria's Wohnung; ich hätte verſinken mögen. Wie durfte ich mich der Heiligen nahen? Ich mußte in eine Nebenſtraße einbiegen; ich wollte mein Auge vom Schloſſe abwenden; es war mir wie dem unglücklichen geängſtigten Geſchöpf, das der Klapperſchlange zu entfliehen wünſcht, und ſich wie bezaubert in ihren Rachen ſtürzt. Beatrice's Blick ſchien trübe, ihr Auge roth geweint. Sie ſchlug den Blick zur Erde und flüſterte mir leiſe zu: Nur um Deinetwillen, Torquato! Wehe dem Jünglinge, der einmal die Leidenſchaft als Schooßkind pflegte. Sie wächſt zum Rieſen, der ſeinen Erzieher bald gegen ſeinen Willen, wie ſeinen Sklaven weiter forttreibt. Die Qual der Engel, die aus dem Himmel fielen, liegt in dieſer Erinnerung. Ich betäubte mein beſſeres Ich.

Schweigend lag ich einſt in Beatrice's

Armen. Der Fürſt mit zwei Dienern trat unerwartet ins Zimmer. Stirb, Verführer! rief er mit wüthenden Geberden. Er riß den Degen von ſeiner Seite. Beatrice fiel ihm in den Arm. Sein Tod, rief ſie, iſt der meine. Er wollte ſich losreiſſen. Erbarmung! Vater! Du machſt Deinen Enkel eher noch, als er athmet, zum Waiſen. Noch einen Degen! rief der Fürſt zu einem ſeiner Diener, eilig! Er wurde gebracht. Hier Graf! ſagte der Fürſt, indem er ihn mir überreichte, ziehen Sie! der Kampf iſt auf Leben und Tod. Jetzt auch nur ohne Bedenken den Vater gemordet, da ſeine Tochter verführt iſt. Morden oder ſelbſt in dieſem Augenblick ſterben, — in dem gräßlichen Gedanken lag eine Hölle. Ich zitterte wie ein Verbrecher. Soll ich, ſchluchzete Beatrice, namenlos elend bleiben? Iſt denn keine Rettung? Torquato! ſoll der, den ich im Buſen trage, dem Vater nur fluchen? Nein, rief ich aus, Beatrice, ich bin Dein auf ewig. O! knirſchte der Fürſt, es

iſt hier kein Schauſpiel, wo der Vater der Töchter einen Gatten erzwingt. So, Graf! iſt es nicht gemeint. Beatrice's Thränen ſchienen ihn allmälig zu beſänftigen. Dann, ſagte er, auch augenblicklich. Wir eilten in die Schloßkapelle, ein Prieſter verband uns auf ewig.

Bald fühlte ich ganz, welchen Himmel ich verloren hatte. O Maria, Maria! Ihre Mutter ſtarb. Die Nachricht von meiner Vermählung hatte ihren Tod befördert. Ich war der Verzweiflung nahe. Mein Zuſtand grenzte an Wahnſinn. Maria ſchrieb ich einſt: „Mich durchfoltern die Qualen des Verdamm„ten; ich fühle ganz, was ich verloren und „was ich erhalten habe, was ich war und „was ich bin. O! nie dachte ich mir Mitleid „erbetteln zu müſſen. Maria, mir zu fluchen, „dazu biſt Du zu gut; aber treibe mich auch „nicht durch Deine Verachtung in Tod und „Verzweiflung. Ich weiß nicht, was ich von „Dir will. Mein armes Herz iſt zerriſſen.

„Ich kann nicht beten. Wohl mir, daß meine „Mutter im Grabe ruht. Ich weiß nicht, „wo ich Linderung ſuchen ſoll. Maria! Du „Engel kannſt es nicht fühlen, wie der Menſch „ſinken kann; verdamme mich nicht!“ Ich ſandte dieſen Brief ab. Antwort erwartete ich nicht. Sie kam. Wie könnte ich die Empfindungen ausdrücken, womit ich las. „Du „biſt unglücklich, Torquato! Gründe genug „zur Theilnehmung für mich. Von Jugend an „leerte ich den Kelch des Jammers, und mein „Herz daran gewöhnt, weiſſagte mir ſelbſt „in den Tagen voll Hoffnung keine reine „Freude dieſſeits des Grabes; und ſo habe „ich weniger verloren, als Du, Unglücklicher! „glaubſt. Tröſte, ermanne Dich. Der „Schwache ſinkt völlig nieder, wenn er ſtrau„chelt. Der Mann voll Kraft, wenn er „auch auf der Rennbahn fiel, raſft ſich auf, „verdoppelt ſeine Kräfte und erreicht dennoch „ſein Ziel. Torquato! Deine verklärte Mut„ter und Lorenzo blicken auf Dich herab. Ich

„und Rosalie beten für Dich. Es ist ein „Gott, der unsre Schwächen kennt und ver„zeiht. Werde wieder, was Du warst. Nicht „mein Mitleiden, meine Freundschaft bleibt „Dir; mache Theuerster! daß ich Dich dort „oben wieder finde. Mir lächelt die Ewigkeit „und der Himmel entgegen. Fürchte deshalb „nicht, daß ich unglücklich sey."

Der Brief der edlen Seele sollte mich empor heben; er beugte mich anfänglich um so tiefer. Ich erfuhr, daß Maria den Fürsten ersucht hatte, ihre Aufnahme in ein Kloster zu bewirken, und dieser ihr eine Stelle im Kloster der heiligen Brigitta verschafft habe. Ich duldete schweigend. Aber der Fürst und Beatrice waren bei meinem Zustande nicht unempfindlich; sie hofften viel von dem, was auf ihren eigenen Geist wirkte, der Zerstreuung. Ich sollte die vorgehabte Reise nach Frankreich unternehmen. Beatrice bot sich mir zur Begleiterin an. Gedankenlos fügte ich mich in ihren Willen; wir reisten

ab. Ich besuchte hier zu Vallombrosa meinen Freund Rufino. Es schien mir hier etwas leichter ums Herz. Ich durchflog Frankreich; denn Beatrice sehnte sich nur nach Paris. Aber nicht der Glanz des Hofes; nicht der Anblick des St. Ludwigsfestes, nicht die Wasser zu Versailles, die Theater der Hauptstadt und die lärmenden Feste konnten mich Träumenden erwecken. War es nicht so, sagte ich einst zu Beatrice: Du verhießest mir Vaterfreuden. Erröthend schlug sie die Augen nieder; ich täuschte mich damals, sagte sie stotternd. Jetzt kannst Du sie hoffen. Wir kehrten zurück. Die Bäder zu Pisa — so meinten die Aerzte — würden meine Gesundheit ergänzen. Aber ich blieb mir gleich.

Einst brachte man mir ein kleines Briefchen. Ich riß es gedankenlos auf; ich wußte nicht, war es ein Strahl von Freude oder der tiefste Schmerz, der mich durchbebte. „Torquato! ich geliebte Dir Freundschaft. „Verlassen von aller Welt rechne ich jetzt auf

„Deinen Schutz. Ich liege im Hospital della „Misericordea, in dem gemeinen Krankenzim„mer. Komme, wo möglich, als Bedienter „verkleidet, wenn Du mich sprechen willst, „und verrathe Dich und mich nicht. Frage „nach der kranken Pilgerin. Hüte Dich aber „meinen Namen zu nennen.

Maria Padilla."

Ich zog eine Livrei von Pietro an, und floh mit ihm hin. Ich trat in einen ungeheuern Saal, der durch zwei Reihen Pfeiler in drei Gänge getheilt wurde. In jedem standen zwei Reihen Betten, zwischen welchen ein schmaler Gang durchführte. Alle Lager waren mit Kranken gefüllt; überall Ausdruck der Leiden und des Jammers, dort stilles Dulden und leise Seufzer, hier wüthendes Geächze und Töne der Verzweiflung; hin und wieder vom letzten Angstgewimmer und dem Röcheln eines Sterbenden unterbrochen. Meine Füße schwankten. Ich war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ich der Krankenwärterin zu

folgen, die mich auf mein Verlangen zu der kranken Pilgerin führte. Hier, sagte sie, indem sie auf eine abgezehrte leichenähnliche Gestalt deutete. Gott! es war Maria. Bist Du hier mein Bruder? sagte sie mit schwacher Stimme, indem sie bedeutend winkte. Kannst Du es irgend bezahlen, so schaffe mir ein besonderes Zimmer. Pietro fragte die Aufwärterin, ob und wenn dies zu erhalten sey? Sogleich, erwiederte sie, wenn ihr wöchentlich zwei Paolo bezahlt. Pietro gab ihr einen Skudo. Sie eilte davon, kam in einigen Minuten zurück und wir trugen Maria in eine kleine besondere Zelle. Der Arzt hat ihr auch Wein zur Stärkung erlaubt, sagte die Aufwärterin, sie hat noch keinen erhalten. Pietro eilte ihn herbei zu holen, gab auch der Aufwärterin einige Aufträge.

Betäubt und schweigend hatte ich da gestanden; jetzt da wir allein waren, schlug ich die Hände ringend zusammen. Maria! rief ich aus, wo kommst Du hieher? Du weißt,

ſagte ſie, daß ich auf Vermittelung des Fürſten im Kloſter der heiligen Brigitta mein Probejahr antrat. Die Aebtiſſin, eine Frau in ihren beſten Jahren, mit Spuren ehemaliger Schönheit, aber einem wilden rollenden Auge, das mich immer von ihr zurückſchreckte, behandelte mich mit vieler Güte. Der Fürſt als Schutzherr des in ſeinen Gütern liegenden Kloſters, gab mir jetzt manche Beweiſe der Gewogenheit, die ich auf Befehl der Aebtiſſin nicht zurückweiſen durfte. Meine Zelle wurde mit einigen ſchönen Gemälden geſchmückt. Es waren lauter männliche Figuren, ſchöne Jünglinge, Engel und Heilige. Ich ahndete damals nichts. Ich erhielt kleine Geſchenke von Confituren und den feurigſten Weinen; ſah aber den Fürſten höchſt ſelten im Sprachzimmer. Er erzählte mir: er habe von Dir ſehr fröhliche Briefe, Du lebteſt in Paris in aller Fülle des Lebensgenuſſes. Was ſoll ich es leugnen, Dein Leichtſinn that mir wehe; doch dankte ich Gott und den Heiligen für Deine

Zufriedenheit. Mein Probejahr war verstrichen; ich legte die Heiligengelübde ab. Jetzt ließ mich die Aebtissin bald nicht mehr von ihrer Seite. Ich hatte die Geschenke des Fürsten bisher vertheilt. Jetzt reitzte sie, zwang mich beinahe täglich zum Genuß der Weine. Sie scherzte über meine Liebe zu Dir, als ob sich über ächte Gefühle des Herzens scherzen ließe. Auch sie gestand mir: sie habe geliebt; aber mehr als einmal, fügte sie lächelnd hinzu, gutes Kind! Fragt jede unserer Schwestern, sie wird euch das nämliche Geständniß ablegen; und selbst in unsern klösterlichen Mauern verdankt noch mancher der Liebe Augenblicke voll Entzücken. Ich konnte die Aebtissin nicht achten. Ich wünschte mich von ihr loszureissen. Wie vermochte ichs? Nach dem Abendgebete rief sie mich noch zuweilen in ihre Zelle; setzte mir manche Erfrischungen vor; machte mit mir noch kleine Spaziergänge in den Garten.

Einstmals war sie voll muthwilliger Laune.

Sie drang mir ein paar Gläſer Wein auf. Kommt, ſagte ſie, in den Garten; wie zärtlich das Lied der Nachtigall tönt; fühlt Ihr nicht die bange Einſamkeit in den klöſterlichen Mauern? Schlagt doch den Schleyer zurück. Ihr erröthet, holde Kleine! Ungeküßt ſoll dieſe ſchöne Wange verblühen! O, auf Euch wartet vielleicht auch noch eine ſüſe Stunde. Ich hielt ſie für trunken. Wir waren zwiſchen Hecken, die uns den Anblick des Kloſters verbargen, im entlegenſten Theil des Gartens, den hier eine hohe Mauer vom benachbarten Saatfelde trennte. Plözlich trat der Fürſt hinter einer Hecke hervor. Hier iſt ſie, rief die Aebtiſſin, indem ſie lächend floh und er mich mit ſeinen Armen umſchlang. Entſezen und Betäubung hatten mir alle Faſſung geraubt. Die Freyheiten, die er ſich erlaubte, gaben mir die Beſinnung wieder. Er wollte ſich alles erlauben. Ich ſchrie nach Hülfe. Umſonſt, rief der Fürſt, hier hört Dich nie-

mand. Meine Stimme, meine Kräfte ermatteten; ich wagte die letzten Anstrengungen.

Heida, rief eine bäuerische Stimme und schlug heftig an die Pforte, die durch die Mauer aufs Feld führte. Der Fürst strebte vergeblich mir den Mund zuzuhalten. Ein Böſewicht, schrie ich, hat sich ins Kloſter geſchlichen, rettet, rettet mich! Nun Pietro! rief die männliche Stimme, ſo laß uns die Pforte erbrechen. Sie sprang auf. Diesmal, rief der Fürst, aber künftig ſollſt Du mir doch nicht entgehen. Er rannte auf einer Strickleiter hinauf, die ich noch nicht bemerkt hatte; warf ſie über die Mauer, und stieg auf der andern Seite hinab. Zwei Landleute standen vor mir. Es war Nikolo, der Pächter unſerer ehemaligen Villa, und ſein Sohn, die der Zufall — nein, es war göttliche Fügung! — bei ihrer Rückkehr aus Falona auf einem Fußſteige neben der Gartenmauer vorbeigeführt hatte. Ich erkannte den ehrlichen Alten; ſagte ihm, was vorgefallen ſey. O! ich bebte um

ihrentwillen, erwiederte er, als Sie dies Kloſter wählten. Sie wußten gewiß nicht, daß die Aebtiſſin eine ehemalige Buhlerin des Fürſten iſt; und die jungen Nonnen — ich will ſchweigen; denn ich weiß, daß es eine groſſe Todſünde iſt, Kloſterjungfrauen zu läſtern. Rettet mich! ſagte ich; auch Ihr habt eine Tochter, Nikolo! Würdet Ihr ſie der unvermeidlichen Schande, der Verführung, der Hölle preis geben? Erbarmt Euch meiner, ſo lieb Euch Eure Seligkeit iſt. Was ſoll ich? ſagte der Alte. Ich will entfliehen; helft mir, begünſtigt meine Flucht. Gott behüte! dann ruht ja die Strafe des Bannes auf mir. Ehrlicher Alter! erwiederte ich, meine Gelübde will ich ja nicht brechen; um ſie zu erhalten, entfliehe ich. Jeder fromme Geiſtliche wird Euch des Bannes entbinden. Denkt, ich ſey Eure Tochter, Eure Agneſe. Sie, ſagte Nikolo, haben ſie einſt auf dem Krankenbette erquickt; haben mich und mein Weib ſo ſchön getröſtet; kommen Sie. Er warf mir ſeinen

Mantel um und ſetzte mir den Hut ſeines Sohnes auf. So ging es durch das Feld nach der Villa; niemand ſah uns. Agneſe mußte mir eins von ihren Kleidern abgeben. Ich hatte zufällig ein paar Zechinen bei mir und bot ſie zum Erſatz an. Gott behüte, ſagte der Alte, das wäre wie Kirchenraub. Ich und Agneſe nahmen jede einen Korb mit Lebensmitteln auf den Rücken, einen Stab in die Hand und ſo gings nach Corigliano. Die Lebensmittel wurden verkauft. Ich wechſelte meine Zechinen, kaufte ein Pilgerkleid, warf es in den Korb und ſo gingen wir zur Stadt hinaus. Ich und Agneſe eilten in das Gehölz von Orangen- und Mandelbäumen, das den Hügel bedeckt, auf dem Corigliano ſteht. Von Nikolo hatte ich Dein Schickſal erfahren, und daß Du ſchon zu Piſa wareſt oder bald dahin kommen würdeſt, um in den Bädern Deine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Ich war von der ganzen Welt verlaſſen; bei Dir hoffte ich Hülfe.

Ich legte das Pilgerkleid an; umarmte Agneſe, warf den Schleier über mein Geſicht und trat die Pilgerreiſe an. Die Schnelligkeit, womit ich ging, erſchöpfte meine Kräfte. Ich fürchtete verrathen zu werden, kehrte deshalb ſelten ein, nährte mich von Früchten. Meine Geſundheit war erſchöpft; in Piſa hoffte ich Rettung. Den langen Weg hatte ich zurückgelegt; Du warſt noch nicht hier. Ich erkrankte völlig, ward ins Hoſpital aufgenommen, gab vor, daß ich eine Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Franz von Aſſiſi beabzweckte. Unter dem Vorwande, daß einer von Deinen Bedienten mein Bruder ſey, ließ ich mich nach Dir erkundigen. Du kamſt endlich an und weiſt nun das übrige.

Marcheſe Anſino hatte mir den Doctor Odoardo, ſeinen Freund, einen Arzt zu Piſa, empfohlen, einen edeln Mann, der ſeine Kunſt nicht lohnſüchtig als einträgliches Gewerbe, ſondern in der edlen Abſicht ſtudirt hatte, menſchliches Elend zu mildern. Ihm

vertraulich mich an. Er fand Maria's Lage bedenklich; Entkräftung und ein ſchleichendes Fieber zehrten an ihrem Leben. Viel hoffte er noch vom Genuſſe der Landluft. Ich that, als ob ich ſie gar nicht kenne. Er nahm ſie aus dem Hoſpitale, und miethete ſie in einem Gartenhauſe vor Piſa ein, wo ich ſie indeß heim beſuchte. Mit jedem Tage ſanken ihre Kräfte. Vorwürfe und Gewiſſensangſt nagten an meinem Herzen. Ich wäre verzweifelt, hätte ſie, die Heilige! mich nicht getröſtet und aufgerichtet. Die Verſehung, ſagte ſie, wenn ich oft troſtlos jammerte, gab Dir Sinn, Kraft und Gelegenheit zum Guten. Du kannſt es erkennen und empfinden und mußt nun auch leben, um durch eine Reihe ſchöner Thaten den Himmel zu verdienen und dort wieder glücklich zu ſeyn. Sie wird erlöſchen, ſagte Odoardo, dieſe liebliche Flamme, die bisher mit mildem Lichte leuchtete. Ich kam eines Abends zu ihrer Wohnung. Ein Mönch trat mir entgegen. Zurück! rief er, der eben

hinaus

kommt kam, wer mit einer Verbannten Umgang pfleget, auf den ruht selbst der Bann. Sie ist eine verlaufene Nonne, diese angebliche Pilgerin. Ich forderte von der Sterbenden das Gelübde, wieder in ihr Kloster zurück zu kehren. Denkt Euch des Herzens Härtigkeit, sie schlug es aus. Ihr seyd wahrscheinlich der Arzt, den sie erwartet. Ich will es noch erlauben, daß Ihr zu Ihr geht; doch unter der Bedingung, daß Ihr sie ermahnet; ihre Seele ist sonst in Satans Händen; kein Priester kann sie in der Sterbestunde losprechen. Sagt ihr: es sey nur die Wahl zwischen Gehorsam und Fluch. Priester, fiel ich ihm unwillig in die Rede, weihte Dich die Kirche zum Fluchen oder Segen? Bist Du Diener des Gekreuzigten, der Liebe bis in den Tod lehrte; sterbend seinen Feinden vergab? So, sagte der Mönch, indem er mich grimmig angaffte, auch einer von den Irrgeistern; werdet's büßen in der Sterbestunde. Er ging unwillig fort. Ich trat in

Mariä-Zimmer. Meine guten Wirthsleute, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, ſie holten einen Prieſter, um mich mit den heiligen Sakramenten zu verſehen. Er forderte von mir das Gelübde, daß ich in das Kloſter der heiligen Brigitta zurückkehren ſollte. Ich erklärte, daß ich meine Gelübde halten, aber nie in dies Kloſter zurückkehren wolle. Ich weiß, daß mein Tod nahe iſt; aber ich wollte kein Gelübde ablegen, das ich nie halten kann; wollte nicht mit einem Widerſpruche gegen meine innere Ueberzeugungen, nicht mit einer Lüge vor den Thron des Ewigen treten. Er verweigerte mir mit wüthendem Eifer die Abſolution. Aber dies Herz ſagt mir, daß ich ſchuldlos vor meinen Richter trete. O Torquato, die letzten meiner Augenblicke ſind nah. Sie faltete die Hände und betete leiſe. Ich warf mich neben ihrem Lager auf die Knie. Vergebung, ſagte Maria; Vergebung unſern Feinden, den Zerſtörern unſeres Glücks. Gott führe ſie auf die Bahn zur Seligkeit.

„O! rief ich im Ausdruck des äuſſerſten Schmerzes, Ewiger! wenn es deine Gerechtigkeit nicht verbeut, ſo erlaß die Qualen der Hölle denjenigen, die uns namenlos elend machten, um des Gebets dieſer ſchönen Seele willen.“ Eine weibliche Stimme that einen lauten Schrei. Ich ſah mich um. Ein verſchleiertes Frauenzimmer, in einen langen Mantel gehüllt, ſank ohnmächtig auf die Erde. Ich eilte ihr zu Hülfe. Es war Beatrice. Sie erhelte ſich, ſtürzte neben Marias Lager. „Heilige Verklärte! rief ſie aus, mir, mir haſt Du vergeben.“ Maria wollte ſprechen. Sie blickte gen Himmel; legte ihre Hand auf Beatrices Haupt. O Gott! rief dieſe, ſie ſegnet mich, ihre Mörderin! Maria ſtrengte ihre Kräfte an; ſie wollte noch ſprechen. Tod, Unſterblichkeit, Ewigkeit, Himmel! lallte ſie mit ſchwacher Stimme, that einen Seufzer und ſtarb.

Odoardo übernahm ihre Beerdigung. Der Mönch hatte ſie durch ganz Piſa verſchrien; denn ſie hatte ihm nicht unter dem Siegel der

Beichte, ſondern gleich bei ſeinem Eintritt ins Zimmer, wer ſie eigentlich ſey, entdeckt, weil ſie bei der Nähe des Todes nichts mehr befürchten zu dürfen glaubte. Wie! ſagte der Geiſtliche, an den ſich Odoardo wandte: in geweihter Erde, doppelt heilig, weil zur Zeit der Kreuzfahrt andächtige Seeleute aus dem gelobten Lande Erde nach Piſa brachten und damit den Kirchhof überſchütteten, in ſolchem Boden kann keine Sünderin ruhen. An der Landſtraße, am Fuße irgend eines Heiligenbildes, da mögt Ihr ſie einſcharren. Odoardo verlor kein Wort weiter. Er ſandte die Leiche nach Vallombroſa, wo ihr Ruſino die Ruheſtätte im Luſtwäldchen anwies. Ich entwarf die Zeichnung des Grabmals, die ein Künſtler in Florenz ausführte. Aus Gründen, die leicht zu errathen ſind, ſetzten wir den Namen der Unglücklichen nicht darauf, ſondern die letzten Worte, die ihr Troſt gaben, dienten zur Grabſchrift. Beatrices Heiterkeit war dahin geweikt; es ſchien ein Wurm an ihrem

Herzen zu nagen. Sie erwartete mit Angſt die Stunde, in der ſie Mutter werden ſollte. Ich vermied ihre Gegenwart, denn Marias Andenken füllte meine ganze Seele. Ihr Tod hatte mich tief verwundet. In ſtummen Schmerz verſunken, ſaß ich in meinem Zimmer. Odoardo trat hinein. Graf! ſagte er, vernachläſſigen Sie Beatrice nicht; ſie iſt Ihre Gattin; ſie wird Mutter Ihres Kindes — Das, rief ich aus, nicht Liebe nur Wolluſt erzeugte, und das folglich die Sündenſchuld ſeiner Eltern trägt. Torquato! ſagte Odoardo, Sie läſtern; die Vorſehung beſtimmte keinen Menſchen zu Laſter und Verderben. Wir werden alles durch Erziehung; ſie mäßigt die Leidenſchaft, befruchtet den Keim des Guten. Ermannen Sie ſich, Graf! leben Sie für Ihr Kind. Dies Leben iſt Erziehung für uns, wodurch die Gottheit unſere Fähigkeiten und Anlagen für eine andere Welt ausbildet; ahmen Sie ihr nach. Ihre Gemahlin hat Erziehung verdorben; ſie fühlt dies jetzt. Be-

nutzen Sie ihre Reue; um sie dem Himmel, der sie vielleicht deshalb mit ihnen verband, zuzuführen. Der Redliche rührte mich; ich befolgte seinen Wink.

Ich fand Beatricen äusserst verändert. Ihre Fröhlichkeit war hin; sie äusserte nur stillen Ernst. Freundlich milde suchte ich sie zu behandeln, jede gute Aeusserung durch liebevollen Beifall zu lohnen, die Erinnerung des Vergangenen in meiner Seele zu unterdrücken. Sie schien dies dankbar zu erkennen. Torquato! sagte sie, ich sterbe vielleicht im Kurzen; diese Ahnung verläßt mich nie. Meine Vergangenheit ist trübe; aber der feste Entschluß ruht in meinem Busen, alles so viel als möglich zu verbessern, und deshalb rechne ich auf Gottes Barmherzigkeit. Reue erfordert als ersten Schritt: Bekenntniß des Vergangenen — Torquato! zu Deinen Füssen —. Ich schloß sie in meine Arme. Schweig, sagte ich, quäle Dich nicht selbst; ich verzeihe Dir alles. Nein, rief sie aus,

Du mußt mich hören, Du wirst mich alsdenn wenigstens nicht ganz verachten. Meine Mutter sank früh in die Grube; das warme Blut meines Vaters floß in meinen Adern. Jede körperliche und geistige Entwickelung erhielt lauten Beifall; denn ich war ja die Tochter eines Fürsten. Daß ich schön, talentvoll und witzig sey, wußte ich bald. Religion! — davon lernte ich oberflächlich so viel kennen, daß ich äusserlich nicht verstieß. Die Spöttereien meines Vaters machten sie mir gleichgültig. Von ihm erlernte ich: Tugend sey Convenienz; die Beobachtung der erstern nur in so weit nöthig, als es die letztere erfordere; und sein Beispiel schilderte mir sinnlichen Genuß als das höchste Lebensglück. Von 14 Jahren wurde ich vermählt. Mein Mann liebte mich abgöttisch; aber er selbst durch jugendliche Ausschweifungen entnervt, machte Begierden rege, die er nicht befriedigen konnte. Dennoch führte er mich unbesonnen an den Hof. Jedermann sagte es mir dort, daß ich schön sey.

Was Geschmack haben wollte, drängte sich an mich. Jetzt wurde die Eifersucht meines Mannes rege. Liebe und Achtung hegte ich für ihn nicht, denn ich hatte ihn blos gewählt, weil mein Vater die Heurath für vortheilhaft erklärt hatte. Bald haßte ich in ihm den Störer meiner Freuden; lernte bald darin ein Vergnügen finden, den mich Kränkenden zu hintergehen. So sank ich herab. Er starb; ich kehrte zu meinem Vater zurück. Dieser sah es bald ein, wie heftig meine Leidenschaften erwacht waren. Beatrice, sagte er einst zu mir, ich verlange nicht, daß Du die Naturtriebe verleugnen sollst; aber vergiß nicht, was Du Deinem Stande schuldig bist. Um völlig sicher zu seyn, vermähle Dich wieder. So dachte mein Vater; so war meine Stimmung, als Du in unsere Gegend kamst. Mein Vater war empfindlich darüber, daß Du ihn, dessen Eitelkeit überall kleine Opfer forderte, vernachlässigtest; und auch mir schien es Mangel jener Huldigung, die meine Reitze

fordern konnten. Wir sahen Dich zufällig in der Messe. Bei der Rückkehr sagte ich zu meinem Vater: dieser kalte Salviati ist ein schöner Mann. Nun, erwiederte er lächelnd, so erwirb Dir den Triumph, ihn an Deinen Siegeswagen zu fesseln. Der Einfall schlug einigermaßen Wurzel. Es lohnte, dachte ich, wohl der Mühe, diesen Marmor zu beleben. Auf meinen Vater hatte indeß Maria lebhaften Eindruck gemacht. Er liebte sie, wie ein Satyr eine Arcadierin. Ihre Armuth gab ihm einige Hoffnung. Er wünschte eine Verbindung mit ihr anzuknüpfen. Daß sie jede Wohlthat von ihm ausschlagen würde, ahnete er zum voraus; deshalb wurde ich sein Werkzeug. Mein weiches Herz war immer jedem Eindrucke offen; und bei meinem Ringen nach Lebensgenuß wünschte ich doch auch überall Glück und Freude zu verbreiten.

Dem Unglücklichen helfen zu können, that mir wohl; und von dieser Seite war ich allgemein bekannt. Anfänglich weigerte sich Ce-

mentina meinen Beistand anzunehmen; aber die offene herzliche Weise, womit ich ihn anbot, selbst anzunehmen bat, verschaffte mir die Erreichung meines Zwecks. Der Arzt, den Du für Clementina besorgtest, hatte geplaudert; ich hiedurch, von wem er gesandt sey, erfahren. Sie dankte mir für die Früchte und Gemüse. Aus meines Vaters Garten waren sie nicht; sie konnten nur aus dem Deinigen seyn. Ich belehrte sie über alles, um sie hiedurch von Dir zu entfernen. Mein Vater wurde unruhig. O, sagte er zu mir, dieser Salviati, der, um einer Schwärmerei zu genügen, seine Familiengüter in Sicilien hingab, kann auch einer zweiten Thorheit fähig seyn. Er kann ernstliche Absichten auf Maria haben; wir müssen ihm entgegen wirken. So waren unsere Plane, als Du unsere Bekanntschaft machtest; und hiernach war von uns Dein Empfang berechnet. Du weißt das übrige; nur dies noch: Dich durch Ueberraschung zur Ehe zu bewegen, dies war zwi-

schen mir und meinem Vater verabredet. Das Vorgeben, daß ich damals durch Dich Mutter zu werden hoffte, war Dich zu rühren erkünstelt. Deine Schwermuth, Deine Leiden, Dein völliges Hinwelken machte auf mich Eindruck. Ich wünschte etwas zu meiner Beruhigung; da erfuhr ich, daß Du verkleidet insgeheim Besuche abstattetest. Ich argwöhnte ein geheimes Verständniß. O Gott! ich war so tief gesunken, zu meinem Trost die teufliſche Freude zu hoffen, wenn ich hievon überzeugt wäre, an Deiner, an jeder Tugend zweifeln und so mich selbst nicht verachten zu dürfen und deshalb — o die Erinnerung liegt schwer auf meiner Seele! — überfiel ich Dich in Martas Sterbestunde.

Oft wurde dieß Geständniß durch Thränen, Seufzer und eigne Vorwürfe unterbrochen. Ich bebte zurück; denn ich sah ein, daß sie mich nie geliebt hatte. Aber sie war mein Weib; und Odoardos Gedanke, daß die Vorsehung es mir zur Pflicht gemacht und mir

die Kraft gegeben habe, sie zur Tugend zurück zu führen, beförderte meinen eignen Entschluß. Beatrice, sagte ich, das Vergangene sey vergessen; ein lebendes Wesen, dem wir sein Daseyn gaben, wird bald ein neues Band unter uns knüpfen. O, laß es uns durch Tugend und Religion befestigen; Beatrice! Du siehst die Kluft, die sich zu Deinen Füßen öfnete; verschmäh den Arm Deines Torquato nicht, den Gott und die Heiligen vielleicht dazu bestimmten, Dich noch zurück zu ziehen. Umsonst, jammerte sie laut, ich stehe an der Pforte der Ewigkeit. Nur noch eine Bitte: verachte unser Kind nicht um seiner Mutter willen. Ich bot alles zu ihrer Beruhigung auf. Schon hatte sie ihren Vater, der seit einiger Zeit an den fürchterlichsten Gichtschmerzen litt, Marias Tod und die Wirkungen berichtet, die er auf sie hervorgebracht hätte. Sie schrieb ihm: „Vater! ich selbst „bin dem Tode nahe; ein rächendes Schicksal „tritt mich in der Blüte meines Lebens ins

„Grab. Vergib der Tochter; o! es iſt ſchreck-
„lich, daß ſie den Vater belehren ſoll. Die
„kalte Hand des Todes zieht den Vorhang
„hinweg; ich blicke ſchaudernd in die Vergan-
„genheit. Vater! ich fluche Dir nicht; aber
„erbarme Dich Deiner Seele.“ In dieſem Tone war auch noch der letzte ihrer Briefe. Ihre Geſundheit war äuſſerſt zerrüttet. Die Geburt eines Sohnes koſtete ihr das Leben. Sie verlor es wenig Stunden darnach, nachdem er es erhalten hatte. Ich weihte ihrem Tode, ihrer Erziehung, ihrem Schickſal eine Thräne, verweilte zu Piſa, bis Marias Grabmal vollendet war, und mein Sohn Kräfte genug erhalten hatte, um die Reiſe anzutreten. Haß gegen den Fürſten wollte oft in meinem Buſen auflodern. Er iſt unglücklich, ſagte eine innere Stimme. Ich fühlte, daß auch Vergebung Tugend ſey; und ſo langte ich zu Falona an. Wie ſieht es mit dem Fürſten? fragte ich den erſten ſeiner Diener, der mir aufſtieß. Schlecht, ſehr ſchlecht, lautete

die Antwort; er leidet für Verlich an der Gicht. Ich selbst war nichts weniger als kalt, da ich in sein Schloß trat. Ich ging nach seinem Zimmer; denn ich glaubte die erste Zusammenkunft nicht einleiten, sondern gerade durch raschen Gang das Peinigende derselben abkürzen zu müssen. Die Bedienten sagten mir im Vorzimmer: der Fürst sey beschäftigt. Dies hat, erwiederte ich, auf mich keinen Bezug; denn ich bringe ihm seinen Enkel. So trat ich in sein Zimmer und blieb staunend stehen. Der Fürst abgezehrt, mit dem Ausdruck des äussersten Schmerzes, mit einer Mönchskappe auf dem Kopfe, gefalteten Händen und gen Himmel gedrehten Augen, saß auf einem Lehnstuhl, von Heiligenbildern und Reliquien umgeben. Vor ihm stand ein großes Crucifix, an dessen beiden Seiten zwei Mönche im Meßgewande knieten. Der eine schwenkte in der einen Hand ein Rauchfaß, indeß er mit der andern zuweilen den Weihwedel ergriff, und das Weihwasser umhersprengte; der

andere plärrte eine Beſchwörungsformel. Man winkte mir, ſtille zu ſeyn. Ich horchte. Die böſen Geiſter, die zur Strafe der Sünden den Körper des Fürſten zermarterten, ſollten von ihm weichen und in die Flammen der Hölle zurückkehren. Dies gebot der Mönch und miſchte unſinnige Gebete und unverſtändliche magiſche Worte mit ein. Die Beſchwörung war vollendet. Dieſe beiden heiligen Männer, ſagte der Fürſt, die, eingeweiht in die Geheimniſſe der weißen Magie, den Geiſtern der Unterwelt gebieten, habe ich aus einem entfernten Kloſter holen laſſen. Sie geben mir Hoffnung, durch ihre geheime Kunſt meine verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen. Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte; fühlte mich aber von der Wahrheit überzeugt, daß es Menſchen geben kann, die eine Zeitlang alles, was heilig und ehrwürdig iſt, leichtſinnig niedertreten, an Gott zweifeln, ſich doch zuletzt vor den Teufeln fürchten und alsdenn an einem Stoßgebet, das ſie ihre

Amme lehrte, mehr Troſt finden, als in allen Gründen ihrer ehemaligen vermeintlichen Philoſophie. Ich redete ihm zu, ermahnte ihn zur aufheiternden Lectüre. Nein, ſagte er, die Sammlungen des heiligen Clemens von Alexandria, den heiligen Auguſtinus von der Stadt Gottes und Thomas von Kempen von der Nachfolge unſeres Herrn, die lege ich jetzt nicht wieder aus der Hand. Ich habe, fuhr er fort, meinen Geiſt von allen irdiſchen Dingen abgezogen. Dein Sohn iſt freilich mein Erbe; aber Du wirſt es mir nicht verargen; meine Seligkeit geht vor. Ich will eine ewige Meſſe für Maria und Beatrice ſtiften, ein Kloſter erbauen, worin man täglich zur Vergebung meiner Sünden und für die Errettung meiner Seele aus den Flammen des Fegfeuers beten ſoll. So weit war es jetzt mit dem armen Fürſten gekommen. So iſt der Menſch, der ohne ein vernünftiges Religionsſyſtem durch die Welt hinläuft und endlich, wenn dieſe für ihn keinen Reiz mehr

hat,

hat, wenn ihn die Furcht vor einer Ewigkeit jenſeits des Grabes ergreift, zu ſeiner Tröſtung das erſte als das beſte ergreift. Suchen Sie, ſagte ich, doch auch einen leiblichen Arzt. O! ſagte er bedeutend: ich bin dem rechten Wege nah. Iſt Dir die Anthroposophiatheomagica des Eugenius Philaleta bekannt? Ein Mann, eingeweiht in die Geheimniſſe der alten Juden und Egypter; für dieſen habe ich ein chemiſches Laboratorium erbauen laſſen; den Saamen des Goldes, die Uranfänger aller Weſen, das fixirte Sonnenlicht, die erſte Materie, vielleicht liefert er ſie mir in wenig Tagen und dann lebe ich Jahrhunderte lang in erneuerter Jugendkraft. Ihn zu widerlegen, wäre fruchtlos geweſen; allein ich ließ einen der berühmteſten Aerzte aus Neapel kommen. Dieſem gelang freilich nicht die völlige Wiederherſtellung des Fürſten; doch war ſein Zuſtand erträglich; und nach dem Verhältniß, wie ſeine körperliche Kräfte wieder hergeſtellt wurden, gelang es mir auch

den Nebel des Aberglaubens zu verscheuchen. Sein Enkel fesselte jetzt sein ganzes Herz. Ach! auch mir wurde der Knabe mit jedem Tage theurer. Aber wir genossen ihn nicht lange. Fürchterliche Blattern tödteten ihn im sechsten Monat seines Lebens. Jetzt war die Welt uns beiden freudenleer. Der Gedanke an ein Kloster wurde mit erneuerter Kraft rege, und zugleich die Gegend, worin jeder Anblick die Wunden unseres Herzens aufriß, zu verlassen. Ich fiel auf Vallombrosa; dort ruhte ja Marias Asche. Rusino billigte meinen Plan. Er und Doctor Odoardo, Bruder Paolo, der fromme Geistliche, der sich meines Oheims so edelmüthig angenommen hatte und selbst der ehrwürdige Francesko, der noch in Sicilien lebte, wurden von mir zu Rathe gezogen. Alle theilten mir ihre Entwürfe mit und hieraus entwarf ich wieder die Gesetze des Klosters. Manchen edeln frommen Mann zog ich zu Rathe; und so gelang mir dessen gegenwärtige Einrichtung. Wir milderten das

Schickſal unſerer Unterthanen, ſo viel wir vermochten, indem wir ihnen ihre Grundſtücke als Eigenthum oder gegen vieljährige Contracte verſchrieben und verkauften hierauf unſere Beſitzungen. Unſere Kunſtwerke und Bibliotheken wurden eingeſchifft und durch das adriatiſche Meer auf der Mündung des Po nach Vallombroſa geſandt; und dahin träten wir nun mit unſern Baarſchaften den Weg an. Zu Rom erbaten wir uns und erhielten die Beſtätigung unſerer ganzen klöſterlichen Einrichtung. Wir kauften verſchiedene Landgüter in der Gegend von Vallombroſa, zertheilten ſie in kleine Grundſtücke, die wir als Eigenthum an arbeitſame und fromme Landleute gegen eine billige Abgabe an Geld und Landeserzeugniſſen austheilten. Die übrigen Summen wurden ſicher untergebracht. Blos das Thal und die umliegenden Hügel blieben unmittelbares Eigenthum des Kloſters. Ruffino, Freund der Baukunſt und Aſtronomie, der den Kloſternamen Anſelmo annahm, er-

richtete die Sternwarte und die Gebäude, deren Zeichnung er mit mir und dem Fürsten gemeinschaftlich entwarf. Letzterer wählte als Klosternamen den des bereuenden Apostel Petrus; ich den Namen Antonius, der mir in der Firmelung beigelegt und aus meiner Jugend, wo mich der gute Lorenzo so nannte, noch immer lieb und werth war. Die bildenden Künste, denen ich und der Fürst seit unsern frühsten Jahren so innig ergeben waren, wurden auch ferner von uns beschützt und betrieben. Odoardo wurde unter dem Nomen Lorenzo der erste Arzt in unserm Kloster. Das Geschäft der Krankenpflege übernahm Ottavio, der sich zum Andenken seines Vaters Januarius nannte. Wir besuchten ihn, da wir von Neapel nach Rom reisten, und sein bisheriger Freund und Führer, Bruder Paolo, bewegte ihn an unsern klösterlichen Einrichtungen Theil zu nehmen. Paolo und mein guter Francesko, der aus Sicilien herüber kam, wurden die ersten Erzieher der Waisen,

bei deren Unterricht ich und der ehemalige Fürst mitwirkten. Pietro und Giuseppe wurden die ersten Laienbrüder. Zu Rom hatten wir einen Mann kennen gelernt, der uns bald äusserst wichtig wurde und den Klosternamen Gieronimo annahm. Es war ein großer, dort verkannter Tonkünstler, weil er die Musik weder zu Aufreitzung der Leidenschaften misbrauchen, noch zur bloßen Tändelei herabwürdigen wollte. Wir alle waren Freunde der Tonkunst; mancher unter uns konnte für einen ausübenden Künstler gelten. Er wirkte auf unsern Geschmack und bildete unsere Zöglinge. Nie blieb unser Morgen- und Abendgebet ohne musikalische Begleitung, die unsere Herzen zu sanften, frommen und erhabenen Gefühlen stimmte; und ohne uns weichlich zu machen, die Empfänglichkeit fürs Gute vermehrte. Einige Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und Liebe fürs Gute, knüpften sich uns an. Auf ihr einstimmiges Verlangen übernahm ich die Steile des Abts, und

so entsprang die erste Einrichtung unseres Klosters, die wir zu erhalten und wo möglich durch Jahrhunderte bleibend zu machen strebten. Wir errichteten deshalb ein besonderes Gebäude für die, welche Aufnahme wünschten, wo sie drei Jahre lang von uns beobachtet lebten und jeden Augenblick, selbst mit einiger Unterstützung des Klosters, in die Welt zurückkehren konnten. Am Schlusse dieser Zeit verlangten wir von jedem die Geschichte seines vergangenen Lebens; riethen ihm als Freunde, wenn wir glaubten, daß er jemals seine Schritte bereuen könnte, und alsdenn trat er erst das Probejahr an. Während desselben wurde er nicht mit Zurücksetzung, nicht als der niedrigste unter uns betrachtet, sondern erhielt das Recht uns zu beobachten, jede unserer Handlungen zu prüfen, nach ihrem Grunde zu forschen, um am Schlusse dieses Jahres prüfen zu können, ob wir auch die Menschen wären, mit denen er ohne Bedenken bis ans Grab vereint zu leben wünschen

könnte. Wir kamen im Betreff gewiſſer Grundſätze überein, deren Beförderung uns wichtig ſchien. Man fordert gewöhnlich von uns: wir ſollen das Gute nur um des Guten ſelbſt willen ſchätzen und ausüben, warum denn auch nicht aus Liebe zum Guten? Kann der Menſch die abſtracteſten Wiſſenſchaften lieb gewinnen, warum denn auch nicht die Grundſätze der Moral? und wenn der Menſch durch ſeinen Verſtand von der Vollkommenheit, der hohen Würde, dem Nutzen dieſer Grundſätze überzeugt iſt, wenn ſein Herz ihren Werth empfindet, ſie wegen ihres Nutzens, den ſie der ganzen Menſchheit bringen, lieb gewinnt, ſo hat er ein doppeltes Motiv ſie auszuüben, und ſo lange der Menſch von äuſſern Eindrücken abhängig bleibt, ſo lange er kein blos geiſtiges Weſen durch ſinnliche Eindrücke auch bei dem beſten Willen nur den Geſetzen der Vernunft zu folgen, dennoch oft beſtimmt wird, ſo lange kann auch Religion nichts blos überſinnliches ſeyn, ſondern muß zum Theil Sache des Ge-

fühls bleiben. Sache des wahren Weisen und des gebildeten Christen aber ist's, zwischen kalter Herzlosigkeit, die est nur den Namen der Vernunft zum Deckmantel wählt, und jener glühenden Schwärmerei, welche die Vernunft umnebelt, die in der That schmale Mittelstraße zu erhalten. Wir halten uns überzeugt, wenn eine Religion, von allem Positiven entkleidet, blos als Philosophie dargeboten wird, so werden ihre unerwärmten Anhänger zuletzt gleichgültig, und sie erlöscht, wie dies mit den zahlreichen Socinianern in Polen der Fall war. Wirkt sie hingegen auf die Sinnlichkeit ihrer Anhänger, so lebt sie selbst mit anerkannten Mängeln wieder von neuem auf, wenn schon das Beil ihrer Wurzel drohte, wie der in Frankreich wieder erwachte Katholicismus lehrt. Sollte man also nicht in unsern Tagen, wo Aster-Philosophie zu den beiden Extremen, dem grenzenlosen Skepticismus und dem Mysticismus, hinführt, die Menschen nach der Mittelstraße zu leiten,

ſie wieder für Religion zu erwärmen und unſern gröſtentheils menſchenleer ſtehenden Kirchen etwas Neues, Anziehendes ſchaffen können? Was Muſik und die bildenden Künſte hiebei leiſten können, hat die Erfahrung gelehrt; und wenn durch ſie der Sinn des Menſchen nur einzig für das Schöne und Erhabene begeiſtert würde, ſollte der Menſch nicht auch zugleich für Tugend, die gröſte moraliſche Schönheit, empfänglicher werden? Sollte nicht veredelte Sinnlichkeit, ſelbſt edlern Gefühlen und hiedurch den Geſetzen der Vernunft den Weg bahnen? Dieſe Ideen wirkten auf den Geiſt unſeres Kloſters. Gern hätten wir die ewigen klöſterlichen Gelübde nicht ſtatt finden laſſen, aber die Denkungsart des Vaterlandes und der Kirche waren uns hierin entgegen; und wir begnügten uns deshalb blos nach langer Prüfung, nicht Jünglinge, ſondern Männer unter uns aufzunehmen.

Die allgütige Verſehung gab unſerer gu-

ten Absicht das Gedeihen. Ottavio und der Fürst starben voll Vertrauen, der Barmherzigkeit des Ewigen nicht unwerth zu seyn. Ich überlebte die meisten meiner Brüder, sah würdige Männer an ihre Stelle treten und dankte oft mit Freudenthränen der Gottheit, die mich würdig gefunden hatte, Werkzeug des Guten zu seyn; und die Hand redlicher Freunde — ein unaussprechlicher Lohn für mein Herz — wird einst, wenn meine letzte Stunde schlägt, dies Auge liebevoll zudrücken.

Mit Rührung hatte Valiere die Geschichte des guten Antonio gelesen, und erbat sich eine Abschrift. Ungern, sagte der Abt, gewähre ich diesen Wunsch. Und doch, erwiederte Valiere, erneuere ich meine Bitte. Wenn auch mich Erdennoth zu Boden drückt; wenn ich in Gefahr komme, an Gott und Menschen, Tugend und Rechtschaffenheit zu verzweifeln, dann soll diese Handschrift mir Trost seyn; und noch eine zweite Bitte: darf ich, wenn

ich noch eine Zeitlang zum Beſten der Menſchen, zur Erringung des Friedens gekämpft habe, darf ich die Aufnahme unter Euch hoffen? Der Abt ſchloß ihn gerührt in ſeine Arme.

Nach wenig Tagen erhielt Valiere den Befehl zum Aufbruch. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit dem Abt, und noch einmal ſah er ihn wieder, in jenem für Frankreich ſo bedenklichen Zeitpunkte, als Macdonald aus Neapel zurückkehrte. Valiere, der unter ihm diente, fand jetzt Gelegenheit, das Kloſter auf einige Augenblicke zu beſuchen. Es gilt, ſagte er zum Abte und deſſen Ordensbrüdern, Sieg oder Tod. Falle ich, ſo habe ich den Meinigen es zur Pflicht gemacht, meinen Leichnam Euch zu überliefern. Gönnt ihm eine Ruheſtätte unter Euch. Aber der gute Antonio durfte keine Thräne am Grabe des edlen Kriegers vergießen; denn noch entgieng dieſer der Gefahr, und bald ſetzten ihm die weinenden Mönche ſelbſt ſeinen Leichenſtein.

„Die Erde verlor und der Himmel erhielt den frommen Abt Antonio Salviati am 8ten November 1799" — so lautete die Inschrift. —

Valiere erhielt die Nachricht seines Todes. Sein letzter Brief, den er an die verwaisten Mönche schrieb, enthielt die Worte: „Auch „ich ahne, daß der letzte meiner Tage nicht „mehr fern sey. Das Glück meines Vater„landes zu erkämpfen, oder wenigstens seinen „Untergang zu hindern, bleibt mir heilige „Pflicht. Wohl mir, wenn bei ihrer Erfül„lung mich der letzte meiner Augenblicke über„eilt; alsdenn — es bleibt bei Eurer Zusage — „ist an der Seite Antonio's mein Grab. Er„lebe ich den Frieden, dann komme ich zu „Euch, um mich nie wieder von Euch zu tren„nen." Ach! er erlebte den Frieden nicht. Neben dem Leichensteine Antonio's ästte man auf dem seinigen: „General Louis Valiere, der als guter Mensch lebte, fiel als Held für sein Vaterland bei Marengo den 14ten Juni 1800." — — Die Geschichte Antonio's, die

man unter Valiere's Papieren fand, wurde hiedurch einem seiner Adjutanten zu Theil, durch den sie an den Herausgeber kam.

Guter, edler Mann, den sein Schicksal an die schönen Ufer des Po führt, suche dort das Kloster von Vallombrosa nicht mehr. Ein Freund Valiere's, der es aus dessen Erzählungen kannte und liebte, eilte im Jahre 1803 dahin, und schrieb das Folgende an seinen Bruder.

„Ich miethete ein leichtes Fahrzeug und fuhr nach Vallombrosa. Die reitzende Aussicht an beiden Ufern des Po gab meinem Herzen eine frohe Stimmung. Bald sah ich das herrliche Gebäude; eine freudige Rührung durchbebte mich. Ich stieg an's Land. Ein Mensch mit einer Miene, als ob die Vorsehung ihn als eine Contrebande im Gebiet der Menschheit bezeichnet hätte, stand am Ufer. Was haben Sie, fragte er, zu verzollen? Nichts, erwiederte ich, wo ist die Abtei? Dort zur Rechten, sagte er. Ich ging,

wohin er deutete. Verschiedene Fahrzeuge lagen am Ufer. Das Gewühl von Menschen befremdete mich nicht; denn jeder, dachte ich, strebt diesem Orte seine Achtung zu zeigen. Ist hier die Abtei? fragte ich einen kleinen dicken Mann, der am Eingange stand. Was beliebt? fragte er. Ich wünsche, war meine Antwort, dem Abt meine Hochachtung zu bezeugen. Hier ist, erwiederte er, kein Abt. Hat, sagte ich, der fromme Antonio noch keinen Nachfolger erhalten? Sie sind wahrscheinlich ein Fremder; es ist nicht selten der Fall, daß diese hier das aufgehobene Kloster suchen. Wollen Sie die Gebäude sehen? ich mache eben eine kleine Promenade. Schweigend ging ich neben ihm. Die Abtei, sagte er, wird jetzt von uns bewohnt; sie ist wegen ihrer bequemen Lage am Po in ein Zollhaus verwandelt. Die Wohnung der Mönche ist ein Irrhaus geworden; und jene Säle, worin die Kunstwerke aufgestellt waren, diese, sagte er, sind in ein Lazareth verwandelt worden. Die

Kunſtwerke ſelbſt und die Geräthſchaften von der Sternwarte kaufte ein reiſender Engländer und bezahlte das unnütze Zeug theuer genug. Die Sternwarte wird nun blos zum Trocknen der Wäſche und Lüften der Betten gebraucht; und die Erziehungsanſtalt der Waiſen, die hat, rief er lächelnd, ein Schlaukopf von Gaſtwirth gemiethet. Hören Sie nicht die Fideln und Schalmeien? Er findet vortreflich ſeine Rechnung dabei. Was des Zolles wegen hier anlegen muß, ſpricht bei ihm ein, und daher iſt denn beſtändig Muſik und Tanz. Wünſchen Sie einige Erfriſchungen? Sie werden allerliebſte gutwillige Mädchen und eine recht artige Aufnahme finden. — O, Vallombroſa! rief ich aus, was iſt aus dir geworden! Nicht wahr, ſagte mein Führer, der Zolleinnehmer; Sie ſtaunen, daß die Republik aus dem Schlamme des Mönchsweſens ſo viele Goldkörner aufſtand; und doch hat ſie alle baaren Fonds des Kloſters eingezogen und alle die herrlichen Anſtalten nur aus den übri-

gen Einkünften gestiftet. Und der Garten? fragte ich. Der ist, erwiederte er, unter uns Officianten vertheilt. Er führte mich hinein. Ich fand die herrlichsten Anlagen zerstückelt und verstümmelt. Ich nahte mich dem Gartenhause. Es ist verschlossen, sagte mein Führer; denn man hebt jetzt wegen seiner Kühle die Speisevorräthe darin auf. Wollen Sie mich nicht weiter begleiten? ich gehe bis an's Grabmal. Das steht also noch, gute Maria! Sie scheinen mir, sagte er, betrübt, sollten Sie auch ein Anhänger des alten Aberglaubens seyn, es, wie viele leider thun, der weisen Republik verargen, daß sie diese Sklaven der Hierarchie, diese unnützen Mönche wegschaffte. Der ganze Ton, der im Kloster herrschte, das Feierliche des Gottesdienstes hätte beinahe auf mich selbst einigen Eindruck gemacht. Aber jede Feierlichkeit ist Täuschung, jede Täuschung Betrug, jeder Betrug schändlich, und deshalb bin ich stolz darauf einer der Commissarien gewesen zu seyn, welche den

Be-

Betrug und Aberglauben aus diesen seinen Schlupfwinkeln verjagten. Gott bedarf keiner Diener, alle Himmel dienen ihm; — und das Menschengeschlecht? fiel ich ein; — geht seinen grosen Gang, sagte er mit einem wichtigen Tone, der wahren Aufklärung entgegen; muß doch endlich dahin kommen, durch moralische Grundsätze, nicht mehr blos durch sinnliche Eindrücke, durch schwankende Gefühle geleitet zu werden. Ich erwiederte: ächte Aufklärung, dachte ich, sey Aufklärung des Verstandes, die mit moralischer Cultur anfangen müsse; und dann würde es doch auch keine gutwilligen Mädchen, weniger Lazarethe und wahrlich auch weniger Wahnsinnige geben. So lange es aber diese gibt, sehen wir, daß noch Sinnlichkeit, Vorurtheil und Leidenschaft die Menschen beherrscht, und müssen deshalb doch auch hierauf Rücksicht nehmen. Mein Philosoph antwortete ganz kalt: wo Holz gehauen wird, da fallen Späne; das Böse ist in der Welt unvermeidlich. Sollte

aber, sagte ich, was einmal der Religion gewidmet ist, ihr nicht bleiben? Denken Sie sich unter Religion moralische Vervollkommnung des Menschengeschlechts, und dann werden wir wohl keine Stiftung für diesen Zweck unnütz halten. Wir waren am Grabmale. Die Bildsäulen waren aus Muthwillen verstümmelt. Ein zerlumpter Mensch saß am Piedestal und gaffte mich mit thierähnlichem Stumpfsinne an. Giovanni, sagte mein Führer, singst und tanzt Du heute nicht? Mich schauderte. Es ist, sagte mein Führer, ein Wahnsinniger, der niemand etwas zu leide thut. Es tönt eben die Eßglocke; sehen Sie da, wie er nach Hause läuft. Ich konnte meinen Schmerz nicht länger zurückhalten. Noch war das Wort Ewigkeit am Grabmale leobar; ich legte meine Stirne daran und schluchzte laut. Adieu, mein Herr! sagte mein Führer, meine Geschäfte rufen mich, und ging davon.

Ich ließ jetzt meiner Empfindung freien

kauf. O! ihr Menschen! rief ich aus, ist das der Genius unserer gegenwärtigen Zeit! Ihr prahlt mit der Ausbildung eures Verstandes, dünkt euch Wesen höherer Art; und dennoch bleibt Geld und Gewinn euer Göhe. Ihr lebt größtentheils um des Genusses willen, bleibt Sklaven der Sinnlichkeit und vernichtet dennoch jeden äussern Eindruck, der eure Gefühle zum Guten wecken könnte; reißt nieder, was den Vorfahren heilig und ehrwürdig war und gebt dem Schwachen nichts Besseres zum Ersatz. So sprach ich, so dachte ich bei mir selbst. Ich kehrte zurück; der Kirchhof war noch unverletzt. Ich setzte mich auf das Grab meines Valiere, und weihte ihm eine Thräne. Mich weckte ein leises Geflüster aus meiner Betäubung. Ich sah mich um; ein schönes junges Paar kniete und betete am Grabe Antonios, auf dem ein Säugling lag. Sie standen auf; ich hörte sie nicht. Der Mann umarmte seine Gattin zärtlich und legte ihr den Säugling in den Arm.

Ich trat näher. Gute Menſchen, ſagte ich: ſo haben, wie ich ſehe, die vorigen Bewohner des Kloſters doch nicht jeden ihrer Freunde verloren? Das verhüte Gott! ſagte das ſchöne junge Weib. Ihr Andenken wird noch in unſern Kindeskindern leben. Wenn wir, wenn dieſe noch gut ſind, ſo iſt es die Frucht von dem, was ſie an uns thaten. Der Heilige, ſagte der Mann, der unter dieſem Steine ruht, gab einſt am Altare unſere Hände zuſammen. Mein Weib hat mir den erſten Knaben geboren. Wir konnten es uns nicht verſagen, wir mußten ihn auf ſein Grab legen, nicht als ob wir glaubten, daß eine himmliſche Kraft daran ausgehe, — nein, die Brüder unſeres Kloſters haben uns eines beſſern belehrt; — aber das Andenken der Edeln und Frommen in unſerer Seele zu erweken, damit ihr Vorbild uns beſtändig gegenwärtig ſey, und uns zum Guten beſtimme und darin befeſtige; dies ſcheint uns Pflicht. Die Erde hat die Edeln, die vormals hier wohnten,

verkannt; aber was iſt daran gelegen? Ihr Herz ſchuf ihnen ſchon hier einen Himmel und dort lohnt ſie eine Ewigkeit.

Einigermaßen durch dieſen letztern Auftritt getröſtet, verließ ich Vallombroſa. Meine Geſchäfte führten mich nach den Küſten des adriatiſchen Meeres. Nach Verlauf eines Jahres kehrte ich zurück. In der Nachbarſchaft von Vallombroſa konnte ich mich des Wunſches nicht erwehren, den Ort noch einmal zu ſehen. Es ging mir damit, wie denjenigen, die einen ſchönen, aber verſtümmelten Ueberreſt des Alterthums betrachten. Das Wohlgefallen an dem ſchönen Kunſtwerke wird durch ein damit contraſtirendes ſanftes Mitleiden erhöht, womit wir die Unfälle, die es erlitt, erwägen. Ich miethete zu Venedig eine Gondel und eilte dahin. Der Geſang der Ruderer heiterte mich in etwas auf; aber ich wurde aufs neue überraſcht. Die majeſtätiſchen Säulengänge, wodurch die Kirche mit den beiden Flügeln verbunden wurde, waren

nicht mehr, und ihren Platz nahmen zwei lange niedrige unansehnliche Gebäude ein. Selbst die schöne Façade der Kirche wurde zum Theil durch einige am Po liegende Verschanzungen und ein Wachthaus verdeckt. Wohin? rief mir eine Schildwache zu und verwies mich, da ich die Gebäude sehen zu wollen erklärte, an den wachthabenden Offizier. Ich trat ins Wachthaus; fand mehrere Officiere versammelt und kündigte mich als den Verwandten des General Valiere an, der hieher gekommen sey, um noch einmal dessen Grab zu sehen. Willkommen! sagte ein ehrwürdiger Krieger, und bot mir treuherzig die Hand; ich heiße Grimaldi. Ich war einer der ersten, der unter den Fahnen Cisalpiniens kämpfte und den edeln Valiere, unter dessen Commando ich einst stand, als Krieger und Menschen schätzen lernte. Es freut mich, daß ich jemanden finde, mit dem ich seiner gedenken kann. Kommen Sie, den Grabstein habe ich erhalten. Wir gingen nach dem Kirchhofe.

Wie fand ich dieſen verändert! Er und ein Theil des Gartens war ein völlig geebneter Platz, auf dem nur noch einzig, von zwei hohen Bäumen beſchattet, der Grabſtein Valleres lag. Wir ſetzten uns darauf nieder und gedachten ſeiner mit Rührung. Wie hat ſich, ſagte ich, hier alles wieder verändert? O! rief Grimaldi, auch ich kannte die edeln Bewohner von Vallombroſa, deren wohlthätiger Einfluß ſich über die ganze Gegend erſtreckte. Sie beſaſen groſe Geldſummen. In der Caſſe des Staats waren groſe Lücken. Ein paar Commiſſäre, Menſchen, die emporgekrochen waren und ſich reich gewuchert hatten, thaten den Vorſchlag zur Aufhebung des Kloſters, und übertünchten ihn durch die Erklärung, daß man ſchon durch die Einziehung der baaren Gelder auſſerordentlich gewinne, die übrigen Einkünfte aber noch zu einer Menge wohlthätiger Stiftungen verwenden könnte. Ihr Vorſchlag ward angenommen. Sie bereicherten ſich mit der Haabe des Klo-

kers. Die öffentliche Casse gewann wenig. Einige Anstalten, die schon ihre Fonds hatten, aber in den benachbarten Städten waren, und das Auge manches Weichlings beleidigten, wurden hieher verlegt. Sie waren hiedurch wenig beobachtet, größtentheils der Willkühr ihrer Aufseher überlassen. Diese schwelgten, indeß die Unglücklichen darbten. Die Obrigkeit wurde der ewigen, deshalb an sie gerichteten Klagen müde; sie befahl, niemand mehr aufzunehmen, die Geheilten zu entlassen. Letzteres gab manchem, der hier nicht mehr darben wollte, Veranlassung davon zu gehen, um auf Rechnung des allgemeinen Mitleidens zu leben. So schrumpfte die Anstalt zusammen, bis man sie endlich ganz von hier entfernte. Das Zollhaus hatte indeß ein Militaircommando nothwendig gemacht. Die Officiere bemerkten die vortrefliche Lage des Orts zur Vertheidigung von der Landseite. Die Leichtigkeit alles auf dem Po herbeizuschaffen, erzeugte den Gedanken, die Gebäude zu einem

Kriegs-

Kriegsmagazine zu benutzen. Die Kirche wurde mit wenig Kosten dazu umgeschaffen. Die beiden Gebäude, welche die Stelle der beiden Säulengänge einnehmen, enthalten Geschütz und Pontons. Die übrigen Gebäude sind in Casernen verwandelt, der Kirchhof und ein Theil des Gartens zum Paradeplatz geebnet; und so ist diese Anstalt, die vormals Zufriedenheit und Glück der Menschen verbreiten sollte, jetzt Vorbereitungsanstalt zu ihrer Zerstörung. Armer Antonio! rief ich aus, hättest du dieses ahnen können, du würdest einen entfernten Winkel der Erde ausgesucht haben, um dein Eigenthum, deinen Begriffen gemäß, wohlthätig für die Menschheit anzuwenden. Ach! sagte Grimaldi seufzend, die schönen Träume vom Fortschreiten des Menschengeschlechts; sie schwinden so schnell dahin, von der Fackel der Erfahrung beleuchtet. Alles was uns für die Menschheit so wohlthätig, so heilsam zu seyn scheint; alle schöne Hoffnungen, alle hohen Erwartun-

gen, um derentwillen viele der edelsten, besten und größten Menschen alle ihre Kräfte anstrengten, Ruhe, Glück, selbst ihr Leben hinopferten, um das Wohl der Menschheit zu begründen; wo sind sie geblieben? Alle wurden dem Eigennutze und der Ehrsucht einiger wenigen, oft nur eines Einzigen zu Theil. Vor unserer Seele schwebten jetzt die Bilder der Vergangenheit. Griechenland und Rom, Erinnerung von so manchen Edeln, Guten und Weisen, dessen schöne Zwecke verfehlt waren, und so mit Wehmuth im Herzen kehrten wir nach dem Ufer des Po zurück.

Ein Jubelgeschrei tönte uns entgegen. Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Was gibts? fragte Grimaldi. O, antwortete einer der Jauchzenden: Eben ist die Nachricht angekommen, Napoleon Bonaparte ist zum Kaiser der Franzosen erklärt.

Ich umarte den guten Grimaldi, stieg in die Gondel und fuhr nach Venedig zurück. Die schönen Landschaften an beiden Ufern des

Po lagen vor meinen Augen. Ach! sie heiterten mich nicht auf. Fröhlich begannen die Gondoliers ihren gewöhnlichen Gesang. Die herrlichsten Stanzen aus Arioſt und Taſſo, Alcina und Armida waren der Stoff ihrer fröhlichen Gesänge. Die Nacht brach heran. Venedig lag vor mir; der volle Mond stand über der Stadt, beleuchtete sie und die Lagunen. Könnt Ihr, fragte ich, nur blos heitere Gesänge? Nein, erwiederte der eine, wir können auch aus Taſſo, von Olinth und Sophrema, vom Tode Chorindas singen, und aus Dante von Franceſko's und Paolo's di Malateſta unglücklicher Liebe. Auch noch ein Lied, erwiederte der andere. Ein ehrwürdiger Vater des aufgehobenen Kloſters, das wir heute morgen verließen, hat es vormals gedichtet. O! rief ich aus, laßt mich dieß Lied hören. Tactmäßig zogen sie die Ruder und begannen langsam mit halblauter Stimme den feierlichen Gesang:

Was gibt den Stoff zu Thränen
in stiller Einsamkeit?
Was ist das leise Sehnen
nach Tod und Ewigkeit?
Was ists, daß keine Haabe,
hier ächte Freude schenkt?
Was ist's, das nach dem Grabe
den Blick des Guten lenkt?

Gefühl, das in der Hülle
des Körpers eingeschränkt,
der Geist der Freudenfülle
dort oben ahnend denkt.
Bewußtseyn, innern Frieden
und ächte Seelenruh
führt Traurigen und Müden
Gott nach dem Grabe zu.

Drum trocknet schnell ihr Zähren!
Das Glück der Ewigkeit,
unendlich wird es währen,
und kurz die Pilgerzeit.
Dort werden wir entdecken,
wo nichts den Blick beschränkt,
daß Gott zu hohen Zwecken
durch Schmerz die Menschheit lenkt.

Geschichte

des

Doctor Odoardo

und

der Familie Zapari

von

Ludwig von Baczko.

Mit 1 Kupfer.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1806.

8799.

Das

Kloster zu Vallombrosa.

Von

Ludwig von Baczko.

Zweiter Theil.

Mit 1 Kupfer. pag: 166.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1806.

Preußische

Vorbericht.

In der Vorrede des Klosters zu Vallombrosa äußerte ich den Vorsatz die Lebensbeschreibung des Doctor Odoardo und des Marchese Rufino zu veröffentlichen, und mache mit der erstern den Versuch, weil ich sie wegen der Verbindung mit dem Kloster zu Vallombrosa, besonders da sie die Aufhebungsgeschichte desselben enthält, auch als einen zweiten Theil des Klosters zu Vallombrosa betrachten zu können glaubte.

Einleitung.

Valliere, der Neffe des Generals, war von seinem letzten Besuche zu Vallombrosa schwermüthig zurückgekehrt. Der Anblick vom Grabe seines Oheims hatte dessen Andenken und zugleich die Achtung und Liebe, womit der Verstorbene immer an Vallombrosa und den Abt Antonio dachte, auf's neue rege gemacht. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes konnte er das gegenwärtige Schicksal des Klosters nicht vergessen, und Aeußerung des Unwillens gewährte dem gepreßten Herzen einige Erleichterung. In dieser Stimmung traf er auf dem St. Markusplatze, wo er sich zu zerstreuen umherging, seinen Jugendfreund Bellcourt. Beide

waren vor der Revolution im Collegio zu Orleans gemeinschaftlich erzogen, welches Bellcourt, der einige Jahr älter war, gerade um diese Zeit verlassen hatte. Sein Vater, der eine ansehnliche Bedienung bei Hofe bekleidete, und seine beiden ältern Brüder waren verhaftet und bei dem allgemeinen Blutbade am 2ten September ermordet worden. Bellcourt selbst entfloh bei dieser Nachricht; rettete noch einige Baarschaft und Juwelen, sah, daß die Hoffnung, unter dem Schutze der Prinzen bald mit den übrigen Ausgewanderten zurück zu kehren, noch weit von der Erfüllung entfernt sey; ging nach Venedig, wo er sein gerettetes Vermögen bei einem Handlungshause anlegte und jetzt wenigstens frei von Dürftigkeit die Entscheidung des Schicksals seines Vaterlandes und einen schicklichen Zeitpunkt zur Rückkehr erwartete. Die schrecklichen Auftritte, die er erlebte, hatten seinen Glauben an die Vorsehung geschwächt, und bei Anhörung von Valliere's

Erzählung rief er aus: „Du gutmüthiger Schwärmer, kannst du deinen Glauben an ein weises, allgütiges Wesen, das alles in der Welt zum Besten zweckmäßig lenkt, kannst du ihn mit dem unglücklichen Schicksal der edeln, wohlthätigen Männer, die einst Vallombrosa bewohnten, kannst du das Schicksal dieses Orts, der für die ganze Menschheit so wohlthätig war, mit deinem Glauben an die Vorsehung vereinigen?“ „Ich suche Trost,“ erwiederte Valliere, „und du leitest mich zur Verzweiflung; soll ich meinen Glauben an die Vorsehung aufgeben? O, Vallombrosa! Vallombrosa! hätt' ich doch deine Geschichte nie kennen gelernt!“

Ein Greis, dessen Miene Achtung einflößte, näherte sich freundlich. „Ihr Gespräch,“ sagte er, ist so unbefangen, so laut, daß sie einen Unbekannten wohl vom Verdachte des Lauschens freisprechen werden, wenn er daran Theil zu nehmen wagt. Auch mir ist Vallombrosa bekannt.

ich verlebte dort selbst einige glückliche Jahre und verehre in Demuth die Weisheit der Vorsehung, die mich diesen Ort, wenn ich gleich den Grund davon jetzt noch nicht einsehe, zu verlassen zwang."

„Sie lebten zu Vallombrosa?" sagte Valliere, und bot ihm freundlich die Hand; „dann lernten sie vielleicht auch dort meinen Oheim, den General Valliere, kennen?" — „Ich," erwiederte der Greis, „war zugegen, als er zum erstenmale Vallombrosa betrat, und ich begleitete auch dort, nachdem er bei Marengo gefallen war, seinen Leichnam zu Grabe." — „Ehrwürdiger Mann, rief Valliere, indem er ihn in seine Arme schloß, „Freund meines Oheims, stoßen sie mich, wenn ich gleich noch ein Jüngling bin, nicht von sich, sie müssen mich ihres nähern Umgangs würdigen; vielleicht finden sie mich, wie der fromme Antonio meinen Oheim, der Freundschaft nicht unwerth. Und nun, darf ich sie um ihren Namen bitten?" — „Ich bin

ein Arzt," erwiederte der Greis, „heiße Odoardo Zapari, und war vormals ein Bruder des von ihnen so „verehrten Klosters." „Gott!" rief Valliere, vielleicht jener Doctor Odoardo, der Freund Antonio's?" — „Der nämliche," sagte Odoardo. Valliere's Freude war grenzenlos. „Beruhigen sie sich," sagte Odoardo, „sie sehen, unser Gespräch erregt Aufmerksamkeit. Meine Wohnung ist nur wenig Schritte von hier, darf ich sie dahin einladen?" Die Einladung ward mit Dank angenommen. „Sie haben," sagte Odoardo zu Bellcourt, nachdem man sich gesetzt hatte, „mich durch die Aeußerung, die ich von ihnen auf dem St. Markusplatze hörte, daß die Aufhebung von Vallombrosa den Glauben an eine gütige Vorsehung schwächen müsse, ungemein erschüttert; ich sehe aus den tiefen Spuren des Grams, die ihren Zügen eingedrückt sind, daß sie auch nicht zu den Glücklichen gehören, und ich weiß, daß ein hoher Grad von Leiden den Menschen, statt ihn

zu bessern, oft mit sich und dem Schicksale unzufrieden macht, und selbst gegen wohlthätige, tröstliche Eindrücke verhärtet. Ach, es gab auch einen Zeitpunkt meines Lebens, worin mein Vertrauen auf die Vorsehung wankte; aber die Jahre haben mich abgekühlt, und ich suche jetzt, durch so viele Erfahrungen überzeugt, daß die Vorsehung überall nach weisen, erhabenen Zwecken handle, da, wo ich diesen Zweck nicht durchschauen kann, Muthmaßungen aufzufinden. Auch diese sind schon tröstlich; ungleich tröstlicher aber der feste, unerschütterliche Glaube, daß eine weise und gerechte Vorsehung uns dereinst jenseit des Grabes Aufschlüsse liefern werde, die jetzt unser beschränkter Blick nicht zu entdecken vermag." „Aber Vallombrosa!" rief Valliere. — „Unsere Einrichtung," erwiederte Odoardo, „war gut, hätte vielleicht, von zehn Klöstern nachgeahmt, unsäglichen Nutzen verbreitet; aber wie? meine Freunde, wenn hiedurch der Name Kloster den Men-

schen lieb und werth geworden wäre, und wenn hiedurch einige hundert Wohnorte des Müssigganges, Pflanzschulen für Vorurtheil und Aberglauben ungestört erhalten, oder vielleicht erneuert worden wären? sollten wir nicht die Vorsehung dankbar preisen, die das kleinere Gute um des möglichen größern Uebels willen vernichtete?" — „Gott schenke mir ihren Glauben!" sagte Bellcourt. „Schon dieser Wunsch macht mir Freude, erwiederte Odoardo, „denn er beweist, daß eine dunkle Idee von der Nützlichkeit des Glaubens in ihrer Seele liegt."

So wurde die Bekanntschaft angeknüpft. Valliere ward bald Odoardo's Liebling. Von ihm erfuhr er seine Absicht, Antonio's Lebensbeschreibung bekannt zu machen. „Schade," sagte Odoardo, „daß die Selbstbiographien der Brüder des Klosters, die jeder, den Ordensgesetzen gemäß, vor der Aufnahme einliefern mußte, verloren sind." Valliere reiste sofort nach Mailand,

um sie wo möglich noch auszumitteln; allein sie waren längst als unbedeutend vernichtet, und als Valliere darüber lebhafte Betrübniß gegen Odoardo äußerte, sagte dieser: „ich will sie wenigstens einigermaßen über den Verlust trösten; denn da jeder von den Brüdern des Klosters bei dessen Aufhebung sein Privateigenthum behielt, so habe ich auch noch eine Abschrift von meiner eigenen Lebensbeschreibung.“ — Er theilte sie ihm mit, zugleich mit der Erlaubniß, sie in der Folge mit der Lebensbeschreibung des frommen Antonio zu veröffentlichen.

Meine frühsten Erinnerungen sind aus den Jahren, wo ich mich noch als Kind in einem großen einsamen Garten ohnweit Syrakusa befand. In der Nachbarschaft jener Mauern, bei denen die Athenienser, deren Stolz Alcibiades zur Eroberung von Syrakus aufgereizt hatte, mit den Einwohnern der Stadt und dem Spartaner Gilipp so verzweiflungsvoll kämpften. Zwei Seiten der Mauer, die bei einem großen Thurme zusammenliefen, waren vielleicht Ueberreste einer alten Befestigung, oder vielmehr aus jenen Zeiten, worin Araber und Normänner um den Besitz Siziliens kämpften. Die beiden andern Seiten der Mauer, welche den viereckigten Garten ein-

faßte, bewiesen durch geringere Dicke, durch Trümmer alter Säulen und Ueberreste von Bildsäulen, die man darin mit eingemauert hatte, den neuern Ursprung. Der Sage nach hatte hier einst die Burg eines Emirs gestanden, der von Roger, dem Neffen Guiscards, belagert, ihm verzweifelten Muth entgegensetzte. Von den vier Thürmen, welche die Ecken der Mauer schützten, waren drei bereits von den Normännern niedergestürzt. Noch vertheidigten sich die Sarazenen, die jetzt von den hereindringenden Feinden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ihrer Rache aufgeopfert wurden. Vergeblich umfaßten Weiber und Kinder die Knie der Sieger, vergeblich gelobten manche ihr Leben durch Annahme des Christenthums zu erkaufen. Zu spät folgte Reue der Wuth, und die Normänner machten sich selbst, da letztere vorüber war, manchen Vorwurf, nur Strenge, nicht Barmherzigkeit geübt zu haben. Geächze und Gewinsel der Sterbenden, das in jeder Mitternachtsstunde

den durch Gewissensverwürfe erschreckten Normännern überall zu ertönen schien, machte, daß die Burg zuletzt unbewohnt blieb, völlig zerfiel; und aus ihren Trümmern wurden die beiden neuern Seiten der Mauer erbaut. Der alte Gärtner versicherte dies von Greisen gehört zu haben, und auch daß verschleierte weiße weibliche Gestalten, die mit Aechzen und Händeringen durch die Gebüsche umhergingen, von seinem Vater bemerkt worden wären; ihm selbst sey schon manches Bedenkliche vorgekommen. Auch laufe ein Gerücht von vergrabenen Schätzen, die einst ein unter einem günstigen Gestirne Geborner hier auffinden sollte. Gerade weil es hier so ein wenig unrichtig hergehe, hätten die Vorfahren des Fürsten von Pallagonia, dem dieser Garten gehöre, sich hier nie einen ländlichen Wohnsitz erbaut; bloß der Großvater des gegenwärtigen Fürsten, der sich zuweilen in Syrakus aufhielt, und der sich an der herrlichen Aussicht aus dem Thurme ergötzte, hatte dort einige

Zimmer für sich einrichten lassen. Keiner seiner Nachkommen aber hätte seitdem den verpachteten Garten besucht, an dessen Mauern Feigen- und Pfirsichbäume ihre Zweige ausbreiteten, oder die weiße und rothe syrakusanische Muskatellertraube hinaufrankte. Einige Gänge von hohen Orangen, Pinien, Oel-, Nuß- und Kastanienbäumen mit ihrem so abwechselnden Laube liefen längst der Mauer des Gartens hin. Längst ihnen lagen die Gemüsefelder, in deren Mitte ein Teich, um den ein Lustwald von Caroben, Haselstauden und Maulbeerstämme, abwechselnd mit hohen Bäumen, düstern Schatten verbreitete. Einige wenige Bildsäulen hätten sich hier noch erhalten, die vorzüglichste darunter eine Flora aus weißem Marmor, der die fromme Einfalt des Gärtners den Namen der Madonna gab; die übrigen, so wie der Hausrath der Zimmer war nach andern Landhäusern des Fürsten geschafft. Die Zimmer lagen insgesammt im Thurme, in dem auch der Gärtner nebst sei-

ner Frau und zwei erwachsenen Töchtern wohnte, die für Bedienung und Küche meines Oheims sorgten. Mit letzterm schlief ich in einem der Zimmer, in einem andern stand sein kleiner Büchervorrath, aus griechischen und römischen Classikern, den vorzüglichsten Schriftstellern Italiens, einigen Kirchenvätern und einigen Werken über Physik, Mechanik und Chemie. Das dritte Zimmer war zur Tischler- und Drechslerwerkstatt und eine kleine Küche zum chemischen Laboratorio eingerichtet. Dieser Thurm und dieser Garten war seit meinem vierten Jahre meine ganze Welt. Zwei Pforten führten aus dem Thurme nach den beiden Seiten zu auf die ältere Seitenmauer. Diese, einige Fuß dick, diente zu einem bequemen Spaziergange, besonders da eine alte Brustwehr, mit Schießscharten versehen, die Stelle des Geländers vertrat. Hier, wo ein zwischen einigen Schießscharten zufällig gewurzelter Carobenstrauch einige Schatten verbreitete und ein Paar Epheuranken

längst der Mauer hinabhingen, saß ich oft in der Abendkühle an der Seite meines Oheims, sah in die weite Ferne und horchte auf seine Erzählungen. Sie betrafen die großen Männer der Vorzeit; aber auch die frommen Dulder, Heilige und Märtyrer. Diese Erzählungen gewährten mir in meinen Kinderjahren die größte Freude, und füllten neben kleinen Spaziergängen an seiner Seite, den Unterricht, den er mir auf der Harfe und Guitarre gab, und der Theilnahme an seinen und des Gärtners Arbeiten, diejenige Zeit aus, die mir von seinen förmlichen Lehrstunden noch übrig blieb. Aber je mehr ich mich dem Jünglingsalter näherte, je weniger ich an den gewöhnlichen Knabenspielen Freude fand, um so mehr fühlte ich auch eine gewisse Leere in meiner Seele. Mit ihr zugleich wuchs aber auch meine Neigung zu wissenschaftlichen Kenntnissen, und zwei Benediktinermönche, die einzigen Menschen, die meinen Oheim besuchten, spornten mich noch lebhafter dazu an. Der

eine gab mir Vorzeichnungen, beſah meine Copien, zeigte mir ihre Fehler; und ſo durch ihn geleitet, brachte ich es bald zu einiger Fertigkeit, indeß der andere mich, der ich ſchon durch unſern Gärtner einige Pflanzenkenntniſſe erhalten hatte, mit einem Syſtem der Pflanzenkunde bekannt zu machen ſuchte. Mit immer regem Triebe zur Thätigkeit freute ich mich jeder neuen Beſchäftigung, aber ohne alle Kenntniß eines Zwecks, wozu dieſe Mittel führen ſollten. Ohne durch Wetteifer angeſpornt zu werden, fiel ich bald wieder in einen gewiſſen Trübſinn zurück, den meine religiöſe Stimmung vermehrte, zuweilen aber auch milderte; denn Alphonſo, mein Oheim, der einfache bürgerliche Kleidung trug, legte jeden Morgen ein prieſterliches Gewand an, um in einer kleinen im Thurme befindlichen Capelle vor einem dem heiligen Johannes geweihten Altare eine Meſſe zu leſen, bei der ich ihm gewöhnlich dienen mußte, und bei der der Gärtner und die Seinen zugegen waren.

Der feierliche Ernst und die Andacht der Anwesenden, der einzigen Menschen, die ich kannte, wirkten auf mich, so wie die religiösen Begriffe, die mir Alphonso von Jugend an beibrachte.

Der Gedanke an ein höheres unsichtbares Wesen, an Heilige und Engel füllten meine jugendliche Phantasie. Wenn ich auf der Mauer saß, über die elenden Hütten, die zwischen den stolzen Trümmern des alten Syrakus liegen, hinweg über den Hafen nach dem Meere, oder über Syrakusa's bemooste Sümpfe, den mit Schilf bedeckten Anapus, oder nach den Dampfwolken des fernen Aetna blickte; unter mir im Garten alles so still und einsam war; ich hoch über mir die Lerche oder aus der Ferne den Schall einer Glocke hörte; dann erwachte ein dunkles Gefühl, daß alles von mir so ferne, ich so einsam, so verlassen da sey! — Oft warf ich mich auf die Knie, ich hatte nur Thränen, nicht Worte zum Gebet; doch ruhiger klopfte mein Herz,

als ob es ahnte von einem höhern Wesen, wenigstens von dem mich umschwebenden Schutzengel verstanden zu seyn. Oft wenn es stürmte, ging ich ins Freie, sah nach dem Meere. Der nicht gewöhnliche Anblick empörter Wogen that mir wohl; wie theilnehmend blickte ich nicht nach den weißen Seegeln, die ich in der Ferne schimmern, von den Wellen emporgehoben, dann wieder herabsinken, mit Gefahr zu scheitern, den Felsen der Küste sich nahen, dann glücklich in den Hafen einlaufen, oder die hohe See wieder gewinnen sah. Dieser Kampf abwechselnder Gefühle, Besorgniß und Theilnahme gab mir neues Leben, neue Kraft, und bald erhielt meine ganze Phantasie einen neuen Schwung.

Wenn Bruder Benedetto und Paolo, — so hießen die Mönche — meinen Oheim besuchten, wurde ich oft entfernt, oder sie gingen allein in das Lustwäldchen. Hier schlummerte ich einst unbemerkt hinter einem Gesträuche, als mich ihr Gespräch zufällig auf-

weckte. „Du sollt'st Paolo," sagte mein Oheim, „und wäre es Schwärmerei, mir die süße Hoffnung nicht rauben! Weshalb sollten reinere himmlische Wesen den Sterblichen, der während seines ganzen Daseyns nur Ewigkeit und Himmel im Auge hatte, die Gegenwart um des hohen Zwecks willen freudenlos hinbrachte, wenn auf dem dornigten steilen Pfade der Pflicht seine Schritte schwanken und seine Kräfte ermatten; warum sollten diese Wesen voll himmlischer Güte nicht den matten Pilger laben und trösten? Es thut uns ja so wohl, uns des Leidenden zu erbarmen, gewiß noch mehr diesen Seligen; und wäre es nicht der höchste Lohn des tugendhaften Sterblichen, des Anblicks seliger Geister gewürdigt und hiedurch zugleich von Unsterblichkeit und Glück jenseit des Grabes unleugbar vergewissert zu werden?" „Auch ich," sagte Benedetto, „hänge mit Innigkeit an diesem Gedanken. Die Kirche verdammt ihn nicht, die heiligen Legenden sind dafür. Wurden nicht fromme

schuldlose Seelen, die Apostel und Jünger und manche neuere Heilige, des Anblicks der Engel und Auserwählten gewürdigt? Wir sind noch nicht fromm und gut genug; aber laß uns mehr nach diesem Ziele ringen, vielleicht daß auf den Wink des Allbarmherzigen dann auch noch die Schuppe von unserm Auge fällt." „Dies," sagte mein Oheim, „ist mit ein Grund, warum ich meinen Odoardo so abgesondert erziehe. Er soll eine Seele für den Himmel werden, nicht für diese Welt. Schuldlos soll ihn einst euer Kloster aus meinen Händen empfangen." „Und ich," fiel Benedetto ein, „will, so weit die Kraft des schwachen Sterblichen reicht, väterlich für ihn sorgen. Im Gedanken, einen Auserwählten, eine Seele für den Himmel zu bilden, liegt schon der Seligkeit Vorgefühl." Ein Geräusch, das ich beim Aufstehen machte, veranlaßte, daß ich bemerkt wurde. Sie schwiegen, und ich entfernte mich. Den Sinn ihrer Reden verstand ich nicht ganz; aber daß ich

zu einem Heiligen, daß ich für den Himmel, um des Anblicks seliger Geister gewürdigt zu werden, bestimmt sey, dieser Gedanke durchschauderte mich mit sonderbaren Gefühlen. Ich warf mich auf die Knie, weinte und betete. — Diese Stimmung erhielt sich. Der Gedanke, von Heiligen und Engeln umgeben, nicht mehr verlassen und einsam da zu stehen, hatte für mich unaussprechlichen Reiz. Meine Phantasie mahlte mir die herrlichsten Gestalten; meine Sehnsucht stieg und zugleich die schwermüthige Empfindung, dieser Anschauung noch nicht gewürdigt zu seyn. Es war ein Glück für mich, daß ein Gegenstand mich von meiner Schwärmerey wieder zur Erde zog. Der Gärtner nahm seinen verwaisten Enkel, einen vierjährigen Knaben zu sich. Es war ein schönes freundliches Kind; bald ward es mein, ich sein Liebling. Gern befriedigte ich jede Laune des kleinen Gianettino, trug aber auch bald meine eigene Stimmung und meine eigenen Begriffe auf den Knaben über.

Wenn er auf meinem Schooße saß, die kleinen Hände schmeichelnd um meinen Nacken warf, bei meinen Erzählungen kein Auge von meinen Lippen verwandte; dann ward mir so wohl bei dem Gefühle, daß ein lebendes Wesen so innig an mir hing. Meine Erzählungen waren aus dem engen Kreise meiner Begriffe, von Engeln und Heiligen. Ich schilderte sie ihm so reizend, wie meine eigne Einbildungskraft sie mir vorzeichnete, und der Wunsch des Kleinen Unschuldigen: „wenn ich sie doch sehen könnte, wenn diese schönen Engel doch auch zu mir kommen wollten," gleich anfänglich nicht ganz als kindischer Einfall belächelt, wurde auch von mir selbst mit Herzlichkeit gedacht. Ich schmückte den Kopf des Kleinen mit Kränzen von Lilien und Rosen, ich lehrte ihn beten, und wenn er dann kniend die kleinen Hände gen Himmel erhob, dann ward mir so, als wäre einer der Himmlischen an meiner Seite. Aber ach! auch dieses süße Gefühl — ich genoß es nicht lange. Mehr als 30 Jahre sind seitdem vergangen und noch

denke ich an meine damaligen Gefühle mit Wehmuth zurück. Der Knabe erkrankte; ich wich nicht von seinem Lager, nahm ihn auf meinen Schooß, seine brennende Stirn ruhte an meiner Wange; heftig schlugen die Adern seiner Schläfe. Meine Thränen fielen auf ihn herab. Er blickte auf. „Werde ich nicht ein Engel, Odoardo, wenn ich sterbe?“ fragte er mit leiser Stimme. „Lege mich nieder, hole Blumen und flechte einen Kranz.“ Ich eilte seinen Wunsch zu erfüllen, er winkte; den Kranz setzte ich ihm auf; aber, welch schreckliches Gefühl! bald stellten sich Zuckungen ein, die mit jedem Augenblicke heftiger wurden. Wir warfen uns auf die Knie, flehten zu Gott und den Heiligen, zuerst um Rettung, zuletzt um Endigung seiner Quaal. Noch einmal schlug er das halb gebrochene Aug: auf, schien seinen Blick auf mich zu richten, faltete die Hände, that einen Seufzer und starb. Ich konnte nicht weinen; meine größte Lebensfreude war mit ihm dahin. Wen einem Lieblingspfirsichbaum — ich hatte ihn selbst ge-

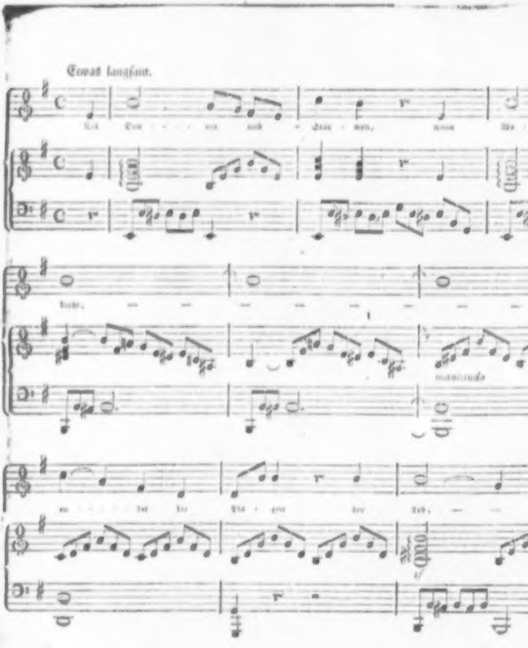
pflanzt — riß ich die Blüte und ſtreute ſie in ſeinen Sarg; ich hatte nichts beſſeres ihm zu ggeben. Die ſchönſten Blumen des Gartens brach ich und ſchmückte damit die kleine Leiche. An nichts fand ich mehr Freude, das Bild des lieblichen Knaben umſchwebte mich überall. Sah ich die Lilien ſchwanken, hörte ich das Laub der Zitterpappel rauſchen, ſehnſuchtsvoll blickte ich hin, und oft ward mir, als würde ich einen ſchwachen Umriß von der Geſtalt des kleinen Engels gewahr. Ich wollte mich beſchäftigen; ich nahm meine Harfe und griff nur tiefe Accorde. Ich wollte zeichnen, und unwillkührlich warf ich nur jugendliche Köpfe, wie meine Phantaſie ſich die Engel dachte, aufs Blatt.

Meinem Oheim blieb dieſe Stimmung nicht unbemerkt. „Ottardo," ſagte er einſt, „verlohr der heilige Johannes nicht ſeinen Herrn und Meiſter, ſogar durch einen ſchmählichen Tod? und doch tröſtete er ſich und ward ein Greis." So ſprach er verſchieden-

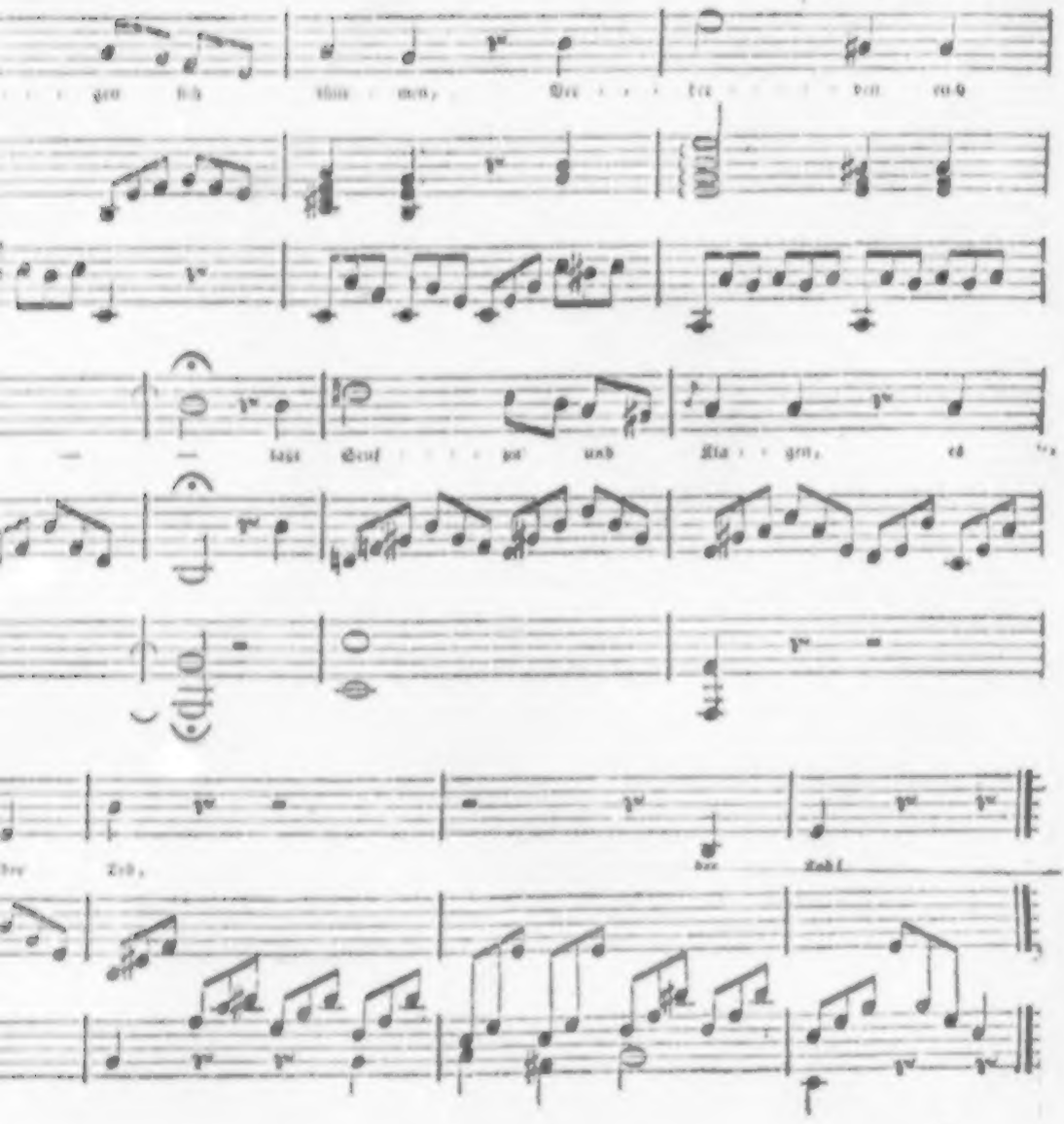
lich auf mich zu wirken; aber umsonst. Das Leben verlohr für mich jeden Reitz; der Gedanke an Tod und Himmel wurde mir mit jedem Tage willkommner. „Odoardo," sagte er einst, „der Mensch ist nicht zu den Freuden dieser Welt geboren; gewöhne Dich, den Schmerz zu dulden, er ist unser Gefährte von dem ersten Schrei, womit wir die Welt begrüßen, bis zu dem letzten Seufzer auf dem Sterbelager. Hast Du je eine Thräne in meinem Auge gesehen? und doch ist Bruder Benedetto der einzige Mensch, der mich und dies Herz verstand, auch er ist nicht mehr, und ich dulde." Er wandte sich schnell von mir. Ach, daß auch er, der Redliche, litt', dies tröstete mich nicht, sondern der Verlust des guten Benedetto beugte mich aufs neue. Von den wenigen Menschen, die ich kannte und liebte, waren Gianettino und Benedetto so schnell dahin. Ich wünschte auch bald bei ihnen zu seyn. Die dunkelsten Plätze des Gartens waren mir die angenehmsten; dort

hing

hing ich meinen traurigen Gefühlen und meiner Schwermuth nach. Ein überhangendes Gesträuch bildete am Ufer des Teichs eine natürliche Laube. Dort lag ich oft Stunden lang. Einst schien der Vollmond über dem Teich; sein Wiederschein erleuchtete die weiße Bildsäule am entgegenstehenden Ufer. Ach! rief ich aus, für diese Welt bin ich nun einmal nicht; o ihr Seligen, daß ihr mich eurer Anschauung würdig fändet! Ich schwieg eine Zeitlang, aber der Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Auf einmal rauschte es im Gesträuche; eine weißgekleidete, weibliche Gestalt, das schwarze Haar nachläßig über den Busen und Rücken gelockt, das Gesicht zur Erde gebeugt, eine Guitarre unter dem Arm, trat langsam hervor und lehnte sich an die Bildsäule. Bange und doch auch freudig pochte mein Herz; die Erzählung des Gärtners von den herumwankenden weiblichen Gestalten kam mir in Erinnerung. Kaum wagte ich Athem zu holen; ich sah nach der Erscheinung und


Etwas langsam.
mancando

W. F. Halter.



erwartete den Aufschluß. Sie griff ein Paa
Accorde und hob ein wenig das gesenkte Haupt
Es war eine jugendliche, aber bleiche Gestalt;
sie phantasirte weiter auf ihrem Instrumente
und begleitete endlich damit ihren Gesang:

Bei Donner und Stürmen,
Wenn Wogen sich thürmen,
Verderben euch droht;
Laßt Seufzen und Klagen,
Es endet die Plagen
Der Tod!

Beim Jammern und Weinen,
Beim Wimseln der Kleinen,
Beim Rufen nach Brod;
Seyd ruhig ihr Armen,
Bald wird sich erbarmen
Der Tod!

Gefühlvolle Seelen,
Wenn Menschen euch quälen,
Erduldet die Noth;
Sie wird sich bald enden,
Und Hülfe euch senden
Der Tod!

Gott gab mir dies Sehnen,
Daß er, — sollt' ichs wähnen? —
In leben gebot?
O nein, in dem Grabe
Winkt mir seine Gabe,
Der Tod!

Die Guitarre entfiel ihrer Hand. Sie selbſt blieb unbeweglich ſtehen, ihr Blick war unverwandt auf den Teich gerichtet. Der Gedanke, daß dies ein Geiſt, eins von den wandelnden Frauenzimmern ſey, beſchäftigte meine ganze Phantaſie. Nicht ohne Schaudern näherte ich mich durchs Geſträuch und ſtand unerwartet vor ihr. Können, ſagte ich, armer Geiſt, Gebete und gute Werke, wie meine eigene Schwäche ſie zu verrichten vermag, können ſie dich erlöſen? „Jeſus Maria!“ rief ſie, raffte die Guitarre vom Boden auf und floh. Ich weiß nicht, war es Neugierde oder Streben, hier aufs Reine zu kommen. Würdige mich, rief ich, einer Antwort; meine Abſicht iſt rein und gut. Sie ſchrie bei dieſen Worten laut auf, ich aber eilte ihr nach. So gings durch einige Gänge, bis nach der zufällig offen ſtehenden Pforte. Sie eilte hindurch ins Freie. Ich wagte es nicht, ihr weiter nachzueilen, denn ich war, ſo lange ich denken konnte,

nicht aus dem Garten gekommen; er fesselte mich deshalb auch hier wie ein Zauberkreis. Ich sah einige Fackeln. „Lucilia!“ rief eine männliche Stimme. Die Fackeln näherten sich der weiblichen Gestalt und wurden jetzt ausgelöscht. Eine dunkle Wolke bezog den Vollmond. Noch schimmerte ein Paar Augenblicke das weiße Kleid der Sängerinn in der Ferne, aber bald war sie und ihr Begleiter meinen Blicken entschwunden. Der Gärtner, dem ich mich entdeckte, war völlig meiner Meinung, daß diese Fackeln Flammen des Fegefeuers wären, wohin diese arme Seele zurückgekehrt sey. Wir beteten für ihre Erlösung. Der Tag und die letzten Worte ihres Gesanges hallten mir noch immer nach. Der Tod, der Tod, wiederholte ich oft, wenn ich einsam da stand und es erwachte zuletzt ein gewisses Sehnen nach dem Tode. Alphonso hatte mir so oft dies Leben als Quaal, den Tod als Freund und Erlöser geschildert. Schon einigemal stand ich am Rande des Teiches,

und lebhaft erwachte der Gedanke in ihm mein Leben zu enden. Bald hielt ich's wieder für Versuchung böser Geister und betete dann mit Inbrunst, daß Gott und die Heiligen mich auf die rechte Bahn leiten möchten. Lieber Gianettino, fügte ich nicht selten hinzu, kleiner Engel, bitte für mich!

Mein Oheim bemerkte meine Schwermuth; auch er war nicht mehr der alte. Seine freundliche Gesprächigkeit, das Wohlgefallen, womit er sonst auf mich blickte, dies alles war nicht mehr. Auch an seinem Herzen schien etwas zu nagen, und oft, wenn er mich ansah, schimmerte eine Thräne in seinem Auge.

Eines Tages kam ein Unbekannter in einen Mantel gehüllt. Mein Oheim befahl mir, das Zimmer zu verlassen; bald wurde ich wieder gerufen. Er schien äußerst bewegt, doch sagte er mit gefaßter Stimme: „Odoardo, wir müssen sogleich fort. Hier," sagte er, indem er zu seinen Büchern ging, ein griechisches neues Te-

ſtament, eine Handausgabe von Seneca, Plato und Cicero von den Pflichten zuſammenband, „hier iſt ein Schatz für Dich; laß dieſe immer Deine Führer durch's Leben ſeyn.“ Der Fremde ſagte, die Maulthiere ſtehen bereit. Er und Alphonſo umarmten ſich. Zufällig ſchlug der Mantel des Fremden zurück, ich ſah die Kleidung eines Domherrn. In Gottes Namen, ſagte mein Oheim; doch bald hätte ich etwas vergeſſen. Er ſchloß noch einmal einen Schrank auf, nahm eine Rolle Papier heraus, die er in das Säckchen zu unſern übrigen Reiſegeräthſchaften ſteckte, und einen Dolch, den er in ſeinem Buſen verbarg. An der Gartenpforte ſtand ein Mauleſeltreiber mit ſeinen Thieren; wir ſtiegen auf und ſo ging's fort.

Jeder Gegenſtand war mir neu, bei jedem wollte ich verweilen, meine Fragen waren unzählig. Alphonſo verwies mich zur Ruhe und ſagte, daß wir eilen müßten. Wir kamen ins Thal Enna. Der üppige Pflanzen-

wuchs, der Thimian, die blühenden Aspho-
dillen, die wilden Hazinthen und die übrigen
Blumen, die den Boden bedeckten und Wohl-
gerüche verbreiteten; die Reihen felsigter Ber-
ge, die das Thal an beiden Seiten in blauer
Ferne einschlossen; der beschneite dampfende
Aetna im Hintergrunde; der blühende Olean-
der, der Oelbaum, die immer grünenden Eichen,
die hin und wieder einen kleinen Wald bilde-
ten, durch den rauschende, von den Felsen
herabstürzende Bäche strömten; alles wirkte
auf meine Sinne und begeisterte mich. Die
Fruchtbarkeit erstreckte sich bis nach Agosta.
Hier wurden wir in einem Privathause sehr
freundlich aufgenommen, und unser Wirth,
ein Kaufmann, brachte uns die Nachricht,
daß am folgenden Tage ein Schiff von hier
nach Neapel abgehe; nur habe ein vornehmer
Reisender bereits die Kajüte gemiethet, doch
sey Wind und Jahreszeit günstig, die Fahrt
kurz, und Alphonso genehmigte nun den
Vorschlag, für uns Plätze im Schiffsraume zu

bedingen. Wir waren jetzt allein. „Odoardo," hub mein Oheim an, „was würdest Du thun, wenn ich Dich verließe und stürbe?" Ich hatte mir diesen Gedanken noch nie gedacht, jetzt erschütterte er mich. Dir folgen, sagte ich mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme. „Doch nicht ins Grab?" sagte mein Oheim, indem er mich aufmerksam betrachtete. Warum nicht? fiel ich lebhaft ein; was ist diese Welt; was soll ich hier? O schon ein Fingerzeig von oben! — oft stand ich im Begriffe ihm zu folgen. Es kam zur Erläuterung; ich erzählte den Auftritt der Sängerinn.

„Ich kann," sagte mein Oheim, „diese Begebenheit nicht entschleiern; fest aber glaube ich, daß es Pflicht des Menschen sey, sich ein besseres Loos jenseit des Grabes zu verdienen, und nur zwei Wege, Handeln oder Dulden, führen zu diesem Ziele. Welchen von beiden Gott und die Heiligen für Dich bestimmt haben, weiß ich nicht; ich muthmaße den letztern. Deshalb harre, bis Deine

Stunde schlägt, und das Bewußtseyn erfüllter Pflicht Dich sanft im Grabe bettet.“ Er fuhr fort, mir die Gründe aus einander zu setzen, um derentwillen ich dies Leben als Vorbereitung und Prüfungszeit betrachten, nicht eigenmächtig endigen solle. Nachdem mein Oheim mich ruhiger sah, erneuerte er die Frage: ob ich zu keinem Geschäft vorzügliche Neigung fühlte? und brachte mich endlich selbst auf Mahlerei. Ich gestand, daß ich mich gerne damit beschäftige. Er schrieb den ganzen Tag hindurch, bat unsern Hauswirth, mir die umliegende Gegend zu zeigen, und erst am folgenden Tage gegen Mittag schifften wir uns ein. Der Abend war schön und heiter, die untergehende Sonne, das Meer und die fernen Küsten gaben uns einen so herrlichen Anblick, daß uns Dämmerung und die Sterne auf dem Verdecke fanden. Alles war still und ruhig, nur der Steuermann saß noch am Ruder. Meine Phantasie schweifte umher; aber doch immer kehrte

sie zurück zu dem Gedanken an Tod und Grab. Mein Oheim schien, indem er das Stillschweigen brach, in meinen Blicken zu lesen. „Der," sagte er, indem er auf die Sterne wies, „der diese tausende von Welten lenkt, er weiß, was zu unserm Frieden dient; ihm vertraue!". Ach, antwortete ich, daß meine Laufbahn doch bald beendet wäre, ich dort wäre, bei meinem Gianettino und dem guten Benedetto! Den Himmel kann ich mir denken und der Tod scheint mir nur Wegweiser dorthin zu seyn. Unerwartet tönte jetzt aus der Kajüte eine Guitarre. Staunend horchte ich auf. Bei allen Heiligen! rief ich aus, indem ich meinen Oheim umklammerte, es ist die nämliche Stimme, der nämliche Gesang, wovon ich gestern erzählte. Wir horchten beide bis an's Ende und sahen einander schweigend und staunend an. „Vielleicht, sagte endlich mein Oheim, erhalten wir hier einen Aufschluß. Wer, fragte er den Steuermann, bewohnt die Kajüte?" — Ein

alter Herr, eine kranke Dame und ihr Mädchen. „Wie heißt er?“ — Vielleicht kann's einer seiner Diener sagen, der jetzt eben auf's Verdeck gekommen ist. „Ich habe,“ sagte mein Oheim, indem er sich dem Menschen näherte, „so eben die Dame in der Kajüte singen hören.“ „Wahrscheinlich,“ erwiederte Gervasio, „ihren Todtengesang, es ist jetzt die Stunde und darum bin ich auch hier.“ Mein Oheim bat ihn um Erläuterung. Ach, sagte Gervasio, mein Herr ist fromm und gut; als eine arme Waise nahm er mich auf, sorgte für mich. Wie ein Vater wird Don Bermudo von allen, die ihn kennen, geliebt. Er hatte einen Sohn, der als Hauptmann unter der Garde stand, den edlen Don Francesco, — er ist nicht mehr! und seine arme Schwester Donna Lucilia, die ist ärger als Tod. Sie war so schön; mancher edle Jüngling bewarb sich um ihre Hand. Oft bat der Vater, daß sie einen darunter wählen sollte. — „Ich bin noch jung,“ erwiederte sie, „und ich fühle

mich bei meinem Vater so glücklich; warum sollte ich ihn verlassen?" — „So blieb's ein Paar Jahre lang. Endlich nahm mein Herr die Einladung seines Sohnes an, und wir gingen zum Carneval nach Neapel. Ich weiß nicht, was dort vorfiel; man redete mancherlei. Der arme junge Herr! — er ward ermordet. Donna Lucilia sagte, es sey um ihrentwillen geschehen. Sie ward sehr krank; ihr Körper erholte sich; aber ihr Geist ist krank geblieben! Wenn die Nacht anbricht, dann singt sie traurige Lieder. Wir müssen sie hüten; den Tag über ist sie still und ruhig. Die Aerzte riethen eine Reise an. Sie hofften, neue Gegenstände und Zerstreuung würden würken; aber umsonst. Wir waren einige Monate lang in Sizilien, es blieb beim alten. Eines Tages war sie insgeheim davon gegangen; unsere Angst war ausserordentlich; doch fanden wir sie, Dank sey's der heiligen Jungfrau! noch wieder. Jetzt kehren wir in unsere Heimath zurück. Ein paarmal ist's

ſchon ſehr arg geworden, wenn ſie einen Namen hört. Man ſagt, es ſey der vom Mörder ihres Bruders. Dann bekommt ſie Zuckungen und der ſtille Schmerz verwandelt ſich in Wuth. Bube, der du den Engel unglücklich machteſt; es iſt ein Gott und eine Hölle, das iſt mein Troſt!" Mit Theilnahme hatten wir ihm zugehört; dieſe ſtieg, da wir am Morgen noch den ehrwürdigen Bermudo erblickten. Ein Greis, in ſeinem Gange, in ſeiner Haltung noch kraftvoll; aber die gefurchte Stirne, die bleiche, eingefallene Wange und der trübe Blick verriethen den innern Gram. Wir grüßten ihn ehrerbietig. Freundlich fragte er uns, wohin die Reiſe ginge? und ſo knüpfte ſich allmählig ein Geſpräch an.

Mein Oheim fragte ihn nach verſchiedenen Perſonen in Neapel und endlich auch nach dem Fürſten von Vigevano. „Jeſus Maria!" rief Don Bermudo, „wenn Sie Barmherzigkeit mit einem unglücklichen Vater haben, ſo nennen Sie dieſen Namen nicht, ſo lange wir

auf dem Schiffe sind; ich bitte Sie darum.“ Er brach das Gespräch ab und entfernte sich. Gervasio hatte unser Gespräch angehört. „Das ist,“ sagte er, „der Mörder unsers guten jungen Herrn, derjenige, der unser armes Fräulein um ihren Verstand gebracht hat.“ Mein Oheim schien betäubt da zu stehen. Als er sich etwas erholt hatte, ersuchte er den Gervasio, ihm doch alles von dieser Sache zu erzählen. „Ich,“ sagte er, „ein bloßer Bedienter, weiß nicht alles; so viel aber sah ich, daß der Fürst sich um die Hand unsers Fräuleins bewarb. Schon redete man von der Hochzeit. Plötzlich fand man unsern jungen Herrn ermordet auf der Straße. Er hatte von hinten zwei Dolchstiche erhalten. Unser Herr bekam einen Brief des Ministers; er mußte sogleich Neapel verlassen. Mein Oheim schien äußerst bewegt. „Ewiger!“ rief er aus, „Dein Wink, Du bestimmst mich; willig bin ich das Werkzeug Deiner Hand; ich folge.“ Wir staunten ihn an. Er schien end-

lich zu erwachen und lächelte uns an, wie einer, der an dem Grabe seiner Lieben lächelt, wenn er bei dem Gedanken an ihr besseres Schicksal jenseit des Grabes die Thränen zu verbergen strebt.

Schon waren wir im Meerbusen von Neapel und mein Auge hing mit Entzücken an dem neuen Anblick der Stadt und der um ihr liegenden Gegend. Einige Schiffe segelten bei uns vorüber und in unserer Nachbarschaft fischten einige Barken. Gervasio kam jetzt aus der Kajüte. Mein armes Fräulein, sagte er, will an die Luft, mein Herr läßt Sie bitten, alles, was plötzliches Schrecken erregen könnte, zu entfernen, und den bewußten Namen doch ja nicht zu nennen. Kaum hatte er uns dies gesagt, als schon Lucilia am Arme ihres Vaters erschien. Sie war weiß mit schwarzem Gürtel, so wie ich sie im Garten sah, gekleidet, und hatte auch wieder die Guitarre in der Hand. Sie warf ihre Blicke rund umher. „Jesus Maria!“ rief sie mit ausge-

ſtrecktem Zeigefinger, „das iſt Neapel; wo
führt ihr mich hin?“ „Mein Wagen,“ er
wiederte Bermudo, „ſteht dort bereit, wi
nehmen nur einige Erfriſchungen und eile
ſogleich weiter.“ — „Keine Erfriſchungen,“
rief Lucilia, „keine!“ — „Gut,“ ſagte Ber
mudo, „dann eilen wir ſogleich aus de
Stadt.“ — „Nein,“ ſchrie Lucilia, „bring
mich gar nicht hin. Seht ihr die Camaldu
lenſer Kirche? Dort ſtand er oft und freut
ſich der Schöpfung; auf den Steinen, kleb
noch Franzesko's Blut!“ — Sie riß wil
mit den Fingern über alle Seiten. „Er! er!
kreiſchte ſie auf, „er athmet dort!“ „Ih
Anfall,“ ſagte Gervaſio zu uns. — D
Muskeln am Munde Luciliens ſchienen un
willkührlich zu zucken; Kopf und Arme wu
den einige Mal gewaltſam zurückgezoge
Wild lachte ſie auf und ſank kraftlos in de
Arm ihres Vaters. „Vielleicht,“ ſagte de
unglückliche Greis, „vielleicht bringt eine d
Fiſcherbarken uns gleich nach Puzzuoli.“ A
phon

phonso rief sogleich den Fischern zu; sie erhielten, was sie forderten. Durch den Geruch flüchtiger Salze erholte sich Lucilla. „Willst du," fragte Bermudo, „auf diesem Fahrzeuge nach Puzzuoli?" „Gerne, gerne," rief Lucilia mit heiserer gedämpfter Stimme. „Dürfen wir Sie begleiten?" fragte mein Oheim; „auch unser Weg geht nach Puzzuoli." Lucilia nickte; ihr Vater winkte uns in die Barke zu treten, und wir landeten ungehindert. Schweigend saß Lucilia während der Fahrt; zuweilen that sie einen Seufzer, oder griff ein Paar Accorde. Ihr Anblick rührte mich, und sie bemerkte einige Thränen, die über meine Wange flossen. „Glücklicher Mensch," sagte Lucilia, „Du kannst noch weinen? Als die arme Lucilia noch weinen konnte, da konnte sie auch noch beten, jetzt kann sie's nicht mehr. Da," sagte sie, „nimm und behalte ihn." Sie reichte mir einen Rosenkranz. „Bete für die armen Seelen im Fegfeuer; auch des guten Franzesko und der

armen Lucilia, gedenke ihrer in deinem Gebete!" Ich wollte, da wir ausstiegen, den Rosenkranz an Don Bermudo wieder geben. „Behalten Sie ihn," sagte er, „junger Mann; Ihre Physiognomie interessirt mich. Mein Landhaus, Villa Gavina, eine halbe Meile von hier, wird Ihnen offen stehen." Mein Oheim befahl mir, in einen Laden zu gehen und ein Paar Wachskerzen zu kaufen. Ich gehorchte und wir verließen die Stadt. Wir gingen längs dem Meeresstrande. Schon wurde es dunkel. Endlich erreichten wir ein kleines Wäldchen, an dem ein ärmlicher Gasthof lag. Alphonso forderte eine eigne Kammer. Er ließ mir zu essen geben, er selbst aß nicht, sondern stand am Fenster und blickte schweigend hinaus. „Odoardo," sagte er, „die entscheidende Stunde schlägt, bete zu Gott und den Heiligen!" Es ward mir so heimlich und so weh ums Herz. „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" betete ich leise; mehr eigne Worte hatte ich nicht. Ich nahm

Lucilia's Rosenkranz, zählte einige Gebete daran ab, und schlief kniend ein. Mein Oheim weckte mich. „Schlaf," sagte er, „wenn Du kannst; mit Tages Anbruch erwecke ich dich." Ich schlief unruhig. Lucilia's Bild, Mörder mit Dolchen und bleiche Leichengestalten erschienen in meinen Träumen. Ich erwachte. „Es ist Zeit, sagte mein Oheim, der bei meinem Lager stand; „komm!" Ich folgte in eine Gegend, die ich während meines nachherigen Aufenthalts zu Neapel noch einige Mal sah. Eine kleine Erdzunge erstreckte sich ins Meer; die Wellen hatten die Erde von dem Felsen, mit dem sie sich endete, weggespühlt; von der Landseite war er noch damit bedeckt, so, daß man ihn bequem besteigen konnte. Von der einen Seite hätte vielleicht in den frühsten Zeiten ein Erdbeben ein Stück vom Felsen gespalten, oder menschlicher Fleiß hatte ihm hier die Gestalt einer senkrechten Wand gegeben. Diese bildete die Sehne eines fest an den Felsen anliegenden halbzirkelförmigen

Gebäudes, das nur durch eine Oeffnung von oben sein Licht erhielt. Das vorspringende Gebälk ruhte auf dorischen Säulen, die sich kegelförmig verjüngten, und ohne Fußgestell auf einer bloßen Plinte ruhten, ein Beweis, daß dies Gebäude entweder aus dem höchsten Alterthume herrührte, oder daß wenigstens die Materialien eines sehr alten Gebäudes dazu verwandt waren. Man glaubte, es sey vormals ein Tempel der Proserpina gewesen. Jetzt war die Kapelle der Mutter der Barmherzigkeit gewidmet. Einige Pinien, Wallnuß- und Kastanienbäume umgaben die Kapelle und einen kleinen Platz, der sie und ein kleines Häuschen, die Wohnung zweier Augustiner Eremiten, enthielt und mit einer Mauer eingeschlossen war. Eine Bulle Innocenti des Dritten gab denen, die auf dem Meere verunglückten und hier ihre Grabstätte erhielten, vollkommenen Ablaß, und die Wohlhabensten darunter erhielten ihre Ruhestätte in einer unterirdischen Gruft, zu der ein Ein-

gang aus der Kapelle führte. Die Gruft selbst war im Felsen gehauen, hatte die Eigenschaft, daß die Körper in ihr nicht verwesten, sondern wie Mumien zusammentrockneten, und rührte wahrscheinlich mit den Katakomben zu Neapel aus einem Zeitpunkte her. Die Mönche erhielten reichliche Almosen zu Seelenmessen, und am Tage aller Seelen kamen aus der ganzen umliegenden Gegend feierliche Prozessionen hierher. Zwei ewige Lampen erleuchteten die kleine Kapelle, in der nur ein einziger Altar stand, merkwürdig durch das Gemälde von der Hand eines grosen Künstlers, der während eines Sturmes, den er auf dem Meere aushalten mußte, diese Kapelle, wenn er glücklich ans Land käme, durch seinen Pinsel zu schmücken gelobte. Im höchsten Reitze weiblicher Schönheit, doch auch mit Zügen von Majestät, schwebte die Heilige auf einer lichten Wolke über dem Meere. Weißer Schaum, der die Felsen am benachbarten Gestade umgab, von dem ein Betender dankbar

die Hände gen Himmel hob, bewies, daß ſich hier der Sturm ſo eben erſt abgeſtillt habe. Nach dem Hintergrunde zu ſtiegen die Wellen immer etwas höher und die Wolken wurden immer finſterer, und im entfernteſten Theil des Hintergrundes, worin die Wellen ſich mit den Wolken zu vereinigen ſchienen, würde jeder Gegenſtand unkenntlich geweſen ſeyn, wenn nicht ein Blitz, der die Wolken zerriß, den Anblick eines Schiffes geſtattet hätte, das im Begriffe ſtand, von dem Sturme und den Wellen an einem Felſen zerſchmettert zu werden. Die Zuſammenſetzung des Ganzen und das meiſterhafte Colorit thaten eine vortreffliche Wirkung. Die ganze umliegende Gegend ſtimmte ſchon zu einer gewiſſen Begeiſterung. In der Ferne Neapels Thürme, der ſteil-Pauſilippo und der dampfende Veſuv, die ſchöne Bai von Bajä, von Alterthümern, Saatfeldern, Gehölzen und Rebenhügeln umkränzt; alles dieſes ſah ich jetzt, da eben die Sonne aus dem Meere empor zu ſteigen

schien. Unwillkührlich faltete ich die Hände und mein Gedanke an den Vater der Natur, den Urheber alles Guten, war stilles Gebet. Mein Oheim unterbrach mich. „Da," sagte er, indem er mit dem Finger auf ein artiges Landhaus wies, „da wurdest Du geboren; dort lebten Deine Eltern zufrieden und glücklich, und hier," indem er auf die unter uns liegende Kapelle deutete, „hier ruhen die Gebeine Deines ermordeten Vaters! Hier, bei diesen Geräthschaften, die jetzt Dir allein gehören, findest Du die Nachricht von Deinem, meinem und Deiner Eltern Schicksal aufgezeichnet. Hier ist der Rest unseres Vermögens, einige wenige Goldstücke; hebe sie sorgfältig auf, es ist Dein ganzer Schatz; ich bedarf nichts mehr. Von hier gehe nach Torre del Greco, dort gib diesen Brief an den Canonicus Vincenzio Gravina; thue, was er Dir sagen wird. Nach mir frage nicht weiter; wir werden uns noch heute, vielleicht, mein Odoardo, auf ewig trennen; aber nur

für dieſe Welt!" Dieſe Anrede hatte mich betäubt, ich ſtand gedankenlos, und als ich nun einigermaßen zur Beſinnung kam, aber noch keine Worte zum Ausdruck meiner Gefühle hatte; da tönte plötzlich die Glocke aus der Kapelle. „Komm hinab," ſagte mein Oheim; ich folgte ihm ſchweigend.

Wir zündeten die mitgebrachten Wachskerzen in der Kapelle an. Einer der Eremiten im ſchwarzen Meßgewande ſtand vor dem Altar, im Begriffe, eine Seelenmeſſe zu leſen; der andre öffnete eine Seitenthür, die in den Felſen führte. Kälte und Leichenduft, die mir beim Herabſteigen entgegen kamen, machten mich beinahe ohnmächtig. In die Wände des Felſen waren kleine Niſchen gehauen, in jeder lag ein Leichnam. Ueber vielen war der Name geſchrieben. Mein Oheim leuchtete und las: „Lodovico Zapari." Er klebte unſere Kerzen an den Felſen. „Hier," ſagte er, „Odoardo, hier iſt Dein Vater; laß uns beten, indeß der Prieſter die Seelenmeſſe für

ihn hält.“ Er zog den Dolch aus ſeinem Buſen und legte ihn neben die Leiche. Ich warf mich auf die Knie nieder, ergriff den Roſenkranz, den mir Lucilia geſchenkt hatte. Einzelne Seufzer waren alles, was ich beim Sturm der Gefühle hervorzubringen vermochte. In den Zügen meines Oheims war eine Inbrunſt, ein feierlicher Ernſt, der mich völlig erſchütterte. Er betete lange und herzlich. Jetzt kam einer der Eremiten. Er hatte einen Kelch in der Hand. Die Meſſe, ſagte er, iſt vorüber; aber wenn wir den Kelch auswaſchen, ſo gießen wir das Waſſer gern auf Todtengebeine. So iſt's auch Vorſchrift der Kirche, ſeitdem ein Geiſt aus dem Fegefeuer einem Heiligen erſchien und ihn dies zur Letzung der armen Seelen zu thun ermahnte. Er beſprengte den Leichnam meines Vaters. Mein Oheim ſtand auf. „Herzlichen Dank,“ ſagte er, „für den guten Willen. Können wir nicht noch einige Augenblicke hier verweilen?“ „So lange euch beliebt,“ antwortete

der Eremit, nur vergeßt nicht, wenn ihr herausgeht, die Thüre des Gewölbes zuzumachen.“ Wir waren allein. „Odoardo,“ sagte mein Oheim, „das Meer warf den Leichnam Deines Vaters ans Land. Er iſt nicht ertrunken; tritt näher, ſchaudre nicht! Sieh, dieſen eingebogenen Schädel, durch einen heftigen Schlag iſt er zerſchmettert worden; und nun, (er nahm den Dolch,) wenn ich, da die Geſetze ſchweigen, der Arm der Gerechtigkeit gelähmt wird, als Rächer auftrete! Die innere Stimme meines Herzens ſagt mir, daß ich kein Verbrecher ſey, wenn ich ein Ungeheuer vertilge, das unaufhörlich neues Verderben verbreitet. Gedenke der armen Lucilia! Der Fürſt von Vigevano, er iſt auch Deines Vaters Mörder. Du, räche Dich nicht. Komm vor den Hochaltar.“ — Wir verließen die Gruft. Bei dem Lichte der Lampen erblickte ich das herrliche Gemälde. „Sieh,“ ſagte mein Oheim, „die Königin des Himmels, ſie ſey ferner Deine Beſchützerin. Unſchuldig und

rein ist Dein Herz, so erhalte es auch ferner. Widerstehe den Leidenschaften; höre nur der Vernunft und des Gewissens Stimme; fliehe die Menschen, aber hasse sie nicht. Wenn auch viele Dich getäuscht, hintergangen, verrathen hätten, biete dennoch dem Hülflosen, wo Du es vermagst, die Hand; denn einem Guten und Edeln genützt zu haben, ist Ersatz für tausendfaches Leid. Erinnere Dich oft dieser meiner letzten Worte, laß Deinen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit durch nichts erschüttern. Lebe wohl!" — Er schloß mich in seine Arme und drückte mich fest an seine Brust. Ich warf mich schluchzend zu seinen Füßen nieder. Bei allen Heiligen, rief ich, verlasse mich nicht! „Sieh," erwiederte er mit wehmüthigem Lächeln, „diese grauen Haare, ein Paar Tage früher oder später, es ist wenig Unterschied. Dein Vater und Deine Mutter ruhen im Grabe, ich, der letzte Deiner Verwandten, segne Dich." — Er legte seine Hand auf mein Haupt. —

„Bleibe edel, fromm und gut; dulde als Mann und stirb als Christ. Bleibe zurück," sagte er nach einer Pause; „lebe wohl und gehe nach Torre del Greco." — Ich sah einige Thränen in seinem Auge, die er zu verbergen strebte; ich sprang auf und dehnte meine Arme nach ihm aus; er kehrte zurück, schloß mich in die seinigen; riß sich los, winkte mir zurück zu bleiben und — eilte davon! —

Ich warf mich vor dem Hochaltar nieder. Lange lag ich da. Tritte, die ich um mich auf dem Steinpflaster erschallen hörte, weckten mich aus meiner Betäubung. Mehrere Personen kamen in die Kapelle, die ich jetzt verließ. Ich fragte und man wies mir den Weg nach Torre del Greco. Er führte durch einen Wald. Den Kopf zur Erde gebeugt, sah ich nicht, was um und neben mir vorging. „Dein Geld," rief eine hohle Stimme. Ich blickte auf; ein langer, hagerer, nervigter Mann mit braunem Gesichte und blitzendem Auge stand vor mir und hatte die Spitze seines

Dolchs nach meinem Busen gekehrt. Ich weiß nicht, war's Liebe zu meinem kleinen Schatze, oder war's nicht vielmehr der Wunsch zu sterben; ich griff nach dem Dolche und strebte ihn seiner Hand zu entwinden. „Knäbchen," rief der Mann, „zittere, ich bin Angelo Duca." Ich zittere nur vor Gott und dem Verbrechen, antwortete ich und fuhr zu ringen fort. Allein sein Arm war so fest, wie der einer Marmorsäule. „Du hast Muth," sagte Angelo, „darum durchstoße ich Dich nicht." Er steckte den Dolch ruhig in die Scheide. „Wer bist Du?" — Ein Unglücklicher! — „Wer sind Deine Angehörigen?" — Ach ich habe keinen, der letzte hat mich jetzt verlassen. — „Und was ist jetzt Dein Zweck?" — Ich habe keine. — „Du bist verlassen, ohne bestimmten Zweck und hast Muth! Du dauerst mich. Gib mir Deine Hand, ich gewähre Dir Schutz, und wenn Du mich verlassen willst, so soll es Dir freistehen. Jetzt folge mir." Wir kletterten den Vesuv hinan durch glühende

Asche und über dampfende Lava. Oft wollte ich stürzen; Angelo unterstützte mich. Wir stiegen wieder etwas hinab und gelangten so in den Weinberg, der zunächst am Crater lag. Vor dem Häuschen des Winzers saßen einige Männer und standen ehrerbietig auf, als Angelo kam. Sie hatten ein kleines Feuer gemacht und einen Kessel darauf stehen. „Ich bringe einen Gast," sagte Angelo, indem er auf mich deutete. Sogleich goß einer der Männer das Wasser aus dem Kessel und schüttete die Macaroni in einen großen Napf, ein anderer schüttete geriebenen Käse darüber. Alle lagerten sich aufs Gras, langten zu und luden mich ein, ein gleiches zu thun. Jetzt wurde auch ein Schlauch herbei gebracht und der Becher ging umher. „Nun," sagte Angelo, da die Mahlzeit vorüber war, „erzähle uns Deine Geschichte." Ich selbst, antwortete ich, bin mir ein Fremdling. Nur heute erhielt ich erst einige Schriften, die mir sagen sollen, wer ich bin. Soll ich sie lesen? ich

habe sie bey mir. „Gut," sagte Angelo, „lies." Alle lagerten sich jetzt im Schatten. Ich holte die Papiere hervor, die mir mein Oheim gegeben hatte, und begann:

Geschichte der Familie Zapari, von einem ihrer unglücklichen Mitglieder abgefaßt.

Unbekannt mit einer Menge von Bedürfnissen und die, welche ihm unentbehrlich waren, zu befriedigen im Stande, verlebte Lodovico Zapari, der seine Jugend in Kriegsdiensten hingebracht hatte, den Ueberrest seines Lebens auf einem kleinen Landgute am Meerbusen von Bajä, vielleicht auf einem Punkte jenes klassischen Bodens, auf dem Roms Weise und Dichter einige der heitersten Augenblicke ihres Lebens hinbrachten. Was ihm und seiner Gattin zuweilen trübe Augenblicke machte, war der Gedanke, daß ihre kleine Haabe nicht zum Unterhalt ihrer beiden Söhne hinreichen würde. Schon hatte dies

Zapari's Vater gefühlt und deshalb Giuseppe, den jüngsten seiner Söhne, der Kirche geweiht. Dieser, der an den Wissenschaften Freude fand, und bei wenigen Leidenschaften, den Himmel im Auge, nicht viel an die Gegenwart und diese Erde dachte, fühlte sich zufrieden und glücklich bei dem Genuß einer kleinen Pfründe, die er zu Puzzuoli besaß. Ich, der älteste Sohn seines Bruders, wurde sein Liebling; kein Wunder, daß er mir selbst das Beste, was er konnte, zuzuwenden strebte. Ich hatte das fünfte Jahr zurückgelegt, als mein zweiter Bruder geboren wurde, der den väterlichen Namen Lodovico erhielt, und zugleich mit seiner Geburt die angezeigte Sorge meines Vaters weckte. Sey unbekümmert, sagte mein Oheim, ich will deinen Alphonso erziehen, will ihn für den Himmel und die Kirche bilden. Meine Eltern willigten ein, und so kam ich in das Haus meines Oheims, der mit Vaterliebe für mich sorgte. Er entdeckte in mir manche kleine Fähigkeit, fand

Freude

Freude daran, meine Begriffe und Kenntnisse zu berichtigen und zu vermehren; sorgte für jedes meiner Bedürfnisse; erweckte in meinem jugendlichen Herzen Freude beim Anblick der schönen Natur, Vertrauen auf die Vorsehung, Liebe zum Guten und Hoffnung einer bessern Welt. Durch seine Empfehlung kam ich in das Jesuitenkollegium nach Neapel. Der Erzbischof nahm mich in sein Seminarium auf, weihte mich zum Priester und gab mir die Pfarrstelle zu San Eramo, die nahe bei dem väterlichen Gütchen lag. Meine Mutter erlebte noch die Freude, mich ihrer Meinung nach wohlversorgt und glücklich zu sehen. Sie starb bald darauf; auch mein redlicher Oheim folgte ihr im Kurzen. Durch sein Vermächtniß erbte ich seinen Büchervorrath, fuhr fort mich zu bilden, und strebte den Pflichten meines Amtes zu genügen. Meine Gemeine liebte mich, denn ich war nicht blos Priester, sondern auch Rathgeber und Freund. Mancher verließ den Beichtstuhl mit berichtigten

Begriffen, durch mich zum Guten geleitet, zu frommen und edeln Entschlüssen aufgereizt. Wie fühlte ich mich oft so glücklich, hier dem Bösen entgegengewirkt, das Gute befördert zu haben. Mein Amt wurde mir wichtig und ehrwürdig, ich selbst strebte deshalb seiner würdig zu seyn. Manche Gefühle erwachten in meiner Seele und deshalb trachtete ich mit doppelter Sorgfalt darnach, über die Reinigkeit meines Herzens zu wachen; aber gerade die Beobachtung meiner selbst, die Ueberzeugung von mancher Schwäche, manchen heimlichen Wünschen und Sehnen hatte Unzufriedenheit mit mir selbst, dieses wieder Schwermuth zur Folge; denn ich fühlte, daß kein Gelübde die Triebe des Menschen zu unterdrücken und die Stimme der Vernunft und Religion die Leidenschaften nur zu zügeln, nicht auszurotten im Stande ist. Mein Vater forschte nach dem Grunde meiner Schwermuth; ich konnte ihn nicht entdecken. Freunde hatte ich wenig, denn nur selten fand ich

einen Menſchen, deſſen Grundſätze und Empfindungen mit den meinigen übereinſtimmten. So genoß ich nicht einmal den Troſt einer theilnehmenden Seele, war unzufrieden mit mir ſelbſt und ſchämte mich meiner eignen Gefühle. Jede Veranlaſſung, jeden Reiz wollte ich meiden, und gerade dieſe Spannung erhöhte mein Gefühl und meine Reizbarkeit. Vergeblich flehte ich zu Gott und den Heiligen; es lag auf mir die Angſt eines Verbrechers: und mit dieſer Stimmung ſaß ich einſt an einem hohen Feſttage im Beichtſtuhl. Schon die ſanfte weibliche Stimme, die mir jetzt das Bekenntniß ihrer Sünden ablegen wollte, erſchreckte mich. Ich beſchloß nicht hinzuſehen; aber wie ängſtlich pochte mein Herz; und als ich jetzt die Geſtändniſſe der ſchönen Seele hörte, mit welchem Engelſinne, mit welchem Zartgefühle ſie über ſich wachte, da ſelbſt das Geſtändniß ihrer Sünden Schilderung ihrer Tugenden war. O! ſtatt ſie von dieſen Sünden loszuzählen, ich hätte vor

ihr niederfallen und ausrufen mögen: Engel segne du mich! In meiner eignen Seele erwachte das Gefühl hoher Kraft. Auch du, dachte ich, sollst nur die Bahn des Edeln und Guten gehen, deiner Sinnlichkeit Schweigen gebieten. War es Gefühl dieser Kraft, oder Selbsttäuschung, ich wandte meinen Blick nach ihr und fühlte, daß ich mir zuviel zugetraut hatte. Veronica's Bild wich nicht mehr aus meiner Seele; wollt' ich zu den Heiligen beten, meinen Schutzengel um Beistand anrufen, so schwebten ihre Züge vor meiner Phantasie. Ich konnte nicht beten, ihr Bild störte mich; und noch jetzt, nach beinahe 20 Jahren, hat die Zeit den Eindruck nicht völlig verlöscht. Veronica kam öfter zu meinem Beichtstuhle. Ach, es war ein Kampf zwischen Himmel und Hölle!

Jetzt starb mein Vater; mein Bruder, der in Kriegsdienste getreten war, aber weil es ihm an Empfehlung gefehlt, kein Glück gemacht hatte, nahm jetzt den väterlichen

Nachlaß in Beſitz, und erhielt die geſuchte Entlaſſung. „Bruder," ſagte er einſt zu mir, „eine Gattin iſt zu meinem Glücke unentbehrlich. Ein gutes, ſanftes, unſchuldiges, anſpruchloſes Geſchöpf wünſchte ich mir, und ich glaube, ich habe den Engel gefunden. Sie iſt arm und eine Waiſe. Ihr Vater ſtand in Kriegsdienſten. Nach dem Tode ihrer Eltern wurde ſie von einer alten Verwandtin erzogen, die hier in einem benachbarten unbewohnten Landhauſe ſich ein Zimmer gemiethet hat." Ein kalter Schauer durchbebte mich. „Du ſollteſt ſie ſehen, den Ton ihrer Silberſtimme hören; auch dich kalten Felſen würde ſie erwärmen." Das Feuer, womit er ſprach, machte, daß er mich und meine Verlegenheit nicht bemerkte. „Jetzt, lieber Bruder," ſagte er, „noch eine Bitte: geh Du zu der holden Veronica, ſag' ihr, daß ich ihrer nicht ganz unwürdig ſey, täglich darnach ſtrebe, ihrer würdiger zu werden. Wirb für mich um ihre Hand und ihr Herz." Das iſt Gottes Fin-

ger, sagte eine innere Stimme in meinem Herzen, eine neue Scheidewand zwischen ihr und deiner Leidenschaft.

Ruhe und feierlicher Ernst kehrten zurück; ich übernahm das aufgetragene Geschäft. Vor dem heiligen Altar gab ich meines Bruders und Veronica's Hand auf ewig zusammen. Und Du, mein Odoardo, der Du einst diese Blätter lesen wirst, bist die Frucht dieser Ehe! Wenn einst das Geständniß dieser meiner Schwäche vor dir liegt, dann vergiß auch nicht der hohen Kraft, die Tugend und Selbstgefühl, der Gedanke an Pflicht, Gott und Ewigkeit dem schwachen Sterblichen zu verleihen vermag. Ruhig steh ich Greis am Rande meines Grabes, blicke tröstlich in die Vergangenheit, danke Gott und den Heiligen; denn ich habe gesiegt! — Die Stunde der Versuchung, sie wird auch für dich einst schlagen. Religion und Thätigkeit, wähle beide zum Gegengift. Nicht Fasten, nicht der Stachelgürtel, nicht die Geissel des Büßenden; wehe

dem Armen, der seine Thierheit nur durch solche Mittel bezähmt. Der Gedanke, daß du zu einem höhern Zweck, nur zu deinem und deiner Nebenmenschen Glück lebst, und rastloser Eifer für beides thätig zu seyn, wird deine Sinnlichkeit und deine Leidenschaft zügeln.

Mein Bruder hatte während seiner Kriegsdienste manches Rauhe und Harte angenommen, und da Veronica's ganzes Herz im Beichtstuhle offen vor mir da lag, sah ich hievon manche unangenehme Folge. Als Freund und Rathgeber, durch Umgang und Lectüre suchte ich auf meinen Bruder zu wirken, und erreichte völlig meinen Zweck, Zufriedenheit und Glück der Ehe zu befördern. Deine Geburt, mein Odoardo, knüpfte das schöne Band deiner Eltern noch herzlicher und inniger zusammen. Der Gedanke, daß Gott und die Heiligen mich nicht unwürdig gefunden hätten, der Schöpfer ihres Glücks zu seyn, daß sie mein Gebet erhört, mir Kraft zum Siege

über mich selbst verliehen hätten, — in diesem Gedanken lag schon ein Vorgefühl künftiger Seligkeit. Wollte die Sinnlichkeit zuweilen erwachen, so rief der Gedanke an den Allgegenwärtigen schnell die Besinnung zurück, und ich verlebte meine Tage in Ruhe und sanfter Heiterkeit. Ich hatte wenig Bedürfnisse und deshalb den Ueberschuß vom Ertrage meines Amtes zur Befriedigung mancher kleinen Liebhaberei, zu Büchern, mancherlei Handwerkszeug, Blumen und ähnlichen Dingen, verwandt. Jetzt erwachte der Gedanke: Du könntest mehrere Geschwister haben, und ich beschloß insgeheim für diese zu sammeln, damit keiner gegen seinen innern Beruf dereinst zur Ergreifung des geistlichen Standes gezwungen würde. Ich freute mich jeder beigelegten Zechine; damit aber dies nicht in Geldliebe ausarten sollte, machte ich mir Wohlthätigkeit in einem höhern Grade als bisher zur Pflicht. Hiedurch und zugleich durch das aufrichtige Streben, den Pflichten meines Amts

zu genügen, hatte ich mir die Liebe meiner Gemeine erworben, und die unaufhörlichen Beweiſe ihrer Zufriedenheit und ihres Wohlwollens vermehrten mein Glück.

Unweit der Capelle Santa Maria delle Grazie, mit der eine Gruft im Felſen verbunden iſt, worin jetzt die Gebeine deines Vaters ruhen, liegt ein kleiner Gaſthof, merkwürdig durch die vortreffliche Ausſicht, die man aus den obern Zimmern deſſelben erhält. Dieſe miethete ein Engländer, der ſich Johnſon nannte. Nur ein Koch und ein Bedienter waren ſein Gefolge, beides Italiener. Sie erzählten, zu Neapel in den Dienſt ihres Herrn getreten zu ſeyn; dieſer ſey unermeßlich reich und wolle jetzt durch Landluft und Seebäder ſeine zerſtörte Geſundheit herſtellen. So viel erfuhr ich zufällig vom Hörenſagen, nahm übrigens ſelbſt von Johnſon keine Notiz, ob ich ihm gleich zufällig ein paarmal auf Spaziergängen begegnete. Es war ein ſchöner junger Mann, doch lag ein gewiſſer zurückſchrecken-

der Zug in seinem Gesichte, der, wie bei Miltons Satan, als dieser sich zur Täuschung unserer ersten Eltern in einen Engel verstellte, doch den Bürger der Hölle einigermaßen kenntlich machte. So dachte ich aber erst späterhin, als die Täuschung verschwand. Ich saß einst ruhig in meinem Zimmer, als er unangemeldet hineintrat. „Ich bin," sagte er nach der ersten Begrüßung, „kein Mitglied ihrer Kirche und, warum sollte ich's leugnen, kein Verehrer der Geistlichkeit; aber ich ehre das Gute, wo ich's finde. Ich habe während meines hiesigen Aufenthalts manches von ihnen gehört, und daher komme ich, mir ihren Rath und Beistand in Betreff eines unglücklichen Mädchens, in so fern sie es verdient, zu erbitten." Er setzte sich und fuhr mit Ungezwungenheit fort: „Da ich heute meinen Spaziergang durch's Gesträuch längs dem Ufer des alten lucriniſchen Sees machte, hörte ich Seufzer und einzelne mit Heftigkeit ausgestoßene Worte. Ich nahete mich unbemerkt.

Ein ſchönes junges Mädchen, aber mit dem äußerſten Ausdruck des Schmerzes im Geſichte, betete knieend. Sie ſprang plötzlich auf. „Ich kann," rief ſie, „dieſe Schmach, dies Leben nicht länger ertragen; erbarmt euch," rief ſie, „ihr Heiligen, meiner armen Seele!" — Sie eilte ſich in's Waſſer zu ſtürzen; ich ihr nach und erhaſchte ſie in dem Augenblicke, wo ſie die That vollführen wollte. Sie erholte ſich allmählig, da ich ſie tröſtete, ihr, wenn's noch möglich wäre, Hülfe zuſagte. Sie erzählte mir: ſie heiße Lätitia und ſey die Tochter des Bartholo, eines armen Fiſchers. Lorenzo, der Sohn eines wohlhabenden Winzers, habe ſich um ihre Liebe beworben; eine ſchwache Stunde habe ſie überraſcht und ſie könne die Folgen nicht mehr verheimlichen. Lorenzo's Vater wolle wegen ihrer Armuth nichts von der Ehe wiſſen; der Gram der Ihrigen ſey unausſprechlich: und dies habe bei ihr den Gedanken an Selbſtmord erzeugt."

Lätitia's Geschichte war mir aus dem Beichtstuhle noch in Erinnerung; aber ausser Lätitia's Armuth hatte Lorenzo's Vater auch die zu freien Sitten des Mädchens als Grund seiner Abneigung gegen die Heirath angegeben. „Und ist denn dies Mädchen," fragte Johnsohn, „wirklich ausschweifend?" — Ich weiß und glaube es nicht, vielmehr scheint es mir, daß Lorenzo's Vater, um dem Vorwurfe des Geitzes zu entgehen, vielleicht blos diesen Vorwand ersonnen habe. „Dann helfen Sie," sagte Johnson, „sobald als möglich. Hier sind hundert Zechinen zur Aussteuer des Mädchens," — er legte das Geld auf den Tisch — „und erlauben Sie," fuhr er fort, „daß ich morgen nachfragen darf, ob die Summe hinreicht." Ich eilte zu Lorenzo's Vater, und als ich ihm die hundert Zechinen zur Aussteuer Lätitia's anbot, gab er seine Einwilligung und gestand mir selbst, was er nachtheiliges von ihr gehört habe, sey unverbürgtes Geklätsch. Die Hochzeit ward in wenig Tagen

festgesetzt. Herzlich freute sich Johnson, als ich ihn am folgenden Tage beim Gegenbesuch diese Nachricht gab. Er, mein Bruder und Veronica wurden zur Hochzeit geladen. Sie nahmen die Einladung an, damit man eine abschlägige Antwort nicht als Verachtung gegen die arme Lätitia betrachten sollte. Johnson nahm an dem ganzen Hochzeitfeste wenig Theil, er unterhielt sich größtentheils mit mir über klassische Litteratur und die bildenden Künste, verrieth so manche Kenntnisse, urtheilte so treffend, daß diese Unterhaltung ihn mir lieb und werth machte. Er besuchte mich, und ich stattete ihm meinen Gegenbesuch ab, und wir wurden bald unzertrennlich. Er hatte Sinn für die Schönheiten der Natur. Die meisterhaften Stellen der vorzüglichen Dichter standen ihm zu Gebot. Wir wählten täglich neue Spaziergänge und ergötzten uns an der herrlichen Aussicht. Zuweilen aber bemerkte ich an ihm Zerstreuung, dann wieder ein plötzliches Erwachen, welches mir zuweilen widrig

auffiel. Er schien dies zu bemerken, da wir einst auf einem bemoosten Steine, von den überhangenden Zweigen einer höher stehenden Ulme beschattet, am Abhange eines Hügels saßen, uns zur Rechten einige Weinberge sich halbzirkelförmig krümmten, zu unsern Füßen ein Saatfeld, worin gerade die Schnitter beschäftigt waren; hinter diesem einige Landhäuser und das ganze weite Meer lag. „Freund," hub er an, „Gram, ein böser Dämon, weicht nicht von meiner Seite und verleidet mir selbst die Freuden der Natur. Hören Sie meine unglückliche Geschichte; ich will kurz seyn, um ihr theilnehmendes Herz nicht zu zerreißen. Ich bin der einzige Sohn eines angesehenen reichen Gutsbesitzers. Graf Strafford, dessen Güter mit denen meines Vaters gränzten, übertraf ihn an Reichthum und hatte nur eine Tochter, die fünf Jahre jünger als ich war. Der Umgang unserer Väter hatte Jugendfreundschaft zwischen mir und meiner verewigten Betty zur Folge, die mit den Jahren sich

in die zärtlichſte Neigung verwandelte. Aber Graf Strafford wünſchte, daß ein entfernter Verwandter durch die Hand ſeiner Tochter Erbe ſeiner Güter und ſeines Namens würde, und war deshalb unſerer Neigung, ſobald er ſie bemerkte, entgegen. Eine unglückliche Gränzſtreitigkeit zwiſchen ihm und meinem Vater artete zuletzt in Feindſchaft aus; und meine arme unglückliche Betty wurde gezwungen, ihre Hand dem Gefühlloſen zu geben, den ihr Vater ihr zum Gatten beſtimmte. Dieſem wurde ſein edles Weib bald gleichgültig. Beim Glaſe und der Jagd verſchwelgte er ſein Leben in Geſellſchaft einiger benachbarten rohen Landjunker. Oft bereuete Graf Strafford den Schritt, wozu er ſeine Tochter gezwungen hatte; beſonders da mein Vater ſtarb und der gegen ihn gehegte Haß nicht auf mich forterbte. Der Zufall führte uns einſt auf einen Jahrmarkt zuſammen, wohin ein Pferderennen auch Bettys Gatten gelockt hatte. Dieſer war ausgegangen, als ich in

dem nämlichen Gasthof einkehrte. Der Wagen mit dem Wappen des Grafen Strafford fuhr vor und der Graf selbst kam am Arme seiner Tochter die Treppe hinab, um auszufahren. Länger als drei Jahre hatten wir uns nicht gesehen; staunend und gerührt blieben wir einander gegenüber stehen; ihr Vater, der dies bemerkte, schien bewegt. „Lassen Sie uns," sagte er, indem er mir die Hand bot, „wieder Freunde seyn." „Von ganzem Herzen," erwiederte ich. Plötzlich erschallte ein wildes Gelächter. Sein Schwiegersohn und einige seiner rohen Gesellschafter waren halb trunken, von uns unbemerkt, in's Haus getreten. „Ich," rief der wilde Mensch, „verbitte mir die Versöhnung, meine Frau bedarf keinen Liebhaber." Mein Bestreben auszuweichen, vermehrte seine Frechheit. Ich mußte als Mann von Ehre dem Vorurtheile ein Opfer bringen und seine Ausforderung annehmen. Er fiel am folgenden Tage durch meine Hand; Betty wurde Wittwe; aber ihre

Hand

Hand war hiedurch für den Mörder ihres Gatten auf ewig verloren. Vergeblich suche ich Ruhe und Linderung meines Grams. Italiens schöner Himmel und diese herrliche Gegend, ach, sie gewähren mir beides nicht.

Mich rührte die Erzählung und jetzt glaubte ich mir alles an Johnson erklären zu können. Mein theilnehmendes Herz knüpfte mich fester an ihn; ihn zu zerstreuen, ihn aufzuheitern, wurde mein Vorsatz und schien mir Pflicht. Seine Kenntnisse, seine Wohlthatigkeit machten ihn mir mit jedem Tage werther. Ich widmete ihm so viel Zeit, als mir übrig war, und weil ihm schöne Aussichten angenehm waren, durchstreifte ich mit ihm die Gegend und suchte mit angestrengter Aufmerksamkeit jeden Punkt auf, der eine neue reitzende Aussicht gewährte. Einst waren wir nahe am Hause meines Bruders, das ich ihm noch nicht gezeigt hatte. Kommen Sie, sagte ich, der Balkon in diesem Hause gewährt uns eine treffliche Aussicht. „Wir werden doch

nicht," sagte er, „hier Gesellschaft finden? ich scheue die Menschen." Wir finden niemanden, erwiederte ich, kommen Sie. Ich führte ihn die Treppe hinauf durch den Saal auf den Balkon. „O Gott, rief er mit einmal aus, hier umschweben mich die Erinnerungen aus meiner schuldlosen Jugend. Auch mein Vater hatte ein Landhaus am Meer; gerade so wie hier brachen sich die schäumenden Wellen am hervorragenden Felsen, gerade wie hier, bedeckten Bäume den benachbarten Hügel, und diese Fischerhütte mit den am Eingange aufgethürmten Reusen, die zum Trocknen aufgehängten Netze, alles ist so wie in meiner Heimath. Wenn dies Zimmer zu vermiethen wäre, jeden Preis wollte ich dafür geben. Wem gehört dies Haus?" Meinem Bruder, erwiederte ich. „O Freund," rief er aus, „vielleicht nimmt er mich auf, in meinem Namen bitten Sie ihn darum."

Mein Bruder und Veronica hatten mir schon sanfte Vorwürfe gemacht, daß ich sie um

eines neuen Freundes willen vernachläßigte. Der Gedanke, meinen Freund auch zu dem ihrigen zu machen, ihm im Schooße dieser glücklichen Familie Erholung und Zerſtreuung zu verſchaffen, erwachte lebhaft. Ich rief meinen Bruder und meine Schwägerin. Nach einigen Weigerungen gingen ſie endlich Johnſons Bitte ein, ihm dieſen Saal gegen eine ſehr anſehnliche Miethe auf zwei Monate zu überlaſſen. Jetzt entſtand ein neues Hinderniß, es war nur eine Küche im Hauſe. Auch hier fand Johnſon einen Ausweg. Sein Koch ſollte ſie in Beſitz nehmen, mein Bruder und meine Schwägerin täglich mit ihm ſpeiſen. Sie ſollten Gemüſe und friſche Fiſche, er wollte das übrige liefern. Nur eine Woche ſollten ſie es verſuchen; und mein Bruder, ein Freund der Geſelligkeit und guten Tafel, willigte ein. Er fand ſich nicht getäuſcht. Die Ausgaben für ſeinen Tiſch waren geringer als gewöhnlich und dieſer ungleich beſſer beſetzt. Auch Veronica fühlte ſich durch die Ach-

tung und zuvorkommende Artigkeit Johnsons geschmeichelt, und dieser nahm an den kleinen Vergnügungen, Fischerei und Jagd, die mein Bruder vorschlug, willig Antheil. Wie freute ich mich, ihn aufgeheitert zu sehen, wie herzlich dankte ich Gott und den Heiligen, daß sie mich zum Werkzeuge des Guten gemacht hatten. Bald aber war ich doch nicht mehr so ganz zufrieden. Die kleinen Parthien, die mein Bruder für Johnson veranstaltete, hatten Bekanntschaft mit den benachbarten Adlichen und einigen Freunden meines Bruders zur Folge. Diese wurden häufig zu Tische geladen; die Tafel wurde immer köstlicher und schwelgerischer besetzt, die herrlichsten Weine in Menge aufgetragen und ein Schmaus folgte dem andern; freilich alles auf Johnsons Kosten; doch selbst dieses mißfiel mir, mehr aber noch, da ich so viel Sinn für stille Freuden hatte, das beständige Gesaufe. Doch Johnson schien oft dabei aller seiner Leiden zu vergessen, war heiter und fröhlich da-

bei; und deshalb schwieg ich. Oft begab er sich nach Neapel, kehrte aber gewöhnlich am nächstfolgenden Tage mit neuen Vorräthen zurück. Ich bemerkte bald, daß ihm die Gesellschaft meines Bruders lieber, als die meinige, war. Der Calviniste, dachte ich, kann deinen Priesterrock nicht ganz vergessen; und nicht gewöhnt, mich aufzudringen, blieb ich jetzt nicht selten von den Gastereien zurück.

Johnson unternahm eine Reise nach Rom; er bewegte meinen Bruder, ihm Gesellschaft zu leisten, und dies war auch wieder bei einer Reise nach Florenz der Fall. Ich sah, daß hiedurch das Hauswesen meines Bruders litt, sein Charakter wieder in etwas verwilderte; aber meine Gegenvorstellungen waren fruchtlos. Da uns Johnson jetzt verließ, sah ich erst ein, an welchen Abgrund ich Unbesonnener meinen Bruder geführt hatte. Seine Neigung zum Wohlleben war in vollem Maaße erwacht. Er hatte schon in seiner Jugend eine unglückliche Neigung zum Spiel,

und dieſe war bei ſeinen Reiſen zu Rom und Florenz wieder im höchſten Grade rege gemacht worden. Es iſt ein ſchreckliches Unglück für den Menſchen, daß Sinnlichkeit und Laſter, in dem Verhältniſſe, wie man ſich ihnen überläßt, zugleich unſere eigene Kraft, ihnen künftig widerſtehen zu können, zerſtöhren. Auch mein unglücklicher Bruder machte dieſe traurige Erfahrung. Das Spiel ſollte ihm jetzt die Summen verſchaffen, die er zu ſeinen eingebildeten neuen Bedürfniſſen brauchte. Neapel wurde jetzt ſein Hauptaufenthalt. Veronica's Bitten und meine Gegenvorſtellungen waren fruchtlos, weil ihn anfänglich das Glück begünſtigte. Sein Landhaus, vormals der Sitz des innern Friedens und häuslicher Freuden, wurde ihm bald zum Eckel; denn Gläubiger ſuchten ihn dort auf, und er war noch nicht ſo tief geſunken, daß er den Anblick von Veronica's verheimlichter Thräne gefühllos zu ertragen im Stande geweſen wäre.

Jetzt kehrte Johnson zurück; er wurde von mir und Veronica mit Kälte empfangen. Er bemerkte dies. „Welche Veränderung," sagte er, „ist hier vorgegangen." Ich konnte meinen Unwillen nicht zurückhalten, und schilderte ihm das vormalige Glück, die gegenwärtige Lage, meines Bruders. „Gott," sagte Johnson, „konnte ich diese Folgen ahnden? Aber mein ist die Schuld, ich will helfen; sobald Lodovico zurückkehrt, bringe ich alles aufs Reine." Mit Kopfschütteln bemerkte ich, daß dies wohl nicht leicht der Fall seyn dürfte; aber Veronica gab der Hoffnung Gehör. Am folgenden Tage kehrte mein Bruder zurück. Johnson drang in ihm und er gestand, sich durch Unglück im Spiele eine Schuldenlast von beinahe dreitausend Zechinen zugezogen zu haben. Veronica hob seufzend die Hände gen Himmel. „Ruhig," sagte Johnson, hier ist eine Anweisung auf dreitausend Zechinen." Mein Bruder zögerte, sie anzunehmen. „Um Gottes willen," rief Johnson, „lieber Zapari,

nimm, ich bin ja einzig die Schuld deines Unglücks, laß mich es vergüten; und willst du mir danken, so gieb mir die Hand darauf, du spielst ferner nicht mehr." Schweigend reichte ihm mein Bruder die Hand. Ich und Veronica wollten danken. „Nicht Dank," sagte Johnson; „denn wie kann ich die Thränen, die Sorgen, den Gram euch edeln guten Menschen jemals vergüten!" Er bat uns, ferner nicht mehr an die Sache zu denken. „Dieser Johnson," sagte Veronica zu mir, „ist doch ein edler Mann." Das ist er gewiß, erwiederte ich; und bei dieser Meinung, die wir von ihm hegten, erhielt sich unsere freundschaftliche Verbindung.

Mein Bruder reiste noch zuweilen nach Neapel. Ihn um die Ursache zu fragen, hielt ich für mißlich, weil die Frage doch immer zugleich Argwohn verrathen hätte. Johnson besuchte uns noch zuweilen auf ein paar Tage. Er fand meinen Bruder oft nicht zu Hause, und blieb bald völlig weg. Ich deutete ihm

dies sehr hoch, weil ich glaubte, daß er die gute Veronica nicht der Verläumdung preis geben wolle. Endlich bei seinem letzten Besuche erklärte er, daß er nach England abreisen würde, gab meinem Bruder seine Addresse, und ich wurde durch diesen Abschied äußerst bewegt, indeß mein Bruder ziemlich gleichgültig schien. Die häusliche Zufriedenheit und Glückseligkeit des letztern kam nie wieder auf den vorigen Punkt. Ein gewisser Mißmuth schien an seiner Seele zu nagen. Er war finster, einsylbig; selbst ich und Veronica empfanden die Folgen seiner üblen Laune. Bruder, sagte ich einst, da wir allein waren, du bist nicht mehr der alte. Er schwieg. Ist's, fuhr ich fort, in meinen Kräften, für dich etwas zu thun? O mein Lodovico! vertraue deinem Bruder, deinem Freunde; blick auf den Kummer deines Weibes, sey wieder, was du uns warst. — Thränen traten mir in die Augen; ich wollte ihn in meine Arme schließen; er trat zurück. „Umsonst," rief er aus, „die Ver-

gangenheit kehrt nicht wieder. Was einmal geschehen ist, es ist nicht wieder zurück zu nehmen." Mein Argwohn, daß seine Neigung zum Spiel ihn aufs neue in widrige Verhältnisse gebracht habe, wurde jetzt lebhaft. Bruder, erwiederte ich, ich will nicht in dich dringen, wenn dein eigenes Herz dich nicht zur Entdeckung antreibt, aber Reue und ernster Vorsatz zur Besserung versöhnen die Gottheit, und der Mensch ist auf jeden Fall nicht mehr von dir zu fordern berechtigt. — Er schien gerührt. — Vielleicht, fuhr ich fort, hat Leidenschaft dich wieder fortgerissen. Du weißt, ich habe einen Sparpfennig für deinen Sohn bei Seite gelegt; kann er dich retten? sprich. — „O," rief er aus, „martere mich nicht mit den Beweisen deiner Liebe; ich bin ein völlig zu Grunde gerichteter Mann; erbarme dich und forsche nicht weiter." — Ich schwieg, denn ich hoffte, daß, wenn der Sturm vorüber wäre, er selbst die Hand zur Erläuterung bieten würde; aber umsonst. Einige

Tage vergingen; da trat er eines Morgens früh, eh' ich noch angekleidet war, in mein Zimmer. „Haſt du nichts," fragte er nach der erſten Begrüßung, „vom Fürſten von Vigerano gehört?" Nichts, erwiederte ich, auſſer daß der Miniſter einen Schweſterſoyn dieſes Namens hat. „Recht," ſagte mein Bruder; „ich weiß, daß du noch einige Bekannte unter den Geiſtlichen zu Neapel haſt, ich bitte dich, forſche nach dieſem Fürſten, ſeinem Lebenslaufe, ſeinem Schickſale auf das ſorgfältigſte, ich bitte dich, mein Glück, meine Ruhe, meine Seeligkeit hängen daran." Ich bat ihn um Erläuterung. „Jetzt nicht," erwiederte er, „vielleicht iſt mein Argwohn ungegründet. Ich eile nach Neapel; wenn ich zurückkehre, vielleicht dieſen Abend oder morgen, dann mehr." — Ich kleidete mich an und ging in die Kirche; allein ich war zerſtreut. Der Tag wurde mir unausſprechlich lang, ich wartete auf die Rückkehr meines Bruders, er kam nicht. Ich ging gegen Abend zu Veronica. Auch ſie war

traurig; ihr Mann hatte ihr nicht gesagt, wenn er zurückkehren würde. Unsere Gespräche waren einsylbig, sie schien mir ihren Gram und ihre Thränen verbergen zu wollen. Du mein Odoardo, damals ein zweijähriger Knabe, saßest auf meinem Schooß. Veronica, sagte ich, ich lese zum Theil, was in deinem Herzen vorgeht. Der Mensch ist nicht zum Glück auf dieser Erde; dies Leben ist Prüfungszeit. Ich ahne für uns trübe Tage. Blicke auf dies Kind; eine Seele für den Himmel zu bilden, o es ist ein seeliger Beruf! — Erfülle ihn ganz und fordere mit schwesterlichem Zutrauen von mir, was ich zu leisten vermag. — Ich verließ sie.

Länge hatte ich mich verweilt und erwartete immer die Rückkehr meines Bruders. Schon brach die Nacht ein. Es war ein herrlicher Abend; ich ging längs dem Strande. Der Himmel war mit Sternen bedeckt, der Vollmond hing über dem stillen Meere. Von ferne tönte noch das Blöcken der Heerden und

die Glocken der Rinder, und es plätscherten die Ruder einiger zurückkehrenden Fischer. Alles hörte allmählig auf; es ward still um mich her. Am südlichen Horizont schwebte eine Wetterwolke, aus der zuweilen ein Blitz hervorbrach. Schwermüthig setzte ich meinen Weg fort, um noch vor der Dunkelheit und der Annäherung des Gewitters meine Wohnung zu erreichen. Eine Stimme tönte aus der Ferne; einfach aber nicht unharmonisch war der Gesang. Ich horchte, indem ich mich näherte:

„Ist mir gleich kein Trost beschieden,
Drückt der Gram mich Lebensmüden;
Dennoch sey gebenedeit,
Vater voll Barmherzigkeit.

Rauben Jammer, Noth und Kummer
Mir im Alter Trost und Schlummer,
Blick erbarmend auf mein Leid,
Vater voll Barmherzigkeit.

Schlägt mein Herz am allerbängsten,
Krampfhaft in den Todesängsten;
O dann hilf im letzten Streit,
Vater voll Barmherzigkeit!“

Ich kam näher. Es war der alte Bartholo; er saß vor seiner Hütte und stand auf, da ich ihn grüßte. „Ehrwürdiger Herr," sagte er, „Sie warten beinah auf Ihren Bruder, er wird heute nicht zurückkommen, ich setzte ihn diesen Morgen in meinem Kahne über den Meerbusen. Nachdem ich meine Fische verkauft hatte, fragte ich bei dem Todtengräber, wo er gewöhnlich einzukehren pflegt, ob er etwa bestellt habe, daß ich auf ihn warten sollte; erhielt aber zur Antwort, Don Lodovico sey da gewesen und habe befohlen, wenn ich gemäß der Abrede nachfragen würde, mir zu sagen, daß er diese Nacht in der Stadt bleiben werde. —

Wie geht's, Alter? fragte ich. Er zuckte die Schultern. „Die schönen Tage," sagte er, „sind vorüber." Auch bei euch? sagte ich mit einem unwillkührlichen Seufzer. „Leider," erwiederte er, „ich war auch sonst arm, aber glücklich. Arbeit brachte mir Brod, ein glücklicher Fischfang oftmals mehr, als ich für

den Augenblick bedurfte. Mein Weib und meine Tochter waren mein Glück. Wenn ich des Abends heimkehrte, Lätitia mir entgegenlief; wenn ich die Reuſen flocht, mir die Ruthen zulangte wenn ich die Netze zum Austrocknen aufhing, mir die Mühe des Ausbeſſerns abzunehmen eilte, wir dann uns auf dieſe Bank ſetzten, mein Weib das Abendbrod herbrachte, wie waren wir ſo froh, ſo zufrieden! wenn die Sonne dann in's Meer unterging, der Mond und die Sterne heraufſtiegen, wir dann in die Ferne blickten, dankbar an den dachten, der Ruhe nach der Arbeit beſchert! o Herr, ich ſtimmte damals mein Danklied hier nicht allein an!" — Und iſt's den jetzt anders? ſagte ich. „Sehr, ſehr," fuhr Bartholo fort, „hat ſich jetzt alles verändert. Ach, ſeitdem der Engländer hier bei uns einkehrte, ſein Koch und ſein Diener, der Pacomo, kamen täglich, kauften mir, wenn der Fang gut ausgefallen war, meine Fiſche ab. Sie bezahlten gut und waren

deshalb willkommen. Eines Tages brachte Pacomo eine Flasche voll köstlichen Weins; er sagte, sein Herr habe sie ihm geschenkt. Ich trank ein Paar Gläser; es war, als hätte ich neue Jugendkraft getrunken. Ich pries den köstlichen Trank. Am folgenden Tage brachte er wieder eine Flasche. Ich ließ mir's schmecken; aber da dies auch am dritten Tage geschah, da ward mir's bedenklich. Wo habt ihr den Wein her? sagte ich. „Nun, erwiederte er, wenn ich ihn gestohlen hätte, würde er anders schmecken." — Ich setzte das Glas hin; keinen Tropfen vermochte ich mehr hinunter zu bringen. Er suchte meine Bedenklichkeit zu heben, schwur, daß ihm sein Herr den Wein geschenkt habe und lachte über meine Gewissenhaftigkeit. Ach, meine Frau und Tochter, sie lachten bereits mit. Der Mensch wurde mir bald zuwider. Er spottete über die heiligsten Dinge. Meine Frau und Tochter hörten ihn an. Ich bat ihn, nicht mehr in mein Haus zu kommen. Jetzt kam

er,

er, wenn ich zum Fiſchfange fuhr. Lorenzo hatte ſich ſchon vorher um Lätitia's Hand beworben; ich wünſchte ſie zu verheirathen. Was bereits vorgefallen war, wußte ich nicht. Sie, ehrwürdiger Herr, wurden jetzt mein Schutzengel; erſparten dieſem grauen Haare Schande. Lätitia wurde Lorenzo's Weib. Lorenzo iſt nicht glücklich; es iſt, als ſey, ſeit Pacomo mein Haus betrat, der heilige Schutzengel daraus gewichen. Auch mein Weib iſt zur Närrinn geworden. Der Bube hat ihnen vorgeſchwatzt, kein Prieſter ſelbſt glaube, was er uns vorerzähle; er habe vormals bei einem Biſchofe gedient, da habe er ſelbſt gehört, wie Biſchöfe und Cardinäle beim Glaſe Wein über die Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volks, die ihnen ſo einträglich ſey, laut gelacht hätten. Er wußte tauſend Geſchichtchen zu erzählen, eins lächerlicher als das andere, wie Prieſter, Mönche und Nonnen ihr Gelübde gebrochen, ſich jede Ausſchweifung erlaubt hätten, und daß

in Rom selbst niemand mehr an Hölle und Himmel glaube, sondern wenn der Mensch todt sey, so sey es auch mit ihm dahin. Mir durfte er damit nicht kommen; aber den Weibern hatte er das Gehirn verrückt. Sie vermögen nicht zu unterscheiden, was Frömmigkeit oder Heuchelei sey. Gebet macht meinem Weibe jetzt Langeweile und von Lätitia sagt mir Lorenzo, daß es mit ihr nicht besser sey."

Das Gewitter kam näher; ich brach ab und eilte nach Hause. Mein Blut war in Wallung; ich konnte nicht schlafen. Gegen Morgen sank ich in einen unruhigen Schlummer; aber schwere Träume umgaukelten mich. Johnson, mein Bruder und Veronica, bald schienen sie mir von Mördern in einem Walde umgeben, bald in einem Nachen auf dem stürmischen Meere. Ich wollte retten, und vermochte es nicht. Ich erwachte mit Angstschweiß bedeckt. Den ganzen folgenden Tag wartete ich auf meinen Bruder, er kam wieder nicht. Ich beschloß am folgenden Morgen selbst nach

Neapel zu gehen. Aber bald nach Tages Anbruch ward heftig an meine Thüre gepocht. Bartholo stürzte herein. Er war leichenblaß; sein Haar sträubte sich; er keuchte othemlos und lehnte sich, da er in's Zimmer trat, an die Thürpfoste. Was ist euch? fragte ich. „O ihr Heiligen," rief Bartholo, „daß ich, gerade ich —" Seine Stimme stockte; ich suchte ihn zur Besinnung zurück zu führen, und da erfuhr ich denn endlich, er und Pietro sein Nachbar, wären in der ersten Dämmerung auf den Fischfang gefahren, sie hätten ihr Netz ausgeworfen, und bei dem schweren Zuge einen herrlichen Fang verhofft; es sey ein Leichnam im Netze gewesen; sie hätten an der Kleidung meinen Bruder erkannt, an seinen Zügen sey's kaum möglich gewesen, denn sein ganzer Schädel sey zerschmettert; er habe den Leichnam in seine Hütte gebracht.

Man hatte seine Uhr und seine Börse bei ihm gefunden; dies schien zu beweisen, daß ihn Räuber nicht getödtet hätten; Feinde

hatte er nicht. Ich ließ einen benachbarten Arzt holen. Dieser versicherte, die ganze Hirnschale sey zersplittert und beruhigte mich endlich durch die Muthmaßung, daß während des Sturmes in der vergangenen Nacht die Wellen vielleicht den Ertrunkenen mit Heftigkeit an einen Felsen geschleudert haben könnten. Wir gaben ihm, wie den Verunglückten auf dem Meere in dem Felsengewölbe bei der Capelle der Madonna delle Grazie, seine Ruhestätte. Veronica war äußerst gebeugt, doch nicht so untröstlich, als ich's erwartet hatte.

Jetzt entdeckte es sich. Mein Bruder war durch seine unglückliche Neigung zum Spiel völlig zu Grunde gerichtet. Sehnlich wünschte ich dir, mein Odoardo, das Eigenthum unserer Vorfahren zu erhalten. Mir fiel Johnsons Addresse in die Hände; ich erinnerte mich seiner Großmuth und meldete ihm deines Vaters Tod — und das Schicksal der Verwaisten. Wie sehnte ich mich, die Antwort aus England zu erhalten; — sie kam nicht.

Ein Unbekannter meldete mir, er habe als nächster Verwandter mein Schreiben erbrochen; Johnson aber sey nicht mehr. Das Schiff Edgar, auf dem er sich zu Neapel nach England eingeschifft, sey an den Küsten der Normandie verloren gegangen, nur zwei Matrosen hätten sich durch's Schwimmen gerettet, und durch sie sey man von der Gewißheit der traurigen Nachricht überzeugt. Veronica wurde hiedurch innig betrübt. „Gott," sagte sie unter vielen Thränen, „so ohne Buße und ohne Beichte, vielleicht in Verzweiflung dahin geschieden; ohnehin war er nicht im Schooße der heiligen Kirche." Sey getrost, erwiederte ich, der Ewige bestimmte keins seiner Geschöpfe zum Verderben; laß uns alles von seiner Barmherzigkeit hoffen! Auf Veronica's Bitten und um die arme Betrübte zu beruhigen, las ich einige Messen für die Seele des Verstorbenen; bald aber forderten die Verwaisten meine ganze Aufmerksamkeit. Zur Befriedigung der Gläubi-

ger wurde das Gütchen verkauft. Auf meinen Antrag zog Veronica in mein Haus. Meine Leidenschaft für sie war durch die Zeit dahin gewelkt, meine Achtung und Freundschaft waren ihr geblieben. Sie war die Wittwe meines Bruders, war unglücklich; du bedurftest noch der mütterlichen Sorgfalt und Pflege, dabei auch schon eines treuen Lehrers und Erziehers; und ich hielt es für Pflicht, alles für euch zu thun.

So wurdet ihr meine Hausgenossen. Jede meiner Sorgen wurde dir geweiht. Oft dachte ich mir den Augenblick, worin ich in einer bessern Welt vor meinem Lodovico hintreten und ihm sagen könnte: ich habe deinen Odoardo schuldlos zurückgelassen und so gebildet, daß er des Himmels würdig ist. Auch auf die Einrichtung des Nachlasses, so viel davon noch übrig war, verwandte ich die größte Sorgfalt. Ich hatte deshalb verschiedene Geschäfte zu Neapel, wo ich selbst ein paar Mal übernachtete. Ich wählte alsdenn zu meiner

Herberge das Haus des Todtengräbers von der Kirche San Giuseppe. Dieser Mann hatte vormals ein Handwerk getrieben, und mein Bruder, da er noch in Kriegsdiensten stand, bei ihm im Hause gewohnt und seinen Sohn, einen jetzt achtzehnjährigen Jüngling, der deshalb auch Ludovico hieß, aus der Taufe gehoben. Bonifacio, so hieß der Todtengräber, war ein freundlicher alter Mann. Er hatte meinen Bruder und mich jederzeit gerne bei sich gesehen, und räumte uns, so oft wir eine Nacht zu Neapel blieben, gerne ein kleines Zimmer ein, welches er im zweiten Stockwerke seines Hauses besaß. Hier hatte mein Bruder die letzte Nacht vor seinem Tode geschlafen und es am Morgen, wie dies vorher öfter geschehen war, mit der Erklärung verlassen, daß er sich in einem Kahn über den Meerbusen setzen lassen und nach Hause begeben wolle. Für mich hatte jetzt dies kleine einfache Zimmer einen besondern Werth. Als ich das erste Mal nach dem Tode meines

Bruders dort übernachtete, sein Bild lebhafter vor meiner Seele stand und ich nicht schlafen konnte, da trat ich an das einzige Fenster, woraus die Aussicht über den Kirchhof ging. Ich sah in der Dämmerung über die Grabhügel; der Gedanke an Tod, Unsterblichkeit und den Vater dort oben wurde lebhaft in mir rege. O, sagte ich zu mir selbst, hier stand auch mein Lodovico kurz vor seinem Tode; die nämlichen Gegenstände erzeugten vielleicht in ihm die nämlichen Gefühle, und so ist er vielleicht nicht ganz unvorbereitet gestorben! Der Gedanke that mir wohl, und so trat ich nie an dies Fenster, ohne daß er wieder bei mir erwachte.

Jetzt wollte ich auch dies Zimmer zu meiner Nachtherberge wählen. Ich ging die Kirche vorüber; — es war gerade zur Vesperzeit — die Väter der Gesellschaft Jesu, denen damals diese Kirche gehörte, unterrichteten bekanntlich die Schüler, welche hiezu Fähigkeiten verriethen, in der Tonkunst. Es

war gerade ein Feiertag; und ich trat in die Kirche. Eben hatte ſich der Prieſter mit den Worten: „Friede ſey mit euch," zu den Betenden gewandt, und die Muſik begann:

Chor.

Hohe Ruhe, innre Kraft,
Um beim Sturm der Leidenſchaft
Nimmer kraftlos zu ermüden,
Vater, ſchenk' durch deinen Frieden.

Erſte Stimme.

Wenn ſich Leidenſchaft empört,

Zweite Stimme.

Sinnlichkeit Vernunft bethört,

Dritte Stimme.

Schmerz in unſerm Innern wüthet,

Vierte Stimme.

Zorn die Rache uns gebietet;

Alle vier Stimmen.

Laß im Kampf uns nicht ermüden,
Schenk' uns, Vater, Kraft zum Frieden,
Dann umſchwebt, mit Dir im Bunde,
Frieden unſre Todesſtunde.

Der Geſang ſchwieg, der Gottesdienſt war zu Ende; allein er hatte bei mir eine feier-

liche Rührung erzeugt. .Gott, gib mir Kraft zum Guten! seufzte ich leise und verließ die Kirche. Das Nachspiel währte noch fort. Der schwebende Ton der Undamaris, vom Flötenzuge begleitet, der sanfte, ruhige Gefühle auszudrücken strebte, hallte mir nach. Ich blieb auf dem Kirchhofe stehen; es ward mir, als hörte ich himmlische Stimmen in der Ferne. O! dachte ich bei mir selbst, hättest du in diesem Augenblick Gelegenheit zum Guten, gewiß würdest du jedem Reitze zum Bösen widerstehen. Jedem? — Führe uns nicht in Versuchung! dachte ich; doch der Entschluß, zugleich über mich zu wachen, war mit dieser Bitte verbunden.

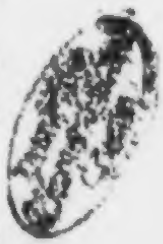
Mit dieser wohlwollenden Stimmung trat ich in das Haus des Bonifacio. Ich fragte nach ihm und Lodovico, und man sagte mir, beide wären oben. Ich ging ihnen nach. Sie waren bei einem Kranken beschäftigt, und noch stand der Wundarzt da, der diesem den Verband angelegt hatte. „Ich fühle,“

ſagte der Kranke, „mein Tod kann nicht fern ſeyn.“ Der Wundarzt zuckte die Schultern. „Verſöhnen Sie ſich mit Gott!“ ſagte er, und verließ das Zimmer, indem ich hereintrat. Ich näherte mich dem Krankenlager. „Sind die Hölle, ſind die Teufel nicht hinreichend, mich zu quälen,“ rief mir der Kranke wüthend entgegen, „bedarf's auch noch dieſer Erſcheinung?“ — Ich bebte zurück. Stimme und Geſtalt ſchienen mir nicht unbekannt zu ſeyn. Bonifacio und Lodovico ſahen mich ſtaunend an. Armer Unglücklicher, ſagte ich, wer Sie auch ſeyn mögen, ſollte ich oder ſollte der Prieſter Ihnen ſo entgegen ſeyn? Verſöhnen Sie ſich mit Gott! ſagte ſo eben der Arzt; und ſollte Ihnen in dieſem Augenblick ein Theilnehmender, der dieſem Gedanken zu befeſtigen wünſcht, unwillkommen ſeyn?“ — „Umſonſt, zu ſpät,“ knirſchte der Kranke. Mit nichten, erwiederte ich, die letzten unſerer Entſchlüſſe, der feſte Vorſatz, womit wir jene Welt betreten, wird vor den Augen des Allbarmherzigen in Betreff unſerer

künftigen Bestimmung gewiß nicht ohne allen Einfluß seyn." — „Sie," fiel der Kranke staunend ein, „Sie sagen mir dies? — Gott," fügte er nach einer Pause seufzend hinzu, „wäre dies vielleicht ein Wink von dir, ich nicht völlig verworfen?" Ich bemerkte die Rührung. Gewiß nicht, sagte ich; der Schöpfer des Guten hat kein Wesen zum Verderben bestimmt. „O, Sie werden," fiel er ein, „unmöglich, Sie können mir nicht verzeihen; zu schrecklich habe ich Sie beleidigt." — Nur Gott, erwiederte ich, kann verzeihen' der Priester nur dem Reuigen verkünden, daß Gott ihm vergiebt.

Bonifacio und Lodovico entfernten sich aus dem Zimmer. Wir sind allein, sagte ich; kann Entdeckung dessen, was sie drückt, kann Trost ihren Schmerz lindern? „Ich wage es nicht," sagte der Kranke; ehrwürdiger Mann! Sie kennen mich nicht? Ich bin Pacomo! — Oft war ich in Ihrem, oft in Ihres ermordeten Bruders Hause, und ich, o verfluchen Sie

mich! — ich bin sein Mörder." Jesus Maria! rief ich aus und sank betäubt in den Sessel, der am Lager stand. Aber es war wie ein himmlischer Lichtstrahl, der das Dunkel vor meiner Seele zerriß. Ich gedachte meiner Stimmung auf dem Kirchhofe und Thränen stürzten aus meinen Augen. — „Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen." So sprach unser Herr und Meister. Geist meines Bruders, wenn du mich hier umschwebtest, Verklärter, du kennest die Rache jetzt nicht. —



Schon oft hatte mein Gefühl und mein Schmerz mich beim Vorlesen unterbrochen; auch jetzt fühlte ich mich innigst gerührt; Thränen entstürzten meinen Augen und das Papier entsank meiner Hand. Selbst Angelo schien bewegt. Du sollst, sagte er, nicht weiter lesen, kann's nicht einer von euch thun? Sogleich hob einer von Angelo's Gefährten die Papiere auf und las.

Ich bot dem Kranken die Hand: ich verzeihe Dir! Unsere Rührung nahm uns die Worte, wir erholten uns. „Heiliger," rief er aus, „diese Kraft ist überirdisch." Sie ist's, erwiederte ich; aber blos deshalb weil ich überzeugt von der Würde der Lehren und des Beispiels bin, das der erhabene Menschenfreund uns hinterließ, der sich aus Liebe für uns in den Tod gab. „Gott," sagte Pacomo, „ich bin nicht ewig verloren; du überzeugtest mich noch vor dem Tode von der Würde jener Religion, die ich gleichgültig verkannte." — Ich warf mich neben seinem Lager auf die Knie; unser Gebet ward Dank gegen den Ewigen, der keins seiner Geschöpfe im entscheidenden Augenblicke verläßt.

Wir hatten beide Erholung nöthig; ich verließ ihn und er bat mich, bald wieder zu kommen. Ich eilte in's Freie auf den Kirchhof; einige alte Bäume standen dort in der Nachbarschaft von Grabmählern. Ich setzte mich auf einen Leichenstein; unwillkührlich fiel

mein Auge auf die Inschrift; „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!“ Ein sanfter Schauder durchbebte mich. Ewiger! rief ich aus, bin ich dieser Aufmunterung werth? O mein Odoardo, wenn du einst diese Zeilen lieſest, vertraue auf Gott; das herzerhebende Gefühl, der Lohn der Tugend ist herrlich und gewiß! Gewöhne dich zu betrachten, was um und neben dir ist, wir sind kein Spiel des Ungefährs, der Fingerzeig des Ewigen — er wird auch dir auf Erden sichtbar seyn!

Ich vergaß mich in stiller Betrachtung. Ich blickte auf, Lodovico stand neben mir; er sagte, der Kranke habe schon einigemal nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm und fand ihn um vieles ruhiger. „Ich will,“ sagte Pacomo, nachdem ich mich neben seinem Lager gesetzt hatte, „meine Schuld nicht verkleinern; aber die Geschichte meines Lebens enthält für Sie so manchen Aufschluß. Ich bin in Kur-

zem nicht mehr und ich will Ihnen alles entdecken. Meine Mutter war das Kammermädchen der Fürstin von Vigevano; sie wurde an einen Bedienten verheurathet und gebar mich bald nach der Hochzeit. Meine Gesichtszüge, die Zuneigung, die mir der Fürst in meiner Kindheit bewies, bestätigten, was mir die Eitelkeit meiner Mutter selbst nicht verheimlichte, daß der Fürst mein Vater sey. Mancher kleine Muthwillen ward deshalb in meiner Jugend übersehen, und in der Folge als Spielgefährte des jungen Fürsten wurde ich mit noch größerer Nachsicht, von manchen der Hausgenossen selbst mit einiger Schmeichelei behandelt. Mein angeblicher Vater war ein roher Wüstling und so erhielt ich eigentlich keine Erziehung; wohl aber einigen Unterricht und wurde in der Folge der Kammerdiener des jungen Fürsten, den ich auf seinen Reisen begleitete. Zu Paris fesselte ihn die große Welt; ich lebte ohne Mangel im Müssiggange; ich suchte Menschen

ſchen auf, die mit mir durch ihr Alter, ihre Neigungen übereinſtimmten. Ich wurde durch ſie allmählig mit der höchſten Sittenloſigkeit bekannt. Ich hatte die franzöſiſche Sprache erlernt, las zuweilen aus langer Weile die Schriften, die auch meinen Herrn intereſſirten, und zuerſt Gleichgültigkeit, bald Verachtung und Spott in Betreff der heiligſten Dinge wurde jetzt bei mir gewöhnlich. Wir gingen nach Madrit, zuletzt mit dem Packetbote von Liſſabon nach England. Meine Confeſſion war dort Gegenſtand der Verachtung, ſelbſt des Haſſes, ich war eitel genug, noch lauter als jeder Engländer darüber zu ſpotten. Mein Herr war bei der Geſandtſchaft unſers Hofes zu London angeſtellt, um ſich ſelbſt dereinſt zu einem Geſandtſchaftspoſten vorzubereiten. Wir kehrten nach einem dreijährigen Aufenthalte aus England zurück, und viele mitgebrachte Schreiben verſchafften dem Fürſten Aloiſius bald vertrauten Umgang mit allen Mitgliedern der engliſchen Geſandt-

schaft zu Neapel. Unter diesen war der junge Graf Murrai; er wurde bald der vertraute Freund meines Fürsten und machte ihn selbst mit der Operntänzerin Bolisella, die er damals unterhielt, bekannt. Mein Fürst gewann den Beifall des Mädchens in einem höhern Grade; der Engländer wurde abgesetzt. Er wurde wüthend; beschimpfte den Fürsten öffentlich, und forderte ihn zum Zweikampfe. Aber die Kugel des Fürsten streckte ihn todt zu Boden. Gestützt auf die Gewalt seines Oheims, des Ministers, hielt der Fürst dies für Kleinigkeit; aber der englische Gesandte forderte Genugthuung und der Minister selbst rieth meinem Herrn, sich, bis der erste Unwillen erkaltet sey, zu entfernen. Unter dem Namen Johnson, indem er sich zugleich für einen Engländer ausgab, welches seine in England angenommene Sitten, selbst die Kleidung auch jedem leicht glaublich machten, miethete er jetzt die Zimmer in dem ländlichen Gasthause, deren schöne Aussicht er zu-

fällig vor seiner Abreise kennen gelernt hatte. An Sinnlichkeit gewöhnt, verkürzte die wollüstige Lätitia, die ich zufällig kennen lernte, einige müßige Augenblicke; alltäglich wurde sie lästig. Aber Donna Veronica, die der Fürst zufällig in der Kirche sah, entzückte ihn. Nichts beschäftigte, nichts zerstreute ihn, und deshalb wurde der Plan mühsam angelegt und ausgeführt. Durch eine Verabredung mit Lätitia erhielt der Fürst Ihre Bekanntschaft, durch Sie ward er in das Haus Ihres Bruders geführt. Die Zärtlichkeit des Ehepaars war ihm das größte Hinderniß; deshalb erhöhte er die Neigung Ihres Bruders zum Wohlleben, wählte ihn auf seinen Reisen nach Rom und Florenz zum Begleiter; weckte und beförderte seine Leidenschaft zum Spiel, veranlaßte dadurch die Zerrüttung seines Hauswesens. Es gelang ihm hiedurch den häuslichen Frieden zu stören, sich selbst durch den Schein von Großmuth, womit er half, Achtung zu erwerben; und um den

unglücklichen Lodovico noch tiefer herabzusetzen, reitzte er aufs neue seine Spielsucht.

Indeß war die Sache mit dem englischen Gesandten beigelegt, der Fürst Aloisius kehrte an den Hof zurück. Um alles von seiner Spur zu entfernen, erzählte er ihnen, daß er in sein Vaterland zurückreise. Die Addresse, die er zurückließ, war an einen seiner Freunde in London, der von ihm unterrichtet, die Nachricht von Johnsons Tode durch Schiffbruch nach Neapel zurück schrieb. Alles gelang, und bei dem Leichtsinn des Fürsten glaubte er, daß alles ewig unentdeckt bleiben, niemand unter dem Fürsten Aloisius von Bigevano den Engländer Johnson aufsuchen würde. Eines Abends kam er aus der Oper. „Ich möchte wissen," sagte er, „ob Zapari einigen Argwohn hege; keinen Blick verwandte er heute von meiner Loge." Wir hielten die Sache für gleichgültig; aber bald bemerkte ich, daß Zapari beinahe täglich einigemal vor unserm Pallast vorüberging. Eines

Tages kam er hinein; er bemerkte mich. Du auch hier, Pacomo?" sagte er, „bist du im Dienste des Fürsten?" Mit sichtbarer Verlegenheit bejahte ich die Frage. „Wo ist," fragte er weiter, „Johnson?" Ich verließ, erwiederte ich, da er nach England zurückging, seinen Dienst. „Glich er nicht dem Fürsten Aloisius von Vigevano," indem er mir scharf in's Auge sah, wie ein Bruder dem andern? Ich verneinte dies. „Nun, sagte er, melde mich deinem Fürsten." Dieser aber, dem ich nun alles erzählte, bat sich den Besuch auf ein anderes Mal aus. Am folgenden Morgen war ich mit dem Fürsten allein, als ein Bedienter aufs neue Ihren Bruder anmeldete; und auf's neue ward er abgewiesen. „Pacomo, sagte der Fürst, ich habe alles überdacht, ich muß mich dieses zudringlichen Zapari entledigen." Er sah mich bedeutend an. Das wird, sagte ich nach einer kleinen Pause, ein Auftritt, wie mit dem Grafen Murrai. „Das soll, das kann

nicht," sagte der Fürst; „denn wer bürgt mir dafür, daß meine Kugel wieder treffe und die meines Gegners fehle? auch hat das Leben zu viel Genuß, um es in jedem Augenblick gegen einen Rasenden auf's Spiel zu setzen, der nichts zu verlieren hat. Du weißt auch überdem, wie mein Vater sich durch Verschwendung zu Grunde gerichtet hat. Meine Lebensweise zu Paris und London hat ihm wahrlich nicht aufgeholfen; entgeht mir noch überdem die Erbschaft meines Oheims, des Erzbischofs, so bin ich ein gar ärmlicher Fürst. Du weißt, wie er sich beim Tode Murrai's geberdete; es fehlte wenig, er hätte sein ganzes Vermögen an Pfaffen, Hospitäler und Kirchen vermacht. Nur durch die vielen Seelenmessen, die ich insgeheim, aber doch so, daß es der Alte erfahren mußte, für Murrai lesen ließ, durch die Bußthränen, womit ich von dem Beichtvater des alten Onkels, dem er dies, so wie ich's wünschte, treulich wieder erzählte, mir wegen des begangenen Mordes

recht strenge Büßungen aufzulegen hat; kurz mit der größten Mühe konnte ich die Sache nur wieder in's Geleise bringen. Käme jetzt eine neue Geschichte zum Vorschein, die ganze Erbschaft wäre verloren." Leider gewiß, erwiederte ich. „Folglich," sagte der Fürst, „muß Zapari auf ewig schweigen. Du sollst mein Haushofmeister werden; leide ich Mangel, so theilst du ihn. Du liebst Serena; bin ich heute noch sicher, so kann morgen schon die Hochzeit seyn, und ich sorge für eure häusliche Einrichtung. — Ich glaube gar, dich schaudert! — Nun ich will dich nicht zwingen, es werden sich tausend andere finden, die einen Bravo dingen und als Zeuge dabei sind, daß der Kerl seine Pflicht erfülle. Das Einzige, was mich bei der Sache verdrießt, ist, daß ich Zutrauen in dich setzte, grenzenlose Anhänglichkeit für mich erwartete."

Was bist du, dachte ich, ohne den Fürsten, wenn er dich verstößt? Ich gab mich hin zur Ausführung des Bubenstücks und er-

hielt den Befehl zu eilen. Alles wurde nun hiezu eingeleitet. Nach ein Paar Tagen begegnete mir Don Lodovico am Hafen. „Wohin, Pacomo?" Nach Puzzuolo, erwiederte ich. „Vortrefflich," sagte er, „dann können wir zusammenreisen; ich habe so manches mit dir zu sprechen. Hast du schon eine Barke gemiethet?" Ich verneinte dies, that äußerst verlegen, sagte, daß ich eine Barke suchen wollte, aber er hielt mich am Arme und gestattete nicht, daß ich mich entfernte. Jetzt näherte sich der Bravo, als Schiffer gekleidet und fragte, ob wir etwa über den Meerbusen fahren wollten. Lodovico bejahte dies, gab ihm sogleich, was er für die Fahrt nach Puzzuolo forderte und nöthigte mich, ob ich mich gleich dem Scheine nach sträubte, einzusteigen. Das Boot wurde sogleich abgestoßen. Er setzte sich in die Mitte, der Bravo als Ruderer hinter ihm, ich wählte den Vordersitz, so daß ich ihn ansehen konnte. Allein ich schlug den Blick nieder; er that viele Fra-

gen; ich beantwortete sie einsylbig. Seine Heftigkeit stieg, sein Ton wurde immer bitterer. „Was meinst du, Pacomo," sagte er endlich, „wenn Johnson und der Fürst von Vigevano eine und dieselbe Person wären, gäbe es ein paar größere Schurken in der Welt als den Fürsten und dich?" Er stand auf, als ob er die Hand nach mir ausstrecken wollte. Ich sah mich um, wir befanden uns hinter einem kleinen Vorgebirge, es war niemand auf dem Lande und auf dem Meere sichtbar. Bis jetzt hatte ich es nicht über mich erhalten können, das verabredete Todeszeichen zu geben; es erfolgte, indem ich an ein zu meinen Füßen liegendes Ruder griff. Mit aller Gewalt versetzte jetzt der Ruderer ihm mit der scharfen Seite des Ruders einen Schlag auf den Hinterkopf. Lodovico sank auf sein Gesicht nieder; ein zweiter, dritter Schlag, er zuckte noch! — Vorgefühl der Hölle durchbebte mich; ich glaubte es zu vermindern,

wenn ich den Sterbenden nicht mehr sähe, er ward in's Meer gestürzt und sank. —

„Hölle und Verderben über den Buben!" rief Angelo im Tone der höchsten Wuth. Er riß sein Wams auf und nahm ein Scapulier vom Halse, das er jetzt in die Höhe hielt, „Bei den Tugenden des heiligen Scapuliers, bei allen Ablässen, die es der marianischen Brüderschaft der Carmeliter gewährt; bei dem Blute des heiligen Januarius; bei der schmerzreichen Mutter unserer gebenedeiten Patronin schwöre ich schreckliche, blutige Rache dem Fürsten Aloisius von Vigevano! Breche ich den Schwur, dann sey die Lossprechung des Priesters und die Fürbitte der Heiligen in meiner Sterbestunde fruchtlos. Und wer mich lieb hat, wiederhole den Eid." Das Scapulier ging durch die Hände aller seiner Gefährten und alle wiederholten den Eid. Auch ich streckte die Hand nach dem Scapulier. „Nicht doch," sagte Angelo, indem er's mir fortriß, „uns überlaß die Rache, uns, die

wir Dolche in der Hand der Vorsehung sind; — ewige Verdammniß komme über den Buben, der mir diesen letzten Trost stahl, uns überlaß das Morden, die wir vielleicht schon hier zu den Teufeln herabgesunken sind."

„Odoardo," sagte er voll Wehmuth, „auch ich war einst schuldlos wie du; ein schändlicher Bösewicht trat auch mich nieder; ich stieß ihm den Dolch in die Brust, sein Tod war nicht ungerecht. Aber als ich ihn im Todeskampfe zu meinen Füßen liegen sah, sein Röcheln hörte; weit warf ich den blutigen Dolch und floh. Dem Rächer im Innern konnte ich nicht entfliehen, überall tönte das Röcheln mir nach; der Mord wurde bekannt, ich mußte der Verfolgung der Gerichte entgehen. — Ich war jung, das Leben war mir noch lieb und so kam ich in diesen Bund. Gewohnheit hat mich abgehärtet; ich denke, daß kein Wurm ohne den Willen des Ewigen umkommt. Heilige Jungfrau! du weißt, daß ich wenigstens bisher so dachte.

Ich beruhigte mich, daß ich blos des Todes Werkzeug bin; doch, ihr wißt es alle, noch morde ich nicht gerne. Könnte ich's durch Martern erkaufen, gern kehrte ich in meine vorige Schuldloſigkeit zurück. Der Wunſch iſt umſonſt. Aber du, mein Sohn, laß dir's von Angelo, deinem Freunde, ſagen, beflecke deine Hand nicht mit Menſchenblut."

Er ſchwieg mit ſichtbarer Rührung, winkte nach einigen Augenblicken und der Vorleſer fuhr fort.

„Ich erhielt," ſagte Pacomo ſeufzend, „den Lohn des Verbrechens. Serena ward mein Weib, ich aber hiedurch nicht glücklich. Eine beſtändige Angſt nagte an meinem Herzen; bald kam neuer Jammer hinzu. Serena war ſchön, ich eiferſüchtig, und das nicht ohne Grund. Eintracht und häuslicher Friede verſchwanden völlig, und der Gedanke, du haſt ein weit härteres Schickſal verdient, raubte mir jeden Troſt. In Geſchäften meines Herrn ging ich einſt ſpät in der Nacht über den

Kirchhof; der Gedanke an Tod und zugleich an Hölle und Verdammniß durchbebte mich. Ich hörte ein Geräusch neben mir, es schien aus der Erde empor zu steigen. „Hüte dich," rief eine Stimme, die mir gleichfalls aus der Erde emporzukommen schien. Wer bist du? rief ich. „Lodovico," antwortete die nämliche Stimme. Ich wollte entlaufen, die Erde schien unter meinen Füßen zu weichen, ich stürzte hinab. Ich erwachte auf diesem Bette. Lodovico, der Sohn des Todtengräbers, eben ein tiefes Grab zu machen beschäftigt, hatte meine Tritte gehört und mir die Warnung zugerufen. Ich war auf eine im Grabe liegende Hacke gestürzt, und die Wunde im Unterleibe erklärte der Arzt sogleich für tödtlich." —

Nach zwei Tagen erfolgte Pacomo's Tod, freilich nicht mit ruhigem Herzen, aber doch nicht ohne Vertrauen auf die Gnade des Allbarmherzigen. Ich strebte dies noch in den letzten Augenblicken seines Lebens aufrecht zu erhal-

ten, und verließ jetzt die Leiche. Kein Gedanke an Rache war in meine Seele gekommen; aber der Gerechtigkeit glaubte ich ihr Opfer schuldig zu seyn; ich glaubte, es sey zu weit getriebene Sanftmuth und Geduld, die Bestrafung einzig dem Himmel zu überlassen und den Bösewicht selbst durch Schonung noch mehr zu verhärten. Ich ging zu einem mir bekannten Rechtsgelehrten, er hörte meine Erzählung ruhig an. „Und welche Beweise haben Sie denn für Ihre Angabe? ist die des Sterbenden gerichtlich aufgenommen? waren unverdächtige Zeugen bei seiner Aussage zugegen?" — Nein, erwiederte ich, ich habe alles einzig blos aus Pacomo's Munde. „Alsdenn rathe ich Ihnen, auf eine solche unbewiesene Angabe keine Klage wegen eines Criminalverbrechens zu begründen." Aber ich bitte Sie, rief ich, betrachten Sie doch alle die Nebenumstände. „Diese," sagte er ganz kalt, „beweisen weiter nichts, als daß der Fürst von Vigevano unter dem Namen eines

Engländers Johnson mit Ihnen und Ihrem Bruder Bekanntschaft machte und auf eine etwas originelle Weise wieder abbrach. Wenn sich hierauf wirklich eine Präsumtion begründen ließe, so ist der Fürst der Neffe des Ministers. — Kein Rechtsgelehrter wird es deshalb wagen, ihn ohne einen Sonnenklaren Beweis anzugreifen, und ich rathe, wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist, zum Schweigen."

Ich ging zu mehreren Rechtsgelehrten, keiner wollte die Sache übernehmen, und voll Unwillen und Mißmuth kehrte ich nach Hause zurück. Mein Herz, das, wenn es die ewige Weisheit mir gestattet hätte, dem Fürsten der Finsterniß wohlzuthun bereit gewesen wäre, wurde mit Unwillen und Haß gegen eine Welt erfüllt, worin zwischen einem Verbrecher, wenn er ein gemeiner Bösewicht, oder der Neffe eines Ministers ist, selbst der Diener der Gerechtigkeit einen Unterschied macht.

Veronica saß mit roth geweintem Auge unter einem Baume, der mein Haus beschat-

tete. Was fehlt dir? sagte ich, du hast geweint. „Mein Odoardo," erwiederte sie, „ist sehr krank„ — Gelobt sey Gott, rief ich, wenn seine Weisheit den kleinen Engel aus einer Welt nimmt, worin Tugend und Laster nicht gleichen Lohn und Strafe empfangen. „Was ist dir?" sagte Veronica, „dein Auge ist wild, du bist bleich und zitterst." Schreckliche Dinge! erwiederte ich. Wäre mein Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit nicht so fest begründet, er könnte erschüttert werden. „Laß mich," sagte Veronica, „deinen Kummer theilen; ich bin freilich nur ein armes leidendes Weib; kann ich dich nicht trösten, so kann ich wenigstens mit dir weinen, mit dir vereint zu Gott und den Heiligen um Ruhe beten." Mein Herz war so voll, ich selbst so betäubt, daß ich ihr, was blos unter diesen Umständen möglich war, alles ohne Einleitung, ohne Bedenken mittheilte Ich merkte nicht auf ihre Gefühle, ich sah nicht auf ihre Gesichtszüge;

aber

aber als ich Lodovicos Ermordung erzählte, da sank sie sinnlos zu meinen Füßen. Wir brachten sie zur Besinnung; aber bald lag sie in der größten Fieberhitze. „Bruder," sagte sie, da ich bei ihrem Lager stand, „darf ich dich noch so nennen? Du sahst meinen stillen Kummer, meine Thränen, sie haben vielleicht den Himmel versöhnt. Du weißt jetzt ihren Grund; aber daß Lodovico, — er wird mir dort vergeben — daß er durch ihn, durch ihn ermordet sey, o ihr Heiligen! wer konnte das denken!" — Ihre Fieberhitze mehrte sich mit jedem Pulsschlage. O! Veronica, Veronica! du, die ich einst so schuldlos kannte, deren engelreine Seele oft vor meinen Blicken so offen da lag, die mich oft zum Dank gegen die Gottheit begeisterte, daß sie den Menschen schon hier im Staube eines so hohen Grades von Tugend und Unschuld würdig fand. O mein Odoardo! wenn du dieses lieſest, bete für die Seele deiner Mutter, sie starb in Verzweiflung. Hätte ich ruhig bleiben sollen? Ich

brachte dich zu meinem Freunde, dem Canonicus Vincentio nach Torre del Greco. Ihm übergab ich auch meine Bücher und was mir sonst lieb und werth war; ich selbst ging nach Neapel, setzte die schreckliche Geschichte auf, um sie dem Könige, als er zur Messe ging, in einer Bittschrift, worin ich um Gerechtigkeit flehte, zu übergeben. Aber ein Kammerherr nahm sie mir, der ich nicht bis zum Könige gelangen konnte, aus der Hand. Ich glaubte meine Pflicht gegen die Verstorbenen zu erfüllen. Vergib mir, Ewiger! wenn ich mich täuschte, wenn zugleich ein Hang zur Rache in meiner Seele war, ich habe ja schrecklich gebüßt. Ruhig betete ich auf der Stelle, wo ich Pacomos Auge zudrückte und wollte mich eben zu Bette legen; da ward hart an die Thüre gepocht. Ich öffnete; einige Gerichtsdiener traten herein und verhafteten mich. Sie ließen mir kaum so viel Zeit, mich anzukleiden, und stiegen mit mir in einen bedeckten Wagen, der schon vor der Thüre stand. Sie lie-

ſten die Vorhänge herab; dunkel war es um mich her, dunkel in meiner Seele; aber Vertrauen auf Gott ließ mich nicht ſinken. — Der Wagen hielt, man führte mich einige Treppen hinauf, ſtieß mich zu einer Thür hinein und ſchloß hinter mir zu. Es war völlig finſter; ich tappte umher, ich befand mich in einer äußerſt kleinen Kammer, worin ein ärmliches Lager und ein hölzerner Schemel war. Vergeblich verſuchte ich zu beten; Gott aber verſtand meine Geſinnung; denn er ſchützte mich vor Wahnſinn und Selbſtmord. Am folgenden Tage öffnete man eine Klappe in der Thür und reichte mir einige ärmliche Koſt. Ich wollte ſprechen, aber die Klappe wurde ſchnell zugeſchlagen. Durch eine kleine Oeffnung oben im Gewölbe fiel einiges Schimmerlicht in meine Klauſe; bloß durch größere oder geringere Dunkelheit konnte ich Tag und Nacht unterſcheiden, und ſchon hatte ich einige Wochen an dieſem Orte ohne alle Beſchäftigung, ohne ein Wort zu wechſeln, hingebracht.

Viele der unentbehrlichſten Bedürfniſſe fehlten mir, mein Bart reichte bereits auf meine Bruſt. Die Hofnung der Errettung, die ich anfänglich hegte, wurde immer ſchwächer; der Gedanke an Selbſtmord, vor dem ich anfänglich zurückſchauderte, erſchien mir minder gräßlich. Schon ſaß ich auf meinem Schemel, dachte auf Mittel, ihn auszuführen; aber mein heiliger Schutzengel ließ mich nicht ſo tief ſinken! — Thränen — o ich hatte lange nicht geweint — ſtürzten aus meinen Augen; ich warf mich auf die Knie nieder, betete laut zu Gott um Kraft und Muth. „Armer Mann, wollt ihr heut nicht eſſen?“ unterbrach mich eine Stimme. Ich hatte nicht bemerkt, daß man, um mir meine tägliche Koſt zu reichen, die Klappe geöffnet hatte. Eine alte Frau ſtand vor derſelben; ich hatte ſie noch nicht geſehen. „Mein Mann iſt krank,“ ſagte ſie, „drum bringe ich euch das Eſſen. Ich habe euch ſo ſchön, ſo andächtig beten gehört; wie iſt's mit euch?“ — Ich hoffe, antwortete ich,

auf Gottes Barmherzigkeit. Aber wo bin ich? „Im Hospital für Wahnsinnige," sagte die Alte; man hat euch als einen der Wüthendsten eingeliefert, und uns ist, euch aufs strengste einzusperren, kein Wort mit euch zu wechseln, geboten. Aber ich sehe, ihr bessert euch." Jetzt durchschaute ich ganz die Plane der Bosheit. Erzählt, sagte ich, noch niemanden von meiner Besserung. Aber ist kein Priester bei diesem Hospitale angestellt? „Wohl," erwiederte die Alte, „haben wir hier einen alten ehrwürdigen Vater; ach, er ist so fromm, so gut! Wenn ich ihm erzähle, wie schön ihr gebetet habt, gerne wird er euch besuchen." Gute Mutter, bittet ihn darum; aber insgeheim, und könnt ihr mir nicht etwas Wasser, um mich zu reinigen, könnt ihr mir nicht ein Hemde verschaffen? „Den Augenblick," sagte die Alte, eilte davon und brachte mir nicht nur, was ich gewünscht hatte, sondern auch einen Teller voll Früchte. Guter Gott! wie sehr fühlte ich, daß der

noch nicht ganz verlaſſen iſt, der eine theilnehmende Seele auf Erden fand. Kaum verging eine Stunde, ſo öffnete ein Kapuzinermönch die Klappe. Seine bleiche Wange, ſein ſilberweißer Bart gab ihm ein ehrwürdiges Anſehen. Ich trat an die Klappe. Ehrwürdiger Vater, ſagte ich, ich bin ein Prieſter, ich ſehne mich in meinem Elende nach dem Troſte, den Gott und die Kirche uns darbieten; darf ich beichten? — Er ergriff meine Hand und legte die Finger an meinen Puls. „So ruhig?" ſagte er. „Seyn Sie aufrichtig: währen dieſe Zwiſchenräume lange, oder kehrt Ihr unglücklicher Zuſtand bald zurück?" Ich werde ſogleich antworten, ſagte ich, zuvor aber erbitte ich mir die Beantwortung einer Frage: bin ich nicht auf Veranlaſſung des Fürſten von Vigevano oder ſeines Oheims, des Miniſters, hieher gebracht? „Recht," antwortete der Mönch, „die Verfügung war von letzterm unterzeichnet." — Nun, ehrwürdiger Vater, ſo entdecke ich Ihnen in wenig Worten

ein gräßliches Geheimniß: Ich bin Alphonso Zapari, Pfarrer von San Eramo, und der Miniſter ließ mich deshalb als Wahnſinnigen hieher bringen, damit ich es nicht bei den Gerichten anhängig machen ſollte, daß mein Bruder, Lodovico Zapari, auf Veranſtaltung des Fürſten Aloiſius von Vigevano ermordet worden iſt. „Unmöglich," ſagte der Mönch, „ich kenne den Fürſten, ich bin ſein Beichtvater." Dann, fiel ich ein, auch wahrſcheinlich der Beichtvater ſeines Mutterbruders, des Erzbiſchofes? „Ganz recht," ſagte der Mönch. Und Fürſt Aloiſius, fuhr ich fort, erbat ſich von Ihnen mit Thränen, ihm wegen der Ermordung des Grafen Murrai eine ſtrenge Buße aufzulegen. „Woher wiſſen Sie das?" fragte der erſtaunte Mönch. Ich kann Ihnen, ſagte ich, wenn Sie mir trauen wollen, noch mehr entdecken. „Können Sie mir," fragte er, „heilig betheuren, daß Sie keine Anfälle von Wahnſinn, wenigſtens keine von wahnſinniger Wuth haben?" Keine, erwiederte ich, ſo lieb mir

meine Seligkeit ist. „Laßt mich hinein, sagte nun der Pater Didaco zur Alten, saat niemanden, was vorgefallen ist, schließt die Thüre zu und kommt nach einer Stunde wieder.“ Ich erzählte jetzt dem frommen Alten meine Geschichte. „Gott,“ rief er mehr als einmal, wie weit geht die Bosheit der Menschen! Aber getrost, ich will retten und helfen.“ Er verließ mich nach einer Stunde, kam aber um Mitternacht wieder. Er führte mich aus dem Hospitale und durch ein Paar abgelegene Straßen in das Kloster seines Ordens, worin mir sogleich eine Zelle eingeräumt wurde. Am folgenden Morgen ward mir mein Bart abgenommen, und man gab mir eine einfache bürgerliche Kleidung. Nach ein Paar Stunden führte mich Didaco in die Zelle des Guardians. Hier saß ein Greis, dessen bischöfliche Kleidung mir gleich seinen Stand verrieth. Er forderte mich auf, meine Geschichte zu erzählen und hörte sie mit sichtbarer Rührung. „Schwer,“ sagte er, „wird es mir, was ich

gehört habe, zu glauben; aber halten Sie sich einige Wochen in diesem Kloster auf; zeigt sich an Ihnen keine Spur der Geisteszerrüttung, stimmen meine Nachrichten mit Ihrer Erzählung überein, so muß ich leider eine der schönsten Aussichten meines Lebens verlieren, die Hofnung, den Sohn meiner Schwester hier und dort glücklich zu sehen."

Ich bat, mein Odoarde, den ehrwürdigen Prälaten, sich deiner anzunehmen. Nach einigen Wochen kam der Erzbischof wieder. „Wollen Sie, sagte er, die Strenge der Gesetze in Ihrer Sache auffordern, so werde ich Sie beschützen; wollen Sie die Rache Gott überlassen, aus Achtung für dies graue Haar dem Sohne meiner Schwester Schande ersparen, so — er wischte sich eine Thräne aus dem Auge — werde ich's Ihnen danken." Ich küßte die Hand des ehrwürdigen Mannes. — Wäre ich's wohl werth, die Lehre Jesu zu verkünden, wenn ich nicht Groll und Rache zu unterdrücken vermöchte? Der gute Erzbi-

schof war äußerst gerührt. „Hier muß alles," sagte er, „Sie an die Vergangenheit erinnern; aber gehen Sie nach Sizilien, hier ist Reisegeld; auf dem Schiffe, welches Sie nach Syrakusa überführt, werden Sie, was Sie dem Canonicus Vincentio anvertrauten, wie auch ihren Neffen finden. Ich weiß, was Ihre Pfarrstelle trug, und Abt Benedetto zu Syrakusa wird Ihnen die Summe bestimmt auszahlen, sich Ihrer annehmen, und ich werde für Ihren Neffen sorgen."

Ich nahm dies Anerbieten mit Vergnügen an, denn jede Stelle in meiner bisherigen Heimath war für mich mit einer schmerzlichen Erinnerung bezeichnet, und schüchtern und mißtrauisch durch mein Schicksal gemacht, war eine meiner ersten Bitten an Benedetto, mir eine stille, abgelegene ländliche Wohnung zu verschaffen, um einzig für Dich, und die Wissenschaften zu leben. Durch ihn wurde ich auf jenen Garten aufmerksam gemacht, der so ganz meinen Wünschen entsprach, und worin

du, mein Odoardo, deine Knabenjahre verlebtest. Ich strebte deinen Geist auszubilden, dein Herz für die schönen Eindrücke der Tugend und Religion empfänglich zu machen, und dankte Gott oft freudig dafür, daß meine Mühe nicht unbelohnt blieb. Auch war ich glücklicher als mancher Mächtige und Reiche, denn ich erhielt zwei Freunde, blos um meiner selbst willen, die beyden frommen Klostergeistlichen, Benedetto und Paolo. Bald aber fühlte ich auch, das Herz des Menschen sey ein eigen Ding. Täglich sah ich die nämlichen Gegenstände, sie verloren hiedurch für mich allen Reitz; und da ich mich doch mit dir nicht ganz ununterbrochen beschäftigen konnte, so entstand eine gewisse Lücke, die ich anfänglich durch Lectüre zu füllen strebte.

Ich las die Kirchenväter; der Gedanke an die Erbärmlichkeit der Menschen, die höchstmögliche Ehrfurcht, die ich gegen das ewige Wesen empfand, erfüllten mich bald mit Anhänglichkeit für den Gedanken des heiligen Clemens von

Alexandrien und mehrerer Kirchenschriftsteller, daß Gott die Weltregierung erschaffenen seligen Geistern anvertraut habe. Die Begriffe der Kirche vom Einfluß der Heiligen kamen hinzu; so sehr bedenklich mir anfänglich der Gedanke schien, daß die Fürbitte der Heiligen nichts auf ein höchstes Wesen wirke, dessen unendliche Weisheit frei von Leidenschaft und Schwachheit sey, so hielt ich mich doch durch ferneres Nachdenken endlich davon überzeugt; von der andern Seite aber konnte ich mir wieder einen hohen Grad von Seligkeit darin denken, wenn ich den Schwachen stützen, den Irrenden leiten, den Traurigen aufrichten, den Edeln und Tugendhaften noch immer auf seiner Bahn zu neuen Fortschritten anspornen könnte. Ich suchte die kirchlichen Begriffe mit den meinen zu verbinden; vielleicht, sagte ich bei mir selbst, vielleicht besteht die Seligkeit der Heiligen in der schönen erhabenen Bestimmung, daß sie vor kurzem erst vom Staube entbunden, mit den Schwächen

und dem Gange des menſchlichen Geiſtes bekannt, als Schutzgeiſter auf dieſe Erde wirken und nicht ſo, wie wir, an Zeit und Raum gebunden, dem Flehenden zu Hülfe eilen. Der Gedanke wurde mir bald lieb und werth; in jedem wohlthätigen, jedem erfreulichen Einfluſſe der Natur auf den Menſchen dachte ich mir bald ein ſolches ſeliges Weſen; und was meine Idee mir anfänglich nur vergegenwärtigte, das glaubte ich bald ſelbſt zu erkennen und zu empfinden. Oft, wenn mir etwas ſchwer auf dem Herzen lag, äußerte ich laut meine Wünſche und meine Bitten, und bald gewöhnte ich mich, irgend einen lebhaften neuen Gedanken, der nun in meiner Seele entſtand, als eine Wirkung vom Einfluſſe dieſer Seligen zu betrachten, und dieſes hatte bald auf uns beide den größten Einfluß.

Anfänglich lebte ich ruhig. Beinahe drei Jahre lang hatte mir Benedetto pünktlich und richtig die beſtimmte Summe ausgezahlt; ſie überſtieg meine Bedürfniſſe, und zu dem,

was ich schon früher gesammelt hatte, legte ich noch manches hinzu. Aber plötzlich blieb die Zahlung aus; der fromme Erzbischof, er war nicht mehr! Benedetto erfuhr es durch seine Freunde zu Neapel, daß er ein Testament hinterlassen habe; aber wegen einiger dabei nicht hinlänglich oder gehörig beobachteten Formalitäten, habe es dem durch dies Testament von der Erbschaft ausgeschlossenen, aber vom Minister unterstützten Fürsten von Vigevano geglückt, dies Testament für ungültig erklären zu lassen, und selbst als nächster Verwandter die Erbschaft anzutreten. Benedetto bot mir jetzt seine Unterstützung an; aber ich schlug sie aus und lebte von dem Ersparten. Dies verminderte sich mit jedem Jahre; aber wenn ich mich betend an die Heiligen wandte, dann war's mir immer, als ob eine Stimme meinem Herzen zuflüsterte: sey getrost; es wird sich alles zum Guten wenden.

Dich, Odoardo, bestimmte ich zum Klosterleben, du solltest die Welt mit allen ihren

Lockungen nicht kennen lernen, deshalb ſie weder wünſchen noch ihren Verluſt bedauren; und Benedetto hatte dir die Aufnahme in ſein Kloſter beſtimmt. Gott und die Heiligen wollten es anders; der fromme Abt klagte ſeit einiger Zeit über zunehmende Schwäche, erklärte dies aber ſelbſt für Folge des Alters. Er kränkelte ein paär Tage lang. Der Laienbruder, der ihn an einem Morgen zur gewöhnlichen Stunde aufwecken wollte, fand ihn ſchon kniend vor einem Crucifixe, das in einer Ecke des Zimmers auf einem Tiſche ſtand. Der eine Arm war auf dem Tiſche, das Haupt darauf gelehnt. Wäre der Betende entſchlummert? dachte der Laienbruder. Er lauſchte, kein Athemzug; er trat näher, die Miene des Betenden täuſchte ihn, aber die Wange war erbleicht. Leiſe berührte er die Hand, ſie war kalt und erſtarrt. Er rief nach Hülfe, umſonſt! Benedetto, der Verklärte, er war eingegangen zu ſeines Herrn Freude!

Die Mönche versammelten sich zur Wahl eines neuen Abts; die Stimmen der ältern fielen auf Paolo, den Freund des Verewigten; aber sie wurden von den jüngern überstimmt. Immer hatten Benedetto und Paolo strenge auf die Ordensgesetze gehalten, Ausübung christlicher Tugenden, Beschäftigungen mit den Wissenschaften, erbaulichen Lebenswandel, Demuth, Andacht und gute Werke für die Pflicht des Klostergeistlichen erklärt. Allein das Kloster war reich; viele Jünglinge aus angesehenen Geschlechtern hatten blos in Hofnung auf Bequemlichkeit und Wohlleben die Aufnahme darin gesucht, und diese wählten den heftigsten Gegner des vorigen Abts, den Bruder Agapetus, aus dem gräflichen Geschlechte Tanagra. Paolo und seine Freunde verloren im Kloster allen Einfluß. Sollte ich jetzt, Odoardo, für dich noch um die Aufnahme anhalten? Ich kämpfte lange mit mir selbst. Aber meine kleine Baarschaft war beinahe völlig erschöpft, und so ging ich zum neuen

Abt

Abt Agapetus.. Die verzerrte Freundlichkeit, womit er mich empfing, flößte nicht Zutrauen ein, ſie ſchreckte vielmehr zurück. Dennoch machte ich meinen Antrag. „Gern," ſagte er, „ſehr gern würde ich den Neffen eines ſo frommen Mannes in dies Kloſter aufnehmen, denn er würde Segen darüber bringen; aber mir ſind leider die Hände gebunden. Sie wiſſen, wie das Erdbeben, welches den ſchrecklichen Auswurf des Aetna im Jahre 1693 begleitete, ganz Sizilien verheert hat. Es mußten große Kapitalien aufgenommen werden, um die verheerten Kloſtergüter einigermaaßen wieder herzuſtellen. Umſonſt! Der Ewige hatte es anders beſchloſſen; die neuen Ausbrüche des Aetna haben auch das Uebel erneuert; und deshalb haben die ſämtlichen Brüder dieſes Kloſters in einem Capitel beſchloſſen, daß jeder Aufzunehmende ein gewiſſes Patrimonium einbringen ſoll; nicht aus Geitz, — denn davor werden Gott und die Heiligen uns ſchützen, — ſondern blos um die verunglückten

Einwohner der Klostergüter zu unterstützen und ihren ehemaligen Wohlstand wieder herzustellen. Dagegen, sagte ich, läßt sich nichts einwenden, empfahl mich und wurde mit vieler Höflichkeit bis an die Klosterpforte begleitet.

Ich warf mich, da ich in meinem Zimmer war, auf die Knie nieder, bat Gott und die Heiligen, meine Schritte zu leiten. Mein Geld war bis auf eine kleine Summe aufgezehrt und ich sah keine Aussicht, was ferner anzufangen sey. Mein Schlaf in der folgenden Nacht war unruhig; gegen Morgen schlief ich endlich ein; ich träumte, ich sey zu San Eramo, dort trat der Fürst von Vigevano plötzlich in mein Zimmer; ich bebte zurück; aber er bot mir freundlich die Hand. „Ich will vergüten," sagte er, „gib mir die Hand zur Versöhnung." Ich zauderte; aber da rollte der Donner fürchterlich und ich erwachte. Ich sah umher, Blitze durchzuckten die Lüfte; aufs neue rollte der Donner; ein wirkliches Gewitter hatte mich aufgeweckt. Was ist

dies? sagte ich zu mir selbst, wäre es ein bloßer unbedeutender Traum? verhieß nicht der Heiland noch am Kreutze dem Schächer die Freuden des Paradieses, und sollte denn nicht auch noch dieser Vigevano, wenn er durch eine Menge guter Handlungen die Aechtheit seiner Reue bewiese, der ewigen Barmherzigkeit würdig seyn? Bald setzte ich hinzu: ist es nicht ein schöner christlicher Gedanke, dem Feinde die Hand zur Versöhnung zu bieten? Ich wurde von diesem Gedanken begeistert, setzte mich nieder und schrieb:

Durch Sie, Fürst, starb Veronica in Verzweiflung; durch Sie ward Lodovico Zapari ermordet; durch Sie ward Alphonso Zapari als Wahnsinniger eingesperrt, und von Ihnen fordert einst Gott Rechenschaft Ihrer Handlungen vor seinem Richterstuhl! Es ist nicht Kleinmuth, nicht Eigennutz, sondern ein höheres Wesen hauchte mir wahrscheinlich den Gedanken ein, Ihnen zu sagen, daß ich noch lebe. Auch Odoardo, der Sohn Veronica's

und Lodovico's, lebt. Sollten Sie, um der Gnade der Gottheit nicht unwürdig zu seyn, dem Jünglinge, dem Sie seine Eltern raubten, so viel an Ihnen liegt, Ersatz schaffen wollen, so lassen Sie dem Bruder Paolo im Benedictiner-Kloster zu Syrakusa Ihre Meynung wissen.

Ich unterschrieb meinen Namen, machte die Ueberschrift an den Fürsten und gab den Brief auf die Post. Aber vergeblich wartete ich auf die Antwort und ihr Ausbleiben wurde für mich noch ein Grund mehr, niemandem davon etwas zu sagen. Eines Tages kam Paolo zu mir. „Ich komme," sagte er, „um Abschied zu nehmen; Abt Agapetus schickt mich in Angelegenheiten des Klosters morgen nach Neapel; die eigentliche Veranlassung ist mir noch unbekannt. Der Abt bekam erst heute, wie er sagte, wichtige Briefe, und setzt jetzt Empfehlungsschreiben für mich und eine schriftliche Anweisung auf. Die Sache muß viel zu bedeuten haben; er will auch an

den Miniſter ſchreiben; Gott gebe, daß ſie gerecht ſey; denn ſonſt hat er wahrlich an mir den unrechten Mann zum Abgeordneten des Kloſters gewählt. — „Was iſt dir, Alphonſo? Deine Züge verändern ſich.“ — O ihr Heiligen, rief ich aus, Lodovico's Mörder iſt auch wohl einer ſolchen Tücke fähig! Jetzt erzählte ich meinem Freunde Paolo, was ich geſchrieben, und daß ich mir die Antwort durch ihn erbeten hätte. „Dein Argwohn,“ ſagte Paolo nach einigem Nachdenken, „iſt nicht ohne Grund; aber getroſt, ich verrathe dich nicht. In unſerm Kloſter biſt du nicht einmal genau bekannt; dein angenommener Name, — denn ich nannte mich zu Syrakuſa Antonio Giordani, — dein Wohnort, den man nicht einmal in unſerm Kloſter weiß, mein Umgang mit mehreren, den übrigen Ordensbrüdern wenig bekannten, Freunden unſeres verewigten Benedetto; alles verbirgt dich, wenigſtens vorläufig. Aber du bedarfſt in meiner Abweſenheit eines andern Vertrauten,

durch den ich dir im Nothfalle Nachricht geben kann; du mußt mich folglich sogleich zu meinem Freunde, dem Canonicus Sommariva, begleiten. Dies kann unbemerkt geschehen; denn er ist in seinem Gartenhause außerhalb der Stadt, und ohne Bedenken können wir uns ihm entdecken. Dies geschah. —

Sommariva war gerade der rechte Mann, er war mehr, als wie wir, mit der Welt und Menschen bekannt, und verband deshalb Taubenunschuld mit einiger Schlangenlist. Er verabredete mit Paolo, wie dieser, wenn unser Argwohn gegründet wäre, sich benehmen und wie er ihm durch einen zuverläßigen Freund in Neapel von allem die erforderliche Nachricht geben sollte. Paolo kehrte aus dem Garten des Canonicus in sein Kloster, ich nach meiner Wohnung zurück. In Gedanken vertieft, gab ich nicht auf meinen Weg Acht, und statt bei dem Thore vorüber zu gehen, ging ich in die Stadt. Ein Fuhrwerk, das neben mir vorbeirollte, weckte mich. Ich blieb stehen, sah um-

her, wo ich mich befand. „Iſt etwas zu kaufen gefällig? Degen, vortreffliche Dolche!“ rief eine Stimme aus dem Laden eines Schwerdtfegers, vor dem ich eben ſtand. — Wäre dies, dachte ich, ein bloßes Ungefähr? Vielleicht bedarfſt du bald ein Werkzeug, wäre es nicht zu deiner, wenigſtens zu deines Odoardo Vertheidigung. Ich kaufte einen Dolch, verbarg ihn in meinen Buſen und kehrte nach Hauſe zurück.

Kaum waren einige Tage verſtrichen, als Sommariva zu mir kam; er brachte mir einen Brief Paolo's. Der Miniſter hatte ihm gleich bei ſeiner Ankunft meinen Brief vorgelegt und ihn gefragt, ob er die Hand, ob er den Verfaſſer des Briefes kenne. Paolo hatte verſichert, die Hand ſey ihm unbekannt, den Verfaſſer des Briefes könne er vielleicht ſehr gut kennen. Abt Benedetto habe mit verſchiedenen Männern, deren Stand und Gewerbe ihm unbekannt ſey, Umgang gehabt, dieſe hätten, weil ſie ihn oft bei dem Abte geſehen, ſich im

Beichtſtuhle an ihn gewandt, und einer darunter könne vielleicht der Verfaſſer des Briefes ſeyn. Der Miniſter hatte dieſe Aeußerung, die offen und mit Anſchein der Bereitwilligkeit gethan wurde, gut aufgenommen, aber gefordert, daß Paolo Namen, Wohnort, Gewerbe, Geſtalt, Kleidung, wenigſtens ſo viel ihm von dieſem allem erinnerlich ſey, niederſchreiben ſolle. Paolo hatte dies ſogleich und mit der Erklärung gethan, daß, wenn ihm ſpäterhin noch etwas einfallen ſollte, er ſolches mit Vergnügen noch anzeigen würde, und war mit anſcheinender Gnade und Zufriedenheit entlaſſen worden.

Er hatte beinahe alle Freunde und Bekannte Benedetto's, eine Menge von Menſchen, viele darunter ſehr ausführlich, um den Argwohn gegen ſie rege zu machen, viele ſehr oberflächlich, unter letztern auch mich, ohne Anzeige meines Wohnorts bezeichnet. Ein Bote hatte ſogleich dieſen Brief aus Neapel an Sommariva gebracht, der, weil er alles für mich befürchten zu müſſen glaubte,

sogleich meine Flucht veranstaltete. Ich wollte mich anfänglich dazu nicht verstehen; denn ich hielt mich überzeugt, daß, wenn Gott und die Heiligen mich retten wollten, so stehe es ja in ihrer Macht; und um wenigstens zu zeigen, daß ich mein Vertrauen nicht auf Menschen setze, schlug ich alle Geldhülfe aus, die mir Sommariva zu meiner Flucht anbot; obgleich übrigens mein Argwohn mit dem seinigen übereinstimmte, daß, wenn ein Mensch so tief, wie Vigevano, gesunken sey, die Gelegenheit zur Besänftigung seines Gewissens von sich zu weisen, er auch wohl des Entschlusses fähig seyn könne, mich und meinen unschuldigen Odoardo in irgend einem unterirdischen Gefängnisse vermodern zu lassen. —

„Bei allen Teufeln," rief Angelo „das soll der Bube nicht. Wo ist dein Oheim?" — Ach, sagte ich seufzend, er hat mich verlassen! — „Gut," sagte Angelo, „so verlasse ich dich nicht." — „Darf ich ihm," sagte er nach einigen Augenblicken zu seinen Gefährten; „unsern

Schutz verleihen?" — „Du darfst," antworteten diese. Er riß ein Stück von dem Scapulier, das er am Halse trug, und reichte es mir. „Hebe es," sagte er, „sorgfältig auf, und wenn du in Noth bist und dir keinen Rath weißt, so gehe nach Neapel in die Kirche der Carmeliter Barfüßer, dort höre die Messe an dem kleinen Nebenaltar, auf dem das Bildniß der schmerzreichen Mutter steht. Ich und meine Brüder haben diese zu unserer Patronin gewählt. Hast du an diesem Altar eine stille Messe gehört, so lege deine linke Hand, wenn du aufstehst, auf den Säulenfuß zur Rechten des Altars. Ist einer von uns oder den Unsrigen dort — und dies ist häufig der Fall — so wird er beim Herausgehen aus der Kirche dir ein „Sia laudata Maria" zurufen. Kein bloßes „In aeterno, sondern „Sia in aeterno amen," antworte ihm und folge ihm nach, bis er an einem abgelegenen Orte stille steht; dann tritt zu ihm und sage: Angelo und das Scapulier. Er

wird dir alsdenn einen Ort und eine Zeit bestimmen und sich schnell entfernen. Finde dich genau ein und bringe dieses Stück des Scapuliers mit; man wird dich, wenn du es vorgezeigt hast, zu mir bringen. Solltest du aber das, was ich dir hier mitgetheilt habe, undankbar zur Verrätherei an uns benutzen wollen, so fällst du durch unsern Dölch! Und nun, mein Sohn, sprich, was willst du unternehmen, was wünschest du?"

Ich zeigte ihm nun den Brief, den mir mein Oheim an den Canonicus Vincentio nach Torre del Greco gegeben; ich bat, mich auf den Weg dahin zu bringen und äußerte meinen Wunsch, durch Empfehlung des Canonicus bei einem Maler in die Lehre zu kommen. — „Recht," sagte Angelo, „ich kenne den Canonicus, es ist ein frommer Mann; sollte er deinen Wunsch nicht befriedigen können, so werde ich dafür sorgen und dir Nachricht ertheilen. Nimm zum Abschiede noch meinen guten Rath an, hier deine Papiere, zeige sie niemanden,

als dem guten Canonicus.“ Er brachte mich selbst auf die Landstraße und ich kam ungehindert nach Torre del Greco, wurde dort von dem guten Vincentio nach Durchlesung des Briefes liebreich aufgenommen; der mich aber schon gleich am folgenden Tage, weil er fürchtete, daß man mich vielleicht wegen der Aehnlichkeit mit meiner Mutter entdecken könnte, zu seinem Freunde, dem Maler Sambuccino nach Neapel brachte.

Die freundlichen ruhigen Züge, die besonders bei einem Greise so anziehend sind und das Silberhaar Sambuccino's flößten mir gleich Achtung und Liebe für ihn ein. — „Ich will dich aufnehmen,“ sagte er zu mir, nachdem ihm Vincentio, der mich unter dem Namen Odoardo Alliatti für einen entfernten Anverwandten ausgab, den Antrag hiezu gemacht hatte; aber was ich dich lehren kann, sind Handgriffe, die du auch von jedem mittelmäßigen Maler erlernen kannst. Glüht nicht der innere Funke in dir, haucht nicht der Genius des Edeln, Großen und Schönen

deinen todten Farben seinen lebendigen Athem ein, so bleibst du auch bei dem größten Fleiße ein mittelmäßiger, ein blos nachahmender Künstler dein Leben lang. Wir haben deren leider zu viel, die Welt kann sie entbehren. Niemand wird durch sie zu herzerhebenden Gefühlen begeistert, und achtungswerther als ein solcher nichts selbst erfindender Künstler ist der bloße Handwerksmann, der für unsere nothwendigsten Bedürfnisse sorgt. Du erröthest, lieber Odoardo? Ist es aus Mißtrauen gegen deine eigne Kraft, ist es Unwillen gegen mein geäußertes Mißtrauen? Gib mir die Hand, ein guter Keim liegt in dir. Aber hast du auch Muth, für die Kunst zu dulden, ihr alles hinzuopfern? Sieh, ich bin arm und unbeweibt, wie gerne hätte ich in meinen frühern Jahren ein liebevolles Weib an diese Brust gedrückt! Umsonst war der Wunsch, ich konnte sie nicht ernähren, und deshalb habe ich im Alter keinen Sohn, der mich durch Handlungen erfreut, keine Tochter, die mit

mir empfindet.“ — O, ſagte ich, indem eine Thräne aus meinem Auge floß, ich will darnach ſtreben, dieſer Sohn zu ſeyn! Er drückte mich ſchweigend an ſeine Bruſt. „Die Kunſt,“ ſagte er nach einer Pauſe, indem er ſeine Stimme erhob, „ſie gewährt auch reichlichen Lohn! Wenn ich daſtehe vor den Meiſterſtücken eines Raphael oder Correggio, hinblicke in die ſchöne Natur, Begeiſterung mich bei dieſem Anblicke emporhebt, himmliſche Geſtalten, Ideale der Schönheit und eine noch ſchönere Schöpfung mich umſchweben; Jüngling, in dieſer Empfindung liegt des Himmels Vorgefühl! Sieh, vor keinem ungeweihten Auge habe ich jemals dies Meiſterwerk entſchleiert, — er zog einen Vorhang auf, der über einem Gemälde hing — es iſt eine Madonna von Correggio. Tauſendmal hätte ich dies Gemälde für einen hohen Preis hingeben können; aber ehe ich das gethan hätte, ich wäre lieber bei ſeinem Anblicke vor Hunger geſtorben!“ Er ſah, daß auch ich mit dem innigſten Wohlge-

fallen an dem ſchönen Gemälde hing. „Recht,“ ſagte er, „ich ſehe, daß du Kunſtgefühl haſt. Alles, was ich auf Erden beſitze, mein ganzer Reichthum, die Frucht eines vieljährigen Erwerbs iſt dies Gemälde. Wenn ich keine beſtimmte Arbeit hatte, ſaß ich hier oder vor einem ſchönen Altarblatte. Hätte ich Herren mit Ordensbändern im Glanze angenommener Majeſtät, hätte ich Damen mit den erzwungenen Zügen von Liebreitz abmalen, hätte ich Verzerrung zur Schönheit glätten, Unförmigkeit des Umriſſes durch blendendes Colorit verſtecken wollen, ich hätte reich werden, mich an den Tafeln der Großen mäſten können; ich konnte es nicht über mich erhalten. — Morgen will ich dir ein Feſt bereiten; du ſollſt mit mir vom Thurme der Camadulenſer-Kirche die Sonne aufgehen ſehen.“

Die Begeiſterung Sambuccino's wirkte auch auf mich; die Kunſt und ihr Studium beſchäftigten mich wachend und träumend. Manchmal nahmen wir unſere Abendmahlzeit

in einem Gärtchen ein, das hinter dem Hause war. Es gehörte einem Arzt, der das mittlere Stockwerk bewohnte, und Doctor Zarlino verplauderte dort mit meinem Alten manches Abendstündchen. Auch seine Tochter kam zuweilen in den Garten, ein zwölfjähriges Mädchen, von seltener Schönheit. So ein weibliches Geschöpf hatte ich noch niemals gesehen; ihr Anblick erfüllte mich mit einem der angenehmsten, mir bisher unbekannten Gefühle; und doch war mein Athem dabei so kurz, mein Herz pochte so ängstlich. Sambuccino schien dies zu bemerken. Er sah, als ich einst beim Heraustreten aus dem Garten mit einer tiefen Verbeugung bei Cäcilia vorüberging, mir scharf in's Auge. Ich erröthete, er aber sagte lächelnd, „wer Sinn für Tugend und Empfänglichkeit für den Eindruck des Schönen hat, nur der besitzt ächtes Kunstgefühl!"

Ehe ich noch Cäcilia's Bekanntschaft machte, gleich als ich mich einige Tage nach

mei-

meinem Aufenthalte bei Sambuccino zum erſtenmal in den Gärtchen befand, trat Doctor Zarlino herein. „Ich komme," ſagte er „lieber Nachbar, Ihnen eine beſondere Begebenheit zu erzählen. Man hat den Fürſten von Vigevano ermorden wollen. Ich habe es aus dem Munde des Fürſten; denn wegen der Alteration, die er dabei gehabt hat, wurde ich ſogleich zu ihm gerufen. Auffallend iſt die Begebenheit; in dem Augenblick, da der Mörder, als der Fürſt aus dem Wagen ſteigt, den Todesſtoß vollführen will, ihn ganz ungehindert vollführen kann, läßt er den Dolch fallen, lehnt ſich zitternd und Todtenbleich an eine naheſtehende Säule und wird, ohne daß er ein Wort ſpricht, ohne daß er den geringſten Verſuch zum Widerſtande oder zum Entweichen macht, ſogleich verhaftet. Der Fürſt glaubt, es ſey ein Wahnſinniger geweſen.

Mich erſchütterte dieſe hingeworfene Erzählung, ich dachte an meinen Oheim; aber wo ſollte ich Nachricht einziehen? Mit ängſt-

lich klopfendem Herzen ging ich durch die Straßen und horchte überall, wenn ich einige Personen neben einander stehen sah. Ein paar Stunden lang war ich vergeblich umhergestrichen und wollte zurückgehen; da sah ich einen Haufen Lazaroni neben einander stehen. „Ich habe es selbst gesehen," sagte der eine, „wie man ihn hart gefesselt in das Castell Nuovo führte, wo er nun gewiß in einem der unterirdischen Gefängnisse sitzt." „Aber," erwiederte der andere, „wenn man ihn gefesselt hat, so kann er doch kein Priester seyn." „Ei, sagte der erste, man hat ihn nicht gekannt und Mord ist doch immer ein großes Verbrechen. Mein Oheim, der Küster, hat mir erzählt, wie er's selbst gesehen habe, daß man wegen eines Mordes einen Priester entweihte. Ganz angekleidet, als ob er Messe lesen wollte, mit Kelch und Patine in der Hand, wurde er vor den Altar geführt, wo der Bischof nebst vielen Priestern stand. Dort nahmen sie ihm den Kelch und die priesterlichen Kleider, eins

nach dem andern, unter Verwünschungen ab, schabten ihm zuletzt mit Glas die Platte und die drei Finger, die bei der Priesterweihe mit heiligem Chrisam gesalbt waren; nachher stieß ihn der Bischof sogar mit dem Fuße zur Kirche hinaus und übergab ihn der weltlichen Obrigkeit." — „Wenn sie's mit diesem so machen," rief der eine, „dann muß ich's zusehen." — „Sie werden es ihm gewiß nicht schenken," rief ein anderer, „dann sie werden ihn doch wenigstens auf die Folter bringen, damit er seine Mitschuldigen anzeige. Doch wer weiß auch, ob's wirklich ein Priester ist?" — „Gewiß, sagte der erste, ist er ein Priester; der alte Giovani sagt sogar, er kenne ihn und er sey vor vielen Jahren Pfarrer zu San Eramo gewesen." —

Jetzt hatte ich die schreckliche Gewißheit, wie man ihn in der Kirche entweihte, ihn auf die Folterbank schleppte, das scheußliche Bild schwebte vor meiner Phantasie; und schnell erwachte auch ein Gedanke an Möglichkeit der

Errettung. Wo ist, fragte ich den ersten, der mir begegnete, die Kirche der Carmeliter Barfüßer? — „Wenig Schritte von hier," lautete, indem man zugleich mit dem Finger dahin zeigte, die Antwort. Ich stürzte hinein, nur wenig Menschen waren in der Kirche; der Altar der schmerzreichen Mutter, an dem ein Priester gerade eine stille Messe las, fiel mir gleich in's Auge. Ich warf mich vor dem Altar nieder, flehte zu Gott und den Heiligen um Alphonso's Errettung. Jetzt wollte ich nach Angelo's Vorschrift die Hand auf das Fußgestell der Säule legen; ich zitterte. Willst du dein Vertrauen nur auf Mörder und Räuber setzen? sagte ich zu mir selbst. Ich stand auf und ging nach Hause. Meine ganze Seele war zerrüttet. „Bist du krank?" sagte Sambuccino. — O sehr, sehr, erwiederte ich. Ich bedurfte eines Rathgebers, eines Vertrauten. Der wohlwollende Greis besaß schon mein Zutrauen; ich brachte ihm meine Papiere; ich bat ihn, sie zu durch-

leſen. Er that es ſogleich. Ich entdeckte ihm nun meinen Argwohn, erzählte, was ich auf der Straße gehört hatte; wie ich mit Angelo bekannt geworden ſey, bat ihn um Verſchwiegenheit und auch um ſeinen Rath. Er gelobte mir beides. „Odoardo," hub er an, „die Vorſehung führt dich auf einer eigenthümlichen Bahn; außerordentlichen Menſchen ſind außerordentliche Wege, dafern ſie mit der Tugend nicht im Widerſpruch ſtehen, erlaubt. Gott richtet unſere Handlungen nur nach ihrer Abſicht; die deine iſt gut, und dieſer Angelo, es iſt keine gemeine Seele; viel Gutes habe ich ſchon von ihm gehört. Ich ſehe nicht ein, daß er dir helfen wird; aber ich ſehe auch keinen möglichen Weg, nicht einmal Hofnung zu einer andern Hülfe. Du aber biſt deinem Oheim alles ſchuldig; denn er hat alles für dich gethan, dich empfänglich für das Schöne und Gute gebildet, folglich iſt's billig, daß du auch dieſen, freilich unwahrſcheinlichen Verſuch, unternimmſt." —

Ich ging am folgenden Morgen in die Carmeliter-Kirche; keine ſtille Meſſe ward vor dem angezeigten Altar geleſen; ich ging traurig zurück. Gerade dies Hinderniß vermehrte die Sehnſucht. Am folgenden Tage fand ich mich wieder ein; die Meſſe ward geleſen; ich handelte — und alles erfolgte, wie es mir Angelo geſagt hatte. Zehn Uhr des Abends und die erſte Straße links, wenn man über die Brücke in die Vorſtadt St. Lucia kommt, wurden mir beſtimmt. Ich erſchien, ein Mann in einen Mantel gehüllt begegnete mir. „Das Scapulier," ſagte er leiſe. Ich reichte ihm das Stück, welches mir Angelo gegeben hatte. Auch er nahm ein Stück hervor; da er ſah, daß beide an einander paßten, gab er mir das meinige zurück und befahl mir zu folgen. Er führte mich durch einige Straßen und klopfte an ein kleines Häuschen. Es ward geöffnet und ich trat in's Zimmer. Da ſaß Angelo, mit einem Knaben auf dem Schoß, an der Seite eines jungen Weibes, die, als ich hereintrat, ſcham-

haft ihren Buſen bedeckte, der eben einen Säugling tränkte. Es war eine von jenen ſchönen regelmäßigen Figuren, die man ſo häufig unter den Fiſchern in der Vorſtadt St. Lucia findet und die noch durch ihre Züge ihre griechiſche Abkunft beweiſen. — „Willkommen Odoardo," ſagte Angelo und bot mir die Hand. „Was führt dich hieher?" — Ich erzählte ihm, was vorgefallen ſey. „Die Teufeleien dieſes Vigevano," ſagte Angelo, „beſchuldigen mich der Saumſeligkeit. Im Caſtell Nuovo ſitzt dein Oheim gefangen?" — So hörte ich's. — „Das wäre mir lieb," ſagte Angelo, „dort habe ich Freunde; komm morgen wieder." — Es wurden Früchte und Wein aufgetragen, ich genoß etwas weniges und ging Hauſe. Mich erwartete Sambuccino; ich erzählte ihm was vorgefallen ſey. „Vertrau," ſagte er, „dieſem Angelo; wer noch Sinn für Schönheit und Vaterfreude hat, der iſt kein ganz herabgeſunkener Mann."

Am folgenden Tage kam ich zur bestimmten Stunde. Das junge Weib öffnete mir die Thüre, sie war mit ihren Kindern allein. „Mein Mann," sagte sie „ist ausgegangen und bittet Sie, ihn zu erwarten." Sie setzte mir einige Erfrischungen vor. „Ich weiß," sagte sie, „Ihre Geschichte und flehe zu den Heiligen, daß sie sich gut ende; mein Mann wird gewiß alles thun. O!" sagte sie mit einem Seufzer, „er ist gut, ich habe ihn oft gebeten, seine jetzige Bahn zu verlassen; aber es ist so leicht nicht mehr möglich. Auch mag er wohl recht haben, wenn er sagt: „Gott und die Heiligen haben jeden auf die ihm ziemende Stelle gesetzt; auch ich kann auf der meinigen noch manches Böse verhindern und manches Gute thun." — Auch er thut so manches; mich selbst hat er errettet. Ich war bei einer Verwandtin auf dem Lande zum Besuche. Als ich in der Abenddämmerung durch den Felsenweg des Pausilippo nach Hause ging, ward ich plötzlich angefallen. Ich

ſchrie nach Hülfe; aber der Mund wurde mir verſtopft. Man ſchleppte mich fort zwiſchen den Felſen des ſteilen Berges nach einem entlegenen Geſträuch. Hier ſah ich nun den Grund meiner Entführung. Ein reicher Böſewicht hatte mich zufällig in einer Kirche geſehen, mir durch eine Kupplerin ſchändliche Anträge machen laſſen, und war mit der verdienten Verachtung zurückgewieſen worden. Die nämlichen, oft erneuerten Verſuche hatten immer den nämlichen Erfolg gehat. Jetzt war ich in ſeiner Gewalt. Seinen Schmeicheleien, ſeinen Liebkoſungen konnte ich freilich widerſtehen; aber nicht der Gewalt. Meine Kräfte ließen nach, ich rief um Hülfe; aber wo konnte ich dieſe erwarten? „Bube halt ein,“ rief Angelo mit einer Donnerſtimme, indem er aus dem Gebüſche trat. — „Fertigt ihn ab, den ungebetenen Gaſt,“ rief mein Entführer. Die Schurken, die mich geraubt hatten, zogen ihre Dolche; auch Angelo den ſeinen. In wenig Augenblicken lagen beide

todt zu seinen Füßen. Jetzt entfloh mein Entführer; Angelo verfolgte ihn und trieb ihn eine Felsenspitze hinan. Ein Sprung in die Tiefe schien ihm minder gefährlich, als Angelo's Dolch. Er stürzte hinab und blieb leblos liegen. Angelo kam zu mir, die ich mit gebundenen Händen da stand. „Du bist gerächt," sagte er, indem er meine Bande löste. Er reichte mir seinen Arm und führte mich den Felsensteig hinab. Du blutest, sagte ich. „Unbedeutend," erwiederte er, „einer der Schurken hat mir den Arm geritzt." Ich nahm mein Tuch und er gab's zu, daß ich seine Wunde verband. „Gott geleite dich weiter, „sagte er, und wollte sich entfernen. Wer bist du? fragte ich, damit ich wenigstens deinen Namen in meinem Dankgebete nennen kann. Er sah mich mit Rührung an. „Wäre ich dir also kein Gegenstand des Abscheues? du sahst mich ja morden." — Um deiner Selbsterhaltung, um meiner Rettung willen; muß ich deßhalb diese blutige Hand nicht segnen? „Wer bist,

wie heißt du?" — Mein Vater iſt ein armer Fiſcher in der Vorſtadt St. Lucia; ich wurde dort in der Hauptkirche getauft und erhielt den Namen unſerer Heiligen. — „Mädchen," rief er, „bin ich dir nicht fürchterlich?" — Fürchterlich, antwortete ich, wie ein Gewitter, das am fernen Himmel zieht und doch herrlich und ſchön iſt. „Lucia," ſagte er, indem er einen Kuß auf meine Lippen drückte, „ich komme zu deinem Vater und beſuche dich." Er kam nach wenig Tagen und forderte meine Hand. Hätte ich ſie ihm verweigern können? Ich erfuhr ſein Gewerbe und ſchauderte; aber verdankte ich ihm deshalb weniger? Ich konnte ſeine Heftigkeit mildern, ich konnte für ihn beten, ſollte ich zurücktreten? Bitterkeit und Menſchenhaß in ſeine Seele gießen, die ich vielleicht erretten konnte? — Ich wurde ſein Weib."

Es fielen einige Thränen aus ihren ſchönen Augen. Täglich ſagte ſie, falte ich die

Hände dieſes unſchuldigen Kleinen; Gott wir
ſein und mein Gebet erhören.

Mit Theilnehmung hatte ich die Erzäh
lung des edeln Weibes angehört; aber noc
kam Angelo nicht und noch heftiger pochte mi
das Herz, da er immer länger ausblieb. Luci
bemerkte dies, ſie ging mit mir nach der
Hausthüre, öffnete ſie und horchte. „Er ha
ſeine Guitarre mitgenommen;" ſagte ſie
Aber umſonſt, Todtenſtille und das Dunkel der
Mitternacht herrſchten auf der abgelegenen
Straße. Wir kehrten mehreremale in's Zim
mer, dann wieder nach der Thüre zurück
„Ich höre ihn," rief endlich Lucia. Auch ich
hörte von ferne die Guitarre und den Geſang.

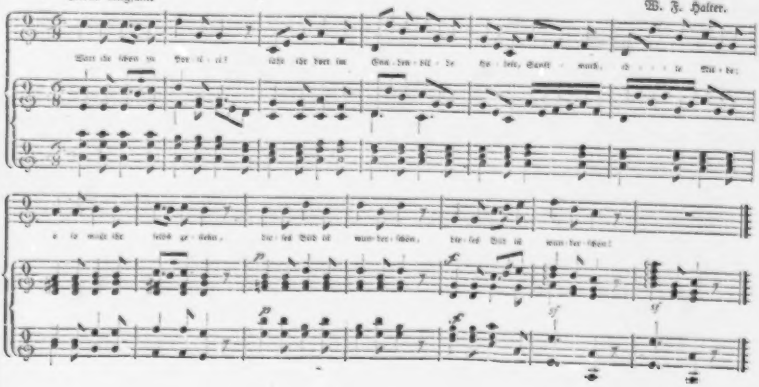
War't ihr ſchon zu Portici?
Sah't ihr dort im Gnadenbilde
Hoheit, Würde, ſanfte Milde?
Dann ſo müßt ihr ſelbſt geſtehn,
Dieſes Bild iſt wunderſchön.

Sah't ihr meine Lucia?
Deren volle Wange glühte,
Sanft wie junge Pfirſchenblüte;
Sprecht, mit jedem Reiz erfüllt,
Uebertrifft ſie nicht dies Bild?

Zu Seite 156.

Etwas langsam.

W. F. Halter.



O dies Mädchen, sie ist mein!
In des Lebens schönster Stunde
Hört ich's selbst aus ihrem Munde;
O dies Mädchen hold und schön,
Heut', noch heut' werd' ich sie sehn.

„Es sind ihrer drei," rief Lucia, „er bringt den Geretteten mit." Angelo trat in's Haus, sie drückte ihn in ihre Arme. Er und sein Gefährte waren wie Lazaroni, auch mein Oheim in einen solchen Mantel gehüllt. „Nun," sagte Angelo, bei unserm Jubel und Gesange wird doch keiner argwöhnen, daß uns der Weg gerade aus dem Gefängnisse herführt. Der Kerkermeister ist mein guter Freund, er gab mir die Schlüssel, aber wir haben doch alles so eingerichtet, daß, wenn morgen die hochweisen Herren das Gefängniß besichtigen, sie sich über den feinen Durchbruch den Kopf recht zerbrechen sollen."

Mein Oheim hing sprachlos an meinem Halse. „Du mein Erretter, mein Odoardo! Wer sind diese Menschen?" — „Werkzeuge in Gottes Hand, antwortete Angelo. Lucia,

nimm unſern Gaſt auf; er hat in einigen Tagen nichts als Waſſer und Brod genoſſen; mach ihm ein Lager zurecht. Ich muß ſogleich fort, er bleibt einige Tage hier verborgen, bis ich mit der ſichern Nachricht zurückkommen kann, daß alle, die ihm nachzuſetzen ausgeſandt wurden, mit einer langen Naſe zurückgekehrt ſind. Und du, Odoardo, mache, daß du fortkommſt, morgen gegen Mitternacht kannſt du wieder einſprechen." Wir verließen uns nach herzlicher Umarmung. Auf den Zehen ſchlich ich in unſer Schlafzimmer. — „Meinſt du, daß ich ſchlafen könne? ſagte Sambuccino; wie ſteht's?" O Gott, rief ich aus, er iſt gerettet! „Durch Angelo?" Ja, ſagte ich, durch ihn. — „Ich muß ihn ſehen, ich muß ihn ſehen, dieſen Angelo," rief Sambuccino, „ich will ihn malen, wie den Mörder am Kreuze, zu dem der ſterbende Heiland ſagt: morgen wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn!"

In der nächſtfolgenden Mitternacht begab ich mich zu meinem Oheim. „Odoardo,"

ſagte er zu mir, „kein bloſſer Zufall lenkt unſere Handlungen, alles geſchieht nach ewigen Planen; auch dieſer beabſichtigte Mord, vor dem ich jetzt zurückſchaudere, dient gewiß zu meiner Beſſerung, zu meiner Bekehrung. Haſt du die Papiere, die ich dir bei unſerer Trennung gab, durchgeleſen? Ich bejahte die Frage. Nun, fuhr er fort, ſo wirſt du dich auch an das erinnern, was ich, ehe wir uns einſchifften, noch niederſchrieb, an die Urſachen, um derentwillen wir Syrakuſa verließen und an den ſo zufällig gekauften Dolch. Ich hatte letztern in meinem Schreibepulte verſchloſſen. Als ich dort noch zuletzt die Geſchichte meines Lebens heraus nahm, fiel er mir wieder in's Auge; vielleicht, dachte ich, nicht umſonſt, und ſteckte auch ihn zu mir. Unſere Flucht war ſo eilfertig, daß dabei kein beſtimmter Plan ſogleich entworfen wurde, blos Ueberſchiffung nach dem feſten Lande war dabei vorläufig der einzige Zweck. Ich hatte keinen Freund, keinen Rathgeber, der meinen

Entſchluß beſtimmte; ich bat Gott und die Heiligen, mich zu leiten. Erinnere dich der unglücklichen Lucilia, die wir bei der Ueberfahrt kennen lernten, auch ſie war das Opfer des ſchändlichen Vigevano. Hört dieſer denn nicht auf, ſagte ich zu mir ſelbſt, Menſchenglück niederzutreten, überall Elend und Jammer zu verbreiten? Wer ſich ſelbſt freventlich über Geſetze und Gerechtigkeit hinwegſetzt, ſetzt der ſich nicht auch außerhalb ihrem heiligen Schutze? gleicht er nicht dem Raubthiere, deſſen Tödtung Wohlthat für die Menſchen iſt? Ich brütete über dieſen Gedanken, wir kamen nach Puzzuolo; alles erinnerte mich an die Freuden der Vergangenheit. Mein Vertrauen auf Gottes Gnade und Weisheit war mir immer geblieben; deshalb ſagte ich zu mir ſelbſt: Odoardo, von allen Menſchen verlaſſen und einzig dem Schutze der Gottheit hingegeben, kann unmöglich unglücklich werden, du aber biſt, wenn man dich entdecken, den armen Jüngling zugleich mit dir verhaften ſollte, die Schuld

ſeines Unglücks! Deshalb beſchloß ich unſere Trennung. Zuvor wollte ich noch das Grab meines ermordeten Bruders ſehen und dort um Erleuchtung flehen; ſein Anblick beſtätigte mich einzig in dem Gedanken an Vigevano's Vertilgung. Ich verließ dich und ging nach Neapel.

Bei dem Gedanken an Mord bebte ich oft zurück; dann dachte ich aber auch wieder: vor den Augen der ewigen Weisheit beſtimmt die Abſicht den Werth unſerer Handlungen; die deine iſt gut. Biſt du in der Welt denn wohl noch zu etwas nütze? Dieſer Dolch, dieſe Lucilia, ſind es nicht Fingerzeige von oben? Ich fand keine Gelegenheit ſogleich an Vigevano zu kommen, und ging nach ſeinem Pallaſte. Eben ſtieg er in die Kutſche und fuhr davon; ich aber beſchloß ſeine Rückkehr zu erwarten. Mein Blut wallte heftig; Froſt und Fieberhitze wechſelten; ſein Anblick hatte ſchrecklich auf mich gewirkt. Ich überdachte alle Greuel der Vergangenheit. Da hörte ich den Wagen, ſtellte mich neben dem Eingange des Pallaſts; das

Bild meines ermordeten Bruders lag vor mir. Der Schlag der Kutsche ward geöffnet, Vigevano trat heraus; ich riß den Dolch aus der Scheide. Da ward mir's, als stünde Pacomo an seiner Seite. Mit dem Gedanken an die Verzweiflung; an die Reue des Sterbenden entfiel der Dolch meiner Hand. — Du weißt das Uebrige."

Nach einigen Tagen kehrte Angelo zurück. „Wir sind sicher," sagte er zu meinem Oheim. „Sie haben den Wunsch geäußert, nach Rom zu gehen, morgen mit Tages Anbruch geht ein Schiff nach Civita Vecchia. Ein Platz ist für Sie bedungen, Sie sind ein Handlungsdiener und heißen Lorenzo Caprara; mit Tages Anbruch gehen wir nach dem Hafen." Mein Oheim wollte ihm danken. „Still," sagte Angelo mit einigem Unwillen, „so mancher wünscht mich ja zum Teufel; sollte ich nicht auch wieder darnach trachten, mir ein Gotteslohn zu erwerben? o ihr kennt mich nicht ganz; ihr sollt es auch nicht. Eins nur ärgert mich; der armselige Vigevano zittert

für ſein Leben und hält ſich für einen Mann von Wichtigkeit. Weil wir ihn mit der Aufbrechung des Gefängniſſes zum Beſten gehabt haben, meint er, daß dort eine Menge von Händen beſchäftigt geweſen ſey, ahnet eine groſſe Verſchwörung gegen ſein Leben, und iſt deshalb geſtern zu Schiffe abgereiſt. Aber er ſoll mir nicht entgehen." Vergeblich bat mein Oheim, die Rache zu unterlaſſen. — „Ich habe geſchworen, bin ihm viel ſchuldig," ſagte Angelo, „meinen Schwur breche ich nicht!"

Nach der Abreiſe meines Oheims lebte ich ruhig, ich erhielt von ihm Briefe aus Rom. Sommariva und Paolo hatten ihm manches von ſeinen Büchern und Geräthſchaften, für's Uebrige das gelöſte Geld nachgeſchickt; auch erwarb er ſich bald etwas durch Unterricht. Ich aber lebte ganz der Kunſt, für die Sambuccino mich begeiſterte. Mit Cäcilia kam ich in nähere Bekanntſchaft, vorzüglich durch ihre Tante Euphemia, die ſeit dem Tode ihrer Mutter, dem Hausweſen des Doc-

tors vorſtand. Als mich Euphemia das erſtemal im Garten erblickte, überhäufte ſie mich mit Fragen nach meinen Verwandten, meinen Eltern, meinem Geburtsort. Ich antwortete, was mir einfiel, und kam damit ſehr gut fort; denn jede Antwort, ſo unbedeutend ſie war, gab ihr ſogleich Stoff zu einer Erzählung. Als ich ihr meinen angenommenen Namen Alliatti ſagte, fiel ſie mir ſchnell in die Rede: „Vielleicht Albiatti? Nun ſie ſind ein junger Menſch, haben das Buchſtäbchen vielleicht nicht ſo genau in Acht genommen, heißen wahrſcheinlich Albiatti, ſind wenigſtens aus derſelben Familie und alsdenn auch mein Verwandter; denn mein ſeliger Mann, Gott tröſte ihn im Grabe! hatte eine Schweſtertochter an einen Cäſarini verheurathet. Sie war roth und weiß, aber ihre Roſen und Lilien ſind auch im Grabe verblüht. Ja! — wovon ſprachen wir doch? — Von meines lieben ſeligen Mannes Schweſtertochter. Was wollt' ich doch ſagen? — ich weiß; ſie war an einen Cäſarini verheurathet, der hatte einen Ver-

wandten in Florenz, deſſen Frauen Mutter eine geborne Albiatti war.“ — So ſchwatzte die Alte, ſobald ſie meiner anſichtig wurde. Gewöhnlich war Cäcilia in ihrer Nachbarſchaft; nach dieſer blickte ich alsdenn insgeheim, indeß ich der Alten mit anſcheinender Aufmerkſamkeit zuhörte, und dafür war ich denn nach ihrem Urtheil ein ſehr ſtiller, frommer und beſcheidener, gutgeſitteter, höflicher Jüngling. Cäcilia hatte eine vortreffliche Stimme; auch die meine war nicht unharmoniſch; und um nur jemanden, dem ſie vorſchwatzen konnte, zu erhalten, ſtellte ſie ſich, viel Vergnügen an unſerm beiderſeitigen Geſange zu haben, und ich erhielt deshalb ſelbſt von ihr manche Einladung. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte mir Cäcilia, daß ſie eine Bitte an mich habe, und ich erklärte mich mit Freuden zu allem breit. Ich ſollte in einem kleinen Singſpiele, das ſie am Geburtsfeſte ihres Vaters aufführen wollte, eine Rolle übernehmen, auch die Dekorationen dazu malen; und ich bot nun, um ihr genug zu thun, alle meine Kräfte auf.

Alles gelang vortrefflich; aber gerade das Heimliche und Verdeckte, weil der Vater überraſcht werden und nichts erfahren ſollte, brachte uns dahin, wohin es vielleicht ſonſt nie gekommen wäre, ein Geheimniß zu haben, uns verſtohlne Winke zu geben, zuzuflüſtern, doch ohne etwas Arges dabei zu denken; und im Garten gaben wir uns, um das Nothwendige zu verabreden, geheime Zuſammenkünfte.

Ein Pfirſchbaum ſtand an der Mauer; er war mit Früchten überladen. Zwei Pfirſiche waren auf einem Stängel gewachſen; Cäcilia zeigte ſie mir einſt; und nie traten wir hieher, ohne nach dem Pfirſichpärchen zu ſehen. Wir pflückten die Blätter ab, die es umgaben, damit ihm ja nicht die Sonne entzogen würde. Wurde es hiedurch überreif, oder verletzten wir es vielleicht, kurz es fiel ab, als wir eben dabei ſtanden. „O ſchade!" rief Cäcilia. — Weshalb? ſagte ich, es lebte und ſtarb ja vereint. Ich drückte unwillkührlich ihre Hand; ſie legte die glühende Wange

[illegible]

[illegible]

an meine Schulter. Wir gaben dem Gefühle keine Worte; aber wir verſtanden uns! —

Die Aufführung des Singſpiels gelang nach Wunſch; am Ende deſſelben ſollte das Bildniß Zarlino's mit Roſen und Lilien bekränzt werden; aber die Jahreszeit lieferte keine mehr; ich machte ſie deshalb aus Papier und gab ihnen das natürliche Colorit ſo täuſchend, daß der Doctor am Ende des Stücks fragte, woher wir die vielen Blumen genommen hätten. Da ſie nun mit der Nachricht vorgezeigt wurden, daß dieſe Blumen und die Dekorationen mein Werk wären, äußerte er mir den lauteſten Beifall. Sambuccino fügte hinzu, daß ich wirklich viel Anlagen zum Künſtler beſäße, beſonders einige Gegenſtände aus der Natur und noch kürzlich ein paar Pfirſiche ganz zu ſeiner Zufriedenheit copirt hätte. Am folgenden Tage beſuchte uns der Doctor, ich mußte ihm meine Arbeiten zeigen. „Vortrefflich," ſagte Zarlino, „wäre dies nicht gerade der Mann, der die Zeichnungen zu mei-

nem Werke über die Knochenkrankheiten entwerfen könnte?" — „Gewiß," sagte Sambuccino, „wenn er sich überwinden kann." — „O ihr sonderbaren Künstler," rief Zarlino, „da giebt's Portrait-, Historien-, Landschafts-, Thiermaler und Blumenmaler; Knochenmaler sage ich, Knochenmaler sollte es geben, das wären Maler zum Besten der leidenden Menschheit. Odoardo, mein Sohn, ich besitze Knochen, die durch Rachitis, Paedarthrocace, Caries, Spina ventosa, Necrosis und ähnliche Krankheiten theils beschädigt, theils verunstaltet sind; es ist eine wunderschöne Sammlung, so, daß die Aerzte zu Neapel noch einst davon sprechen werden, wenn kein eigner Knochen des Doctor Zarlino mehr zu einer osteologischen Demonstration taugt. Ich will dies Cabinet in Kupfer stechen lassen und erläutern; aber es ist mein Schatz; aus meinem Hause, meinem Zimmer lasse ich kein Stück; unter meinen Augen muß alles copirt werden; und dazu, Odoardo, bestimme ich — dich;

willſt du die Arbeit übernehmen?" — „Wenn Vater Sambuccino nichts dagegen hat, erwiederte ich, wenigſtens verſuchen. „Meinetwegen," ſagte Sambuccino lächelnd. Der Doctor umarmte mich; ich mußte ſogleich mit ihm kommen, ſeine Sammlung beſehen und mich an die Arbeit machen. Cäcilia begegnete uns im Vorzimmer, hörte von dem erfreuten Vater, was unſer Zweck ſey. Unter dem Vorwande, die Sammlung und mich arbeiten zu ſehen, kam ſie ins Zimmer. Mancher Blick, den ich ihr zuwarf und der nicht unfreundlich erwiedert wurde, half den Unwillen überwinden. Die erſte Abbildung machte den Doctor entzückt und er ließ mich beinahe nicht von ſeiner Seite. „Nun," ſagte Sambuccino zu mir, „kannſt du, um des Anblicks lebendiger Schönheit zu genießen, ſelbſt Abſcheu und Eckel überwinden, ſo biſt du als Künſtler auf dem rechten Wege."

Nicht bloß Cäcilia, ſondern auch Tante Euphemia kommen zuweilen in's Zimmer, ſo

ungern Zarlino die letztere sah; um sie bald wieder zu entfernen, bot er alles auf, sie nicht zu Worten kommen zu lassen, und sprach von nichts, als von seiner Sammlung und meiner Arbeit. — „Ja," sagte Euphemia, „wenn er nun noch selbst ein Doctor wäre und wüßte, wozu das alles nützt und hilft, wie schön würde er es alsdenn machen, welche Mühe würde er sich noch mehr geben, wenn er selbst die Ehre davon hätte?" — „Still, Euphemia," rief Zarlino, „du hast fürwahr einen sehr vernünftigen Einfall, wie du denn deren auch sonst schon mehrere gehabt hast; aber nun sey auch stille. — Odoardo, mein Sohn, willst du nicht ein Arzt werden? Du könntest alsdenn mein Werk fortsetzen, und es würde unsäglichen Nutzen stiften, wenn auch die Abbildungen aller übrigen menschlichen Theile von einem geschickten Arzte, der sie präparirt hätte, abgezeichnet und colorirt würden." — Ich schützte meine Armuth vor. — „Die soll dich nicht abhalten," sagte Zarlino, „ich habe

dir für deine Arbeit reichlichen Lohn zugesagt, ich will Wort halten. Ich habe keinen Sohn; ich will dir, wenn du ein Arzt wirst, meine Sammlung vermächen und dich auf meine Kosten studiren lassen." — „Und, nicht wahr?" fügte Euphemia hinzu, „du lieber Herzensbruder, wenn er ein berühmter Arzt ist, so heurathet er unsere Cäcilia. O, ich sehe schon die Hochzeit im Geiste; sie muß recht groß seyn; alle unsere Bekannte wollen wir bitten; ich will mich recht anstrengen, alles muß seyn, wie auf meiner Hochzeit. Nicht wahr, Brüderchen? es ging damals köstlich zu; die nämlichen Kuchen, alle will ich wieder backen." Vergeblich rief Zarlino: „stille;" sie schwieg nicht eher und stürmte so lange auf ihn los, bis er endlich sagte: „wenn Odoardo einst ein geschickter Arzt ist, dann ist die Verheurathung seine und Cäcilia's Sache, wovon wir aber vorläufig noch nicht reden wollen." Dankbar erklärte ich mich, das Anerbieten annehmen zu wol-

len, nur äußerte ich, daß Vater Sambuccino sehr entgegen seyn würde. „Laßt mich mit ihm reden," rief Euphemia, „das versteh' ich." Sambuccino ward eingeladen; mit Mühe erhielt Zarlino, daß ihm seine Schwester gestattete, unsern Plan kürzlich aus einander zu setzen und er endigte mit der Erklärung: „wird Odoardo ein geschickter Arzt, ein redlicher Mann; ist es alsdenn sein eigner und Cäcilia's Wunsch, so wird er auch mein Sohn und Erbe." — „Viel Glück!" sagte Sambuccino und bot mir freudig die Hand; „hättest du dies ablehnen können, ich wäre an deinem Talent verzweifelt. Dem himmlischen Funken, der in uns liegt, unterdrückt nichts, er bricht hervor; und wer nicht für den Besitz lebendiger Schönheit selbst seinen Künstlerruhm hinzuopfern im Stande ist, der kann vielleicht ein guter Bataillenmaler, ein Thiermaler, wenn's hoch kommt, noch ein Landschaftsmaler werden; aber den Jünger Johannes, aus dessen Zügen die engelreine

Seele hervorſtrahlt, eine Madonna mit göttlicher Hoheit im Blick und die überirdiſchen Geſtalten der Engel, die an der Krippe des Heilandes beten, die malt er wahrhaftig nicht! Und doch, das höchſte Meiſterwerk des Pinſels bleibt immer menſchliche Schönheit und die Darſtellung edler, großer und doch ſanfter Gefühle. An der Seite eines ſchönen geliebten Weibes entwarf Raphael ſeine Geliebte; Titian ſeine Venus: und du, mein Odoardo, lieferſt vielleicht in einer ähnlichen Lage, wenn du aller Welt zeigen möchteſt, daß des Himmels Vorſchmack dich beſeelt, ein ähnliches Meiſterſtück!" — Der begeiſterte Alte wurde ruhiger und der Plan wurde nun gemacht, daß ich noch zwei Jahre lang ſein Lehrling bleiben; aber zugleich nach der Anweiſung Zarlino's leſen und mich unter ſeiner Anleitung vorbereiten ſollte; alsdenn ſollte ich noch zwei Jahre nach Padua, zwei Jahre nach Bononien gehen und nach erlangter Doctorwürde zurückkehren. Cäcilia aber

ſollte mit unſerm Plane, in ſo weit, als er Bezug auf ſie habe, noch unbekannt bleiben; eine Bedingung, die Euphemia noch an demſelben Tage übertrat.

Für mich begannen jetzt die herrlichſten Tage meines Lebens; Unſchuld, Liebe und die ſüßeſten Hoffnungen begeiſterten mich. Ich hatte oft keine Worte zum Dankgebet, nur meine Freudenthräne bat Gott, mich meines Glücks würdig zu machen. Jeder Tag vermehrte Cäcilia's Reitze; unter dem Schutzt unſchuldsvoller Liebe entwickelten ſich täglich neue ſchöne Gefühle, und ich wurde auch ihr und dem guten Zarlino mit jedem Tage theurer. O ihr ſchuldloſen Tage meiner Jugend, welch Gefühl liegt in eurer Erinnerung, wie ſchnell flohr ihr dahin! —

Schon waren beinahe 2 Jahre vergangen, und nach wenig Monaten ſollte meine Abreiſe vor ſich gehen. Ich war auf Zarlino's Zimmer, wir ſprachen über mein künftiges Studiren, als eine Kutſche ſchnell vorfuhr. Ein

Bedienter ſprang ab; er kam in's Zimmer. „Ich bin," ſagte er, „aus Villa Gavina, Sie möchten doch ſchnell dorthin eilen." Der Doctor öffnete den ihm zugleich übertreichten Brief. „Hülfsmittel bei gefährlichen Augenwunden ſoll ich mitbringen. Don Bermudo hat's ſelbſt geſchrieben, er iſt's folglich nicht; iſt's etwa Donna Lucilia?" — „Nein," ſagte der Bediente. O, rief ich, ich kenne dieſen Bermudo und die arme Donna Lucilia, ſie haben mich zu ſich eingeladen. „Dann komm mit, ſagte Zarlino; wer iſt denn aber der Kranke?" „Ein Fremder," ſagte der Bediente, „in deſſen Dienſten ich ſelbſt ſtehe; ich beſchwöre ſie bei allen Heiligen, eilen Sie, bringen Sie doch auch beruhigende Arzneien mit. Wenn Sie's erlauben, ſetze ich mich mit in den Wagen und erzähle Ihnen unterwegs alles?" Wir förderten uns, ſtiegen in den Wagen und eilten im Galopp davon. „Ich ſtehe," ſagte der Bediente, ſobald wir im Freien waren, „im Dienſte des Fürſten Aloiſius von

Vigevano, mit dem ich vor wenig Tagen aus Mailand zurückkehrte, und heute blos in meiner Begleitung ritt er mit Tages Anbruch aus, um noch vor der Sonnenhitze einen Freund in einem benachbarten Landhause zu besuchen; wir wurden plötzlich angegriffen; ehe wir uns zur Gegenwehr setzen konnten, waren wir schon in den Händen der Räuber. Sie banden uns die Hände auf dem Rücken, die Füße unter dem Bauche des Pferdes zusammen und ein Tuch um die Augen. „Beim ersten Laut," sagten die Räuber, „seyd ihr des Todes; und so ging's mit uns davon. Nach einiger Zeit half man uns von den Pferden, nahm uns die Binde von den Augen. Wir standen in einer schauerlichen Gegend am Vesuv. Kein Gräschen keimte aus dem versengten Boden, frisch geflossene Lava dampfte in unserer Nachbarschaft und einige zwanzig Bewaffnete umgaben uns.

„Vigevano, kennst du mich?" sagte eine furchtbare Gestalt, „ich bin Angelo Duca; erin-

erinnerst du dich des Lodovico Zapari, den ich auf dein Verlangen ermordete? Ich saß im Gefängnisse; Tod, wenigstens die Galeere war mir gewiß. Da kam ein gewisser Pacomo zu mir, bot mir in deinem Namen, durch Bestechung des Kerkermeisters, Freiheit und noch ein beträchtliches Geschenk an, wenn ich einen Bösewicht, der das unschuldige Weib eines ehrlichen Mannes verführt hätte und diesen Mann jetzt selbst ermorden wolle, zur Ruhe beförderte. Du hattest selbst diesen Frevel verübt; aber man wies mir den unschuldigen Lodovico zum Opfer an. Daß du mich zu deinem eigenen Morde gedungen hättest, das dachtest du damals nicht. Ich entging der Gefahr, glaubte nichts Böses zu thun und erschlug den Mann, den mir Pacomo als den Verbrecher anzeigte. Ich bin unschuldig an seinem Tode, denn ihr hattet mich gedungen und betrogen. Gottes Rache über das unschuldig vergossene Blut, es komme am Tage des Weltgerichts über dein Haupt. Du

haſt dich ſchrecklich an mir verſündigt; den Gedanken, bloß Werkzeug der Rache Gottes zu ſeyn; dieſen tröſtlichen Gedanken haſt du mir geſtohlen, mir die Ueberzeugung verſchafft, daß mancher dir ähnliche Böſewicht mich zum Mörder der Unſchuld gemißbraucht habe; — und dafür mußt du ſterben!"

Durch Bitten und Verſprechen, ſelbſt durch Thränen ſuchte der Fürſt ihn zu beſänftigen. „Armer Wicht," ſagte Angelo mit gräßlichem Lächeln, „du fürchteſt den Tod! wahrlich, die Hölle bekommt dich doch einmal gewiß und die Teufel würden ſich deiner Geſellſchaft ſchämen, denn keiner unter ihnen iſt feig! Ich möchte dir gerne ſelbſt deine eigene Hölle bereiten, gerne die Quaalen der Verdammten, ewige Flamme und ewige Finſterniß dir ſchon auf Erden geben. Ganz ſteht es nicht in meiner Gewalt; nimm vorläufig mit der Hälfte vorlieb." Er riß den Dolch aus der Scheide, ſtieß ſchnell ihm die Spitze in beide Augen. — „Der Bediente," ſagte er, „iſt unſchuldig, ver-

bindet ihm die Augen und bringet sie beide fort.“ Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mich meine Führer verlassen hatten. Ich hörte Menschen, bat um Hülfe; man band mich los und nahm mir die Binde ab. Der Fürst lag an meiner Seite. Ich bat, uns nach dem nächsten Orte zu bringen; wir kamen nach Villa Gavina. Bermudo erschrack, er schwur, daß er an dem Verbrechen keinen Theil habe, sandte mich mit einem Wagen an den Arzt und einen reitenden Boten an den Minister.“ —

Wir kamen an, die Wunden waren nicht tödtlich; aber Angelo hatte seinen Zweck erreicht. Bermudo war in der äußersten Besorgniß, er war einer Ohnmacht nahe, als der Minister kam. Dieser äußerte den höchsten Unwillen, der Fürst selbst beruhigte ihn. „Die That,“ sagte er, „geschah um Zapari's willen; auch vor drei Jahren, da man mich ermorden wollte, ich erkannte den Mörder gleich, es war Alphonso Zapari; wahrscheinlich ist er

jetzt unter Angelo's Rotte und wahrscheinlich
hat ihn dieser auch aus dem Gefängnisse be-
freit." „Er soll," sagte der Minister, „sei-
ner Strafe nicht entgehen, und auch dieser
Angelo nicht; in seinen entferntesten Schlupf-
winkeln will ich ihm nachspüren lassen; die
Bösewichter sollen der Gerechtigkeit nicht ent-
kommen."

Unsere Besorgnisse vermehrte Lucilia. Si
war bei Ankunft des Ministers unter irgen
einem Vorwande nach einem entfernten Zimme
gebracht worden, und wußte nicht, daß Vigevan
im Hause sey, wohl aber, daß hier ein vo
Banditen gefährlich verwundeter Kranker lieg

„Laßt mich zu ihm," sagte sie wiederholen
lich, daß ich wenigstens ein Werk der Barmhe
zigkeit übe. Die Kranken pflegen, die Tra
rigen trösten, darauf haftet ja nach dem Au
spruche der heiligen Kirche des Himmels Loh
Auf Erden ist alles für mich verblüht, la
mich ein Saamenkorn für den Himmel au
streuen! — Ihr sagt, seine Augen sind is

genommen, o ich will ihn trösten, will ihm sagen, daß es noch ein größeres Elend auf Erden giebt — das meinige! Und doch, und doch! ich will's euch entdecken, ihr guten Seelen. Ich hoffte zu Loretto mir von der heiligen Jungfrau die Ruhe zu erflehen. Der Vater erfüllte meine Bitte, wir wallfahrteten dahin. Es war in den ersten Zeiten meines Jammers, und seitdem hat der Sturm — sie zeigte auf ihr Herz — sich hier sehr abgestillt. Ich lag vor der Santa Casa betend hingestreckt; ich bat um den Tod, um Ruhe. Ich wagte mein Auge nach dem Gnadenbilde aufzuschlagen; ein himmlischer Glanz umleuchtete mich. Ich faßte Muth und näherte mich dem Beichtstuhle; getröstet verließ ich ihn. Ich stand auf dem Hügel, auf dem die herrliche Kirche liegt, sah nach allen Seiten hin, über den Wald von Recanati, die Wasserleitung und das Meer; sah, wie herrlich Gottes Schöpfung sey: da, o ich Sünderin! ward ich der Gnade gewürdigt. Hört, was

ich fühlte, was ich vernahm. — Sie griff nach der Guitarre und ſang die beiden erſten Strophen wie in einer Begeiſterung, die beiden letzten mit Ernſt und Würde.

Was wehen die Lüfte, ſo lieblich, ſo mild,
Was düftet gleich blühenden Linden;
Iſt's Hoffnung, die heute den Buſen mir füllt?
Vermag ich noch Ruhe zu finden?
Soll ich ſie nicht finden, ſoll's ewig nicht ſeyn,
O Mutter der Gnaden, erbarme dich mein!

Welch' Harfengeliſpel erreichet mein Ohr,
Was hör' ich! iſt's Einklang der Sterne?
O Wonne! mir tönet ein ſeliges Chor
Aus Stimmen der Engel von ferne.
Dem himmliſchen Zuruf der Boten des Herrn,
O Mutter der Gnaden, ich folge ihm gern.

Es ſendet euch Menſchen den Jammer, das Leid,
Ihr werdet den Grund einſt entdecken;
Ein Vater, der euch hier zu dulden gebeut,
Aus weiſen und heiligen Zwecken;
Denn was hier euch martert und was hier euch drückt,
Das hat euch der Vater aus Liebe geſchickt.

Ihr ſeyd nicht auf Erden zur Freude beſtimmt,
Nein blos zur Erfüllung von Pflichten;
Dem, welcher die ſeinen getreu übernimmt,
Kann nichts ſeine Freude vernichten.
Er duldet gerubig, was Gott ihm geſchickt,
Er lebet im Frieden und endet beglückt!

Sie wollte ſich vom Beſuche bei dem Kranken gar nicht abhalten laſſen. Zarlino rieth jetzt, ihr zu entdecken, daß Vigevano der Verwundete ſey; denn ſagte er, ſo lange ich hier bin, kann ich wenigſtens als Arzt auf ſie wirken. Man fand den Vorſchlag in dieſer Hinſicht zweckmäßig; aber wer ſollte ihr nur dieſen Namen nennen, der jederzeit ſo heftige Wirkungen hervorbrachte? Ich kam auf den Einfall, das Bildniß des Fürſten, ſo ähnlich als es mir möglich war, zu entwerfen; der lebhafte Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, erleichterte dieſen Zweck. Ich ſetzte mich in den Garten, wo ſich eben Lucilia befand, als ob ich noch an dem Gemählde arbeite. Zarlino und Bermudo ſtanden hinter der Laube. Sie bemerkte mich, trat näher, ſah auf mein Gemälde. „Das iſt," ſagte ſie, — „den ſollte ich wohl kennen." Es iſt, fiel ich ein, der unglückliche Verwundete. „Iſt er's!" ſagte ſie und hielt die Hand vor die Augen, als ob ſie keinen Blick auf das Gemählde wer-

ſen wollte. Sie ward bald bleich, bald roth, ſie zitterte heftig; ich bot ihr einen Stuhl an, ſie ſetzte ſich. Zarlino und Bermudo traten hervor. „Iſt er's? ſagte ſie nach einer Pauſe, o verheimlicht mir's nicht.“ — Er iſt's, antwortete Bermudo, Gott hat ein ſchreckliches Beiſpiel gegeben, daß ſeine Strafe den Verbrecher ſchon oft hier auf Erden ereilt.“ — Sie ſchwieg. — „Er iſt unglücklich,“ rief ſie aus, „Gott fand mich noch würdig, hier Barmherzigkeit zu üben; o laßt mich zu ihm, ich will ihn ſehen, will ſeiner pflegen, will mit ihm beten. Vielleicht, Gott hat ihn nicht verworfen, er ſtraft ihn noch auf Erden. Ach, ich will dieſen Gedanken in ſeiner Seele erwecken, will ſie dem Himmel zuführen! Franzesko, Seliger, Verklärter, bitte Gott um Kraft für mich.“ — Bloß Zarlino's Vorſtellungen, daß ſie den Kranken zu ſehr erſchüttern, ihm jetzt nachtheilig werden könnte, vermochte ſie von dieſem Vorhaben abzuhalten. Er mußte ſeiner Geſchäfte wegen nach

Neapel, ließ aber mich zurück, der ich auf den Kranken Acht haben, und ihn von jeder Veränderung benachrichtigen konnte; doch kam er auch selbst einen Tag um den andern, den Kranken zu besuchen, der sich bald zu erholen anfing.

Er fragte jetzt nach Lucilia; man erzählte ihm ihren unglücklichen Zustand. „Gelobt sey Gott!" sagte er, „daß ich wenigstens an Franzesko's Morde unschuldig bin," und äußerte den Wunsch, daß Don Bermudo zu ihm kommen möchte. „Armer, gekränkter Mann," sagte er, als er ihn hereintreten hörte, „ich habe ihr Herz schrecklich verwundet; doch bin ich vielleicht nicht so abscheulich, als ich in ihren Augen erscheine. Ich liebte Lucilia, wie ich noch kein Weib auf Erden geliebt hatte; gern hätte ich ihr meine Hand angeboten, aber der Minister, mein Oheim, war äußerst entgegen. Daß mein Mutterbruder, der Erzbischof, ein Testament gemacht, mir darin seinen Nachlaß entzogen habe, war

ihm hinterbracht worden, und daß es noch einen Ausweg gebe, dies Testament umzustoßen, konnten wir damals noch nicht wissen. Mit Schulden überlastet, wie ich damals war, schien nur eine reiche Heirath das einzige Rettungsmittel. Lucilia hätte mit dem zu Grunde gerichteten Fürsten von Vigevano nur Unmuth und Kummer theilen müssen. Ueberdem lag eine gewisse schreckliche Erinnerung in meiner Seele; ich kann die Ursache davon hier nicht angeben. Im Geräusch der großen Welt konnte ich mich freilich übertäuben; aber war ich allein, dann sträubte mir Angst und Schrecken das Haar empor. Verdammter, sagte eine innere Stimme, du bist des Engels nicht werth! Sah ich Lucilia, so wurde dies Gefühl zum Theil unterdrückt, zum Theil vergessen; dacht' ich wieder daran, wie ich vom Minister, meinem Oheim, wegen dieser Vermählung verlassen, vielleicht nur eins, oder das andere meiner entfernten Güter zu retten im Stande seyn, dort verlassen mit Lucilia, mit Entsagung aller

meiner bisherigen Bedürfnisse mein Leben traurig hinbringen würde: dann bebte ich wieder zurück. Ich wollte von ihr lassen und konnte nicht. Oft erwachte der Gedanke an Selbstmord; aber aus Furcht vor der Hölle liebte ich das Leben. Jetzt hatte sich der Minister, ohne mich zu befragen, für mich um die Hand der verwittweten reichen Gräfin Odeschalki beworben. Ich kannte sie nicht; aber er machte mir bekannt, alles sey nun mit ihrer Familie berichtigt, und forderte meinen Dank. Ich hatte die Gräfin nie gesehen, hörte bald, daß sie weder jung noch schön, aber eben so stolz und herrschsüchtig, als reich sey. Dafür sollt' ich nun Lucilia hingeben! Ich bat meinen Oheim um Aufschub. „Das könne nicht seyn," sagte er, „um der Familie willen." Eines Abends war bei ihm eine große Conversation, auch Franzesko war zugegen. Es that mir wohl, wenigstens neben einem Menschen zu stehen, der meiner Lucilia nahe anging. Der Minister bemerkte uns;

er trat näher. „Wünschen sie," sagte er, „Don Franzesko, meinem Neffen, Ihrem Freunde, Glück, denn er wird sich in wenig Tagen mit der reichen Gräfin Camilla Odeschalki vermählen." Franzesko gerieth außer aller Fassung. Eben nahm der Minister meine Hand, um sich mit mir zu entfernen, als Franzesko meinen Arm ergriff. „Wenn Sie," sagte er, „nicht ganz ein Schurke sind, so fordere ich von Ihnen heute oder morgen jene Erklärung, die ich als Mann von Ehre zu fordern berechtigt bin." Er wandte dem Minister den Rücken und verließ das Zimmer. Ich blieb in der Gesellschaft, wovon wenige nur diesen Auftritt bemerkt hatten, und ihn aus Rücksicht für den Minister nicht bemerkt zu haben schienen. Er sagte zu denen, die am nächsten standen: „Don Franzesko scheint trunken zu seyn." Man verbeugte sich und lächelte ihm Beifall. Der Minister zwang mich an einer Spielparthie Theil zu nehmen, er

ſelbſt verließ unbemerkt die Geſellſchaft und kam bald wieder zurück.

Ehe noch die Geſellſchaft aus einander ging, entſtand ein leiſes Flüſtern, und als ich nach Hauſe kam, ſagten's mir meine Bedienten, Don Franzesko ſey auf der Straße ermordet worden. Ich glaubte ſelbſt, daß hiezu ein gefälliger Böſewicht gleich die Hand bot, aber ich war unſchuldig an der Freveltat! —

Eben ſo gerne wäre ich in die Hölle gegangen, als zum Traualtar; denn ich konnte meine Gemahlin weder lieben noch achten. Wechſelſeitige Kälte artete bald in Haß aus und bald quälten wir uns planmäßig. Camilla hatte meine Schulden bezahlt und ſo war aus dieſer Hölle keine Erlöſung. Jetzt ſtarb der Erzbiſchof; das Teſtament ward umgeſtoßen; ich athmete leichter. Er war plötzlich geſtorben und manches in dem Teſtament deshalb nicht hinlänglich beſtimmt. Ein anſehnliches Legat war dem Odoardo Zapari ausgeſetzt, deſſen Wohnort nicht angegeben war. „Siehſt

du," sagte der Minister, „diese Zapari, sie haben dem Erzbischofe die feindselige Stimmung gegen dich eingehaucht." Ich konnte dies unter solchen Umständen selbst nicht bezweifeln; und noch jetzt bin ich überzeugt, daß ich mein jetziges Unglück diesem Zapari zu verdanken habe. Freilich dulde ich nicht ungerecht! Er fragte nach Lucilia; man benachrichtigte ihn von ihrem Verlangen, ihn zu sehen, ihn zu sprechen. Nach gehöriger Vorbereitung wurde, als Vigevano Kräfte genug dazu besaß, die Zusammenkunft veranstaltet. Sie war weniger stürmisch, als wir erwartet hatten. Lucilia war von dem vorigen Gespräch, von Franzesko's Tode, unterrichtet. Stille Wehmuth zeigte sich in allen ihren Aeußerungen. „Ich mag dich nicht nennen," sagte sie, „ach wie sprach ich sonst deinen Namen aus, als mein Franzesko noch nicht im Grabe ruhte! Bei dieser seligen, aber auch so schmerzlichen Erinnerung beschwöre ich dich, sorge für deine arme Seele! Auch ich wollte

verzweifeln und war sehr krank, da erschien sie mir im Traum, die Himmelskönigin. Eine weiße Lilie hielt sie in ihrer Hand, sie neigte die Lilie gegen mich. Einer von den Engeln, die sie umgaben, flüsterte mir zu, das sey ein Gnadenzeichen. Sie erscheint mir oft, ich will sie bitten, daß sie auch dir tröstlich erscheine. Sie gab mir diese Saiten zum Trost, ihr Bildniß hängt an meiner Guitarre; beides lege ich nicht aus der Hand." —

Vigevano wurde erschüttert. „O," sagte er, „daß ich dir Ersatz geben könnte!" Die Stimmung wurde sanfter. „Habe Dank, Mutter der Barmherzigkeit, für diese Thränen!" sagte Lucilia, „o es sind glückliche Tage, wenn ich weinen kann! Vielleicht ist auch dein Auge nur unempfindlich für den Lichtstrahl, nicht für die Thränen; ich will mit dir weinen."

Noch fielen ein Paar ähnliche Zusammenkünfte vor. Vigevano schien nachdenkend. „Lucilia," sagte er endlich, „mein Weib ist seit zwei Jahren nicht mehr; bin ich dir kein

Gegenstand des Abscheues, so laß uns auf ewig uns verbinden; gedenk' unserer ehemaligen Liebe." — Lucilia riß wild über die Saiten. „Nenne dies Wort nicht," sagte sie, „es ist eine Dissonanz, die ich nicht in Harmonie aufzulösen vermag. Aber bezieh' dein benachbartes Gut wieder, ich und mein Vater, wir wollen dich oft besuchen; ich will dich lehren, wie man betet, damit man nicht in Verzweiflung sinke."

Mir gingen diese Auftritte sehr zu Herzen. Vigevano genaß und bezog wirklich sein benachbartes Landgut. Der Minister kam ein Paar Tage zuvor nach Villa Gavina und hatte die Gewogenheit für die gute Aufnahme seines Neffen mit vieler Höflichkeit zu danken. „Ich werde dir," sagte er beiläufig zu Vigevano, „etwas Tröstliches erzählen: Alphonso Zapari ist entdeckt; er befindet sich zu Rom, vielleicht jetzt auf der Reise nach Neapel; denn ich habe durch den Gesandten unseres Hofes den heiligen Vater um die Auslieferung

des

des Böſewichts bitten laſſen. Er ſoll ſchon alle ſeine Frevel bekennen, auch ſeine Gehülfen und ſeinen Neffen ſoll er uns angeben.

Ein ſonderbares Gefühl ergriff mich, es war Glauben an Gott und die heiligen Beſchirmer der Unſchuld. Der Neffe, ſagte ich, indem ich hervortrat, iſt hier. „Wo?" rief der Miniſter. Ich bin, erwiederte ich, Odoardo Zapari, tauſendmal hätte ich dem Fürſten Gift ſtatt Arznei reichen, ihm beim Verbande ſtatt Labung, Höllenſchmerz bereiten können, — ich that's nicht; denn mein Herz iſt frei von Rache und Verbrechen! — „Jeſus Maria!" rief Vigevano, „du Odoardo Zapari!" — Bei dem allen, ſagte der Miniſter, muß dieſer junge Menſch verhaftet, die Sache unterſucht werden; iſt er unſchuldig, ſo kann man ihn wieder in Freiheit ſetzen. „Um Gottes willen nicht!" rief Vigevano; „Verbrechen genug liegen auf meiner Seele, ich will nicht Undank hinzufügen. Odoardo Zapari hat mich mit Liebe und Wohlwollen

während meiner ganzen Krankheit gepflegt und behandelt; er, Bermudo und Lucilia haben mir vergeben, und ich sollte nicht zur Nachahmung ihres Beispiels durch sie erweckt seyn? Um Odoardo's, um ihrentwillen, vergeb' auch ich meinen Feinden. — „Gebenedeit sey Gott!" rief Lucilia, „du hast den ersten Fuß auf den schmalen Pfad zum Himmel gesetzt!" — „Odoardo," sagte Vigevano, „gib mir die Hand; weißt du auch ganz, wer und was ich den Deinen bin?" Ich weiß es, erwiederte ich. Und wie konntest du denn so gegen mich handeln?" — Weil ich an Gott und die Ewigkeit glaube!

Selbst der Minister schien gerührt. Nur einzelne sanfte Töne brachte Lucilia auf ihrer Guitarre hervor. „Aber, sagte der Minister, „man ist bei dem allen doch der Gerechtigkeit das nothwendige Opfer schuldig." Vergib, sagte Lucilia, vergib, ich will auch nicht mehr um Rache über Franzesko's Mörder beten. — Er schwieg. — Vigevano stürmte mit Bitten

auf ihn ein. „Nun," sagte er endlich, „um deinetwillen," und versprach, daß mein Oheim nicht nach Neapel, sondern nach Villa Gavina gebracht werden, sein Schicksal in Vigevano's Hände gegeben werden sollte.

Nach wenigen Tagen, da wir einst im Garten saßen, kamen einige Reuter, ein bedeckter Wagen war in ihrer Mitte. Es war spät, wir wollten eben zu Bette gehen. Die Ankunft der Fremden ließ uns schon den Grund errathen; der Anführer, der Gerichtsdiener setzte uns bald außer allem Zweifel. Er brachte einen Brief des Ministers, worin Vigevano erinnert wurde, sich nicht durch Güte mißleiten zu lassen, er wolle zwar sein Wort nicht brechen; aber der Gerichtsdiener habe den gemessenen Befehl, den Gefangenen ganz nach dem Willen des Fürsten zu behandeln. Das Klirren der Fesseln war uns jetzt nicht mehr auffallend; der Fürst befahl sie dem Gefangenen abzunehmen, uns allein zu lassen.

Mit Erstaunen betrachtete uns mein Oheim. „Wo bin ich?" fragte Alphonso. „Unter Freunden," antwortete Vigevano, „wenn Sie mich nicht von sich stoßen." „Ich kenne Sie nicht," sagte mein Oheim. Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, ich sank in seine Arme. Bermudo und Lucilla traten näher. „Gott," rief Alphonso, „ihr alle hier! Und wer ist denn dieser Blinde? er scheint mir bekannt."

Wir alle schwiegen. Vigevano stand verlegen von seinem Stuhle auf. „Es ist," sagte er, „Vigevano, der, um selbst Verzeihung zu erhalten, alles vergibt, was ihm durch Angelo wiederfuhr." Es kam zur Erklärung, mein Oheim rechtfertigte sich wegen des Verdachts, an Angelo's That Antheil zu haben. Aber, sagte er, mein fester Vorsatz war, Sie zu morden; Gott und die Heiligen haben dies freilich verhindert; aber ich bleibe strafbar, denn ich hätte nicht der Rache und der Leidenschaft Gehör geben sollen. Wir waren

alle gerührt und jeder vergab das Vergangene von ganzem Herzen.

Am folgenden Morgen kamen wir wieder zuſammen. „Vernehmt," ſagte Lucilla, als ſie in's Zimmer trat: „die heilige Jungfrau erſchien mir im Traum, ſie lächelte ſo freundlich, ach ſie iſt zufrieden mit uns. Laßt uns fortſchreiten im Guten, damit ſie uns hold bleibe." „Ich," ſagte Vigevano, „brachte die Nacht ſchlaflos hin und habe dabei einen Plan entworfen, der vielleicht Beifall erhält." Er fragte meinen Oheim, wo er zu bleiben gedächte. „Zu Neapel und in dieſer Gegend," antwortete er, „iſt für mich kein Bleiben, und nach Rom, von da ich als Verbrecher weggeſchleppt wurde, kehre ich nicht wieder zurück. — „Alphonſo," ſagte Vigevano, „oft hatte ich den Wunſch, gut zu werden, aber Leidenſchaft und Macht der Gewohnheit riſſen mich immer wieder zurück. Mein Schickſal zieht mich jetzt aus dem bisherigen Kreiſe. Ich will mein benachbartes Landhaus bezie-

her, will die Vergangenheit, so viel ich vermag, zu verbessern suchen. Begleite mich dahin und laß uns dort den Ueberrest unseres Lebens in der Stille hinbringen." — „Vortrefflich!" rief Lucilia, „und ich und der Vater, wir wollen oft zu euch kommen, an unsere Sterbestunde denken und uns auf die Ewigkeit vorbereiten!" Der Vorschlag ward nach einigem Bedenken angenommen; Alphonso begleitete den Fürsten und ich kehrte nach Neapel zurück.

Die Zeit meiner Abreise rückte immer näher heran. Ich hatte wirklich Neigung zur Malerei, zeichnete fleißig, benutzte Sambuccino's Unterricht und wurde hiedurch dem Alten unaufhörlich theurer. Meine Neigung für Cäcilia wurde immer inniger und herzlicher, es lag vor meinem Blick eine Seligkeit in der Ferne und ich schwebte in einem unaussprechlichen süßen Vorgefühle dieser Seligkeit. Einst ging ich in den Garten. Cäcilia saß in einer Laube und war eingeschlummert. Ich pflückte einige Blumen, steckte sie

ihr leiſe in's Haar und an den Buſen. Ich trat zurück, betrachtete ſie mit Entzücken. Gott! ſeufzte ich, um dieſes Engels willen laß mich fromm und gut, laß mich ihrer nicht unwürdig werden! — Sambuccino ſchloß mich in ſeine Arme, er hatte mich behorcht. Cäcilia ſchlug die Augen auf und wollte aufſtehen. „Bleibt, ich bitte euch," rief Sambuccino, „bleibt beide in dieſer Stellung. Eure Züge, den Himmel im Blick, werde ich nicht vergeſſen; bloß die Stellung will ich gruppiren." Er zog ein Pergament aus dem Buſen, worauf er die Zeichnung entwarf und das Gemälde wurde nachher vortrefflich von ihm ausgeführt. Er wählte den Augenblick, worin Cäcilia erwachte, gab uns griechiſche Kleidung, verwandelte das Gärtchen in einen Hain, in deſſen Hintergrunde zwiſchen hohen Bäumen ein antiker Tempel durchſchimmerte und erhellte die ganze Gegend, um das Romantiſche zu erhöhen, nur durch das Licht der untergehenden Sonne. Sambuccino ſelbſt freute ſich ſeines Werks. Ich

aber und Cäcilia dachten mit Rührung an die Stunde des Abschiedes. Sie erschien. Wir brachten den Nachmittag auf einer Villa nahe bei Neapel zu, von da mich der Vetturino, um bei Nacht zu reisen, mit Sonnenuntergang abholen sollte. Wir saßen unfern der Landstraße auf einem Hügel und blickten nach Neapel, das mit seinen vielen Thürmen und dem ganzen Hafen vor uns lag. Einige Schiffe liefen mit günstigem Winde aus dem Hafen. „Wie schnell sie sich entfernen, sagte Cäcilia; Gott und die Heiligen wissen, ob jemals eins wieder zurückkehrt.“ Wir hörten die Glocken der Maulthiere; der Wägen des Vetturino kam. Sambuccino entfernte sich ein wenig. Er öffnete eine Rolle, die er noch eine Zeitlang besah; er rollte sie zusammen und wickelte sie sorgfältig ein. „Odoardo,“ sagte er, indem er sie mir gab; „es ist mein Schatz, meine Madonna! nimm sie mit. Wenn deine Leidenschaften sich empören, die Stunde der Versuchung schlägt, blick' auf diese Züge voll

himmlischer Hoheit, Güte und Sanftmuth, denk' an die Würde der Menschheit! Könntest du jemals die Bahn des Edeln, Guten und Schönen verlassen, Odoardo, ich fordere meine Madonna zurück! Statt dieser habe ich jetzt dein und Cäcilia's Bild. Er umarmte mich, seine Thräne fiel auf meine Wange. Ich küßte gerührt die Hand des mich väterlich liebenden Greises. Cäcilia umarmte mich. Zarlino legte seine Hände auf mein und Cäcilia's Haupt; er konnte nicht sprechen. — Wir schieden.

Meine Reise hatte nichts merkwürdiges. Ich kam nach Padua, widmete mich, um meiner Cäcilia würdig zu werden, ganz den Wissenschaften, und die Zeugnisse meiner Lehrer erwarben mir von Zarlino wiederholte Versicherungen meines künftigen Glücks. Meine Erholungsstunden widmete ich der Malerei. Durch sie wurde ich mit dem Marchese Rufino bekannt, einem liebenswürdigen Jünglinge, der Kenntnisse und Geschmack vereinigte, und durch ihn wurde ich in verschiedene gesellschaftliche Zirkel eingeführt. Um

meine Kunst zu üben, versuchte ich's, manche mir auffallende Köpfe zu zeichnen, die ich meinem Sambuccino sandte. Unter diesen war auch Donna Violanta Albani, ein junges Frauenzimmer aus Bologna, die blos zum Besuch nach Padua gekommen war und dort als eine ausgezeichnete Schönheit bewundert wurde. Ihre Physiognomie war zum Theil regelmäßig, ihr Colorit blendend, eine gewisse Fülle der Gesundheit und des Wohlbehagens und ein wildrollendes Auge war das Charakteristische ihres Gesicht's.

Es ist, schrieb mir Sambuccino, der schöne Kopf einer Bacchantin; du scheinst ihn con Amore entworfen zu haben, die Kunst aber sollte an solchen Gegenständen nicht vergeudet werden, man schadet hiedurch dem Sinne für das wahrhaft Edle und Schöne. Ich habe eine allegorische Skizze entworfen und dachte dabei an dich und Cäcilia. Tugend und Wahrheit flechten an einem Kranze und Amor trägt ihnen die Blumen zu.

Zuweilen erhielt ich auch einen Brief von

meiner Cäcilia. O, es war ein Festtag für mich, wenn ich im Briefe des guten Zarlino eine solche Einlage fand. Hier ist einer dieser Briefe:

„Der Vater sagt, ich soll mich aufheitern und deshalb, mein Odoardo, schreibe ich an dich. Wir kommen von Lucilia's Grabe; seit ehegestern hat sie ausgelitten, die arme Dulderin! Sie erlosch wie eine Lampe, der Oel gebricht. Mein Vater suchte ihr wenigstens Linderung zu verschaffen; sie wünschte mich noch zu sprechen und bewillkommte mich freundlich. „Sie wird den Morgen," flüsterte mir der Vater zu, „nicht mehr erleben." Ich beschloß die Nacht hindurch bei ihrem Sterbebette zu wachen und — vergib mir den Gedanken, wer weiß, wie bald uns das Schicksal trennt! — von ihr, die ich dulden gesehen hatte, auch sterben zu lernen. Sie schlummerte kraftlos, dann erwachte sie wieder. „Cäcilia," sagte sie, „die heilige Jungfrau ist mir erschienen; sie hatte einen schönen Jüngling an ihrer Hand; das ist, sagte sie mir, der Engel des Todes, ich habe

ihm geboten, daß er dich sanft hinhole. — „O Cäcilia" rief die Sterbende, „Ersatz für alle Leiden dieser Welt ist die Hofnung einer seligen Sterbestunde! Sie wollte mehr sprechen, entschlummerte aber und erwachte nicht mehr. — Nimmer werde ich sie vergessen, die Hoffnung einer seligen Sterbestunde; auch ich will sie zu verdienen suchen. Ich weiß, Odoardo, wie gut du bist; auch ich will täglich besser zu werden suchen, damit uns nicht blos die Erde, damit uns auch der Himmel auf ewig vereine. Wenn ich bete, so muß ich auch immer für dich beten; gedenke auch meiner in deinem Gebet." —

Mehrere Briefe, worin diese sanfte liebreiche Sprache herrschte, vergegenwärtigten mir immer mehr und mehr mein nahes Glück. Selbst meine äußere Lage wurde unabhängiger. Die gute alte Euphemia war gestorben; sie hatte, wie Sambuccino mir schrieb, noch vor ihrem Tode gesagt: „meine Cäcilia soll sich nicht einbilden, einen ganz armen Mann

glücklich gemacht zu haben." Und so hatte sie mich zum Erben ihres, freilich nicht groſsen, aber doch nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt.

Zwei Jahre waren verstrichen, und ich verlieſs Padua mit desto gröſserer Freude, weil mein Freund Rusino mich nach Bologna begleitete; und da er eine Empfehlung an den Cardinal Legaten hatte, so wurde auch ich bei diesem eingeführt; und bei ihm erhielten wir Gelegenheit, die schon gemachte Bekanntschaft der Donna Violanta zu erneuern. Da ich blos den Wissenschaften lebte, sah ich sie zufällig ein paarmal in dem ersten Jahre meines Aufenthalts, häufiger im letzten Sommer, da ich mir vom Cardinal die Erlaubniſs ausbat, seinen Garten, der eine Menge der seltensten Gewächse enthielt, besuchen zu dürfen. Eine interessantere Bekanntschaft für mich war der Maler Andrioli. Er und Sambuccino hatten in ihren frühern Jahren gemeinschaftlich ihre Kunst zu Rom studirt;

aber Verschiedenheit im Betreff der Grundsätze ihrer Kunst hatte sie entzweit. Sambuccino wollte, der wahre Künstler sollte nie nachahmen, sondern selbst schaffen; die durch ihn überall veredelte Natur sollte ihm nur das Hülfsmittel seyn, um seine Ideen des Schönen und Erhabenen einzukleiden. „Er wollte," sagte Andrioli, „die Natur und die Menschen nicht malen, wie sie sind, sondern wie sie seyn könnten; den Pinsel nie anders, als mit Begeisterung führen; nicht Menschen mit dem Ausdrucke der Leidenschaft, sondern nur Halbgötter und himmlische Gestalten im Momente der reinsten, schönsten und edelsten Gefühle darstellen. Andrioli hingegen glaubte, die Kunst sey Nachahmung der Natur, die einzelnen Theile müßten ihr getreu dargestellt, das Ganze könne in so weit, als es ohne Verletzung der Wahrheit möglich sey, veredelt und verschönert werden. Daher unterschieden sich beide ungefähr wie der epische vom lyrischen Dichter; Sam-

buccino, dem erstern gleich, war Geschichtsmaler, Andrioli hingegen Portraitmaler geworden, und beider Freundschaft zuletzt erkaltet. Durch mich aber kamen die beiden Alten nun wieder in Briefwechsel.

Ich selbst erhielt beinahe wöchentlich Briefe von Sambuccino; durch ihn erhielt ich auch Nachricht von der Lage meines Oheims und des Fürsten. Vigevano's Schicksal hatte einen lebhaften Eindruck gemacht. Seine mehresten Freuden gewährte ihm bisher die Sinnlichkeit, und diese waren nun dahin. Die Menschen, so viel sie auch immer von Humanität schwatzen, betrachten den Blinden, wie der englische Pflanzer den Neger, als eine niedrigere Menschengattung, die selbst durch den Stempel der Natur mit einer, sey es auch unverdienten Schmach, bezeichnet wurde. Edle und gute Menschen machen freilich davon eine Ausnahme; aber wie klein ist die Zahl dieser Auserwählten, und mit wie wenigen solcher Edeln war ein Vigevano bekannt! — Manche seiner ehemaligen Tisch-

freunde kamen noch aus Neugierde oder andern eigennützigen Absichten zu ihm. Den Anblick der niedergetretenen Unschuld, der zu Grunde gerichteten Tugend, den konnten sie freilich ertragen; aber der Anblick des verstümmelten Mannes fiel ihren schwachen Nerven widrig auf. Und so stand er bald einsam und verlassen da. Bermudo, Lucilia, Alphonso, und wenn es seine Gesundheitsumstände forderten, auch Zarlino, waren beinahe die einzigen Menschen, die außer seinen Bedienten sich ihm näherten. Lucilia sank in's Grab, und die Einsamkeit vermehrte bald die trübselige Stimmung Vigevano's. Den Gedanken an Bekehrung, an Glück jenseit des Grabes hatte Lucilia erregt, Alphonso befestigt, und abnehmende Gesundheit ließ Vigevano, ich weiß nicht, ob mehr hoffen oder fürchten, daß seine letzte Stunde nicht mehr fern sey. Dies mehrte seine Schwermuth. Er wollte sich zerstreuen, Lectüre sollte dies bewirken. Alphonso wurde Vorleser. Ihre Stimmung leitete sie auf

religi-

religiöſe Schriften, bald auf Alphonſo's Lieblingslectüre, die Kirchenväter und Myſtiker. Er wurde dabei Ausleger, trug ſeine Begriffe in Vigevano's Seele über, deſſen Phantaſie nun bald in einer neuen Sphäre ungehinderten Spielraum erhielt. Engel und Heilige beſchäftigten ihn zuerſt in ſeinen Träumen, ſchwebten auch bald, wenn er erwachte, vor dem Auge ſeiner Einbildungskraft. Auch entſprangen jetzt oft ſchauervolle Rückerinnerungen, mit ihnen zugleich der Gedanke an Hölle und Teufel. Gebet ſollte dann Linderung ſchaffen, und die Heftigkeit, die alsdenn Gewiſſensangſt erzeugte, nannte Vigevano Selbſttäuſchung und Alphonſo's Gutmüthigkeit Andacht. Es war wenigſtens Betäubung und deshalb nahm man dazu, ſo oft es Noth that, die Zuflucht. Mein Oheim hatte ſich gewöhnt, bei den Kirchenvätern im Betreff jeder Lehre der Kirche, und bei jedem gottesdienſtlichen Gebrauche ſich noch einen gewiſſen myſtiſchen Sinn zu denken. So ward denn auch jetzt

unaufhörlich gedeutet. Vigevano nahm, weil jede neue Beschäftigung seiner Phantasie ihm gütlich that, alles willig auf; es schmeichelte bald der eigenen Eitelkeit, neue Deutungen ausfindig zu machen; und diese wurden nun bald beinahe so gut, als himmlische Eingebungen betrachtet. Bald wurden die Fasten von höchster Wichtigkeit; denn das Gehirn, von keinen irdischen Dünsten belastet, sollte den himmlischen Eingebungen dadurch desto offener seyn; Kasteiungen sollten gegen den Körper gleichgültig machen und hiedurch den Geist von der irdischen Hülle ableiten, zu himmlischen Genüssen aber um so empfänglicher machen.

Einsamkeit erhöhte die Schwärmerei, Langeweile machte sie bald zum Bedürfniß. Eitelkeit fand darin Trost und fühlte die eigene Wichtigkeit, von der Gottheit gerade ausgezeichnet auf diesen Punkt hingeleitet zu seyn. An's Deuten gewöhnt, wurde bald jede zufällige Begebenheit für bedeutend gehalten und beide

ſahen zuletzt überall nur Wirkungen der Geiſterwelt und wurden bald von den Wirkungen, zuletzt mit den Wirkenden vertraut. In einer Zugluft fühlten ſie nur die Schwinge des Geiſtes, der bei ihnen vorüberfuhr; das Stilleſtehen einer Uhr ſchien ihnen durch übernatürliche Kraft als Warnungszeichen bewirkt; irgend ein zufälliger Ton war die Stimme des warnenden Genius, und manche zufällige Begebenheiten wurden jetzt als die Folge davon gedeutet. Die Geſundheit meines Oheims, die ſchon durch Jahre und Leiden gelitten hatte, wurde völlig zerrüttet. Vergeblich warnte Zarlino; ein ſchleichendes Nervenfieber brachte es endlich ſo weit, daß die Phantaſie ſelbſt auf das Auge meines Oheims wirkte. Mehrere Heilige zeigten ſich ihm im Schlummer. Er konnte jetzt nur wenig zu Vigevano's Unterhaltung beitragen, deſſen Phantaſie deſto thätiger wurde.

Jetzt erfuhren ſie durch das Gerücht, daß in einem entfernten Kloſter Calabri-

ans ein Mönch lebe, dem die Meinung des großen Haufens ſelbſt die Wundergabe zuſchrieb. Beträchtliche Geſchenke wurden an das Kloſter, die dringendſten Einladungen an den Heiligen geſandt. Dieſer erſchien, als mein Oheim bereits ſo erkrankt war, daß er aus ſeiner Hand nur noch die Sakramente erhalten konnte. Das Feierliche, worin Bruder Franzesko in dieſen Augenblikken erſchien, wirkte auf den Kranken. Er ergriff die Hand des Fürſten. „Gott," ſagte er, „hat mein letztes Gebet erhört, zwei himmliſche Geſtalten, ich glaube der heilige Johannes und heilige Paulus, begleiteten den frommen Prieſter an mein Krankenlager. O gewiß, er iſt ein Liebling der Heiligen!"

Dieſe letzten Worte wirkten mächtig auf den Fürſten. Pater Franzesko aber war kein ſo wohlthätiger Schwärmer, als mein Oheim; er kannte nur den Gott Iſraels, den ſchrecklichen Rächer der Sünde, deſſen Gerechtigkeit nicht verzeihen kann, ſondern jedem Verbre-

chen angemeſſene Strafe von Ewigkeit feſtge-
ſetzt hat. Hievon ſprach er unaufhörlich mit
Vigevano, erklärte meinen Oheim für einen
halben Zauberer, wenigſtens Ketzer, nannte,
was Täuſchung der Phantaſie war, Gauke-
leien der Hölle zur Einſchläferung des Gewiſ-
ſens. Vigevano's Lage wurde ſchrecklich; die
Wunden des Gewiſſens bluteten, und kein
Wort des Troſtes kam aus dem Munde des
ſchrecklichen Bußpredigers. Tiefſinnig, in ſich
gekehrt brachte Vigevano ſeine Tage, ſchlaf-
los ſeine Nächte hin. Plötzlich wurde eines
Tages Zarlino zum Fürſten berufen. Man
hatte ihn auf dem Boden ſeines Zimmers im
Blute liegend gefunden. Ein Meſſer, das un-
glückliche Werkzeug, womit er ſich einige
Wunden verſetzt hatte, lag neben ihm. Keine
der Wunden war tödtlich, aber ſie wurden
es durch Blutverluſt und Entkräftung, beſon-
ders bei der Verzweiflung des Verwundeten,
bei dem Zarlino, aber vergeblich, Vertrauen

auf den Allbarmherzigen in den letzten Augenblicken des Lebens rege zu machen suchte.

Die Nachricht davon gab mir eine höchst traurige Stimmung; ich bedurfte etwas zu meiner Erholung, und Mahlerei wurde deshalb mehr, als gewöhnlich, meine Beschäftigung, und hiedurch selbst mein Umgang mit Andrioli lebhafter, besonders da dieser nahe bei dem Garten des Cardinals wohnte. „Ach," sagte Andrioli eines Tages zu mir, „es ist traurig für den Künstler, daß er alt wird; jenes Feuer, womit er in der Jugend entwarf, ist hin, und doch fordert man von ihm, daß er noch das nämliche leiste." Nach dieser Erklärung war es mir nicht mehr befremdend, daß er mich zuweilen zu Rathe zog; und aus Gefälligkeit half ich ihm selbst bei manchen seiner Arbeiten, welches er dann immer mit dem lautesten Beifall pries. Um mich noch mehr zu zerstreuen, besuchte ich jetzt manche Cirkel, worin mir Rufino Zutritt verschafft hatte, und wurde in einigen derselben von

Donna Violanta als alter Bekannter freundlich bewillkommt. Sie hatte durch Andrioli erfahren, daß ich zu Padua ihr Gemälde verfertigt hätte; sie bat mich, es ihr zu zeigen. Es war ein bloßer Kopf in Silberstift. Ein jeder schrie über die Aehnlichkeit, und Violanta versicherte, alle Kunst Andrioli's habe es nicht vermocht, ein so ähnliches Gemälde zu entwerfen. Jedermann, selbst der Cardinal Legat, bewunderte jetzt mein Künstlertalent; und bei diesem Lobe, bei der Zudringlichkeit Andrioli's mußte ich endlich, so sehr ich mich sträubte, meine Malereien vorzeigen; und ich bekenne, daß die vielen Lobsprüche meine Eitelkeit weckten.

Um diese Zeit erhielt ich die Doctorwürde und wollte Bologna in wenig Wochen verlassen. „Sie sollten," sagte einst der Cardinal Legat zu mir, „sich unter uns ein Denkmal stiften; ich wünsche in der Capelle meines Pallast's ein neues Altarblatt." Ich entschuldigte mich mit meiner Schwäche; aber der

Antrag wurde erneuert; meine Eitelkeit und der Gedanke, wie der alte Sambuccino ſich ſeines Schülers freuen würde, erwachte, und ich gab nach, da ich hörte, daß es blos eine Magdalena ſeyn ſollte.

Ich wurde vom Cardinal mit Höflichkeit überhäuft, und erfuhr jetzt, da ich füglich nicht mehr zurücktreten konnte, das Nähere des Gemäldes: Donna Violanta, deren Abbildung mir ſchon einmal ſo meiſterhaft gelungen wäre, ſollte das Original zur Magdalena ſeyn. Bekannt iſt die Erzählung, daß Magdalena die letzten ihrer Jahre in Bußübungen als Einſiedlerin in einer Höhle verlebte. Um nun aus dieſem Geſichtspunkt zu arbeiten, wurde in einem Theile des Gartens, den ich immer für die reitzendſte Parthie gehalten hatte, die Einſiedelei angelegt, und Andrioli erhielt die Aufſicht über dieſe Anlage. Ein kleiner Bach, durch Kunſt in enge Ufer gezwängt, rauſchte ſchäumend zwiſchen Steinen neben einem Hügel; die beiden Ufer des Ba-

ches waren mit Pinien, Nuß- und Kaſtanienbäumen mit anſcheinender Unordnung bepflanzt und eine alte immer grünende Eiche breitete ihre Aeſte über den Hügel aus. Die Gegend war ſtill, einſam und hiedurch wirklich täuſchend; die Grotte aus Bimsſtein und wildem Moos, mit überhangendem Geſträuch. Ich entwarf zuerſt die Zeichnung des Orts; ſie erhielt allgemeinen Beifall; und jetzt ſollte ich die Hauptfigur zeichnen. Um mich nicht zu ſtören, hatte Andrioli alle Neugierigen entfernt. Auch jetzt befand ich mich mit Donna Violanta hier völlig allein. Sie lag auf einem Lager von Moos nachläßig hingegoſſen, den kleinen Fuß entblößt, mit einem flatternden Gewande bedeckt. Die ſchönen Haare rollten aufgelöſt über dem vollen Buſen in freiwilligen Locken und der runde, fleiſchigte, weit aufgeſtreifte Arm ſtützte nachläßig das Haupt. Die ganze üppige Stellung und der lüſterne Blick ſagten mir, daß es Magdalena die Sünderin und nicht die Bußfertige ſey.

Mit Widerwillen ging ich an die Arbeit. Jüngling. Jüngling, wenn ſich die Verſuchung zeigt, entferne den erſten Blick; jede Sekunde der längern Anſchauung ſchlägt deinem Schaamgefühl eine tödtlichere Wunde! — Ich vergaß, daß es Magdalena ſeyn ſollte, und ſah nur die ſchöne Form. Aber dieſe athmete Leben und Feuer; die Zeichnung wollte nicht gelingen. Violanta ſcherzte über meinen finſtern Blick. „Laſſen Sie uns," ſagte ſie, „lieber ein Viertelſtündchen plaudern; der Augenblick der Begeiſterung, er kommt von ſelbſt." Ich befolgte den Rath. Sie leitete das kalte Geſpräch auf Kunſtwerke, auf Darſtellung ſchöner weiblicher Figuren; es wurde lebhaft. „Sollte nicht dieſe Stellung noch vortheilhafter ſeyn?" ſagte Violanta und veränderte ihre Lage. Ich näherte mich ihr, um die Stellung zu ordnen. Ihre Hand berührte die meine. Ich ſah das Wallen des ſchönen Buſens, ihr Auge, das in Wolluſt ſchwamm. — Ich weiß nicht, wie meine Lippen die

ihrigen berührten. Ihr Arm umschlang meinen Nacken; meine Besinnung verschwand. — Aber mein Schutzengel ließ mich nicht sinken.

Man hatte mit Rücksicht auf ähnliche Vorstellungen, unweit dem Haupte der neuen Magdalena ein Felsenstück in Form eines Altars angebracht, und wahrlich höchst unzweckmäßig für den gegenwärtigen Augenblick, einen Todtenkopf und das Bild des Gekreutzigten darauf gestellt. Und zufällig — o nein, es war Leitung des Allbarmherzigen, der auch in der Stunde der Versuchung mächtig zum Schutze des Schwachen ist! — fiel jetzt auf diese Gegenstände mein Blick. Jesus Maria! rief ech aus, entriß mich dem Arme der Sirene — und floh.

In einem entfernten Gange begegnete mir Andrioli; er hielt mich auf. Der armselige Künstler verstand so wenig den Ausdruck meiner Gesichtszüge zu deuten, daß er, was Schrecken und Abscheu verrieth, durch Reue veranlaßt glaubte, und er suchte diese durch

Spott und Gelächter zu betäuben. Ich verließ ihn mit Verachtung. Noch war das zu meiner Abreiſe erforderliche Geld nicht angekommen. Rufino war an dieſem Tage auf's Land gereiſt und kehrte erſt am Abend zurück. Von ihm wollte ich die erforderlichen Reiſekoſten entlehnen und beſtimmte den folgenden Morgen zur Abreiſe. Jetzt erſchien Andrioli. „Werden ſie das Altarblatt nicht vollenden?" war ſeine erſte Frage; ein kaltes Nein die Antwort. „Wiſſen Sie," fuhr er fort, „daß Donna Violanta die Nichte des Cardinals iſt und ſeines wichtigen Schutzes genießt? auf der einen Seite alſo Gefahr und auf der andern — komm," fügte er vertraulich hinzu, „ſey kein Thor. Zu den Füßen der erzürnten Venus erhält Adonis leicht Verzeihung. Ach Jüngling genieße, genieße!"

Blumen ähnlich ſchnell vergehn
Unſre wonnevollſten Stunden;
Schnell, wie Frühlingslüfte wehn,
Iſt die Freude hingeſchwunden.
Mädchen, Freunde, küßt und trinkt,
Weil Natur und Jugend winkt!

Armſeliger Kuppler, ſagte ich mit einem Blicke voll Verachtung.

„Das mir?“ rief Andrioli. „Wem anders, als dir alten Böſewicht, der ſchon mit einem Fuße am Rande des Grabes ſteht.“ Er warf mir einen wüthenden Blick zu und verließ mich ſchweigend.

Froher Dank gegen die ſchützende Vorſehung, aber auch ein gewiſſes Selbſtgefühl erhöhten meinen Muth. Einem Heere von Teufeln hätte ich jetzt kühn die Spitze geboten. Ich ging zu Rufino, erzählte ihm die Begebenheit und erhielt einen mir unerwarteten Aufſchluß; nämlich Violanta ſey die Buhlerin des Cardinals und übrigens ein Geſchöpf von unerſättlicher Wolluſt; Andrioli ſey ſchon häufiger ihr Werkzeug geweſen, und alles wahrſcheinlich mit ihm, um mich in's Netz zu locken, planmäßig verabredet worden.

Er gab mir ſogleich die von mir geforderte Summe und rieth zur Beſchleunigung meiner Abreiſe. Wir ſchieden mit Herzlichkeit

und Freundschaft. Während unseres Gesprächs war die Nacht eingebrochen und deshalb befahl er seinem Bedienten, mich mit einer Fackel nach Hause zu begleiten.

Ich folgte ihm langsam nach. Plötzlich sprang aus einer abgelegenen Straße ein Kerl hervor, stieß mir den Dolch in die Brust; ich sank mit einem Schrei zu Boden. Der Bediente wandte sich, schrie nach Hülfe; der Mörder entfloh, und im Zimmer Rufino's erhielt ich die Besinnung wieder. Die Aerzte erklärten meine Wunde für sehr gefährlich; Jugend und ungeschwächte Natur ließen mich indessen nicht unterliegen, doch war ich erst nach vielen Wochen im Stande, das Lager zu verlassen, und konnte erst nach einigen Monaten meine Abreise bestimmen. Oft hatte ich nach Briefen aus Neapel gefragt; ein einziger war vor Kurzem angekommen. Rufino hatte ihn mir aus Besorgniß nicht eher als jetzt geben wollen; es war Sambuccino's Hand. Ich riß ihn freudig auf. — „Was

iſt dir?" rief Rufino, „du erbleichſt, du taumelſt!" Ich reichte ihm den Brief; er enthielt nur die eine Zeile:

„Odoardo, ſchicke mir meine Madonna zurück."

Ich floh nach Neapel. Die Madonna in der Hand trat ich in Sambuccino's Zimmer. Er ſaß vor einem Tiſche, den Kopf auf beide Hände geſtützt, und hörte mich nicht. Ich legte die Rolle vor ihm auf den Tiſch; er blickte auf. „Du hier?" rief er aus und riß die Rolle heftig auf. Eine Thräne floß von ſeiner Wange. „Odoardo," ſagte er, indem er mir die Madonna vorhielt, „kannſt du ſie anſehen?" Nicht allein dieſe Heilige, ſagte ich, auch einſt den Richter dort oben; denn ich bin mir keiner Frevelthat bewußt. — Er holte einige Papiere. „Komm," ſagte er und führte mich in's Gärtchen. „Hier," ſagte er, indem er mich in die Laube führte, „hier ſtandeſt du, als du es einſt von Gott erflehteſt, durch Tugend Cäcilia's würdig zu ſeyn. Hier

ſaß Cäcilia; ſieh' dort am Spalier, es iſt der nämliche Pfirſichbaum, und der nämliche Gott, der damals dich hörte, richtet einſt über dich. Odoardo, biſt du unſchuldig?" Ich bin's, erwiederte ich. Aber was ſoll ich denn gethan haben? — Er gab mir die Papiere; es waren Briefe von Andrioli. Sie enthielten die Nachricht, daß ich, der vormals die trefflichſten Anlagen verrathen, mich allmählig der größten Wolluſt ergeben, das Glück vieler Familien geſtört, und endlich wahrſcheinlich durch die Hand eines gekränkten Ehemannes, Vaters oder Liebhabers den Todesſtoß erhalten hätte. Ein zweiter Brief enthielt die Nachricht, die Wunde ſey eben nicht ſo ſehr gefährlich; aber die Aerzte verzweifelten dennoch wegen meines durch Ausſchweifungen geſchwächten Körpers an der Geneſung. Ein dritter Brief ſagte, ich würde wohl geneſen, doch zeitlebens einen ſiechen Körper behalten; und im vierten ſtand, daß ich mich zwar ſo leidlich erholt, aber doch auch gleich meine alten

Bekannt-

Bekanntſchaften erneuert hätte. — Ich erzählte ihm jetzt den wahren Verlauf der Sache. Er ſchlug die Hände zuſammen: „o die Bachantin!“ rief er aus, „las ich's nicht in ihrem Blicke? und dieſer Andrioli, wie konnte ich, wie konnteſt du ihn verkennen? dieſen Menſchen, der weiter nichts thut, als einzelne Züge nachzuzeichnen und durch ein blendendes Colorit oder falſchen Ausdruck der erbärmlichſten Phyſiognomie eine Art von Schönheit anzulügen. Armer Odoardo! vergib die Kränkung; du ſollſt deine Madonna behalten. Und nun fort zu deiner Cäcilia!“ —

Wir eilten zum Kloſter der Klariſſerinnen. Auf Sambuccino's Bitte führte uns die Pförtnerin in's Sprachzimmer, wo bald die Aebtiſſin und eine verſchleierte Nonne erſchien. Der Wuchs der letztern und der Schrei, womit ſie bei meinem Anblicke in Ohnmacht ſank, verriethen meine Cäcilia. Die Aebtiſſin war bemüht, ſie in's Leben zurück zu rufen.

„Ich will sie erwecken," rief Sambuccino, „und wäre sie am Rande des Grabes; Cäcilia, dein Odoardo ist unschuldig, bei allen Heiligen! er ist unschuldig." Sie erholte sich. Sambuccino hatte mir schon gesagt, sie sey noch Novize, habe erst seit wenigen Wochen das Probejahr angetreten, und werde gewiß, von meiner Unschuld überzeugt, aus dem Kloster in meine Arme zurückkehren. Ich und Sambuccino bestrebten uns folglich, sie von meiner Unschuld zu überzeugen. Ich sah die gebläßte Wange sich wieder röthen, ein sanftes Lächeln umschwebte den schönen Mund.

„Dank sey Gott und den Heiligen," rief sie aus; „dann vereinigt uns doch die Ewigkeit wieder!" — Ich und Sambuccino drangen in sie, sogleich das Kloster zu verlassen; aber alle unsere Bitten waren fruchtlos, um so mehr, da auch Zarlino uns entgegen wirkte. Zweimal nach einander war seine Gattin von einem todten Kinde entbunden worden; Sehnsucht nach Mutterfreude erzeugte nun ihr übereiltes

Gelübde, ihr erstes Kind, das leben bleiben würde, dem Kloster zu weihen, und dies war — Cäcilia! Zarlino's gesunder Verstand wurde durch dies Gelübde empört. „Wir können," sagte er, „kaum für uns bürgen, und der schwache Mensch ist zugleich stolz und unbesonnen, wenn er der Gottheit eine Gabe zu bringen wähnt, und zugleich glaubt, daß sein gegenwärtiger Wille nicht durch Zeit und Umstände verändert werden dürfte. Verwegen bleibt es folglich schon in Betreff unserer selbst ein Gelübde abzulegen; dies im Namen unsrer Kinder thun, ist Thorheit, woran folglich das weiseste und gütigste aller Wesen keinen Wohlgefallen finden kann." So dachte Zarlino in seinen männlichen Jahren; seine Gattin starb, ihres Gelübdes wurde nicht ferner geachtet. Die schwatzhafte Euphemia aber hatte es ihrer Nichte erzählt und eine wehmüthige Rückerinnerung an die verstorbene Mutter hatte in Cäcilia's Seele schon verschiedentlich den Gedanken erzeugt, ob Erfül-

lung des mütterlichen Gelübdes nicht wenigstens Beweis kindlicher Liebe sey. Zarlino's Gegengründe hatten den flüchtigen Gedanken nie zum Entschlusse reifen lassen; beim Erwachen unserer Liebe wurde er völlig vergessen, und die freudigsten Erwartungen stiegen mit jedem Tage, der die Hoffnung unserer Verbindung näher führte.

Jetzt kam Andrioli's erster Brief. „Wenn er stürbe," sagte Cäcilia, „dürfte ich doch blos seinen Tod beweinen; aber wenn er in einer Todsünde umkommt — wehe seiner armen Seele! — dann ist er auf ewig verloren, und wenn ihm Gott und die Heiligen ihren Schutz entzogen hätten, um mich wegen des verletzten mütterlichen Gelübdes zu strafen?" — Bald kam auch dieser schreckliche Gedanke bei Cäcilia hinzu. „Ich will," sagte sie, „wenigstens seine arme Seele retten!" Sie warf sich vor einem Gemälde der gebenedeiten Jungfrau nieder. „Mutter der Barmherzigkeit," rief sie aus, „vernimm mein Gelübde:

Friſte ſein Leben, führe ihn zur Tugend zurück, ich will dankbar dafür mich einzig deinem Dienſte weihen und das Gelübde der Mutter erfüllen!"

Zarlino hatte indeß an einen Bekannten, einen Arzt in Bologna geſchrieben und dieſer hatte wieder von ſeinem Freunde, einem Prieſter am Hofe des Cardinals die Nachricht erhalten, daß ich auf die ſtrafbarſte Weiſe die Gunſtbezeigungen der Donna Violanta, einer Nichte des Cardinals, zu rauben verſucht habe, und daß meine Verwundung wohl die Folge dieſer ſtrafbaren Handlung ſeyn könnte. Dieſer Brief hatte bei Sambuccino das ihm von mir überſandte Bildniß der Donna Violanta in Erinnerung gebracht. Er hatte mir es damals vorgerückt, daß ich es con Amore gemalt hätte, dies betrachtete er nun als Beweis gegen mich und forderte, da Andrioli's Briefe hinzukamen, ſeine Madonna zurück. Er hielt mich unter dieſen Umſtänden des Verbrechens überwieſen und weckte Zarlino's

Unwillen. Bei der vortheilhaften Meinung, die beide von mir gehabt hatten, gaben sie jetzt beinahe allen Glauben an die Güte der Menschheit verloren. Kein Wunder, daß sie Cäcilia's Entschluß, der Welt zu entsagen, genehmigten, und sie trat jetzt ungehindert ihr Probejahr an.

Zarlino war durch diese Begebenheit heftig erschüttert worden; dies und seine Jahre hatten seine Gesundheit geschwächt. Der beständige Anblick des Leidenden, oft selbst des Sterbenden, den ihm sein Gewerbe als Arzt oft zuwegebrachte, erzeugten so manche schwermüthige und fromme Gefühle. Von mir und seiner Tochter hatte er sein ganzes Glück gehofft. Der Plan war zertrümmert. „Weshalb dies alles?" fragte er sich oft selbst. Plötzlich erwachte der Gedanke: vielleicht Strafe der Vorsehung für die unterlassene Vollziehung des mütterlichen Gelübdes. Der Mensch, von Gram und Schmerz niedergebeugt, überläßt sich oft manchen religiösen

Ideen, die er in der Fülle der Gesundheit und Kraft, als Schwärmerei belächelte. Stolzes Wesen, das so oft auf den Namen Mensch einen hohen Werth setzt, selbst deine Vernunft, deine Denkkraft ist von deiner gebrechlichen Hülle abhängig! Den Beweis davon liefert auch hier Zarlino. Bald hielt er sich von der Strafe des Himmels überzeugt, glaubte ihn nur versöhnen zu können, wenn er selbst seine Tochter zur Annahme des Schleiers bewegte; und ein schwärmerischer Beichtvater hatte diesen Gedanken ernährt und befestigt.

Vergeblich waren daher alle meine Gegenvorstellungen. „Gerade darum, mein Sohn," sagte Zarlino, „weil du unschuldig bist und dennoch so viel dabei leiden mußt, würde ja die gütige Vorsehung dir diese Leiden ersparen, wenn sie nicht dazu einen andern wichtigen Grund hätte. Wir wissen, weshalb Gott dies Band getrennt hat, warum sollten wir es hartnäckig verkennen?" Auch bei Cäcilia hatte dieser Gedanke gewurzelt Vergeb-

lich hatte ich am Gitter des Sprachzimmers alles, was ihren Entschluß bekämpfen konnte, wiederholt. „Odoardo, sagte sie im feierlichen Tone, „ich habe alles genau geprüft; ich habe zu Gott und den Heiligen um Erleuchtung und Kraft gebeten; sie haben mein Gebet erhört. Noch liebe ich dich, Odoardo, der Himmel ohne dich enthielte für mich keine Seligkeit. Aber eine höhere Pflicht gebietet. Odoardo, je größer das Opfer, um so höher ist einst der Lohn!" — Sie strebte ihre Thränen zu verbergen. „Odoardo," sagte sie mit leiser Stimme, „Theurer, Geliebter, mache, daß ich dich dort oben einst wieder finde; hier störe ferner meine Ruhe nicht. Ich bin die Verlobte des Himmels; es dient zu unser beider Frieden, drum habe ich's gelobt. Täglich bete ich für dich, aber — lebe wohl auf ewig, ich sehe dich niemals wieder!"

Mein Schmerz war unaussprechlich. Oft kam ich wieder ans Gitter; aber sie erschien nicht. Ich schrieb an sie, Sambuccino wurde

Ueberbringer des Briefes. Sie gab ihn unerbrochen zurück, bat mit Thränen, ihre Ruhe nicht ferner zu stören. Was blieb mir übrig? Wie ein Verzweifelter irrte ich umher; jeder Ort, wo ich sie gesehen, sie gesprochen, an sie gedacht hatte, erweckte meinen Schmerz. Ich trat in alle Kirchen, bei denen mich der Weg vorüberführte, aber ach, ich konnte nicht mehr beten.

So kam ich auch einst ohne Zweck in die Carmeliter-Kirche; es war früh, die Kirche noch menschenleer. Blos am Nebenaltar, wo das Bild der mater dolorosa stand, las ein Priester eine Seelenmesse. Neue Ideen, der Gedanke an meinen Oheim, an Angelo erwachten. Ich warf mich auf der nämlichen Stelle nieder, wo ich einst mit solcher Inbrunst gebetet hatte, und zum erstenmale seit Cäcilia's Verlust entquollen mir einige Thränen. Es fand sich einige Besinnung bei mir ein, und erst jetzt bemerkte ich ein Weib und zwei Kinder, in Lumpen gehüllt, betend vor

dem Altar. Die Züge des Weibes schienen mir bekannt; aber mein Geist war zu krank, um nachzudenken oder sich gleich einen deutlichen Begriff zu formen. Da ich nach Hause zurückkehrte, ward mir der Gedanke hell, dies Weib könne Lucia seyn, Ich erkundigte mich bei Sambuccino, ob er nichts von Angelo wisse. „Der ist," lautete die Antwort, „schon seit einigen Jahren nicht mehr. Der Minister hegte gegen ihn, um Vigevano's willen, den tödtlichsten Haß, und bot alles auf, seine Rache zu befriedigen. Ueberall wurde ihm nachgespürt. Angebotene Verzeihung und Belohnung entzogen ihm viele seiner Gefährten, diese wurden an ihm zu Verräthern. Bald hatte er keinen Zufluchtsort mehr. Er und die wenigen, die mit ihm zu leben und zu sterben beschlossen hatten, faßten jetzt den Entschluß, wenigstens nicht ungerächt zu sterben. Der Minister war einst beim Könige zu Portici und kehrte, bloß von einigen bewaffneten Reutern begleitet, zurück. Plötz-

lich brachen Angelo und die Seinen aus einem Hinterhalt hervor, und vielleicht hätte die Verzweiflung gesiegt, wäre nicht Angelo gleich im Anfange des Gefechts durch einen Pistolenschuß getödtet worden. Wenige seiner Gefährten entkamen, sie wurden gefangen oder getödtet." Von Lucia wußte mir Sambuccino nichts zu sagen.

Es schien mir Pflicht, mich Lucia's anzunehmen, deren verlassenen Zustand ich mir jetzt leicht denken konnte, und so ging ich nach ihrer Wohnung. Ein Unbekannter öffnete mir die Thür: „ach," sagte er, da ich nach Lucia fragte, „das arme Weib wohnt hier nicht mehr;" doch erklärte er sich auf meine weitern Fragen bereit, mich zu ihr zu führen. Wir stiegen in einem kleinen Häuschen zu einer Dachkammer hinauf, in der ein ärmliches Strohlager und ein Wasserkrug der ganze Hausrath war. Lucia und ihr Sohn strickten an einem Netze, indeß die kleine Tochter einige Brodrinden zur Stillung ihres Hungers in Wasser

aufweichte. Lucia erkannte mich sogleich, versicherte mich, ungeachtet meiner Blässe und veränderten Gestalt auch neulich in der Kirche gekannt zu haben. Ich machte ihr einen sanften Vorwurf, sich mir nicht gleich entdeckt zu haben. „O," sagte sie, „das Weib und die Kinder des Räubers und Banditen Angelo sind so oft von den Menschen schmachvoll niedergetreten worden, daß sie sich ihnen nicht mehr zu nähern wagen. Meine Mutter starb frühe, mein Vater war ein Fischer; ihm bei seinem Gewerbe zur Hand gehen, sein Gärtchen anbauen und Netze stricken, dies war alles, was ich erlernt hatte; und diese letztere Arbeit hätte uns, ohne den Beistand des redlichen Mannes, der sie hieher geführt hat, nicht einmal vor dem Hungertode geschützt. Freilich hätte ich meine Kinder vor den Kirchthüren nach Almosen schicken können; aber es sind auch die Kinder meines Angelo, drum that ich es nicht! Nur jährlich einmal, am Abende vor seinem Sterbetage, schicke ich sie betteln, um

eine Seelenmesse für ihn lesen zu lassen. Freilich hat er viel Böses gethan, aber doch wollte er beinahe immer nur Gutes; und deshalb wird ihn doch der Allbarmherzige nicht auf ewig von sich stoßen. „Ich sehe," rief Battista, — so hieß der Mann, der mich hergeführt hatte — „daß ihr alte Bekannte seyd; ich habe heute einen guten Fang gethan. Mein Weib soll ein Gericht Fische kochen, ich will einen Tisch unter dem Baum im Garten setzen; kommt aus der dunkeln Kammer, unter Gottes freiem Himmel ist's besser; dort wollen wir weiter sprechen." Nach dem, was mir Lucia von dem Manne gesagt hatte, gefiel mir die treuherzige Einladung. Ich nahm sie an, drückte ihm einen Dukaten in die Hand und bat ihn, noch etwas Wein holen zu lassen. Wir eilten in's Gärtchen. „Diesen Baum," sagte Lucia, „pflanzte mein Vater am Tage, da ich geboren wurde; und schon ist es tröstlich für mich, daß Battista es mir, so oft ich will, gestattet, hier meinen Thränen

freien Lauf zu lassen.“ Ich sagte ihr, daß mir Angelo's Tod bekannt wäre, bat sie aber, mir zu erzählen, wie sie in die gegenwärtige Lage gekommen sey. „Der Minister,“ hub sie an, „ließ meinen Angelo auf's äußerste verfolgen, ihm überall nachspüren, und so ward es dann entdeckt, daß Pietro der Lazarone, wofür mein Mann hier in der Stadt gelte, Angelo Duka sey. Plötzlich wurde ich verhaftet. Man verhörte mich; weshalb sollte ich lügen; ich erzählte die Geschichte meiner Heurath. Man fragte mich nun, weshalb ich ihn nicht den Gerichten angegeben hätte? — Weil mir, erwiederte ich, kein Gesetz bekannt war, welches eine Ehefrau verpflichtet, an ihrem Manne eine Verrätherin zu werden. Man forschte weiter, ob ich nichts von allen seinen Unternehmungen gewußt habe? Dies konnte ich mit gutem Gewissen verneinen. Den Richtern schien das befremdend. O, sagte ich, mein Angelo war mir so lieb, daß ich's sorgfältig vermied, etwas Böses von ihm zu

erfahren. Manche guten Handlungen hat er mir freilich entdeckt, und dieſe bin ich wieder zu erzählen bereit. Ich wurde, dies zu thun, aufgefordert und gehorchte mit Freuden. Die Richter forſchten jetzt weiter, fragten hin und her; aber Böſes konnte ich ihnen von Angelo nichts ſagen. Ich ſollte jetzt Angelo's Aufenthalt entdecken, den ich als Gefangene doch unmöglich wiſſen konnte. Man ſchalt mich vermeſſen und ſtarrſinnig, erklärte, daß die Folter mein Geſtändniß erpreſſen ſollte und der folgende Tag ward dazu beſtimmt.

„Mit Schaudern erwartete ich dieſen ſchrecklichen Augenblick, aber auch mit feſtem Vertrauen auf den allmächtigen Beſchützer der Unſchuld. So verſtrichen einige Tage; beim kleinſten Geräuſch bebte ich zurück; denn immer erwartete ich die Schergen, die mich zur Folterkammer ſchleppen ſollten. Endlich ward ich wieder vor die Richter geführt. Es wurden mir verſchiedene Gefährten Angelo's vorgeſtellt, und ich geſtand ſogleich, daß mir

einige darunter nicht unbekannt waren. Alle bezeugten einstimmig, daß ich nie ihre Gespräche angehört, daß Angelo oft gesagt habe: er schäme sich seiner Sünden in meiner Gegenwart. Nach einer Gefangenschaft von einigen Monaten erhielt ich meine Freiheit wieder; erfuhr Angelo's Tod, nahm meine Kinder aus dem Hospital, worein man sie vorläufig gegeben hatte; mein Häuschen und alle meine Habe war zu den Gerichtskosten verkauft."

Ich kaufte ihr das Häuschen wieder und bat sie, mir ihren Sohn zu übergeben. Der zehnjährige Knabe hieß Angelo; er hatte die kühne Haltung des Körpers und das wildrollende Auge des Vaters, übrigens die schöne Bildung der Mutter geerbt. Sambuccino rief, als er den Knaben sah: „wenn in diesem Körper nicht auch eine schöne Seele wohnt, so hat Gottes Finger unleserlich geschrieben." Ich erzog ihn; er bekam Anhänglichkeit für mein Gewerbe, vorzüglich die Geschäfte des

Wund-

Wundarztes. Er ward in der Folge ein Bruder des Kloſters zu Vallombroſa, leiſtete viel in ſeinem Fache, und viele erhielten durch ihn Geſundheit, hiedurch zugleich Lebensfreude wieder.

Mich warfen jetzt zu Neapel Schmerz und Gram auf das Krankenlager. Zarlino ſorgte väterlich für mich; ich genaß. Aber ich war ſo entkräftet, daß man nur mit Hülfe der Bäder zu Piſa Wiederherſtellung hoffte. Rufino wohnte nicht ferne von Piſa und der Ort wurde mir dadurch lieb. Ich erholte mich und wählte ihn zum Aufenthalt. Nach einigen Jahren ſtarb Zarlino; die Hälfte ſeines Vermögens überließ er dem Klariſſerinnenkloſter, worin Cäcilia durch Tugend und Frömmigkeit Priorin geworden war; die andre Hälfte vermachte er mir. Sambuccino zog zu mir nach Piſa und ſtarb dort in meinen Armen.

Ich lebte, von äußern Bedürfniſſen unabhängig; dieſe Welt war mir freudenleer,

mein einziger Wunsch, dort oben einst meiner Cäcilia würdig zu seyn. Deshalb wurde ich der Arzt jedes Armen und Nothleidenden; mein einziges Ringen und Streben war nach dem Bewußtseyn, jenseits des Grabes eines bessern Schicksals nicht unwürdig zu seyn.

Durch meinen Freund Rufino lernte ich den Grafen Antonio Salviati *), damals einen edlen blühenden jungen Mann, nach Verlauf von ein paar Jahren als einen hingewelkten Unglücklichen zu Pisa kennen. Er faßte zuletzt den Entschluß, sein großes Vermögen zur Anlegung eines Klosters zu verwenden, dessen Zweck es seyn sollte, Unglücklichen, die auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten hätten, Zuflucht und die Gelegenheit zu verschaffen, noch immer zum Besten des Nächsten thätig zu seyn. Alles wurde

*) Zur Erläuterung dieser Geschichte von hier an bis zum Ende dieses Buchs verweise ich die Leser auf das Kloster zu Vallombrosa, welches im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in der Ostermesse 1805 erschienen ist.

gethan, um die Neigung eines jeden Kloſterbruders zu Wiſſenſchaften und Künſten zu befriedigen. Kranke wurden geheilt, Waiſen erzogen und überhaupt alles aufgeboten, auf Religion und Geiſtesſtimmung überall vortheilhaft zu wirken. Unendlich war der Segen, den das Kloſter durch die ganze Gegend verbreitete; viele Menſchen bekannten, durch Unterricht und Beiſpiel der Kloſterbrüder beſſer geworden zu ſeyn; die Ordensbrüder ſelbſt führten frei von Furcht, Leidenſchaft und Hoffnung ein ruhiges und hiedurch ein glückliches Leben. Frei von Nahrungsſorgen konnten ſie ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen und ſchon ihr Umgang, da bei der Mannigfaltigkeit ihrer Geſchäfte jeder durch Neid oder Eitelkeit ungeſtört, ſich dem andern gern mittheilte, beförderte die Eintracht; und war deshalb unaufhörlich Ideentauſch gebildeter Männer.

Ich lernte dies Kloſter genau kennen, worin auch mein Ruſino den Ueberreſt ſeines

Lebens hinzubringen beſchloß. Sein Beiſpiel, die Ueberzeugung nirgend eine größere Summe des Guten bewirken zu können, beſtimmte auch mich, hier wenigſtens ſo viel Ruhe und innern Frieden zu ſuchen, als mir ſeit meiner Trennung von Cäcilia noch zu erreichen übrig war. Ich vollbrachte als Bruder dieſes Kloſters einige der glücklichſten Jahre meines Lebens, mit den edelſten Menſchen, zu den wohlthätigſten, menſchenfreundlichſten Zwecken vereinigt. Schon hatte auch ich unter dem Schatten der hohen Bäume, die den Kirchhof umgaben, das Plätzchen zu meiner letzten Ruheſtätte mir ausgeſucht; aber gedankt ſey Gott, der mir Muth und Geduld zur Ertragung dieſes Schlages gab — auch dieſe letzte tröſtliche Hoffnung ſank dahin!

Der Krieg, den die franzöſiſche Revolution erzeugte und der auch Italien in ſeinen Strudel mit fortriß, wirkte auch auf das Kloſter; beſonders ſeitdem General Valliere mit einem franzöſiſchen Corps ſeinen Poſten

in der Nachbarschaft des Klosters erhielt. Dies wurde hiedurch dem ganzen französischen Heere vortheilhaft bekannt und von diesem mit großer Schonung der Menschlichkeit behandelt. General Valliere war einer der edelsten Menschen; wir alle verehrten ihn, Abt Antonio liebte ihn, wie ein zärtlicher Vater seinen Sohn, und forderte ihn bei seinem Abmarsche auf, uns die Kranken seines Corps zurück zu lassen. Ich besorgte im Kloster die Geschäfte des Arztes, mein Angelo, seitdem auch er in dies Kloster gegangen war, die Geschäfte des Wundarztes. Die Vorsehung segnete unsere Bemühungen; kein einziger der Zurückgelassenen starb; sie kehrten mit Dankbarkeit erfüllt zum französischen Heere zurück. Jetzt sprach mancher Kranke, mancher Verwundete bei uns ein, bat um die nämliche menschenfreundliche Behandlung, oder forderte sie auch wohl mit Trotz und Härte. Es mußte ein ansehnliches Capital des Klosters aufgenommen, ein Arzt und zwei Wundärzte besol-

bet werden, um die Kranken zu beſorgen, di
weil das Kloſter nur eine beſtimmte Zahl au
nehmen konnte, ſchon die nächſten Dörfer füllte

Jetzt veränderte ſich das Kriegsglück, d
Ruſſen und Oeſtreicher drangen in Italien vo
Sie forderten von uns die nämlichen Dienſt
die wir den Franzoſen geleiſtet hatten. W
fanden dies nicht unbillig, gehorchten ohn
Murren und wurden deshalb auch wohlwo
lend behandelt.

Jetzt ſtarb unſer guter Abt Antonio. Na
den Geſetzen des Kloſters mußte die Stel
jederzeit ein Jahr lang erledigt bleiben, dam
nicht Unvorſichtigkeit oder Uebereilung auf d
Wahl Einfluß haben könnte, und in der Zw
ſchenzeit die drei älteſten Brüder die Geſchäf
des Abts verwalten. Auch unſer gütiger Freun
General Valliere, fand in der Schlacht b
Marengo den Tod, und ſein Leichnam erhie
an der Seite unſers frommen Abt's ſein Gra
Mit ihm hatte das Kloſter zugleich einen wic
tigen Freund und Beſchützer verloren. W

hatten bisher immer größtentheils kranke Gemeine und Unteroffiziere aufgenommen, unser Gelübde, das dem Aermsten und Nothleidendsten zuerst unsern Beistand zusagte, und Mangel des Raums hatten uns zur Entschuldigung gedient, wenn Offiziere, besonders kranke von hohem Range sich bei uns einquartiren wollten. Jetzt stand die Abtei ledig und mehrere angesehene Offiziere machten davon Gebrauch. Manche aber wurden mit uns unzufrieden, theils, weil wir bei den Kranken nur immer auf das Verhältniß, in wiefern sie unsere Hülfe bedurften, nicht aber auf ihren Rang Rücksicht nahmen, theils auch, weil wir bei der anständigen Frugalität, die in unserm Kloster herrschte, nicht einmal daran dachten, die Unmäßigkeit oder Schwelgerei, mancher dieser Herren zu befriedigen. Diese raubten uns nun das ehemalige Wohlwollen, und allmählig schilderte man uns als Freunde des Pöbels und der Anarchie, die durch Geistesskultur und Sitten blos mit dem gemeinen

Mann fraterniſiren könnten; andere nannten uns gemeine Mönchsſeelen, bei denen nur bloß noch die Ordensregel zufälliges Gute bewirke. Andere ſagten, daß wir ſeit dem Tode unſers Abt's unſer ganzes Syſtem verändert hätten, oder machten uns auch wohl gar die geäußerte Theilnehmung für die kranken Ruſſen und Oeſtreicher zum Verbrechen. Wir erhielten darüber aus Mailand ſo manchen Wink; aber bei der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, achteten wir nicht auf das Schlangengeziſch der Verläumder, als plötzlich eine unerwartete Begebenheit höchſt entſcheidend für uns wurde. Es hielt einſt eine Kutſche vor dem Kloſter; Bruder Paolo, einer der drei älteſten, eilte die Kommenden zu empfangen. Ein Mann in einem brodirten Kleide, und eine Dame, die ſo krank war, daß ſie nur mit Mühe den Wagen verlaſſen konnte, ſtiegen aus. „Darf ich," ſagte Paolo, da ſie in's Kloſter kommen wollten, „ſich noch einige Schritte weiter bis in den Gartenſaal zu bemühen bit-

ten? ich will, weil es der Dame bis dahin zu gehen, läſtig ſeyn könnte, ſogleich das Gartenthor öffnen laſſen, damit der Wagen dort vorfahren kann.“ „Wozu das?“ ſagte der Fremde, „wir können ja hier gleich hineintreten.“ — „Um Verzeihung,“ erwiederte Paolo, „es iſt ja ein Mönchskloſter, deſſen Geſetze einmal dem weiblichen Geſchlechte den Eintritt verſagen.“ — „Poſſen, Heucheley!“ ſagte der Fremde, „ich bin Commiſſair Ordonnateur und hoffe, ſie werden mir eine kleine Gefälligkeit nicht verweigern.“ Die Dame ſtieg jetzt ſelbſt in den Wagen, bat nach dem Gartenſaal zu fahren; und hier erfolgte nun der Antrag, der Dame die Zimmer der Abtei einzuräumen und ſie durch unſere Aerzte heilen zu laſſen. Vergeblich war Paolo's Vorſchlag, für die Dame in unſerer Nachbarſchaft irgend eine bequeme Wohnung zu ſuchen; ſie ſollte alsdenn von einem Arzte und Wundarzte, den das Kloſter jetzt in ſeine Dienſte genommen hatte, beſucht und mit den erforder-

lichen Arzneimitteln verſorgt werden. Poltrot, ſo nannte ſich der Fremde, beſtand darauf, daß ich und Angelo, von denen er eine gute Meinung hätte, die Heilung übernehmen und ſogleich gerufen werden ſollten. Letzteres geſchah. Wir fanden die Dame in einer ſolchen Lage, daß ſie in Kurzem vortreffliche Beiträge zur ehemaligen Sammlung Zarlino's zu liefern, ihre Heilung beinah unmöglich, ſchien. Unter dieſen Umſtänden boten wir alles auf, die Sache von uns zu ſchieben. Poltrot wurde heftig, drohte und wurde vielleicht um ſo wüthender, weil er uns durch beides nicht aus unſerer Faſſung brachte. Wir empfahlen die Aerzte aus Mailand oder Padua. „Und wenn das arme Weib," ſagte Poltrot, „auf der Reiſe dahin ſtirbt?" Kein Menſch, antwortete ich, kann ſeinem Schickſale und dem Grabe entgehen; auch die Hand des Arztes bei verzweifelten Fällen äußerſt wenig leiſten. „Ihr wollt alſo die arme Camilla nicht aufnehmen?" rief Poltrot; „ja oder nein?" „Nein,"

ſagte Paolo, denn das Geſchlecht der Kranken und ihre Krankheit ſelbſt verbieten uns die Aufnahme.“ Poltrot verlor alle Faſſung, er drohte mit der ſchrecklichſten Rache, wollte augenblicklich den Saal verlaſſen; aber Camilla bat, ihr einige Erholung zu gönnen. Indeß ihr einige Erfriſchungen vorgeſetzt wurden, verfaßte ich und Angelo ein Gutachten über ihren Geſundheitszuſtand für ihren künftigen Arzt, aus Schonung gegen die Kranke, in lateiniſcher Sprache und überreichten ihr ſolchen nebſt den Arzneimitteln, die wir vorläufig am zweckmäßigſten fanden. Poltrot ſchien in etwas beſänftigt. Wir erfuhren in der Folge, daß er unter königlicher Regierung Polizeiſpion in Paris geweſen ſey, ſich durch Agiotage und Lieferungen Vermögen erworben, hiedurch Empfehlungen, durch dieſe ſein gegenwärtiges Amt erhalten und in demſelben ſich außerordentlich bereichert habe. Camilla, die er uns aufdringen wollte, war ein ausſchweifendes Mädchen, das er aus

Rom mitgebracht hatte; da ſie ihm indeß glaublich zu machen gewußt hatte, daß ihr Unglück durch ihn herrühte, ſo ſchien ſein Streben, ihr die verlorne Geſundheit ſchaffen zu wollen, noch immer eine Art von Gutmüthigkeit. Wir fürchteten auch deshalb, mehr aber wohl noch bei dem Bewußtſeyn, pflichtmäßig gehandelt zu haben, keine nachtheilige Folge, als uns ein Freund aus Mailand ſchrieb, daß dort die Stimme der Neider — denn unſer ſchuldloſes Leben und die vielen Beweiſe von der Liebe unſerer Nebenmenſchen hatten uns deren auch viele erworben — wieder laut geworden wäre. Man beſchuldige uns, einem ſehr kranken Frauenzimmer, die auch wirklich am Tage ihrer Ankunft zu Mailand geſtorben ſey, jede Hülfe verweigert, ſie mit Härte behandelt und hiedurch ihren Tod bewirkt zu haben.

Bald folgten ängſtliche Warnungen. Was ſollten wir thun? Unſere Handlungen lagen vor jedermanns Augen und waren die beſte

Schrift. Das Jahr nach dem Tode des frommen Abt's Antonio war indeß verstrichen und der nächste Sonntag zur Wahl des neuen Abt's bestimmt, die nach geendetem Gottesdienste gehalten werden sollte. Ein feierliches Hochamt stimmte unsre Herzen zur Andacht. Wir alle hatten gebeichtet und nahten uns dem Altar, um durch das christliche Liebesmahl unsern Bruderbund noch fester zu knüpfen, jede niedrige Leidenschaft in unserm Herzen zu ersticken, und bei der künftigen Wahl blos auf das Beste des Klosters und der Menschheit zu denken. Schon während des Hochamts waren viele Soldaten bewaffnet in die Kirche getreten; dies hatte aber auch manches vorüberziehende Commando gethan, und bei der jetzigen Stimmung konnte es uns um so weniger stören. Der Gottesdienst war jetzt beendet, da trat ein kleiner dicker Mann — dem Vater Sambuccino beim ersten flüchtigen Blick sogleich ausgewichen wäre — von einigen Soldaten umgeben, mitten in die Kirche.

Es war Herr Dindonetti, der in der Folge, da aus unſerm Kloſter ein Zollhaus gemacht wurde, auf Poltrot's Empfehlung die Stelle des Zollaufſehers erhielt. Er hatte ein groſſes Papier in der Hand, welches er jetzt mit lauter Stimme ablas. Es war ein Befehl der Regierung zu Mailand, die uns die Wahl eines neuen Abt's unterſagte und zugleich andeutete, daß unſer Kloſter aufgehoben, ſein Fonds zu milden Stiftungen beſtimmt ſey; Dindonetti ſey als Commiſſarius von der Regierung zu dieſem Geſchäfte angeſtellt, deſſen Vorſchriften wir folglich zu gehorſamen verpflichtet wären. Diejenigen von uns, die ſich deſſen würdig machen würden, ſollten anderweitig, die Schwächſten und Aelteſten mit einem Gnadengehalte verſorgt werden; und Dindonetti endigte jetzt mit dem Ausruf: „es lebe die Republik!“ Alles ſchwieg. Er wiederholte den Ausruf. Das Schweigen verwandelte ſich in ein leiſes Gemurmel. „Nun,“ ſagte er, „man ſieht es doch, welche Stim-

mung die Mönche ihren Anhängern gegen die Republik beizubringen gewußt haben. Wo sind die Schlüssel der Kirche und der Sakristei?" Sie wurden ihm gereicht. „Gibt's," sagte er, „hier nicht unterirdische Gänge, die etwa mit einem benachbarten Nonnenkloster in Verbindung stehen, und durch die man jetzt so manches ungeachtet meiner Versiegelung wegholen könnte? Soldaten! seht nach." Die Soldaten blieben ruhig stehen; aber das Gemurmel stieg. „Ich merke," sagte Dindonetti, „der Pöbel wird unruhig; Soldaten! treibt ihn heraus." Wüthendes Geschrei, Flüche und Schimpfworte ertönten von allen Seiten. „Die Regierung ist betrogen," rief man laut, „so hätte sie sonst nicht handeln können." Manche fingen an die Kirchenstühle zu zerbrechen, jeder strebte sich, so gut er konnte, zu bewaffnen, manche standen im Begriff, den Soldaten ihre Gewehre zu entreissen. Da stieg Paolo auf die Kanzel, er winkte und der Sturm legte sich.

„Unerwartet," hub er mit klagender Stimme an, „kommt mir von euch, meine Lieben, in diesem schmerzlichen Augenblicke noch die Vermehrung meiner Trauer und meines Grams; denn bis jetzt glaubte ich fest, unsere Lehre, unser Beispiel habe so viel auf euch gewirkt, daß ihr den empörten Leidenschaften Ruhe zu gebieten vermöchtet, und daß ein unwandelbares Vertrauen auf den Ewigen, Weisen und Gerechten euch bei jedem Unfalle gegen jedes Ungemach dieses Lebens mit Muth und Geduld bewaffnen würde. O meine Kinder! Diese schöne Hoffnungen, von denen ich und meine Brüder einst Trost auf dem Sterbebette erwarteten, zerstöhrt euer Benehmen in diesem Augenblick. Was soll euer Toben, euer Geschrei? meint ihr dadurch die Obrigkeit zu zwingen, der ihr nach Gottes Ordnung unterthan zu seyn, verpflichtet seyd? Was sollen die wilden Aeußerungen eures Schmerzes? Haltet ihr ihn zu groß für das Maas eurer Kräfte? O, so blickt auf das Beispiel des

göttli-

göttlichen unſchuldig Leidenden, der dennoch geduldig war bis zum Tode am Kreutz! Vielleicht war euer Benehmen — und dies würde mir tröſtlich ſeyn — Uebereilung, Aufwallung im ſchmerzlichen Augenblicke, und iſt dieſe meine Hoffnung gegründet, ſo gebt mir den Beweis. Verlaßt ohne Murren dieſen Ort, geht friedlich zu euren Wohnungen, und wenn eine wehmüthige Thräne euch in's Auge ſteigt, ſo vereinigt euch mit mir und meinen Brüdern zu dem Gebete, das uns der Erhabenſte der Menſchen lehrte: Vater! nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Auch iſt ja die Aufhebung unſers Kloſters weder für euch noch für uns beträchtlicher Verluſt. Betrachtet dieſe grauen Haare, unſer Kampf iſt beinahe vollendet, die mehreſten von uns ſind nahe dem Ziele und hätten euch ohnehin bald verlaſſen. Aber der Allmächtige, der mich und meine Brüder nicht als Werkzeuge zum Guten hier bedarf, er kann tauſende ſtatt unſer erwecken, die beſſer, als wir ſind. Dies Kloſter ſelbſt,

was hat es für euch für einen Werth? Ist von unsern Lehren, dem Glauben an Gott, der Nothwendigkeit unserer Pflichten und der grosen Hoffnung jenseit des Grabes nicht euer Verstand überzeugt, euer Herz erwärmt, o, so werden diese Mauern, diese Altäre euch weder Bewußtseyn eigenes Werths, noch innern Frieden gewähren, euch weder besser noch glücklicher machen. Findet das Gegentheil statt, hört ihr mich noch jetzt wie liebe Kinder, die ihren Vater achten, so bleibt getrost, der Segen Gottes, den euch der Priester für jede gute That verkündigen kann, folgt euch bis an's Grab, und selbst noch jenseit des Grabes. Wenn ihr hier jede eurer Pflichten erfüllt, was Gott auferlegt, geruhig und ohne Murren erduldet, so finden wir uns einst, und gewiß glücklicher, in jener Ewigkeit wieder!" —

Unter lautem Schluchzen verließen die mehresten die Kirche. Jetzt trat Paolo zu Dindonetti. „Sie haben wahrscheinlich vergeß-

ſen," ſagte er, „uns die Schlüſſel zu unſerer Caſſe und unſern Schriften abzufordern, hier ſind ſie." Es ſchien jetzt wirklich, als ob der Menſch noch zu erröthen im Stande ſey; er machte verlegen eine Art von Verbeugung. „Gehen Sie nur," ſagte er, „in's Refectorium, ich folge bald nach." Wir kamen auf den Kirchhof, das Volk warf ſich auf die Knie. Greiſe am Stabe ſchwankten herbei; Mütter hielten ihre Säuglinge hoch empor. „Heilige, ſegnet uns!" tönte der allgemeine Ruf. — „Wir ſind Menſchen, euch gleich, ſagte Paolo; aber beharrt im Guten bis an's Ende, dann ſegnet euch Gott!" Ein Offizier drängte ſich durch's Volk, das ihn auf ſein freundliches Bitten durchließ. „Ich bin," ſagte er, „der Bataillonskommandant Orville; ich drängte mich zu dieſem Commando, weil ich einen Wink von dem ſchwarzen Vorhaben erhielt, daß man hier das Volk zum Aufruhr reitzen wolle, um einen Beſchuldigungsgrund gegen ſie zu haben; es wurde deshalb ſelbſt der Re-

gierung vorgespiegelt, daß hier jeder Anhänger unsrer Feinde willkommen, vielleicht selbst ein heimlicher Vorrath von Waffen, deshalb auch gegen die Aufhebung des Klosters offenbarer Widerstand höchstwahrscheinlich sey. Aus diesem Grunde wurde ein so starkes Commando hergesandt, und ich freue mich herzlich, daß durch ihr Benehmen die Verläumdung widerlegt ist." Es war ein schöner Mann, der mir ungeachtet einer frischen Narbe über der Stirn bekannt schien. Er näherte sich mir. „Valliere, sagte er, ließ mich hier als gemeinen Soldaten krank zurück; ich und viele meiner Cameraden wurden durch ihren Edelmuth gepflegt und wieder hergestellt, und kein redlicher Franzose wird dies jemals verkennen. Vielleicht bin ich ihnen jetzt manchen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben im Stande und erwarte ihr Zutrauen." Viele Soldaten äußerten jetzt auf die nämliche Weise ihre Achtung, Dankbarkeit und Liebe. — O, der ist wahrlich nicht unglücklich, der im

ſchmerzlichſten Augenblicke ſeines Lebens noch ſolche Tröſtungen erhält! — Wir betraten geruhig unſern Speiſeſaal; einer ſah den andern mit Rührung an, drückte ſeinem Freunde ſchweigend die Hand. Worte gebrachen uns zum Ausdruck, aber lebendig war in unſrer Seele der Gedanke: es iſt ein Gott, ein Grab und eine Ewigkeit! Orville hatte uns begleitet. Jetzt trat auch Dindonetti mit den übrigen Offizieren in's Refectorium. „Sie haben," ſagte er zu uns, „ſich ja bis jetzt gut genug gepflegt, für heute werden ſie uns, nach dem angreifenden Marſche, ſchon die vorräthige Mahlzeit abtreten müſſen." „Die Herren Offiziere," ſagte Orville, „ſind insgeſammt meine Gäſte; aber Sie, mein Herr, was berechtigt ſie, ihren ohnehin unangenehmen Auftrag noch durch kleinliche Chikane zu verbittern? Verlaſſen ſie ſich darauf, daß ich davon gehörigen Orts die Anzeige machen werde." „Sie ſcheinen," ſagte Dindonetti, „ſich auf ihren Herrn Vater, den General,

zu verlaſſen.“ — „Da ich,“ erwiederte Orville, „einige Jahre als gemeiner Grenadier diente, und dieſe Narbe bei Vertheidigung meines Poſtens empfing, glaube ich bewieſen zu haben, daß ich nicht durch meinen Vater, den General, ſtieg, wohl aber, daß ich nicht unwürdig bin, deſſen Sohn zu ſeyn. Ihnen aber, mein Herr, werde ich Glück wünſchen, wenn ſie in der Stelle eines Kammerdieners, die ſie vor der Revolution bekleideten, ſich die Verdienſte zu ihrem gegenwärtigen Poſten erworben haben.“ Er wandte ihm den Rücken und verließ mit den Offizieren das Zimmer. „Wenn die Herren mit kalter Küche vorlieb nehmen wollen,“ ſagte Dindonetti, „ſo habe ich nichts dagegen; für mich wird in der Abtei auf ſechs Perſonen ſtandesmäßig ſervirt. Der Kellermeiſter ſoll mir ein Verzeichniß der vorräthigen Weine zuſenden, ich werde davon wählen. Ihr könnt' euch noch zu guter letzt gütlich thun, morgen aber muß das Kloſter von euch allen geräumt ſeyn. Das

Privateigenthum, was ein jeder in seiner Zelle hat, kann er mitnehmen; ihr könnt dafür aus Dankbarkeit einige Messen für euren großen Gönner Orville lesen, der dies ausgewirkt hat. Was aber morgen nicht aus den Zimmern geräumt ist, nehme ich unter Siegel. Versteht ihr mich?" — Er verließ uns. Weil wir den heutigen Tag zur Wahl des neuen Abts bestimmt und manchen unsrer Freunde eingeladen hatten, war unser Tisch reichlicher und besser, als gewöhnlich, besetzt. Wir traten das mehreste davon an Dindonetti ab, der uns für heute unsern Appetit verdorben hatte, und zur Belohnung unseres guten Willens einen weitläuftigen Bericht von der Schwelgerei, worin er uns angetroffen habe, nach Mailand sandte.

Bei den vielen Freunden, die wir hatten, wurde es uns übrigens gar nicht schwer, mit dem, was ein jeder Eigenes in seinem Zimmer besaß, das Kloster zu räumen. Unsre Kranken zu verlassen, machte uns den

mehresten Schmerz; unsere Waisen nahmen wir mit. Vergeblich waren alle Bitten und Vorstellungen, die zu unserm Besten nach Mailand gesandt wurden. Wir legten insgesammt das Ordenskleid ab. Ich und Angelo gingen nach Venedig; unser guter Ruf begleitete uns dahin, und deshalb überstieg bald unser Einkommen unsre Bedürfnisse.

Ach, so wohl ward es vielen meiner Brüder nicht. Viele darunter, besonders die ältesten, konnten sich von dem Orte nicht losreißen, wo sie die heitersten Tage verlebt, ihr friedliches Grab zu finden gehofft hatten; wo ihnen die Gesichtszüge eines jeden bekannt waren und jeder sie wieder mit Achtung und Liebe anblickte. Schon war es ihnen tröstlich, die Kirche besuchen zu dürfen, worin noch eine Zeitlang, bis man ein Zimmer zur Capelle für die Krankenanstalt einrichtete, Gottesdienst gehalten wurde. Sie wurden in der benachbarten Gegend willig aufgenommen,

konnten diese auch zum Theil wegen ihres hohen Alters, theils auch, weil sie ihr ganzes Vermögen bei der Aufnahme dem Kloster gegeben, folglich jetzt keinen Unterhalt hatten, unmöglich sogleich verlassen. Bald aber wurde ihnen dieser Aufenthalt äußerst mißgedeutet. Denn bei der Stiftung des Klosters waren viele Ländereien an fleißige und gute Menschen unter der Bedingung ausgethan worden, dem Kloster jährlich eine mäßige Abgabe an Geld und Landeserzeugnissen zu liefern. Bei der Liebe und Achtung, welche die Klosterbrüder besaßen, wurde alles pünktlich und von der höchstmöglichsten Güte gern geliefert; und wenn irgend ein Erzeugniß nicht gerieth, so hatte das Kloster billige Nachsicht. Jetzt mochte denn auch wohl der Unwille über die Aufhebung des Klosters einigen Einfluß darauf haben, daß alles säumig und von geringer Güte geliefert wurde, um so mehr, da die Landleute bald bemerkten, daß diejenigen, die ihnen diese Dinge abnahmen, durch

unrichtiges Maas und Gewicht noch Neben
vortheile suchten. Bald entsprang hiedurch
Streit und wechselseitiger Widerwille. Es
wurden häufige Vorstellungen, oft nicht in
geruhigsten Tone, bei der Obrigkeit eingereicht
und die, welche hiedurch angegriffen wurden
versicherten, daß ihnen Unrecht geschähe und
daß die ehemaligen Mönche, die den Verlust
des Wohllebens nicht verschmerzen könnten,
die Hand mit im Spiele hätten. Ihnen wur-
de geglaubt und die Abgaben nun durch Straf-
gelder oder militärische Executionen, die sich
manche Bedrückung, manchen Muthwillen er-
laubten, mit Härte eingetrieben.

Jetzt kam eine schlechte Weitzen- und Reiß-
erndte hinzu; beide Getreidearten stiegen zu
einem ungeheuren Preise. Die Landleute bat-
ten um Nachlaß; aber umsonst. Man that
ihnen den Antrag, die Naturallieferung in
Geldabgabe zu verwandeln, forderte aber
den höchsten Preis, den diese Artikel im jetzt
laufenden Jahre hatten. Abneigung und

Mißtrauen erzeugten nun den Argwohn, daß man dies künftig als bestimmten Satz annehmen würde. Deshalb häuften sich Vorstellungen und Bittschriften, und mehrten zugleich den Unwillen der damit schon so oft belästigten Obrigkeit. Die Bittenden wurden mit Härte zurückgewiesen, die Abgaben mit doppelter Strenge eingetrieben. Man setzte Widerstand der Gewalt entgegen; es kam zum offenbaren Aufruhr.

Schmerzlich fühlten die in der Gegend zurückgebliebenen ehemaligen Klosterbrüder das Schicksal derer, die ihnen so lieb und werth waren, und deren Blut jetzt nicht selten floß. Sie hielten es für Pflicht entgegen zu wirken, zu verhindern, daß der Unglückliche nicht auch strafbar würde. Ueberall sah man sie deshalb in Gemeinschaft mit den Empörten und hielt sie deshalb bald für die Anstifter des Aufruhrs, den sie zu unterdrücken strebten. Es wurden, ohne daß sie dies einmal ahnen konnten, Belohnungen auf ihre Verhaftung gesetzt.

Bald fanden ſich gewinnſüchtige Menſ
und die Unglücklichen, die ſelbſt ihren F
den, ſich zu vertheidigen, unterſagten,
in die Hände ihrer Widerſacher. M
durch Gram und Alter gebeugt, der gew
ten Bedürfniſſe beraubt, ſtarben im Ge
niß; von manchen, die noch in der Gefa
ſchaft ſchmachten, iſt das Schickſal unent
den. — O mein Ruſino, Freund meiner
gend! und ihr übrigen Edeln und G
wie eure Tage ſich noch einſt enden we
iſt nur dem Allgütigen bekannt; ob ic
Milderung eures Schickſals, zu eurer
tung noch etwas werde beitragen können
Ihr ſteht ja unter dem Schutze der Vorſeh
und deshalb verzweifle ich nicht! —

Druckfehler.

Seite	9	Zeile	7	statt	Seegeln lies Segeln.
—	20	—	13	—	Zag l. Tag.
—	27	—	18	—	Tod l. todt.
—	47	—	17	—	Penie l. Penien.
—	61	—	3	—	ihn l. ihm.
—	63	—	1	—	dem l. den.
—	71	—	8	—	ahnden l. ahnen.
—	85	—	12	—	hinter schmecken?
—	91	—	16	—	diesem l. diesen.
—	143	—	13	—	Todtenbleich l. todtenbleich.
—	131	—	17	—	Hause l. nach Hause.
—	133	—	11	—	gehat l. gehabt.
—	136	—	23	—	Pfirschenblüte l. Pfirschblüte.
—	163	—	19	—	breit l. bereit.
—	166	—	15	—	Pfirschbaum l. Pfirschbaum.
—	179	—	21	—	kommen l. kamen.
—	200	—	14	—	Vigevano l. Vigevano's.
—	219	—	13	—	ech l. ich.
—	240	—	8	—	worein l. worin.
—	243	—	4	—	der l. und.

Die

Mennoniten.

Ein

Familiengemälde

in

drei Aufzügen

von

Ludwig von Baczko.

Königsberg,
gedruckt bei Heinrich Degen. 1819

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Vorrede.

In meinen frühern Jahren war ich ein außerordentlicher Freund des Schauspiels und hatte dabei, ohngeachtet meiner Blindheit, einen reichlichen Genuß; denn meine Phantasie entwarf mir ein lebhaftes Bild der Dekorationen, der Kleidung, der Aktion der Schauspieler und ihres Mienenspiels. Weil dies aber ganz nach meinem

Willen

Willen durch die Phantasie geordnet w
so hatte ich, wenn nur die Deklamat
meine Täuschung nicht unterbrach, zu
len sicher einen weit höhern Genuß
der Sehende, dessen Unzufriedenheit d
den Anblick nicht selten erregt wird. J
da meine Stimmung zur Freude, so
Frohsinn mir auch die Versehung ins K
legte, aus mancherlei Gründen dahinwe
ist mir dies Vergnügen so gleichgültig
worden, daß ich das neue Schauspielh
gar nicht besucht habe. In meinen
hern Jahren gestatteten mir meine Umstä
nicht häufig diesen Genuß. Sehr a
nehm war es mir daher, als Herr Sch
spiel-Direktor Steinberg, nachdem
einige Arbeiten für das hiesige Th
geliefert hatte, mir nebst meinem Be
ter den unentgeldlichen Besuch des Sch
spiels anbot, wovon ich auch, so l
unser Theater unter der Direktion der
schw

schwister Schuch stand, Gebrauch machte. Sehr natürlich ist daher meine Theilnahme für einen Mann, der mir manche frohe Augenblicke verschaffte, und als am 1sten Julius 1808, gerade an dem Tage, an welchem Herr Steinberg, nachdem er sich durch manche Mühseligkeiten durchgewunden, die Direktion des Theaters übernahm, das neue Schauspielhaus abbrannte und Herr Steinberg hiedurch Garderobe, Theater-Utensilien, Bibliothek, Partituren, kurz Alles verlor; so entsprang der herzliche Wunsch, ihm einen Beweis meiner Theilnahme geben zu können. Unter meinen Papieren lag dies gegenwärtige Familiengemälde: „die Mennoniten" und nicht, weil ich darauf einen besondern Werth setzte, sondern überzeugt war, daß, wenn ich dies Manuscript an irgend einen Verleger überließe, das Honorar sehr unbeträchtlich seyn würde, folglich auch gar

nicht

nicht in der Absicht, demjenigen, der d
pränumeriren würde, einen Ersatz daf
geben, sondern bloß um jedem, der mi
ähnliche Theilnahme fühlte, die Gelege
zu schaffen, diese äußern zu können, kün
ich die Mennoniten auf Pränumeration
um den Ueberschuß der durch die Fe
brunst zu Grunde gerichteten Schauspie
rektion entrichten zu können. Ich vers
damals zugleich eine Nachricht von der
anlassung der Feuersbrunst, insofern
es möglich wäre, mitzutheilen. Die
tersuchungs-Akten hierüber habe ich,
angewandten Mühe ungeachtet, nich
halten können, und deshalb muß ich
blos mit der Erzählung der Begeben
so wie ich sie von Augenzeugen und i
Nähe wohnenden Männern mitgethei
hielt, begnügen. Der größte Thei
hiesigen Gesellschaft war am Vormi
zu einer Probe im Schauspielhause,

Niemand bemerkte auch nur auf die entfernteste Weise einen Geruch oder Rauch, der zu einigem Argwohn hätte berechtigen können. Aber höchstens eine Stunde, nachdem die letzten Schauspieler nach Hause gegangen waren, brach das Feuer aus, und viele Menschen versichern, zugleich mit dem Ausbruch einen heftigen Knall, in der Folge noch einen schwächern, gehört zu haben. Das Feuer brach unter dem Dache und zwar sehr schnell an mehreren entgegengesetzten Orten aus; unten aber soll es sich zuerst im Orchester gezeigt haben. Wie durch Vernachläßigung das Feuer so schnell und an so verschiedenen Orten des großen Gebäudes beinahe in dem nämlichen Augenblicke ausbrechen konnte, darüber läßt sich mit aller Rücksicht auf die Lokalität auch nicht einmal ein Argwohn angeben; dagegen aber haben auch die Untersuchungs-Akten, nach der mir mitgetheilten Versiche-

rung

rung eines achtungswerthen unbefangenen Mannes, der die Untersuchung geführt hat, keinen Beweis für die Brandstiftung geliefert, und so dürfte die Veranlassung dieser Begebenheit wahrscheinlich zweideutig und vielleicht auf immer unter dem Schleier der Vergessenheit bleiben, dafern ihn nicht, wie dies oftmals der Fall ist, Zeit und Zufall enthüllen.

Jetzt noch ein paar Worte über das Schauspiel selbst. Es gehört, ich weiß selbst nicht ob zu meinen guten oder fehlerhaften Eigenschaften, wenigstens habe ich dadurch meinen eigenen Frieden nicht befördert, mich für Jeden zu interessiren, der unverschuldet und ohne sein Zuthun in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen im Nachtheil steht, wenigstens konnte ich meinem Herzen die Prüfung nicht versagen,

ob

ob wohl dieser Nachtheil zu vermindern sei; und die Mennoniten oder Taufgesinnten lagen meinem Herzen noch um Vieles näher. Denn es gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, mein Vaterland und dessen Einwohner so genau als möglich kennen zu lernen. Nun hörte ich in Betreff der Mennoniten auf meine Anfrage höchst verschiedene Urtheile, und ich will es immerhin zugeben, daß auch sie von dem allgemeinen Verderben zum Theil mit ergriffen sind. Allein nachstehende Anekdoten bin ich zu verbürgen im Stande.

„Ein Materialist hier zu Königsberg kaufte ein Haus und lieh darauf von einem Mennoniten einige tausend Gulden, unter der Bedingung, daß sie zu jeder Stunde an denjenigen zahlbar seyn sollten, der die auf dies Grundstück eingetragene Obligation

tion überreichen würde. Die Eintragun
verzog sich einige Monate, und als d
Schuldner sie nun überreichte, um d
Geld in Empfang zu nehmen, wollte
zugleich die halbjährigen Zinsen zahle
Allein sein Gläubiger, der ehrliche Me
nonite, der einige Augenblicke voll Nac
denken da gestanden hatte, unterbrach i
während des Zählens. Ich habe, sag
er, dieses Geld einige Monate lang f
Ihre Rechnung bereit gehalten, folgli
davon keinen Nutzen gehabt; aber au
Sie haben es nicht genützt, müßten so
lich die Zinsen verlieren, wenn ich
dem strengen Rechte gemäß, fordern soll
Nun aber scheint mir, wenn von zw
Menschen einer etwas verlieren muß,
Wohlhabendste darunter hiezu verpflich
zu seyn. Da Sie nun aber mein Schu
ner sind, so werden Sie es mir w
nicht für Eitelkeit ausdeuten, wenn

mich unter uns beiden für den wohlhabendsten halte, und deshalb diese Zinsen nicht annehmen zu können erkläre."

„In den Laden eines Mennoniten kam einst eine alte Frau und legte 24 preußische Groschen mit der Bitte hin, ihr doch dafür so viel seidenes Band von verschiedenen Farben als möglich zu geben. Auf die Belehrung, daß sie wohl nicht viel Band hiefur erhalten könnte, erwiederte sie ganz treuherzig: ich weiß dies, habe aber nicht mehr Geld, und da meine Tochter, der ich jetzt gar nichts geben kann, in ein paar Tagen auf dem Lande heirathet, so wünsche ich ihr wenigstens zu ihrem Putze am Hochzeitstage einige Bänder zu schenken. Gerührig suchte jetzt der Herr des Ladens überall nach

nach Bändern und legte ihr so viel d
von hin, daß die Frau freudig ausrie
Ei! so viel für so wenig Geld? Behal
Sie auch Ihr Geld, sagte der gutmü
thige Mennonite, und bringe Sie Ihre
Tochter dies Geschenk. Die Frau äu
serte ihren Dank auf die lebhafteste We
se, indeß der hiedurch gerührte Mennon
in eine Ecke des Ladens ging und leise z
sich selbst sagte: wie glücklich, o Gott
machst Du denjenigen, der seinen Näch
sten zu erfreuen vermag."

„Der Kammerrath Schleemülle
versichert, daß während einiger Jahre, d
er dem Domainen-Amte Stuhm vorstand
worin einige hundert Mennoniten wohnen
unter diesen kein Prozeß gewesen sei un
diese arbeitsame und friedliche Menschen
al

alle Dienste und Abgaben pünktlich und ohne Murren geleistet hätten."

„Der Prediger Wunsch ohnweit Marienburg versicherte mich, daß, weil er, um die Mennoniten nicht zu kränken, von ihnen für ihre neugebornen Kinder die ihm nach strengem Recht zukommenden Taufgebühren nicht forderte, er von ihnen mannigfache Beweise der Liebe und des Wohlwollens erhalten habe und oft durch ihre herzliche Anhänglichkeit gerührt worden sey."

„Mein edler Freund von Brederlow, auf dessen Gute Powunden viele Mennoniten wohnen, und der sie auch aus der nahen Elbingschen Niederung hinreichend kennen und beurtheilen gelernt hat, giebt

giebt ihnen in Betreff ihrer Moralität, ihrer einfachen Sitten und besonders der hohen Achtung, die selbst erwachsene Kinder für ihre Eltern, Dienstboten für ihre Herrschaft und jeder unter ihnen gegen das Alter hegt, das rühmlichste Zeugniß. Durch ihn erfuhr ich auch, daß Mennoniten, die mit einer ansehnlichen Haabe nach Rußland wanderten, auf seine Vorstellung, weshalb sie denn nicht Soldaten werden wollten, die Antwort gaben: daß sie ihren Nächsten nicht angreifen, nicht verletzen oder tödten könnten, aber selbst angegriffen, sich und ihren Nächsten ohne Bedenken vertheidigen würden."

„Als ich meine Beschreibung Königsbergs abfaßte, erkundigte ich mich bei dem Vorsteher der Taufgesinnten nach ihrer Armenanstalt. Wir haben keine Arme, lautete

lautete die Antwort, und als ich hierüber mein Befremden äußerte, ſetzte er zu meiner Freude hinzu: denn wir ſuchen dem Verarmen zuvorzukommen. Und doch haben dieſe Menſchen nicht jenen Sektengeiſt, der Wohlthaten blos für Glaubensgenoſſen aufſpart. Denn noch im Jahre 1803 errichtete hier zu Königsberg die Frau des Negotianten Herrn Zimmermann durch ein Teſtament ein Stift für 9 arme und geſittete Frauenzimmer ohne Unterſchied der Konfeſſion."

Daher wünſchte ich auf den Geiſt, der die Anhänger dieſer Religionspartei beſeelt, aufmerkſam zu machen. Eine ausführliche Schrift hierüber würde vielleicht bei aller Gründlichkeit wenig Leſer gefunden haben; allein auf dies bei einer ſo eigenthümlichen Veranlaſſung veröffentlichte

lichte Familiengemälde und
diese Vorrede wirst vielleicht n
cher der die Mennoniten nicht
wohl gar verkennt, einen, se
flüchtigen, Blick, und dann e
was ich jederzeit sehnlich wü
Geigenheit, ein Werkzeug zu
zu seyn.

L. v. B

Verzeichniß
der
Pränumeranten.

Bei denen, die mehr als den bestimmten Pränumerations-Preis von 45 Gr. preußisch zum Besten der Schauspiel-Direktion welcher der Ueberschuß der Pränumeration bestimmt ist, entrichtet haben, ist die Summe angezeigt, und die Namen derjenigen Pränumeranten, die auf dem Lande wohnen, sind bei den Städten, worin sie pränumerirten, angesetzt.

Allenburg.

Hr. Bergau, Stadtchirurgus.
— Milo, Justizrath.
— v. Prinz, Capit. im 1sten westpr. Drag. Reg.
Demois. Juliana Schmidt.
Hr. Friedr. v. Weiß, auf Plauen. 1 Rthlr.

Angerburg.

Hr. Brening, Accise-Einnehmer und Postverwalter.
— Leitner, Justizrath.

Cöthen.

Hr. Wöpke, Königl. Westphäl. Post-Controlleur.

Cottbus.

Hr v. Brecst. 3 Exemrl.

Cüstrin.

Hr. v. Brecst, Holz-Inspector.

Danzig.

Hr. George Behrens.
— Janzen.
— Jacob Siemens.
— Jacob Wahl.
— Isaac Wahl.
— Haus Member.
— J. Member.
— Anth. Schroder.
— Abraham de Veer.
— Heinrich Zimmermann.

Eimbeck.

Hr. Wölker, Königl. Westphäl. Post-Control

Frauenburg in Curland

Hr. Freih. v. Sacken. 1 Ducaten.

Goldap.

Hr. Holtorf, Rathsverwandter u. Postverwa
— Carl Schulz, Kaufmann.

Gumbinnen.

Hr. Behrend, Postsekretair.
— Espagne, Postsekretair.
— Kannengießer, Postsekretair.
Demoiſ. Johanne Moses.
Hr. Necker, Postsekretair.

Insterburg.

Hr. Bauer, Hofgerichtsrath.
— v. Borck, Major.
— v. Bülzingslewen, Lieutenant.
— v. Budler.
— v. Ejebeck, Generalmajor.
— Feige, Kaufmann.
— Fleischer, Justiz-Amtmann.
— Samuel Flenwart.
— Flottwell, Criminal-Director.
— Franz, Postsekretair.
— Carl Girod, Kaufmann.
— v. d. Gröben, Referendarius.
— Hartmann, Doctor.
— Haffenstein, Criminalrath.
— Johann Heyne, Kaufmann.
— Jacobowsky, Rathsverwandter.
— Lagerpusch, Rathsverwandter.
— Lambert, Superintendent.
— Meyhöffer, Kaufmann.
— v. Negelein, Capitain.
— Riedel, Kaufmann.
— Rousselle, Conducteur. 2 Exempl.
— v. Schlichting, Generalmajor.
— Schmiedeberger, Disponente.
— Schuster, Bau-Inspector. 1 Rthlr.
— Sembritzki, Salz-Inspector. 1 Rthlr.
— Urbany, Kaufmann.
— v. Wallersbrunn, Generalmajor.
— Friedr. Walther, Kaufmann.

Hr. Weinreich, Kaufmann.
— Weiß, Kaufmann.
— Worgitzki, Postsekretair. 2 Exempl.
— Friedrich Zerwell.
— Zimmermann, Hauptm. u. Postmeister.

Königsberg.

Sr. Durchl. der Herzog von Holstein-Beck. 5 Expl
Sr. Exc. Hr. Feldmarsch. Gr. v. Kalckreuth. 1 Fr. d'or
Hr. v. Auerswald, Geh. Staatsrath u. Ober-Präsident
Hr. Albrecht, Cassen-Controlleur. 1 Rthlr. 1 Exempl
— Baurath, zu Eisenwagen.
— Berent, Handlungsdiener.
— Bertram, Registrator.
— Breithor, Justiz-Direct. in d. Grafsch. Rautenburg
— Ellinger, Registrator. 1 Rthlr. 1 Exempl.
— Abrah. Wulf Friedländer. 1 Rthlr. 45 gr. 1 Expl
Frau F. G. geb. H. 2 Rthlr. 1 Exempl.
Hr. Gerlach, General-Chirurgus. 1 Rthlr. 1 Exempl
— Görcke, General-Staabs-Chirurgus.
— Gr. Henckel von Donnersmark, Major in Reg. Garde du Corps.
— Gr. Henckel von Donnersmark, ostpreuß. Regierungs-Referendarius.
— Freih. v. Heyking, auf Holzstedt bei Kreuzburg
— v. Hülsen, Landrath. 1 Rthlr. 30 gr. 1 Exempl.
— Jester, Oberforstmeister.
— Jordan, Pfarrer in Lappienen.
— Freih. v. Korff, General-Landschafts-Director.
— Kruse, Zinngießer.
— Kurella, Regierungs-Referendarius.
— Lewinson, Banquier. 6 Exempl.
— Gr. v. Lottum, Geh. Staatsrath u. Obrister.
— Maraun, Handlungsdiener.
— Mich. Meyer, Kaufmann.
— Müller, Commissionsrath. 2 Rthlr. 2 Exempl.
— Ollech, Prediger.
— v. P. 1 Rthlr. 1 Exempl.
— Pauli.
— v. Quast, Geh. Ober-Finanzrath. 1 Rthlr.
— Sande, Registrator.
— Sämann, Schiffs-Abrechner. 1 Rthlr. 1 Exempl.
— Scholl, Controlleur.
— Simpson, Kaufmann. 2 Exempl.
— Sprunck, Kaufmann.
— v. Stein, Polizei-Präsident.
Hr. — Steinorth. Hr.

Hr. Tobias, Kaufmann.
Ungenannte. 2 Exempl.
Hr. v. Zabelitz, Kreisdeputirter.
— Jacob Zimmermann. 2 Rthlr. 2 Exempl.

Konitz.

Hr. Hagendorf, Postsekretair. 2 Exempl.

Labiau.

Hr. H. B.
— Hellpape, Medizin Apotheker.
— A. N. L.
— Weiß, Superintendent.
— W.

Marienpol.

Hr. Albini, Postdirecter.

Marienwerder.

Hr. Freih. v. Schleinitz, Landschafterath.

Memel.

Hr. Dalmer, Bürgermeister.
— Fleischer, Schauspieler.
— Grävel, Postdirecter.
— H. v. Grävenitz.
— Grunwald, Justiz Ammann.
— D. Hagen.
— Klein, Kaufmann. 3 Exempl.
— Lorck, Consul.
Frau Lorck, Consul. 2 Exempl.
Hr. Lyzmann Marcus, Kaufmann. 1 Ducaten
— Meierowitz, Commissionair. 1 Ducaten.
— Mengen, Kaufmann 1 Ducaten.
— Merz, Sekretair. 1 Rubel.
— Nutrat, Kaufmann. 1 Ducaten. 2 Exem
— Müller, Postdirecter. 1 Rthlr.
— Mülverstädt, Kaufmann. 1 Ducaten.
— Neikenbusch, Schauspieler.
— Opfermann, Postdirecter.
— C. F. Packer, Kaufmann. 1 Rthlr.
— Podlech, Postsekretair.
— Rauschke, Justiz Director.
— v. Rembow, Generalmajor.
— v. Rembow, Capitain.
— Serwatke, Kammer-Commissarius. 1 R
— Sommer, Kaufmann.

Hr. Sprunck, Kaufmann. 1 Rubel.
— Sternberg, Postdirector.
— Tarrach, Ober-Burgermeister.
— Teikoborf, Stadtrath.
— Trentewius, Consul.
— Tuben, Stadtrath.
— Westphal, Stadtrath.
— Wiegandt, Kaufmann.
— Wolfgram, Justiz-Commissarius.
— v. Wulfen, Kämmerer.
— v. Zawatzki, Obrist-Lieutenant.

Mehrungen.

Hr. Blömke, Justiz-Amtmann.
— Dreher, Landschafts-Rendant.
— v. Frankenberg, auf Matschwögen.
— v. Schau, Landschaftsrath auf Kaukehmen.
— Ungerbühler, Landschafts-Syndicus.
— Veit, Kammerfiskal.
— Zander, Justizrath.

Osterode.

Hr. Freywald, Amtmann.

St. Petersburg.

Hr. C. F. Albrecht, St. Petersb. Bürger. 1 Rub. 2 Exp
— J. A. Altmann, St. Petersb. Bürger. 1 Rub. 2 Exp
— Armand, Mitglied d. deutsch. Theaters. 1 Rub. 1 Expl
— Aureggio, Hofrath. 5 Rub. 1 Expl.
— Bärnhof, bei der Gesetz-Commission. 1 Rub. 1 Expl
— N. Bammann, Mäkler. 1 Rub. 1 Expl.
— C. Barosh, Neapolitanischer Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl
— v. Beck, Staatsrath und Ritter. 1 Rub. 1 Expl.
— J. G. B*** 1 Rub. 1 Expl.
— Bertolotti, Gesandtschafts-Secret. u. Ritter. 1 R. 1 E
— C. Bollin, amerikanischer Kaufmann. 2 Rub. 1 Expl
— Brandt, Galanterie-Arbeiter. 1 Rub. 1 Expl.
— Brömme, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— L. Brouwer, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— Brunn, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— Cleminius jun., Kaufmann. 2 Expl.
— G. Dahler, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
Mad. Dahlberg, Mitglied d. deutsch. Theaters. 2 R. 2 E
Hr. G. Dankwardt, Kaufmann. 2 Rub. 1 Expl.
— J. Dreicher, akademischer Buchhändler. 2 R. 2 Expl
— Ellmenreich, Mitgl. d. deutsch. Theaters. 1 R. 1 E

Hr.

Hr

Hr. Ewest, Mitglied d. deutsch. Theaters. 1 Rub.
Mad. Ewest, Mitglied d. deutsch. Theaters. 1 Rub.
Hr. F. Feest, von der Handlung. 1 Rub. 1 Expl.
— C. L. Fehleisen, Hof u. Banco-Mäkler. 3 R
— A. Fischer, Collegien-Sekretair. 1 Rub. 1 E
— C. Fischer, Fabrikant. 2 Rub. 2 Expl.
— J. L. Fischer, Fabrikant. 1 Rub. 1 Expl.
— H. Fleischmann, Obristlieutenant. 1 Rub.
— Carl Frank, Goldarbeiter. 5 Rub. 1 Expl.
— Christ. Frank, Goldarbeiter. 5 Rub. 1 Expl
— Friedr. Frank, Galanteriearbeiter. 2 Rub.
— Baron Friedericksz, Obristlieut. u. Ritter. 1
— C. Freytag, Hofrath. 2 Rub. 2 Expl.
— T. Frost, Kaufmann. 2 Rub. 2 Exmpl.
— Frömbter, Revalscher Kaufmann. 3 Rub.
— J. G*** 1 Rub. 1 Expl.
— Gambs, Kaufmann 2 Rub. 2 Expl.
— Gayrmaner, Mitgl des deutsch. Theaters. 5
— Gebhardt, Mitglied des deutsch. Theaters. 1
— Gerland, Consulent. 1 Rub. 1 Expl.
— Gender, Notarius. 1 Rub. 1 Expl.
— J. W. Gezen, Zoll Expedtor. 1 Rub. 1 E
— Gräff, Buchhändler. 2 Rub. 2 Expl.
— v. Gängel, Obrister und Ritter. 3 Rub. 1
— C. A. G** 1 Rub. 1 Expl.
— Fr. Hahn, Etatsrath und Ritter. 1 Rub. 1
— M. Hahn, Lieutenant. 1 Rub. 1 Expl.
— J. Hamm, Fabrikant 5 Rub. 1 Expl.
— Hasting, Stabs Chirurgus. 2 Rub. 2 Ex
— J. v. Hehn, Obristlieut. u. Ritter. 1 Rub.
— M. L. v. Hehn, Collegien-Assessor. 1 Rub.
— J. Held, Goldarbeiter. 2 Rub. 2 Expl.
— Henichel, von der Handlung. 2 Rub. 2 E
— Hoppe, Goldarbeiter. 2 Rub. 2 Expl.
— J. Jannasch, Goldarbeiter. 5 Rub. 1 Expl.
— F. J hnson, Pensionshalter. 1 Rub. 1 E
— J. J. Jürgens, Kaufmann. 1 Rub. 1 E
— C. Keubel, Galanteriearbeiter. 5 Rub. 1 E
— Keibel, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— Kinkas, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— Köhler, Hofrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Körner, Hofrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Kohrs, Hofrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Krehmer, Commerzienrath. 10 Rub. 2 E
— C. Kroll, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— Kuditsch, Mitgl. d. deutsch. Theaters. 4 Rub.

Hr. Lachmann, Etatsrath und Wundarzt. 5 Rub. 1 Expl.
— A. Leiſchke, von der Handlung. 2 Rub. 2 Expl.
— Lemme, von der Handlung. 1 Rub. 1 Expl.
Mad. Lerche, Mitgl. d. deutſch. Theaters. 1 Rub. 1 Expl.
Hr. Lindenſtein, Mitgl. d. deutſch. Theaters. 5 R. 1 E.
— Lindemann, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— C. Lißner, Buchhändler. 5 Rub. 1 Expl.
— Lomberg, Goldarbeiter. 2 Rub. 2 Expl.
— Meesmann, Etatsrath. 2 Rub. 1 Expl.
— Meder, Collegienrath. 1 Rub. 1 Expl.
— H. v. M°° 5 Rub. 1 Expl.
— Meyer, Penſionshalter. 2 Rub. 2 Expl.
— Milius, Mitgl. d. deutſchen Theaters. 1 Rub. 1 Expl.
— C. Müller, Kaufmann. 5 Rub. 1 Expl.
— Fr. Müller, Titularrath. 2 Rub. 2 Expl.
— Conr. Müller, Forſtmeiſter. 2 Rub. 2 Expl.
— Nachau, Collegienrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Naſchel, Kaufmann. 2 R. b. 2 Expl.
— Pet. Nied, Hofrath. 2 Rub. 2 Expl.
— A. Niemann, dämiſcher Conſul in Kronſtadt. 10 R. 1 E.
— Nippa, Apotheker. 2 Rub. 2 Expl.
— Neuenkirchen, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— J. C. Oeſterreich, Revaliſcher Kaufmann. 5 R. 1 E.
— C. Oſſolanus, Goldarbeiter. 1 Rub. 1 Expl.
— Paswick, Zoll-Expediteur. 1 Rub. 1 Expl.
— P. Peets, Weinhändler. 1 Rub. 1 Expl.
— Pell, von der Handlung. 1 Rub. 1 Expl.
— Phillippi, Kaufmann. 5 Rub. 1 Expl.
— P. Pietzker, Goldarbeiter. 1 Rub. 1 Expl.
— C. Pietzker, Goldarbeiter. 2 Rub. 2 Expl.
— J. Pietzker, Goldarbeiter. 2 Rub. 2 Expl.
— Poggenpohl, Kaufmann. 3 Rub. 1 Expl.
— A. Prehn, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— B. Prehn, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— T. Rahn, Apotheker. 1 Rub. 1 Expl.
— C. v. Rauneſt, Obriſtlieutenant. 2 Rub. 2 Expl.
— Rebenſtein, Muſikleherer. 1 Rub. 1 Expl.
— N°° 2 Rub. 2 Expl.
— Recke, Mitgl des deutſch Theaters. 2 Rub. 2 Expl.
— Rechenberg, Hofrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Richart, Revaliſcher Kaufmann. 5 Rub. 1 Expl.
— H. Roicnius, von der Handlung. 1 Rub. 1 Expl.
— Roſenſtrauch, Mitgl. d. deutſch. Theaters. 5 R. 1 E.
— P. Rouſſel, Mäkler. 1 Rub. 1 Expl.
— P. Saizow, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— Salomon, Fabrikant. 2 Rub. 1 Expl.

Hr.

Hr. T. Saß, Collegien Assessor. 2 Rub. 2 Expl.
— Satzenhofen, Mitgl. d. deutsch. Theaters. 2 R.
— Schilling, Musiklehrer. 5 Rub. 1 Expl.
— Schleißer, von der Handlung. 1 Rub. 1 Ex
— Schleppegrell, Gouvernementssekretair. 1 R
— P. Schleussner, Titulairrath. 2 Rub. 2 Ex
— Schmieder, Doctor u. Consulent. 2 Rub. 2
— Schober, beim Zoll. 1 Rub. 1 Expl.
— Schreiber, Buchhalter. 1 Rub. 1 Expl.
— Schulz, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— Schulz, Mitgl. des deutsch. Theaters. 2 Rub. 2
— C. Schumacher, Collegien-Assessor. 1 Rub. 1
— Spies, Titulairrath. 2 Rub. 2 Expl.
— P. F. Stehmann, von der Handlung. 1 Rub. 1
— M. Stiller, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— M. Steinin, Kaufmann. 2 Rub. 2 Expl.
— Stoppelberg, Kaufmann. 5 Rub. 1 Expl.
— v. Swetschin, Capitain. 1 Rub. 1 Expl.
— A. Tauben, Mineralog. 1 Rub. 1 Expl.
— C. Tesche, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— C. Thiel, St. Petersb. Bürger u. Schultheiß. 3 R.
— F. C., Titulairrath. 1 Rub. 1 Expl.
— F. D. F. 5 Rub. 1 Expl.
— Töchen, von der Handlung. 2 Rub. 2 Expl.
— Toussaint, Kaufmann. 3 Rub. 1 Expl.
— A. W** 2 Rub. 2 Expl.
— Walter, Kaufmann. 1 Rub. 1 Expl.
— F. v. Walz, Collegien Registrator. 1 Rub. 1
— Wellioschen, Hofrath. 2 Rub. 2 Expl.
— G. v. Wendel, Premierlieutenant. 1 Rub. 1
— C. v. Wendel, privatisirt. 2 Rub. 2 Expl.
— v. Westenrieck, Major. 2 Rub. 2 Expl.
— Wilhelmy, Mitgl. d. deutsch. Theaters. 1 R. 1
— Wolff, Titulairrath. 1 Rub. 1 Expl.
— Zeibig, Mitgl. d. deutsch. Theaters. 1 Rub. 1
— Ernst Ziemßen, Buchhändler. 5 Rub. 1 Ex
— Zimmermann, Collegien Assessor. 1 Rub. 1

Die hier angezeigten 220 Rubel sind nicht Silber-Rubel, dern Rubel Kupfermünze; sie wurden zu St. Petersburg in burger Banco umgesetzt und mir durch das hiesige Handlungs Schwinck et Koch mit 166 Thaler 83 gr. ausgezahlt.

Pillau.

Hr. Athenstädt, Prediger.
— v. Bartsch, Lieut. im Ingen. Corps.
— Baur, Lieut. im 4ten ostpr. Inf. Reg.
— Bährend, Feldwebel beim 4ten ostpr. Inf. R
— v. Bönigke, Capit. u. Postmeister.

Hr. Buttner, Zeuglieutenant.
— Eberowius, Auditeur beim 4ten oſtpr. Inf. Reg.
— v. Colſon, Lieut. bei der Feſtungs-Artillerie.
— v. Döring, Capit. im Ingen. Corps.
— Elſaſſer, Spediteur.
— Fiach, Polizei Bürgermeiſter.
— Gardemine, Lieut. im oſtpr. Feld-Artill.-Reg.
— Grunenberg, Magiſtrats Aſſeſſor.
— Hagen, Magiſtrats Aſſeſſor.
Mad. Haubuſch, verwittw. Lootſen Commandantin.
Hr. Harder, Feldwebel beim 1ſten pommerſch. Inf. Reg.
— Hay, Spediteur.
— Hennig, Reg. Quartiermeiſter b. 4ten oſtpr. Inf. Reg.
— v. Herrmann, Obriſter u. 1ſter Commandant.
— Hotop, Feldweb. b. 2ten oſtpr. Inf. Reg. Pr. Heinrich.
— Kittlitz, Rheder.
— Kowalzig, Lieut. u. 1ſter Adj. im 4ten oſtpr. Inf. R.
— König, Licentrath.
— Kulicke, Major im oſtpr. Feld-Artill. Reg.
— v. Lagerſtröm, Capit. u. Chef der Garniſ. Comp. beim 4ten oſtpr. Inf Reg.
— Lana, Feldwebel bei der Feſtungs Artillerie.
— v. Lebel, Lieut. im 4ten oſtpr. Inf. Reg.
— Lindekamm, Capit. im 1ſten oſtpr. Inf. Reg.
— v. Lindheim, Major im 4ten oſtpr. Inf. Reg.
— Lucas, Feldwebel beim 1ſten oſtpr. Inf Reg.
— Lützow, Feuerwerker im oſtpr. Feld-Artill. Reg.
— Marty, Spediteur.
— v. Mirbach.
— v. d Mülbe, Generalmajor.
— v. Pariſen, Major im Ingen. Corps.
— Preuß, Stadtkämmerer.
— Pring, Ober Chirurgus.
— Reich, Poſtſecretair.
— Riemann, Feldwebel beim 2ten oſtpr. Inf. Reg.
— Ritter, Regiments Chirurgus.
— v. Roggenbucke, Lieut. u. Salz Inſpector.
— Ruffmann, Juſtiz Bürgermeiſter.
— v. Sarbsky, Major u. Chef der Garniſon Comp. des 1ſten oſtpr. Inf. Regts.
— Schienert, Lieut bei der Feſtungs Artill.
— Schmidt, Lieut. bei der Feſtungs Artill.
— Schmidt, Licent-Rendant.
— Schmidt, Spediteur.
— Schnell, Spediteur.
— Stach v. Golzheim, Capit. im 4ten oſtpr. Inf. Reg.

Hr.

Hr. v. Stärck, Major und 2ter Commandant.
— Steenke, Commerzienrath u. Lootsen-Command
— Stelter, Conrector.
— v. Steuben, Lieut. im 3ten ostpr. Inf. Reg.
— Stelterfoth, Rendant.
— v. Vogelsang, Capit. im 4ten ostpr. Inf. R
— v. Wegnern, Capit. im 4ten ostpr. Inf. Reg
— Weidemann, Lieut. im 1sten ostpr. Inf. Reg
— v. Wnuck, Obristlieutenant.
— Wensch, Garnisonsprediger.
— v. Zaluskowsky, Lieut. im 3ten ostpr. Inf. R
— Zimmermann, Dänischer Consul.

Pillkallen.

Hr. Lilla, Rathsverwandter. 60 gr.
— Rose:, Justiz-Amtmann.
— Wiegand, Diaconus. 1 Rthlr.

Ragnit.

Hr. Gerlach, Erbmühlenpächter. 60 gr.
— Schulz, Justiz-Amtmann.

Rastenburg.

Hr. Hellbarth, Postsekretair.
— Mittag, Post-Commissarius.

Riga.

Hr. v. Weyrauch, Etatsrath.

Schirwind.

Hr. Gruber, Studiosus.
— Kieckow, Justiz-Bürgermeister.
— Müller, Prediger.

Stallupöhnen.

Hr. Dessaunnieres, Hauptmann.
— Janzen, Kaufmann.
Mad. Moritz, geb. Lullis.
Hr. Moritz, Post-Commissarius.
— v. Rochelle, Major.
— Staudinger, Post-Commissarius.

Tilsit.

Hr. Behr, Intendant. 1 Rthlr.
— Böhmer, Erbmühlenpächter in Streitlaugken. 6
— Denks, Kaufmann.
— Donalitius, Gutsbesitzer auf Wischwill. 1 R
— Dreßler, Gutsbesitzer auf Ablenken
— Funk, Gutsbesitzer auf Nerkeiten. 1 Rthlr.
— Funk, Amtssekretair in Letzgewangminnen.

Hr. Heduhn, Kaufmann. 1 Rthlr.
— Grösner, Stallmeiſter im Drag. Reg. Litthauen.
— Hahn, Ober Mühlen-Inspector in Czernen. 60 gr.
— Herbig, Ober-Amtmann in Jesgewangminen. 3 Rtr.
— Hintz, Kaufmann. 1 Rthlr.
— Hoffmeiſter, Oberförſter in Dingken. 1 Rthlr.
— Jahn, Medizin Apotheker.
— Jeremin, Kaufmann.
— Lubbe, Erb Mühlenpächter in Eyſchnen. 60 gr.
— Kohler, Kaufmann.
— Kuncke, Kaufmann
— Luckenbach, Amtsſekretair in Löbegallen. 1 Rthlr.
— Michaelowsky, Medizin. Apotheker. 1 Rthlr.
— Morgen, Raths- und Stadt-Chirurgus. 1 Rthlr.
— Neubert, Kaufmann
— Perlern, Ober-Amtmann in Prökuls. 1 Rthlr.
— Puzin, Erb Mühlenpächter in Ablenken.
— Scheer, Kaufmann. 60 gr.
— Schmiedeberg, Stadtkämmerer. 1 Rthlr.
— Schulz, Amts Sekretair in Prökuls.
— Siehr, Justizrath. 60 gr.
— Stabenow, Oberamtmann in Löbegallen. 1 Rthlr.
— Steinberg, Kammer Conducteur. 60 gr.
— Toobe, Justiz Commissarius. 60 gr.
— v. Wechtritz, Obrist. 1 Rthlr.
— Vogt, Bau Inspector.
— Werner, Land-Baumeiſter. 1 Rthlr.
— Wolff Lacer, Kaufmann.
— Woywod, Kaufmann.

Tuchel.

Hr. Krause, Poſtſekretair.

Berechnung der Einnahme.

Allenburg		5 Exempl.				3 Rtlr.	—	gr.
Angerburg		2	—			1	—	—	
Cothen		1	—			—		45	
Cottbus		3	—			1		45	
Cüstrin		1	—			—		45	
Danzig		10	—			3		—	
Einbeck		1	—			—		45	
Frauenburg		1	—	1 Ducaten.					
Heldap		3	—			1		—	
		26 Exempl.				Latus 13 Rtlr		—	gr.

Gumbin-

	26 Exempl.		Transp.	13 Rthlr.
Gumbinnen	5 —	" "	2 "
Insterburg	36 —	" "	19 "
Königsberg	55 —	1 Friedrichsd'or	35 "
Lenitz "	2 —	" "	1 "
Labiau "	5 —	" "	2 "
Marienpol	1 —	" "	— "
Marienwerder	1 —	" "	— "
Memel "	40 —	5 Duc. 2 Silb. Rub.	18 "
Mehrungen	7 —	" "	3 "
Osterode "	1 —	" "	— "
St. Petersburg	202 —	" "	166 "
Pillau "	61 —	" "	30 "
Pillkallen	3 —	" "	2 "
Ragnit "	2 —	" "	1 "
Rastenburg	2 —	" "	1 "
Riga "	1 —	" "	— "
Schirwind	3 —	" "	1 "
Stallupöhnen	6 —	" "	3 "
Tilsit "	36 —	" "	28 "
Tuchel "	1 —	" "	— "
	496 Exemplare		332 Rthlr.

Hievon gehen ab:

31 Exemplare wofür der Subscriptionspreis noch einzuziehen ist, mit	15 Rthlr.
Kleine Auslagen für Porto, Insertionsgebühren und Censur, mit "	5 —
Für eine Auflage von 550 Exempl. Druckkosten und Papier . .	59 —
Für das Brochiren dieser 550 Exempl.	11 —
Summa	91 Rthlr.

Beträgt folglich der Ueberschuß: 1 Fr.d'or., 6 Du
2 Silber Rubel und 240 Rthlr. 86 gr.

Da Hr. Schauspiel-Director Steinberg
den Brand des Schauspielhauses Alles einbüßte,
de Pränumerantenanzeige der Ueberschuß der Pr
ration ihm zugesagt wurde; so ist auch dieser Ueb
gegen die Quittung desselben ausgezahlt und ihm
die übrig bleibenden Exemplare der hier berechnet
lage zugestellt werden. Für mehrere Exemplare,
zu meiner Disposition abziehen ließ, habe ich die
besonders bezahlt.

L. v. Baczk

Die
Mennoniten.

Ein
Familiengemählde
in
drei Aufzügen.

Perſonen.

Amtsrath Puſtmann.
Amtsräthin, ſeine Frau.
Ida, ihre Tochter.
Flauricourt, ein junger franzöſiſcher Offizier.
Iwan, ein alter verwundeter Koſak.
Peters, ein wohlhabender Gutsbeſitzer.
Marie, ſeine Tochter.
Anne, ſeine Haushälterin.
Klaas, Mariens Bräutigam.
Johann, Bedienter des Amtsraths.

} Menno
niten.

Die Begebenheit iſt gleich nach dem Frieden zu T
Der Schauplatz theils im Hauſe des Amtsra
theils in Peters Garten.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Hauſe des Amtsrathes.

Der Amtsrath und die Amtsräthin.

Amtsräthin.

Sie wollen alſo nicht — und wir ſollen wie die Bauern leben?

Amtsrath. Mein Engel! ich thue ja Alles, was Sie wünſchen: ich wollte herzlich gern! —

Amtsräthin. O! Sie Undankbarer! Als Sie noch der Schreiber meines Vaters waren, ich auf ſein Zureden Ihnen vor ſo vielen Andern den Vorzug gab, Sie, können Sie es leugnen, daß ich Sie glücklich machte?

Amts-

Amtsrath. Nun dafür habe ich do
auch Alles gethan, mir doch auch Alles gefa
len lassen, was ich konnte. Aber — aber nu
wenn Sie mich nur ruhig anhören wollte
wenn ich nur Alles sagen dürfte?

Amtsräthin. Sie sind unleidlich: hu
dertmal haben Sie mir schon das nämli
Klagelied vorgesungen, und was ist's denn
Ende? Unser Sohn, ein junger Mensch v
Talent, hat vielleicht einige hundert Tha
Schulden gemacht; unsere Tochter, eins
schönsten, angenehmsten Mädchen von der W
bedarf, um sich gehörig zu produciren, vielle
etwas mehr als manche andre Dame!

Amtsrath. O das ist noch lange ni
das Aergste!

Amtsräthin. Nun dann, Sie ha
durch den Krieg gelitten, sind einige Klei
keiten schuldig, nicht wahr?

Amtsrath. Kleinigkeiten sind es
wohl eben nicht. Ich habe mir einen Ex
gemacht (er nimmt einen Bogen aus der Tasche).

Amtsräthin. Um des Himmels wil
Sie sehen mich doch nicht gar für ihren Dep
tementsrath an? Bleiben Sie mir mit den A
fort, sonst tödtet mich noch die Langeweile: s
der Anblick reizt mich zum Gähnen.

Am

Amtsrath. Nun gut, so will ich mich kurz fassen. Unser Gut ist werth 20,000 Thaler, unser Mobiliar-Vermögen —

Amtsräthin. Wenigstens 15,000 Thaler.

Amtsrath. Nach dem Einkaufspreise freilich, aber die Passiva! die Passiva! — Die Rechnungen für die neue Kutsche und den neuen halben Wagen, die vom Kaufmann, vom Weinhändler, dem Gewürzkrämer und den Putzhändlern sind noch nicht einmal dabei, und in acht Tagen soll ich eine Obligation von 5000 Thalern, schon seit vierzehn Tagen 3000 Thaler Wechselschulden bezahlen, bin deshalb eingeklagt, und erwarte jeden Augenblick das Aergste.

Amtsräthin. Da müssen Sie doch schon zusehen.

Amtsrath. Das will ich herzlich gern, denn ich laufe ja Gefahr, von Haus und Hof gejagt, selbst ins Schuldgefängniß gesteckt zu werden.

Amtsräthin. Man wird sich doch nicht so weit vergessen?

Amtsrath. Ach! Sie sind eine Dame, Sie haben keinen Begriff davon, wie unhöflich die Gläubiger und besonders die Gerichte sind.

Amthsräthin. Sie werden doch noc
Credit haben? Jedermann weiß ja, daß S
ein groſses Vermögen mit mir erheirath
haben.

Amtsrath. Aber die Leute haben m
auch ziemlich nachgerechnet, wie viel bei m
jährlich aufgegangen ist. (Er zieht ängstlich die U
heraus.) Es wird gleich 9 Uhr seyn, und
pflegt pünktlich die Stunde zu halten.

Amtsräthin. Sie sprechen verwirr
ich glaube, die Angst bringt Sie aus aller Fa
sung, und die, mein Lieber, muß ein Mann v
Stande nie verlieren. Ist denn die Gefa
etwa so nahe?

Amtsrath. Ach! freilich; und bricht
erst einmal los, so ist Alles verloren. J
habe den alten Peters einladen lassen, um
Uhr versprach er zu kommen. Sie verstehen
feiner anzufangen, als ich.

Amtsräthin. Was meinen Sie den
Was soll ich?

Amtsrath. Wenn Sie mit ihm red
wollten, 10,000 Thaler können uns verlä
decken. Sie sind ja eine so kluge artige Fr
und wissen es immer so fein zu geben, um
res seeligen Herrn Vaters willen, vielle
wird er es Ihnen nicht abschlagen.

Am

Amtsräthin. Sie machen mir da in der That einen höchst indiskreten Antrag. Ich also, eine Dame, ich soll Geld für Sie negoziiren, und das noch dazu von dem äußerst platten prosaischen Menschen, von dem alten unbescheidenen Moralisten, einem Menschen ohne alles Zartgefühl.

Amtsrath. O! sagen Sie das nicht, er nimmt sich ja aller Armen und Nothleidenden so willig an, und wir, nehmen Sie mir es nicht übel, ich muß es Ihnen entdecken, wir werden ja bald die ärmsten nothleidendsten Menschen in der Welt seyn.

Amtsräthin. Sie alteriren mich! Aber so gehen Sie, damit Alles ganz ungezwungen aussehe. Ida soll kommen.

Amtsrath (ihr die Hand küssend). O! bieten Sie doch ja Alles auf; ich will es auch, so lange ich lebe, dankbar erkennen (will abgehen).

Amtsräthin. Da! (indem sie ein Papier aus dem Strickbeutel holt) nehmen Sie doch mit: es ist eine Kleinigkeit, die unsere Ida der Putzmacherin zu zahlen hat, und ein paar Rechnungen für unsern Benno. Er hat uns aufs Neue viel Ehre gemacht, seine Maske erhielt auf der ersten Redoute allgemeinen Beifall.

(Amtsrath geht ab.)

Zwei-

Zweiter Auftritt.

Die Amtsräthin allein.

Amtsräthin. Wäre es möglich? Nein, gewiß nicht! Er weiß ſich nur nicht recht zu nehmen, will daher mir das Geſchäft mit Peters aufbürden, weil er ſich auf meinen Verſtand verläßt. Aber, wenn es wirklich wahr wäre? Freilich hat Peters manche warnende Bitterkeit fallen laſſen. Und wenn Ida recht hätte, wenn ihr mir längſt geäußerter Argwohn von dem Verfall unſerer Vermögensumſtände, gegründet wäre? Dies wäre ſchrecklich! — Benno! ſein Genie wird ihn durchhelfen. Er bedarf freilich viel, ſehr viel! und Ida? Wäre denn keine glänzende Parthie für ſie möglich? Der Fähndrich? O! ein Jüngling, wie ein Amor! Als er ſich noch beim Abſchiede von ihr eine Haarlocke ausbat, er ſchwur ihr ja ewige Liebe und Treue. Aber er iſt erſt 17 Jahre alt; und ſeine Familie? Der Kriegsrath Walter? Es ſchien, als hätte er ernſtliche Abſichten. Aber letzthin ſeine Aeußerung, daß man in den jetzigen Zeiten gar nicht, wenigſtens eine Frau ohne alle Prätenſion heirathen müſſe! O! mein Herr Kriegsrath! Sie waren impertinent, ſich eine ſolche Aeußerung

zu erlauben. Ferber? Es iſt ein wohlgebildeter junger Mann, tanzt allerliebſt; aber er hat ſich noch nicht beſtimmt erklärt, ſondern ließ uns blos von weitem recht kaufmänniſch ausholen, wie viel wir wohl unſerer Tochter mitgeben würden?

Dritter Auftritt.

Die Amtsräthin und Ida.

Ida. Guten Morgen, liebe Mutter! Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich kam. Der Vater rief mich; allein ich war mitten in der Arie, und wollte ſie gerne erſt zu Ende ſingen.

Amtsräthin. Ach! meine Tochter! wir ſind verloren: unglaublich ſchien es mir.

Ida. Schon lange fürchtete ich Alles!

Amtsräthin. Jetzt habe ich es ſelbſt aus Deines Vaters Munde.

Ida. Mir hat er es ſchon ſeit zwei Jahren auseinandergeſetzt; nur Furcht hielt ihn ab, auch Ihnen dies zu ſagen.

Amtsräthin. Und ich glaubte blos, er wolle mich durch ſeine Anſpielungen in Furcht ſetzen. Doch ich möchte mir ſelbſt Vorwürfe machen: wie konnte ich ihm dieſe Feinheit zutrauen!

trauen! — Der Aufſatz, mein Kind, kleid
Dir allerliebſt.

Ida. Habe ich ihn mir nicht ein wen
zu tief aufgeſetzt? Auch die Farbe des Band
ſcheint mir nicht modern genug; es ſollte eige
lich Couleur d'Hortensia ſeyn. Der Vat
denken Sie nur, fragte heute ſchon, wie v
dieſer Aufſatz wieder koſte?

Amtsräthin. Und machte gewiß ſe
mürriſches Alltagsgeſicht dazu? Auch ich ha
einen ſchönen Auftritt mit ihm. Jetzt da
ihm einige unbedeutende Aufträge gebe, die hö
ſtens 500 Thaler betragen, erzählt er mir, d
er zu Grunde gerichtet ſei, ſpricht, denke Di
meine Tochter! von Auspfänden, Einkerke
ich wäre bald auf der Stelle in Ohnmacht
fallen.

Ida. Sie ſehen alſo, leider! daß mei
Blanka recht hatte, da ſie es mir freundſcha
lich entdeckte, es ſelbſt von ihrem Vater de
Juſtiz-Commiſſarius, gehört zu haben: daß u
ſere Vermögensumſtände völlig zerrüttet wär
der Vater dem Banquerotte nicht entge
könnte. O! Blanka iſt doch eine edle freun
ſchaftliche Seele, daß ſie mir ſchnell eine P
thie zu machen rieth! Und nun, liebe Mutt

iſt alſo mein Entwurf nicht das ſicherſte Rettungsmittel?

Amtsräthin. Er hat etwas Nebulantes; geſetzt auch, daß Klaas zur proteſtantiſchen Kirche überginge.

Ida. Daran zweifle ich keinen Augenblick. Er denkt hierüber, ich habe die Seite berührt, ſo gut, ſo aufgeklärt. Er iſt ein wohlhabender, ſchöner, junger Mann, der mich reichlich ernähren, Sie aus Ihrer Verlegenheit reißen kann. Freilich fehlt ihm Gewandtheit und Welt, aber eine kluge Frau, die er liebt, und ein gebildeter Umgang, ſo iſt er in wenig Monaten bei ſeinem geſunden Verſtande ſelbſt ein gebildeter Mann.

Amtsräthin. Du ſprichſt ja mit ſolcher Wärme, als ob du wirklich Neigung für ihn fühlteſt.

Ida. In der That, liebe Mutter! gar nicht gleichgültig iſt er mir nicht, beſonders da wir auf Hülfe denken müſſen, Marie kalt gegen ihn, er auf ſie eiferſüchtig zu werden anfängt, jetzt iſt es Zeit für meine Pläne.

Amtsräthin. Ich habe ganz andere Ausſichten in Betreff Deiner gehabt. Meine mütterliche Zärtlichkeit beſtimmte Dir eine glänzende Laufbahn; daher ſorgte ich für Deine Bei-

ſies-

ſtesbildung, für Deine ſtandesmäſſige Erziehung. Du kannſt noch vielleicht eine brillante Parthie machen, und kömmt noch das Anlehn bei Peters zu Stande, ſo mußt Du Deinen Plan aufgeben.

Ida. O! Peters wird ſich gewiß auf nichts einlaſſen, dafür ſtehe ich gut.

Amtsräthin. Nun denn mag es ſeyn — Aber, Madame Klaas, das klingt abſcheulich: einen Titel muß er ſich kaufen, wenigſtens Hofrath, darauf mußt Du beſtehen.

Ida. Da kömmt Peters über den Hof; ich eile ins Kabinet. (Geht ab).

Vierter Auftritt.

Die Amtsräthin, nachher Peters.

Amtsräthin. Ob ich ein Buch nehme? Nein, lieber das Strickzeug; denn Arbeit hat für ihn Intereſſe, beſticht ihn gleich beim erſten Eintritt. (Aufſtehend.) Willkommen! lieber, alter Freund!

Peters. Gott gebe Ihnen einen guten Tag! Der Herr Liebſte hat mich rufen laſſen.

Amtsräthin. Bitten, blos freundſchaftlich bitten. Er wird ſogleich hier ſeyn. Setzen

Sie

Sie ſich doch. (Beide ſetzen ſich.) Mein Mann iſt in einer ſehr unangenehmen Verlegenheit.

Peters. Bedaure.

Amtsräthin. Der Krieg hat ſehr traurige Folgen veranlaßt, das Glück vieler guten Familien zerſtört, viele redliche Hausväter in Verlegenheit geſetzt.

Peters. Ja wohl! und wer, ſo wie wir, noch leidlich davon gekommen iſt, muß die göttliche Wohlthat mit dankbarer Rührung anerkennen.

Amtsräthin (etwas verlegen). Wir ſind freilich ſo etwas leidlich davon gekommen; aber man hat mit vielen Menſchen zu thun, da bleiben Zahlungen aus, und man will auch nicht hart ſeyn.

Peters. Recht! man muß ſchonen und Nachſicht hegen, Jedem helfen, daß er im Wohlſtande bleibe oder dazu gelange.

Amtsräthin. Recht! würdiger Mann, mir ſo ganz aus meiner Seele geſprochen. Ich ſagte gleich meinem Manne: unſerm Vater Peters wollen wir uns entdecken, der wird uns gewiß rathen und helfen.

Peters. Rathen gewiß, treulich und von ganzem Herzen.

Amts-

Amtsräthin. Auch helfen, gewiß! Ihr frommes christliches Herz ist Bürge. Sie helfen! geben Sie mir die Hand, nicht wahr? Sie helfen?

Peters. (Die Hand zurückziehend.) Behüte! wie kann ich löschen, ehe ich weiß, wie und wo es brennt?

Amtsräthin. Ja! es brennt; ich will Ihr Bild fortsetzen. Der Hauseigenthümer weiß sich nicht zu helfen, die Flamme hat den Giebel ergriffen; ein entschlossener Freund, der es wagt hinauf zu steigen, kann das Feuer sehr leicht noch löschen, und wollen Sie nicht dieser entschlossene treue Freund seyn? — Sie schweigen?

Peters. Das ist so meine Weise, so lange eine Sache bedenklich und nicht klar ist. Was soll ich denn eigentlich thun?

Amtsräthin. Mein Mann ist im Gedränge, blos durch die Zeitumstände, 10,000 Thaler —

Peters. Ein schönes Geld!

Amtsräthin. Wenn Sie es nicht vorräthig haben, so ist Ihre Bürgschaft hinreichend.

Peters. Kann nicht dienen.

Amts-

Amtsräthin. Wie? So spricht der Freund meines Vaters, den er wie seinen Bruder liebte? Sie wollen mich in diesem Augenblicke der Noth verlassen?

Peters. Gott verläßt Niemanden, der auf ihn vertraut.

Amtsräthin. Sie bleiben also bei Ihrer Weigerung, könnten so hartherzig seyn?

Peters. Erlauben Sie, was Sie Hartherzigkeit nennen, ist vielleicht Christenpflicht. Denn 10,000 Thaler sind ein schönes Geld, ob ich Ihnen ganz damit helfe, ungewiß. Aber daß ich alsdann zehn meiner Mitchristen, deren jedem mit 1000 Thalern geholfen seyn würde, wenn ich das Geld weggegeben hätte, nicht zu helfen im Stande seyn würde, sehen Sie, das ist gewiß.

Amtsräthin. O! ich weiß, es ist Argwohn. Sagen Sie es nur dreist heraus: Sie trauen uns nicht. So handelte mein Vater nicht; ich weiß, daß er Ihnen zuweilen half.

Peters. Das lohne ihm Gott! es war ein trefflicher Mann: schlicht und recht.

Amtsräthin. Und weshalb ist Ihnen seine Tochter nicht so viel werth, als er es war?

Peters. Sie fragen, und Gott gebe, daß ich zu einer guten Stunde spreche. Bei

Ihrem

Ihrem seeligen Vater, da gab es keine M
von Mahagoni, keine große Spiegel, kein
tenuhren, es wurden eben so wenig
Leckerbissen, als köstlicher Hausrath,
Putz und fremde Weine verschrieben.
er mich, ich ihn einlud, wir kamen zu
der mit Freuden: da gab es kein große
lag, unsere drei Schüsseln, aber saft
kraftvoll. Wir tranken unser Bier, a
tagen auch wohl Pontac, nicht aus ge
nen englischen Gläsern, sondern aus fi
Bechern, die nicht so zerbrechlich war
Glück und Glas. Wenn er zu mir
Nachbar, ich bedarf 10,000 Thaler; so
ich: zu welcher Stunde? ging, wenn
nicht hatte, zu Klaasens Vater und
übrigen Freunden, brachte es ihm zur be
ten Zeit, erhielt es zur bestimmten Zeit
und wenn ich in Nöthen war, ging ich
und er that mir gleichmäßig.

Amtsräthin (mit einiger Rührung). Un
ziehen Sie sich von den Seinen jetzt kal
gefühllos zurück?

Peters. Behüte! wer hat das ge

Amtsräthin. Sie wollen mi
helfen?

P

Peters. Darf ich reden, wie ich denke?

Amtsräthin. Sprechen Sie, und ich will denken, mein Vater stände vor mir.

Peters (mit einem Blick gen Himmel). Gieb mir Kraft! Das Glück dieser Welt besteht nicht in Geräusch, nicht in eitlem Tand, nicht in verwerflicher Pracht. Nein! es besteht einzig im innern Frieden und des Gewissens Reinigkeit. Ich weiß, Sie sind verschuldet, Ihre ganze Lage ist zerrüttet, aber vertrauen Sie sich mir an und ich will Sie retten,

Amtsräthin. Edler, großmüthiger Mann!

Peters. Beruhig, um Ihres Vaters willen will ich Sie retten. Entdecken Sie mir unverholen Ihre Lage, ich will mich mit Ihren Gläubigern einigen. Wer Ihnen zur Verschwendung Vorschub gethan hat, der mag verlieren: denn er hat genug von Ihnen gewonnen. Aber keine Wittwe, kein Waise, kein Dürftiger soll über Sie eine Thräne weinen; wo dergleichen Gläubiger nicht durch das Gesetz hinreichend gedeckt sind, da decke ich sie mit dem Meinigen. Verkaufen Sie Alles, bleibt nichts übrig, so gebe ich Ihnen Vorschuß. Ihr Mann pachtet ein kleines Gütchen, Sie werden eine gute Hausmutter, entsagen aller Thorheit, entwöhnen Ihre jungfer Tochter von dieser

Welt Eitelkeit, laſſen Ihren Sohn nicht bl
Verſe machen, ſondern etwas Vernünftig
lernen, und gehen alsdann mit ruhigem G
wiſſen in die Grube.

Amtsräthin. Und das wäre Alles?

Peters. Alles.

Amtsräthin. Und weiter ſind Sie
Nichts entſchloſſen.

Peters. Zu Nichts.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Johann, hera
Flauricourt.

Johann. Der franzöſiſche Offizier wünſ
aufzuwarten.

Amtsräthin. Der Menſch kömmt d
ſerſt ungelegen, doch — (nach einer Pauſe, worü
Peters betrachtet hat, der ſich entfernen will) viel E
wird mir angenehm ſeyn. (Johann geht ab.)

Peters. Ei, ei! warum ſagen Sie
Unwahrheit?

Flauricourt (mit einer Flinte in der Ha
Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Mor
zu ſagen. (Zu Peters wendend.) Auch Sie
lieber guter alter Papa?

Pet

Peters. Zu dienen. Aber was soll die Flinte hier, sie ist doch wohl nicht geladen?

Flauricourt. Zum Henker, ich werde doch wohl nicht mit einer ungeladenen Flinte auf die Jagd gehen? Ich habe ein wenig das Gehölz durchstrichen, aber nichts, nichts geschossen.

Peters. So hätten Sie die Flinte vor dem Dorfe losschießen sollen; schrauben Sie jetzt den Stein ab.

Flauricourt. Wozu das?

Peters. Ich bitte.

Flauricourt. Nun denn, hier ist er. (Er giebt ihm den Stein.)

Peters. Und nun, es könnte doch noch Schaden geschehen. Erlauben Sie. (Nimmt das Gewehr und trägt es in eine Ecke des Zimmers; zur Amtsräthin.) Ich werde den Herrn Liebsten nicht abwarten können, bitte deshalb ihm meine Erklärung zu berichten.

Amtsräthin. Vielleicht ändern Sie noch Ihren Entschluß. Besinnen Sie sich noch, lieber Alter!

Peters. Mit nichten. Ein Mann, ein Mann! ein Wort, ein Wort! Gott befohlen! (Geht ab.)

Flau-

Flauricourt. Adieu! lieber alter Papa! und Ihrem schönen Mariethen von meinetwegen einen schönen guten Morgen. (Zur Amtsräthin.) Und Ihre liebenswürdige Tochter, Madame die ist wohl noch im Bette?

Amtsräthin. Was denken Sie?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Ida.

Flauricourt. Ach! siehe da! schon Ihre Toilette vollendet? Aber Sie dürfen keine Toilette machen, Sie sind immer schön und reitzend.

Amtsräthin. Schmeichler.

Ida. Man hört, daß Sie ein Fran zose sind.

Flauricourt. Das heißt hier doch wohl so viel, als ein Freund der Wahrheit? Doch ich vergesse mich, mein Besuch in der Frühstunde ist Ihnen vielleicht ungelegen. Ich bitte Sie, legen Sie sich keinen Zwang auf, ich kann gehen.

Ida. Sie sind uns jederzeit willkommen.

Flauricourt. Ich bin sehr glücklich wenn ich das bin.

Amt

Amtsräthin. Jetzt ſind Sie doppelt willkommen, denn nach einem Beſuche von Peters bedarf man ein wenig Erholung.

Ida. Der gute Alte iſt ein wenig langweilig.

Flauricours. Das mag er ſeyn, aber er iſt doch auch ein reſpectabler Mann. Ich wünſche, wenn ich einſt ſo alt werde, als er es iſt, auch ſo gut zu werden, als er.

Ida. Ihr Volk kam als Feind zu uns; aber die Herzlichkeit, die Wärme, der Sinn fürs Gute, den viele Ihrer Landsleute verrathen, macht uns zu Ihren Freunden.

Flauricours. Ich bin Ihnen für dies Compliment verbunden; aber es thut mir wehe, wenn Sie einen Augenblick zweifeln, daß jeder Franzoſe, daß ich, was Peters an mir that, nicht ewig dankbar erkennen ſollte. Der Wilde ſchätzt den Werth der Dankbarkeit.

Amtsräthin. Sie ſchätzen vielleicht zu hoch, was bloßer Eigennutz war.

Flauricours. Wie, Madame, Eigennutz? Dieſes aus einem weiblichen Munde iſt doppelt hart.

Ida. Aber, wenn es doch vielleicht ſo wäre.

Flauricourt. Wie, auch Sie? Eigen-
nutz? Ich bitte Sie, wie ist das möglich?
Erwägen Sie, es wird plötzlich Friede. Wir
marschieren zurück, unser Regiment hält vor
Peters Landhause still, um dort einiges zu re-
quiriren. Er sieht mich, am Nervenfieber er-
krankt, auf dem Wagen liegen, tritt näher, um
mir Erfrischungen zu geben. Umsonst, sagt der
Obrist, der es sieht: der junge Mann ist ein
Raub des Todes, er wird den heutigen Abend
nicht erleben. Schade um den Jüngling: er
ist der einzige Sohn einer guten fromme
Mutter. Schon diese Worte rühren den redli-
chen Greis; er ersucht den Obristen, mich zu
rückzulassen, verspricht für meine Genesung zu
sorgen. Der Obrist schwankt unentschlossen.
Peters denkt nicht daran, daß er durch sein
Gegenwart, seine Verwendungen seinen augen-
blicklichen Verlust verringern könnte, er läuft
ruft den Arzt des Regiments: dieser gesteht
ein, daß schon die Bewegung beim Nervenfie-
ber mir höchst nachtheilig sei, und man läßt
mich zurück.

Amtsräthin. Und es wird wenig
requirirt.

Flauricourt. Madame! Sie durchbo-
ren mir das Herz! Warum erfüllte der Ei-
ne

nach dem Abmarſche ſo treulich ſein Wort? warum ſorgte er für Arzt und Pflege? warum behandelte er mich wie ein zärtlicher Vater ſeinen Sohn?

Amtsräthin. Er wußte, daß Sie zu einer Familie gehören, die Vermögen beſitzt, rechnete vielleicht auf reichliche Belohnung.

Flauricours (mit Heftigkeit). Wie? ſoll ich Sie denn nicht überzeugen? Belohnung! Verriethen denn auch das Sehnen nach niedrigem Gewinn jene Freudenthränen des Alten, als ich wieder zur Beſinnung kam und ihn fragte, wo ich ſei? — Pfui! Madame! glauben Sie, eine ſolche Thräne kann Gold nie entlocken und nie belohnen. Und ſelbſt das Anerbieten, mir einen katholiſchen Geiſtlichen holen zu laſſen — der Mann, der bei ſeinen widerſprechenden Religionsgrundſätzen mir dies Anerbieten thun konnte, o! das muß gewiß ein edler Mann ſeyn. Und als ich, von ſeiner und ſeiner edlen Tochter Herzlichkeit durchdrungen, ausrief: o! daß meine alte Mutter einſt Zeugin Eures Edelmuthes wäre, und Ihr die Zeugen ihrer Thränen und ihres Dankgebetes ſeyn könntet; Marie die Hand des Greiſes ergriff und mit Rührung ſagte: wie glücklich macht uns Gott, daß er uns würdig hält,

Beistand unsers Nächsten zu seyn! — o! diese himmlischen Gefühle, sie lassen sich nicht verkennen! —

Ida. Es sind gute Leute: selbst das Betragen gegen den alten Kosaken —

Flauricourt. Recht! diesen alten Graubart, den er vom Schlachtfelde aufnimmt, bei unserer Ankunft verbirgt, verbinden und heilen läßt und noch pflegt. — Verzeihen Sie, meine Damen, ich habe Sie zu lange von mir selbst unterhalten; dieser alte Kosak hat für mich auch ein eigenes Interesse, er ist ein wahrer Naturmensch.

Ida. Nur ein wenig roh.

Flauricourt. Freilich! aber die Politur giebt nicht allein den Werth, sondern sie veranlaßt bloß den großen Haufen, diesen Werth auch beim ersten Blicke anzuerkennen.

Amtsräthin. Sie sind heute sehr ernsthaft?

Ida. In der That.

Flauricourt. Meinen Sie das, meine Damen? Ich bin Ihnen herzlich für die Nachricht verbunden, denn ich habe selbst gemerkt, eine kleine Dosis Ernst dürfte mir sehr nützlich seyn. Doch ich hoffe, es soll sich alles finden

finden, bin ich nur erſt zehn oder zwanzig Jahre älter.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Amtsrath.

Amtsrath. Ganz gehorſamſter Diener. Wie freut es mich, Dieſelben ſo wohl auf zu finden. Es iſt auch keine Spur der Krankheit mehr. Ich freue mich unendlich.

Flauricourt. O! ich bin für Ihre gütige Theilnahme recht ſehr verbunden. Ich bin auf der Jagd geweſen; gehn Sie auch zuweilen auf die Jagd?

Amtsrath. Es iſt zu fatiguirend für mich.

Flauricourt. Und gerade deshalb iſt ſie mir angenehm. Denn Anſtrengung und ermüdende Bewegung, die müſſen einem Soldaten zur Gewohnheit werden.

Amtsrath. Aber ich bitte tauſendmal um Verzeihung, man hat Ihnen noch nichts offerirt.

Ida. Einige Confitüren, ein Glas Liqueur?

Amtsräthin. Etwas kalte Küche?

Amts-

Amtsrath. Ein Glas Ungar-Wein?
Ich habe ja Alles im Hause vorräthig und
gebe es gern.

Flauricourt. Sehr verbunden. Es is
Zeit: ich muß fort, ich muß nach Hause. (Z
Ida.) Besuchen Sie nicht bald meine liebe klein
Wirthin?

Ida. Wahrscheinlich heute, vielleicht die
sen Vermittag.

Flauricourt. Vortrefflich! ich werd
Sie anmelden. Mes Dames! mein Herr! (
macht eine Verbeugung zum Weggehen.)

Amtsräthin. Sie vergessen Ihre Flint

Flauricourt. Wo Henker habe ich d
gelassen.

Ida ([illegible]). Da ist sie.

Flauricourt ([illegible]). N
werde ich gewiß Glück haben, da ich mei
Waffen aus so schöner Hand erhalte.

Amtsrath. Ja! ja! Sie stehen n
da so recht wie auf dem Kupferstiche Ven
und — wie Henker! hieß doch der Jäger, d
das wilde Schwein den Garaus machte?

Amtsräthin. Adonis.

Amtsrath. Ja! was wollte ich d
sagen? wie Venus und Adonis.

Fla

Flauricourt. Ja! Venus, das möchte wohl seyn. Aber (auflachend) ich Adonis! Sie setzen mich durch diesen Vergleich in ein solches Schrecken, daß ich davon laufen muß. Meine Damen, ich küsse Ihnen die Hände, und (zu Ida) meiner schönen artigen Wirthin melde ich Ihren Besuch.

Amtsrath. Darf ich nicht heute ganz ergebenst bitten, zum Mittage eine Suppe bei mir vorlieb zu nehmen?

Amtsräthin. Wir erwarten Sie gewiß.

Amtsrath. Wir haben kleine Pasteten, Hechte mit einer Sardellensauce, einen Rehbraten.

Flauricourt. Zu viel Güte, herzlichen Dank für Einladung und Küchenzettel. Leben Sie wohl. (Geht ab.)

Amtsrath. Was das für ein flüchtiger Mensch ist! Nun hat er nicht einmal vernünftig zugesagt, ob er kommen wird oder nicht! und da muß man auf ihn warten, verliert den Appetit und das liebe Essen versteht sich.

Achter Auftritt.

Die Vorigen und Flauricourt.

Ida. Eine solche Lebhaftigkeit, eine solche Gewandtheit findet man doch bei keinem Deutschen.

Amtsrath. Ja! ja! es ist ein allerliebster, feiner, höflicher und artiger Mensch.

Amtsräthin. Nun, daß er in Gegenwart anderer Damen immer Mariechen liebt, sie nicht anders als schön, allerliebst nennt, das finde ich doch eben so artig auch nicht.

Amtsrath. Nun es ist doch aber die reine Wahrheit, sie ist doch ein recht hübsches Mädchen.

Amtsräthin. O, ja! roth und weiß, fleischigt und rund.

Ida. Ein recht nettes Landmädchen.

Amtsrath. Wie die liebe Gesundheit selbst. — Aber — was wollte ich sagen: was meint denn Herr Nachbar Peters.

Amtsräthin. Nun! der meint es recht gut. Sie sollen sich für banquerot erklären: alsdann will er aus Erbarmen Ihnen einen kleinen Vorschuß machen, damit Sie nicht verhungern, damit

damit Sie eine Pacht übernehmen, vielleicht ihm seine Kühe abpachten können.

Amtsrath. Wie? das hat er sich unterstanden?

Amtsräthin. Er hats, und Sie werden doch wohl seinen Rath mit Dank annehmen?

Ida. Alles verkaufen, so in eine Bauerhütte kriechen?

Amtsrath. Alle Wetter! züchtigen will ich den Grobian, rächen will ich mich, das will ich! Ein Billet will ich ihm schreiben, das soll er mir nicht unter den Spiegel stecken.

Amtsräthin. Ruhig! Man könnte sich wohl noch auf eine bessere Weise rächen.

Amtsrath. Wie, mein Schatz? Sagen Sie doch!

Amtsräthin. Was meinst Du, meine Ida?

Ida. Klaas ist doch ein wohlhabender junger Mann.

Amtsrath. O! sein Vater wußte zu sparen; 20, 30, ja 30,000 Thaler hat er gewiß. Könnte er den Vorschuß vielleicht machen?

Ida.

Ida. Das würde er als Schwiegersohn ohne Bedenken thun.

Amtsrath. Wie? Was? als Schwiegersohn? Nein, Ida! Du bist eines Amtsraths Tochter: eine solche Parthie schickt sich nicht.

Amtsräthin. Er geht zur reformirten Kirche über.

Ida. Kauft sich einen Titel.

Amtsrath. Einen Titel? Nun, hat er Dir das alles schon versprochen?

Amtsräthin. Er läßt Mariechen sitzen, wir lachen alsdann den alten Peters tüchtig aus, und zuletzt — Sie wissen, unser Benno, als er klein war, stand sich mit Mariechen recht gut; und daher geben wir es zuletzt recht großmüthig zu, daß er Mariechen heirathet, und lachen herzlich, wenn das Vermögen des alten Peters noch an uns kömmt.

Amtsrath. Ja! lachen wollen wir herzlich, aber wie ist das alles anzufangen? Ich verstehe Euch nicht.

Ida. Marie und Klaas müssen zuvörderst entzweit werden, und dies ist eine Kleinigkeit; denn Klaas ist bereits eifersüchtig.

Amtsräthin. Eifersüchtig bereits! Das ist vortrefflich! und nun muß man alles aufbieten, Mariens guten Ruf zu untergraben.

Amts-

Amtsrath. Ihren guten Ruf untergraben? Marie ist so gut, so unschuldig. Das ist nicht möglich!

Amtsräthin. Dies verstehen Sie nicht; für uns Damen ist dies eine Kleinigkeit.

Ida. Und sind ein paar Verliebte entzweit, fühlt der eine Theil sich gekränkt und beleidigt, fühlt er eine gewisse Leere des Herzens, so wirft er sich gern in die Arme dessen, der ihm Theilnahme beweist oder heuchelt.

Amtsrath. Das verstehe ich zwar nicht, aber es läßt sich doch gut hören, und ich würde mich freuen, wenn es auf Meine wäre.

Ida. Nur Ihre Einwilligung, lieber Vater! und ich führe in Kurzem alles zum Ziel. Denn der arglose unbefangene Klaus und die einfache Marie, wenn ich diese nicht überlisten, sie nicht nach meinem Willen lenken sollte?

Amtsrath. O Du Herzenskind! So habe ich doch die Pension für Dich nicht umsonst bezahlt!

(Der Vorhang fällt.)

Zwei-

Zweiter Aufzug.

Im Vordergrunde ein Haus und einer Rasenbank, nach hinten eine Laube und das Haus von Petrus, an der einen Seite [illegible], die in den Garten führt.

Erster Auftritt.

Marie und Iwan.

Marie. Wo der Vater bleibt, es wird ihm doch nichts zugestoßen seyn? Es ist ein warmer Tag, er wird sich erhitzen, der gute Vater. Um der paar hundert Schritte willen läßt er nun durchaus nicht anspannen: das wissen Sie auf dem Amte und lassen ihn doch so oft rufen; sie könnten doch lieber zu ihm kommen. Guter Vater! in Allem kommst Du meinen Bitten zuvor; wenn Du doch auch nur diese erfüllen und mehr Sorge für Deine Gesundheit tragen wolltest!

Iwan

Iwan (der durch die offene Thüre in den Garten tritt). Väterchen kömmt schon! Ich habe auf meinem Posten gestanden, und nun komme ich melden, daß ich ihn auf dem Damm in die Allee treten sah.

Marie. Er geht doch recht langsam.

Iwan. Soll denn der alte Herr laufen?

Marie. Nein, aber doch —

Iwan. Nun, so wie immer gehen, und so geht er.

Marie. Guter Iwan! Du verstehst mich nicht, Du weißt nicht, was eine Tochter für ihren Vater fühlt. Du warst nicht Vater.

Iwan. Ich nicht Vater? Jungfer, warum sagst Du mir das? Der arme Iwan! er war es! er war es!

Marie. Iwan! was ist Dir?

Iwan. Dir will ichs sagen, denn Du bist gut; aber Manche haben mich ausgelacht, wenn ich im Anfange am Wachfeuer saß, mich in die Burky hüllte und weinte. Aber sie haben bald nicht mehr gelacht, wenn aufgesessen gerufen wurde, der Feind kam, ich die Pike ergriff und hineinstürzte wie ein Rasender. Andere konnt' ich tödten, aber ich konnte den Tod nicht finden; nur Wunden fand ich. Und jetzt! auch die letzte Freude ist mir genommen,

der rechte Arm iſt gelähmt, der arme Iwan kann nicht einmal mehr fechten, nicht mehr den Tod ſuchen.

Marie. Guter Iwan! was drückt Dich ſo ſchwer?

Iwan. O! ich hatte ein Weib, es war ein braves gutes Weib. Jeder Ehemann in der ganzen Gegend ſtellte ſie ſeinem Weibe zum Muſter, ſo gut war ſie! Sie gebar mir eine Tochter: Aliona war meine Freude. Wenn ich Dich anſehe, ſo iſt mir immer, als ſagte mir mein Schutzheiliger: ſo wäre ſie geworden, ſo ſchön und gut als Du biſt. Ich hatte ſie beten gelehrt, da gings in den Türkenkrieg. Ich konnte nicht Abſchied nehmen; betet, ſagte ich, für Euren Vater! und ich will für Euch fechten. So gings fort. Ach! ſie haben nur für mich und nicht für ſich gebetet, ſonſt hätte Gott die Engel erhört.

Marie. Armer Mann!

Iwan. Wohl arm bin ich! Denn als wir zurückkamen aus dem Kriege, zwei Werſte von meiner Heimath, mein ermüdetes Pferd konnte nicht mehr laufen, ich mußte langſam reiten. Da begegnete mir ein Bekannter, ich fragte ihn nach den Meinen. Er wandte das Geſicht ab, gab ſeinem Pferde einen Hieb und

jagte davon; denn er wollte mir keine Antwort geben. Mir ward bang ums Herz. Ich war einst von 20 Türken umgeben, aber so bange war mir nicht, denn ich hieb mich durch. Mein ermüdetes Pferd konnte jetzt nicht weiter, ich sprang ab. Niemand kam mir aus meinem Hause entgegen. Nur meinen Bruder fand ich darin, krank und abgezehrt. Meine Frau! meine Tochter! sie lagen seit einiger Zeit im Grabe. Was sollt' ich zu Hause? Ich zog wieder in den Krieg, nie bin ich zurückgekehrt. Ich suche den Tod! — Gutes Mädchen! Der arme Iwan kann nicht einmal den Tod finden.

Marie (trocknet sich heftig bewegt die Augen).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Peters.

Peters. Gott segne Dich, mein Kind!

Marie. Lieber Vater! Du bist erhitzt (ihm sanft die Stirne trocknend). Dein Schlafrock, Deine Pantoffeln, ich habe Alles Dir zurecht gelegt.

Peters. Dank Dir, meine Liebe! Aber was ist Dir?

Marie.

Marie. O! ich bin äußerſt gerührt.

Peters. Dies iſt mir lieb; denn Rührung iſt eine Ehrenpforte, von Gott zum Eingange fürs Gute beſtimmt. — Iſt zu helfen? Du wirſt doch gewiß gethan haben, was in der Eile möglich war?

Marie. Ach! da iſt keine Hülfe!

Peters. Da ſei Gott für! Hülfe iſt gegen jedes Uebel, wenn auch nicht in dieſer Welt.

Iwan. Recht, Väterchen! denn es giebt ein Grab.

Peters. Auch einen Himmel und eine Ewigkeit.

Iwan. Recht! einen Himmel und eine Ewigkeit. (Er hält ſich die Hand vor die Augen und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Peters. Marie.

Peters. Was iſt dem guten Iwan begegnet?

Marie. Ach! ſeine Frau und Tochter ſind todt.

Peters. Hat er Briefe erhalten?

Marie.

Marie. Nein! Sie ſind ſchon lange geſtorben. Dies erzählte er mir ſo eben und wie er deshalb in den Krieg gezogen ſei, um den Tod als Troſt zu ſuchen.

Peters. Daran hat er nicht recht gethan, denn der Tod iſt eine himmliſche Gabe. Geſchenke und Gaben aber ſoll Niemand ertrotzen, ſondern fein ruhig erwarten.

Marie. O! mein Vater! warte noch lange, ehe Dir dieſe Gabe der Himmel ertheilt.

Peters (gerührt). Marie! Du drückſt mir doch dieſe Augen zu?

Marie (ſich an ihn ſchmiegend). Vater!

Peters (führt ſie ſanft auf die Bank, die unter dem Baume ſteht, und ſetzt ſich neben ihr). Marie, oft wollte ich mit Dir über einen wichtigen Gegenſtand ſprechen, immer fand ich eine große Bedenklichkeit. Jetzt in dieſer feierlichen Stunde, da mein und Dein Herz gewiß das Gute wünſcht, jetzt, mein Kind, hat Dir ſeit Kurzem Dein Herz über nichts einen Vorwurf gemacht?

Marie. Vater! ich habe Dir nie etwas verſchwiegen.

Peters. Vielleicht aber Dich ſelbſt nicht genau beobachtet; ich will Dich darauf führen. Als Klaas den Iwan vom Schlachtfelde brachte, ſeine

seine Wunden bluteten, ich ihn nicht weiter bringen zu lassen, sondern bei mir zu behalten beschloß, Du Deine Schürze abbandst und sie zu Binden zerrissest: da freute ich mich, denn das war christlich. Als Flauricours auf dem Krankenlager beinahe ohne Bewußtsein lag, Du vom Arzte forschtest, welche Speise ihm nützlich sei, was zu seiner Labung gereichte, und Du es emsig zubereitetest: da freute ich mich, denn es war auch christlich. Als er sich in etwas erholte, die Langeweile ihn peinigte, er's gerne sah, wenn Du auf dem Klaviere spieltest und dazu sangst, und als Du nun häufiger spieltest und sangst, als zuvor: da dachte ich: es ist wenigstens nicht unchristlich.

Marie. O! mein Vater, nicht weiter!

Peters. Warum nicht? laß uns alles betrachten. Als Flauricours genaß, wieder ein blühender, fröhlicher junger Mann wurde, seine Abreise doch weder um meinet- noch um der alten Anne willen von einem Tage zum andern aufschob, Du Dich nicht zurückzogst, gern auf seine Gespräche hörtest, den redlichen Klaas nicht selten darüber vernachläßigtest: da dachte ich, das ist unchristlich.

Marie (sehr bewegt). Vater! ich will Alles verbessern.

Peters.

Peters. Die Worte und der Vorsatz nd gut; nun aber das Vollbringen? Kannst Du das ganz? Ich will nicht sagen, daß der Wunsch, daß Flauricours in Klaasens Stelle seyn möchte, in Deiner Seele bleiben werde. Wenn ber nun zuweilen der Gedanke entstehen möchte: enn doch Klaas so wäre, wie Flauricours; ird alsdann Klaas so glücklich seyn, als er s zuvor gewesen wäre? Und soll nicht das Weib den Mann so glücklich machen, als sie s vermag?

Marie. Vater! ich will's; ich will künftighin Flauricours mit aller Sorgfalt vermeiden.

Peters. Das sollst Du nicht. Ich habe Dir, als Du noch ein Kind warst, nie gesagt: liehe vor dem Feuer auf dem Heerde; sondern, ei nicht unvorsichtig, damit dies Feuer Dich icht beschädige. Vor der Gefahr fliehen, heißt eine eigene Schwäche fühlen und sich vor sich lbst fürchten; weder Gott noch der eigenen raft vertrauen, und so handeln sollst Du icht. —

Marie. Nun gut, Vater! so will ich mich zurückziehen und über mich wachen.

Peters. Recht! über Dich und Dein erz. Das erwartete ich von meiner Marie,

und

und nun kein Wort weiter hievon. Gott ſegne, Gott ſtärke Dich! Aber wie willſt Du den guten Klaas wieder aufrichten?

Marie. Aufrichten?

Peters. So würdeſt Du nicht fragen, wenn Deine Aufmerkſamkeit einzig auf ihn gerichtet geweſen wäre. Jetzt wird Dir ſeine Betrübniß, ja ich möchte wohl ſagen, ſein Unmuth nicht unbemerkt bleiben. Ich laſſe Dich jetzt allein. Er wird uns heute, vielleicht noch dieſen Vormittag, beſuchen. Denke nach, was jetzt wohl das beſte wäre, ich bitte Dich. Denke nach über Deine Pflicht im Leben und Sterben. (Er ſteht auf. Marie bleibt zurück.) Hätte ich doch bald die Gartenthür zuzuſchließen vergeſſen. (Er ſchließt die Gartenthür zu und geht ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Marie allein.

Marie. Guter, frommer Vater! Hätteſt Du völlig recht? Das Blut tritt mir in die Wangen. Ach Gott! er hat wirklich nicht ganz Unrecht. Flauricours! es iſt ja nur Freundſchaft, was ich für ihn fühle, Mitleiden. Iſt er denn noch krank? Nein, täuſche

mich

mich, nicht armes Herz! Mitleiden iſt es nicht; Freundſchaft alſo? Flauricours iſt ein angenehmer, unterhaltender, junger Mann; daß er nicht böſe iſt, dafür wollte ich bürgen. Bürgen? war das nicht zu viel? Die kindliche Liebe, womit er von ſeiner Mutter ſpricht, die Dankbarkeit und Achtung, die er gegen uns beweiſt! Aber iſt denn auch Klaas nicht gut und fromm? Liebt er mich nicht ſo innig? Iſt ſeine Liebe und Treue nicht ſchon Jahre lang bewährt gefunden? War die meine nicht jetzt in Gefahr? Guter Gott! wie ſoll ichs Dir danken, daß Du mir einen ſolchen Vater gabſt, der wie ein Engel über mich wacht! Erhalte ihn doch lange.

Fünfter Auftritt.

Marie und Flauricours.

Flauricours. Guten Morgen, meine ſchöne Wirthin! im ganzen Hauſe habe ich Sie geſucht.

Marie. Guten Morgen!

Flauricours. Ich war ſchon auf dem Ante: Sie werden noch heute Vormittag einen Beſuch von Mamſell Ida erhalten.

Marie. So?

Flauricourt (indem er ihr nachahmend Kopf auf eine Seite hängt). So? Das war ein ſcheuliches So: es klang gerade als packe I fort. Laſſen Sie mich doch dies So in nem Leben nicht wieder hören. — Was Ihnen denn, liebe Marie, es iſt doch Ihnen und Ihrem guten Vater kein Un begegnet.

Marie. O nein! mir iſt nicht recht w zu Muthe.

Flauricourt. Ich habe noch das Rä fläſchchen, das mir der Arzt gab, es iſt vort lich. Ich hole es, ich laufe darnach.

Marie. Machen Sie ſich doch k Mühe.

Flauricourt. Ich bringe es Augenblick. (Läuft ab.)

Marie. Ob ich ſeine Rückkehr erwa Schon hat er meine Verlegenheit bemerkt. S ſoll ich ihn fliehen? Nein! mich nicht ſch tern zurückziehen, ſondern ihn ruhig und behandeln. Da ſchließt Jemand die Gar thür auf; Gott! das iſt Klaas! Soll ich ben? Nein! ich muß mich ſammeln. (Sie aus Haus, indeß Klaas gedankenvoll in den Garten tritt.)

Sechster Auftritt.

Klaas, nachher Anne und dann Ida.

Klaas (der die Gartenthür aufschließt und gedankenvoll hinter sich offen läßt, indem er den abgetragenen Schlüssel betrachtet). Wie wohl wars mir, als ich dich erhielt, als Vater Peters sagte: Ihr kommt nun ein paar hundert Schritte näher zu mir, wenn Ihr durch den Garten geht; deshalb behaltet den Schlüssel, er wird, so Gott will, bald zu Eurem Eigenthume seyn, Marie dabei sanft erröthend niederblickte, der fromme Greis, den Blick gen Himmel gewandt, schon den Segen über uns zu erbeten schien, wie wohl war mir damals! Ach! das war eine gute Zeit, und jetzt? Schrecklich ist der Krieg! er hat nicht blos unser Land verheert, ach! er hat auch den Frieden dieses armen Herzens zerstört. (Sich umsehend.) Hier ist Niemand; soll ich hineingehen? Es ist als riefe man mich, und doch hält es mich bei jedem Schritt wieder zurück. Hier in diese Laube will ich gehen, wo ihr Blick, ihr Händedruck mir noch vor wenigen Wochen sagte: wir werden glücklich seyn. Oft betete ich hier: laß mich, großer Gott! durch Gedanken, Wort und Thaten Mariens würdig seyn; und jetzt? Ich will beten: Herr! mache

mache daß mein Stündlein bald komme. Nein! das hieße murren; ich will in stiller Ergebung flehen: mache, Herr! wie es Dir gefällt. (Er geht in die Laube; Anne trägt, von ihm unbemerkt, einiges Geräthe aus dem Hause in den Garten. Sie hat die letzten Worte gehört, und wiederholt, indem sie die Hände faltet, den Blick gen Himmel gerichtet): Herr! mache, wie es Dir gefällt.

Ida. Die Gartenthür ist offen; sie sind also vielleicht hier. Anne, ist die Mamsell zu sprechen?

Anne. Soll ich es denn immer wiederholen, daß hier im Hause keine Mamsell ist?

Ida. Nun denn, Eure Jungfer meine ich.

Anne. Sie war heute noch nicht in der Milchkammer, hat daher noch bis Mittag sehr viel zu thun; sie hat alle Hände voll Arbeit.

Ida. Aber, gute Anne, warum immer so unfreundlich gegen mich? Du willst so fromm seyn und hast doch Haß im Herzen. Was habe ich Dir gethan? Daß ich mich ein wenig nach der Mode kleide?

Anne. Das geht auf Ihre Rechnung und geht mich nichts an. Aber daß Sie meine arme Jungfer auch zu einem Weltkinde machen wollen, das — nun ich will nicht richten.

Ida.

Ida. Sei doch nicht wunderlich. Sollen denn die Menschen in Allem so bleiben, wie sie vor einem Jahrhundert waren?

Anne. Ja wohl sollen sie das, schlicht und recht im Innern und Aeußern. Und deshalb kann ich nicht schweigen. Dreißig Jahre diene ich in diesem Hause, und die liebe selige Frau, wenn sie mich bei der Arbeit sah und mich so freundlich anblickte, war es mir immer, als hört' ich den Vermahner lesen: Ei! du frommer und getreuer Knecht. — Ich lag auf dem Krankenbette, sie pflegte mich und betete mit mir, und als — es sind nun zehn Jahre, und doch steht mir, wenn ich daran denke, die Thräne noch im Auge — als die gute fromme Frau es merkte, daß ihr Ende nahe sei, rief sie mich an ihr Lager. Anne, sprach sie, weiche nicht aus meinem Hause. Du hast meine Tochter von klein auf gewartet, warte auch, wenn sie größer wird, ihrer Seele. (Sie wischt sich die Augen.)

Ida. Schön, gute Alte! sind Deine Gefühle; aber verkenne mich nicht, auch ich liebe Deine Marie. Warum sollen zwei Mädchen von gleichem Alter nicht Freundschaft für einander fühlen? Hat mich selbst nicht bereits Mariens Umgang gebessert? Bin ich nicht selbst

selbst jetzt um Vieles einfacher geworde
Warum aber soll denn gerade der Men
Alles entbehren?

Anne. Bei Leibe! das soll er nicht.
mag sich auch schmücken, aber Alles sein el
bar; noch heute habe ich unserer Jungfer ein
Blumenstrauß gepflückt. Da, sagte ich, ste
ihn an Eure Brust; und wenn die Blümle
verwelken, so bedenket: Schönheit vergeht, T
gend besteht. Soll ich auch für Sie ein
Strauß pflücken? Doch wozu das Geplaud
Eure Rede sei Ja, Ja! Nein, Nein! Ich w
sehen, ob die Jungfer Zeit hat. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt

Ida und Klaas. (Letzterer noch in der Laube.)

Ida (leise). Die alte Nachteule! D
dadurch verräth man gerade Verstand und G
siesbildung, daß man um seines Zweckes wil
Alles erträgt, und hiedurch doch am E
Alles lenkt. Ich kann mich aber indeß
Schatten niedersetzen. (Sie geht nach der Lau
Ei! Herr Klaas! (Klaas tritt verlegen mit einer st
men Verbeugung aus der Laube.)

Ida. Wie? Ihr Auge voll Thränen? Ach! es iſt nicht mehr Alles ſo wie es vormals war.

Klaas. Nein! leider, nein! ſo iſt es nicht mehr! —

Ida. Kann Freundſchaft Sie tröſten, ſo ſtoßen Sie dieſen Troſt nicht von ſich. Armer Leidender! (Indem ſie ihn ſeufzend mit Theilnahme anblickt und auf ihre Bruſt deutet.) Auch hier ſchlägt ein Herz, das hienieden auch nicht glücklich iſt, aber dort oben —

Klaas. O! ich glaubte auch dort oben ewig einſt mit Marien vereinigt zu ſeyn?

Ida (ſchwärmeriſch, indem ſie ſeine Hand ergreift).
Sind wir gleich auf Erden geſchieden,
Wir ſind doch nicht ewig getrennt,
Kurz ſind die Momente hienieden,
Und ewig, dort ewig der Frieden,
Wo man nicht die Thräne mehr kennt.

Klaas (indem er ihre Hand mit Rührung an ſeine Bruſt drückt).
Wo man nicht die Thräne mehr kennt.

Ida (indem ſie ſich das Auge trocknet und doch ſeitwärts wendet, als ob ſie die Thräne verbergen will, indeß ihre Hand in der ſeinigen ruht). Vielleicht iſt noch Troſt! — Wird Flauricours bald abreiſen?

Klaas.

Klaas. Ich weiß nicht.

Ida. Was hält ihn denn? er ist ja
lig hergestellt. Marie, sie ist meine Freu
aber ich verdenke es ihr, daß sie es ihm
fühlen läßt, daß man seine Abreise wü
Er ist ein feiner gebildeter Mann; hätte sie
merken lassen, daß man seine Abreise wü
o! er wäre gewiß nicht mehr hier. —
ich aufrichtig mit Ihnen sprechen? Ich
trachte Sie als Freund.

Klaas. Ich bitte.;

Ida. Nun, Sie haben ein Recht,
fordern, daß ihm Marie es fühlen lasse,
sehr seine Entfernung gewünscht werde.
ich mit ihr darüber sprechen?

Klaas. O! Sie würden mich une
verpflichten. Aber —

Ida. Ich verstehe, Sie meinen:
Marie empfindlich würde. Dann, Fr
verriethe sich Marie selbst, und Sie w
offenbar, wie es mit ihrem Herzen be
sen sei.

Klaas. O! ich fürchte, dies Herz s
nicht mehr für mich, und zittre bei dem G
ken, hievon die Gewißheit zu erhalten.

Ida. Wer Marien ganz, so wi
kennt, der ist auch nur ganz ihre Gefü
be

beurtheilen im Stande. Aber glauben Sie es mir: ein Unglück ist in der Ahnung oft weit schrecklicher als in der Wirklichkeit; und ist unser Schicksal entschieden, dann können wir auch daran denken, was bei unserm Schmerze Trost und Linderung gewährt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen und Marie (welche die letzten Worte gehört hat).

Marie (mit einer Verbeugung). Verzeihe, liebe Ida, daß ich nicht augenblicklich kam. Ei! in so guter Gesellschaft! (Nachdem sie sich gesetzt hat.) Guten Morgen!

Ida. Wohl in der Gesellschaft eines guten redlichen Mannes, dessen Schicksal, wobei er schweigend duldet, ob ihm gleich der Gram das Herz zerreißt, laß mich es Dir ganz sagen, dessen durch Dich veranlaßtes Unglück mir zu Herzen geht.

Marie (mit steigender Verlegenheit). Ida! woher dies?

Ida. Durch Freundschaft, Theilnahme, vielleicht durch mein zu innig fühlendes Herz veranlaßt. Marie! als Dein Vater in Deine

Verbindung gewilligt hatte, Du an mei
Brust sankst, mir sagtest: o! wenn Du ga
das edle Herz meines Geliebten kennen mö
test! wie werden wir unaussprechlich glückl
seyn. Marie! bei diesen damals so innig
Gefühlen beschwöre ich Dich, sorge auch j
ganz für seine Ruhe.

Marie (etwas empfindlich). Wie soll ich da
wenn er selbst seine Ruhe verscheucht?

Ida. Flauricourt ist jetzt völlig genes
was soll, was will er hier? Behandle i
mit Kälte, fühlt er dies nicht, mit Zurü
setzung.

Marie. Wozu das?

Klaas. Marie! ich müßte Dich weni
lieben, wenn ich Dich nicht zu verlieren für
ten sollte.

Marie. Der Vater sagt: der Ma
der mit Achtung für die Würde des Weib
unerschütterlich auf Tugend und Unschuld ba
erhebt das Weib über sich selbst, und giebt
unüberwindliche Stärke. Und glaubst Du, d
der Vater Unrecht hat?

Klaas. Fliehe, wo Gefahr ist.

Marie. Wer flieht, verräth Schwä
und eigene Gefahr zu unterliegen, so sagt
Vater.

Kla

Klaas. Immer der Vater' was sagt denn Dein eigen Herz? Spricht dies nicht mehr für mich?

Ida. Marie! auch ich bin ein Mädchen, kenne den Werth des Weibes und weiblichen Stolz: aber willst Du denn, daß Dein Geliebter Dich für mehr als ein irdisches Wesen halten soll? Und ist Flaurieux nicht ein schöner junger Mann, einnehmend, gewandt, voll Witz und froher Laune?

Marie. Und wenn ich dies alles wäre, was denn?

Ida. Laß mich mit Ihr sprechen, wie ein Mädchen mit dem andern. Dieser Anschein von Unbefangenheit ist weiblicher Stolz. Marie, martere nicht langsam, sei barmherzig. Die Zeit heilt oft die gefährlichsten Wunden.

Klaas. Sprich mein Urtheil!

Marie. Was soll ich?

Klaas. Flaurieux Abreise! Ich bitte Dich, als Beweis Deiner Liebe fordere ich, bewirke diese Abreise. Willst Du nicht meine Bitte erfüllen?

Ida. Hätte ich einen Geliebten, den blos die Gefahr, mich zu verlieren, zu einer solchen Forderung bewegte, mit Freuden gewährte ich sie ihm. Ihr täuscht Euch beide, wozu das?

Klaas.

Klaas. Handle ohne Rückhalt!

Marie. Wozu, weshalb ſtürmt Ihr ſo auf mich?

Ida. Die Freundin will, es ſoll zur Entſcheidung kommen. Marie! hat Dir Dein Herz nie einen Vorwurf gemacht? Hat es immer nur mit gleicher Wärme für Klaas geſchlagen? Marie! wir ſtehen vor dem Auge des Allwiſſenden, macht Dein Herz Dir keinen Vorwurf?

Klaas. Wir ſtehen vor dem Auge des Allwiſſenden, macht Dein Herz Dir keinen Vorwurf? Blieb Deine Liebe für mich ſich immer gleich?

Marie (blickt verlegen zur Erde).

Klaas. Barmherziger Gott! mein Todesurtheil iſt geſprochen; ſie ſchweigt.

Ida. Sie ſchweigt.

Klaas. Verzeihe Dirs Gott, Marie! ich kann es nicht.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen und Flauricours.

Flauricours (kommt der Thüre ſingend:)

Charmant bocage
Ton vers feuillage
Va reflecir.

(indem

(indem er hervortritt). Ei! meine Schönen, hier bring' ich das Riechfläschchen. (Er reicht es Marien, die es ordentlich nimmt.) Sie beide hier? Iſt es erlaubt, an Ihrer Unterhaltung Theil zu nehmen? Es iſt ein Tag, eine Witterung, ich ſchwöre Ihnen, meine Damen, man kann ſie in Frankreich nicht beſſer haben. Aber was iſt Ihnen, meine ſchöne Wirthin? Sie machen ja ein Geſicht, als wenn Ihnen der alte Vater etwas aus dem großen Buche vorlieſt. Und auch Sie, meine liebe heitre Freundin! Man muß das Leben genießen: kommen Sie, wir wollen einen Spatziergang machen. (Er reicht ihnen beiden den Arm, Marie giebt ihm zerſtreut den ihrigen, Ida weigert ſich).

Ida. Verzeihen Sie!

Flauricourt. Was verzeihen? Daß Ihnen der Spatziergang keine Freude macht? Verzeihen Sie, daß ich Ihnen eine unangenehme Sache antrug. Setzen wir uns. (Er ſetzt Ida und Marien neben ſich auf die Raſenbank.) Und Sie hier (indem er auf eine Stelle deutet) lieber Freund!

Klaas (der wie betäubt da geſtanden). Verzeihen Sie —

Flauricourt. Wieder verzeihen! Der Himmel mag es Ihnen verzeihen, wenn Sie

an einem so heitern Tage, beim Anblick so lie
ber Geschöpfe nicht froh sind.

Klaas. Mich rufen meine Geschäfte.

Flauricours. Mein Freund! das wich
tigste Geschäft auf Erden ist: sich des Lebens
zu erfreuen. Nicht wahr, meine Theuren? (in
dem er Marien vertraulich anblickt).

Klaas. So freuen Sie sich des Lebens
(mit ernstem Blick auf Marien) erfreuen Sie sich des
Lebens! Ich will denken, daß es andere Freu
den, daß es ein anderes Leben giebt.

Marie (indem sie aufstehen will). Klaas!

Flauricours (auflachend). Hah! hah
hah! Der hat den Spleen. Armer Freund
Sie müssen sich Bewegung machen, ein paa
hundert Meilen zu Fuß marschiren, ein paa
Dutzend Bälle besuchen.

Klaas (betrachtet Marien aufmerksam, die ungew
da steht).

Marie (zu Klaas). Der Vater ist zu Hause
wollen wir nicht?

Ida (bedeutend zu Klaas). Erholen Sie sich
und nicht zu voreilig, mein Freund!

Klaas. Leben Sie wohl; nach Tisch
komme ich zum Vater, zu Herrn Peters, wollt
ich sagen. (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Klaas.

Flauricourt. Wahrhaftig, ein recht guter ehrlicher Mann, aber wenn ich ein schönes Mädchen wäre, gewiß ich heirathete ihn nicht. Ich glaube, wenn er den feurigsten Kuß erhält, so besinnt er sich noch, ob er ihn wiedergeben soll. Nicht wahr? — (Zu Ida.) Sagen Sie mir doch, giebt es hier in Preußen viele so frostige Liebhaber?

Ida (kalt). Ich weiß nicht.

Flauricourt. Liebe Unschuld! Sie sollten nicht wissen? Ihr feuriges Auge sagt mir, daß Sie eine Unwahrheit sagen. Warten Sie nur! alle Mädchen in Preußen sollen noch unsern Einmarsch segnen. Wir wollen ihre frostigen Liebhaber elektrisiren, ihnen ein wenig unsern Frohsinn, unsere Heiterkeit mittheilen. Aber wir wollen dafür auch wieder von Ihnen, meine Damen, lernen das Interessante, Sehnsuchtende, Gefühlvolle, darüber könnte ich die Liebhaber im Norden beneiden! Nun bekomme ich dafür nicht einmal ein Gegenkompliment? Was ist Ihnen? (Er betrachtet beide aufmerksam und küßt Marien und Ida'n auch schnell jeder einen Kuß.)

Marie (sich ab wenden wird).

Ida

Ida (aufſtehend). Mein Herr!

Flauricourt (mit einer tiefen Verbeug
Mademoiſelle, Ihr unterthänigſter Diener!

Ida. Ich bin nicht an ſolche Freih
gewöhnt.

Flauricourt. So eilen Sie, eilen
das Gute zu lernen. (Er will ſie umarmen, ſie läuft
Oh! ich hole Sie ein (er läuft ihr nach und erhaſch
und nun zur Strafe Ihrer Sprödigkeit
ſo): eins, zwei, drei, vier.

Ida. Ich rufe um Hülfe!

Flauricourt. Nun ſo rufen Sie,
Dutzend muß doch voll werden: Fünf, ſech
(Marie geht nach dem Hauſe.)

Ida. Sie abſcheulicher Menſch!

Flauricourt. So ſchreien Sie
Sieben, acht.

Ida (reißt ſich los und läuft auf dem Balkon),

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iwan, nachher Flauricours.

Iwan (mit einem groſſen Stock auf und abgehend).

Mit den Füßen iſt es recht gut beſtellt, die Wunden ſind meiſtens geheilt. Der abſcheuliche Arm. Da ſagt freilich der Doctor: Das kann noch viele Monate dauern; und den guten Leuten hier, die mich ſo gaſtfrei aufnahmen, noch länger auf dem Halſe liegen, das kann ich nicht. Ich muß fort! Es iſt ſchon genug, daß der Franzoſe hier bleibt, der geſunder iſt als ich und ſeine Wege gehen könnte. Ich weiß wohl, was ihn hier bindet: Mariechen gefällt ihm. (Er hebt den Stock auf.) Aber ich will Dir die Beine zerſchlagen: die linke Hand iſt noch gut. Pfui, Iwan! es iſt Frie-

den,

den, du darfſt nicht. (Er ſetzt den Stock auf die Erde.) Aber fort muſt Du! fort! je eher je lieber nach Hauſe! (nachdenkend) Wie? nach Hauſe? Ja wenn ein Grab offen wäre zwiſchen meinem Weibe und meinem Kinde, ich beim Anblick meiner Heimath ſtürbe, und dann in das Grab gelegt würde: das wäre ein Glück! Ich will zu den heiligen Grüften nach Kiew wallfahrten, dort will ich beten um Ruhe für mich, und um Segen und Glück für Marie, die meiner Tochter ſo ähnlich iſt, und um Segen für den guten alten Mann.

Flauricours (ein paar Piſtolen in der Hand, ſtürzt lachend auf dem Hauſe). Hah! hah! hah! Das iſt ein Spaß!

Iwan (hervortretend). Lachſt Du über mich?

Flauricours. Wo werde ich über Dich lachen, Du alter braver Kriegs-Kamerad!

Iwan. Habe Dir auch keine Urſache dazu gegeben.

Flauricours. Nein! Du ſelbſt, Alter, hätteſt lachen müſſen. Ich will die Piſtolen rein machen, trete aus der Stube, da begegnet mir die alte Anne. Was wollen Sie, hebt ſie an, mit den Piſtolen? ſtellt ſich vor mir hin und will mir eine Predigt halten. Ich will ihrer los werden, mache ein grimmig Geſicht;

Mens

Menſchenblut, rufe ich aus, muß ich heute ſehen. Soll ich mich nicht todtſchießen, ſo erſchieß ich Dich! Nun macht ſie ein Zetergeſchrei, will entlaufen, purzelt, fällt, wirft ein paar Töpfe um. Es war eine Poſitur, ha! ha! ha! ich muß noch lachen!

Iwan. Hat der alte Herr auch mit gelacht?

Flauricourt. Den Henker! ich hört' ihn, daß er herbei kam. Da ſchämt' ich mich und lief fort.

Iwan. Was ſind das für Piſtolen?

Flauricourt. Es ſind ein paar allerliebſte Dinger, man hat ſie mir mit meinem übrigen Gepäcke zurückgelaſſen. Sie ſchießen auf ein Haar: die eine darunter, dieſe hier, iſt noch geladen. Ich will den Schuß ausziehen und ſie aus einander ſchrauben und ein wenig putzen, ſie werden mir ſonſt verroſten.

Iwan. Gieb her! mir wird die Zeit lang, ich werde ſie Dir in Ordnung bringen.

Flauricourt. Alter! wird es auch nicht Deiner Hand ſchaden?

Iwan. Nicht doch! ich mache alles mit der Linken, und die Rechte kann ich auch ſchon brauchen.

Flauricourt. Nun hier ſind die P
ſtolen, hier der Krätzer, hier der Schraub
zieher. Mach alles recht gut und ich gebe D
zu einer Flaſche Wein.

Iwan. Die Piſtolen werde ich Dir
Ordnung bringen, den Wein mag ich nicht.

Flauricourt. Ich würde Dir noch
mal ſo gut ſeyn, wenn Du nicht ſo verteu
mürriſch wäreſt.

Iwan. Wir könnten tauſchen. D
könnteſt mir etwas von Deiner Fröhlich
abgeben.

Flauricourt. Da haſt Du nicht
recht. Mir ſelbſt unbeſchadet, könnte ich D
noch eine reichliche Portion abgeben; aber
ſonſt, lieber Iwan, ganz uneigennützig, b
von Deiner Sauertöpfigkeit will ich nichts
die Stelle haben. Mache mir nur nicht ein
ſaures Geſicht. Glaube mirs, mit zwei al
Tanten wollte ich ſchon einen ganzen hal
Tag am L'Hombretiſch ſitzen und mit ihnen
die böſe Welt losziehen, um Dich 24 Stund
recht froh zu machen. Da ſind die Piſtol
Lebe wohl, Alter! (Geht ab.)

Iwan. Was das für ein Menſch
flink wie eine Wieſel! Wahrlich (die Piſtole
ſtand), wenn ich dem eins geben ſollte, ein

gel im Fluge iſt eben ſo leicht zu ſchießen. (Trauria) Nun mit dem Schießen iſts wohl vorbei! Nein! noch nicht; wenns gälte für Kaiſer und Vaterland, die linke Hand iſt gut, es ginge wahrhaftig noch! — Ich will euch auch recht ſchön rein machen, ihr guten Piſtolen. Ob ihr auch ruſſiſches Blut vergeſſen habt! Es war Krieg, ihr könnt nicht dafür. Auf den Abend will ich euch in Ordnung bringen, jetzt iſt es zu warm. Hier in die Laube will ich gehen, an mein Vaterland denken und an ſie. - Schlafen will ich, träumen: ach! wenn ich ſie doch einmal wieder im Traume ſehen könnte, mein Weib! meine Tochter! Ihr Heiligen! laßt mich ſie wenigſtens im Traume wiederſehen!

Zweiter Auftritt.

Iwan und Anne.

Anne. Daß Gott bewahre! Iſt denn heute überall Satans Werkzeug?

Iwan. Was fehlt Dir?

Anne. Ich bringe euch hier einen Topf Milch zum Vesperbrode, und da habt Ihr wieder die abſcheulichen Piſtolen.

Iwan. Ich will sie weglegen, wa
(Er trägt die Pistolen in die Laube.)

Anne. Das ist vernünftig; hier ist a
die Milch, und nun wollen wir auch ein v
nünftiges Wort mit einander sprechen.

Iwan. Ich will nicht mit Dir sprech
ich will schlafen. (Geht mit dem Milchtopf in die La

Anne. Schlafen? Auch das ist gut:
schläft der sündigt nicht. Auch ich wo
schlafen, aber ich darf nicht: ich muß wach
jetzt auch noch über den gottlosen Mensch
der sich mit den Pistolen herum trug und ni
Gutes im Sinne hatte.

Dritter Auftritt.

Iwan (versammelt in der Laube). Anne, und Pet
(aus dem Hause tretend).

Peters (für sich). Hm! so feierlich?
Art von Anmeldung! Warum durfte ers
erst sagen lassen, daß er mich sprechen wol
Ich werde den jungen Mann auch ein w
zurecht weisen müssen. Ich will ihn wie e
Gast aufnehmen, und wenn er dann verl
wird, so will ich ihm sagen: so gehts, li

S

Sohn, wenn man Umstände macht. — Anne! Du hier?

Anne. Was soll ich?

Peterk. Hier neben dem Baume setze den kleinen braunen Tisch dort im Schatten, mach eine Kaltschale von Wein, setze sie und zwei Gläser auf den Tisch.

Anne. Bekommen wir einen Gast?

Peterk. Freilich! einen lieben Gast: Klaas wird kommen.

Anne. Dem, ich mag wohl sein Unglücksprophete seyn, muß etwas im Kopfe herumgehn. Vormittags als ich auf dem Hofe stand und er hier aus dem Garten kam, da trocknete er sich die Augen, focht mit den Händen, daß ich mich entsetzte. Da trat ich ihm in den Weg. Was gibt es, sagte ich, Ihr seid ja so unerhalten! Da sah er mich an so grimmig; ich faßte ihn an den Arm. Bleibt doch, sagte ich, laßt uns ein vernünftig Wort zusammen reden. Zum — ich mags nicht nachreden, was für ein sündlich Wort er ausgesagt hat, so was ist noch nie über unsre Lippen gekommen. Zum — sagte er und ging davon.

Peterk. So! hat er das gethan?

Anne.

Anne. Gleich darauf kam Mamsell J
aus dem Garten, die glühte wie eine Ro
aber nicht wie ein zartes Röslein, nein! w
eine Steckrose, meine ich. Der Franzose ſta
in der Gartenthür, ſah ihr nach und lachte: u
als ich ins Haus kam, da fand ich Marien —

Peters. Die lachte auch?

Anne. Nein! die lachte nicht, die wei
te: und da ſchloß ich denn aus allem dieſe
es muß etwas vorgefallen ſeyn, und ich den
immer: Unſer Klaus iſt mit dem franzöſiſch
Offizier nicht recht zufrieden. Mag denn d
nicht bald abreiſen?

Peters. Ich habe es ihm wohl merk
laſſen, daß ichs nun nicht ungern ſähe, wen
es davon ginge, aber er ſcheint es nicht me
len zu wollen.

Anne. Und es iſt ein böſer, gottlo
Menſch, der allerlei Unfug treibt, wie ben
nur, und Marie ſcheint ihm doch nicht abh
zu ſeyn; wenn nur der Satan —

Peters. Der ſei ferne von uns alle
Wenn Du aber nicht aufhörſt zu plaudern,
werde ich wohl keine Kaltſchaale bekommen.

Anne. Ich laufe ſchon. Ich hätte no
viel zu ſagen; aber ich weiß, Ihr hört ni
gern reden. Ich laufe ſchon.

Peter

Peters. Nur gemach! — Besorge nur reichlich, und wenn ich mit Klaas allein hier gesprochen habe, soll Marie herauskommen und einschenken.

(Jean geht ab.)

Peters. Ich gebe Vieles darum, wenn ich den Flamineurs je eher je lieber aus dem Hause los würde. Er stört den ganzen innern Frieden, kann vielleicht noch Marie und Klaas — Nein! dies wird Gott verhüten, ein solches Unglück, das wird Gott von diesem grauen Haupte entfernen. Ich muß doch mit Marie ein paar Worte über die Sache sprechen. (Geht ab.)

Jean (tritt in den Hintergrund der Bühne). Väterchen! Er ist schon fort! Was? er will ihn los werden, und der Franzose will nicht gehen? will ihn, Marien und Klaas unglücklich machen? Sagt nicht so der alte Herr? Da müßte Jean nicht hier seyn. O ihr Heiligen! welchen Gedanken gebt ihr mir ein? Wenn ihr mich vom Don hieher geführt hättet! wenn er mir selbst die Pistole dazu hätte geben müssen? Ich will das Zundloch ausräumen, das Pulver auf der Pfanne ausleckern. Doch Jean, nicht zu schnell!

Vierter Auftritt.

Iwan und Anne (welche den Kopf unter den Baum trägt und den Iwan mit den Pistolen bewerkt), nachher Peters und Klaas.

Anne. Behüte! wieder die Pistolen!

Iwan. Schreit nicht, ich gehe ja schon. (Er tritt in die Laube.)

Anne. Das sage ich: wenn die Pistolen nicht aus dem Hause kommen, so geschieht noch heute ein Unglück. Denn ich habe eine Ahnung, und meine Ahnungen und meine Träume, das lasse ich mir nicht nehmen, die treffen oft ein.

Peters (mit Klaas.) Kommt, lieber Vetter! hier in den Garten wollen wir uns setzen. Es ist in der Stube so warm. (Beide setzen sich unter den Baum.) Was giebts denn?

Klaas. Nicht viel Gutes!

Peters. Das ist der Welt Lauf.

Klaas. Aber für so böse habe ich die Welt doch nicht gehalten; ich glaubte noch, es gäbe reine schuldlose Seelen.

Peters. Niemand ist fleckenfrei, Niemand ist ganz rein. Aber den Glauben an gute tugendhafte Menschen wollen wir deshalb nicht

nicht verlieren, sonst möchten wir selbst böse werden.

Klaas. Marie!

Peters. Ist nicht vollkommen, aber doch gut.

Klaas. Sie liebt mich nicht mehr.

Peters. Da irret Ihr Euch.

Klaas. Ich habe Beweise.

Peters. Laßt hören.

Klaas. Heute, als Ida sie fragte, ob sie mich noch wie vormals liebe —

Peters. Wie kam Ida zu dieser Frage?

Klaas. Sie sah meine Schwermuth und hat ein theilnehmendes Herz.

Peters. So! Hat man vom Amte nicht Geld bei Euch bergen wollen?

Klaas. Nein!

Peters. Ist man nicht seit Kurzem freundlicher und höflicher gegen Euch gewesen als zuvor?

Klaas. Das kann ich freilich nicht leugnen, und mir ist es selbst schon einigermaßen bedenklich geworden.

Peters. Nun, wie hat man Euch behandelt? Erzählt doch!

Klaas. Als heute Vormittage Marie auf Ida's Frage erröthete, die Augen niederschlug

ſchlug und keine Antwort gab, ich troſtlos davon ging, Anne mir in den Weg trat, ich mich endlich von ihr losmachte, da kam Ida mir nach, reichte mir den Arm und bat mich, ſie aufs Amt zu begleiten.

Peters. Das war ja recht artig! Ihr ging't doch mit?

Klaas. Sollte ich nicht?

Peters. Und was erzählte ſie Euch nun unterweges?

Klaas. Sie ſagte, daß ſie meine Begleitung deshalb wünſche, weil ſie fürchte, daß Flauricours ihr nachkommen und ſich ihr aufdringen könne. Denn er habe ſich in ihrer Gegenwart einige Freiheiten gegen Marien erlaubt, habe, da ſie ihren Unwillen darüber bewieſen, ſich auch ſolche Freiheiten gegen ſie herausnehmen wollen, dafür aber hätte ſie ihn gehörig abgefertigt.

Peters. Und auf dem Amte ſelbſt?

Klaas. Da wurde ich ſehr freundlich aufgenommen und mußte zum Mittage bleiben.

Peters. Man war gegen Euch ganz allerliebſt, und ließ dann doch hin und wieder etwas über Marien fallen, mit darunter auch über mich! Nun laßt mich auch ein wenig erzählen. Der Amtsrath iſt banqueret, das Ungewit-

gewitter bricht vielleicht ſchon heute über ihn los. Nun ſollte ich Geld ſchaffen oder bürgen: beides ſchlug ich ab. Es iſt kein wohlhabender Mann in der Gegend, an den man ſich gleich wenden könnte, als Ihr. Entzweit man Euch nun mit meiner Tochter und mir, ſo kann ich Euch nicht abrathen, und man rächt ſich zugleich an mir.

Klaas. So teufliſch können die Menſchen nicht handeln.

Peters. Sollten ſie nicht handeln; aber lernt die Menſchen beſſer kennen, und Ihr werdet erfahren, wie böſe ſie ſind. Und nun erwägt, wem Ihr mehr zu vertrauen Urſache habt, dem Herrn Amtsrath und der Mamſell Ida, oder meiner Marie und mir?

Klaas. Euch, ohne Bedenken.

Peters. Nicht ohne Bedenken, man muß Alles überdenken und überlegen, und Ihr habt ja Zeit dazu: Niemand treibt Euch.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen und Anne.

Anne. Der Amtsrath iſt da, außer Athem. Ich ſoll Euch bitten, in die Stube

zu kommen, er wünscht Euch ganz allein
sprechen. Damit er nicht nach dem lieb
Trinken lüstern werde, habe ichs mitgebrac
(Sie setzt Schaale und Gläser auf den Tisch.)

Peters. Nun so will ich zu ihm gehe
Bleibt indeß noch hier, lieber Klaas! und de
über Alles nach, was wir zusammen gesproch
haben: überlegt Alles reiflich. Ich komme w
der, sobald ich mich losmachen kann. (Geht a

Anne. Ja wohl! denken und überleg
muß man jetzt mehr als jemals; denn es
eine bedenkliche Zeit über uns kommen. A
seid getrost! Ihr habt mir zwar heute Morg
ein schändliches sündliches Wort gesagt —

Klaas. Laßt mich in Ruh!

Anne. Seht Ihr, so gehts mit dem
sen Gewissen: Ihr meint nun, ich werde E
Vorwürfe machen und Ihr wollt nun mei
los seyn. Aber ich will Euch beschämen,
habe ein christliches Herz, vergebe Euch da
Alles, und sorge selbst für Euer zeitliches
stes. Noch diesen Augenblick habe ich d
Franzosen das Gewissen geschärft.

Klaas. Das hättet Ihr können b
ben lassen.

Anne. Da spricht wieder aus Euch
sündliche Stolz. Weil ich ein armer Die

bote bin und Ihr ſehen weltlich geſinnt ſeid, ſo erhebet Ihr Euch über mich. Aber der Herr iſt mit dem Schwachen mächtig, ich habe ihm das Gewiſſen gerührt.

Klaas. Habt Ihr das wirklich gethan?

Anne. Das wundert Euch, nicht wahr? Freilich, als ich ihm ſagte: er flattere um Marien, wie eine Fliege um den Milchtopf; da lachte er mir ins Geſicht. Aber als ich anfing: Lacht man, bis der böſe Feind die Klauen nach Euch ausſtrecken wird, und wenn Ihr da liegen werdet auf dem Krankenbette, wie vor wenig Wochen, und wenn Ihr dann daran denken werdet, wie Ihr Marien und Klaas, die ſich ſo fromm und züchtiglich liebten, daß es den Engeln im Himmel eine Freude war, durch Euer Betragen aus einander gebracht habt, wie Klaas jetzt durch Euch auf gar böſe Gedanken gerathen iſt und Marien verlaſſen will, wie Ihr meinen alten guten Herrn, der Euch ſo chriſtlich behandelt hat, um die Freude und Hoffnungen ſeines Alters gebracht habt, wenn Ihr das Alles auf Eurem Krankenbette überlegen werdet, Satan da ſtehen und Euch das ſchwarze Schuldenregiſter vorhalten wird, o! das Lachen ſoll Euch alsdann vergehen. Er machte auch ein ganz ernſthaftes Geſicht,

und

und ich hätte gewiß mächtiglich auf ſeine Bekehrung gewirkt, wäre nicht gerade der Amtsrath gekommen. Aber, verlaßt Euch auf mich, ich habe das Werk angefangen, ich will es auch vollenden.

Flauricours (im Innern). Mamſell Anne!

Anne. Hört Ihr? Er ſehnt ſich nach mir; ich werde das Werk vollbringen.

Klaas (verdrießlich). So geht doch!

Flauricours (im Innern). Mamſell Anne!

Anne. Es iſt in ihm eine Zerknirſchung vorgegangen.

Klaas. So geht doch!

Flauricours (in den Garten tretend). Der alte Herr ſchreit ſich ja den Hals ab: der Amtsrath will trinken.

Klaas (ſpöttiſch). Es iſt in ihm eine Zerknirſchung vorgegangen.

Anne. O! Du Weltkind! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Flauricourt, Klaas, nachher Iwan.

(Während des Geſprächs ſteht Flauricourt mit dem Rücken, Klaas mit dem Geſicht nach der Laube, worin Iwan von beiden unbemerkt iſt.)

Flauricourt. Ei! Sie hier, mein Herr Klaas? Das freut mich, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen.

Klaas (bitter). Ich aber nicht mit Ihnen, mein Herr!

Flauricourt. Deſto beſſer! dann werden wir um ſo ſchneller fertig.

Klaas. Nun dann!

Flauricourt. Sie ſind eiferſüchtig.

Klaas. Und wenn ichs wäre?

Flauricourt. Dann, mein Freund, begingen ſie eine Thorheit, und die müſſen Sie ablegen.

Klaas. So? Meinen Sie das?

Flauricourt. In der That, mein Freund! Sie machen ſich lächerlich, denn es fällt allen Menſchen, ſogar der Meerkatze, hier auf, die mir eine Strafpredigt gehalten hat. Ich will Ihnen dieſe Thorheit benehmen.

Klaas. Dazu ſind Sie auch gerade der Mann.

Flauricours. Nicht bitter, mein Freu
Ich bin jung, Marie ist schön: soll ich ein
empfindlicher Klotz seyn? Ich kehre bald
mein Vaterland zurück.

Klaas. Und sie bleibt mir alsdo
nicht wahr?

Flauricours. Nun ja doch, sie bl
Ihnen, und was berechtigt Sie denn wegen
bedeutender Kleinigkeiten zu dieser Eifersuch

Klaas. Jetzt nichts mehr! Marie
mir auch nicht bleiben, wenn es Ihnen ab
reisen belieben wird, mir auch nicht wieder
geworfen werden, wie ein Spielzeug, de
man überdrüßig ist. Sie war mir Alles; o
ich will dies Herz von ihr losreißen, und w
es darüber verbluten sollte.

Flauricours. Gerade diese Heftig
beweist mir, daß Sie Marien noch lieben, m
Freund! Es wird sich Alles geben.

Klaas. Nein, gewiß nicht! Hand
Sie jetzt nach Belieben, ich mache und h
auf Marien keine Ansprüche mehr. Sie, m
Herr! haben mir ein Herz, Marien einen G
ten gestohlen, der sein ganzes Dasein, je
Augenblick seines Lebens nur dazu verwa
haben würde, für das Glück und die Zuf
denheit seines Weibes zu sorgen. Jetzt (mir

genommener Kälte) erſetzen Sie ihr gewiß dieſen Verluſt. (Will abgehen.)

Flauricours (ihn aufhaltend). Wozu dieſe Uebereilung? Habe ich Ihnen irgend einen Beweis gegeben, daß ich Tugend und Unſchuld nicht achte? Hat Marie Ihnen auf irgend eine Weiſe leidenſchaftliche Heftigkeit oder auch nur Leichtſinn bewieſen? Und wenn beides nicht iſt, ſprechen Sie, was berechtigt Sie zum Argwohn gegen die gute Marie, dieſes ſchuldloſe vortreffliche Mädchen, und was zum Argwohn gegen mich?

Klaas. Sie ſind ein Franzoſe.

Flauricours. Nun ja! und was weiter?

Klaas. Ich habe genug geſagt.

Flauricours (heftig). Mein Herr, ich habe die Ehre ein Franzoſe zu ſeyn, das heißt, ein Mann, dem Sie Achtung ſchuldig ſind.

Klaas. Und wenn ich das Gegentheil gemeint hätte?

Flauricours. Mir das? Elender, Du verdienſt Züchtigung!

(Iwan tritt während des Wortwechſels leiſe aus der Laube und nähert ſich hinter Flauricours, nach deſſen Kopf er die Piſtole richtet. Er winkt Klaas, der ihm dreht.)

Flau-

Flauricours. Was? Du wagst es
zu drohen? (Er springt wüthend auf ihn los.)

(Klaas springt bei Seite, ergreift Iw
Arm, beide ringen.)

Iwan. Laß mich los, oder ich
Dir die Kugel durch den Kopf.

Klaas. So schieße, wenn Du willst
reißt ihm die Pistole aus der Hand, indem er sich zu F
cours wendet.) Hier ist ein Werkzeug zum
den, und hier stehe ich: rächen Sie sich!

Iwan (zu Flauricours). Nein, ich habe
ermorden wollen: mir die Kugel durch de
ten Kopf.

Flauricours (erstaunt). Was ist
Iwan, was habe ich Dir gethan?

Iwan. Mir nichts; aber (auf Klaa
send) diesem braven Manne, der mir das
rettete, dem Vater Peters, der Dir das
erhielt, denen hast Du viel Böses gethan.

Flauricours. Und Sie, nein! wol
ters allein bestellte Dich zum Morde?

Iwan. Pfui! schäme Dich, so etwa
denken; der graue Iwan läßt sich nicht
Morde bestellen. Ich sah blos ihren stillen
mer, sah Marie, die Du dem Himmel ra
willst. Alle hatten mir Gutes gethan, k
konnte ichs ihnen nicht anders, als durch D

Du ſelbſt gabſt mir die Piſtolen; da dachte ich: das iſt ein Zeichen, dein Schutzheiliger will dich noch vor deinem Ende eine ſchöne That thun laſſen, und ſo beſtimmte ich Dich, ohne daß es Jemand wußte, zum Tode, und hätte mich dieſer (auf Klaas deutend) nicht gehindert, Du lägeſt hier. Nun ſchieß mich nieder!

Flauricours (zu Klaas). Und Sie ſahen ſeine Abſicht und retteten mein Leben? Stürzten Sich in Gefahr, bemächtigten Sich eines Gewehrs, deſſen Gebrauch Ihnen Ihr Glauben unterſagt?

Klaas. Nur zur Verletzung und zum Morde des Nächſten; aber das Leben meines Feindes, ſelbſt mit Gefahr des meinigen, zu retten, das heiſcht dieſer Glaube von mir.

Flauricours (mit einiger Rührung). Menſchen! weil Ihr am Don und an der Weichſel geboren ſeid, wallt Euer Blut minder feurig, und Ihr glaubt, weil Ihr kälter ſeid, auch beſſer da zu ſtehen. Aber glaubts mir, wenn Ihr hievon noch nicht überzeugt ſeid: unter Frankreichs ſchönem Himmel wird das jedem Gefühle offene Herz auch ſchnell für das Große und Gute erwärmt. (Er will den Klaas umarmen.)

Klaas

Klaas (zurücktretend). Verzeihen kann i
Ihr Freund werden, oder Freundschaft lüg
das kann ich nicht.

Flauricours. Welche schändliche T
habe ich denn gethan? Wodurch habe ich m
erniedrigt?

Klaas. Mir lebten hier schuldlos. M
rie war meine erste Liebe, mein Herz schl
für sie so innig, daß ich meinen Gefühlen ni
Worte geben konnte; daß ich aus Mangel
Gewandtheit oft verstieß, gebe ich zu, Marie
liebevolles Herz hatte dies alles nicht bemer
Sie, mein Herr! machten darauf aufmerksa
Sie, durch Gewandtheit, Witz und Feinh
mir unendlich überlegen, lehrten das Mädch
zu sehen, was mir abging, drängten mich
den Schatten zurück, verlängerten nach Ih
Genesung noch Ihren Aufenthalt.

Flauricours. In keiner unedlen Absi

Klaas. Mag seyn! Aber mit jedem T
schwächten Sie Mariens Anhänglichkeit für mi
mit jedem Tage setzten Sie mich in ihren Aug
tiefer herab.

Flauricours. Ich reise noch heute.

Iwan. Das lohne Dir Gott, wenn
Wort hältst. Aber! schaffe mich zuerst aus
Welt. Schieß, schieß! ich bitte Dich! oder
schi

ſchieße mir ſelbſt die Kugel durch den Kopf, damit ich mich nicht ſchämen darf. (Greift nach der Piſtole.) Her damit!

Flauricours. Das will ich Dir wohl verwehren. (Schießt die Piſtole in die Luft, und reicht ſie ihm.) Da haſt Du.

Iwan (wirft ſie mürriſch in den Winkel). Dein Narr bin ich nicht.

Flauricours. Alter! ich wollte Dich nicht beleidigen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Peters, Marie und Anne die aus dem Hauſe ſtürzen.

Anne. Habe ichs doch geſagt: mit des Teufels liebſtem Spielzeug wird ſo lange Unweſen getrieben werden, bis einer in ſeinen Sünden dahin ſcheidet und meine Ahnung erfüllt wird. Da haben wirs nun.

Peters. Was giebts denn?

Iwan. Väterchen! ich wollte einen dummen Streich machen.

Flauricours (ergreift Marien und führt ſie zu Anne). Marie, ich muß Sie um Verzeihung bitten. Ich habe unbeſonnen, vielleicht leichtſinnig

sinnig gehandelt. Verzeihen Sie dem M
der, nahe bei Vaucluse geboren, sich in
seine Landsmännin, Petrarchs Laura, d
Unempfindlich gegen Schönheit, Tugend
Unschuld seyn, das kann ich nicht; aber
weibliche Würde zu ehren, das vermag
denn gegen das Schöne und Edle ist dies
gleich empfindlich. Was hier vorgefall
mögen Ihnen Klaas und Iwan erzählen.
sei's genug: Klaas, der mich heßte, hat
weil er es für Pflicht hielt, das Leben ge

Peters (indem er Klaas die Hand reicht).
habt Ihr recht gethan!

Flauricours. Marie! Sie könn
nem edlern Manne Ihre Hand und Ihr
geben. Jedes Aeußere ist Hülle, die hi
Ich verlasse Sie heute, möchte ich doch die
zeugung mitnehmen, daß ich mich keines
stoßes gegen die achtungswerthen Mensch
ich hier kennen lernte, schuldig gemacht
Ich habe vielleicht durch meinen Ausdruck,
Benehmen gefehlt; aber bei Gott! dies H
sich keines Fehlers bewußt. Freunde,
ich Euch versöhnen? (Er führt Marien zu Kl

Marie (schüchtern zu Klaas). Werde i
aber noch die Vorige seyn?

Klaas (indem er ihr gerührt die Hand reicht). Bis in den Tod!

Peters (mit einem Blick gen Himmel die Hände faltend). Gott! Deine Wege!

Iwan (zu Flauricourt). Gieb mir die Hand: Du bist gut; ich wollte, daß Du ein Kosak wärest.

Flauricourt (indem er ihm die Hand reicht). Und ich, daß Du ein Franzose wärest; denn auch Du bist gut.

Anne (verstohlen zu Klaas). Hat meine Ermahnung nicht tausendfältige Frucht getragen?

Klaas (zu Flauricourt). Ich bin beschämt: darf ich um Ihre Verzeihung bitten?

Flauricourt (ihn umarmend). Sie besitzen bereits mehr: meine Hochachtung und Freundschaft! —

Achter Auftritt.

Die Vorigen und der Amtsrath.

Amtsrath. Nun, mein Gott! ich warte ruhig, es soll Jemand kommen und mir erzählen, was vorgefallen sei, und man läßt mich sitzen. Niemand hört und sieht nach mir, ich muß nur selbst kommen.

Peters. Es sind hier so wichtige
vorgefallen, daß wir nur an uns gedacht h

Amtsrath. So! — Was hat denn
der Schuß bewirkt, ich sehe ja: Niemand
eine Wunde.

Peters. Niemand als die Herzen
Verliebten; und ich dächte, meine Kinder
bitten unsern lieben Freund Flauricours,
er noch der Hochzeit beiwohne, und setzen
auf morgen fest.

Klaas. O Marie! morgen also
dies Glück?

Marie. Ich will darnach trachten
Du es in jedem Augenblicke Deines Leben
für halten sollst.

Amtsrath. Nun, das will ich so
meiner Frau erzählen. Aber (indem er Pe
die Seite sieht) lieber Herr Nachbar! versteht
sich denn zu nichts weiter?

Peters. Zu nichts, als was ich
Morgen versprach.

Amtsrath. Ich nehme es mit Da
aber meine Frau und Tochter?

Peters. Werden es wohl annehmen
sen. Zugleich bitte ich auf morgen zur Hoch

Amtsrath. Danke gehorsamst, werd
einfinden, aber meine Frau und Tochter —

Pe

Peters. Ich bitte auch dieſe.

Amtsrath. Es wird doch auskommen; warum ſoll ich es verheimlichen? Es wird eben dieſen Augenblick Alles bei mir, folglich auch Staat und Ausputz von den Gerichten verſiegelt.

Marie (indem ſie ihrem Vater die Hand kuſt). Vater! ich werde morgen glücklich und dieſe ſollen unglücklich ſeyn?

Peters. Sie ſollen zur Einſicht kommen und dann, ſo Gott will, nicht unglücklich bleiben. Dies laß meine Sorge ſeyn.

Anne. Ihr habt Alle gut Reden; aber ich, die ich Alles zu Stande gebracht habe, wie bin ich arm, unglücklich und geplagt! Wie werde ich mit den Anſtalten zur Hochzeit fertig werden?

Peters. Es bedürfen nicht viel Anſtalten. Ein ruhiges Gewiſſen, ein frohes Herz, Bewußtſein einer guten That und Hoffnung einer ſchönen Zukunft die haben wir; und dies iſt nicht der Fall bei jedem Hochzeitmacher.

Anne. Aber die leibliche Sorge, Eſſen und Trinken, das liegt Alles auf mir. Ich muß nur laufen, und hier fehlen nun auch Gläſer; ich werde gleich mehrere bringen. (Geht ab.)

Peters. Und nun, meine Kinder, meine Freunde! Der Sturm iſt vorüber, laßt uns dem danken, der den Sonnenſchein wieder ſandte.

Gott

Gott gebe Euch in Eurer Ehe nur Sonnenſc
und wenig trübe Wolken.

Flauricourt. Morgen alſo iſt Hoc
und Iwan ſitzt neben mir beim Hochzeitsmah

Anne (hat indeß Gläſer gebracht, ſchenkt ein und
ſie umher). Trinkt alſo auf die Geſundheit des
gen Paares.

Iwan. Hurrah! Morgen iſt Hochzeit!
lebe Braut und Bräutigam! Ruſſen, Franz
und Preuſſen! Alle ſollen leben! Hurrah!!

Peters. Alle ſollen leben, die der Gl
an Gott und Tugend brüderlich vereint!

Die Uebrigen. Alle ſollen leben, die
Glaube an Gott und Tugend brüderlich verei

Flauricourt. Und nie führe wieder
verderblicher Krieg, ſondern einzig die Wi
gierde und wechſelſeitige Achtung Menſchen
ſammen, die von der Natur durch ſo verſ
dene Himmelsſtriche getrennt ſind.

(Der Vorhang fällt.)

Bodo und Laura

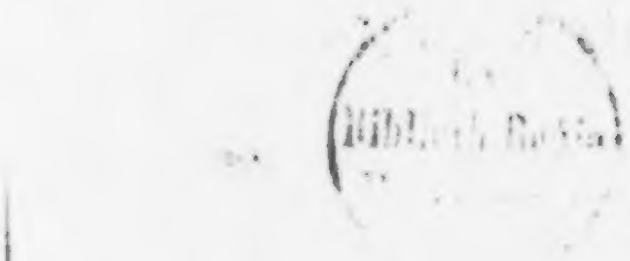
oder die

drei Perlenschnüre

von

Ludwig v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung,
1822.



Sei nicht traurig, ſagte der kleine Robert, ich kann ja meine Rede ſo ſchön, daß der Onkel ſich gewiß darüber freuen ſoll.

Mit einem wehmüthigen Lächeln ſtreichelte Graf Albrecht die Wange ſeines Sohnes, der ſich kindlich an ihn ſchmiegte und ſah, indeß er eine Thräne unterdrückte, in die blaue Ferne. Unwillig ſtampften die ſechs Rappen, die vor dem Paradewagen ſtanden, die Erde, als Gräfin Iſabella in das Zimmer trat.

Sie ſind mir, rief ſie, unbegreiflich, da man doch einmal eine fröhliche Miene zu dem ſchlechten Spiele machen muß; und wenn Sie bei dieſer trübſeligen Stimmung bleiben, ſo wird es uns ſchwerlich gelingen, Ihren Bruder ganz für uns zu gewinnen.

Gewinnen? seufzte Albrecht, ihn, der von dem ersten Augenblicke seines Lebens, so ganz für mich, wie ich für ihn war.

Ermannen Sie sich! rief Isabella; eine achtjährige Reise, der Einfluß der großen Welt, hat gewiß die Spuren Ihrer einfachen Erziehung verlöscht, kommen Sie nur, es ist Zeit, daß wir ihm entgegen eilen. Schweigend reichte er ihr den Arm, indeß sie noch der Dienerschaft zurief,: „beim ersten Kanonenschuß werden die Lampen angezündet, und wenn die erste Rakete aufsteigt, so beginnt die Musik vom Balkon."

Robert wiederholte nun im Wagen noch seine Rede und so ging es dann im vollen Trabe bis an die Gränze der gräflichen Besitzungen; durch die Reihe der festlich gekleideten Unterthanen. Aufmerksam betrachtete Isabella die Ehrenpforten, da sprengte ihr ein Bote mit der Nachricht entgegen, daß er den Grafen Bodo auf der letzten Station verlassen habe. Dem Kutscher ward Eile geboten und schon tönte ihnen jetzt das laute Freudengeschrei der

Unterthanen entgegen, die ihren ſo lange abweſenden lieben Herrn aus der Ferne erblickten.

Die Gräfin und ihr Gemal ſtiegen aus dem Wagen; „mache deine Sache nur gut,“ ſagte Iſabella, indem ſie ihrem Sohne freundlich die Hand bot. Der Knabe, ſagte ſie leiſe zu ihrem Gemal, rührt ihn gewiß, denn Ihr Bruder war ja immer ein großer Kinderfreund.

Graf Bodo ſah jetzt ſeinen Bruder, ſtürzte aus dem Wagen und lag in den Armen Albrechts; lange währte die ſtumme Umarmung. Jetzt wandte ſich Graf Bodo zu Iſabella; tief verneigte ſich der kleine Robert und begann: „Verehrungswürdigſter Onkel,“ — dein Sohn! rief Bodo, hob den Knaben empor und küßte ihn herzlich. „Er wollte, ſagte Iſabella, unſere Gefühle, ſeine Ehrfurcht und Liebe auszudrucken wagen.“

Davon bin ich überzeugt! rief Bodo; küßte die Hand ſeiner Schwägerinn, beſtieg ihren Wagen; die erſte Kanone wurde gelöſt. Der Prediger überreichte noch zuvor ein Gedicht,

aber ein herzlicher Händedruck und die freundliche Versicherung Bodos, daß er sich hier unter seinen Lieben wieder so wohl und so glücklich fühle, machte, daß sich auch hier die beabsichtigte, künstliche Rede in einen kurzen Glückwunsch verwandelte. Die jungen Mädchen begannen jetzt einen fröhlichen Festgesang, streuten Blumen vor dem Wagen; auf einer Anhöhe wurde ein Feuerwerk angezündet, wobei die Anfangsbuchstaben der Namen beider Brüder in glänzendem Feuer brannten. Lautes Jubelgeschrei ertönte überall, indeß sie durch zahlreiche Ehrenpforten dem herrlich erleuchteten Schlosse zueilten, wo ihnen Pauken und Trompeten entgegen schallten.

Bodo schien durch diesen Empfang mehr niedergeschlagen und betäubt, als erfreuet zu seyn; begrüßt von der Dienerschaft, eilte er auf den alten Tafeldecker zu: „Guter alter Gebhard! rief er, indem er ihm freundlich die Hand reichte, geht es dir wohl?“ Die Thränen des erfreuten Greises fielen auf die Hand des Grafen, den er als Knabe oft auf dem Arm ge-

tragen hatte. „Ich will dir, ſagte er, ein ruhiges Alter bereiten.“ Er trat in den Speiſesaal und blieb mit einiger Verlegenheit ſtehen.

O, ſagte die Gräfin Iſabella, ich hatte die Abſicht, indem ich dem Gemälde der Verewigten eine andere Stelle anwies, Ihnen traurige Erinnerungen zu erſparen.

Meine Louiſe, antwortete Bodo, war mein Glück und dieſes lebt in der Erinnerung.

Er genoß einige Erfriſchungen, indeß Iſabella Louiſens Gemälde, welches ſie auch aus dem Schlafzimmer des Grafen entfernt hatte, dort wieder aufzuſtellen eilte. Er ſelbſt begab ſich in den Garten, fand manche ſeiner Lieblingsſtellen verändert; allein vier hohe Lindenbäume, deren Zweige ein Dach bildeten, und die Bank, auf welcher er hier oft an der Seite ſeiner Gemalin geſeſſen hatte, feſſelten ihn wieder an ſich. Albrecht eilte ihm nach.

„O, dieſe Lampen,“ ſagte Bodo, welche einen mit Orangenbäumen beſetzten Gang, und

einem kleinen chineſiſchen Tempel erleuchteten, der auf einer Inſel in einem großen Teiche, am Ende des Ganges lag, „ſie ſtören ganz das ſchöne Bild der Vergangenheit, welches dieſes Plätzchen in mir erweckt!“

Bedenklich nahete ſich auch Iſabella; ſie fand, daß alle ihre herrlichen Anſtalten, die gehäuften Beweiſe der Aufmerkſamkeit nicht den gehofften Erfolg gehabt hatten, Bodo noch immer der alte und wie ſie ihn nicht ſelten gegen ihren Gemal genannt hatte, der einfache Schwärmer war. „Warum, ſagte ſie zu ihrem Gemal, da ſie ihr Schlafzimmer betreten hatte, warum mußte Ihr Bruder der Beſitzer ſo großer, herrlicher Güter ſeyn, da ihn ein einfaches Landhaus in einer ſchönen Schweizergegend oder am See von Como, um vieles glücklicher gemacht haben würde.“

Beide konnten nicht ſchlafen. Albrecht war durch den Anblick des geliebten Zwillingsbruders tief gerührt. Iſabella fand ihre Pläne und Hoffnungen, Beſitzerin dieſer großen Gü-

ter zu werden, wenigstens die Lehnsfolge ihres Sohnes nicht so gesichert, als sie oft gewähnt hatte. Freilich lebte noch Louise ganz in dem Herzen Bodos, aber was bürgte dafür, daß nicht ein ihr ähnliches schönes und sanftes weibliches Wesen den Schwärmer wieder ganz an sich fesseln würde, der jetzt von Reisen aus dem Geräusch der großen Welt zurückgekehrt und dennoch rauschenden Vergnügungen abgeneigt, bald das drückende der Einsamkeit empfinden und in einem Alter von zwei und dreißig Jahren noch gewiß sanften, zärtlichen Gefühlen Raum geben würde.

Früher als gewöhnlich verließen beide ihr Schlafzimmer. Wo ist Graf Bodo? lautete die erste Frage. Er war noch ungleich früher durch den Garten ins Dorf gegangen. Die Zeit des Frühstückens war vorüber, er kehrte nicht zurück. Isabella wollte nicht das Ansehen haben, ihm nachzuspüren, sie spielte die Unbefangene. Allein ein Blick ihrer Vertrauten, des Kammermädchens, die unter dem Vorwand eines Geschäfts ins Zimmer trat, vran-

laßte ſie, ſich zu entfernen. Sie kehrte bald zurück, bot ihrem Gemahl zu einem Spaziergange im Garten den Arm.

„Ihr Bruder, ſagte ſie, als beide allein waren, hat das Familien-Gewölbe beſucht, einen Spaziergang durch die benachbarte Gegend gemacht, einige Beſuche im Dorfe abgeſtattet, reichliche Geſchenke ausgetheilt und ſich von dem alten Gebhard ein Frühſtück in das Gärtchen des Schullehrers bringen laſſen. Soll jetzt dem Unterrichte in der Dorfſchule beiwohnen; warlich, lieber Albrecht wenn Ihr Bruder uns vermeidet, ſich an ſolche Menſchen anſchließt, ſolche Unterhaltungen wählt, dann ſind Sie doppelt zu beklagen, ein paar Stunden ſpäter als er geboren zu ſeyn.“

Albrecht ließ anfänglich dies alles unbeantwortet, dann ſchilderte er die innige Liebe, die ihn von Jugend an mit dem Bruder verbunden, wie er ihm unaufhörlich, auch jetzt durch ſeinen herzlichen Empfang die innigſten Beweiſe der Bruderliebe ertheilt hätte.

Auch ich war dieſer Meinung, fiel Iſabella ein, als er Ihnen während ſeiner achtjährigen Abweſenheit uneingeſchränkte Vollmacht ertheilte; Sie den Wohnſitz, welcher jüngeren Zweigen der Familie beſtimmt iſt, zu verlaſſen und dies Schloß zu beziehen aufforderte. Ob indeß ich mir ſeinen Beifall erwerben, ob unſer armer Robert auch künftig als Lehnsherr oder als armſeliger Zweig einer großen Familie ſein Daſeyn hinbringen, unſere Töchter reich ausgeſteuert in große Familien verheirathet oder in Armuth unvermählt veralten ſollen, wird die Zeit lehren und hängt leider einzig von dieſer brüderlichen Liebe ab.

Man meldete jetzt die Rückkehr des Grafen Bodo, und wie durch den Schlag eines Zauberſtabes ward aller Aerger und Neid in Iſabellens Geſichtszügen in Freude und Entzücken verwandelt. Bei ſeiner hohen Gutmüthigkeit und der Herzlichkeit, die unter beiden Brüdern herrſchte, wurde Iſabellas Betragen, wenn gleich nicht ganz, wie ſie wünſchte, für baare Münze aufgenommen, doch auch nicht ungün-

ſtig bemerkt, oft ſelbſt ſehr unbefangen und freundlich erwiedert. Doch hatte ſie keinen ruhigen Augenblick; denn ihre großen Hoffnungen und Ausſichten ſchienen ihr jetzt ſo höchſt ſchwankend und unſicher zu ſeyn, daß Sorge und Angſt, wie ein heimlicher Wurm an ihrem Herzen nagten. Graf Bodo ſtattete nun ſeine Beſuche bei den Nachbaren ab, Iſabella vergeblich, um ſich auch nicht einen Augenblick von dem geliebten, ſo lang entbehrten Bruder zu trennen, eigentlich aber nur, um ihn zu beobachten, war nebſt ihrem Gemale überall ſeine Begleiterinn; aber ſeine Gleichgültigkeit bei dem Anblick der größten Schönheit, die ſchwermüthige Rührung womit er noch immer ſeiner verewigten Gemahlin dachte, jeden ihrer Lieblingsplätze noch zu verſchönern ſuchte, oft ihr Bildniß lange mit Wehmuth betrachtete, ſchienen ſie einigermaßen zu beruhigen. Da aber Albrecht dies ihr einſt wohlwollend äußerte, ſeufzte ſie tief. O! fügte ſie hinzu, der Mann, der einer ſo bleibenden Leidenſchaft fähig iſt, mit welcher Anhänglichkeit würde

dieſer an den neuen Gegenſtand gefeſſelt ſeyn, der auf ihn einen lebhaften Eindruck zu machen im Stande geweſen wäre.

So verſtrich der Sommer, und da Bodo den Vorſchlag, die Reſidenz zum Genuß der Wintervergnügungen zu beſuchen, weit von ſich wies, ſich ganz dem Glücke ſeiner Unterthanen weihte, nur überall ihren Wohlſtand zu erhöhen, ſeine Güter zu verbeſſern, die leeren Stunden mit Lektüre, Muſik und Malerei auszufüllen bemüht war, ſo ſchwand beinahe ihre letzte Sorge dahin; und da ſie ſich allmählig ganz in die Weiſe des einfachen Bodo zu fügen, dem Stolz, der Herrſchſucht, dem Geize, wenigſtens offenbar, zu entſagen erlernt hatte, ſo glaubte ſie der Erreichung ihres Ziels gewiß zu ſeyn. Einſt hatte ſie einen kleinen Auftrag an Bodo, ſie trat leiſe in den Saal, wo Louiſens Gemälde ſeine alte Stelle wieder erhalten hatte, er ſtand vor dieſem Gemälde ohne die Hereintretende zu bemerken, und indem er die Arme ausbreitete, ſagte er ſeufzend:

„O daß ich noch ein Wesen dir gleich an dies kranke Herz drücken, noch einst als Gatte und Vater glücklich seyn könnte.“ Isabella zog sich schnell durch die noch offenstehende Thür zurück, und es kostete einige Wochen, ehe sie eine ängstliche Unruhe und Verlegenheit, die selbst Bodo bemerkte, ganz wieder zu entfernen vermochte.

Der Frühling erschien. Das Erwachen der Natur, der Gesang der Nachtigallen, der Blütenduft des Gartens schien wieder auf Bodo einen sanften, lebhaften Eindruck zu machen. Er las den Petrarka unter blühenden Orangenbäumen und bemerkte jetzt, was er vorher übersehen zu haben schien, daß ein zweites Kammermädchen, welches Isabella angenommen, eine ausgezeichnete Schönheit und ein eben so liebes, sanftes, unschuldiges Geschöpf wäre.

Es ist eine Waise, sagte Isabella, oder vielmehr ein Kind der Liebe; ich fürchte das Blut der Mutter, die sich so manchen Aus-

ſchweifungen hingab, fließt auch in ihren Adern, wenigſtens wurden mir von der Gräfin Adlerhorſt, welche von dem Verſtande, beſonders von der Schlauheit dieſes Mädchens, die ſie unter einem gewiſſen einfachen Äußern verbirgt, einen hohen Begriff hat, einige warnende Winke gegeben; ich war daher auch im Betreff ihrer etwas bedenklich, allein den Bitten meiner Tante, ſie in meinem Dienſt zu nehmen, konnte ich aus mancherlei Gründen nicht widerſtehen und da meine Francieka, ſchon einige Jahre in meinen Dienſten, hinlänglich geprüft und bewährt iſt, ich auf ihre Verſorgung denken muß, ſo habe ich wenigſtens einen Verſuch machen wollen, ob ſie vielleicht Laura zu ihrer Nachfolgerin bilden könnte.

Laura? ſagte Bodo, indem ſein Blick auf dem gerade vorübergehenden ſchönen Mädchen verweilte und eine flüchtige Röthe bei Iſabella verrieth, daß dieſe ſeinen Ton verſtanden hatte.

Bodo ward einſilbiger. Laura ſchien wirklich einigen Eindruck auf ihn gemacht zu ha-

den. Er suchte sich dem schönen Mädchen zu nähern, drang ihr einst, so sehr sie dies abzulehnen suchte, ein ansehnliches Geschenk auf, unterließ dies in der Folge, aber eine schöne Blume, die er so eben gepflückt, bot er ihr nicht selten im Vorübergehen so freundlich an, daß sie solche, wenn gleich nicht ohne Erröthen, annehmen mußte. Er behandelte sie mit einer gewissen Achtung, seitdem er hin und wieder ein Gespräch mit ihr angeknüpft, und sowol ihren Verstand, als die anspruchlose ungekünstelte Bescheidenheit, womit sie ihm überall auswich, kennen gelernt hatte.

An einem Nachmittage lockte die schöne Witterung zu einer Spazierfahrt auf eins der benachbarten Güter; sie kamen bei Sonnenuntergang zurück. Bodo erbat sich die Erlaubniß, den schwülen Wagen zu verlassen, um auf dem Fußsteige längs dem Flusse, der den Weg um vieles abkürzte, zurückkehren, und sich noch an der untergehenden Sonne, die sich darin spiegelte, weiden zu können. Er kam durch den Garten und hörte das Fortepiano aus der

Saal. „Wären ſie mir, dachte er, dennoch zuvor gekommen?“ er verdoppelte ſeine Schritte; nach einem ſanften Vorſpiel, welches die halben Töne durchlief, hörte er den klagenden choralähnlichen Geſang einer ſanften weiblichen Stimme, er horchte auf; es war Laura, die ihr nicht gemeines muſikaliſches Talent bisher ſorgfältig verborgen hatte. Sie ſang:

Wenn in der Leiden Fülle,
Angſt jeden Puls durchbebt,
Denk: daß ein heil'ger Wille
Hoch über Sternen lebt!
Der hier dein Schickſal lenket,
Blickt väterlich herab,
Und ſeine Liebe ſchenket
Das Leben und das Grab.

Er kennt den Stoff zu Thränen.
Wenn's Liebe ihm gebeut
Stillt er gerechtes Sehnen,
Und lohnt in Ewigkeit.
Dort oben glänzt die Krone,
Dort tönt das Jubellied,
Wo zu des Dulders Lohne
Die Friedenspalme blüht.

Blick tröſtend, Gott der Gnade,
Auf all mein Leid herab,

Leit auf dem dunkeln Pfade
Zum Himmel durch das Grab.
Dann tönt Lob, Preis und Ehre,
Für alles was geschah,
Dort in der Engel Chöre,
Für Schmerz, Halleluja.

Die Stimme stockte, da ihre Thränen immer reichlicher flossen. Bodo, durch die innigste Theilnahme fortgerissen, stürzte in den Sal. „Laura! rief er, indem er ihre Hand ergriff, reizendes, unglückliches, mir räthselhaftes Mädchen! wer sind Sie?" „Eine verlassene Unglückliche!" sagte sie leise, von ihrem Schmerz überwältigt. Da fuhr der Wagen vor, „entdecken Sie sich mir, rief er, einem Manne, der Unglück und Tugend ehrt, schriftlich, ich bitte Sie. Geben Sie Ihren Brief meinem Kammerdiener. Die uneigennützigste, anspruchloseste Theilnahme erzeugt diese Bitte, lassen Sie solche nicht unerfüllt; kann menschliche Hülfe ihr Schicksal mildern, es geschieht gewiß." Er eilte den Kommenden entgegen, Laura verließ den Sal.

Bodo glaubte, aus achtungsvoller Schonung ſich ihr nicht aufdringen, auch wol über ſein eignes Herz wachen zu müſſen. So verſtrichen ein Par Tage, bald aber wurde Laura, unter dem Vorwande manches kleinen Auftrages, von ihrer Gebieterinn, öfter als ſonſt in ſeine Nähe gebracht. Bodos ſeelenvolle Blicke, die oft auf dem herrlichen ſanfterröthenden Mädchen weilten, ſchien Iſabella nicht zu bemerken.

Einſt ſaß die Familie beim Frühſtück im Garten, Laura brachte ihrer Gebieterinn einige Blumen, die ſie vom Gärtner geholt hatte. Welch' eine Menge, rief Iſabella, gib die Hälfte an Graf Bodo. Dieſer nahm ſie mit einem leiſen Händedruck. Lauras Blick ſank zur Erde. Sie entfernte ſich, ſchweigend ſaß Bodo ein Par Minuten lang. „Morgen, rief er plötzlich, lieber Albrecht, trete ich wieder eine kleine Reiſe an."

Wohin? fragte Iſabella.

„Das ist gleichgültig," antwortete Bodo, denn es ist bloß zu meiner Zerstreuung.

Und wann kehren Sie zurück?

„Dies ist ungewiß," fiel Bodo ein.

Dringend wurden Isabellas Bitten, womit der unbefangene Albrecht auch die seinen verband, sich doch nicht ihrem Kreise, dem seiner Unterthanen, von welchen er so kindlich geliebt würde, zu entziehen. Er blieb fest bei seinem Entschluß und die Bewilligung eines Aufschubes von acht Tagen wurde von ihm nicht ohne Schwierigkeit erhalten.

Isabella bemühte sich, die Beweise der Achtung und Freundschaft, die sie ihm täglich gab, noch zu verdoppeln, und Albrechts wehmüthiger Blick, der oft auf seinem guten Bruder ruhte, verrieth diesem deutlich, wie nahe beiden seine Abreise ging. Doch blieb er fest bei seinem Entschlusse, und jetzt, als wäre es durch Zufall, führte ihn oft Isabella an jene Lieblingsplätze seiner verewigten Gattinn.

„Gott!“ sagte einst Bodo, als sie unter jenen vier hohen Linden saßen, und der schönen Aussicht genossen, „wie fühle ich hier mein Herz so mächtig ergriffen.“ —

„Und doch, sagte Isabella, indem sie Bodos Hand in die ihrige schloß, wollen Sie uns und dies Alles verlassen?“

„Ich muß!“ seufzte Bodo.

Isabella drang in ihn, seine Reise aufzugeben, auch Albrecht bestürmte ihn mit Bitten.

„Unmöglich! rief Bodo, die Pflicht gebeut, und warum sollte ich mich des Geständnisses menschlicher Schwäche schämen? hört meine Gründe. Nie machte seit dem Tode meiner Luise ein weibliches Geschöpf auf dies Herz einigen Eindruck. Jetzt aber, da ich hier zurück kehre, mich alles an die entflohenen Freuden erinnert, beim Anblicke Eures Sohnes noch oft der Gedanke in mir erwacht, daß auch ich Vaterfreuden genießen könnte, hier wo ich vielleicht nützlicher als jemals beschäftigt, aber

nicht, wie auf meinen Reisen durch die Abwechselung mannichfacher Gegenstände und häufiges Geräusch zerstreut bin, da fühlte ich zuerst ein leises Sehnen, da sind Wünsche in meiner Seele erwacht, die ich nicht ahnete. Ich sah, mein Erröthen sey Beweis meiner Reue, ich sah Laura, ihre seltene Schönheit überraschte mich, ich wähnte vor dem Bilde einer Madonna zu stehen, warum sollte mein Auge nicht darauf verweilen? So täuschte mich die erwachte Sinnlichkeit. Sollte in diesem schönen Körper nicht auch eine schöne Seele wohnen? fragte ich mich selbst, knüpfte, wo ich es vermochte, ein Gespräch an; die Bescheidenheit, womit sie mir auswich, der Verstand und die Bildung, die sie überall zeigte, vermehrten mein Erstaunen."

Ihre unvermählte Mutter, fiel Isabella ein, starb bei der Entbindung; ihr Vater, ein Mann von Stande, übergab sie einem achtungswerthen Geistlichen. Dieser war kinderlos und that mit seiner wackern Frau alles für Lauras Erziehung. Das Jahrgeld, welches er für

Laura erhielt, befriedigte die Bedürfnisse der Familie und setzte sie selbst in den Stand, wohlthätig zu sein. Der gute Prediger wurde von seiner Gemeinde als Vater geliebt und suchte daher keine Verbesserung, obgleich seine Stelle höchst armselig war. Lauras Vater, der sonst gewiß reichlich für sie gesorgt haben würde, blieb unerwartet auf dem Schlachtfelde. Das Jahrgeld wurde nicht weiter gezahlt. Der gute Pfarrer wollte dies den Seinen nicht merken lassen, der letzte Sparpfennig wurde zugesetzt, er starb. Die Wittwe erhielt ein kümmerliches Einkommen, Laura schützte sie durch weibliche Arbeiten vor Mangel; allein sie verlor nach wenig Jahren auch diese mütterliche Freundinn, kannte jetzt niemanden, als die Gräfin Adlerhorst, welche, so lange der Vater lebte, das Jahrgeld übersandt hatte, und bat diese, ihr ein Unterkommen zu verschaffen.

Warum, fragte Bodo heftig, wurde sie nicht als Erzieherinn, als Gesellschafterinn untergebracht?

An Kenntnissen dazu, antwortete Isabella, dürfte es ihr vielleicht nicht fehlen, allein gerade um ihre Geburt zu verheimlichen, wurde sie im Gebirge, an einem einsamen Orte erzogen, wo sie außer ihren Pflegeältern nie einen gebildeten Menschen erblickt hat, und so, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß und selbst mit den gemeinsten Erfordernissen bei Gesellschaft und Umgang unbekannt, war dies unmöglich. Auch fand es die Gräfinn Adlerhorst bedenklich, sie zu empfehlen, da, wie sie mir schrieb, das so unschuldig scheinende Mädchen schon ein Par zärtliche Intriguen angeknüpft haben soll. Doch ist es vielleicht auch Verläumdung; denn nach ihrer eignen Erzählung scheute sie den Aufenthalt in der Stadt, und das Geräusch des Umganges, bat daher die Gräfinn, sie auf dem Lande, bei einer achtungswerthen Familie unterzubringen, weil sie nichts als Stille und Ruhe wünsche, und so kam sie in meinen Dienst.

Und fühlt sich unglücklich, sagte Bodo, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes. Da

ich vor einigen Tagen nach unſerer Spazierfahrt durch den Garten nach Hauſe kam, fand ich ſie einſam in Thränen; ich wurde innigſt erſchüttert, der Sturm aller meiner erwachenden Gefühle machte mich nun mit meinem Herzen und der Gefahr bekannt. Laura, ſagte ich, was ein Freund, ein väterlicher Freund für Sie thun kann, forden Sie von mir.

Und hat ſie es gethan? forſchte Iſabella, mit ſteigender Neugierde.

Nein, ſagte der Graf, und dies erhöht für ſie meine Achtung. Ich bitte Sie, liebe Schweſter, betrachten Sie die arme Laura, nicht mehr in dem bisherigen Verhältniſſe, thun Sie für ſie, was Sie vermögen, ſetzen Sie ihr ein Jahrgeld aus, ſchaffen ſie ihr eine ſorgenfreie Zukunft! Alles aber muß durch Ihre Hand gehen, nicht einmal der Argwohn erwachen, daß ich davon die Urſache ſeyn könnte.

Und wenn ſie auf dieſe Weiſe entfernt wird, fragte Iſabella weiter, warum wollen Sie dann uns verlaſſen?

Um, warum soll ich mich der, bei dem Anblick von Schönheit und Unschuld erwachten Gefühle schämen, Laura zu vergessen, antwortete Bodo; zuerst will ich in die Residenz, und da ich die Bedürfnisse meines Herzens kennen gelernt habe, wenn ich dort keine Befriedigung finde, meine Reise fortsetzen, einige weibliche Bekanntschaften erneuern, die ich nur oberflächlich gemacht habe, und wenn ich darunter ein Herz finde, dem ich das Glück meiner Zukunft anvertrauen kann, dann kehre ich mit einer Gattinn zurück, der Sie gewiß den Schwesternamen mit Freuden ertheilen sollen.

Isabella erschrak; diese Wendung hatte sie nicht erwartet. Schlau genug, um einzusehen, daß Liebe für den sanften, schwärmerischen Bodo, bald zum Bedürfniß werden könnte, glaubte sie ihn gerade von einer Vermählung zurückhalten zu müssen, damit der Besitz der großen Lehngüter nicht ihrem Sohne entgehen könnte. Daß Laura, die sie ihm nicht verächtlich zu machen, aber doch als ein schlaues sinnliches,

keiner ausgezeichneten Achtung würdiges Mädchen darzustellen suchte, ihn fesseln, nie aber seine Gemahlinn werden könnte, davon hielt sie sich überzeugt und so entwarf sie mit ihrer Tante und Busenfreundinn, der Gräfin Adlerhorst den künstlichen Plan, gerade die unwürdigen Verhältnisse, worin Laura versetzt würde, sollten diese zu Schwermuth und Traurigkeit stimmen, hiedurch die Aufmerksamkeit Bodos und durch diese seine Theilnahme rege gemacht, er dem schönen Mädchen zuerst als Beschützer genähert werden, allmählich ihre wissenschaftliche Bildung, ihr Talent für Tonkunst entdecken, hiedurch immer stärker an sie gefesselt werden, Laura ihm durch Dankbarkeit zuerst näher gebracht, in ihm den einzigen theilnehmenden Beschützer und Freund erblicken. Isabella hoffte das Ganze leiten, die Schuldlosen, die ihre Absicht nie ahnen würden, endlich so einander nähern zu können, daß kein Rückschritt möglich wäre. Daß Bodo, wenn er einmal eine solche Verbindung eingegangen wäre, nie wieder zurücktreten, nie die welche ihm

Unschuld und Lebensglück aufgeopfert hätte, verlassen könnte, davon hielt sie sich überzeugt und die ersten Schritte schienen bereits die Erfüllung des Plans zu verbürgen. Ihn aufzugeben, lag nicht in ihrem Charakter und so beschloß sie das Letzte aufzubieten.

Neben einem Gartenhäuschen, das sich auf einem kleinen Hügel erhob, und von dessen geöffnetem Fenster die Vorhänge herabgelassen waren, erhoben sich auf der einen Seite ein Par Tulpenbäume und einige rothblühende Acazien, zwischen diesen lag eine Rasenbank, die Bodo nicht selten zu seinem Sitze wählte, und wo er oft durch das Lesen eines Lieblingsschriftstellers gefesselt, ganze Stunden hinbrachte. Daß er jedes Wort, welches in dem Gartenhäuschen gesprochen wurde, deutlich vernehmen konnte, wußte Isabella und weil sie nicht selten in dem Gartenhäuschen selbst las oder Briefe schrieb, so konnte ihre Anwesenheit durchaus nichts befremdendes haben. Francisca, gehörig von allem unterrichtet, trat hinein,

als Bode, von ihr beobachtet, auf der entgegengesetzten Seite unfern dem Fenster saß. „Nun, sagte die Gräfinn, hast du Nachricht von deinem Vetter? will er Laura bei sich aufnehmen?" „Verzeihen Sie gnädigste Gräfinn! antwortete Francisca, so dringend ich ihm die Sache an das Herz legte, so lehnte er solches ab; Laura ist schön, seine Frau eifersüchtig, auch hat Laura durch ihre sonderbare Erziehung etwas zurückstoßendes, und das Geheimniß ihrer Geburt!" — „Ich will deine Gründe nicht wissen! rief Isabella unwillig, es ist ein eigenthümliches Unglück, daß für die arme Laura, die ich nun einmal nicht behalten mag, sich kein anständiges Unterkommen ausmitteln läßt. Es ist wahr, die mancherlei Ansprüche, welche sie hat, so einfach und anspruchlos sie auch beim ersten Anblick erscheint, ihre Schwärmerei, ihre Schwermuth, ihre Thränen..." — „Nun die mögen, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen, sagte Francisca etwas spöttisch, wol einen ganz besondern Grund haben." „Und welchen?" fragte Isabella. „Verzeihen Sie,

gnädigste Gräfin! ich kann mich irren, es kann bloße Muthmaßung sein." „Jede Angeberei, rief Isabella entrüstet, und das hämische Lächeln, womit du die deine begleitetest, ist mir äußerst zuwider; allein ob Laura, von deren Sinnlichkeit ich auch schon manches hörte, schuldlos, ob irgend ein Verdacht gegen sie gegründet ist, muß mir am Herzen liegen. Daher, ich befehle es dir, sprich." „Ich gehorche," sagte Francisca mit schwankender Stimme. „Als Laura hieher kam, war sie zufrieden und ruhig, und es würde mir nicht auffallend gewesen seyn, daß sie zuweilen vor dem Gemälde des Grafen Bodo tiefsinnig stehen blieb, wenn sie nicht alle Ruhe und Heiterkeit verloren und Thränen zu verbergen gesucht hätte. Verzeihen Sie, gnädigste Gräfinn! wenn ich, bei dem einmal rege gemachten Argwohn, näher beobachtete, und nun sah ich, wie oft ihre Blikke mit Innigkeit und Wohlwollen auf dem Herr Grafen ruhten." „Unmöglich! Laura ist ein verständiges Mädchen." „Aber, sie ist jung, verbirgt, wie ich glaube, unter erkün-

ſtelter Sanftmuth und Beſcheidenheit heftige Leidenſchaften, Graf Bodo ein ſchöner Mann, ſeine Sanftmuth, ſeine Leutſeligkeit, ſeine Herzensgüte, ſeine vielen Tugenden, wen rühren ſie nicht? und die in Einſamkeit erzogene ſchwärmeriſche Laura, die noch nie einen ſolchen herrlichen Mann ſah!" — „Nimmermehr! rief Iſabella, ſie müßte ja das Hoffnungsloſe einer ſolchen Leidenſchaft fühlen." — „Hoffnungslos? erwiederte Franciſca; verzeihen Sie, gnädigſte Gräfinn, den Widerſpruch! der Herr Graf, der immer noch ſo innig von ſeiner verewigten Gemahlinn ſpricht, zeigt, welcher glühender Leidenſchaft ſein Herz fähig iſt. Daß er bei ſeinen Jahren, ſeiner blühenden Geſundheit auf alle Freuden der Liebe Verzicht leiſten ſollte, läßt ſich nicht erwarten, wol aber, daß er nie einen Gegenſtand finden wird, der ihm ganz die verewigte Gräfinn erſetzt." „Nun? und was ſoll dieſe Einleitung?" „Wenn der Herr Graf bei einem unſchuldigen, gebildeten Mädchen von ſeltener Schönheit, ein ſanftes Herz fände, das mit inniger Liebe an ihm

hängt, würde der edle Mann dies Herz von sich stoßen? das arme schuldlose Mädchen durch hoffnungslose Liebe unglücklich machen?" „Närrin! rief Isabella entrüstet, was sollen diese romanhaften Schwärmereien? heirathen kann er sie doch nicht." „Das würde auch die gute Laura nie fordern, aber den Schwur ewiger Treue gewiß eben so gern erwiedern als treulich halten; und ist eine solche Verbindung edler Seelen nicht unverbrüchlich und heilig? und würde dann der Herr Graf nicht frei von allen lästigen Verhältnissen an Lauras Seite das höchste Glück der Liebe, das höchste häusliche Glück genießen können?" „Francisca! wie kamst du zu solchen Plänen? sollte Laura selbst...? hättest du Gründe zum Verdacht?" — „Wenigstens glaube ich, daß sie einen solchen Plan nicht von sich weisen würde, wenn er ihr nicht als ein Antrag mit Kälte, sondern mit glühender Liebe gemacht würde." „Schweig, suche die arme Laura so viel als du vermagst von ihrer Schwärmerei und von ähnlichen

Dingen abzuleiten, und es wird mir nun um so höhere Pflicht, sie von hier zu entfernen."

Bodo, dem kein Wort dieses Gespräch entgangen war, saß da mit ängstlich klopfendem Herzen. Auf ihn hatte Laura keinen schwachen Eindruck gemacht, und jetzt die Nachricht von ihrer Liebe zu ihm, die Möglichkeit, seine erwachte Leidenschaft zu befriedigen und der innere Kampf, ob er sich losreißen sollte, tobten in seinem Innern. „Bitte meinen Gemahl, doch sogleich herzukommen," sagte Isabella. Wenig Minuten verstrichen, als Graf Albrecht erschien. Ihm erzählte Isabella den Inhalt ihres mit Francisca geführten Gespräch, wobei sie noch die Farben lebhaft mischte. „Ei, sagte der unbefangene Mann, Bodo hat ein weiches sanftes Herz, Laura ist gut, ihr Verstand und Herz sind gebildet, sie ist schön, ausgezeichnet schön!" „Zugegeben, sagte Isabella, so kann doch hier keine Heirath Statt finden." „Ein Bündniß edler Seelen, fiel Albrecht ein, vor Gott geschlossen und treulich gehalten, wenn

auch die herrschenden Vorurtheile die öffentliche Erklärung und die priesterliche Einsegnung nicht gestatten, gilt nach meiner Ansicht vor Gott und dem eigenen Herzen so gut als eine Ehe." „Was Ihr Männer für sonderbare Ansichten habt!" rief Isabella. „Wenn nun, sagte Albrecht, Bodo und Laura aus herzlicher Liebe und Achtung eine solche Verbindung schlössen, Beide ihr Gelübde, vor den Augen Gottes abgelegt, mit unverbrüchlicher Treue hielten, und die Gränze der Convenienz nicht überschritten, was könnten wir dagegen haben?" „So manches, sagte Isabella, doch kommen Sie, Ihr Bruder wird uns bereits vermissen." Graf Bodo war durch einen Seitengang fortgeeilt, sein Herz war von Verdacht gegen Isabella nicht ganz frei, und er würde ihm mehr Raum gegeben haben, hätte er nicht das Urtheil seines Bruders gehört. Er kannte diesen zu gut, um glauben zu können, daß er nur auf einen Augenblick an einer Intrigue, besonders gegen seinen Bruder Theil nehmen könnte; und der Gedanke an Laura, an die Erreichung sei-

ner Wünſche, bei der ſeine nächſten Verwandten kein Hinderniß ſahen, wurde mit jedem Augenblicke lebhafter. „Wo bleibt Ihr Bruder?“ fragte Iſabella als Bodo nicht erſchien. Sie war überzeugt daß er jetzt durch den Rath Albrechts, deſſen Anſicht über dieſen Punkt ſie lange vorher kannte, und ihn daher in dieſem Augenblicke ihrem Plane gemäß benutzt hatte, bey dem Entſchluſſe, den er jetzt zu faſſen im Begriffe ſtand, geleitet werden könnte. Sie erneuerte daher ihre Frage mit dem Zuſatze: daß er ſich in dem Garten befinden müſſe, bis endlich der gutmüthige Albrecht ihn aufzuſuchen beſchloß. Sie lächelte ihm Beifall zu und freute ſich ſchon des beinahe gelungenen Plans, ihrem Sohne den Beſitz der Lehngüter geſichert zu haben.

Der Theetiſch war zurecht geſetzt. Iſabella ſah verſchiedentlich nach dem Fenſter und wenn ihr gleich das lange Ausbleiben der beiden Brüder in einiger Rückſicht unangenehm war, ſo beruhigte ſie doch der Gedanke: daß beide ſich nun um ſo mehr über die ganze Sache ausbrei-

ten und so vielleicht ihr ganzer Zweck schnell befördert werden dürfte. Jetzt näherten sich die beiden Brüder, sie waren in einem lebhaften Gespräche begriffen, sie konnte ihrer Neugier nicht steuern, trat an die Thüre des Gartensals, und hörte noch, daß Bodo, der sie nicht bemerkte, in die letzten Worte ausbrach: „Luise, dieser verklärte Engel wird es mir sicher verzeihen, daß ich jenes Gelübde: unverheirathet zu bleiben, welches ich an ihrem Sterbelager übereilt that, um meiner Ruhe willen, zurück nehme. Überhaupt sollte der Mensch, der nicht für seine Empfindungen in der nächsten Stunde stehen kann, sich nie die Ablegung eines solchen Gelübdes anmaßen, und ich hoffe noch ein weibliches Wesen zu finden, dem ich, in der Ueberzeugung: daß sie die Stelle der Verklärten zu ersetzen nicht unwürdig ist, mein Herz und meine Hand anbieten kann."

Ärger über den fehlgeschlagenen Plan füllte Isabellas Seele, sie trat vor den Spiegel, ordnete die verzerrten Züge in ein freund-

liches zuvorkommendes Lächeln, und blos die Gluth ihrer Wangen verrieth die aufgeregte Empfindung. „Der Bruder will uns morgen mit Tagesanbruch verlassen," sagte Albrecht; „es ist nothwendig!" fügte Bodo hinzu. Wenn dieses ist, sagte Isabella, so muß ich ihren Verlust, so nahe er mir geht, ohne Widerspruch ertragen; kehren Sie aber doch, lieber Bruder, so bald Sie vermögen, wieder zurück." „Dies hoffe ich, antwortete Bodo, daher lassen Sie uns auch das Traurige des Abschiednehmens ersparen, den heutigen Abend wollen wir noch ungetrübt und ruhig mit einander verbringen." Isabella bewies sich in allem höchst zuvorkommend, der Tisch ward unter den vier hohen Linden, dem Lieblingsplätzchen der Verstorbenen gedeckt. „Erinnern Sie sich noch, lieber Bruder! sagte Isabella beim Schlusse der Mahlzeit, jenes alten Rheinweins, den unser verstorbener Vater nur an hohen Festtagen hervorlangte? Hier ist eine Flasche davon." Sie schenkte freundlich ein: „Gedeihen allem Guten!" rief Isabella, indem sie mit Bodo anstieß.

„Das gewähre uns Gott!“ rief Bodo und drückte ihre Hand an seine Lippen. Der Vollmond ging auf, sein Dämmerlicht erhellte die blühenden Pomeranzenbäume, ein Zug von Schwermuth fing an, durch manche erwachte Erinnerung aufgeregt, sich durch das bloße Schweigen des tief in sich versenkten Bodos zu äußern. „O! rief Isabella, wir sehen uns gewiß glücklich wieder, hier, und dort einst über den Sternen.“ Sie schenkte zum zweiten, zum drittenmal ein; Bodo trank, drückte die Hand seiner Lieben, und eilte in sein Schlafgemach. Louisens Bild hing seinem Bette gegenüber, schon lange hatte ihn dieser Anblick nicht so innig ergriffen, er starrte lange in den Garten, ihn umschwebten süße Bilder der Vergangenheit. „Guter Daniel! sagte er endlich, indem er den Bedienten bemerkte, ich vergaß, daß du auf mein Auskleiden warteſt.“ Dies erfolgte. „Lege dich ruhig nieder, sagte der Graf, ich erwecke dich gewiß zur rechten Zeit.“ Die mannichfachen Gefühle, der feurige Wein, machten seinen Schlaf höchſt unruhig, da schlug

die Thurmuhr Zwölf, Bodo erwachte. Leiſe öffnete ſich die Thür des Zimmers, eine bleiche Geſtalt ſchien langſam hinein zu ſchweben; jenes himmelblaue Kleid, worin die Verſtorbene ſo vorzüglich gefallen hatte, machte, daß er ſie, auch beim Dämmerlicht des Mondes deutlich zu erkennen glaubte. „Luiſe!“ rief er aus. Langſam hob die Erſcheinung die Hand in die Höhe, drohete ſanft mit dem Finger und rief mit leiſer Stimme,“ halt deinen Schwur.“ Sie entfernte ſich, durch die offen gebliebene Thür. „Nein! es war kein Traum! rief Bodo! wäre es möglich? und welchen Zweck hätte dieſer ſelige Geiſt, mir ein unbeſonnenes Gelübde vorzurücken?“ Der anbrechende Tag fand ihn ſchlaflos, Daniel trat ins Zimmer. „Wir reiſen heute nicht!“ rief ihm der Graf entgegen; „aber doch vielleicht nach einigen Tagen!“ „vielleicht! ſagte Bodo, vielleicht auch nicht!“ „Nun dann, ſagte Daniel, muß ich Sie um Verhaltungsbefehle bitten; die arme Mamſel Laura, die ungeachtet ihrer Arbeitſamkeit, ihrer Sanftmuth und Geduld, hier

keine frohen Tage hat, die oft im stillen weint, und der etwas Schweres auf dem Herzen zu liegen scheint, gab mir gestern Abend insgeheim dies Päckchen mit der Bitte: Ihnen solches bei Ihrer Ankunft in die Residenz zu überreichen." Er nahm das Päckchen und stand im Begriff es aufzubrechen, da fielen ihm die über dem Siegel stehenden Worte: „nach der Ankunft in der Residenz zu erbrechen," ins Auge. „Ich will ihr Zutrauen, ihren Wille ehren, sagte Bodo, lege dies Päckchen in meine Schatulle." „Wir reisen also?" rief Daniel mit froher Stimme. „Woher liegt dir dem die Reise so am Herzen?" fragte Bodo lächelnd. „Lieber gnädiger Graf! antwortete Daniel, wenn ich nur so sprechen dürfte, wie damals, als ich noch der Aufwärter des kleinen Grafen Bodo war," — „Warum nicht? du gute, redliche Seele! sprich:" „Es geht hier so Manches vor, das ich nicht begreife." „Ich auch nicht! solltest du auch etwas gesehen haben?" „Sollte ich nicht? Sie waren, gnädiger Graf, gestern Abend so erhitzt, kamen mir

ſo ganz anders als ſonſt vor, Laura gab mir dies Päckchen und beſchwor mich mit Thränen: es als ihren größten Schatz zu betrachten, und es Ihnen doch ja ſicher einzuhändigen. Das Alles benahm mir den Schlaf, der Abend war ſchön, mit Tagesanbruch wollten wir abreiſen, was ſollte ich noch zu Bette gehen? ich zündete meine Pfeife an, und ſetzte mich im Vorzimmer an das offene Fenſter, indem ich zugleich, damit nicht etwa der Rauch ſich in das Zimmer ziehen möchte, den Vorhang hinter mir herabließ. Da ging die geheime Treppe an der Gallerie auf, Franciéca trat leiſe auf, horchte an der Thüre des Schlafzimmers. „Nun?“ fragte eine Stimme, die noch auf der Treppe ſtand, „er ſcheint feſt zu ſchlafen, antwortete Franciéca, denn er bemerkte es nicht, daß ich leiſe die Thüre öffnete.“ Sie ging jetzt die Treppe hinab, eine Dame im blauen Kleide kam hinauf, ich ſah zwiſchen der Gardine durch, wäre ſie nicht ſo bleich geweſen, ich würde gleich die gnädige Gräfinn erkannt haben, ſie ging in Ihr Zimmer. Was ſie that, oder ſprach, weiß

ich nicht; ſie eilte nach der Treppe. „Es ging vortrefflich!“ ſagte ſie, wenn gleich ſehr leiſe; deutlich erkannte ich dennoch jetzt die Stimme der gnädigen Gräfinn. Was ſie weiter mit Franciſca ſprach, hörte ich nicht, denn die Thür der geheimen Treppe wurde ſchnell verriegelt.“ „Wäre es möglich? ſagte Bodo, haſt du auch recht geſehen und gehört?“ „Gewiß! antwortete Daniel, und mein Bruder der Gärtner, der, weil Mamſell Laura eine ſolche Freundinn von Blumen iſt, zuweilen mit ihr ſpricht, und deſſen Frau nach der Reſidenz um ſie abzuholen nach ihr geſchickt wurde, ſagt auch: daß hier etwas Arges vorgehen müſſe; denn Laura hat ihn gebeten: ob er ihr nicht irgend einen Dienſt bei einer andern Herrſchaft insgeheim verſchaffen, und wenn dieſer ausgemittelt wäre, ſie, wenn ſie auch den Weg zu Fuße dahin machen müßte, durch ſeine Frau begleiten laſſen könnte.“ „Wir reiſen morgen noch nicht, ſagte der Graf, du erzählſt niemanden das Vorgefallene, ſagſt aber: daß ich plötzlich krank geworden wäre.“

Bodo setzte sich und schrieb an einen seiner Freunde in der Residenz, um von diesem über die Gräfinn Adlerhorst, Isabellens Tante, und die frühere Erziehung Isabellas, welche sie theils in deren Hause, theils in einer Erziehungsanstalt genossen hatte, so viele Nachrichten als möglich einzuziehen. Daniel aber erhielt den Auftrag: alles im Hause auf das Genaueste zu beobachten.

Isabella war früher als gewöhnlich aufgestanden, hatte sogleich gefragt: wann Graf Bodo abgereist wäre? und hatte die Nachricht von seiner Krankheit erhalten. Jetzt erschien Graf Albrecht und von Franciska gemeldet auch die Gräfinn. Ihre Besorgniß war grenzenlos, ungeachtet aller Einwendungen wurde ein berühmter Arzt herbeigeholt; dieser erklärte die Krankheit für unbedeutend. So vergingen ein Par Tage, Bodo speißte auf seinem Zimmer, betheuerte, daß er, der Arzt sage was er wolle, seine Krankheit für höchst wichtig halte. Isabella konnte ihre Neugier nicht länger verbergen, sie forschte: ob irgend etwas die Veran-

lassung dazu gegeben hätte? Hierauf hatte Bodo gewartet. Unbefangen sagte er nun: „Sie werden vielleicht lächeln, wenn ich Ihnen die Ursache meiner Krankheit entdecke, die Wirkungen des alten feurigen Weins, ein böser Traum hat auf meine Nerven gewirkt, so lebhaft, daß ich, wenn ich abergläubig wäre, die Sache für eine Erscheinung halten würde.“ Isabella horchte mit gespannter Erwartung, — „aber da der Arzt meine Krankheit selbst für unbedeutend erklärt, ich einsehe, daß das Ganze in der aufgeregten Phantasie seinen Grund hat, so muß ich um so mehr mich zu zerstreuen eilen, und morgen reise ich nach der Residenz.“ So sehr Isabella sich in ihrer Gewalt hatte, so war doch der Eindruck, den dies auf sie machte, dem aufmerksamen Bodo nicht entgangen, besonders da sie nach einigen gleichgültigen Gesprächen wieder auf den Traum zurücklenkte. Bodo erzählte: ihm wäre seine Luise erschienen und habe ihn, ihr treu zu bleiben aufgefordert. „Doch, fügte er lächelnd hinzu: meine gute Luise war weder eifersüchtig noch voll Ansprü-

che, und daher iſt eine ſolche Aufforderung nicht in ihrem Character, ſondern offenbar Erzeugniß des kleinen Rauſches, zu dem mich, indem er ſich zu Iſabella wandte, Ihre Güte verleitet hat! Bodos Freundlichkeit und die Lebhaftigkeit, womit die ganze Sache Iſabella am Herzen lag, brachten ſie dahin, die Grenzen ihrer gewöhnlichen Schlauheit zu überſchreiten. „Aber, ſagte ſie, wenn ein ſeliger Geiſt, um das Unglück eines ihm theuern Sterblichen zu hindern?“ ... Bodo faßte ſie ſcharf ins Auge, ſie fühlte zu weit gegangen zu ſeyn; „es iſt, ſagte ſie unbefangen, eine von meinen Schwärmereien, daß ich, wenn ich dereinſt dahin geſchieden wäre, und meine Lieben gegen ein Unglück zu warnen vermöchte, mich hiedurch unendlich beglückt fühlen würde; allein wir armen Sterblichen ſchwanken im Dunkel und ſind daher geneigt, unſere Wünſche für Wirklichkeit anzunehmen. Sie haben Recht, lieber Bruder, wenn Sie als Mann ſich über die Bedenklichkeiten und Träumereien eines weiblichen Herzens

wegsetzen; Gott schenke Ihnen eine Gattinn, die Ihrer würdig ist."

Die Unbefangenheit, selbst der innige Ton, womit sie dies äußerte, machte den treuherzigen Bodo irre, um so mehr, da Niemand den ganzen Tag hindurch die Sache wieder berührte. „Daniel! sagte er daher, als er mit diesem in seinem Schlafzimmer allein war, könnten wir uns nicht auch geirrt haben?" „Ich würde es nicht für unmöglich halten, antwortete Daniel, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß Francisca ein himmelblaues Kleid, welches doch die gnädige Gräfinn, so lange wir hier waren, nicht getragen hat, in den Kleiderschrank derselben verschlossen hätte; auch hat Mamsell Laura ihre Bitte an meinen Bruder und dessen Frau dringend erneuert und sie gebeten, einen Brief ins geheim auf die Post zu bringen. Um nicht verrathen zu werden, hat mir mein Bruder diesen Brief eingehändigt, um ihn nicht hier in der Nähe, sondern erst in einiger Entfernung auf die Post zu geben." Er überreichte dem Grafen den Brief, er war

an den Organisten Holst in Clevenau. Durch diesen hoffte der Graf um so eher einen Aufschluß zu erhalten, und beschloß daher seinen Weg über Clevenau zu nehmen, um hier wo möglich über Laura einige Nachrichten einzuziehen.

Sein Weg lenkte ihn von der Hauptstraße ab, und so erreichte er das einsame Dorf, das in einer waldigen, gebirgigen Gegend lag, erst mit dem Anbruche der Nacht. Die Schenke war erbärmlich und keineswegs zur Herberge für ihn geeignet, um so mehr, da sie mit trunkenen Bauern, die gerade von einem benachbarten Markte zurückkehrten und sich an der Musik einiger Bergleute belustigten, angefüllt war. Er fragte nach dem Prediger, hörte, daß es ein junger Mann wäre, der erst vor wenigen Wochen die Stelle erhalten hätte, noch unverheirathet und gar nicht eingerichtet wäre. Die Nachricht war ihm nicht erwünscht. „Nun, sagte er zu dem alten Bauer, der sie ihm gab, dann will ich zu dem Organisten gehen, vielleicht daß mich dieser die Nacht über aufneh-

men kann.“ Er ließ sich die Wohnung desselben zeigen und wurde von dem alten Manne mit Herzlichkeit empfangen, der ihn freundlich aufnehmen zu wollen, erklärte, aber auch bat, mit dem Wenigen zufrieden zu seyn, das er ihm anzubieten vermöge. Bodo gewann den Alten bald durch freundliche Anspruchslosigkeit, ließ ein Par Flaschen Wein aus seinem Reisewagen holen und brachte das Gespräch auf den verstorbenen Pfarrer. Thränen traten dem ehrlichen Holst in das Auge, als er von dem würdigen Manne, seiner Frömmigkeit, Herzensgüte und Gelehrsamkeit zu erzählen begann. „Man hält mich, sagte er, für einen guten Orgelspieler, aber durch ihn nur wurde ich gebildet, denn er verstand alles.“ „Warum blieb er denn auf dieser schlechten Pfarre?“ fragte Bodo. Holst versicherte: daß ihn dieses oft freilich selbst gewundert hätte, allein es habe ihm an nichts gefehlt, denn er hätte immer zu bestimmten Zeiten ansehnliche Geldsummen zugesandt erhalten; bei seiner Wohlthätigkeit legte er aber nicht soviel davon bei, als es sonst

wol der Fall gewesen wäre, und da einige Jahre vor seinem Tode die Zahlungen aus blieben, so wäre auch das Erſparte wieder zugeſetzt worden. Bodo erkundigte ſich nun, nach der Familie des Pfarrers, ſeinen Kindern. „Dieſe hatte er nicht, antwortete Hoiſt, alle ſtarben in den Kinderjahren, zum Erſatz aber ſandte ihm Gott einen Engel.“ Nun erzählte er, wie Laura von dem Alten erzogen, ihn auf ſeinem langen Krankenbette mit kindlicher Liebe gepflegt und gegen die Wittwe noch als eine fromme, gute Tochter gehandelt hätte. Er war im Lobe Lauras unerſchöpflich, ihrer Frömmigkeit, Unſchuld, Sanftmuth, — er wußte ſo viel davon zu erzählen. Da überreichte ihm Bodo den Brief, „o! rief er, es iſt die Hand dieſes Engels!“ er riß ſchnell das Siegel auf, las mit ſichtbarer Rührung und ſagte, indem er den Grafen ſcharf ins Auge faßte: „wie kamen Sie zu dieſem Briefe?“ Offen geſtand ihm der Graf den ganzen Vorgang, ſagte: daß Laura, die ſich nicht in gün-

ſtigen Verhältniſſen befände, ihn gerührt, daß er ihr nützlich zu ſeyn gewünſcht, und dieſen Brief, der ihm ſo zufällig in die Hände gekommen, als einen Wink der Vorſehung betrachtet habe. Holſt ſchien bedenklich, doch die wiederholten Verſicherungen des Grafen: daß er es redlich meine, beruhigten ihn, und er reichte nun dem Grafen ſelbſt den erhaltenen Brief. Bodo las:

„Guter Vater Holſt! ich bin jetzt auf Erden völlig verlaſſen, und weiß niemand zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann. Da betete ich zu Gott um Beiſtand und fühlte mich bald durch den Gedanken aufgerichtet, mich an Sie zu wenden. Sie haben Ihre Tochter verheirathet, räumen Sie mir das Plätzchen ein, welches dieſe in Ihrem Hauſe hatte. Die Koſten meines Unterhalts hoffe ich durch den Verkauf mancher Arbeiten zu erſetzen, und für die Mühe, welche ich Ihnen mache, wird Ihnen und Ihrer lieben Frau, das Bewußtſeyn, etwas Gutes gethan zu haben, und meine herzliche Dankbarkeit ſchon hinreichender Erſatz ſeyn.“

Der Brief enthielt noch die Bitte: die Antwort an den Gärtner Ebert zu senden, dieser habe einen Unterförster zum Verwandten, der zwei Meilen von dem gräflichen Schlosse entfernt wohne, und zu diesem wolle sie sich begeben, sobald ihr Heist den Tag, an welchem er sie von dort abholen wolle, anzeigen werde. Bodo bat ihn, dies bald möglichst zu thun, überreichte ihm zugleich hundert Thaler in Golde, um die erforderlichen Kosten bestreiten zu können, versprach jährlich die nämliche Summe, wenn es erforderlich wäre auch mehr, für Laura zu zahlen. Der Alte wurde verlegen und wollte das Geld nicht annehmen; allein die Bitte des Grafen: alles gegen Laura zu verschweigen, sich bei dieser selbst gelegentlich nach dem Grafen Bodo zu erkundigen, und sobald er das geringste Nachtheilige von dieser erfahren würde, sie selbst vor ihm zu warnen, bestimmten ihn den Wünschen desselben zu genügen, doch nur unter der Bedingung: daß der Graf nie an Laura schreiben, und ihn, so lange diese in sei-

nem Hause wäre, nicht besuchen sollte. Dagegen versprach er, dem Bodo seine Abreise gab, ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten von Laura zu ertheilen, und wenn sie Hülfe bedürfen sollte, sich einzig an ihn zu wenden. Bodo eilte nach der Residenz und erhielt dort von Holst nach ein Par Wochen die Nachricht: daß Laura sich gesund und, wie er es hoffe, froh und zufrieden in seinem Hause befände.

Graf Albrecht rauchte einige Tage nach der Abreise seines Bruders geruhig seine Pfeife Knaster im Garten, weil seiner Gemahlinn der Tabacksrauch in den Zimmern beschwerlich war. Der Gedanke an seinen Bruder: ob dieser sich verheirathen und welche Veränderung in seinen Verhältnissen dadurch erfolgen würden, alles dies, machte daß er, in Gedanken vertieft, immer weiter in den Park ging. Einige hohe Eichbäume verbreiteten an einer Stelle ein ehrwürdiges Dunkel, hier stand auf einem kleinen Hügel eine runde Kuppel, von sechs korinthischen Säulen getragen, unter diesen auf einem Fußgestelle eine Urne von weißem Mar-

mor, unter dieſer der Name „Luiſe“ und der Sterbetag der Gräfinn. Die Urne war, wie es gleich der erſte Anblick verrieth, noch vor wenig Tagen mit friſchen, jetzt verwelkten Blumen bekränzt. Bodo war zwar häufig hieher gegangen; daß er aber Blumen oder einen Kranz mit genommen, hatte Albrecht nie bemerkt, — er trat neben die Urne. Könnte Bodo, gerade mit dem Gedanken beſchäftigt, ſeine Hand einer Andern zu geben, wol noch der Verſtorbenen eine Art von Todtenopfer gebracht haben? ſollte vielleicht ſein Entſchluß noch ſchwanken? Da näherte ſich Franciſca. „Woher kommt wol dieſer Kranz?“ fragte Albrecht. „Auf Befehl der gnädigen Gräfinn, habe ich, ſo lange Graf Bodo hier anweſend war, täglich dieſe Urne bekränzt.“ „Es iſt doch zuvorkommende Güte, wodurch Iſabella überall meinem Bruder Vergnügen zu machen, oder ihre Aufmerkſamkeit zu beweiſen ſucht.“ Er weilte noch einige Augenblicke bei dem Denkmal, Franciſca eilte fort; Albrecht aber, in deſſen Seele eine gewiſſe ſchwermüthige

Stimmung herrschte, durchstrich noch einige der düstersten Gänge und setzte sich endlich ermüdet auf eine Rasenbank nieder. Da näherte sich eine alte Frau, die ein kleines Jahrgeld, zuweilen noch außer dem ein Geschenk erhielt, weil sie durch eine lange Reihe von Jahren, Hebamme auf den Gütern gewesen war, und selbst bei der Mutter des Grafen, dies Geschäft ausgeübt hatte. Sie warf sich vor dem Grafen nieder und umfaßte seine Knie. „Gute alte Mutter! sagte der Graf, wozu dies? Ihr wißt, daß ich dergleichen Demüthigungen nicht leiden kann, sagt mir was Ihr wollt." „Ach! rief die Alte, ein großes Verbrechen liegt auf meiner Sele! Sie wissen, daß seit vielen langen Jahren in der hochgräflichen Familie der Glaube war: der Erstgeborne müsse sterben, oder werde ein sehr unglücklicher Mann. Als Sie gebohren wurden, war der verstorbene Graf, weil man die Niederkunft nicht so schnell erwartete, auf einige Tage verreist. Sie wurden eine Stunde früher, als Graf Bodo gebohren, waren gesund, stark, frisch, Graf

Bodo hingegen so schwächlich, daß sein Ende nicht entfernt schien. Die verewigte Gräfinn war selbst durch diese Zwillingsgeburt so angegriffen, daß sie ihren nahen Tod fühlte. Die Sterbende rief mich an ihr Lager: „Martha! sagte sie, wenn mich mein Mann bei seiner Rückkunft, als Leiche findet, er wird untröstlich seyn; der schwächliche jüngste Knabe wird wahrscheinlich in wenig Tagen sterben, und wenn nun mein Mann erfährt, daß der starke, gesunde Sohn, der gerade der Letzte seiner Familie ist, und zufolge des festen Glaubens, der auch bei ihm herrscht, weil er der Erstgebohrne ist, unglücklich werden muß, so wird sein Zustand an Verzweiflung grenzen. Daher liebe Martha! beschwöre ich Euch, sagt: daß der Schwächling, der ohnehin sterben muß, der Erstgebohrne ist, der Tod des Kindes wird ihn weniger betrüben, er wird den meinigen ruhiger ertragen, wenn er an dem schönen, gesunden Knaben noch einen Trost hat." „Ich schwor die Bitte der Sterbenden zu erfüllen, sie verschied nach wenig Stunden, der schwächliche

Graf Bodo erholte sich, wurde gesund und stark, wurde, da ich nur allein das Gegentheil wußte, für den Ältesten gehalten, kam in Besitz der großen Güter. Die Familiensage: daß der Erstgebohrne jederzeit unglücklich wird, ist, da er seine Gemahlinn so früh verlohr, ihr Tod ihn so höchst unglücklich machte, dem Anscheine nach erfüllt; allein Sie, der Älteste, sind eigentlich der Unglückliche, und dies drückt mein Gewissen; denn ich habe unrecht gehandelt, habe Sie um den Besitz dieser Güter gebracht, fühle die heftigsten Vorwürfe und kann, ohne Ihnen die Sache zu entdecken, nicht ruhig sterben."

Albrecht fühlte sich überrascht und erschüttert; er gebot der Alten das strengste Stillschweigen, befahl ihr aber doch, sich über drei Tage um die nämliche Stunde, wieder auf dieser Stelle einzufinden. Seine ganze Ruhe war seit diesem Augenblick dahin. Auch sein Robert war der Erstgebohrne, die Familiensage war eingetroffen, denn, wenn Bodo sich verheirathete, so wurden die großen Güter dem

armen Robert entzogen. Er kämpfte mit ſich ſelbſt; ſollte er ſchweigen? die Rechten ſeines Sohnes vergeben? Die brüderliche Liebe erwachte dann wieder in ſeinem Herzen. Wer weiß ob Bodo ſich wieder verheirathet? ob er einen männlichen Erben erhält? Iſabella bemerkte ſeine Unruhe, allein er verheimlichte ihr den Grund derſelben.

Er brachte die folgende Nacht ſchlaflos hin, und beſchloß endlich den Gerichtshalter bei dieſer Sache zu Rathe zu ziehen, ihm aber auch das tiefſte Stillſchweigen aufzulegen. „O! rief der alte Juſtiziarius Ehlmann, bei meinem Amtseide gelobe ich, den Befehl meines gnädigen Grafen zu vollſtrecken, kein Buchſtabe von dem mir anvertrauten Geheimniſſe, ſoll jemals über meine Zunge kommen.“ Staunend horchte nun der redliche Greis, indeß er voll Rührung auf den Grafen blickte. Er ſchwieg, als Albrecht ſeine Erzählung beendigte, „und was ſagen Sie nun zu Allem?“ fragte dieſer. Ehlmann zuckte ſchweigend die Achſeln. „Ich wünſche Ihren Rath, erklären Sie ſich, guter Al-

ter!“ „Ich war, antwortete Ehlmann, jederzeit ein treuer Diener des gräflichen Hauses, freute mich der herzlichen, brüderlichen Liebe, und da kommt jetzt der böse Feind und säet Unkraut unter den Weizen. Es gibt in meiner Registratur so manches Actenstück, welches beweiset, daß diese Martha sich in eine Menge von Händeln mischte, eine ränkevolles, tückisches Weib ist, und ihre Tochter, von der sie völlig abhängt, übertrifft wo möglich die Mutter noch in ihren bösen Eigenschaften.“ „Und was meinen sie denn?“ fragte Albrecht. „Nichts, gnädiger Graf! antwortete Ehlmann, denn die Sache ist so dunkel, so unbegreiflich, daß ich kein Urtheil darüber zu fällen wage. Aber ich bitte Sie, gnädiger Graf! setzen Sie wegen einer solchen Anzeige nicht Ihre Ruhe, nicht das Glück Ihres Lebens auf das Spiel, handeln Sie frei von Leidenschaft, prüfen Sie genau! Vor allen Dingen beschwöre ich Sie, entdecken Sie die Sache niemanden! Was übrigens meines Amtes ist, bin ich, wenn Sie es befehlen, zu thun bereit.“ „Und das wäre? fragte Al-

brecht. „Ich will die alte Martha gerichtlich vernehmen.“ „Und würde dies, wenn es zu einem Proceß käme, woran ich freilich jetzt gar nicht denke, von eiligem Werth seyn?“ „Bleibt richterlichem Ermessen überlassen, gewiß aber würde Marthas vor Zeugen geleistete und eidlich bestätigte Aussage, ein sehr wichtiges Actenstück seyn.“ „Vor Zeugen? sagte Albrecht, wen könnte ich dazu wählen?“ „Meinen Schreiber, für dessen Verschwiegenheit ich bürge, und den Pfarrer, der ein ehrlicher frommer Mann ist, und der Alten noch das Gewissen schärfen könnte.“ „Lassen Sie mir Bedenkzeit,“ sagte Albrecht. „Wollten der Herr Graf nicht erlauben, daß ich den Prediger mit der Sache bekannt mache?“ „Gern, sagte Albrecht, forschen Sie nach Möglichkeit, nur daß die Sache nicht laut werde.“

Ehlmann und der Pfarrer waren Freunde. Daß Martha, nachdem sie 33 Jahre lang geschwiegen, die Sache jetzt ohne irgend eine besondere Veranlassung bekannt machen sollte, schien beiden unerklärlich. Der Pfarrer be-

ſchloß, da ſeine Wohnung nahe bei der ihrigen war, ſie zu ſich rufen zu laſſen. Sie äußerte bei Ehlmanns Anblick einige Verlegenheit, beſonders als ihr dieſer, mit allem bekannt zu ſeyn erklärte, und auch, daß ſie ihre Ausſage eidlich zu beſtätigen verpflichtet werden würde. Der Pfarrer ſetzte ihr das Schreckliche des Meineides mit Rührung und Würde auseinander; in dem Augenblicke wurden die Sterbeglocken geläutet. „Da, ſagte er, Eure Jugendbekannte, die alte Eliſabeth, die vier Jahre jünger war, als Ihr ſeid! Sie iſt heute nach einem kurzen Krankenlager geſtorben, denkt an Euer nahes Grab und den ſchrecklichen Richter dort oben!“ Die Alte wurde bleich und zitterte heftig, der Pfarrer bot ihr einen Stuhl an. Martha ſchien ſehr unwohl, der Pfarrer rief ſeine Frau zu Hülfe, Martha war vom Schlage gerührt; ſie wollte ſprechen, niemand verſtand ihr Stammeln; die Tochter, der Arzt wurde herbeigeholt, alle Hülfe war vergeblich; ſie blieb in dieſem Zuſtande und ſtarb nach einigen Tagen. Der Pfarrer beſuchte ſie, allein ihr Ver-

ſtand ſchien gelitten zu haben, die Gebete und Tröſtungen des Pfarrers ſchienen von ihr kaum bemerkt zu werden und ſo ſchied ſie bewußtlos dahin. Graf Albrecht, der dem Arzte befohlen hatte, was möglich für ihre Wiederherſtellung zu thun, hatte ſie einſt während ihrer Krankheit beſucht, ſie blickte ihn ſtarr an, verſuchte zu ſprechen, aber nach wenig Augenblikken kehrte die Bewußtloſigkeit zurück. Der Graf ſchien bewegt. „Gott hat gerichtet!“ ſagte der anweſende Pfarrer. Der Graf wiederholte die Bitte: alles zu verſchweigen, allein die Giftpflanze war hiemit nicht ausgerottet. Der gutmüthige Albrecht wünſchte alles, was ihm Martha geſagt hatte, zu vergeſſen, aber unwillkührlich erwachte nicht ſelten die Erinnerung, beſonders bei dem Anblick ſeines Robert. Seine ganze Ruhe war dahin, und oft wenn er die peinigende Erinnerung los zu werden ſtrebte, hob er, aber vergeblich, die Hände betend gen Himmel empor. Beſondere Nahrung fand ſeine mißmüthige Stimmung, da ein Par Tage nach Marthas Geſtändniß, eines Morgens, da er

mit seiner Gemahlinn bei dem Frühstück saß, die Nachricht kam: Laura wäre nirgend zu finden. Isabella ward unruhig; sie ließ das Zimmer, welches sie mit Francisca bewohnt hatte, durchsuchen; Lauras Kleidungsstücke fehlten; es war also Flucht, oder verabredete Entführung. Es wurden ein Par treue Bedienten ausgesandt um Nachricht einzuziehen. Nach einigen Stunden brachte Francisca ein Schreiben an die Gräfinn, sie hatte es in der Schublade des Tisches gefunden, an welchem Laura gearbeitet hatte. Sie dankte darin der Gräfinn für alle ihr erzeigten Beweise der Gewogenheit, sagte aber: daß sie es einsehe, nicht für die ihr zugedachte Bestimmung geeignet, folglich hier überflüssig und lästig zu seyn; und sie rechne daher auf gütige Verzeihung, wenn sie ein anderes Unterkommen gewählt habe.

„Der Heuchler!" rief Isabella, nach dem sie den Brief gelesen. „Wäre es möglich?" fiel Albrecht ein. „Zweifeln Sie, fragte Isabella, noch einen Augenblick? Vergleichen Sie doch

alle Umſtände. O! es gibt Menſchen, die überall die ſtrengſte Tugend im Munde führen, durch ihre anſcheinende hohe Vollkommenheit alle Menſchen mit einer heiligen Ehrfurcht erfüllen wollen. So auch Ihr gefeierter Bodo; wir ſollten ſeine Schwächen nicht kennen, und wollte er beſtändig als Halbgott erſcheinen, und daher wird er auch gewiß in Lauras Armen dies ſein Verhältniß uns zu verbergen beſtändig bemüht ſeyn.“ „Freilich, ſagte Albrecht, bin ich nicht ganz frei von Argwohn; doch ſtolz und anmaßend iſt Bodo nicht; ſtände er wirklich mit Laura in zärtlicher Verbindung, ſo müßte er noch einen andern Grund haben, uns dies zu verheimlichen.“ „Auch das wäre ja wohl möglich, fiel Iſabella mit Bitterkeit ein, er könnte ja einſt, wenn Lauras Schönheit dahin gewelkt wäre, noch immer, wenn es ihm einfallen ſollte, dieſe Güter einem Andern als unſerm Robert zuzuwenden, ſeine Hand ohne die geringſte Schamröthe einer Andern geben.“

Albrecht liebte ſeinen Bruder, es that ihm wehe, den Glanz, worin er ihn immer erblickt

hatte,' einigermaßen getrübt zu sehen; er wünschte seinen Argwohn zu zerstreuen; aber wie ein böser Dämon lag ihm das Geständniß der Alten im Sinn. Die Familiensage, immer von dem Ahnherrn fortgeerbt: daß der Erstgebohrne entweder sterbe, oder unglücklich sey, stand jetzt um so lebhafter vor seiner Seele, weil er, da Bodo seine Gemahlinn verlohr und sich so trostlos fühlte, hierin die Erfüllung derselben gesehen hatte, und jetzt da er wußte, daß er der älteste Zwillingsbruder war, sich, ob er gleich vorher sich völlig glücklich und zufrieden gefühlt hatte, mit jedem Tage als unglücklicher zu betrachten anfing, weil sein Bruder mit Unrecht Lehnherr wäre. Er kämpfte daher mit sich selbst: ob er nicht seine Rechte geltend machen sollte, und bald glaubte er dies seinem Sohne schuldig zu seyn. Isabella sah wohl, daß ihm etwas auf dem Herzen lag und schien alles für Folge des wegen Laura rege gemachten Argwohns zu halten; doch Albrecht konnte seinen innern Kampf nicht verheimlichen. Er hatte von dem Verstande und Her-

zen, ſeiner Gemahlinn eine vorzügliche Meinung, und ſo entdeckte er ihr einſt, da ſie ſeine Unruhe tadelte, Marthas Geſtändniß. Iſabella erſchrak, äußerte: die Sache ſey nicht ganz zu verachten, rieth aber doch unter den jetzigen Umſtänden zur höchſten Verſchwiegenheit. Denn Bodos Heirath war, wie ſie ſich äußerte noch ungewiß, die brüderliche Liebe könnte ihn wenigſtens noch von einer unwürdigen Heirath zurückhalten, hingegen ein völliger Bruch mit ihm, ihn in dem Entſchluſſe dazu befeſtigen, und er ſo die Lehngüter beſtimmt ihrem armen Robert entziehen.

Einſt liebkoſte der kleine Robert ſeinen Vater; „armer Knabe!“ ſagte Albrecht; „freilich, fiel Iſabella ein, werden jetzt ſeine Verhältniſſe trübe.“ „Ach! erwiederte Albrecht, die unglücklichen Verhältniſſe unſers Geſchlechts ſcheinen auch auf dieſem, unſerm Erſtgebohrnen zu ruhen.“ Oft hatte Iſabella von dieſer Sage gehört, ſie wünſchte jetzt darüber etwas beſtimmteres zu wiſſen. Auch Albrecht hatte ver-

ſchiedenes darüber, doch hin und wieder widerſprechendes erfahren, und bei Beiden entſprang daher der Wunſch, hierüber vollſtändig unterrichtet zu werden; daher erhielt der Gerichtshalter den Auftrag: dasjenige, was hierüber im Familien-Archive befindlich wäre, aufzuſuchen.

Graf Bodo war indeß in der Reſidenz angelangt; ſein erſter Gang war dort zu dem Freunde, den er Nachrichten über die Gräfinn Adlerhorſt zu ſammeln, aufgefordert hatte. Sie war eine Frau von glänzenden Eigenſchaften und vielem Verſtande, war die Wittwe des Günſtlings und Miniſters des vorigen Fürſten, der von dem gegenwärtigen gleich bey ſeiner Thronbeſteigung entlaſſen wurde. Die Gräfinn beſuchte daher nur ſelten den Hof, da ſie aber mit den angeſehenſten Häuſern verwandt, eine angenehme, heitere und gebildete Frau war, ſo wurde ſie in allen vornehmen Zirkeln gerne geſehen, obgleich ihre nicht glänzenden Vermögensumſtände ihr nicht die Gelegenheit geſtatteten, ſelbſt durch Aufwand und glänzen

de Feste die elegante Welt an sich zu fesseln. Dagegen aber fühlte sich jeder geschmeichelt, den sie in ihre kleinen Zirkel einlud, wo die geistreichste Unterhaltung herrschte, Gelehrte und vorzügliche Künstler jederzeit willkommen waren, und Feinheit und Geschmack für den Mangel von Pomp und Aufwand schadlos hielten.

So schilderten sie ihre Freunde; allein sie hatte auch heftige Gegner, die von dem, was sie sich in dem Zeitpunkte, als ihr Gemahl alles bey Hofe galt, erlaubt hatte, und überhaupt von ihrem Herzen und manchen ihrer Handlungen viel nachtheiliges wußten. Dies alles war jedoch unerwiesen; sie, die Wittwe eines gestürzten Ministers der unzählige Feinde besaß, konnte auch vielleicht unverdient dem Neide, dem Hasse, der Verläumdung manchen Stoff zu ihrer Verkleinerung geben. So schilderte Bodos Freund, ein edler, sanfter, behutsamer Mann, den Charakter der Gräfinn, und der ihm ähnliche Bodo, immer geneigt, die Menschen aus dem günstigsten Lichte zu betrachten,

glaubte daher nur das Gute der Gräfinn achten, nicht aber verläumderische Gerüchte seiner Aufmerksamkeit werth finden zu müssen. Noch mehr wurde er für sie zur Theilnahme bestimmt, da jeder, der die Gräfinn kannte, sie nicht für glücklich erklärte, sondern ihre Freunde und ihre Gegner, stimmten darin überein: daß sie mit einem heimlichen Grame, einem innern Unmuth kämpfe, den aber selbst die vertrautesten ihrer Freunde nur in mancher Stunde bemerkten. Ihr einziger Sohn, der Obrist von Adlerhorst, war nach dem Sturze seines Vaters in fremde Dienste getreten, hatte durch Neigung zum Aufwande sein Vermögen versplittert, seine Wittwe unter drückenden Verhältnissen zurück gelassen, so daß diese selbst für die Erziehung ihrer einzigen Tochter Miranda nicht besser sorgen zu können glaubte, als wenn sie dem Wunsche der Großmutter gemäß, ihr schon im zweiten Lebensjahre die Kleine überließ, die jetzt in einem Alter von vier Jahren, der Liebling der Großmutter und ihrer Umgebung, zu den frohsten Hoffnungen berechtigte:

Daß diese Frau, Isabellas Tante, aber auch zugleich ihre mütterliche Freundinn war, daß sie die Heirath mit seinem Bruder zum Theil gestiftet hatte, war ihm bereits bekannt; aber warum sie ihr die arme Laura unter so drükkenden Verhältnissen zugeschickt hatte, blieb ihm unerklärbar, und sehr natürlich war ihm daher der Gedanke, daß ihm das anvertraute Päckchen, zu dessen Eröffnung er jezt berechtigt war, hierüber vielleicht einigen Aufschluß geben könnte. Es enthielt einen Brief von Laura, die schwankenden Züge der sonst schönen Handschrift, verriethen die Gemüthsstimmung, in welcher er abgefaßt war.

„Ihre Theilnahme, höchstzuverehrender Herr Graf! die ich nie suchte, und das mir eben so unerwartete Anerbieten, Sie schriftlich mit der Art und Weise, wie mir zu helfen wäre, bekannt zu machen, würde mich, so dankbar ich diese Güte erkenne, doch nie davon Gebrauch zu machen bestimmt haben, wenn nicht meine Lage so hülflos wäre, daß ich es für Pflicht

hielte, auch noch den letzten Schritt zu thun, der mir in meinen unglücklichen Verhältnissen übrig ist, und mein Schicksal in die Hände eines edeln Mannes zu legen, den mir, wie ich glaube, die gütige Vorsehung gerade in diesem entscheidenden Augenblicke zum Retter zusandte. Die Hoffnung hierauf steigt, da Sie gerade Ihr Weg in die Residenz und an den Hof führt, und so überreiche ich den Aufsatz, den mein ehrwürdiger Erzieher wenig Tage vor seinem Tode mir einhändigte, nebst den beiden Briefen, deren Inhalt ich nicht weiß, die ich aber, wenn mein Wunsch nicht zu kühn ist, dem Fürsten selbst einzuhändigen bitte. Mit der Welt unbekannt und von ihr entfernt erzogen, weiß ich nicht, in wiefern dieser mein Wunsch anmaßend, dieser Auftrag unbescheiden seyn könnte, und im Fall dieses wäre, bitte ich die Einlage an den Organisten Holst nach Cleyenau mit dem Auftrage zu senden, solche so lange bis ich näher darüber bestimmen würde, aufzubewahren, und ich hoffe, daß Sie diese Zudringlichkeit einer Unglücklichen entschuldi-

gen werden, die durch ein Vertrauen, das ſich auf Hochachtung gründet, erzeugt wurde."

Die beigelegten Papiere waren zwei Briefe an den regierenden Fürſten, die aber ſchon einige Jahre alt ſeyn mußten, weil ſie, gemäß der Überſchrift noch an ihn als Erbprinzen gerichtet waren. Der Eine dieſer Briefe war mit dem fürſtlichen Wappen beſiegelt, und der beigelegte nachſtehende Aufſatz des Pfarrer Herrmann gab darüber keinen nähern Aufſchluß.

„Meine immer ſteigende Entkräftung und ein ſchleichendes Fieber beweiſen mir, daß die Stunde nahe iſt, worin ich vor dem Throne des Allbarmherzigen erſcheinen werde, von dem ich ein Glück hoffe, welches mir die Erde nicht zu gewähren vermag. Du liebe Tochter — denn mit dankbarer Rührung gebe ich dir dieſen Namen, den du durch deine kindliche Liebe, ſo innig von mir verdient haſt — du liebe Tochter! gewährteſt mir eine meiner größten und reinſten Lebensfreuden, durch Frömmigkeit und Tugend, Sanftmuth und Geduld und durch die

Festigkeit deines Charakters, ohne dich hiebei von weiblicher Zartheit zu entfernen. Dieß Zeugniß deines sterbenden Freundes und Vaters befestige dich in dem Entschlusse: nie diese Eigenschaften zu verläugnen, nie deiner Erziehung, deinen Grundsätzen untreu zu werden, dann, geliebte Tochter! sehe ich dich dort, über jedes Erdenleid erhaben, glücklich wieder und alsdann vermehrt dein Glück noch einst die Größe meiner Seligkeit."

„Jene herrliche Frau, die Baronesse von Palmburg, die ich bis in dein dreizehntes Jahr mit dir zuweilen besuchte, die dich immer mit so innigem Wohlwollen betrachtete, jeden deiner Wünsche befriedigte, dir dein Fortepiano, deine Harfe, deine Bücher, und alles, was dir Freude machte, zusandte, war deine Mutter. Durch ihre Verhältnisse sich öffentlich dafür zu erklären verhindert, übergab sie mir und meiner Frau, die ihr Zutrauen ehrte, deine Erziehung, und wir boten alles auf, dies Zutrauen der edlen Verewigten zu verdienen. Ein

innerer Grain nagte an ihrem Leben, und veranlaßte auch jene Krankheit in der ich dich einst an ihr Lager führte. Die Thränen, die bey dem Anblick der Leidenden aus deinen Augen ſtrömten, machten, daß auch ſie ihre Mutterliebe nicht verheimlichen konnte. „Meine theure Laura! mein geliebtes Kind! nannte ſie dich, indem ſie dich voll innniger Rührung an ihre Bruſt drückte. Du hielteſt meine Frau für deine Mutter, warſt zu jung, um die eigentliche Urſache dieſer Zärtlichkeit zu ergründen, kannteſt den Werth der drei Schnüre echter Perlen nicht, welche ſie dir damals um den Hals knüpfte, und die ich dir, damit ſie durch ihre Koſtbarkeit kein Aufſehen erregen möchten, nie zu tragen geſtattete. Ihre Geneſung war nicht von Dauer, oft ſtellten ſich bedenkliche Zufälle ein, ein parmal ließ ſie mich ſchleunigſt zu ſich rufen, jedesmal mußte ich dich mitbringen. Du wirſt dich erinnern, daß ich, als du an den Maſern gefährlich darnieder lagſt, nach Empfang eines Boten plötzlich verreiſen mußte, und nach wenig Tagen zurückkehrte, dich oft

mit zärtlicher Wehmuth an mein Herz drückte, du mich nach der Ursache meiner größtentheils verheimlichten Thränen fragtest und ich dir die Nachricht gab: Einen meiner vorzüglichsten Freunde verloren zu haben. Ich kam damals vom Sterbebette deiner herrlichen Mutter, oft hatte sie mir gesagt: dich zur einzigen Erbinn ihres, freilich nicht großen, doch auch nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt zu haben. Sie lag, als ich bey ihr eintraf, in einem Schlummer, den der anwesende Arzt vielleicht für eine wohlthätige Crisis, vielleicht aber auch, wie er mit Achselzucken hinzufügte, für den Vorboten des nahen Todes erklärte. Ich bat die Kammerjungfer mich zu melden, ein Par Stunden verstrichen, da sagte mir ein alter treuer Diener deiner Mutter, daß sie schon erwacht wäre, häufig nach mir gefragt, aber wie er im Vorzimmer gehört, immer von der Kammerjungfer die Antwort erhalten hätte: daß ich noch nicht angelangt wäre. Schnell eilte ich zu ihr, das Vorzimmer war dunkel, leise klopfte ich an die Thüre der Kranken, die

Kammerjungfer öffnete ſie, hielt mich für den Arzt und flüſterte mir zu: „wahrſcheinlich wird es nur noch wenig Minuten währen.“ „O! rief ich ganz außer Faſſung gebracht, dann laſſen Sie mich ſchnell zu der theuern Sterbenden eilen.“ Dieſe hatte meine Stimme erkannt, „Lieber Herrmann!“ rief ſie mit Anſtrengung. Ich ſchob die Kammerjungfer, die mir den Eintritt verweigern zu wollen ſchien, zurück, und ſtand am Bette der Verklärten. „Sie ſind, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, gemäß meinem letzten Willen, Vormund meiner Laura, und ſollte dieſe irgend ein unerwarteter Unfall betreffen, ſo machen Sie, doch nur auf dieſen einzigen Fall, von dieſen beiden Briefen Gebrauch, und der Inhalt — ſie überreichte mir zugleich ein Käſtchen, wird durch dieſes noch beſtätigt werden. Heben Sie dies ſorgfältig auf.“ Sie gab mir dieſe beiden Briefe und das hier beigefügte Juwelenkäſtchen, welches den Ring und das Gemälde enthält. Ich war zu bewegt um mich ſogleich faſſen zu können, doch als ich mich nach einigen Augenblicken er-

nannte, fragte ich nach ihrem letzten Willen. Die letzte Anstrengung schien ihre Kräfte erschöpft zu haben, sie deutete auf ihr Kopfkissen, ich wartete bis sie sich in etwas erholt haben würde, aber vergeblich! sie war in wenig Augenblicken zu ihrer höheren Bestimmung hinüber geschlummert. Ich suchte sogleich unter dem Kopfkissen, fand einige gleichgültige Briefschaften, ein Verzeichniß ihres Vermögens, welches ich hier beilege, aber von ihrem letzten Willen auch nicht die geringste Spur. Der Arzt, das Kammermädchen versicherten, nichts hievon zu wissen; die Letzte betheuerte sogar, nichts davon gehört zu haben, daß mich die Sterbende für deinen Vormund erklärte. Die Gräfinn Adlerhorst nahm als Schwester der Verstorbenen Besitz von dem Nachlasse, der Erbprinz, an den die Briefe gerichtet waren, befand sich damals in Italien; ich beschloß seine Rückkehr zu erwarten. Sie erfolgte erst nach zwei Jahren. Der Gemahl der Gräfinn Adlerhorst war der allvermögende Minister, und so beschloß ich den Tod des Fürsten abzuwar-

ten. Als dieser starb, verlohr sogleich Graf Adlerhorst seine Stelle und seinen Einfluß; er starb bald darauf, wenn man dem schrecklichen Gerüchte trauen darf, durch seine eigne Hand, weil er den Verlust seines vorigen Glanzes nicht ertragen, seine zerrütteten Vermögensumstände nicht wieder herstellen konnte. Seine Gemahlinn, die seine Neigung zur Verschwendung theilte und ihrem verschwenderischen Sohne jeden Vorschub that, hatte das ererbte Vermögen längst verpraßt, Lindenthal mit Schulden belastet, welches auch nach einiger Zeit verkauft wurde; doch mit seltener Kraft und Einsicht wußte sie sich noch mit einigem Anstande aufrecht zu erhalten. Der Fürst schien der ganzen Familie seine Ungnade fühlen zu lassen. Der junge Graf Adlerhorst trat in fremde Kriegsdienste; sollte ich mich nun an den Fürsten wenden, was konnten die beiden Briefe, das Gemälde und der Ring bewirken? vielleicht noch der schon unglücklichen Familie nachtheilig werden, ohne dir den geringsten Nutzen zu schaffen. Mit welchem Rechte konnte ich auf-

treten? da ich selbst, indem ich die Vermählung deiner Mutter vollzog, meinem Herzen und meiner Ueberzeugung Gehör gegeben, aber gegen die Gesetze verstoßen hatte; die Gräfinn hatte auch noch immer wichtige Freunde und Verbindungen. Ich erkrankte, die Hoffnung, die immer die Schwindsüchtigen begleitet und auch durch meinen Arzt, vielleicht aus Menschenfreundlichkeit, unterhalten wurde, ließ mich die Angelegenheit immer bis dahin hinausschieben, bis ich selbst nach der Hauptstadt reisen würde, und den Rath eines einsichtsvollen, verschwiegenen Mannes eingeholt hätte. Aber wo sollte ich diesen finden? so verging die Zeit, bis endlich zunehmende Entkräftung mich überzeugte, daß mein Ende nahe sey."

„Wärst du, liebe Tochter, nicht frei von Stolz und kühnen Wünschen; könnte ich fürchten, daß du mit jugendlicher Heftigkeit handeln würdest, so würde ich diese beiden Briefe, das Trauungsattest deiner Mutter und diesen deinen Taufschein eher vernichten, als in deine

Hände geben; die kostbare Einfassung des Gemähldes, die Perlen und den Ring verkaufen und als ein kleines Capital für dich anlegen; jetzt aber überliefere ich dir alles. Doch bitte ich dich flehentlich, diese Sachen nicht zu veräußern, weil die gütige Vorsehung dich mit ihrer Hülfe auf einen Weg leiten kann, der, wenn es ihre liebevolle Bestimmung ist, vielleicht eine höchst glänzende Zukunft für dich herbei führt. Sollte dich aber die äußerste Noth zwingen, so verkaufe höchstens eine von den drei Perlenschnüren, lasse dich aber dazu nicht dadurch verleiten, daß ich meinem guten Weibe kein Vermögen, sondern nur ein geringes Einkommen hinterlasse! Du, liebe Tochter, wirst sie, die an dir mit so hoher Mutterliebe hängt, gewiß bis an ihren Tod nicht verlassen, und bei Euren beschränkten Bedürfnissen ist bis zum Tode meiner Frau ihr Wittwengehalt hinreichend. Alsdann aber stehst du auch einsam da. Die Gräfinn Adlerhorst hat sich ein Parmal nach dir bei mir erkundigt. Wodurch sie deinen Aufenthalt ausgemittelt hat, weiß

ich pflicht; allein da ich von meinem Nächsten immer das Beste glaube, so bin ich auch der Meinung: daß ihr Gewissen es ihr vielleicht zur Pflicht mache, dich zu unterstützen. Ich habe, da ihre zerrütteten Vermögensumstände mir nicht unbekannt sind, jede Unterstützung von ihr, mit der Erklärung abgelehnt: daß so lange ich und meine Frau lebten, wir dich als unser Kind betrachten, und stolz darauf seyn würden, alles einzig für dich zu thun. Auf unsern Sterbefall aber habe ich die Gräfinn, wenn du noch unversorgt wärest, dich bei irgend einer angesehenen Familie als Erzieherin oder Gesellschafterin anzubringen ersucht. Ich habe dich jederzeit Laura Hertmann genannt, ihr geschrieben: daß du dich für eine entfernte Verwandte von mir hieltest; bleibe hiebei und mache sie mit dem, was du von deinen Eltern weißt, und durch mich hiebei erhalten hast, nicht bekannt, damit sie nicht die Besorgniß: daß du sie, wegen des dir zuständigen Vermögens, zur Rechenschaft fordern könntest, dich als ihre Feindin zu betrachten, und gegen dich zu han-

dein bestimmen kann; denn ich hoffe, daß wenn sie von aller Besorgniß frei ist, so wird sie mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ihrem Gewissen durch Theilnahme an deinem Schicksal Erleichterung zu verschaffen. Hätte mich aber mein Vertrauen auf die Güte der Menschheit getäuscht, und sollte, wenn du dich in unglücklichen Verhältnissen befindest, die gütige Vorsehung dir einen edeln Beschützer zusenden, der dein Zutrauen verdient, so laß auch ihren Wink nicht unbenutzt, weil Gott wahrscheinlich um den Frevel zu entschleiern und die Unschuld zu retten, diese Briefe aufbehalten und in die rechten Hände kommen ließ. Verheimliche sie, die Juwelen und Perlen bis dahin, und sey äußerst vorsichtig, um der Bosheit keinen Raum zu geben, dich vielleicht noch unglücklicher zu machen. Mit Rührung danke ich Gott, der mir noch die Kräfte verlieh, diesen Aufsatz wiewohl nicht ohne Anstrengung zu endigen. Überzeugt daß seine Weisheit immer zu gutem Zwecke leitet, sterbe ich auch wegen des Schicksals meines guten Weibes und wegen

deiner Zukunft, liebe Tochter, völlig unbesorgt, und der Wunsch und die feste Hoffnung, daß Gott dich segnen und schützen werde, begleiten mich in das Grab. Mein letztes Gebet ist noch um Segen für dich. Lebe wohl!"

Bodo glaubte, da Lauras Angelegenheiten keine außerordentliche Eile erforderten, zuerst alles genau prüfen, so viel Nachrichten als möglich einziehen und alsdann erst mit den Briefen auftreten zu müssen. Er ließ sich indeß vom Hofmarschall, den er bei der Gräfinn Adlerhorst kennen gelernt, und der ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt hatte, dem Fürsten vorstellen, und wurde höchst gnädig, ja beinahe mit zurückstehender Kälte aufgenommen. „O," sagte der Hofmarschall, als er ihn das erste Mal allein sprach, o mein verehrungswürdigster Freund! das Benehmen Sr. Durchlaucht bringt mich beinahe zur Verzweiflung. Graf Adlerhorst, der unter der vorigen Regierung nicht in allem die Laune des Erbprinzen erfüllte, ihm, weil er ein treuer

Diener des Staats war, nicht überall gefällig seyn konnte, hatte sich hiedurch seine Ungnade zugezogen. Der Fürst, der es nicht weiß, daß Sie noch einen Bruder haben, weil dieser nie an den Hof kam, glaubt, daß Sie mit der Nichte der Gräfinn Adlerhorst vermählt sind; aber beruhigen Sie sich, vertrauen Sie meinem Diensteifer, meiner Freundschaft, ich will dem Fürsten seinen Irrthum benehmen, und ich bin von dem edlen Herzen Sr. Durchlaucht fest überzeugt, daß sie gewiß für diese frostige Aufnahme entschädigt werden sollen. Bodo bat den Hofmarschall, sich nicht zu beunruhigen, er habe nichts bei Hofe zu suchen, denke seinen Aufenthalt ohnehin abzukürzen, und in wenig Wochen wieder eine Reise zu unternehmen, die ihn vielleicht auf lange Zeit aus dem Lande entfernen würde. Bodo war indeß scharfsinnig genug, um bei der vertrauten Freundschaft des Hofmarschalls mit der Gräfinn Adlerhorst, diesen als ihren Verbündeten zu betrachten, und bei seiner ruhigen Kälte hoffte er vielleicht

durch anscheinende Unbefangenheit um so eher zu seinem Ziele zu gelangen.

Er wünschte, da er in der That sich nicht länger als es seine Geschäfte erforderten in der Residenz aufzuhalten gedachte, noch einige Angelegenheiten mit Hülfe eines Rechtsgelehrten zu ordnen, und begab sich deshalb zu dem Criminalrath Dr. Pistorius, den schon sein Vater in ähnlichen Angelegenheiten gebraucht hatte. „Ei, ei! sagte der alte Doctor, als ihm der Graf seinen Namen nannte, indem er ihm einen Stuhl darreichte, wie Hochdieselben so groß geworden sind! Ja kein Wunder, sintemalen schon beinahe zwanzig Jahren vergangen, seit Hochdieselben nicht mehr zu sehen die Ehre gehabt." Im Laufe des Gespräches nannte der Graf zufällig den Namen Adlerherst, Pistorius zuckte die Schultern: „eine Harmante, eine kluge, eine artige Dame, sagte er, das muß ihr Jeder lassen, und dabei schön und selbst im Rechte nicht ganz unerfahren. Da führe ich gegen dieselbe sechs Prozesse, alle wegen Zah-

lungen welche Höchſtdieſelbe zu leiſten hat, und muß zu meiner Schande bekennen, daß ſie mich alten, in mannichfacher Praxi wohlgewiegten Mann, auf eine Weiſe hinzuhalten, die Geſetze zu eludiren, und ſich warlich ſo zu benehmen weiß, daß ich bey allem meinen Ärger über ſie; doch bedauern muß, daß es ihr nicht ſelbſt ein Rechtsgelehrter zu werden möglich geweſen, maßen weit und breit man ihres Gleichen nicht gefunden hätte. Da hat ſie exempli gratia bey dem Verkaufe von Lindenthal, — ach mein gnädigſter Herr Graf! wenn Sie doch dieſen ſchönen Landſitz kaufen wollten, ich würde alsdann die Sache ſchon ſo aufs Reine bringen, daß ſie mit gedachter Frau Gräfinn, welche noch allerlei Prätenſiones formirt durch aus in keine Colliſiones kommen ſollten." „Lindenthal?" fragte der Graf. „Unterthänigſt aufzuwarten! rief Piſterius, iſt ein kleiner Landſitz, aber ein wahres Paradieß, und aus dem Nachlaſſe der verſtorbenen Baroneſſe Laura von Palmenburg auf Höchſtderſelben eheleibliche Schweſter, die Gräfinn Adlerhorſt gekom-

men, die solches verkauft, dem Käufer die darauf gemachten Schulden zum Theil verschwiegen hat, und es gegenwärtig wieder zurücknehmen soll.“ Bei Bodo erwachte der Gedanke, diesen Landsitz der Mutter für die Tochter wieder zu kaufen. Er reiste hin, fand die kleine Besitzung über alle seine Erwartung, beinahe jeder Punkt und besonders der herrliche Park verrieth den hohen Geschmack und zugleich das ungekünstelte Gefühl der vorigen Besitzerinn. Der Handel ward abgeschlossen, der Graf zahlte etwas mehr als der vorige Käufer, der hiedurch zufrieden gestellt wurde, und bezog, da ihm das Geräusch und das geschäftslose Leben der Hauptstadt gleich zuwider war, nach wenig Tagen diese neue, nahe bei der Hauptstadt gelegene Besitzung.

Indeß hatte der alte Justiziarius Ehlmann, in der Registratur, eine wohl seit einem Jahrhundert nicht mehr fortgesetzte Familien-Chronik und in dieser die Sage aufgesucht, woher nur gewöhnlich ein Sohn in der Familie am Leben bliebe, und wenn mehrere am Leben blie-

ben, der Älteſte ſehr unglücklich würde. Graf Albrecht aber, dem er nun dieſe Chronik mittheilte, vermochte eben ſo wenig als Gräfinn Iſabella die alte Handſchrift zu leſen, und dankbar wurde daher von Beiden, die voll Neugier waren, das Anerbieten Ehlmanns angenommen, der nun an einem ſchönen Sommerabende gerade unter den vier Lindenbäumen die Vorleſung der Chronik begann.

„Im Jahre chriſtlicher Zeitrechnung 1409 als unter mancherlei Zank und Fehde Kaiſer Wenzel auf Deutſchlands Throne ſaß, da lebte Graf Wolfgang von Illersheim ſammt ſeiner Ehefrau Cunigunde Tugendreich aus dem Geſchlechte derer von Stangendorf, ein ſtattliches überall geachtetes Par. Er wegen ſeiner ritterlichen Thaten, und mancher rühmlich überſtandenen Fehde, gleichmäßig aber auch wegen ſeines feſten Sinnes, indem er von einem gegebenen Worte, und einmal gefaßten Vorſatz nimmer abwich, zwar von männiglich geehrt aber auch „der Eiſerne" benannt. Sie aber

wegen ihrer Tugend, Sittſamkeit und Milde gegen die Armen ſchon auf Erden als eine Heilige betrachtet. Sie ward nach dem Tode ihres Vaters, Eberhard Freiherrn von Stangendorf, Erbin eines gar großen Vermögens; aber alle ihre ſtattlichen Güter in Baiern vertauſchte und verkaufte Graf Wolfgang gegen andere, die ihm näher zur Hand lagen, und ward nun in der ganzen Gegend eben ſo mächtig als reich. Er hatte zween Söhne, der älteſte Ulrich beſaß des Vaters Geiſt, war aber dabei auch hochfahrend und ungeſtüm; von milderen Sitten aber war Adalbert, der Mutter Liebling, und ſo wie Maria die einzige Tochter Wolfgangs von ſeltener Schönheit. Ulrich ein wackerer Kämpe zeichnete ſich oft in Schimpf und Ernſt an der Seite ſeines Vaters aus, führte ſpäter deſſen Fehden, und kehrte jederzeit mit Ruhm und ſiegreich zurück; daher ward er des Vaters Liebling. Adalbert hingegen, der oft auf der Harfe, wozu er die ſelbſt gedichteten ehrbaren und ſittlichen Minnelieder ſang, allgemeines Lob der Frauen einärntete, vom

Vater nur mit Geringschätzung betrachtet. Er hatte das zwanzigste Jahr zurück gelegt und Maria, um drey Jahre jünger als ihr Bruder, zog jetzt die Augen aller Ritter und Herren auf sich. Viele bewarben sich um ihre Hand; Graf Wolfgang aber wies alle Freier schnöde zurück, so daß Frau Cunigunde endlich ihm ernstliche Vorstellungen darüber zu machen beschloß. Als er ihr aber gar nicht Rede stehen wollte, und sie nun endlich äußerte: es wol nicht mit Unrecht fordern zu können, daß von dem, welches sie ihrem Gemale zugebracht, Maria eine stattliche Mitgift, Adelbert dereinst eine eigne Ritterburg erhalte, da lachte Graf Wolfgang wild auf, und schwur bei allen Heiligen einen theuern Eid: daß so etwas nimmer geschehen solle. „Nein!" rief er aus, das Geschlecht derer von Allersheim soll nicht durch Zersplitterung seiner Habe ärmlich herab sinken. Dem Kaiser habe ich meine sämmtlichen Güter übertragen, von ihm wieder zur Lehn zurück erhalten und Ulrich, dadurch in Stand gesetzt, wird den Glanz meines Hauses erhalten. Adalbert, schon

von Natur mehr zum Pfaffen als Ritter tauglich, mag das Ordenskleid St. Benedicts anlegen, durch meinen und Ulrichs Einfluß dereinst Bischof, vielleicht Erzbischof, wird er noch den Glanz meiner Nachkommenschaft erhöhen. Maria mag als Klosterjungfrau für das Heil desselben beten, wenn es Gott und den Heiligen gefällt, dereinst selbst eine Heilige werden. Verkünde dies beiden, und Maria mag sich gefaßt machen, innerhalb vier Wochen im Kloster der heiligen Walpurgis ihr Probejahr anzutreten." Darüber erschrak Frau Cunigunde nicht wenig; da es eben ihre Absicht gewesen war, für Ritter Eberhard von Waldenfels ein Fürwort einzulegen, der arm war, aber durch jede ritterliche Tugend glänzte, Maria schon seit Jahren liebte, die ihm, wie sie der Mutter entdeckt hatte, auch mit keuscher Minne zugethan war. Wer vermag das Herzeleid zu schildern, das die Nachricht der Mutter den beiden Liebenden brachte! Vergeblich umfaßte Adalbert des Vaters Knie, versprach, so schwer ihm solches falle, sich in dessen Willen zu fügen, wenn

nur Maria die Hand ihres Eberhard erhalten ſollte. Wolfgang der Eiſerne ſtieß ihn zurück und forderte Gehorſam. In der Nähe der Burg wohnte Bruder Cöleſtinus, ein Klausner, wohl hundert Jahre alt; ſein weißer Bart floß bis auf den Strick herab, womit er ſich umgürtet hatte, ſein Rücken war gekrümmt von der Jahre Laſt, aber lebhaft noch ſein Auge und lieblich der Strom ſeiner Rede. Manche Fehde hatte er geſtillt, oft Feinde verſöhnt; Kranke, für die er gebetet und welchen er die Hände aufgelegt, waren geneſen, und wie ein Liebling Gottes und der Heiligen ward er überall in hohen Ehren gehalten. Selbſt der rauhe Wolfgang behandelte ihn mit Achtung, und hieß ihm auch dieſes Mal, ſich niederzuſetzen. Als aber nun Cöleſtinus das Wort nahm, ihm vorhaltend das Unrecht, daß er ſeinem älteſten Sohne alles zuwende und es ſeinen übrigen Kindern entziehe, daß Gott dem Herrn kein erzwungenes Opfer wohl gefalle, daß Adalbert und Maria, wenn ſie wider ihren Willen den geiſtlichen Stand annehmen müßten, ihn vor

Gott verklagen würden, und er eine schwere Verantwortung und ein großes Strafgericht über sich lade; da entrüstete sich Wolfgang und befahl seinen Knechten: „den alten Schwätzer aus seiner Burg zu treiben.“ Die baten ihn aber ehrerbietig: daß er sich entfernen möchte. Er erhob sich nun von seinem Sessel, hob drohend die Hand empor, und sprach, daß es jedem der Anwesenden, nur nicht dem versteckten Wolfgang durchs Herz ging: „so wisset denn! Gott ist nicht mit den Hoffärtigen, und Ihr und Eure Nachkommen werden es vielleicht dereinst noch bereuen, daß Ihr sie durch Unrecht groß und mächtig zu machen suchtet. Euer Geschlecht wird ärmlich dahin welken und dessen Erstgebohrne werden zur Strafe Eurer Sünden elend und unglücklich seyn.“ „Fort, du krächzender Unglücksrabe!“ rief Wolfgang; aber alle Anwesenden überlief es eiskalt bey den Worten des Greises, der sich nun entfernte, indeß Wolfgang wütend seinen Schwur erneuerte und seine Tochter schon innerhalb drei Tagen ins Kloster bringen zu

wollen, erklärte. Aber in der zweiten Nacht war Maria verſchwunden. Daß Ritter Eberhard ſie, vielleicht ſelbſt mit dem Willen der Mutter entführt, daran zweifelte niemand. Ulrich kämpfte damals in einer entfernten Gegend, Wolfgang aber und ſeine Reiſigen ſetzten den Entflohenen überall vergeblich nach; um ſo grimmiger entbrannte er gegen Cunigunden und Adalbert. Die erſte ließ er in ein kleines Gemach führen, welches ſich in einem Thurm befand und deſſen Fenſter mit eiſernen Stäben wohl verwahrt waren; Adalbert aber ward ſofort in Begleitung von Reitern nach dem Kloſter des heiligen Anegarius abgeführt, wo er auch das Ordenskleid anlegte, und als er nach geendetem Probejahr die heiligen Gelübde ablegte, da ward erſt Frau Cunigunde ihrer Haft entlaſſen. Die aber war dermaßen erkrankt, ſtill und niedergeſchlagen, daß ſie nie mehr eines heitern Augenblickes genoß. Als ſie nach wenig Monaten die Annäherung ihres letzten Stündleins fühlte, Adalbert neben ihrem Bette kniete und mit ihr gebetet hatte, da ließ

ſie ihren Gemahl und älteſten Sohn zu ſich rufen, und bat beide ſo kläglich als rührend: daß ſie doch Marien und ihrem Gemahl Ritter Eberhard, aber auch ihr, daß ſie beyder Flucht befördert, vergeben möchten. Doch ſtatt deſſen ſtieß Wolfgang heftige Flüche gegen Cunigunde, ſeine Tochter und ihren Räuber aus, ſo nannte er Ritter Eberhard; und als ſich nun Adalbert an ſeinen Bruder wandte, ihn bittend: daß er das harte Herz des Vaters erweichen möge, da gab ihm Ulrich harte Worte und ſchalt ihn einen Heuchler; die ſterbende Cunigunde aber hob ihre Hand empor und ſprach: „ſchrecklich, o Herr, ſind deine Gerichte! gedenket der Worte Cöleſtins des Klausners, die er aus heiliger Eingebung ſprach, und wißt: ſelten nur wird mehr als Einer Eures Geſchlechts am Leben bleiben und der Lehnsherr wird im Beſitze alles ſeines großen Gutes und Reichthums nimmer glücklich ſeyn, bis Einer derſelben das Unrecht an den Nachkommen Mariens vergütet, welches ihr der Mutter zugefügt habt.“ Sie ſtarb bald darauf und ihre Weiſſa-

gung gerieth in Erfüllung. Graf Wolfgang brach auf der Jagd durch einen Fall mit dem Pferde das Bein, und schied nach einem langen Krankenlager unter großen Schmerzen dahin. Graf Ulrich vermälte sich und hinterließ nur einen einzigen Sohn, als er im Gefecht mit den böhmischen Ketzern, welche seine Güter schrecklich verheert hatten, mit vielen Wunden erschlagen ward."

Die Vorlesung wurde gestört, indem Therese, die Tochter des alten Ehlmann, leichenblaß und zitternd erschien. „Der Bruder!" war alles, was sie nach der ersten Begrüßung gegen den Vater vorzubringen vermochte. „Gott! ist er hier?" rief Ehlmann; Therese überreichte ihm schweigend einen Brief. „Verzeihen Sie, gnädiger Herr Graf, dem geängsteten Vaterherzen!" rief Ehlmann, indem er das Siegel abriß; er ist vom Professor Sperber, meinem Jugendfreunde, warum sollte ich Ihnen mein Leid verheelen? Sie kannten meinen Ferdinand seit seinen frühesten Jahren, es war ein

wohlgebildeter, fähiger, kräftiger Knabe; sein Fehler übergroße Lebhaftigkeit, die ihn oft zum Leichtsinn hinriß. Auf der Universität kam er in Verbindung mit jungen Männern, die der Sinnlichkeit und dem Genusse fröhnten. Leichtsinn führte ihn zur Unbesonnenheit, diese zu Vergehungen. Sperber mein Jugendfreund nahm sich seiner an; oft führte er ihn, aber leider nur auf kurze Zeit, zum Guten zurück, und jetzt nach zwei Jahren, da ich Vaterfreuden erwarte, gab er mir schon vor einigen Wochen die Nachricht: daß mein Sohn verhaftet, er dessen Schicksal zu mildern bemüht wäre, schrieb mir darauf: daß er alle seine Kräfte aufbieten würde, die Verbannung meines Sohnes zu hindern; dann folgte ein Schreiben: daß er am Erfolge seiner Bemühungen zweifle und jetzt ist der Unglückliche angelangt. Ihn wieder auf eine Academie zu senden, damit er durch neue Ausschweifungen und Vergehungen das graue Haar seines Vaters schände, trage ich um so mehr Bedenken, da es wol nur wenig deutsche Universitäten gibt, die ihm unter

ſolchen Umſtänden der Aufnahme würdig finden; und was ſoll nun aus ihm werden?“ Eine Thräne zitterte im Auge des Greiſes, die eigenthümliche Gutmüthigkeit des Grafen Albrecht erwachte; auch Gräfin Iſabella, durch die Begebenheiten der Familie, welche ſie ſo eben gehört hatte, in eine gewiſſe wehmüthige Stimmung geſetzt, beſtrebte ſich, ihm ihre Theilnahme zu äußern. „Ich kenne, rief der Graf, Ihren Ferdinand! er kann verwildert ſein, böſe iſt er nicht, laß er ſich der Landwirthſchaft weihen; wenn er ein Par Jahre unter den Augen und der Anleitung unſers wackern Amtmanns zugebracht hat, wird er bey ſeinen Anlagen und Vorkenntniſſen jedem landwirthſchaftlichen Geſchäfte gewachſen ſein; ich will ihm, wenn er kein beſſeres Unterkommen findet, ein Vorwerk in Pacht geben, und wenn er unſre Hoffnungen erfüllt, ſofort mehr für ihn thun.“ „Ja das wollen wir!“ rief Gräfinn Iſabella. Ehmann drückte ihre Hand an ſeine Lippen und eilte zu ſeinem Sohne, der innigſt bewegt ſchien, die Verzeihung ſeines Vaters mit Thrä-

nen erflehte, mit Freuden den ihm vorgeſchlagenen Plan annahm, und am folgenden Tage in Begleitung ſeines Vaters auf dem Schloſſe erſchien, um dem Grafen und der Gräfinn für ihre wohlthätige Abſicht zu danken.

Ferdinand war ein ſchöner junger Mann, der, wenn ihn nicht Sinnlichkeit und Leidenſchaft fortriß, ſchnell einen Jeden für ſich einzunehmen wußte. Er hatte viel geleſen, ſang einen ſchönen Tenor, blies die Flöte, ſpielte das Fortepiano beinahe als Künſtler und zeichnete ſich als Vorleſer in deutſcher und franzöſiſcher Sprache aus. Bald ward er hiedurch der Liebling des gräflichen Ehepars und es ging beinahe kein Abend vorbei, wo er nicht entweder als Vorleſer, oder indem er mit ſeiner Flöte die Gräfinn auf dem Fortepiano begleitete, oder auch wol ein Duett mit ihr ſang, die Unterhaltung belebte und vermehrte; auch ließ er ſich ſeinen neuen Beruf ſo angelegen ſeyn, bewies ſo viel Eifer, ſo viel Treue für die Geſchäfte des Grafen, daß der redliche Vater und

Jeder, der etwas von der Vergangenheit wuß-te, alles gern vergaß und vergab. So waren einige Monate verſtrichen, als Ferdinand um einen Verwandten zu beſuchen, auf ein Par Wochen verreiſte, und ſeine Abweſenheit dem Grafen, der ſich ſo ganz an ihn gewöhnt hat-te, mit jedem Tage ſchmerzlicher wurde; beſon-ders da ſeine Rückkehr ſich in die Länge zog.

Graf Bodo war in dieſer Zeit von der Hauptſtadt vergeſſen; bey ſeinem Hange zur Schwermuth, die ſeit dem Tode ſeiner Luiſe nie ganz von ihm wich, fühlte er ſich in Lin-denthal, wo beinahe jede Anlage auf dieſe Stimmung hinwirkte, in einer ruhigen Zufrie-denheit, die freilich nicht ohne eine gewiſſe Wehmuth war. Bücher, Muſik, Erhaltung und Vermehrung ſeiner Gartenanlagen, füllten ſeine Zeit. Daß er Laura, deren Bild oft vor ſeine Seele trat, zu vergeſſen, oder auch wol die Beharrlichkeit ſeiner Neigung zu prüfen wünſchte, geſtand er ſich ſelbſt nicht, hatte auch anfänglich den Plan, blos ihre Angelegenhei-

ten zu ordnen, und dann seine Reise anzutreten, die er aber bald beinahe ganz vergessen zu haben schien. Eine kleine Rotunde, in deren Mitte das Fußgestell einer Säule, auf diesem eine mit Eichenlaub und Lorbeer umkränzte Urne stand, war einer seiner Lieblingsplätze, sie wurde von zwei alten Eichbäumen beschattet, durch deren dichtverschlungne Zweige nur ein schwaches Dämmerlicht von oben herab den kleinen Tempel erleuchtete, durch dessen Flügelthüren man die Aussicht auf einen Bach hatte, der sich schäumend zwischen Steinen durchdrängte, und durch sein Gemurmel noch die Schwermuth erhöhte, wozu auch das innere Getäfel aus weißem mit Leisten von schwarzem Marmor und der Anblick einer Ruine jenseit des Baches, gleich beim ersten Anblick einlud. Oft stand er hier an die Urne gelehnt, gedachte seiner Luise, und wie so schnell alles hienieden hinwelket. So war er auch einst vertieft in seinen wehmüthigen Betrachtungen, als ihn ein leises Räuspern weckte. Es war sein treuer Daniel, neben dem ein freundlicher Greis stand.

Auf die Frage des Grafen: ob er ein Anliegen an ihn hätte? erzählte ihm der Greis: er wäre der Vater des Gärtners, viele Jahre hindurch im Dienſte des Freiherrn von Palmburg und bis an den Tod der Baroneſſe Laura bey ihr geweſen, „aber, fügte er hinzu, als der ganze Nachlaß und auch dies Gut an die Gräfinn Adlerhorſt fiel, da wurde ich entlaſſen, und mein Sohn, der fünf meiner Enkel zu ernähren hat, und dem ich bey ſeiner Gärtnerarbeit zur Hand gehe, theilt ſeitdem mit mir ſein kärgliches Brod.“ „Ich will dich unterſtützen, lieber Alter!“ ſagte Bodo. Der Greis dankte mit Rührung und fügte nach einigen Augenblicken hinzu: „daß ich Ihrer Gnade nicht unwürdig bin, und auch die der verewigten Baroneſſe beſaß, davon glaube ich hier gleich einen Beweis geben zu können.“ Er ging um die Urne, griff an eine der ſchwarzen Leiſten, ſchob dieſe ſeitwärts und öffnete eine Thüre, die das Gemälde eines ſchönen jungen Mannes bedeckte, der in militäriſcher Uniform und mit Stern und Ordensband geſchmückt war. „Prinz Eduard!“

ſagte der alte treue Wilhelm, indem er ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte, „dem, da er auf dem Schlachtfelde den Tod fand, die Verewigte dies Denkmal errichtete.“ Der Graf forſchte weiter, und erfuhr: daß vor ungefähr zwanzig Jahren, ſich die Bareneſſe von Palmburg, er wiſſe nicht aus welchen Gründen, aus der Reſidenz entfernt und allen Umgang mit ihrer ältern Schweſter der Gräfinn Adlerhorſt ſehr eingeſchränkt habe. Sie hätte ſeitdem Lindenthal zu ihrem Aufenthalt gewählt und nur der Prediger Herrmann, ihr ehemaliger Lehrer und deſſen Frau, ſo wie ein Par Damen aus der Nachbarſchaft wären ihr einziger Umgang geweſen. Eines Tages wäre ein einfach gekleideter ſchöner junger Mann, mit einer Flinte, als ob er ſich auf der Jagd verirrt, in den Park gekommen, und hätte ſich auf die Raſenbank niedergeſetzt, die damals unter einem dieſer Eichbäume geſtanden, nicht lange darauf wäre auch Herrmann in den Garten gekommen, hätte den Fremden aufgefordert: auch das Übrige des Parks zu beſehen, hätte

ihn in die Orangerie, aus dieſer in das kleine daran ſtoßende Zimmer geführt, in welchem ſich die Baroneſſe und die Frau des Predigers befunden, der auch ihn hereingerufen habe. „Wilhelm! hätte die verewigte Baroneſſe mit himmliſcher Freundlichkeit geſagt: es ſind zwei Zeugen bey der Handlung, die jetzt vollzogen werden ſoll, nöthig.“ Herrmann habe ſie nun mit dem Fremden, den er ſelbſt bey der Trauung: Prinz Eduard, genannt, zuſammengegeben, und zwei Zeugniſſe über dieſe Trauung ausgeſtellt, die er und der Verwalter, der bereits früher als die Baroneſſe geſtorben und der auch gegenwärtig geweſen, unterzeichnet hätten. Schon nach einer Stunde habe ſich der Prinz wieder entfernt, doch hätte er ſeit dieſer Zeit häufig, doch immer nur auf wenig Stunden die Baroneſſe beſucht; dieſe wäre nach einem Jahre von einer Tochter entbunden worden, blos die Frau des Pfarres, und die des Verwalters hätten ſie während ihrer Krankheit gepflegt. Die Frau des Pfarrers die kurz zuvor ihren Sohn als Säugling verlohren, hätte

die kleine Laura zu ſich genommen, und außer ihm hätte niemand weiter um dies Geheimniß gewußt. Die Frau des Verwalters wäre geſtorben, ihre Tochter Franziska habe die Baroneſſe ſorgfältig erziehen laſſen, ſie nachher als Kammerjungfer in ihre Dienſte genommen, ſie aber mit immer ſteigendem Wohlwollen, zuletzt beinahe als Freundinn behandelt. Nach einigen Jahren hätte Franciska einen Bräutigam gehabt, einen benachbarten Pächter, von den Gütern der Gräfinn Adlerhorſt; ihr Vater habe dieſe Heirath durchaus nicht zugegeben, und ſo lange er noch gelebt, wäre alles gut gegangen. Prinz Eduard ſei mit der Baroneſſe nach wie vor in den ehemaligen Verhältniſſen geblieben, wäre aber bey ſeinen letzten Beſuchen ſehr niedergeſchlagen geweſen; die Baroneſſe habe oft geweint, endlich ſei Prinz Eduard gar nicht mehr wieder gekommen, aus den Zeitungen habe er deſſen Tod auf dem Schlachtfelde erfahren. Die Baroneſſe habe nun auf der Stelle wo vormals die Raſenbank ſtand, dieſen Tempel errichten laſſen und ſelbſt,

blos mit seiner Hülfe, das Gemälde in dem geheimen Wandschranke aufgestellt. Es wären seitdem mehrere Jahre verstrichen, Pfarrer Herrmann und Laura, die er für seine Tochter erklärt, wären häufig zum Besuche gekommen, einst wäre die Baronesse erkrankt; da hätte Laura, damals in einem Alter von ungefähr zwölf Jahren, unaufhörlich am Krankenbette gesessen, und nachdem die Baronesse genesen, wären die Besuche häufiger geworden, und wie er glaube, habe Laura während dieser Zeit, wer ihre Eltern wären, erfahren. Oft habe ihm die Baronesse gesagt: daß in ihrem Testamente auch für ihn gesorgt wäre, aber nach ihrem Tode hätte sich kein Testament gefunden; die Gräfinn Adlerhorst habe die Erbschaft angetreten, und Francieka in ihre Dienste genommen."

Bodo konnte aus dieser Erzählung und aus dem was er bereits wußte, sich Lauras Verhältnisse denken, und der Entschluß ihr seine Hand anzubieten, erhielt hiedurch Festigkeit. Er stand eines Tages im Begriff, sich nach der

Hauptstadt zu begeben, um Lauras Angelegenheiten durch Überreichung der Briefe an den Fürsten zu ordnen und schon stand der Wagen vor der Thüre, als ein Husaren-Officier angesprengt kam und nach dem Grafen fragte, den nun, nachdem er ihm ein Schreiben überreicht hatte, sogleich auszuspannen gebot, den Fremden einige Stunden bei sich behielt, und während einiger Tage Schwermuth und die höchste Zerstreuung verrieth. Vergeblich forschte sein treuer Daniel. Er hatte ihn schon gleich nach dem Ankaufe von Lindenthal zum Verwalter ernannt, und ihm außerdem ein kleines Jahrgeld ausgesetzt; empfahl ihm seiner künftigen Herrschaft treu zu bleiben, wenn diese seiner Dienste nicht mehr bedürfen sollte, sich an den Doctor Pistorius zu wenden, dem er auf diesen Fall Aufträge hinterlassen habe. Er hatte Daniels Schwestersohn an dessen Stelle schon seit einigen Monathen um sich, einen gewandten jungen Menschen, der sein Zutrauen verdiente, und von diesem und noch einem Diener begleitet, trat er bei den Thränen und Segens-

wünſchen aller Einſaſſen von Lindenthal ſeine Reiſe nach Italien an.

Laura fühlte ſich im Hauſe des alten redlichen Holſt ruhig und zufrieden, um ſo mehr, da dieſer durch den Zuſchuß, den er jährlich vom Grafen erhielt, wovon er ihr aber, auf deſſen Verlangen ein Geheimniß machte, ſich und den Seinen ſo manche kleine Bequemlichkeit, ſo manchen Lebensgenuß geſtatten konnte. Die einfache Laura, die ſich ſelbſt noch in ihren Kleidungsſtücken und in ihrem Äußern herabſtimmte, beſtritt mit dem Erwerb ihrer weiblichen Arbeiten, die Holſt einer ſeiner Verwandten nach der Reſidenz zum Verkauf ſandte, nicht nur ihre Bedürfniſſe, ſondern zahlte ein kleines Jahrgeld an Holſt, der ſolches dem Scheine nach annahm, ihr aber, da er das für ihre Arbeiten gelöſte Geld jederzeit höher angab, immer wieder zuzuwenden wußte. Sie fand ſelbſt in der Einſamkeit eine Freundinn, die durch ihr Herz und ihre Geiſtesbildung ihrer würdig war. Es war die Frau des Pfarrers Trefurt, deren Schickſal mit dem ihrigen

einige Ähnlichkeit hatte. Amalie war die Tochter eines benachbarten Predigers, der alles auf ihre Erziehung verwandt; sie aber nebst ihrer Mutter und zwei unerzogenen Schwestern, bei seinem Tode in Dürftigkeit zurück gelassen hatte. Die Mutter lag größtentheils auf dem Krankenbette, ihr Tod war als nicht entfernt voraus zu sehen, Amalie stand alsdann von aller Welt verlassen einsam da, die beiden jüngern Schwestern waren hülflos. Da lernte Pfarrer Trefurt sie zufällig kennen und bewarb sich, nachdem er sie kaum ein Parmal gesehen hatte, um ihre Hand. Seine Stelle gehörte nicht zu den einträglichen, allein er versicherte noch ein kleines Vermögen zu besitzen, und durch seinen Oheim, den Superintendenten bald eine bessere Beförderung erwarten zu können. Alle ihre Bekannte drangen in sie, die Gelegenheit zur Versorgung nicht von sich zu weisen, und so wenig sie ihr Herz zu Trefurt zog, der vielmehr etwas rohes, zurückstoßendes an sich hatte, aber als ein guter Sohn gegen die kranke Mutter, als Bruder gegen

die unerzogenen Schweſtern zu handeln verhieß, ſo glaubte ſie ihrer Pflicht dieß Opfer ſchuldig zu ſeyn, bat Gott um Muth, und Kraft, ihre Pflichten zu erfüllen, unterdrückte völlig manche anfänglich verheimlichte Thräne, und reichte ihm mit dem feſten Entſchluß ihre Hand: alles aufzubieten, um ihre Pflichten als gute Gattin zu erfüllen, und ihm, was er den Ihrigen leiſte, dankbar zu lohnen.

Aber bald fühlte die Unglückliche, welch ein groſſes Opfer ſie zwecklos gebracht hatte; unter dem Vorwande, die Mutter könne doch nicht ihren Wittwenſitz einbüßen, ſchickte er ſie nach ein Par Wochen dahin zurück, und damit ſie nicht ohne die gewöhnte Pflege bleibe, hielt er es für nothwendig, daß die älteſte dreizehn jährige Tochter ſie begleite. Amalie konnte den Mann nicht ehren, der ſie ſo ſchmählich getäuſcht hatte, doch verheimlichte ſie ihren Schmerz. Eine Geſchäftsreiſe entfernte ihren Mann auf einige Tage, und zum erſten Mal ging ſie jetzt an ſeine Bibliothek, in der Hoff-

nung etwas zu finden, das ihr Trost und Zerstreuung gewähren würde. Sie fand theologische Werke, griechische und römische Classiker und wollte sich schon entfernen, als ihr ein verschlossener Schrank ins Auge fiel, worin aber der Schlüssel, wie sie nachher wol einsah, aus Vergessenheit stecken geblieben war. Sie öffnete ihn und fand viele der vorzüglichsten deutschen und französischen Dichter, staunte warum ihr Mann diese Bücher besonders aufbewahre, erschrak, als sie noch ein Par andere Bücher in die Hände nahm, deren unbekannter Titel sie zum Aufschlagen reizten, und die sie, als gleich die schändlichsten Kupferstiche ihr in die Augen fielen, sofort mit Abscheu zurück setzte. Der Gedanke, an einen sittenlosen Heuchler gefesselt zu seyn, zerstörte völlig ihre Ruhe. Da kam Laura zu Holst; Amalia erblickte sie in der Kirche, hörte im Gesange die ausgezeichnete Stimme, sah die Andacht des frommen schönen Mädchens und fühlte sich schon dadurch zu ihr gezogen; sie bedurfte einer Freundin, wenn sie gleich ihr Herz niemanden auszuschütten

entſchloſſen war, wenigſtens einer weiblichen Seele, die mit ihr ähnlich dachte und empfand. Ein Spaziergang führte ſie zufällig zuſammen, und beide lernten ſich bald kennen und ſchätzen. Treſurt, dem anfänglich die Sache gleichgültig ſchien, äußerte bald ſeine Freude darüber, daß ſeine gute Amalie einigen Umgang zur Erholung gefunden, und ſo brachte Laura auf die Bitte ihrer Freundin, die Treſurt unterſtützte, oft ganze Tage in ihrem Hauſe hin. Sie hatte, da ihr Amalia erzählte, daß ihr Mann Herrn Eckhof, einen ſeiner Univerſitätsfreunde erwarte, ihre Beſuche ein Par Tage unterlaſſen, als ſie am nächſten Sonntage der einfache und doch kräftige Vortrag auf der Orgel, die Holſt gar nicht ſchlecht ſpielte, und dennoch jetzt äußerſt übertroffen wurde, aufmerkſam machte. Beim Hinausgehen aus der Kirche lud ſie der Pfarrer, der ihr zugleich ſeinen Freund Eckhof, einen wohlgebildeten jungen Mann vorſtellte, zu Tiſche, und da er ſeine Einladung auch an Holſt richtete, ſo wurde ſie von beiden angenommen. Laura erſtaunte

über die Verschiedenheit der beiden Freunde; denn Eckhof erschien ihr als ein unterrichteter, fein gebildeter Mann; seine Verlegenheit, als Trefurt einiges an den Speisen tadelte, ein Par theilnehmende, rührende Blicke, die er auf Amalia warf, machte auf Laura, die er mit entfernter Höflichkeit behandelte, einen günstigen Eindruck. Trefurt schenkte fleißig ein, trank sich selbst ein Räuschchen an, Eckhof blieb mäßig, und wußte es geschickt abzulehnen, als Trefurt ein Par Burschenlieder intoniren wollte. Der Pfarrer mußte noch des Nachmittags in die Kirche, Eckhof blieb mit den Damen allein, das Gespräch fiel auf Declamation; Eckhof gleichsam im Vorübergehen berührte ein Par Stellen aus Dichtern, und auf Amaliens Bitte: ihnen doch etwas vollständiges vorzutragen, wählte er die Elegie Matthissons bei den Ruinen eines alten Bergschlosses. Laura und Amalia wurden äußerst bewegt; da kehrte Trefurt zurück, und als er das Lob seines Freundes hörte, rief er: „Ihr solltet ihn noch singen hören!" Auf seine Bitte

ſetzte ſich Eckhof an das Fortepiano, und trug einige der gelungenſten Stellen, von Himmels Compoſition der Urania, ſo meiſterhaft vor, daß beide ſanfte weibliche Seelen ihre Rührung nicht verheimlichen konnten. So knüpfte ſich Eckhofs und Lauras Bekanntſchaft an, und da dieſer nur ein Par Tage bleiben zu können, erklärte, ſo wurde Laura von Amalien gebeten, Theil an dem Vergnügen zu nehmen, das Eckhof ihr durch Muſik und Declamation gewährte.

Laura, die kein eignes Inſtrument beſaß, weil ſie das ihrige, angeblich, weil es in dem kleinen Wittwenhauſe keine gute Stelle erhalten konnte, eigentlich aber zur Unterſtützung ihrer guten Pflegemutter verkauft hatte, ſich aber auf Trefurts Bitte des ſeinigen, ſo oft ſie wollte, bediente, trug einige Kleinigkeiten vor, und eines ihrer Lieder machte auf Eckhof einen ſolchen Eindruck, daß er ſich eine Abſchrift erbat, und erhielt.

Er mußte nach wenig Tagen abreiſen, wurde dringend eingeladen bald wieder zu kom-

men, gab Trefurt die Hand darauf, ſeine Flöte mitzubringen, und dann wenigſtens vierzehn Tage bei ihm zu verweilen.

Eckhof und ſeine Talente waren unaufhörlich Gegenſtand des Geſprächs. Trefurt verſicherte: daß dieſe und der Schutz hoher Gönner, ihm gewiß in kurzem eine anſehnliche Beförderung verſchaffen würden, und als nach ein Par Tagen ein Brief anlangte, worin Eckhof ſchwerlich ſein Wort erfüllen zu können erklärte, da ward ein allgemeines Bedauern und beinahe eine gewiſſe Sehnſucht nach ihm rege, und um ſo lebhafter war die Freude, als er unerwartet wieder erſchien. Durch kleine Aufmerkſamkeiten und ein zuvorkommendes Benehmen, ſuchte er ſich Laura zu nähern, welcher er bald nicht mehr gleichgültig war, und ſchon ſchien ihr Betragen Freundſchaft, Achtung und Theilnahme für ihn zu verrathen, als er einſt unerwartet erkrankte. Er wurde bettlägerig; Trefurt drang darauf, daß Laura den Kranken zugleich mit ihm und Amalien be-

ſuchen ſollte. Sie erfüllte die Bitte. Eckhof ſprach mit ſchwacher, doch ſanfter Stimme, und erzählte: daß er, der vor wenig Wochen viele Nächte bei einem Freunde durchwacht habe, den ein Nervenfieber getödtet hätte, — von der nämlichen Krankheit angegriffen zu werden fürchte, und beſchwor die beiden Freundinnen, ſich doch alsdann nicht der Gefahr der Anſteckung auszuſetzen. Laura ward durch die Herzlichkeit womit Eckhoff, der ſich ſeinem kranken Freunde aufgeopfert hatte, dieſe Bitte vortrug, ſo bewegt, daß ſie ihm mit den Worten „guter Eckhof!" unwillkührlich die Hand reichte. „O! rief er, daß dieſe Hand doch einſt mein Auge zudrücken möchte!" er brachte ſie zitternd an ſeine Lippen, eine Thräne fiel darauf, und ein leiſer Händedruck der ſanft erröthenden Laura, ſagte ihm: daß ſie nicht unempfindlich war. Sie verließen das Krankenzimmer. Treſurt konnte nicht aufhören, ſeinen Freund zu preiſen, er entdeckte Amalien, welchen Eindruck Laura auf dieſen gemacht hätte; und daß, wenn er die wahrſcheinlich ſehr nahe Verſorgung erhalten

habe; er ihr seine Hand anbieten würde, indem er sie zugleich bat: Laura mit den Empfindungen und Gesinnungen seines Freundes bekannt zu machen, und sie wo möglich für diesen zu stimmen.

Laura war in der That nicht ungerührt. Graf Bodo hatte zwar durch seine Theilnahme einigen Eindruck auf sie gemacht, allein sein Stand, und die Verhältnisse, unter welchen sie ihn kennen gelernt, hatten sogleich dem Aufkeimen jeder leidenschaftlichen Zuneigung entgegen gewirkt. Hier war ein anderes Verhältniß; ein junger Mann, der bey glänzenden Anlagen, doch weiter nichts als die Aussicht auf eine Versorgung hatte, ihr an Stand, an Geistesbildung und äußerm Vermögen gleich, verrieth die zärtlichste, die ehrerbietigste Leidenschaft. Freilich wußte sie ihre Abkunft, vertraute auch dem Grafen Bodo. Allein welchen Eindruck die Briefe auf den Fürsten machen, ob sie ihr vielleicht nicht manche Verfolgung, manche Unannehmlichkeiten zuziehen könnten, blieb ungewiß. Sie hatte nie stolze Wünsche

gehegt, und warum ſollte ſie es alſo von ſich weiſen, ihr Leben in ruhigem Privatſtande, an der Hand eines Mannes hinzubringen, der durch ſeine Vorzüge und ſein Herz ihrer nicht unwürdig war? Sie machte Amalien daraus kein Geheimniß, äußerte aber auch zugleich: daß ſie durchaus jede beſtimmte Erklärung ablehnen müſſe; denn Eckhof wäre unverſorgt, ſie ohne alles Vermögen, und ob ſeine Verſorgung ſo ausfallen werde, daß er nach ſeiner Überzeugung wenigſtens frei von Nahrungsſorgen leben könne, würde erſt die Zukunft entſcheiden. Es wäre daher unrecht, ihn durch ein Verſprechen zu feſſeln; er würde dies, wenn ſeine Anſtellung nach ſeiner eignen Überzeugung nicht einträglich genug wäre, bereuen, da er es doch als rechtſchaffener Mann zu erfüllen verpflichtet wäre.

Eckhofs ſtille Trauer, ſein Blick, der oft mit Wehmuth auf Laura ruhte, verrieth dieſer hinlänglich, welchen tiefen Eindruck ihre, ihm durch Amalie mitgetheilte Erklärung auf ihn gemacht hatte. Theilnahme für den ſtillen

Dulder, erhöhte bey der ſanften Laura die Anhänglichkeit für ihn, und als Amalie aufs neue ſeine Fürſprecherinn wurde, da trat er unerwartet in die Laube, ergriff mit inniger Rührung Lauras Hand: „o! rief er aus, die Überzeugung, auch für Ihr Glück zu wirken, in Ihrem Beſitz den Himmel auf Erden hoffen zu dürfen, würde mir kein Ziel zu hoch, keine Anſtrengung zu ſchwer machen. Nur die beſtimmte Hoffnung, Sie einſt die Meinige nennen zu dürfen; die feierliche Zuſicherung, wenigſtens zwei Jahre lang, denn in dieſem Zeitraume muß ich angeſtellt ſeyn, Ihre Hand keinem Andern zu geben, jedem Antrage dazu auszuweichen; nur dieſen Wunſch, theuerſte Laura, den höchſten meines Lebens laſſen Sie nicht unerfüllt!“ Schweigend reichte ſie ihm die Hand, er bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen, ſeine Lippen näherten ſich den ihren, beſiegelt ward der Bund; Amalie vergoß Freudenthränen. „Aber, rief er aus, Ihre Freunde, Ihre Verwandte, werden dieſe meinem Glücke nicht entgegen ſeyn?“ Tief ſeufzte Laura. „Ich ſtehe einzeln

da," sagte sie. Sie glaubte für Eckhof kein Geheimniß mehr zu haben, machte ihn daher mit ihren Verhältnissen, und auch zuletzt mit den Briefen bekannt, die sie dem Grafen Bodo anvertraut, und dem Fürsten zu übergeben zugesagt hätte.

Nachdem diese erste Aufwallung vorüber war, schien Bodos Bild vor Lauras Seele zu treten; es war ihr, als hätte sie Unrecht begangen, ohne ihren einzigen Freund, ihren Beschützer um Rath gefragt, den wichtigsten Schritt ihres Lebens gethan zu haben. Sein Andenken schien ihr eine kleine Untreue an Eckhof. Sie suchte dies nun selbst bey Seite zu schieben. Sollte er, sollte seine Theilnahme und Güte würklich einen Eindruck auf dieses unbefangene Herz gemacht haben? Sollte die unbekannte Tochter des Prinzen Eduard die, wenn auch noch nicht ganz deutliche Hoffnung gehegt haben, vielleicht noch einst die Seine werden zu können? Sollte ich ihn nicht vielleicht aus diesem Grunde zum Theilnehmer meiner Geheimnisse gemacht, ihm die Briefe anvertraut ha-

ben? waren meine Empfindungen für ihn nicht ungleich lebhafter, als die gegenwärtigen für Eckhof sind? und habe ich nicht vielleicht blos durch ihn und Amalie bestürmt und überrascht eine Verbindung geknüpft, die sich mehr auf Freundschaft als auf Liebe gründet? So fragte sich Laura in manchen einsamen Augenblicken; aber Eckhof sorgte dafür, daß es deren nicht viel gab. Er wich selten von ihrer Seite, seine Zärtlichkeit, sein Feuer schien mit jedem Augenblicke zu steigen, aber gerade hiedurch wurde wieder die Erinnerung an jene achtungsvolle Bescheidenheit, jene Ehrerbietung rege, womit, ungeachtet ihrer damals so erniedrigenden Verhältnisse Graf Bodo sie behandelt hatte, dessen Blicke seine Gefühle für sie deutlich genug verriethen, wenn auch nicht Franciskas Hohnnecken und bitterer Spott sie darauf aufmerksam gemacht hätten. Diese Erinnerungen machten, daß Bodo mehr als je in ihrem Herzen gewann, Eckhof hingegen, der durch sein stilles Dulden, vorher einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte, jetzt in ihren Augen verlor, und ver-

heftig sein wildes Feuer der sanften, unschuldigen Laura mitzutheilen suchte, bey der nun Schwermuth und angstvolle Besorgniß erwachte, vielleicht zu schnell gehandelt und die Verbindung mit einem jungen Manne angeknüpft zu haben, der nicht ganz jenes Zartgefühl besaß, welches sie als gewiß bey ihm voraus gesetzt hatte.

So verstrichen einige Tage, da bemerkte Eckhof einen Ring an Lauras Hand, in welchem in einem Chrysopras ein freiherrliches Wappen geschnitten war. Laura erzählte ihm, ihre Mutter habe ihr, als sie sich in jenen Tagen ihr näherte, diesen Siegelring mit dem Wappen der Freiherrn von Palmburg an den Finger gesteckt, den sie als ihren höchsten Schatz aufbewahrt habe. „Und Sie haben bis jetzt Ihre Briefe damit besiegelt?“ fragte Eckhof bedenklich. Dieß bejahte Laura. „Und wenn, sagte er, die Gräfinn Adlerhorst oder Freiherrn von Palmburg Sie dadurch entdeckten?“ „Meine Mutter war die letzte, welche diesen Namen führte,“ erwiederte Laura. „Gewiß

nicht, fiel Eckhof lebhaft ein. Als eine kleine Spielerei habe ich mir eine Sammlung von Wappen angelegt, und ich wette eine hohe Wette darauf eingehen, daß ich dieß Wappen, aber einen größern Abdruck desselben besitze. Erlauben Sie mir, um es vergleichen zu können, von diesem Siegel einen Abdruck zu nehmen.“ Er eilte mit dem Ringe, den er ihr indeß vom Finger gezogen hatte, davon, und da er ihn nach wenig Minuten zurück brachte, verlor sich auch das Auffallende in diesem Betragen. Es war gerade an einem Sonnabend, und da es ihm darum zu thun war, sich beim Einstudiren seiner Predigt zu begeistern, ließ Treſurt ein Par Flaschen vorzüglichen Wein aufsetzen. Verschiedene Gesundheiten, von ihm und Eckhof ausgebracht, machten, daß Laura und Amalia gegen ihre Gewohnheit ein Par Gläser tranken. Treſurt entfernte sich nun nach Tische, wie gewöhnlich um seiner Predigt willen; Amalia, die so gern ein Mittagsschläfchen hielt, versicherte, dieß heute mehr als jemals nöthig zu haben, und Eckhof, der schon an der Thüre

ſtand, die nach dem Garten führte, lud Laura, um ihre Freundinn nicht zu ſtören, zu einem kleinen Spaziergange in den Garten ein. In Geſprächen über die Schönheit der Natur, die Freuden des Landlebens, von mancher kleinen Liebkoſung unterbrochen, führte ſie Eckhof allmählich nach dem abgelegenſten Theile des geräumigen Gartens, wo dieſer einen Ausgang auf eine Wieſe hatte, und ſich in einem dichten wilden Gebüſch eine Raſenbank befand. Eckhof ſetzte ſich hier an Lauras Seite, mit Begeiſterung ſchilderte er ihr künftiges Glück, wie er nur für ſie leben, jeden ihrer Gedanken, ihrer Wünſche auszuſpähen und ſeine höchſte Freude darin ſuchen wolle, ſie in jeder Beziehung zufrieden und glücklich zu machen. Bei dieſen Äußerungen blieb Laura nicht ungerührt und der Eindruck, den einige freie Liebkoſungen machten, war minder ungünſtig, als er es in jedem andern Zeitpunkte geweſen wäre. Aber da er bald bis zu Unanſtändigkeiten fortſchritt, erwachte ihr höchſter Unwille; nur mit Mühe und indem ſie nach Hülfe rief, entwand ſie ſich

dem halbtrunkenen Faunen, der sie anfänglich noch als sie eilend entfloh, verfolgte. Weinend stürzte Laura an Amaliens Brust, erklärte, daß sie nie die Gattin des Mannes werden könne, der solcher sittenlosen Rohheit fähig wäre, forderte sie auf, dieß an Eckhof zu erklären, und fügte hinzu, daß sie so lange dieser in ihrem Hause wäre, es nie besuchen könne. Sie eilte nach ihrer Wohnung, bereuete alle Schritte und das Zutrauen, dessen sie Eckhof gewürdigt hätte. Kaum verging eine Stunde, als er ihr einen Brief übersandte, sie schickte ihn unerbrochen zurück. Nach wenig Minuten sah sie ihn auf ihre Wohnung zukommen, sie bat den alten Holst, dem sie alles entdeckt hatte, ihm zu erklären: daß sie sich seinen Besuch verbitte, eilte in ihr Stübchen, dessen Thüre sie verriegelte, und worin sie jedes Wort hören konnte, das Holst mit Eckhof sprach. Dieser bat den Alten um sein Fürwort bei Laura, gestand, daß er vom Weine erhitzt, gefehlt habe, und daß er, wenn er nicht Verzeihung erhalten könne, der Unglücklichste auf Erden sey. Seine sanfte

Klage machte auf Laura einen nicht ungünſtigen Eindruck, aber da ſeine Lebhaftigkeit ſtieg, er von den ſanften Klagen zu den Ausrufungen eines Verzweifelten überging, ſein Daſeyn zu enden drohte, da glaubte allmählich Laura nicht mehr die Sprache echter Empfindung, ſondern nur die Kunſt des Declamators zu hören. Und wenn er auch früher ſo gehandelt, wenn er dich durch erkünſtelte Empfindungen getäuſcht, nur zu einem Opfer ſeiner Begierden hätte machen wollen? Laura ſchauderte bei dieſem Gedanken. Sie rief manche Scenen in ihr Gedächtniß zurück und ſchien in dieſen Gründe für ihren Argwohn zu finden. „Laura!“ rief jetzt Eckhof im Tone der höchſten Verzweiflung, ſo entläßt du mich? Treuloſe! nach wenig Augenblicken bin ich nicht mehr.“ Er ſchwieg, hoffte, daß Laura vielleicht ihr Zimmer öffnen würde, und eilte, da dieß unterblieb, nach noch einigen Aeußerungen der Verzweiflung und Wuth dem Pfarrhauſe zu.

Am folgenden Morgen ging Laura mit Frau Hoiſt wie gewöhnlich zur Kirche und er

fuhr hier von Amalien, daß Eckhof mit Tagesanbruch, als sie noch schlief, fortgeritten wäre, und ihrem Manne nie wieder zu kommen erklärt hätte. So verstrichen einige Tage, Amalie kam zu Laura, erzählte wie ihr Mann höchst unwillig über Eckhofs fehlgeschlagene Hoffnungen, ihr selbst zum Theil seinen Unwillen empfinden lasse. Laura aber dankte der Vorsehung, der Verbindung mit ihm entgangen zu seyn. Allein sie glaubte doch, daß Eckhof seine Besuche bei Trefurt erneuern, und sie hiedurch manchen Unannehmlichkeiten aussetzen könnte, um so mehr da Trefurt sie selbst so kalt, so unfreundlich behandelte, daß ihr Umgang mit Amalien unterbrochen wurde. Die Ruhe, welche sie bisher in ihrem einsamen Aufenthalte genossen hatte, schwand dahin, und ein Sehnen nach der letzten Entscheidung ihres Schicksals erwachte um so lebhafter. Es lag in Bodos Händen, dieser hatte ihr so lange keine Nachricht davon gegeben, sollte er sie vergessen? sollte die ganze Sache eine nachtheilige Wendung genommen haben? Ihre Unruhe ging al-

mählich in angſtvolle Beſorgniß über. Sie eilte einige Arbeiten, die ſie bisher vernachläſſigt hatte, zu beendigen, und Holſt, der ſie nach der Reſidenz ſandte, fragte auf ihre Bitte zugleich an: ob ſich Gräf Bodo dort befinde, und erhielt die Nachricht, daß Bodo ſeit dem Ankaufe von Lindenthal nur ſelten die Reſidenz beſücht, ſich größtentheils dort aufgehalten, und ſeit wenig Tagen eine Reiſe nach Italien angetreten habe.

Nach ein Par Wochen war das Jahrgeld, welches ihm Bodo ſonſt pünktlich überſandt hatte, fällig. Im Vertrauen, daß der Graf gewiß vor ſeiner Abreiſe alles Erforderliche darüber verordnet, änderte Holſt nichts in ſeiner Lebensweiſe, er zahlte an Laura die nämlichen Preiſe für ihre Arbeit, welche ſie früher erhalten hatte. So ſchwand jeder Noth- und Ehrenpfennig dahin, das Unfreundliche des Spätherbſtes kam hinzu und erhöhte die trübſelige Stimmung des redlichen Greiſes. Vergeblich forſchte ſeine Frau, vergeblich ſuchte Laura mit kindlicher Herzlichkeit den Grund ſeines Kum-

mers auszuforschen. „Seyd getrost, es ist eine Prüfung, Gott wird uns sicher helfen!“ war alles, was sie heraus zu bringen vermochte. Er versagte sich manches, lieh selbst insgeheim eine kleine Summe; daß ihm ein Unglück widerfahren seyn, daß ihm etwas auf dem Herzen liegen mußte, war offenbar. So verstrich der halbe Winter, da ward Amalia Mutter, und Laura, die seitdem nicht das Pfarrhaus betreten hatte, vermochte jetzt der Bitte ihrer Freundin und ihrem theilnehmenden Herzen nicht zu widerstehen. Trefurt empfing sie so freundlich als zuvor, Vaterfreude schien ihn um vieles erweicht zu haben; seine Frau hatte nicht an Eckhof gedacht, und Laura wagte nicht nach ihm zu fragen.

Plötzlich erkrankte jetzt der alte Holst, er konnte das Lager nicht verlassen, und wie groß war der Schrecken seiner Frau, als sie entdeckte, daß ihr ganzer Geldvorrath aus wenig Groschen bestand. Bei seinem hohen Alter wurde seine Lage bald höchst bedenklich, seine Gläubiger, so gering ihre Forderung war, fin-

gen an zudringlich zu werden, und die arme, ſo hoch geängſtete Frau wurde hiedurch mit der Urſache von dem Kummer ihres Mannes bekannt. Gegen wen konnte ſie wohl ihr Herz eher ausſchütten als gegen Laura? Holſt blickte auf dieſe mit Rührung und ſo brachte ſie nach einigen zufälligen Äußerungen, die ihm entfielen, das Geſtändniß heraus; daß er ſich, damit ſie nichts entbehren möge, in dieſe Lage verſetzt hätte. Dem Kranken mangelte ſo manches und da Trefurt zu dem Feſte, welches er bei der Taufe ſeines Sohnes zu geben beſchloß, einiges aus der Reſidenz holen ließ, ſo benutzte Laura dieſe Gelegenheit, um auch dahin zu reiſen. Sie kam zurück und brachte eine in ihrer Lage nicht ganz unbeträchtliche Summe, welche ſie in Holſts Hände legte um ſeine Schulden damit zu bezahlen. Wenn er fragte: wo ſie dies Geld hergenommen, ſuchte ſie jeder Antwort auszuweichen und ein Par Flaſchen alter Wein, ſo wie die verminderte Sorge, bewirkten allmählich die Wiederherſtellung des wackern Greiſes. Dieſe vollendete der Frühe

ling; aber jetzt war auch wieder der kleine Geldvorrath erschöpft, und aufs Neue erkundigte sich Laura bei Tresurt, ob er nicht wieder ein Fuhrwerk nach der Stadt senden werde. Tresurt versicherte: daß dies in ein Par Wochen geschehen würde, und Laura alsdann von dieser Gelegenheit Gebrauch machen könnte. Er zeigte ihr ein Par Tage vorher den Abgang der Gelegenheit, und Laura trat jetzt die kleine Reise an, die sie spätestens nach drei Tagen zurück führen sollte. Doch schon am folgenden Tage, kam der Fuhrmann allein zurück. Der Pfarrer tobte, erklärte, da der Fuhrmann betheuerte, daß Räuber ihn überfallen, sich Lauras und des Fuhrwerks bemächtigt hätten, alles für Lüge, und ließ den Fuhrmann verhaften; der aber, da er bei seiner Aussage blieb, in Freiheit gesetzt wurde. Einige Jahre vorher hatten in der That Räuber die gebirgige Gegend unsicher gemacht, und so schien die Sache niemanden ganz unglaublich zu seyn. Der Fuhrmann betheuerte, selbst gesehen zu haben, wie man Lauras Taschen und Kleidungsstücke un-

terſucht und ihr eine Perlenſchnur abgenommen habe. Amalie weihte ihrer Freundinn manche ſtille Thräne, Holſt und ſeine Frau jammerten laut; aber jede Nachforſchung war umſonſt. So verſtrichen zwei Monathe, da ward einſt um Mitternacht leiſe an das Fenſter von Holſts Schlafkammer geklopft, er richtete ſich auf, horchte, das Klopfen ward ein wenig ſtärker, er trat ans Fenſter. Auf ſeine Frage: ob jemand da ſei? tönte leiſe die Antwort: „öffnen Sie, Vater Holſt, nur das Haus.“ Es war Lauras Stimme, er öffnete die Hausthüre und ſchlug Licht an. Laura war bleich, man ſah es ihr an, daß ſie eine traurige Zeit durchlebt hatte. Verbergen Sie mich, ſagte ſie, ſo gut ſie können, daß niemand mein Hierſeyn erfahre; einige der Bauern ſind Ihnen ja von Herzen ergeben, ſuchen Sie einen dahin zu bewegen, daß er in künftiger Nacht vor dem Dorfe mit einem Wagen halte, und mich, nicht auf der geraden Straße, ſondern auf Umwegen nach der Reſidenz bringe. Holſt führte Laura in ein Vorrathsſtübchen, das er unter dem

Dache hatte, und schnell wurde, weil sie Ruhe bedurfte, für sie ein Bett bereitet. Am folgenden Morgen kam der Pfarrer unerwartet, um die Schule zu revidiren, welches sonst seine Weise nicht war. Überall schweiften seine Blicke umher, er erkundigte sich, dem Anscheine nach unbefangen, ob denn von Laura keine Nachricht da wäre? „Keine!“ sagte Holst. „Haben Sie denn auch keine Muthmaßung, wo sie hingerathen ist? fragte er weiter, und sollten Sie, Mütterchen, indem er sich schnell an Frau Holst wandte und ihr auf die Schulter klopfte, in der That nichts von ihr wissen?“ Frau Holst erröthete und wurde verlegen. „Gestehen Sie nur, fuhr er fort, Sie haben Nachrichten; Sie haben Briefe von ihr, auch ich habe eine entfernte Spur, wollte Gott! daß ich dem armen Mädchen helfen könnte.“ Holst gab seiner Frau einen ernsten Blick, und fuhr mit der ihm eignen Kälte fort: „seit der Entführung durch die Räuber sind wir mit ihrer Geschichte unbekannt, würden uns aber gewiß herzlich freuen, wenn wir durch Ihre Güte er-

was erfahren könnten." Trefurt öffnete die Thüre des Zimmers, welches sie vormahls bewohnt hatte. „Hier! sagte er, hier, indem er überall umher sah, erinnert noch alles an sie." Holst und seine Frau ließen sich auf nichts weiter ein, und Trefurt verließ das Haus mit einem Ingrimm, den er mit aller Mühe, ihn zu verbergen, dennoch nicht ganz zu verheimlichen vermochte. Holst, um keine Blöße zu geben, hielt Laura noch ein Par Tage verborgen, und erklärte nun dem Pfarrer: daß ihn ein nothwendiges Geschäft in einigen Tagen nach der Residenz zu reisen zwinge, erbat sich dazu die Erlaubniß, die ihm, jedoch unter der Bedingung gegeben wurde, ihm den Tag der Abreise bestimmt anzuzeigen. Hiezu verpflichtete er sich auch, indem er in der Absicht, Trefurt, dem er nicht traute, zu täuschen, erklärte, daß er, weil er eine gute Gelegenheit, wenigstens ein wohlfeiles Fuhrwerk suche, noch jetzt den Tag nicht genau bestimmen könnte. Aber so bald es dunkel geworden war, führte er Laura durch sein Gärtchen vor das Dorf, wo schon

der alte Martin, ein Bauer, dem Holst wegen seiner Rechtschaffenheit trauen konnte, mit seinem Wagen hielt, und am folgenden Morgen empfing Trefurt den zurückgelassenen Brief, daß Holst, weil er eine bequeme Gelegenheit gefunden, des Abends zuvor abgereist wäre. Trefurt konnte seinen Unwillen so wenig verbergen, daß er gegen Frau Holst in Schmähungen darüber ausbrach: daß Holst seine Verhältnisse und die Achtung, die er ihm schuldig wäre, so ganz vergessen, und so höchst eigenmächtig gehandelt habe, und kaum verging eine Viertelstunde, so sprengte er auf seinem Reitpferde davon, und kehrte erst am Abende des folgenden Tages zurück.

Amalia, die nicht wußte was vorging, besuchte bei der Abwesenheit ihres Mannes die Holst, ihr Herz war voll von Laura, diese daher auch gleich der Gegenstand des Gespräches, und bei der Überzeugung von Amaliens aufrichtiger Theilnahme, entdeckte ihr die Alte Lauras nächtliche Ankunft und Abreise. „Gott! rief

Amalie, indem ſie die Hände rang, ſollte die Reiſe meines Mannes damit in Verbindung ſtehen? Es ſchweben ſchreckliche Ahnungen vor meiner Seele, aus einigen wenigen dunkeln Fingerzeigen weiß ich mir keinen Zuſammenhang zu deuten: aber Gott erbarme ſich meiner und führe meinen Mann auf eine gute Bahn."

Amalie von ſchwermüthiger Ahnung gepeinigt betete mit Thränen für ihn und Laura, die wohlbehalten an Holſts Seite nach der Reſidenz kam. Indeß dieſer ſeinen Geſchäften nachging, führte ſie ihr Weg zum Hofjuwelier, um ihm die letzte ihrer drei Perlenſchnüre zu verkaufen. „O! ſagte dieſer, habe ich nicht ſchon eine ſolche Schnur von Ihnen gekauft? dieſe Perlen ſind ſo groß, ſo ſchön, ſo rund, daß ſie gewiß zu einem und demſelben Halsbande gehört haben, wenn ich drei ſolcher Schnüre hätte, würde ich mich unendlich freuen; haben Sie nicht vielleicht noch eine dritte? „Nein" ſagte Laura ſeufzend, denn ſie erinnerte ſich der Art und Weiſe, wie ſie verlohren ging. Der

Juwelier ging, um angeblich das Geld zu holen ins Nebenzimmer, zauderte mit seiner Zurückkunft, knüpfte hierauf einige gleichgültige Gespräche an, indem er unter dem mitgebrachten Gelde, die Münzsorte langsam aussuchte, und blickte oft verlegen nach dem Fenster. Auch Laura wurde äußerst bedenklich: „was soll dies bedeuten?“ fragte sie sich selbst. Ein Miethswagen hielt vor dem Hause, ein Polizeibeamter stieg aus demselben und trat in das Zimmer. „Sie heißen?“ fragte er, indem er sich zu Laura wandte. „Laura Herrmann!“ antwortete diese unbefangen. „Sie waren einige Zeit im Hause der Gräfinn Adlerhorst? und haben, fuhr er fort dem Herrn Hofjuwelier eine Perlenschnur verkauft und heute die zweite angeboten?“ beides wurde bejaht. „Und woher hatten Sie, fragte er mit Heftigkeit, indem er sie zornig anblickte, diese kostbaren echten Perlen?“ „Sie sind mein Eigenthum!“ antwortete Laura mit Würde. „Bis Sie dies gehörig bewiesen haben, sind Sie meine Gefangene; aus Schonung fordere ich sie auf, mir in den

Wagen zu folgen, damit Ihre Verhaftung kein Aufsehen errege.“ „Ich werde nicht folgen, antwortete Laura, sondern erregen Sie dies Aufsehen.“ „Aber ich bitte Sie!“ antwortete er verlegen. „Wessen beschuldigt man mich?“ „Darüber bin ich Ihnen keine Antwort schuldig.“ „Ich aber, antwortete Laura mit Entschlossenheit, gehe in diesem Augenblick auf das Criminalgericht, wohin Sie mich, wenn Sie wollen, begleiten können,“ sie eilte nach der Thüre. Er ergriff sie am Arm; „machen Sie nicht, daß ich nach Hülfe rufe!“ sagte Laura, sie riß sich los, und eilte nach dem nahe gelegenen Criminalgericht, der Polizeibeamte folgte schüchtern. Ein alter Mann trat mit ihr zu gleich in die Thüre des Vorsaals. Lauras Äußeres fiel ihm auf, „was wollen Sie hier mein Kind?“ sie erzählte ihm den Vorgang. „Ei, ei! treten Sie doch ein wenig in das Verhörzimmer und auch Sie mein Herr!“ sagte er zu dem Polizeiofficianten. Er setzte sich, bedeutete, daß Laura sich auf einen ihm nahen Stuhl setzen sollte, und sagte, indem er sich zu dem

Polizeibeamten wandte, „machen Sie mich nun mit Ihrer Klage bekannt.“ „Der Gräfinn Adlerhorſt, begann dieſer, verſchwanden drei Schnüre koſtbarer Perlen und ein vorzüglich ſchöner Ring. Sie konnte gegen Niemanden Argwohn ſchöpfen; dieſer aber ward einigermaßen rege, als Mamſell Herrmann, die eine Zeitlang bey ihr die Stelle einer Kammerjungfer vertrat, von ihr der Gräfinn von Ilersheim empfohlen, aus dem Hauſe der letzten insgeheim entwich. Nach einiger Zeit erblickte ſie zufällig bei dem Hofjuwelier, eine von den drei ihr entwandten Perlenſchnüren; er hatte ſie von einem jungen Frauenzimmer gekauft und ſie hatte ein Zeugniß des Pfarrer Trefurt aus Clevenau, daß ihr dieſe Perlenſchnur aus dem Nachlaß ihrer Mutter zugefallen, zugleich überreicht. Die Gräfinn wollte auf ihre Verhaftung antragen; allein auf ihre Anfrage an den Pfarrer Trefurt, erhielt ſie die Antwort: daß ſie auf einer Reiſe nach der Reſidenz wie es heiße unter Räuber gefallen, und bis jetzt keine Nachricht von ihr da wäre. So ver-

ſtrichen einige Wochen. Da ſie aber heute eine Perlenſchnur, der vorigen völlig gleich, zum Verkauf anbot, machte mich der Hofjuwelier, bey dem die Gräfinn Adlerhorſt hierauf angetragen hatte, durch ein Billet mit dem Vorgange bekannt; ich eilte die Inquiſitinn zu verhaften, dieſe aber widerſetzte ſich mit der Erklärung ſich ſelbſt auf das Criminalgericht zu begeben, und ſo ſind wir beide hier erſchienen." „Sie heißen?" ſagte der Richter, indem er ſich zu ihr wandte. „Laura Herrmann." „Laura Herrmann, rief er, eine verehlichte von Wecklitz?" „Ich bin unverheirathet," antwortete Laura. „Unverheirathet? hat ſich Ihre vorgehabte Vermählung mit dem Lieutenant von Wecklitz zerſchlagen?" „Ich kenne niemanden, der dieſen Namen führt." „Sonderbar! aber Sie haben vielleicht eine Verwandte, die mit Ihnen den nämlichen Namen führt?" Nein!" antwortete Laura.

„Kennen Sie den Grafen Bodo von Illersheim?"

„Als einen der edelsten, vortrefflichsten Menschen.“

„So ist er allgemein bekannt; warum schlugen Sie aber denn sein Anerbieten aus?“

„Welches Anerbieten?“

„Haben Sie nie über einen solchen Gegenstand mit dem Doctor Pistorius Briefe gewechselt?“

„Nein!“

„Waren sie Kammerjungfer bei der Gräfinn von Adlerhorst und der Gräfinn von Adlersheim?“

„Ich stand ohne mich dazu hingegeben zu haben, in beiden Häusern eine Zeitlang in diesem Verhältniß.“

„Wie kamen Sie zu diesen Perlen?“

„Sie sind ein Geschenk meiner verewigten Mutter.“

„Wodurch können Sie dies beweisen?“

„Blos durch einige dem Grafen Bodo anvertraute Schriften.“

„Die er Ihnen doch gewiß vor seiner Abreise zurückgegeben, oder für Sie deponirt hat?“

„Nein! ich erhielt nichts zurück und erfuhr seine Abreise erst zufällig.“

„Und keinen andern Beweis haben Sie in Händen?“

„Nicht den geringsten.“

„Durchlesen und unterschreiben Sie diese Aussage.“ Laura erfüllte diesen Antrag. Der Richter betrachtete sie indeß mit Aufmerksamkeit, legte die Hand an die Klingel, hielt noch ein Par Augenblicke bedenklich an, zog die Schnur und ein Bote trat ins Zimmer. „Den Gefangenwärter! sagte der Richter; und indem er sich zu Laura wandte: Ihr Äußeres spricht zu Ihrem Vortheil, aber so wie die Sache steht und liegt, habe ich selbst wichtige Gründe gegen Ihre Unschuld, oder Sie geben sich fälschlich für jene Laura Herrmann aus, die der Herr Graf Illersheim hoher Theil-

nahme werth fand, und so" — er winkte dem Gefangenwärter.

„Hier Wolf übergebe ich ihm diese angebliche Laura Herrmann, er bringt sie in das Gefängniß No. 5, läßt sie mit niemanden sprechen, behandelt sie übrigens mit aller möglichen Schonung. Morgen," indem er sich zu Laura wandte, werde ich die Untersuchung fortsetzen, und werde mich freuen, wen Sie Ihre Unschuld beweisen können." Laura erblaßte beim Anblick des breitschultrigten Gefangenwärters, dem ein dicker borstiger Knebelbart über den breiten Mund herab hing. Doch faßte sie sich bald. „Darf ich, fragte sie, noch eine Bitte wägen?" „Lassen Sie hören." „Der Organist Holst aus Clevenau, der mich seit meinen Kinderjahren kennt, und mit mir hieher kam, wohnt bei seinem Verwandten, dem Gärtner Ankermann in der Vorstadt, darf ich bitten diesem von meinem Schicksale Nachricht zu geben, und seine Aussage über mich zu hören?" „Soll geschehen." Laura verneigte sich schwei-

gend und folgte dem ihr winkenden Gefangenwärter, der ſie eine Wendeltreppe, die nach einem Thurme führte, beſteigen ließ. Er ſchloß einen Gang auf und dann eine Thüre, die in dieſen führte. Laura trat in ein kleines gewölbtes Zimmer, deſſen Fenſter mit eiſernen Stäben verſehen waren, das aber doch ein Bett und einige Meubeln enthielt. Er verließ ſie nun, ſchloß die Thüre zu und ſchob von außen die Riegel vor. In der Einſamkeit überdachte ſie jetzt ihr Schickſal. Daß ſie von der Gräfinn Adlerhorſt gehaßt und verfolgt werde, daß mit dieſer vielleicht mehrere im Bunde ſtänden, hievon hielt ſie ſich überzeugt; allein da die Gräfinn im Beſitz ihres mütterlichen Vermögens war, ſo vermochte ſie ſich nicht ihr Betragen zu enträthſeln; ſie muthmaßte daher, daß Graf Bodo die Briefe dem Fürſten eingehändigt, und dieſer vielleicht durch einen oder den andern Schritt zu ihrem Vortheil, den Unwillen ihrer Gegner entflammt hätte. Manche ängſtliche Beſorgniß erwachte, aber auch zugleich das Vertrauen auf den Vater des Guten

und den Beschützer der Unschuld. Da wurde die Thüre geöffnet, die Frau des Gefangenwärters und Maria ihre funfzehnjährige Tochter traten hinein, deckten den kleinen Tisch, und die Alte forderte sie auf sich das mitgebrachte Essen schmecken zu lassen. „Liebe Mutter!“ sagte Laura, mit ihrer sanften, freundlichen Stimme, ich hoffe zwar, daß mein Aufenthalt hier nicht lange währen soll, könnte ich aber nicht, um der Langweile zu entgehen, irgend ein Buch oder etwas zu stricken und nähen erhalten, vielleicht auch, daß Ihre liebe Tochter eine oder die andere seine weibliche Arbeit zu erlernen Lust hätte, mit Vergnügen bin ich sie zu unterrichten bereit.“ Die Alte schien dies gut aufzunehmen, versprach die Bibel, das einzige Buch, das sie besäße herauf zu holen, rühmte den Fleiß ihrer Tochter, und diese erzählte, daß sie immer große Neigung zum Sticken gehabt, der Vater aber nie die Kosten dazu habe hergeben wollen. Laura holte ihre kleine Börse hervor, gab das erforderliche Geld, um einige Materialien herbeizuschaffen, und

die hocherfreute Mutter, kehrte nach einer Stunde mit ihrem Ankauf und der Hausbibel zurück; und ſchloß ihre Tochter nun mit Laura in dem Zimmer ein. Maria, ein gutes Kind der Natur und nicht ohne Anlagen, faßte ſchnell, was die Lehrerinn ihr zeigte, und die Mutter, die um dieſe zu lohnen nach ein Par Stunden mit einer Kaffeekanne erſchien, wurde über die ſchnellen Fortſchritte der Tochter entzückt; ſo verging auch der Tag heiterer, und Laura ſchlief in der darauf folgenden Nacht, ruhiger als ſie ſelbſt erwartet hatte. Sie erwachte mit jener Ruhe, die von der Unſchuld auch nicht im Kerker weicht; bald ſtellte ſich Maria wieder ein und ſo verfloſſen ein Par Stunden nach dem Frühſtücke, als ſie vom Gefangenwärter zum Verhör herabgerufen wurde.

Der Criminalrath Piſtorius forderte ſie auf, etwas zu ſchreiben. Voll jenes frommen Gefühls, welches ſie noch durch das Leſen der Bibel erhöht hatte, ſchrieb ſie ein Par Strophen des Liedes: „Befiehl du deine Wege“ und ſetzte

auf ſein Verlangen ihren Namen darunter. „Mit was für einem Petſchaft, fragte er, pflegten Sie Ihre Briefe zu beſiegeln?“ „Ich habe nur wenig Briefe geſchrieben, und dieſe wenigen verſiegelte ich mit einem Ringe, der auch ein Geſchenk meiner verſtorbenen Mutter war, es war darauf ein Wappen in vier Feldern; in zwei derſelben waren Palmzweige und in zwei Thürme, auf dem Helm ſtand ein Thurm, an jeder Seite deſſelben ein Palmzweig.“

„Vielleicht war es,“ ſagte Piſtorius, der indeß die Siegel von ein Par Briefen aufmerkſam betrachtet hatte, „das gegenwärtige?“ „Gewiß!“ rief Laura, nachdem ſie einen Blick darauf geworfen hatte. „Können Sie nicht vielleicht aus der Größe und aus dem Abdruck ſchließen, ob dieſe Briefe mit Ihrem Siegelringe verſiegelt wurden?“ Er hielt ihr die Briefe nochmals genauer vor. „Ich wollte beinahe, rief ſie, dafür bürgen.“ Er ſchlug die Briefe aus einander und verglich die Handſchrift mit der des niedergeſchriebenen Liedes.

„Iſt dieſe Handſchrift, fragte er, die Ihrige?“ Laura bat um die Erlaubniß: den Brief näher betrachten und leſen zu dürfen. „Vorläufig noch nicht!“ Er deckte die Hand auf die Schrift. „Aber betrachten Sie dieſe Unterſchrift: ob Sie dieſen Ihren Namen geſchrieben haben, wünſchte ich zu wiſſen.“ Lange betrachtete ſie die Unterſchrift aufmerkſam und erklärte ſie nachher für die Ihrige. „Und Sie ſchrieben niemals, fragte er, an den Criminalrath Doctor Piſtoius?“ „Nie! ſelbſt dieſer Name war mir nicht einmal bekannt.“ „Nun dann! ſagte er mit Unwillen, ſo betrachten Sie doch auch die Überſchrift!“ ſie war an den Criminalrath Dr. Piſtorius. Laura erblaßte. „Nun? fuhr er fort, Ihre weitere Erklärung.“ „Was dieſe Briefe enthalten,“ rief ſie, indem Thränen ihren Augen entſtürzten,“ weiß ich nicht! denn die Pläne der Menſchen, welche mein Verderben beabſichtigen, vermag ich nicht zu enträthſeln.“ „Beſitzen Sie noch den Siegelring?“ „Nein! denn er wurde mir mit einer der drei Perlenſchnüre zugleich geraubt.“ „Er

zählen Sie doch die Geschichte dieser Verau-
bung."

„Nach dem Tode meiner zweiten Mutter der verwittwete Prediger Herrmann, erneuerte die Gräfinn Adlerhorst ihre schon früher von mir abgelehnten Anträge: sich meiner anzunehmen. Ich bat sie daher mir bey einer alten Dame die Stelle einer Gesellschafterinn und Vorleserinn oder in irgend einem angesehenen Hause, die Stelle als Erzieherinn zu verschaffen, und ich glaubte daher, daß die mir vorgezeigten Briefe diejenigen wären, welche ich an die Gräfinn Adlerhorst schrieb. Ich wurde in einer Equipage abgeholt, fand sie nicht zu Hause, wurde aber von ihrer Kammerjungfer, welche mir die Nachricht gab: daß die Gräfinn erst am folgenden Tage von einem Besuch auf dem Lande zurückkehren würde, vorläufig mit ihr das nämliche Zimmer zu beziehen eingeladen. Die Gräfinn erschien; unbekannt mit der großen Welt und dem Tone der Großen, war mir ihr Betragen minder auffallend, als daß ich in dem Zimmer der Kammerjungfer

blieb und einige weibliche Arbeiten übertragen erhielt. Doch forderte ſie mich auch auf, wenn ſie allein war, ihr Einiges in franzöſiſcher und deutſcher Sprache vorzuleſen, befahl mir: ihr einige Beweiſe meiner muſikaliſchen Kenntniſſe zu geben. Ich betrachtete dies als Prüfung, indem die Gräfinn mich nicht ohne Grund empfehlen wolle. So verſtrichen einige Wochen. Ein parmal, da die Kammerjungfer andere Geſchäfte hatte, wurde ich herbeigerufen, um der Gräfinn beim Ankleiden behülflich zu ſeyn, und als ich bei einer ſolchen Gelegenheit an die Erfüllung der mir gemachten Zuſage erinnerte, ward ich freundlich zu einer kurzen Geduld verwieſen. Als ich aber nun häufiger die Stelle der Kammerjungfer vertreten mußte, und ich aufs neue eine Erinnerung wagte, wurde ich in einem unwilligen Tone belehrt: nicht unbeſcheiden zu ſeyn. Ich kannte niemanden in der Reſidenz, war einmal in den Händen der Gräfinn, und wartete daher geruhig: ob mir nicht die Vorſehung irgend eine günſtige Gelegenheit verſchaffen würde, mich meiner da-

maligen Lage zu entziehen. Da ließ mich die Gräfinn eines Tages rufen, und sagte mir: daß ich in einer Stunde zu ihrer Nichte der Gräfinn Illersheim abgehen müßte. Jetzt fragte ich nach meiner Bestimmung in diesem Hause. Die Gräfinn, lautete die Antwort, ist eine edle Frau, Mutter eines einzigen Sohnes, ihr Gemahl einer der gutmüthigsten, rechtschaffensten Männer die ich kenne, und diese, liebes Kind, werden gewiß für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit eifrig sorgen. Ich freute mich aus dem Hause der Gräfinn und aus der Stadt zu kommen, hoffte auf dem Lande leicht einige Bekanntschaft anzuknüpfen, wodurch ich mir selbst einen Ausweg öffnen, oder mein künftiges Schicksal bilden könnte. Ich ward von der Gräfinn Illersheim wieder ihrer Kammerjungfer beigesellt, und mir wurde zugleich angedeutet: daß da diese einer Versorgung entgegen sehe, ich alsdann ganz ihre Stelle vertreten sollte. Ich fühlte mich in diesem Verhältniß höchst unglücklich; da kehrte Graf Bodo von seinen Reisen zurück. Er schien

meinen ſtillen Gram zu bemerken, fand mich einſt zufällig in Thänen, erklärte: daß er mir zu helfen bereit wäre, und ich ihm meine Wünſche ſchriftlich anzeigen möchte. Ich vermied nun ſeine Gegenwart; da aber meine Verhältniſſe immer drückender wurden, überſandte ich ihm durch ſeinen Kammerdiener ein Schreiben meines Pflegvaters, des Pfarrer Herrmann, worin mir dieſer auf dem Sterbebette meine Verhältniſſe auseinanderſetzte, nebſt zwei Briefen an den Fürſten, die ich demſelben einzuhändigen bat, und flüchtete nun, um fernerer unwürdiger Behandlung zu entgehen, zu dem Organiſten Holſt nach Clevenau, den ich ſeit meinen Kinderjahren kannte. Ich erhielt ſeit dem keine Nachricht von dem Grafen Bodo, ſondern erfuhr bloß, daß er nach Italien gereiſt wäre. Da indeß Holſt erkrankte, verkaufte ich zur Unterſtützung des mir theuern Greiſes eine meiner drei Perlenſchnüre. „Und woher kam denn, fragte Piſtorius, indem er ſie ſcharf ins Auge faßte, daß Zeugniß des

Pfarrer Trefurt, dieſe Perlenſchnur aus dem Nachlaſſe Ihrer Mutter ererbt zu haben?"

„Unbekannt mit dem ganzen Werthe meiner Perlen, und der beſten Art ſie zu verkaufen, fragte ich den Pfarrer um Rath und erzählte ihm, wie ich dazu gekommen wäre. Er rieth mir ſolche an den Hofjuwelier zu verkaufen, meinte aber, daß ohne ein Zeugniß, daß ſie mein Eigenthum wären, der Juwelier ſie mir nicht abkaufen, ſondern vielleicht in Beſchlag nehmen würde. Ich äußerte nun meine Beſtürzung hierüber, denn der Verkauf war nothwendig, und da Amalie, Trefurts Gattinn, ſich an ihn mit der Frage wandte, ob mir denn hiebei auf keine Weiſe zu helfen wäre, erklärte er, meinen Worten vertrauend, mir ein Zeugniß, daß ich dieſe Perlenſchnur aus dem Nachlaſſe meiner Mutter ererbt hätte, ausſtellen zu wollen."

Die Wahrheit hievon, meinte Piſterius, ſey zu bezweifeln.

„Wo aber, fragte er weiter, blieb denn die zweite Perlenschnur?"

„Ich, fuhr Laura fort, wollte sie nach einiger Zeit, aus dem nämlichen Grunde verkaufen, als ich auf der Reise von drei Räubern überfallen wurde. Sie nahmen mir, was ich den Werth hatte, die Perlenschnur und den Siegelring, führten mich auf einen Holzweg tief in den Wald, verbanden mir die Augen und drohten mich beim geringsten Laut zu tödten. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch; ich bemerkte: daß die Pferde zweimal gewechselt wurden, wir fuhren einen steilen Berg hinan, ich hörte durch den dumpfen Ton, daß wir durch ein Thor fuhren, man half mir vom Wagen, führte mich durch einige Zimmer und so befand ich mich, als eben die Sonne aufging in einem kleinen Gemache, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren. Eine alte Frau und ein alter Mann nahmen mir die Binde von den Augen, ermahnten mich unbesorgt zu seyn, indem mir nichts Böses widerfahren würde, versorgten mich mit Speisen

und Getränken reichlich, verſchloſſen mich aber doch in meinem Zimmer mit großer Sorgfalt. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, brachte mir mein alter Wächter einen Brief ohne Überſchrift, ich wollte ihn nicht öffnen, that es aber auf ſeine Verſicherung: daß er eine angenehme Nachricht enthalten würde. Ich erkannte ſogleich die Hand eines gewiſſen Eckhof, den ich im Hauſe des Pfarrers zu Clevenau kennen gelernt hatte. Der junge Mann gewann mich durch manche glänzende Eigenſchaft, bewarb ſich um meine Hand, und ich würde ſie ihm gereicht haben, hätte ich ihn nicht von einer höchſt unwürdigen Seite kennen gelernt. Jetzt erneuerte er ſeine Anträge, verſicherte: daß dies nur das einzige Mittel zu meiner Rettung ſey, und er mir ein anſtändiges Auskommen anzubieten im Stande wäre, doch müſſe er mich zugleich bitten: alles Vergangene, ſelbſt den Namen Eckhof zu vergeſſen, und dagegen die Aufrichtigkeit nicht zu bezweifeln, womit er mir, ſobald ich es erlauben würde, alles perſönlich zu entdecken, bereit wäre. Der Alte

bat mich, den Brief nochmals durchzulesen, und ihn dann zurückzugeben. Ich erschrak nicht wenig. War dieser Mann, dem ich einst meine Hand zu geben, im Begriffe stand, und der sich jetzt so sonderbar nahm, vielleicht gar mit Räubern in Verbindung? Ich war auf der Landstraße überfallen, geplündert, und jetzt erinnerte ich mich erst, wie einer der Räuber die Mütze tief ins Auge gedrückt, in einen Mantel gehüllt und durch einen großen, vielleicht falschen Bart unkenntlich gemacht, dem die Andern zu gehorchen schienen, durchaus kein Wort sprach und Eckhofs Größe hatte. Mein jetziger Aufenthalt, der so weit ich ihn kannte, und wie ich nachher bei meiner Flucht erblickte, ein altes verfallenes Schloß war, selbst meine Aussicht in den verwilderten Garten, worin ich nie einen Menschen erblickte, alles bestätigte mich in diesem Argwohn. Ich zitterte vor seinem Besuch, und nur Vertrauen auf den Schutz des Ewigen konnte mir in dieser gräßlichen Lage Muth und Hoffnung verleihen."

„Verstrichen einige traurige Wochen. Die Fragen: auf wessen Befehl ich hier gefangen gehalten würde? wie dieser Ort heiße? wem er gehöre? blieben von meinem Wächter und dessen Frau unbeantwortet. Jede Nacht suchte ich mich wenigstens dadurch vor Überfall zu sichern, daß ich meinen Tisch und Stühle vor die Stubenthüre setzte, und ich freute mich nicht wenig, da mein Wächter mir den Löffel, Messer und Gabel, die er mir zu den Speisen gebracht hatte, zum Gebrauch in meinem Zimmer zurück ließ, durch dieß Messer, welches ich jeden Abend in mein Bette nahm, eine Waffe zur Vertheidigung erhalten zu haben. Es ward in einer Nacht leise an mein Fenster geklopft, ich glaubte: daß meine Einbildungskraft mich täusche; da hörte ich zweimal halblaut meinen Namen rufen, ich sprang aus dem Bette, näherte mich dem Fenster und fuhr erschrocken zurück, denn vor demselben stand ein kleiner Neger, den Hut tief ins Auge gedrückt und in einen Mantel gehüllt. „Erschrecken Sie nicht Laura! sagte er, ich komme zu Ih-

rer Rettung, beantworten Sie nur die eine Frage: hegen Sie wirklich für den Elenden, der ſich um Sie bewirbt, einen ſo unwiderſtehlichen Abſcheu?" Ich wies ihm das Meſſer, welches ich beim Aufſtehen ergriffen hatte, „lieber, rief ich, den Tod als eine Verbindung mit ihm." „Nun die zweite Forderung: Sie wählen nicht wieder Clevenau zu ihrem Aufenthalt, und verbergen den Ort welchen Sie wählen, ſowohl der Gräfinn von Adlerhorſt als der Gräfinn von Illersheim." „Bin ich etwa, fragte ich, in dieſer ihrer Gewalt?" „Öffnen Sie Ihr Fenſter! rief der Neger, es iſt kein Augenblick zu verlieren." Ich gehorchte. „Hier iſt, ſagte er, indem er mir ein Glas reichte, Scheidewaſſer, befeuchten Sie damit recht oft die eiſernen Stäbe Ihres Fenſters, und hier iſt eine Feile, in dieſem Päckchen ein Mantel, ein Hut und in dieſem etwas Reiſegeld, in der Nacht brechen Sie die Stäbe durch, gehen durch den Garten und halten ſich rechts, nachdem Sie zuvor den Mantel und Hut angelegt haben; Sie werden die Mauer unten am Gar-

ten verfallen finden, es iſt leicht herüber zu klettern, zum Überfluß werde ich noch eine Leiter anlehnen, hart an der Mauer ſtrömt ein Fluß, Sie werden auf dieſem einen Mann mit einem Kahne finden, ſteigen Sie ein und überlaſſen Sie ſich ihm.“ Als er mir die Sachen überreichte, bemerkte ich deutlich, daß es kein Neger war, ſondern bloß den ganzen Kopf mit ſchwarzem Flor umwickelt hatte. Ich verbarg alles ſorgfältig unter meinem Bette, und wandte ſogleich das Scheidewaſſer an. Am folgenden Morgen brachte mir mein Wächter einen Brief von Eckhofs Hand. Dieſer ſtimmte mit dem vorigen überein, war äußerſt dringend, betheuerte: daß ich ohne ihn verloren wäre, beſchwor mich um meines Glücks und meiner Ruhe willen, nicht ſeine Anträge abzuweiſen, erklärte: daß er morgen ſelbſt erſcheine, und wenn ich, wie dieß äußerſt nothwendig wäre, mich nach ſeinen Wünſchen entſchloſſen hätte, er mit mir ſofort davon eilen würde, um mich dem ſchrecklichen Schickſale, welches mir durch meine Feindinnen beſtimmt wäre, zu entziehen.

Ich mußte dieſen Brief gleich dem vorigen zurück geben. „Wann wird er eintreffen?“ fragte ich; „die Stunde ſeiner Ankunft weiß ich nicht, antwortete mein Wächter, aber morgen gegen Abend ſoll ein Wagen zur weitern Fortſetzung ſeiner Reiſe vorräthig gehalten werden.“ Hiedurch wurde ich mich dem Plane des Unbekannten anzuvertrauen beſtimmt. Ich machte mit meiner feinen Feile immer tiefere Einſchnitte, beſtrich die eingefeilte Stelle mit Scheidewaſſer, wodurch die Arbeit ungemein erleichtert wurde. Ich ſaß gewöhnlich am Fenſter und da ich beim Eintreten meines Wächters aufſtand und meinen Rücken an die eiſernen Stäbe lehnte, ſo blieb alles unbemerkt; bei meinem Körper bedurfte ich nur das Durchbrechen eines einzigen Stabes, um aus dem Fenſter zu kommen. Die Höhe war unbeträchtlich, ich warf zuerſt meine Geräthſchaften hinaus, entfernte mich um Mitternacht, nahm den Mantel um, ſetzte den Hut auf, und nachdem ich die Börſe worin ſich ein Louisdor, ein Dukaten und einige Thaler Silbermünze be-

fanden, zu mir gesteckt, trat ich die Wande-
rung an. Ohne große Schwierigkeiten ge-
langte ich über die Mauer an den Fluß, fand
den Kahn, setzte mich hinein, der Schiffer eil-
te sofort in die Mitte des starkströmenden Fluß-
ses, und da er selbst aus allen Kräften ruderte,
entfernten wir uns schnell. So ging es die
ganze Nacht durch, mit Tagesanbruch befan-
den wir uns in einer menschenleeren Gegend,
wo dichte Waldungen das Ufer des Flusses be-
deckten, nach ein Par Stunden landeten wir
bei einem einzelnen Hause, aus welchem ein
Jäger hervor trat. Nachdem mein Führer
leise mit ihm gesprochen hatte, empfing er mich
freundlich, lud mich ein in das Haus zu tre-
ten, wo ich seine Frau, einen erwachsenen
Sohn und zwei Töchter fand; man setzte mir
Erdbeeren und Milch vor, und lud mich ein:
ob ich mich nicht umkleiden und niederlegen
wollte. Ich erfuhr auf meine Fragen: daß ich
mich an der Grenze der gräflich Illersheim-
schen Güter befand, daß die Residenz noch zehn,
Clevenau noch fünf Meilen entfernt läge.

Nothwendig bedurfte ich Wäsche und Kleidungsstücke, wollte einige mir werthe Dinge dort nicht zurück lassen, brachte daher durch das Anerbieten eines Ducatens den Jäger so weit: daß er mich mit Anbruch der Nacht dahin führte. Am Dorfe stieg ich aus, klopfte vor Tagesanbruch an das Fenster des alten Holst, der mich einließ und so lange verbarg, bis er mich nach der Residenz bringen konnte. Hier wurde ich, als ich die letzte meiner Perlenschnüre verkaufen wollte, verhaftet."

„Ei! sagte Pistorius lächelnd, ein recht schöner Roman, danke für die angenehme Unterhaltung; aber daß ich dergleichen glauben soll, werden Sie nicht von mir fordern. Alles ist treulich niedergeschrieben und wir wollen nun sehen, wie es sich in der Folge ergeben wird. Jetzt nur die Frage: „befand sich unter Ihren Sachen auch ein kostbarer Ring?" „Ja ich besitze einen kostbaren Ring und auch ein Bild meines Vaters mit einer kostbaren Einfassung." „Und wer war Ihr Vater?" „Prinz

Eduard, insgeheim mit meiner Mutter der Baronesse von Palmburg vermählt." „Vergessen Sie nicht, welcher harten Bestrafung Sie sich durch dergleichen Äußerungen schuldig machen." „Man hat mich zur Verzweiflung gebracht und darum muß ich das Äußerste wagen." „Wo ist der Ring und das Bildniß? die Gräfinn Adlerhorst behauptet: daß Sie ihr den ersten entwandt haben." „Dann bitten Sie die Gräfinn um eine genaue Beschreibung des Ringes, den sie vermißt, und nur wenn die Beschreibung mit meinem Ringe überein kommt, dürfte die Beschuldigung einen Grund haben." „Würde allerdings etwas entscheiden; aber wo sind diese Pretiosen?" „In meinem Kasten, den Holst mit hieher brachte." „Warum aber hat Holst, als er Ihre Verhaftung erfuhr, sich sogleich entfernt und diesen Kasten mitgenommen?" „Wahrscheinlich um mir mein Eigenthum zu erhalten, und sich selbst nicht meinen Feinden Preis zu geben." „Wird sich alles in wenig Tagen ergeben!" sagte Pistorius und klingelte. „Wolf, sagte er zu dem hereintre-

tenden Gefangenwärter, ſey er auf ſeiner Hut, daß ihm die Gefangene nicht entwiſche!“ „Wodurch habe ich dieſen Verdacht verdient?“ „Durch Scheidewaſſer und Feilen, antwortete Piſtorius, und laſſe er durch ſeine Frau eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellen, ob nicht etwas der Art im Gefängniſſe oder bei der Inquiſitinn verborgen iſt.“

So vergingen mehre Wochen, da wurde das Verhör erneuert. Piſtorius ſagte: daß er nun Briefe von dem Grafen Bodo erhalten habe; er gab jetzt an Laura die Briefe, welche er ihr ſchon gewieſen hatte. Beide enthielten, die Bitte: die Einlage an den Grafen Bodo von Illersheim zu befördern, von dem ſie beauftragt wäre, ſolche unter ſeiner Adreſſe an den Herrn Criminalrath zu überſenden. Laura äußerte bey Betrachtung der Briefe an den Grafen: daß es ihr Siegel und auch ihre Hand wäre, ſie halte aber beides für nachgeahmt. Sie las die Briefe an den Grafen; der erſte enthielt eine Dankſagung für den Glückwunſch;

zu ihrer Verlobung und eine Bescheinigung über die ihr zurückgesandten Schriften. Der zweite stattete den rührendsten, gefühlvollsten Dank ab für die edle Absicht des Grafen, ihr mit Lindenthal, das ihr ewig theuer und unvergeßlich seyn werde, ein Geschenk zu machen; allein gerade die Größe des Geschenks werde Neid und Verläumdung erregen, und hiedurch das Glück ihres Lebens stören. Sie kenne das edle Herz des Grafen, würde ihm daher gerne jedes Glück verdanken, sie wisse aber nicht in wiefern ihr künftiger Gatte von aller Eifersucht frei sey; daher müsse sie das ihr zugedachte Geschenk jetzt ablehnen; allein wenn der Herr Graf seine Großmuth bis auf den Punkt ausdehnen wolle, es ihr aufzubewahren, und sie dann noch seiner Theilnahme nicht unwerth fände, so würde sie vielleicht nach wenig Jahren von seinem edlen Anerbieten Gebrauch machen können.

„Welche Abscheulichkeiten! rief Laura, nie schrieb ich einen Buchstaben davon." „Wird sich in der Folge ergeben, sagte Pistorius, der Orga-

niſt Holſt iſt auch von ſeiner Behörde in Ihrer Sache vernommen, ſein Zeugniß iſt Ihnen nicht unvortheilhaft. Ihre ſämmtlichen Sachen, in Ihren Kaſten verpackt, ſind angekommen, die Schlüſſel hat Holſt ſelbſt verſiegelt.“ Er klingelte, der Kaſten ward herein gebracht und die Siegel abgenommen. Er ſchloß ihn auf und machte ein Verzeichniß von allen darin befindlichen Sachen. „Hier, ſagte er, als er ſolches beendigt hatte, iſt weder Ring noch Gemälde, wo ſind denn dieſe?“ „Darf ich, fragte Laura, zuerſt anfragen, ob die Gräfinn Adlerhorſt eine Beſchreibung ihres Ringes eingereicht hat?“ „Hier iſt nicht Zeit und Ort mich zu befragen, ſondern auf meine Fragen zu antworten.“ „In meiner Einſamkeit hatte ich Zeit über mein Schickſal nachzudenken und einen feſten Entſchluß zu faſſen, ich kann daher auf keine Frage antworten, bis ich weiß: ob die Gräfinn Adlerhorſt die Beſchreibung eingereicht hat.“ „Und ich verlange zuerſt Antwort auf meine Frage! — nun?“ Laura ſchwieg. „Sollen etwa Zwangsmittel gebraucht werden?“

„Meiner letzten Vertheidigung kann ich mich nicht begeben, es erfolge auch was da wolle.“ „Wir wollen sehen!“ rief entrüstet Pistorius und klingelte. „Wolf! er legt der Inquisitinn Fesseln an und führt sie in das gewöhnliche Diebsgefängniß.“ Wolf zauderte einige Augenblicke. „Ich will Sie nicht durch meine Thränen, nicht durch mein Bitten bestechen,“ sagte Laura, „thun Sie was Pflicht und Gewissen erheischen; aber vor einem Richterstuhle, vor dem wir einst beide stehen, wird meine Unschuld auch offenbart werden.“ Wolf trat mit den Fesseln hinein, ruhig reichte ihm Laura die Hand. Pistorius winkte. Wolf statt sie anzulegen entfernte sich. „Ich will das Äußerste thun, sagte Pistorius, hier ist die Erklärung der Gräfinn Adlerhorst; wenn aber auch nun der Ring, den sie besitzen, nicht mit der Beschreibung übereinstimmt, so ist noch dadurch nicht Ihre Unschuld und daß Sie den Ring derselben nicht besessen haben erwiesen, sondern nur, daß Sie einen andern kostbaren Ring besitzen, der vielleicht neuen Verdacht erzeugen kann. Hören

Sie also an, und, erhalte ich aber auch nun nicht gehörige Auskunft, so haben Geduld und Sanftmuth ein Ende.“ Er las: „der von mir vermißte Ring gehörte meinem verstorbenen Gemahl, ich bin ihn daher auch nicht ganz bestimmt zu beschreiben im Stande, kann daher blos anzeigen: daß es ein kostbarer Brillantring war, etwas altmodisch gefaßt, in der Mitte ein großer Stein, wenn ich nicht sehr irre, wieder mit einigen großen Steinen und dann mit einigen Reihen kleiner umgeben.“

. . . . . .

„Gottlob! sagte Laura, indem sie die Hände zum Himmel erhob. Wollen Sie es mir erlauben, alles aus dem Kasten fortzunehmen?“ Pistorius öffnete ihn, Laura nahm aus einem darin befindlichen Schuh ein rothseidenes Nadelkissen, trennte dies schleunig auf. Es war ein Solitair, ein großer, röthlicher Brillant, „und hier,“ sie überreichte ihm das Gemälde des Prinzen in einer kostbaren Einfassung, auf der andern Seite war unter einem E. von Brillanten eine Harlocke befestigt, „und

hier!" sie überreichte ihm noch ein Papier. Es war ein von Zeugen unterschriebenes und vom Pfarrer Herrmann ausgestelltes Zeugniß, über die insgeheim vollzogene Vermählung der Baronesse von Palmburg und des Prinzen Eduard, und ein Taufschein von dem nämlichen ausgestellt, worin er bezeugte, daß Laura, die Tochter der Baronesse von Palmburg und des Prinzen Eduard wäre und worin er zugleich bescheinigte, daß er sie unter dem Namen Laura Herrmann erzogen habe. Pistorius wurde äußerst bedenklich. „Wir wollen, sagte er, das Verhör schließen und zuvor höhere Entscheidung erwarten. Doch, sagte er, wenn Sie bestimmt diese Laura Herrmann sind, welche mit dem Grafen Bodo in Briefwechsel stand, so sind Sie auch gemäß der Urkunde, die ich darüber in Händen habe, Besitzerinn von Lindenthal, könnten als solche Bürgschaft stellen und sofort der Haft entlassen werden." „Mir ist die edle Absicht des Grafen in Betreff des Gutes Lindenthal völlig unbekannt, ich habe dies Geschenk weder erhalten noch angenommen, kann

alſo von Ihrem gütigen Anerbieten, ſo dankbar ich ſolches auch erkenne, keinen Gebrauch machen." „Nach Belieben!" ſagte Piſtorius. Laura unterſchrieb das Verhör und ging in ihr Gefängniß zurück.

Ohngeachtet ihrer traurigen Lage war ihre Seelenruhe größer als die der Gräfinn Iſabella. Dieſe hatte ſich zur Durchſetzung ihrer Pläne Menſchen anvertraut, welche ſie durch ihre Forderungen ängſtigten, und von welchen ſie verrathen zu werden befürchten mußte. Oft fragte ihr Gemahl: was ihr fehle? wenn er ihre Unruhe und ihre fieberhafte Hitze bemerkte; ſie entſchuldigte ſich mit Krankheit und fühlte ſich doppelt unglücklich, keinen Vertrauten ihrer Leiden zu haben; denn daß ihre ränkenvolle Tante und Vertraute, die Gräfinn Adlerhorſt, bei dieſem miſslichen Handel durchſchlüpfen und ſie, ſobald es ihr vortheilhaft wäre, ohne Bedenken Preis geben würde, davon hielt ſie ſich überzeugt. Schon näherte ſich der Winter, die ganze Umgebung des Schloſſes bekam die traurige Geſtalt einer

herbstlichen Landschaft, die Besuche wurden bei der schlechten Jahreszeit seltener angenommen und abgestattet, und so lebte Isabella im Schooße des Überflusses, durch Angst, Sorge und Vorwürfe des eignen Gewissens gepeinigt. Da erkrankte der kleine Robert. Für ihn hatte sie alles gethan, und sollte nun eine rächende Nemesis ihn jetzt ihren Armen entreißen? Dieß raubte ihren Nächten den letzten Schlaf; in einer wahren Leichengestalt schwankte sie einher, saß den größten Theil der Nächte am Bette des kleinen Kranken, obgleich dessen Lage noch nicht gefährlich war. Sie bestimmte ihren Gemahl einen Eilboten nach einem der berühmtesten Ärzte zu senden, damit dieser mit Extrapost schleunig zur Rettung ihres Sohnes herbei eilen möchte. Sie berechnete die Stunde, wenn er eintreffen könnte, er kam nicht; vergeblich suchte ihr Gemahl ihr auseinander zu setzen: daß die Rechnung falsch wäre, der Arzt unmöglich ankommen könnte, ihm auch die Krankheit ihres Sohnes nicht so gefährlich scheine. „Haben Sie denn, rief sie mit Un-

willen, vergeſſen, daß der Älteſte ihrer Familie jederzeit unglücklich iſt? Ihnen wurden durch einen ſchändlichen Betrug die Güter entzogen, Ihr jüngerer Bruder wurde Lehnsherr, Ihr einziger Sohn, der künftige Lehnsherr" — „Wie glücklich, rief Albrecht, war ich ſonſt, als ich dies abſcheuliche Geheimniß nicht wußte; o könnte ich noch jetzt ausmitteln, daß es eine Lüge wäre, ich würde es für das größte Glück meines Lebens halten! Mein Bodo, mein guter Bodo! an ihm hing ſonſt meine ganze Seele, jetzt, wenn ich an ihn denke, iſt es, als ob ein böſer Dämon jede gute Empfindung, jede Bruderliebe in meinem Herzen erſtickt. O wahrlich dieſe Entdeckung, daß ich der eigentliche Lehnsherr wäre, hat mich ſehr unglücklich gemacht!" „Auch dies noch!" rief Iſabella und rang ängſtlich die Hände. „Der junge Herr Ehlmann!" ſagte ein hereintretender Bedienter. „Ich kann ihn jetzt unmöglich ſprechen!" „Er bittet dringend, Sachen von der größten Wichtigkeit." „Was kann dieſer Menſch wichtiges haben? fragte Albrecht, laſ-

sen Sie ihn kommen." „Nein, Nein! rief Isabella, er soll in mein Schreibzimmer gehen." „Theure Isabella! sagte Albrecht, indem er ihre Hand ergriff: dieser Ehlmann wurde als ein schöner talentvoller und gewandter Knabe von Jugend an von mir mit einem gewissen Wohlwollen betrachtet, allein Bodo konnte ihn nie leiden, er ist, sagte er oft: eben so leichtsinnig und selbstsüchtig als verschmitzt und tückisch; wir wollen ihn um des braven Vaters willen unterstützen, uns aber mit ihm weiter nicht befassen. Ich gestehe, daß ich dieß Urtheil vergaß, die glänzenden Eigenschaften des jungen Mannes gewannen ihm mein Wohlwollen; allein er hat sich auf der Universität schändlich benommen, ich habe Dinge von ihm erfahren" — „Was, was haben Sie erfahren?" fragte Isabella heftig. „Streiche, die einen sehr tiefen Schatten auf ihn werfen, und schenken Sie ihm daher Ihr Vertrauen nicht." „Was hat er gethan, was wissen Sie? ich bitte erklären Sie sich" — „Er besitzt die Kunst fremde Hände nachzumalen, hat daher

Briefe geschrieben, wodurch großes Unglück hätte veranlaßt werden können, und sich nachher mit einer Keckheit genommen." — Isabella sank ohnmächtig auf dem Sopha nieder. Francisca, die ohne daß er es bemerkt hatte, während des Gesprächs in das Zimmer gekommen war und die letzte Äußerung des Grafen gehört hatte, that einen lauten Schrei, und sank zu seinen Füßen." Verzeihung! Erbarmen, gnädigster Graf! noch ist alles zu verbessern." „Hilf der Gräfinn! rief Albrecht erstaunt, nachher das Übrige." Sie waren um Isabellen beschäftigt, da tönte ein Posthorn. Isabella erwachte. „Der Arzt, der Arzt!" rief Isabella; sie schien plötzlich neue Kräfte zu bekommen; der Wagen hielt. „O! rief sie, nur sogleich zu meinem Robert." „Graf Bodo! Graf Bodo!" tönte es im Vorzimmer. Ein Bedienter riß die Thüre auf: „Der Herr Graf ist angekommen!" Isabella taumelte auf das Sopha. „O! rief Francisca, erflehen Sie mir Verzeihung, Graf Bodo wird mir sonst nimmer vergeben."

Isabella war wieder ohnmächtig geworden, Graf Bodo blieb staunend in der Thüre stehen. Zuvörderst wurde Isabella auf ihr Bett gebracht. „Haben Sie Herrn Ehlmann erlaubt?“ fragte ein Bedienter den Grafen Albrecht, nachdem das erste Getümmel vorüber war, und nun erfolgte die Nachricht: daß Ehlmann den kleinen Araber, das Lieblingspferd des Grafen selbst gesattelt, und wie ein Rasender davon gesprengt wäre. Jetzt glaubte Albrecht, daß hiemit Francisca's Flehen im Zusammenhange wäre; sie wurde gerufen und nirgend zu finden. Man hatte sie nach dem Garten laufen sehen; der Graf befahl, ihr nachzueilen. Kaum aber war dieser Befehl ertheilt, als der Gärtner mit seinen Leuten sie ohngeachtet des heftigsten Widerstandes herbei brachte. Er hatte sie in dem Augenblicke, da sie sich in den Teich stürzen wollte, zurück gehalten und um Hülfe gerufen. „Setzen Sie ihm nach! rief Francisca, eilen Sie! er hat im Schreibzimmer der gnädigen Gräfinn den Secretair erbrochen.“ Albrecht wollte Befehle zum Nachsetzen ertheil-

len, Bodo hielt ihn einen Augenblick zurück. „Waren die Juwelen der Gräfinn, fragte er, in ihrem Schreibzimmer oder Secretair?" „Nein, die sind in der Toilette auf dem andern Flügel des Schlosses! aber vielleicht ein oder der andere Ring und wie ich gewiß weiß eine nicht unbeträchtliche Summe in Golde." Albrecht wollte aufs neue Befehle ertheilen. „Ich bitte dich, sagte Bodo, überlaß den Böswicht aus Schonung für seinen alten, redlichen Vater, seinem Gewissen und seinem Schicksal, und indem er sich zu Franciska wandte, was bestimmte ihn zu dieser Flucht?" „Ich will alles entdecken!" rief sie.

Ganz außer sich kam er heute zu mir. „Franciska! rief er aus: in diesem Augenblick erfahre ich, Pfarrer Trefurt ist plötzlich gestorben, sein Nachlaß ist von der Obrigkeit versiegelt; bei ihm sind Lauras Briefschaften aufbewahrt. Findet man diese, die ich, wie du weißt, in seine Hände brachte; hat er noch vielleicht einen oder den andern meiner Briefe aufbe-

wahrt, ſo bin ich verloren; nur Flucht kann mich retten." Er hatte ſich bei der gnädigen Gräfinn melden laſſen, dieſe zauderte zu erſcheinen, er bat mich ein Gehör zu beſchleunigen, und ich hörte bei meinem Eintritt in das Zimmer: daß der Herr Graf ſchon mit Ehlmanns Verbrechen und den von ihm nachgemachten Briefen bekannt war, fürchtete nun ſelbſt in ſein Schickſal verwickelt zu werden, alle Hoffnung auf Erdenglück hatte ich verloren, daher war ſchon längſt der Gedanke an Selbſtmord in meiner Seele.

Meine Gründe und die ganze unglückliche Veranlaſſung dazu ſchrieb ich ſchon ſeit einigen Wochen allmählich nieder, legte ſolche, ehe ich zur Ausführung meines Entſchluſſes nach dem Garten eilte, auf meinen Arbeitstiſch; dort wird man alles finden."

Jetzt kam der Arzt, er fand Iſabellens Lage weit gefährlicher, als die ihres Sohnes; Bodo begab ſich indeß zu dem Juſtiziarius Ehlmann, machte den ehrwürdigen Greis allmählich mit der Flucht ſeines Sohnes bekannt; der

Alte forderte: daß man ihm nachſetzen, ihn durch Steckbriefe verfolgen ſolle. „Du ſollſt, ſagte er, das Recht nicht beugen! und ich habe als Richter geſchworen. Man hat aus Schonung für dieſen alten grauen Kopf mir das nicht entdeckt, was er auf der Univerſität verübt hatte; allein ich habe dennoch erfahren, daß er die Hand eines ſeiner Commilitonen nachgeahmt, falſche Wechſel auf deſſen Namen gemacht, nachher alle Schuld auf ihn zu bringen geſucht habe, und blos aus Schonung für den Superintendenten, von dem ein Verwandter mit in die Sache verwickelt war, und durch Verwendung eines Profeſſors meines Univerſitätsfreundes iſt er mit der Relegation davon gekommen, die Sache übrigens unterdrückt worden.

Auf Bodos Rath ward nun zuerſt Franzikas Aufſatz geholt. Er las, indeß Ehlmann, der Anſtalten zur Nachſetzung ſeines Sohnes gemacht hatte, alle Empfindungen ſeines Herzens unterdrückte und mit der Aufmerkſamkeit eines Richters zuhörte.

„Verzweiflung ist mein Loos! die Fäden, welche ich unauflöslich verwickeln half, zerreißt mein Tod, die Schande der Verbrecherinn folgt mir ins Grab, und ach! ich war einst schuldlos und gut, hatte den redlichen Vorsatz, es zu bleiben, und will noch durch mein Geständniß verbessern so viel ich vermag. Meine frommen Eltern erzogen mich in ihrem Geiste, mein Äußeres war höchst vortheilhaft und ich erregte hiedurch die Aufmerksamkeit der edeln Baronesse von Palmburg, auf deren Gute Lindenthal mein Vater Verwalter war. Die Verewigte betrachtete mich mit Wohlwollen, sorgte für meine Bildung und Unterricht, und beförderte beides, da sie mich als Kammermädchen in ihre Dienste nahm. Allein sie lebte einsam und ich wurde ihr bald mehr als meine anfängliche Bestimmung verhieß; zuerst Vorleserinn, bald nachher, da sie ungern schrieb, sagte sie mir ihre Briefe in die Feder. So entsprang Vertrauen und sie ward bald meine mütterliche Freundinn. Doch meine Bildung, die ich auf diese Weise erhielt, trennte mich von meinen

Verwandten und Jugendgespielinnen, sie beschuldigten mich des Stolzes, nannten mich, wenn gleich nur aus Spott, die schöne, die weise Franziska, und so entsprang ein gewisses dunkles Sehnen, durch meine Bildung über meinen vorigen Stand erhaben, eines vorzüglichen Glückes nicht ganz unwerth zu seyn. Vielleicht trug hiezu selbst ein gewisses Geheimniß bei, welches ich erst allmählich entdeckte. Zuweilen erhielt die Baronesse den Besuch eines einfach gekleideten, aber schönen Mannes, der sich durch seinen Anstand auszeichnete, entweder in einem Gartenhause, oder in dem Zimmer neben der Orangerie, und der nur selten, und dann erst in der Dämmerung durch eine Hintertreppe, in ihre Zimmer kam. Häufiger war der Besuch des Pfarrer Herrmann, des ehemaligen Erziehers der Baronesse, der seine Gattinn und seine kleine Tochter Laura gewöhnlich mitbrachte, und die Kleine, wie man mir damals sagte, von der Baronesse aus der Taufe gehoben, wurde von ihr mit ausgezeichneter Liebe behandelt. Da das Kind heran

wuchs, erſtaunte ich oft über ſeine Ähnlichkeit mit der Baroneſſe. Dieſe fand ich einſt nach dem Beſuche des Fremden in Thränen; er kam nicht wieder, ſie ward immer ſchwermüthiger und bei meinem Vorleſen oft zerſtreut; nur die Zeitungsblätter, ihr vormals gleichgültig, wurden jetzt mit der größten Sehnſucht erwartet; zuerſt mußte ich ihr immer die kriegeriſchen Begebenheiten vorleſen, und als die Zeitungen einſt die Nachricht enthielten: daß Prinz Eduard, in der Schlacht tödtlich verwundet, nach ein Par Tagen geſtorben wäre, that ſie einen lauten Schrei und ſank in Ohnmacht. Durch meine Bemühung ermunterte ſie ſich wieder; aber ein geheimer Gram verließ ſie nicht mehr; oft weinte ſie im Stillen, ihr Herz bedurfte einer Vertrauten, und daher entdeckte ſie mir einſt: daß Prinz Eduard ihr Gemahl geweſen wäre, und aus der Ähnlichkeit der Züge folgerte ich nun, was ich nie aus ihrem Munde erfuhr, Laura ſei die Frucht dieſer Ehe. Die Baroneſſe ſtand mit ihrer ältern Schweſter der Gräfinn Adlerhorſt in keinem ſchweſterlichen

Verhältniſſe, doch beſuchten ſie ſich zuweilen; beſonders brachte die Gräfinn während der ſchönen Jahreszeit nicht ſelten ein Par Tage in dem reizenden Lindenthal hin. Die übrigen Damen behandelten mich als eine gewöhnliche Kammerjungfer; nur die Gräfinn, dieſe ſonſt ſo ſtolze Frau, zeichnete mich aus, behandelte mich mit Freundlichkeit, ſelbſt mit einem gewiſſen Vertrauen und erwarb ſich hiedurch bald meine herzliche Zuneigung. Sie ſchien von der geheimen Vermählung der Baroneſſe etwas zu wiſſen, ſuchte darüber von mir völlige Gewißheit zu erhalten, und ich war ſchwach genug, mir alles, was ich wußte, abſchmeicheln zu laſſen, erſchrak aber augenblicklich über die an meiner Wohlthäterinn verübte Treuloſigkeit. Der feinen Gräfinn entging dies nicht, freundlich klopfte ſie mir auf die Schulter. Gutes Kind! ſagte ſie, erſchrick nicht, du verkennſt mich; meine Schweſter würde freilich, wenn ſie wüßte was du mir verrathen haſt, dir ſolches, bei ihrer ſtrengen übertriebenen Tugend als ein Verbrechen ausdeuten, allein die Gefälligkeit eines

so lieben guten Mädchens als du bist, bin ich nicht zu verrathen, nur zu belohnen im Stande! Sie schenkte mir ein kleines Halskreuz und alles schien vergessen. Als ich ihr am Abend beim Auskleiden half, fragte sie scherzweise: ob ich noch keinen Liebhaber hätte? Erröthend verneinte ich dies, und sie setzte hinzu: freilich kann dich meine Schwester nicht entbehren, aber sie sollte doch auf deine Versorgung denken; denn glaube mir, liebe Franciska! ist einmal die Rosenzeit des Lebens für ein Mädchen verschwunden, so ist für sie auch alle Lebensfreude dahin, und so wie ihre Jahre sich vermehren, so steht sie immer einsamer und zuletzt verspottet da. Was meinst du zu dem jungen Feldin, dem Sohne meines Pächters? Der Alte hat gewiß ein schönes Vermögen gesammelt, er ist freilich ein Geizhals, und wird sich nach einer reichen Schwiegertochter sehnen: allein ich will selbst etwas zu deiner Aussteuer beitragen; der junge Mann hat ernste Absichten auf dich, darf er hoffen?" „Schweigend küßte ich ihre Hand, den schönen jungen Mann

hatte ich bisher nur in der Kirche und ein par-mal zu Pferde gesehen und jederzeit mit innigem Wohlwollen betrachtet. Jetzt hörte ich noch, daß er reich war; auf die Unterstützung der Baronesse konnte ich hoffen; die Gräfinn, welche ich damals für reich hielt, versprach meine Aussteuer zu vermehren, und so blickte ich einer herrlichen, frohen Zukunft entgegen. Als ich nach ein Par Tagen im entferntesten Theil des Parks spazieren ging, und auf einer Rasenbank, wo ich neben einem kleinen rauschenden Bache zu sitzen pflegte, meinen Platz genommen, trat Carl aus dem angrenzenden Gebüsch. Der sanfte, bittende Ton seiner schönen männlichen Stimme, die Versicherung: daß er sich schon längst nach diesem Augenblicke gesehnt habe, mich mit dem unauslöschlichen Eindruck, den meine Reize auf ihn gemacht hätten, bekannt zu machen, war mit der Bitte um meine Hand begleitet. Ich lebte bisher in großer Abgezogenheit, Carl war der erste junge Mann, der mit solchem Feuer, solcher Innigkeit mit mir sprach; ich entschuldigte mich, mit unserer we-

nigen Bekanntſchaft und nun wurde ich von ſeinen Bitten beſtürmt, ihm eine Zeit zu beſtimmen, worin ich ihm zuweilen an dieſem einſamen Ort, wo uns gewiß niemand bemerke, einige Augenblicke ſchenken wolle, um ihn und ſein Herz näher kennen zu lernen.

Ich war ſo ſchwach dies einzugehen und ſo war der erſte Schritt zum Verderben gethan. Da wir uns nicht häufig ſprechen konnten, ſo erfolgte bald ein geheimer Briefwechſel; der junge Mann ſchrieb feurig und gut, und ſo willigte ich ein, daß er ſich um meine Hand bewerben möchte. Er verſprach dies zu thun, erklärte aber: daß er die Härte der Baroneſſe und meines Vaters ſcheue, der kein Freund des ſeinigen wäre. Ich fiel darauf, daß er an mich in einem ganz fremden Tone ſchreiben, mir ſeine Hand antragen und erklären ſollte: daß wenn er überzeugt wäre, keine Fehlbitte zu thun, er alles aufbieten wolle, um ſeinen Vater, dem die Sache noch ein Geheimniß wäre, und auch meinen Vater, bey dem er ſich meine

Verwendung erbat, dafür zu gewinnen. Dies Schreiben erhielt ich.

Die Baroneſſe, der ich mich jetzt entdeckte, war der Sache nicht völlig entgegen, doch äußerte ſie hinreichend, daß ſie ihr nicht ganz lieb wäre. Mein guter, redlicher Vater — o hätte ich auf ſeine Warnungen geachtet! wurde, ſobald ich ihm den Brief zeigte, äußerſt empört, er betheuerte: der alte Feldin wäre einer der ſchändlichſten Menſchen, dem nichts als ſein Gewinn heilig wäre; und der Sohn, der ſich noch überdem durch Selbſtſucht und Anmaßung auszeichne, wäre dem Vater nicht ungleich. So war das ſchöne Gebäude meiner Hoffnungen von denjenigen zertrümmert, die mir auf Erden am liebſten waren. Überzeugt, daß ſie mein Glück wünſchten und indem ich erwog, wie viel ich ihnen ſchuldig wäre, hoffte ich, ſo weh dieß meinem Herzen that, noch Kraft genug zu haben, mit Carl zu brechen und ihm dieß ſelbſt zu ſchreiben. Da erfolgte ein Beſuch der Gräfinn Adlerhorſt, mein innerer Schmerz blieb ihr nicht unbemerkt, liebreich forſchte ſie

nach dem Grunde, unter Thränen entdeckte ich mich ihr. Sie nannte das Benehmen der Baroneſſe und meines Vaters böſe Laune, und Folge von der gegen den armen Carl aus Neid verbreiteten Verläumdung, fragte: ob ich ihn von einer ſo nachtheiligen Seite kennen gelernt hätte? und ach, mein Herz wurde bald ſein Fürſprecher. Die Gräfinn hatte ſich meines Vertrauens bemächtigt, ſie verſicherte mich, die Zeit bewirke viel, ſie wolle ihren Einfluß aufbieten; rieth mir aber, mit dem jungen Mann nicht zu brechen, ſondern ihn, den meine Härte beinähe zur Verzweiflung brächte, durch meinen Troſt wieder aufzurichten. Ich gab der Lockung Gehör und das geheime Verſtändniß wurde fortgeſetzt, ich immer reifer zum Verderben; denn in einem unglücklichen Augenblicke hatte ich durch glühende Leidenſchaft fortgeriſſen, alles vergeſſen, und nun ward erſt die Kralle des Teufels, der mich ergriffen hatte, ſichtbar. Die Gräfinn Adlerhorſt ſagte mir: die Baroneſſe, welche mich nicht entbehren könne, wäre bloß daher unerbittlich; mein Va-

ter aber, der ganz von ihr abhängig wäre, mußte sich wohl nach ihrem Willen fügen. Auch Carl, mit dem ich zuweilen im Park zusammen traf, erklärte die Baroneſſe für die Störerin unſeres Glücks und ſo trat bald Unwille gegen dieſe meine Wohlthäterin an die Stelle der ihr ſchuldigen Dankbarkeit. Mein Vater ſtarb und Carl, durch den ich immer tiefer ſank, pries mir unaufhörlich die Gräfinn Adlerhorſt, ihre Großmuth und betheuerte: daß, wenn ich mir nur ihre Gewogenheit erwerben könne, unſerm Glück und unſerm Wohlſtande nichts entgegen ſtehe. Schon lange kränkelte die Baroneſſe, ein ſchleichendes Fieber durch Gram erzeugt und genährt ließ, als ſie bettlägerig wurde, alles für ſie fürchten. Da erfolgte ein Beſuch der Gräfinn Adlerhorſt, dieſe ſagte, als ich beim Auskleiden allein mit ihr im Zimmer war; Gott verlängere, dieß iſt mein ſehnlichſter Wunſch, die Tage meiner guten Schweſter; aber wenn ſie ſterben, ich Lindenthal erhalten ſollte, dann würde ich für die Heirath mit deinem Carl ſorgen, ihm die Ver-

waltung Lindenthals übergeben, wo Ihr gewiß ein recht glückliches Leben führen solltet.“ Doppelt wünschte ich jetzt die Verbindung mit ihm, da ich bereits die Folgen des verbotenen Umganges empfand, und von der strengen Tugend der Baronesse fürchtete, daß sie, wenn sie mein Vergehen entdecken sollte, das Legat von drei tausend Thalern zurück nehmen würde, das sie mir in ihrem Testamente ausgesetzt hatte. Da mich nun die Gräfinn fragte: ob ich etwas von dem Testamente wüßte? entdeckte ich mich ihr ganz und erzählte auf ihr Befragen, daß ich im Namen der Baronesse in Bezug auf dieß Testament ein Par Briefe an die Gerichte geschrieben, welche sie bloß unterzeichnet hätte. Sie äußerte nun: daß die Baronesse doch wohl einen Empfangschein habe, und dieß, so wie die Frage: ob ich wüßte wo sie ihn aufbewahret? wurde von mir bejaht. Nun, sagte sie lächelnd, dann ist dein Glück, wenn du solches nicht selbst von dir stoßen willst, gewiß. Ich hielt dieß für eine Anspielung auf das Legat, aber noch am Abend des nämlichen

Tages forderte Carl: daß ich einen Brief im Namen der Baroneſſe an die Gerichte ſchreiben, dieſen den Empfangſchein überreichen, und ſie auffordern ſolle, das Teſtament der Baroneſſe an die Gräfinn Adlerhorſt zurück zu liefern. Ich ſollte dieſen Brief der Baroneſſe, wenn ſie gerade verſchiedene andere Dinge unterſchreiben wollte, zur Unterſchrift insgeheim unterſchieben, mit ihrem Wappen verſiegeln, die Überſchrift machen, und dieß der Gräfinn, die in ein Par Tagen ihren Beſuch bei der Kranken erneuern würde, einhändigen.

Noch bevor ich vor dem Verbrechen, entdeckte ihm, was mir ſelbſt durch dies Teſtament zugeſichert wäre, und erhielt nun die Zuſage: daß die Gräfin, hiemit bekannt, mir nicht nur dieß auszuzahlen, ſondern mich auch überdem auszuſteuern zugeſagt habe, und um nicht von uns verrathen zu werden, dieß auch nothwendig erfüllen müſſe. Er entdeckte mir, daß die Umſtände der Gräfinn zerrüttet wären, nur die Erbſchaft von ihrer Schweſter ſolche herſtellen

Vermögen; sollte ihr diese verloren gehen, so müsse sie ihre Güter verkaufen, er und sein Vater verlören dann ihr jetziges Einkommen, und die drei tausend Thaler, die dann mein ganzes Vermögen wären, würden seinem Vater nicht genügen. Allein die Gräfinn habe auch ihm, wenn ich seine Bitten erfüllen würde, zwei tausend Thaler und die Stelle als Inspector von Lindenthal zugesagt, und bei solchen Aussichten würde sein Vater mit Freuden in die Verbindung willigen. Noch schwankte ich; aber der Gedanke, daß die Folgen meiner Ausschweifungen noch von der Baronesse entdeckt werden könnten, ich alsdann von ihr verachtet und verstoßen, rettungslos dastände, hingegen wenn ich den Antrag der Gräfinn erfüllte, ich nichts einbüßen, an der Gräfinn eine neue Beschützerin erhalten würde, und diese Vorstellungen, durch Carls Bitten und Schmeicheleien begleitet, bestimmten mich endlich zur Begehung der Treulosthat. Die Baronesse ward immer schwächer, sie verlangte: daß ich an den Prediger Herrmann schreiben, ihn schleunigst herzukom-

men ersuchen und ihm alsdann ein Par Briefe, die ich aus ihrer Schatulle hervor langen mußte, einige Juwelen, die sie unter ihrem Kopfkissen verborg und auch den Empfangschein des Testaments einhändigen sollte. Dieß letzte war für mich ein Dolchstich, ich fürchtete die Entdeckung; der Arzt, wahrscheinlich auch durch die Gräfinn gewonnen, sagte mir, daß die Kranke wohl nur noch wenig Tage zu leben habe, die noch durch heftiges Sprechen und Gemüthsbewegungen abgekürzt werden könnten, und rieth mir, die Herbeiholung ihres alten Lehrers, von dem sie doch wahrscheinlich nur Abschied nehmen wollte, nicht zu befördern. Ich unterließ daher an ihn zu schreiben, obgleich die Baronesse beständig fragte: ob er noch nicht angekommen wäre? Aber Wilhelm, der alte treue Kammerdiener, sandte ihm wahrscheinlich insgeheim einen Boten, ich und der Arzt suchten ihn bei seiner Ankunft, vom Bette der Sterbenden zurück zu halten, aber, wahrscheinlich durch einen Wink Wilhelms veranlaßt, trat er in das Zimmer der Sterbenden, die ihm

noch die Briefe und die Juwelen gab, auch an das Testament dachte, aber bald darauf starb. Die Gräfinn nahm als nächste Erbin von dem ganzen Nachlasse Besitz, zahlte mir das von der Baronesse bestimmte Legat; bald fesselte mich Dankbarkeit an sie, da sie für die Verheimlichung meiner Schande sorgte. Dieß war um so leichter, da meine Tochter, von der ich heimlich entbunden wurde, nach wenig Wochen starb. Sie nahm mich nun als Kammerjungfer in ihre Dienste, versprach in wenig Wochen meine Hochzeit anzurichten, trat einst unerwartet in mein Zimmer, fragte: ob die drei tausend Thaler, welche sie mir in Staatspapieren gegeben, noch beisammen und von mir gut aufbewahrt wären? forderte, als ich dieß bejahte, daß ich ihr solche wegen einer unerwarteten schleunigen Ausgabe zurück geben und dagegen einen Wechsel über vier Wochen zahlbar von ihr dafür nehmen sollte. Nach ein Paar Tagen erhielt ich einen Besuch von Carl, der mir erzählte: wie schwer es ihm geworden wäre, der Gräfinn die ihm verheißenen zwei tau-

send Thaler abzupreſſen. Als ich nun meine Begebenheit erzählte, ward er wütend, verſicherte: daß ich nie etwas erhalten würde. Ich vertheidigte die Gräfinn, der Streit wurde lebhaft und endete ſich damit, daß er mich mit der Erklärung verließ: daß ihm mit einer bettelarmen Braut nicht gedient wäre.

Die Gräfinn fand mich in Thränen, versprach alles wieder in Ordnung zu bringen; aber nach wenigen Wochen hatte ſich Carl mit einer reichen Pächterstochter verheirathet. Gereinigt von den Vorwürfen meines Gewiſſens, der Gedanke, ſelbſt die Frucht meines Verbrechens verlohren zu haben, Erinnerung an die ſchuldloſen Tage meiner Vergangenheit, an die ſtille Ruhe und Ordnung, die im Hauſe der Verewigten herrſchten, deren Abgang ich jetzt bei den Zerrüttungen und dem Gewühl im Hauſe der Gräfinn doppelt ſchmerzlich empfand; das mütterliche Wohlwollen, woran mich die Verewigte gewöhnt hatte, und wofür die gnädige Herablaſſung der Gräfinn, deren ganzes Ver-

trauen ich bald besaß, mir kein Ersatz war, erzeugten schon damals in meiner Seele hohen Unmuth und schon oft erwachte der Gedanke an Selbstmord. Die Zeit linderte indeß meinen Schmerz, die Gräfinn versprach, mich nicht allein zu bezahlen, sondern auch Beweise der Großmuth zu geben. Sie sagte mir: daß meine Reize, mein Verstand, meine Geistesbildung mir noch gewiß einen Gatten verschaffen würden, in dessen Arm ich den leichsinnigen, erbärmlichen Carl leicht vergessen könnte. Alles dies zerstreute oder milderte meinen Schmerz.

Bei Schönheit und manchen Vorzügen des Geistes hatte die Gräfinn eine Zeitlang als die Erste bei Hofe geglänzt, wo sie vor ihrer Vermählung Hofdame war, und auch noch späterhin alles bei der Fürstinn galt. Ihr Gemahl vermochte als Günstling des vorigen Fürsten jeden ihrer Wünsche zu befriedigen; er fiel bei dem jetzigen in Ungnade, und war bald darauf gestorben. Viele hatten sich von ihr zurückgezogen; durch ein glänzendes Haus suchte sie

noch an ſich zu feſſeln, Glanz und Genuß war alles, was ſie ſuchte; an die ſchrecklichen Folgen, die vielleicht in der nächſten Stunde ihrer warteten, dachte ſie nicht. Ihre Vermögensumſtände wurden hiedurch und durch die Verſchwendungen ihres Sohnes völlig zerrüttet. Hoffnung auf die reiche Erbſchaft ihrer Schweſter hatte bisher die Gläubiger hingehalten, aber ungeachtet der geräuſchloſen Stille, in der die Verewigte lebte, war wegen ihrer grenzenloſen Wohlthätigkeit, die Erbſchaft, zu deren Erlangung die Gräfinn alles aufbieten zu müſſen glaubte, bei weitem nicht ſo groß, als ſie es erwartet hatte. Die baren Summen waren zur augenblicklichen Befriedigung zahlreicher Launen und dringender Wucherer ſchnell verwandt, um ſo lauter ſchrien die übrigen Gläubiger, und ihr verſchwenderiſcher Sohn, der ſchon ſo lange auf dieſe Erbſchaft gerechnet hatte, ſchrieb: daß er verlohren ſey, wenn er nicht ſchnell beträchtliche Summen erhalte. Die Gräfinn mußte ihre Güter, zuletzt Lindenthal, welches ſie noch eine Zeitlang zu behaup-

ten suchte, verkaufen; doch hatte sie noch immer glänzende Hoffnungen, und je drückender ihre Lage wurde, um so kühnere und zahlreichere Pläne wurden von ihr entworfen. Einer darunter, worauf sie besonders hohen Werth setzte, war die Vermählung ihrer Enkelin Miranda mit dem jungen Grafen Robert, der nach ihrer Absicht durchaus Lehnsherr werden, und ihr dann auf seinen Gütern ein angenehmes Alter sichern sollte.

Jeden Sommer stattete die Gräfinn ihrer Nichte, der Gräfinn von Illersheim, auf einige Wochen einen Besuch ab, ich war als dann ihre Begleiterinn, und da mir die Kinder bei Spaziergängen und Spielen anvertraut wurden, so wirkte ich dabei, gemäß dem Plane der Gräfinn, bei ihnen wechselseitige Anhänglichkeit und suchte den Gedanken zu erzeugen: daß sie einst in Zukunft unzertrennlich, und hiedurch höchst glücklich werden müßten.

Einst, zur Zeit eines solchen Besuches, war die Hochzeit von der Gräfinn Kammerjungfer,

der ſie eine kleine Ausſtattung gab. Sophie ein frommes, ſanftes Mädchen, beſaß weder Schönheit noch glänzende Eigenſchaften des Geiſtes, war nicht mehr in der erſten Blüte der Jugend und wurde die Gattinn eines Predigers, der ſich durch ſein Äußeres und ſein ganzes Benehmen höchſt vortheilhaft auszeichnete. Als ich gegen meine Gräfinn mein Befremden darüber äußerte, ſagte ſie lächelnd: „was meinſt du Franziska! wenn ich dich in Sophiens Stelle zurückließe? Ein Mädchen wie du, macht leicht durch ihre Vorzüge, die auf dem Lande ungleich mehr als in der Reſidenz auffallen, gewiß eine noch weit glänzendere Eroberung.“ Überhaupt fand ich im Hauſe der Gräfinn Adlerhorſt keine Freude; der Aufenthalt auf dem Lande, der herrliche Garten erinnerte mich an Lindenthal und meine glücklichſten Tage. Die herzliche Anhänglichkeit der Kinder that mir wohl, die kleine Miranda war mein Liebling, für ſie konnte ich wirken, und warum ſollte ich es läugnen? auch meine Eitelkeit und meine Hoffnungen

waren aufgeregt, und daher, als die Gräfinn ihren Antrag erneuerte, nahm ich ihn willig an. Es reute mich nicht, denn Gräfinn Isabella schenkte mir bald ihr ganzens Vertrauen, ich war ihre Vorleserinn, schrieb häufig Briefe für sie, und so schien die Ähnlichkeit mit meinen vorigen Verhältnissen, und die Versicherung der Gräfinn Isabella, alles mögliche aufzubieten, ihre Tante zur Abtragung ihrer Schuld an mich zu bestimmen, mich einigermaßen zu beruhigen. Freilich lastete schwer auf mir das Andenken meiner Schuld, allein ich suchte Entschuldigungen auf, und das Betragen der Gräfinn Adlerhorst, so wie die Ränke, worin ich jetzt wieder verwickelt wurde, überzeugten mich, der Mensch handele überall nur aus Eigennutz. Ich war noch in den Jahren, worin ich auf eheliches Glück Anspruch machen zu können glaubte, dachte oft mit Unwillen an den Treulosen, der mich aufgeopfert hatte, sah die Gräfinn, Sophie, und mehrere Frauen in ihren ehelichen Verhältnissen glücklich, niemand bewarb sich um mich; so wurden

zuerſt Unwille, dann Neid, zuletzt Menſchenhaß bei mir rege, und bald dachte ich ohne Vorwurf: du biſt unglücklich und verlaſſen, warum ſollen denn andere Menſchen glücklich ſeyn? Jetzt kehrte Graf Bodo zurück, Gräfinn Iſabella machte große Anſtalten zu ſeinem Empfange. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich von ihr, daß ſie mit ſeiner verſtorbenen Gemahlinn in einer Penſionsanſtalt erzogen wurde, ihre Jugendfreundſchaft erhielt ſich, und dies trug dazu bey, Iſabellen mit dem Grafen Albrecht zu vermählen. Wenn gleich der Geiſt der Gräfinn Luiſe, die jung und glücklich verheirathet und auf dem Lande von der Reſidenz entfernt unter guten Menſchen ihre Tage hinbrachte, eine ganz andere Richtung erhalten hatte, als Iſabellas Character durch den Aufenthalt in der Reſidenz und unter den Augen ihrer Tante, ſo ward doch, da ſie ſelten zuſammen kamen, von der gutmüthigen Luiſe der Gedanke: mit ihrer Jugendgeſpielinn wieder in ſo enge Verhältniſſe zu kommen, ſo lebhaft ergriffen und betrieben, daß der ruhige Albrecht

dem der Rath Bodos und Luisens über alles ging, ihr seine Hand antrug. Liebe hatte sie nicht vereinigt, Albrecht hatte wenig Wünsche, konnte diese insgesammt befriedigen, war frei von ungestümen Leidenschaften und daher lebte er ruhig. Nicht so Gräfinn Isabella, die nur Glanz und Reichthum glücklich machte, und die oft an der Seite ihres einfachen Gemahls Langweile fühlte. Ihre Reize, ihre Talente blieben auf dem Lande verborgen, das Glück ihres Sohnes sollte sie für alles entschädigen. Aber dann mußte auch, damit Robert einst Lehnsherr würde, Bodo unvermählt bleiben. Daher wurde mir bei seiner Rückkehr Luisens Bildniß zu entfernen geboten, auf meine Äußerung, daß ihn hier doch alles an die Verstorbene erinnern würde, antwortete die Gräfinn: „dies wird gewiß geschehen, aber es werden nur leise Erinnerungen seyn, die bei dem sanften ruhigen Bodo keinen lebhaften Schmerz erzeugen werden, und stiller Gram, der immer neue Nahrung erhält, wird uns am Ende gleich einem vertrauten Freunde unentbehrlich.

Haftet dieser in Bodos Seele, so bleibt er frei von heftigen Leidenschaften und Wünschen; allein macht Luisens Gemälde heftigen Schmerz und lebhafte Erinnerung des entflohenen Glücks rege, dann könnte Bodo, da der Mensch geneigt ist von einem Äußersten wieder zum andern überzugehen, auch vielleicht auf den Gedanken gerathen, das entflohene Glück in einer zweiten Ehe wieder aufzusuchen.

So dachte die Gräfinn unaufhörlich an alles, was ihren Plänen günstig war, besprach sich mit mir darüber, machte mir die Sache um Roberts und Mirandas willen wichtig, und so wurden ihre Pläne auch bald die meinigen. Die Gräfinn Adlerhorst, an die ich posttäglich im Namen der Gräfinn schreiben mußte, kam noch mit ihrem Rath hinzu, besonders da Bodo, aus seiner Absicht, sich wieder zu verheirathen kein Geheimniß machte.

Ihm eine Geliebte zuzuführen, die ihn durch Schönheit, Verstand und Herz fesselten; die ihm, wenn er sich einmal den Vorwurf ma-

chen müßte, ihre Unschuld zum Opfer seiner Wünsche gemacht zu haben, sein edles Herz nie zu verlassen gestatten würde, und die er dennoch wegen ihres Standes nie heirathen könnte; das war der Plan der Gräfinn Adlerhorst. Laura, von ihr gehaßt und gescheut, wurde zum Opfer bestimmt, und schien in der That ihre Wahl völlig zu rechtfertigen. Sie wußte, wie die Gräfinn glaubte, nichts von ihrer Geburt, wenigstens war all ihr Ausforschen bei Laura vergeblich gewesen. Sie wurde nun hieher gesandt, in die ungünstigsten Verhältnisse versetzt, ihre Betrübniß und ihre Reize sollten den Grafen fesseln, und Gräfinn Isabella hoffte, mit meiner Hülfe alles zu ihrem Zwecke zu leiten; die Sache mißlang, Bodo reiste ab, Laura entfernte sich insgeheim. Der heftigste Unwille war bei der Gräfinn Isabella rege, der Gedanke, das Glück ihres Robert auch auf einem andern Wege zu befördern, trieb sie den bei der Familie herrschenden Aberglauben zu benutzen. Ich mußte die alte Martha und ihre Tochter, die ich durch ansehnliche Geschen-

ke gewann, abrichten, und Graf Albrecht ging in die Falle. Martha's Tod erschütterte mich, ich beschloß Rückkehr zum Guten, aber ich hatte mich schon zu weit davon entfernt. Gräfinn Adlerhorst verspottete mich, wegen der Vorwürfe meines Gewissens und meiner Einfalt; Isabella's mitleidiges Lächeln, mehr noch die Erscheinung des jungen Ehlmann rissen mich wieder auf die Bahn des Verbrechens zurück. Ferdinand, wenn gleich die Spuren seines verschwelgten, wüsten Lebens nicht ganz verlöscht waren, gehörte dennoch zu den schönsten jungen Männern, die ich gesehen hatte, seine Unterhaltung, seine Talente machten ihn bald im gräflichen Hause zum unentbehrlichen Gesellschafter und, daß für seine Zukunft sehr anständig gesorgt werden sollte, hörte ich mehr als einmal. Ich war freilich um einige Jahre älter, doch glaubte ich, daß man mein Alter mir beim ersten Blick nicht gleich ansehe und, war dieß wirklich der Fall, oder hatte man mir geschmeichelt, durchgängig wurde ich um einige Jahre jünger gehalten, als ich war. Ferdi-

nand bewies mir hohe Aufmerksamkeit, meine Hoffnungen wurden rege, seine freundlichen Grüße, seine zärtlichen Blicke blieben nicht ganz unbeantwortet. Da ich beinahe als die Gesellschafterin der Gräfinn galt, so war ich bei den musikalischen Unterhaltungen zugegen, entfernte mich aber, wenn ein Besuch kam. Da dies einst der Fall war, so eilte ich in den Garten, wohin mir auch Ferdinand folgte. Hoch schlug mir das Herz, da er mir seinen Arm zum Spaziergange anbot. Bald kam es zur Erklärung, er schwur: von meinen Reizen gefesselt nur in meinem Besitze glücklich seyn zu können, und ich glaubte nicht die Sprödé spielen zu müssen, träumte mir schon glückliche Tage. Meine Gräfinn, der ich meine Liebe entdeckte, versprach alles zur Beförderung meines Glücks beizutragen; bald verabredete ich mit Ferdinand, den ich mit meiner Forderung an die Gräfinn Adlerhorst bekannt machte, unsere künftigen Lebenspläne, da erhielt die Gräfinn Nachricht von dem Aufenthalte Laura's bei dem Organisten Holst zu Clevenau, und zu-

gleich theilte ihr die Gräfinn Adlerhorſt mit, daß ſie durch ihren Freund, den Hofmarſchall, der ſolches noch bis jetzt behindert, die Nachricht erhalten habe: daß Bodo die Abſicht hätte, dem Fürſten eigenhändig wichtige Briefe abzugeben, und jetzt war bei ihr erſt die Erinnerung erwacht, daß dieß vielleicht diejenigen Briefe ſeyn könnten, die Pfarrer Herrmann von ihrer ſterbenden Schweſter erhalten, und die durch ihn an Laura, durch dieſe wieder an Bodo gekommen ſeyn könnten.

Gräfinn Iſabelle erſchrak nicht wenig, ſie fürchtete eine Entdeckung, welche ihr höchſt nachtheilig werden und Laura noch zur Gemahlin Bodo's machen konnte. Ihre Angſt ging auf mich über, wir entwarfen eine Menge aber fruchtloſer Pläne; Ferdinand bemerkte meine ängſtliche Zerſtreuung, er drang in mich, äußerte zuletzt Eiferſucht, ich entdeckte mich ihm allmählich, er errieth bald das Übrige. Bei dem Namen Clevenau ſchlug er freudig in die Hände. „Pfarrer Treſurt," ſagte er, iſt mein

Universitätsfreund, verdankt mir wichtige Dienste, und diese Laura müßte ein Wunder von Weisheit seyn, wenn sie nicht überlistet, diese Papiere noch dem Grafen abgenommen und aus ihren Händen gebracht werden könnten." Seine Schlauheit war mir nicht unbekannt, ich hielt, wenn sein Unternehmen gelänge, seine Anstellung durch den Einfluß der Gräfinn und hiedurch zugleich unsere Verbindung für gewiß. Gräfinn Isabella war anfänglich mit mir unzufrieden, ließ sich durch Ferdinand beruhigt lenken, und dieser reiste schon am folgenden Tage nach Clevenau ab, gab uns endlich nach wiederholten Besuchen zu Clevenau die Nachricht: daß er im Besitz der Briefschaften wäre, und von der Gräfinn Adlerhorst traf nun auch die Nachricht ein: daß Bodo aufs neue seine Reise angetreten habe. Ferdinand überreichte der Gräfinn eine Abschrift von einem Aufsatze, den sterbend Pfarrer Herrmann an Laura gerichtet; er hatte diesen abgeschrieben und dabei Laura's Handschrift die wir gleich beim ersten Anblick erkannten,

trefflich nachgeahmt, zeigte Abdrücke von einem Siegelringe der Baroneſſe von Palmburg, und erklärte, als die Gräfinn durch mich das Original und die beiden Briefe fordern ließ, daß er bereit wäre, wenn er zum Lohn für ſeine Gefahr und Mühe und zum Erſatz für mein der Gräfinn Adlerhorſt geliehenes Capital, zehn tauſend Thaler in Golde und die verheißene Anſtellung auf den Gütern des Grafen erhalte, die Papiere abzuliefern. Mich empörte dieſe Forderung, allein, da er mir unter Schmeicheleien ſagte, daß dieß der einzige Weg wäre, uns eine anſtändige, ſorgenfreie Zukunft zu ſichern, machte ich ohne Erröthen, die Gräfinn mit ſeinem Antrage bekannt. Sie ward äußerſt entrüſtet, nannte ihn einen Unverſchämten, äußerte aber zuletzt, ihn ſelbſt ſprechen zu wollen, und ohne ſich von ſeiner gewohnlichen Höflichkeit zu entfernen, erklärte Ferdinand: daß, wenn er die Briefe an Laura oder Graf Bodo zurück gäbe, und beide mit allem bekannt mache, er ſich gewiß von beiden und beſonders von dem ſo freigebigen Grafen

Bodo, wohl noch eine höhere Belohnung auswirken könnte. Die Gräfinn erschrak, unterdrückte den aufgestiegenen Zorn und versprach die geforderte Summe herbei zu schaffen, aber ein Schreiben der Gräfinn Adlerhorst erhöhte noch Schrecken und Besorgniß. Diese versicherte aus dem Munde des Criminalrath Doctor Pistorius die Nachricht erhalten zu haben: Graf Bodo habe das vor einigen Wochen durch ihn gekaufte Gut Lindenthal, auf Lauras Namen bringen lassen, die Gräfinn war bemüht gewesen, den Alten auszuholen, und dieser hatte sich deutlich genug merken lassen, von so manchem, in Hinsicht auf Laura, unterrichtet zu seyn. Sie schloß mit dem Verlangen, daß ich Ferdinand zu ihr senden sollte; sie unterhandelte mit ihm insgeheim, bei mehreren Zusammenkünften wurde ich gar nicht mehr zugezogen. So sehr es mich schmerzte, tief in dem Vertrauen gesunken zu seyn, so galt ich doch bei der Dienerschaft noch für die Vertraute der Gräfinn. Daher ersuchte mich auch eines Tages der Castellan der alten Burg insgeheim, dahin

zu wirken, daß da die gefangene Dame Mangel an Wäsche hätte und nur das einzige Kleid, welches sie bei ihrer Gefangennehmung angehabt, besäße, damit versorgt würde. So sehr mich die Sache befremdete, that ich doch als ob ich von allem unterrichtet wäre, und überzeugte mich nun bald: daß Ferdinand verkleidet mit zwei Begleitern, Laura in diese alte Burg gebracht hätte, die vor einem Jahrhundert der Aufenthalt des gräflichen Hauses und seit Anlegung des neuen Schlosses beinahe völlig verfallen war. Bloß noch einige Zimmer waren als Überreste des Alterthums erhalten; das Gebäude, welches mitten im Forste lag, wurde höchstens jährlich ein parmal bei veranstalteten Jagden besucht, und der Castellan, gewöhnlich ein alter Jäger, vertrat zugleich die Stelle des Försters. Das geheimnißvolle Benehmen der Gräfinn hatte mich von ihr entfernt, Ferdinand war im Bezug auf mich nicht mehr der Vorige, gerade das Heftige und Übertriebene seiner Liebkosungen schien mir Beweis der Falschheit. Daß er an Laura schrieb, daß sie

seine Briefe unbeantwortet ließ, so wie das Zimmer, welches ihr zum Aufenthalt diente; erfuhr ich durch den Castellan, gegen den ich mich ganz als Bevollmächtigte der Gräfinn nahm, ihm aber nichts davon an Herrn Ehlmann zu sagen gebot. „Ei!" sagte der Castellan, „ich merke alles, Herr Ehlmann scheint der jungen Dame sehr zugethan zu sein; nun, es ist ein feiner junger Herr, und sie wird doch am Ende auch nicht unerbittlich sein." Eifersucht und Rache erfüllten nun meine ganze Seele, ich beschloß Laura zu befreien. In der Nacht ließ ich mich durch Jakob, Marthas Sohn, auf den ich mich verlassen konnte, nach der nur eine halbe Meile entlegenen alten Burg bringen; um unkenntlich zu seyn, benutzte ich einen Überrock und Hut des Grafen Albrecht, umwickelte den ganzen Kopf mit einem schwarzen Flor, so daß ich wol für einen Neger gelten konnte, versorgte Laura mit allem, was ich vorher schon, ihre Flucht zu erleichtern, herbeygeschafft hatte, ließ sie in der folgenden Nacht durch Jacob in einem Boote den

Fluß hinab bis zu seinem Vetter dem Waldwächter auf die äußerste Grenze der gräflichen Besitzungen bringen. Ich hatte ihr den Rath ertheilt, ihren künftigen Aufenthalt zu verheimlichen und glaubte hiedurch, was mich anbetraf, unbesorgt seyn, und die Erneuerung meiner Verhältnisse mit Ferdinand hoffen zu können. Er und die Gräfinn schienen durch Lauras Flucht, die ihnen unerklärlich war, aufs Äußerste gebracht; es ging ein Eilbote an die Gräfinn Adlerhorst, ihre Antwort verheimlichte mir die Gräfinn, doch aus ihrer Unruhe konnte ich leicht merken, daß etwas Wichtiges und sehr Gewagtes im Gange wäre. Ferdinand suchte wieder die alte Vertraulichkeit zu erneuern, betheuerte: wir müßten die zehntausend Thaler, vielleicht noch mehr erhalten, und daher, als Gräfinn Isabella mir mit Unwillen verrückte, daß ich von ihr mit Unrecht meine Forderung an ihre Tante bezahlt zu erhalten suche, hatte ich ihr trotzig geantwortet, daß dies wol das Wenigste wäre, das ich für meine Dienste zu erhalten hoffte. Es herrschte daher

zwischen mir und der Gräfinn Kälte und Span-
nung; ich sah daß sie alles aufbot um Geld zu
erhalten, selbst mit Hülfe ihrer Tante einige
Juwelen verkaufte, schon einige Rollen mit
Louisdor in einer Schublade ihres Secretärs
aufbewahrte, und da ich wol einsah, daß die-
ses zu unserer Abfindung bestimmt wäre, so
zauderte ich nicht, diese angenehme Nachricht an
Ferdinand mitzutheilen. Da dieser oft trüb-
sinnig war, ich noch traurige Begebenheiten
ahnete, so erwachte auch bei mir aufs neue der
Gedanke: wenn alles mißlingen sollte, ein mir
lästiges Daseyn zu enden, und daher setzte ich
diesen Aufsatz fort, um nach meinem Tode die
Schmach, welche auf meinem Andenken ruhen
würde, zu vermindern, vielleicht auch Laura,
die mich doch in manchen Augenblicken jam-
merte, ihren unglücklichen Verhältnissen zu ent-
reißen.

O Alles ist verlohren! Ferdinand hat es
mir entdeckt, er hat Lauras Hand nachgeahmt,
Briefe in ihrem Namen geschrieben, die

ihr zuſtändigen Schriften an ſich gebracht, die Gräfinn hat ſich mit ihrem Gemahl verſtändigt, Ferdinand hat den Secretär der Gräfinn erbrochen, iſt mit dem geraubten Gelde davon geeilt, nichts wird mich ſchützen. Die Gräfinn und ihre Tante haſſen mich, o es wird ihnen Freude ſeyn, mich ſchuldiger darzuſtellen als ich bin. Das Grab befreit von allem, ich zittre vor der Ewigkeit; aber bin ich nicht blos das Opfer unglücklicher Verhältniſſe? — Graf Bodo — o ich höre ſeine Stimme — nichts, nichts rettet als der Tod!"

Graf Bodo ſuchte ſie zu beruhigen, verſprach, daß er ihr nie Lauras Befreiung, wol aber das verübte Böſe vergeſſen könnte; ſie wurde zu Bette gebracht, und ſorgfältig bewacht. Die Boten, zur Nachſetzung Ferdinands ausgeſchickt, kamen zurück, man hatte ihn geſehen, wie er aus dem Dorfe ſprengte, aber in den nächſten Dörfern war von ihm keine Spur; es war unbegreiflich, wohin er gerathen, und wie es ihm ſo unbemerkt davon zu

kommen möglich gewesen wäre. Der Alte, ehrwürdige Ehlmann suchte Ruhe zu äußern, aber doch wurde zuweilen eine verheimlichte Thräne sichtbar. Gräfinn Isabella lag in der heftigsten Phantasie, der Arzt erklärte ihren Zustand für höchst gefährlich; Albrecht stand abwechselnd an ihrem Krankenlager und an dem seines Robert; Graf Bodo hatte einige Briefe geschrieben und Eilboten nach Clevenau und der Residenz abgefertigt. So brach die Nacht heran, niemand dachte an Schlaf; der Arzt, der die Nacht für entscheidend erklärte, saß an Isabellas Krankenbette; jeder im Schlosse betrachtete den Andern mit Angst und gespannter Erwartung. Da sprengte ein Reiter herbei. Es war einer von den Jägern des Grafen, den er früh am Morgen auf eins der entfernten Güter gesandt hatte, der noch in der Nacht zurück zu kommen eilte und daher um des kürzern Weges willen die Holzwege, welche durch die Forst führten, eingeschlagen hatte. Hier begegnete ihm unerwartet ein Husarenofficier in rother Uniform; diesen hier an-

zutreffen war ihm befremdend; er betrachtete ihn genauer, erkannte den Araber des Grafen, wandte sein Pferd und eilte ihm nach. Der Husar gab seinem Pferde die Sporen, der Jäger auch dem seinen, der Husar bot alles auf, ihm zu entgehen; aber der Jäger, besser mit den Nebenwegen bekannt, bog ihm vor; da zog der Husar die Pistole, die Kugel sauste beim Kopfe des Jägers vorbei, er griff nach der zweiten, aber der Jäger hatte auch seine Büchse angeschlagen. Er traf besser, denn ehe noch jener die Pistole abdrücken konnte, traf die Kugel seinen rechten Arm. Nun griff der Jäger dem Pferde in die Zügel; „schieß mich todt!" rief der Husar: „in meinem Mantelsacke sind sechs hundert Louisdor." Jetzt erkannte ihn der Jäger; es war Ferdinand, er haßte diesen; denn daß er seinem schönen jungen Weibe nachgestellt, hatte ihm diese selbst entdeckt. Er bemächtigte sich seines linken Arms, knüpfte den Zügel des Arabers an den seines Pferdes, brachte ihn an ein nahe gelegenes Forsthaus und mit Hülfe der dort befindlichen Leute hie-

her. Graf Bodo, der, da er ihn seit seiner Jugend nicht gesehen hatte, und ihn jetzt wieder in der Husarenuniform erblickte, ihn nicht kannte, und bei Ankunft der Reiter aus dem Zimmer trat, rief bey seinem Anblick: „Herr von Wecklitz! wie kommen Sie hieher?“ „Es ist ja, antwortete der Jäger, der junge Herr Ehlmann!“ Er ward verbunden, zu seinem Vater gebracht, und als dieser den höchsten Unwillen äußerte, erklärte er mit grenzenloser Keckheit: „Er habe blos gemäß Auftrag der Gräfinnen Isabella und Adlerhorst gehandelt, und wolle man ihm schwer fallen, so müsse man auch diese, die er zu schonen keinen Beruf finde, für Verbrecherinnen erklären. Er habe blos alles aufgeboten, die von Laura dem Grafen anvertrauten Schriften zu erhalten. Sein Universitätsfreund Trefurt, der in jene ärgerlichen Händel, welche ihm die Relegation zuzogen, mit verwickelt gewesen, von ihm aber, um sich selbst den Schutz von dessen Oheim, dem Superintendenten zu erwerben, verschwiegen wäre, hätte durch den Einfluß dieses

Oheims, die Pfarrerstelle zu Clevenau erhalten, und unter dem Namen Eckhof, den man ihm wegen desjenigen, was er auf Privattheatern geleistet, scherzweise beigelegt, hätte er Treffurt besucht und durch ihn wäre er zu Lauras Bekanntschaft gelangt. Das reizende Mädchen aber habe auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht, auch sie hätte seine zärtlichen Anträge gut aufgenommen, aber er habe, damit sie, wenn sie von allem unterrichtet wäre, nicht zurückziehen könne, sich sichern zu müssen geglaubt; doch ob er gleich alles vorzüglich gut angelegt gehabt, wäre sein Plan mißlungen, und sie hätte mit ihm völlig gebrochen. Hätte sie dies nicht gethan, sagte er mit einem stolzen Tone, so wäre ich ihr Beschützer geworden, und hätte ihre Sache schon aufs Reine gebracht; jetzt mußte ich sie verderben. Ihre Hand hatte ich nachzuahmen erlernt, ihr Siegel hatte ich auf einige Augenblicke an mich gebracht, einen vorräthigen Brief damit besiegelt und ließ es nach einem Abdrucke davon nachstechen. So correspondirte ich mit dem Herrn Grafen Bo-

de, ſpäterhin mit Doctor Piſtorius in Lauras Namen, und in dieſer Uniform, die ich noch von einem Privattheater habe, nahm ich als Lieutenant von Wecklitz und Lauras Bräutigam ihre Briefſchaften von dem Grafen Bodo in Empfang. Sie herauszugeben, ohne daß ich reichlich dafür bezahlt würde, wäre Thorheit geweſen; Gräfinn Iſabella zauderte mit der Zahlung; die Briefſchaften blieben daher, ohne daß ſie wußte wo ſolche wären, in Treſurts Gewahrſam. Auf Verlangen der Gräfinn Iſabella entführte ich Laura, brachte ſie nach der alten Burg, hoffte nun, daß ſie, um ſich zu retten, endlich doch meine Anträge annehmen würde; ſie entfloh, wie von einem böſen Geiſte mir entführt, und konnte uns allen jetzt gefährlich werden. Die Gräfinn Adlerhorſt mit ihrer ungeheuern Lebhaftigkeit übereilte ſich mit ihrer Verhaftung, hoffte durch Einfluß und Geld Laura verurtheilen und mit einer ſchimpflichen Strafe belegen zu laſſen; dann mußte ſie, nach ihrer Anſicht, dem Grafen Bodo verächtlich werden, lief Gefahr, wenn ſie ihre Anſprü-

che geltend machen wollte, als gemeine Betrügerinn betrachtet zu werden, wenigstens keine besondere Aufmerksamkeit zu erregen; und mußte es noch als Wohlthat verdanken, wenn man ihr ein kleines Jahrgeld auf Lebenslang aussetzte und ihr einen Ort, wo sie völlig unbekannt war, zum Aufenthalt anwies." „Junger Mann! sagte Bode, den diese Unverschämtheit in Erstaunen setzte: warum machten Sie von allen Ihren herrlichen Anlagen, worüber Sie der Vorsehung Rechenschaft schuldig sind, nur zum Bösen nicht zum Guten Gebrauch? „Wäre, antwortete Ferdinand, Buonaparte Kaiser, wären die mehresten seiner Marschälle und Günstlinge das geworden, was sie sind, wenn sie nur danach getrachtet hätten, gut zu seyn? Sie mein Herr Graf! der Sie die Menschen auf Ihren weiten Reisen gewiß genau kennen gelernt haben, bedürfen wol von mir nicht die Auseinandersetzung der Behauptung: das Gute wird übersehen, führt selten zu auszeichnendem Glück, wozu in der Regel nur derjenige gelangt, der sich als seinen Zweck be-

trachtet und übrigens über alles hinwegsetzt. „Nur noch eine Frage, sagte Bodo: und Ihre Verhältnisse mit Franciéca?" „O! antwortete er lachend, wie hätte mich die Langweile auf dem Lande ohne einen Liebeshandel gepeinigt! Franciéca war der einzige leidliche Gegenstand, den ich hier antraf, sie befestigte mich in der Gunst des gräflichen Hauses und schaffte mir Gelegenheit zu einer Intrigue, die mir in mehr als einer Hinsicht Unterhaltung gab." Eilend kam ein Diener den Grafen abzurufen. Gräfinn Isabella lag in den letzten Zügen, den folgenden Mogen fand man sie nicht mehr am Leben.

Franciska erholte sich, Strafloſigkeit und Zahlung der Summe, um welche sie die Gräfinn Adlerhorst gebracht hatte, wurden ihr durch den Grafen Bodo zugesichert, und waren für sie die heilsamste Arznei. Sie unterschrieb ihren Aufsatz auf Verlangen des alten Ehimanns, der noch durch seine Unterschrift und das Gerichtssiegel die Richtigkeit ihrer Hand anerkannte. Dieser gab noch dem Grafen Bodo

die Nachricht: daß Ferdinand in der Hoffnung, daß Laura seine Anträge zur Flucht annehmen würde, seine Geräthschaften nach der alten Burg geschafft hatte, weil er sich auf den Castellan verlassen zu können geglaubt habe; überzeugt, daß sein Vater ihm gewiß auf allen Straßen nachsetzen lassen würde, eilte er hieher, verweilte bis die Dämmerung einbrach, zog die Husarenuniform an, und glaubte in dieser Kleidung, während der Nacht um so leichter zu entkommen, da er seinen Weg zuerst durch die großen gräflichen Forsten nahm, die er auf der Jagd, noch mehr aber durch den großen Plan von den gräflichen Gütern, genau kennen gelernt hatte.

Bodo eilte nach der Residenz. Dort hatte Pistorius dem Minister die ganze Sache vorgelegt, Laura hatte bereits ihre Freiheit erhalten. Sie war durch ein Urtheil des Criminalgerichts völlig unschuldig erklärt, und es ihr überlassen worden, eine Klage wegen Genugthuung gegen die Gräfinn Adlerhorst anzustel-

len, welche in alle Kosten des Prözess-s verurtheilt war. Laura, die in dem Augenblicke als sie ihre Freiheit erhielt, ganz verlassen da stand und nicht wußte, wohin sie sich gleich begeben sollte, um vor neuer Verfolgung ihrer Feinde sicher zu seyn, hatte auf den Antrag des Doctor Pistorius, wie sie sich erklärte, vorläufig den Aufenthalt zu Lindenthal angenommen. Ein Justizbedienter nach Clevenau abgesandt hatte dort das Gerichtssiegel von dem Secretär des verstorbenen Trefurt abgenommen und war mit den Papieren Lauras zurück gekehrt. Bodo erhielt jetzt das Gehör beim Fürsten, überreichte ihm die Briefe, eine Thräne fiel aus dem Auge des Fürsten auf den Brief seines Bruders Eduard, wenig Augenblicke vor seinem Tode mit zitternder Hand geschrieben, empfahl er ihm sterbend seine Wittwe und sein Kind. Er hatte diesen Brief an seine Gemalin gesandt, die in ihrem Schreiben dem Fürsten das priesterliche Zeugniß ihrer Ehe überreichte, und ihn bat: ihren Nachlaß ihrer Tochter zu erhalten und der Beschützer derselben zu

seyn. Der Fürst umarmte Bodo, dankte ihm für das, was er für die Tochter seines verewigten Bruders gethan hatte. „Ich kann sie, sagte er, so sehr ich ihre edle Mutter achte, nicht für ein Mitglied des fürstlichen Hauses, wohl aber für die eheliche Tochter meines Bruders und für eine Baronesse von Palmburg erklären, und diese abscheuliche Adelhorst! o ich mag es nicht aufdecken, daß diese Schlange und ihr verächtlicher Mann einige Jahre lang Blutigel des Staats waren! Aber ich weiß, daß diese Verschwenderin überall von Gläubigern und Wucherern gepreßt wird, und ich werde wahrlich die Strenge des Gesetzes für sie nicht mildern!!

Laura's Verlegenheit stieg, während der kurzen Reise nach Lindenthal. Daß sie den Grafen Bodo dort nicht antreffen würde, dies erwartete sie von seinem moralischen Gefühl, aber wie angenehm wurde sie überrascht, als ihr bei ihrer Ankunft Amalie, durch ein Schreiben des Grafen Bodo, ihrer Freundinn

Gesellschaft zu leisten eingeladen, sogleich entgegen trat, und ihr eine vom Doctor Pistorius übersandte Schrift überreichte, worin sie für die Besitzerinn, des ihr durch die Baronesse von Palmburg hinterlassenen Guts Lindenthal erklärt wurde. Die Perlenschnur, der Ring und das Bildniß des Prinzen wurden nach ein Par Tagen aus dem gerichtlichen Gewahrsam zurückgeliefert und in kurzem erfolgte auch die Ausfertigung der fürstlichen Zusage, wodurch sie für die eheliche Tochter des Prinzen Eduard, und unter dem Titel der Baronesse von Palmburg für eine Verwandte des fürstlichen Hauses anerkannt und ihr als solcher, ein bestimmtes Jahrgeld zugesichert wurde. Dankbare Thränen flossen aus Lauras Augen, die sie voll Rührung zum Himmel empor schlug, auch Amalie wurde von einer ähnlichen Stimmung ergriffen. „O! rief sie, indem sie ihren Säugling mit mütterlichem Gefühl an sich drückte: es ist ein Gott, ein Vater der Bedrängten und Waisen, der Unschuld und Tugend lohnt!"

Indeß Laura ſo alle ihre Leiden vergaß, erwachte bei allem Dank gegen die Vorſehung doch auch die Erinnerung an den Mann, der ſo viel für ſie gethan hatte. Sollte ſie ſchweigen? ihm nicht ihre Empfindungen äußern? und doch — ihre Weiblichkeit erwachte, ſollte ſie einen zuvorkommenden Schritt thun? Sollte Graf Bodo, dem vielleicht der Eindruck, den er auf ſie gemacht, nicht unbemerkt geblieben war, ſich vielleicht, um nicht falſche Hoffnungen zu erwecken, jetzt abſichtlich zurückziehen? Da trat der alte Wilhelm, den ſie als den treuen Diener ihrer Mutter auch zu ihrem Kammerdiener beſtellt hatte, mit der Frage in's Zimmer: ob ſie nicht auch den kleinen Tempel im Park, wo die Verewigte ſo manche Stunde bei dem Grabmale zugebracht, einmal beſuchen wolle? „Den kenne ich ja nicht!“ rief Laura. „O, ſagte Wilhelm, er war ein Heiligthum für die Verewigte, dort lebte ſie einſam mit ihrem Schmerz, ſie führte niemand hin, und da er verſteckt im dichten Wäldchen

liegt, so fiel er auch weniger in's Auge. Ich würde, wenn Sie es erlauben, dort, so bald die Hitze vorüber ist, den Caffee einzunehmen vorschlagen." „Gerne guter Alter! führe uns hin," sagte Laura und so folgte sie ihm in Amaliens Begleitung. Sie traten in den stillen einsamen Ort, ein verschlungenes C und L schmückten die mit Gehängen von frischen Blumen gezierte Urne und ähnliche Blumen auch die hintere Seite des Tempels. Da öffnete Wilhelm die verborgene Thüre, welche das Bildniß des Prinzen bedeckte, und öffnete eine zweite Thüre, hinter der das Bildniß der Baronesse enthalten war, die, wie er zugleich erzählte, Graf Bodo, der auch die zwei verschlungenen Buchstaben an die Urne setzen ließ, während seines Aufenthalts in Lindenthal, hatte anlegen lassen.

Laura stand innigst bewegt vor den Gemälden ihrer Eltern, stille Rührung vertrat die Stelle der Worte, auch Amalia theilte die Empfindungen ihrer Freundinn. „Dieser Graf Bo-

do," sagte sie, als sie nachher mit Laura allein war: „ist doch ein herrlicher Mann, mit einem sanften, gefühlvollen Herzen!" „Dieß Zeugniß, rief Laura, indem sie eine aufsteigende Thräne zu verheimlichen strebte: dieß Zeugniß werde ich ihm noch einst vor dem Richterstuhle des Ewigen geben!" Daß er sich so ganz zurück zieht, fiel Amalia ein, ist mir unerklärbar. „Mir nicht, erwiederte Laura: was ihm Theilnahme für die Unglückliche zu thun gebot, hat er erfüllt, und jetzt sucht er sich den Äußerungen meines Dankes zu entziehen."

So viel Gleichgültigkeit auch Laura zu äußern suchte, so herrschte doch keine Ruhe in ihrem Herzen. Bodo's Andenken lebte darin in eigenem Glanze, den jetzt noch die Dankbarkeit erhöhte, und daß er sie vielleicht wegen ihrer, mit Ferdinand angeknüpften Verhältnisse, für leichtsinnig gehalten, auf seiner Reise einen Gegenstand seiner Liebe würdig gefunden habe, davon hielt sie sich überzeugt, und so hatte denn

äußeres Glück, das sie nie in diesem Maße erwartet hatte, ihr nicht jenen unschuldigen Frohsinn, jenen innern Frieden geschenkt, wodurch sie sich im Hause des Pfarrer Herrmann vermahls so zufrieden und glücklich fühlte. „Gottlob! sagte einst der alte Wilhelm, da er von einem Geschäft aus der Stadt zurück kehrte, der Herr Graf ist außer Gefahr," und jetzt erfuhr erst Laura, daß auf Wilhelms Veranstaltung, sie von der gefährlichen Krankheit Bodo's bis jetzt keine Nachricht erhalten hatte. Sie glaubte sich nun ohne Rückhalt nach seiner Gesundheit erkundigen zu können, er schritt schnell in seiner Genesung vor, neue Hoffnungen erwachten, aber auch die Unruhe stieg. Der Tempel im Garten wurde jetzt bei ihrer schwermüthigen Stimmung häufig besucht, der Gedanke an ihre Eltern, die auch erst jenseit des Grabes ihr Glück fanden, sprach ihr dort tröstlich zu. Da kam einst Wilhelm keuchend: „der Graf von Illersheim und noch ein Fremder, sie folgen mir auf dem Fuße." Ein ein-

fach gekleideter, ansehnlicher Mann, der sich dem Alter nahte, war an Bodo's Seite, sanft erröthend trat Laura ihnen entgegen. Nach der ersten Begrüßung eilte Bodo, ohne ihr den Fremden vorzustellen, ihm das Gemälde des Prinzen Eduard zu zeigen; „mein guter Bruder! rief der Fremde, und indem er sich zu Laura wandte: ich werde Sie, liebe Nichte! jederzeit als ein mir theures Vermächtniß betrachten." Laura erkannte den Fürsten, der die Hand, welche sie ihm küssen wollte, wegzog; indeß seine Lippen sanft ihre Wange berührten. „Vor allen Dingen, sagte er, muß ich mich bei Ihnen rechtfertigen. Ihre Mutter war aus einem alten edlen Hause, aber ohne Genehmigung des Fürsten durch einen Geistlichen, dem dieß die Gesetze zu thun untersagten, insgeheim mit meinem Bruder vermählt worden. Ich hätte Sie als regierender Fürst in alle Rechte der Tochter meines Bruders einsetzen können, allein ich folgerte: daß dieser hohe Rang Ihr Glück nicht begründen könne, aber

wenn sie hiedurch etwas verloren, so bin ich Ihnen auch Ersatz dafür schuldig." „Gnädiger Herr!" rief Laura, „Sie haben mehr gethan, als meine kühnsten Wünsche zu hoffen wagten, und ich jemahls, hinreichend zu verdanken vermag." Bodo, auf dessen bleicher Wange noch die Spur der Krankheit sichtbar war, zog hiedurch Laura's Blicke um so inniger an sich. Wilhelm und Amalie hatten sich entfernt. „Lassen Sie mich," sagte der Fürst, „heute ganz das Ziel meiner Wünsche erreichen. Graf Bodo hat mich aufgefordert, bei diesem Besuche, wobei ich geräuschlos die Bekanntschaft meiner theuern Brudertochter zu machen wünschte, sein Fürsprecher zu seyn." Bodo trat näher: „Sie machten von dem ersten Augenblicke, worin ich Sie sah, einen Eindruck auf mein Herz, Achtung für Tugend machte mir Entfernung zur Pflicht, jetzt sind alle Hindernisse gehoben, darf ich hoffen?" „Gott! sagte Laura, indem sie die Hände sanft zum Himmel erhob, o mache mich so glücklich, die

Verewigte ersetzen zu können." Eine Thräne trat in Bodo's Auge, indem der Fürst Laura's Rechte ergriff und sie in die seinige legte. „Seyd glücklich meine Kinder!" rief er mit Rührung: „ich will Euer Freund, Euer Vater seyn." So wurde das Band schöner Seelen befestigt, und nach wenig Tagen waren Bodo und Laura ein glückliches Ehepaar. Alle vorigen Leiden waren vergessen, jedem, der ihnen Böses zugefügt hatte, herzlich vergeben, und der Graf bezog jetzt seine Güter. Albrecht, ob er gleich seine Gemahlin genau kannte, empfand dennoch ihren Verlust, er wollte auf seinen vorigen Familiensitz zurück kehren, gab aber Bodo's und Laura's Bitten, mit ihnen nur eine Familie zu bilden, Gehör. Da kam unerwartet ein Schreiben an Graf Bodo, es war von der Gräfinn Adlerhorst. Der Eingang enthielt Glückwünsche und Schmeicheleien für ihren lieben neuen Neffen. Sie wolle, fuhr sie fort, sich nicht entschuldigen, denn das verriethe Bewußtseyn von Schuld, die ihrem Her-

zen fremd wäre, aber sie halte es für Pflicht ihm anzuzeigen: daß jene Aussage einer gewissen Franciska, die Criminalrath Pistorius den Gerichten zur Beendigung des vorigen Prozesses vorgelegt hatte, sie in Verhältnisse versetzt habe, die noch dadurch ihren Verdruß erhöhten, daß sein unverständiger Gerichtshalter Ehlmann, der seinen eignen Sohn mit unbarmherziger Strenge behandele, dessen Aussagen, so unwürdig und lügnerisch solche auch wären, durch den pedantischen Pistorius den Gerichten überreicht, und ihr dadurch nicht geringe Unannehmlichkeiten veranlaßt hätte. Sie forderte den Grafen jetzt auf, der Sache eine solche Richtung zu geben, als es die Ehre der Familie und seine eigne Ehre, die Achtung die er dem Andenken der Gräfinn Isabella schuldig wäre, erfordern, und die sie als Tante auch von seinem Verstande und seinem Herzen erwarten zu können hoffe.

Graf Bodo würdigte diesen Brief keiner Antwort, aber auf seine Verwendung wurde der Prozeß gegen die Gräfinn Adlerhorst, auch der gegen Ferdinand und Franciska niedergeschlagen, die letzte hatte die Ankunft des jungen Ehepars nicht erwartet; der Graf aber hatte seiner Zusage gemäß ihr die Summe, welche ihr die Gräfinn Adlerhorst schuldig war und noch überdem ein Geschenk auszahlen lassen. Wenig Tage nach ihrer Abreise war Ferdinand, dessen Wunde völlig geheilt war, aus dem strengen Gewahrsam, worin ihn sein Vater hielt, entflohen. Der ehrwürdige Greis suchte den Ungerathenen zu vergessen; aber noch oft erwachten wehmüthige Erinnerungen, und als nach drei Jahren die verwittwete Schauspielerinn Franciska Schröder ihm den nach einem langwierigen Krankenlager erfolgten Tod ihres Mannes, seines Sohnes, meldete, der als Schauspieler den Namen Schröder angenommen hatte, und für sich und seinen Enkel um Unterstützung bat, da weihte

er dem Andenken des Entschlummerten einige Thränen, und flehte für ihn zu Gott um Erbarmung. Er sandte Franciska ein kleines Jahrgeld, seinen Enkel ließ er zu sich kommen. Therese, seine Tochter, an einen wackern Landgeistlichen verheirathet, war jetzt die Freude seines Alters; beide erzogen den Knaben, der den Namen seines Vaters Ferdinand führte. Die Vorsehung segnete ihr edles Bemühen und Ferdinand, der die glücklichen Anlagen seines Vaters, nicht aber dessen Neigungen und Leidenschaften besaß, gewährte dem Großvater noch manchen frohen Augenblick und wurde, von Bodo unterstützt, ein vorzüglicher Mann. Bodo wurde Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft und da Laura für Lindenthal noch eine ausgezeichnete Anhänglichkeit hegte, so wurden in jedem Sommer dort einige Wochen hingebracht. Gleich in den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie sich dort befanden, traf auch Ehlmann dort ein, der einige Geschäfte in der Residenz besorgt hatte. Er besah jede Anlage

und das Schloß und trat bei dieser Veranlassung in ein wenig benutztes Zimmer, worin der beinahe vergessene Stammbaum der Familie Palmburg hing. „Ist's möglich? rief er aus, indem er ihn aufmerksam betrachtete: dort oben unter den ältesten Ahnen Eberhard von Waldenfels und Maria von Illersheim." Voll hoher Freude holte er das gräfliche Ehepar herbei, um ihnen darzuthun: daß durch Lauras Nachkommen die Voraussagung der sterbenden Ahnfrau erfüllt sey, der Familie nun eine glückliche Zukunft bevorstehe. Bodo war weit über jeden Aberglauben hinweg; auf Laura aber machte diese Entdeckung doch einen wohlthätigen Eindruck, indem jede ängstliche Besorgniß, die doch sonst vielleicht erwacht seyn könnte, dahin schwand.

Jetzt waren zehn Jahre als wären es so viel frohe Tage dem glücklichen Ehepar verstrichen, als sie während des Winters einige Wochen in der Residenz zubrachten, wo sie vom

Fürſten und dem ganzen Hofe mit Auszeichnung behandelt wurden. Da ließ ſich einſt ein Geiſtlicher bei ihnen melden, es war ein ehrwürdiger Greis, deſſen Anblick gleich Achtung für ihn einflößte. „Ich komme, ſagte er nach der erſten Begrüßung, vom Sterbelager einer Kranken, welche Sie noch vor ihrem Ende zu ſprechen, noch aus Ihrem Munde Verzeihung zu erhalten hofft.“ Es war die von Beiden längſt vergeſſene Gräfinn Adlerhorſt, die nach der Einbuße ihres ganzen Vermögens in einem kleinen Häuschen der Vorſtadt in Armuth lebte. Beide eilten ihre letzte Bitte zu erfüllen und traten, nachdem der Geiſtliche ſie auf ihren Beſuch vorbereitet hatte, in das Zimmer der Kranken, wo alles die höchſte Dürftigkeit verrieth. Dieſe blickte mit Reue, die an Verzweiflung gränzte, in ihre Vergangenheit zurück. „O, ſagte ſie, Ihr kennet mich noch nicht in meiner ganzen Abſcheulichkeit. Die Convenienz, nicht Liebe, nicht Achtung hatte mich mit meinem Manne verbunden; Religion

und ihre Pflichten waren mir fremd; ich in der Blüte des Lebens. Da zeichnete mich Prinz Eduard, dieser schöne herrliche Mann, durch manche kleine Aufmerksamkeit aus. Meine ganze Sinnlichkeit war aufgeregt, ich wünschte ihn zu fesseln, er besuchte nicht selten mein Haus, ich fühlte mich nah dem Ziel meiner Wünsche. Da lernte er in meinem Hause zufällig meine Schwester, die Baronesse von Palmburg kennen; sie war keine gemeine Schönheit, acht Jahre jünger als ich; allein da sie sich nicht geltend zu machen suchte, hatte ich sie auch jederzeit tief unter mir betrachtet. Daß Eduard sie auszeichnete, erwarb ihr bereits meinen Unwillen, dieser ward auch bald dem Prinzen zu Theil, da dieser sich gänzlich von mir zurückzog. Die Schonung und Behutsamkeit, womit der Prinz meine Schwester behandelte, und die langsame Annäherung beider tugendhafter Selen, machte, daß ich ihre zärtlichen Verhältnisse erst nach einigen Jahren erfuhr. Meine Eifersucht, mein Stolz forderten mich zur

Rache auf, von der heimlichen Vermählung wußte ich damals nichts; aber von ihrem zärtlichen Verhältnisse gab mein Mann dem regierenden Fürsten Nachricht, indeß ich, die als ehemahlige Hofdame der Fürstin bei ihr noch immer einigen Einfluß besaß, ihren Zorn und Unwillen gegen den Prinzen aufreizte. Prinz Eduard wurde mit Vorwürfen überhäuft und in die Nothwendigkeit versetzt, zum Heere zu gehen. Der Fürst hatte hiedurch nur die Verbindung zu trennen, ihn meine Schwester vergessen zu machen geglaubt und da Eduard den Tod fand, so verlor ich und mein Mann, zum Theil schon in der fürstlichen Gnade; aber der Erbprinz, der seinen Bruder innigst liebte, und alles versucht hatte, ihn mit seinen fürstlichen Eltern auszusöhnen, entfernte, sobald er zur Regierung kam, meinen Gemahl von seiner Stelle, und er entging, wie ich aus seinem nachgelassenen Briefe weiß, indem er Gift nahm, einer Untersuchung, bei der ihn schon sein Gewissen nicht frei sprach. Jetzt er-

fuhr ich die geheime Vermählung meiner Schweſter, und Lauras Daſeyn. Mit dem Tode des Prinzen war mein Unwille gegen ihn verſchwunden, meine alte Neigung erwacht, meine Schweſter hatte mir die ſeinige entzogen, Laura war die Frucht dieſer mir verhaßten Verbindung und die Erbin von dem Nachlaſſe meiner Schweſter, durch den ich mich bisher aus meiner verſchuldeten Lage zu retten gehofft hatte. Sie wurde jetzt der höchſte Gegenſtand meines Haſſes; ſie zu verderben, die Erbſchaft mir noch jetzt zuzueignen, war mein einziger Plan, welcher der Unſchuldigen ſo viele Leiden bereitete, aber auch mein Verderben herbeiführte. Ohne Vermögen, von Schuldnern verfolgt, verlaſſen von meinen ehemahligen Schmeichlern, von meinen vormahligen Freunden verachtet, von manchen, die mein Stolz beleidigt hatte, verſpottet und verlacht, bei immer ſteigender Armuth und ungewohnter Entbehrung, von den Vorwürfen meines Gewiſſens, und dem Bewußtſeyn dies alles ver-

dient zu haben gepeinigt, wurde mein Daseyn mir zur Hölle. Mein letzter Trost schwand dahin; Miranda meine Enkelin, der ich, um ihr ein glänzendes Schicksal zu verschaffen, so viel aufgeopfert hatte, war weit entfernt, mein Unglück als Trösterin zu theilen, ohngeachtet ihrer Jugend kalt und herzlos; sie verließ mich, sobald ein entfernter Verwandter ihrer Mutter, an den sie sich heimlich wandte, sie aufzunehmen erklärt hatte, ohne mich mit ihrem Plan bekannt gemacht zu haben, indem sie bloß durch ein Par zurückgelassene frostige Zeilen Abschied nahm. Täglich stieg mein Elend; oft dachte ich an Selbstmord, Furcht vor dem ewigen Richter hielt mich zurück. Ich erkrankte, bebte vor meinem nahen Tode, den ich doch zugleich bei den Schmerzen meiner langwierigen Krankheit wünschte. Mein Zustand war wilde Verzweiflung; da führte meine Krankenwärterin mir diesen ehrwürdigen Mann zu; schnöde behandelte ich ihn, denn nie hatte ich in den Tagen meines Glücks an Gott und

Tugend gedacht. Mit hoher Sanftmuth und Menschenkenntniß suchte der herrliche Mann auf mein geängstetes Gemüth zu wirken, Vertrauen auf den Allbarmherzigen, Hoffnung auf seine Verzeihung, wurden durch ihn wieder rege. Ich gestand ihm jede meiner Vergehungen, auch die, welche ich gegen Euch verübte, ich hoffte Verzeihung von Euch zu erhalten, die ich so bitter gekränkt und beleidigt hatte. Gott hat auch diesen Wunsch erfüllt." Sie streckte bittend die welken, dürren Hände nach ihnen aus. Laura bekämpfte den Schauder, welchen die Erzählung der Sterbenden mehr als einmal bei ihr rege gemacht hatte, sie und Bodo erklärten nicht nur: ihr alles zu verzeihen, sondern erleichterten auch noch ihre letzten Tage, sorgten für ihre stille anständige Beerdigung und folgten selbst noch der Leiche. Als sie zurück kehrten, umarmte Laura ihren Gemahl; „o! sagte sie, es soll mir doppelt heilige Pflicht seyn, über unsere Kinder zu wachen, jeden Keim des Bösen zu unterdrücken, und überall ihren Sinn für Religion und Tugend zu wek-

keit; denn wenn gleich die Vaterhuld des Allbarmherzigen dort oben dem Sünder vergibt, so ist doch oft die Folge des Lasters schon gräßlich in dieser Welt." „Und, fügte Bodo hinzu, indem er die Umarmung erwiederte, der Lohn der Tugend ist herrlich und groß!"

Nachstehende Schriften sind den Freunden einer angenehmen Unterhaltung besonders zu empfehlen und in allen guten Leihbibliotheken zu finden:

Baczko, L. v., die Familie Eisenberg, oder die Gräuel des Krieges. 1 Thlr. 6 Gr.

Derselbe: Galeazzo Viskonti, oder Liebe und Edelmuth. 20 Gr.

Derselbe: Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zauberaeschichten. 3 Bde. 4 Thlr. 4 Gr.

Derselbe: Nachtviolen. 2 Bde. 2 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Historische Unterhaltungen für gebildete Leser. 1 Thlr. 8 Gr.

Graf Wildburg, oder Unglück durch Temperament und Pfaffenränke; eine Rittergeschichte. Mit 1 Kpfr. 4 Bde. 4 Thlr.

Hubert von Sevrac; ein Roman aus dem Engl. der Mistriß Robinson. 2 Bde. 1 Thlr. 20 Gr.

Lafontaine, Aug., Alma von Rosenstein. Mit 1 Kpfr. 3 Bde. 5 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Amalia Horst, oder das Geheimniß zu seyn. 2 Bde. 3 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Arkadien. 3 Bde. Mit 3 Kupfern. 6 Thlr.

Derselbe: Eduard oder der Maskenball. 3 Bde. 5 Thlr.

Derselbe: die beiden Freunde. 2 Bände. 3 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Die Gefahren der großen Welt, oder Bertha von Waldeck. 2 Bde. 3 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Isidore, oder die Waldhütte. 2 Bde. 3 Thlr. 8 Gr.

Lafontaine: Die Moralsysteme, oder Ludwig von Eisach. 2 Bde. 3 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Der Naturmensch. Dritte Auflage. 1 Thlr. 16 Gr.

Derselbe: Rudolph und Julie. Mit 1 Kpfr. 2 Bde. 3 Thlr.

Derselbe: Der Sonderling. Dritte Auflage. 3 Bde. 5 Thlr.

Derselbe: Tinchen, oder die Männerprobe. 2 Bde. 3 Thlr. 8 Gr.

Ludewig der Springer auf der Burg zu Giebichenstein; ein romant. Abenteuer, erzählt von J. A. Knüttel. geh. 12 Gr.

Maaß, J. G. E., Carl von Horst und Amalie von Buchwald. 1 Thlr.

Derselbe: Die Grafen von Eichthal, oder die ungleichen Brüder. 1 Thlr.

Derselbe: Henriette und Julie, oder Gefühl und Leichtsinn. 1 Thlr. 8 Gr.

Derselbe: Thekla von Hochfeld; ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Schlacht. 1 Thlr. 6 Gr.

Thatsachen, merkwürdige, aus Bonaparte's Geschichte. Von einem Augenzeugen. In Reime gebracht durch J. A. Knittel aus Giebichenstein. geh. 10 Gr.

Unterhaltungen, angenehme, einer Mutter mit ihren Kindern; in Erzählungen. geh. 12 Gr.

Louiſon die Räthſelhafte.

Ernestine.

Die vermauerte Pforte.

Erzählungen

von

Ludwig v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Ruſſiſchen Verlags-Buchhandlung,
1822.

Louiſon.

Bayr

Der Thee war häufig umhergetragen, die Bedienten entfernten ſich mit den vollen Bretern, das Geſpräch ſtockte, die alten Damen begannen ſich zu erzählen, was ſie geſtern und ehegeſtern in Whiſt und Boſton verloren oder gewonnen hätten, um die Dame des Hauſes, die Geheimeräthin von Augam, die keine Freundin des Spiels war, darauf aufmerkſam zu machen, daß es die höchſte Zeit wäre, zur Verſcheuchung der Langweile, die Spieltiſche anordnen zu laſſen, als der Generalchirurgus Welſer ins Zimmer trat. Ein herrlicher Greis, deſſen gerade Haltung, friſche Farbe, und feuriges Auge mit dem grauen Haare und der gefurchten Stirn in Widerſpruch zu ſtehen ſchienen. Ihm, der nicht nur als vorzüglicher Arzt, ſondern auch als einer der edelſten Männer, als Wohlthäter und Retter ſo vieler Kranken

und Armen im Besitz der allgemeinen Achtung war, eilte, indeß er von Jedem begrüßt wurde, die Geheimeräthin freundlich entgegen, und lud ihn ein: an ihrer Seite Platz zu nehmen. Ich komme, sagte er, mein Versprechen zu erfüllen, und da die Sache kein Geheimniß ist, so dürfte sie vielleicht der ganzen Gesellschaft einige leere Augenblicke nicht ohne Unterhaltung füllen. Er überreichte der Geheimeräthin einen Ring. Es war ein Chrysopras. Zu jener Zeit war Friedrich der Große darauf gefallen, in dergleichen, hauptsächlich zu Dosendeckeln gebrauchten Steinen Landschaften und Fruchtstücke, in halb erhobner Arbeit, mit einem beträchtlichen Aufwande von Zeit, Mühe und Kosten verfertigen zu lassen. Auf jenem Chrisopras hatte ein vorzüglicher Schüler des, damals in dieser Arbeit beinahe einzigen Künstlers, ein Bild des Erlösers am Kreuze, unter diesem Maria und Johannes, mit einer Kunst und einem Ausdruck dargestellt, die einem der vorzüglichsten geschnittenen Steine der Alten nahe kam. Indeß man ihn al-

gemein bewunderte, überreichte Welser auch zwei Miniaturgemälde. Hier, sagte er, indem er das eine hervorzog, das Ideal des herrlichen, jetzt verewigten jungen Mannes, - und hier, setzte er hinzu, ein demselben sehr ähnliches weibliches Wesen, das ich ungeachtet der Schönheit, die beim ersten Anblicke auffällt, wegen eines gewissen Zuges von Schadenfreude und Tücke, nie lange betrachten kann, ohne daß mich ein gewisses Grausen dabei überfällt.

Die Neugier wurde allgemein gespannt, die seltene Schönheit, die das erste Gemälde darstellte, erzeugte allgemeine Bewunderung, und im Betreff des zweiten stimmte auch Jeder mit dem Urtheile des Greises, so wie damit, daß in beiden Gemälden, bei aller Verschiedenheit, doch auch große Aehnlichkeit herrsche, überein. Und nun, mein theurer Freund! sagte die Geheimeräthin, indem sie sich mit ihrer sanften, melodischen Stimme bittend an den Generalchirurgus wandte, ist es nicht zu kühn, wenn ich Sie in diesem Kreise um die Mittheilung

jener Geſchichte bitte, die hierüber den näheren Aufſchluß gibt, und wodurch Sie, als ich jüngſthin den Einfluß feindſeliger Mächte auf uns arme Sterbliche zu beſtreiten wagte, mich vom Gegentheile überzeugen zu können erklärten. Die Spannung wurde allgemein, jeder der Anweſenden vereinigte, wenn auch nicht durch Worte, doch durch den Ausdruck ſeiner Geſichtszüge, mit der Bitte der Geheimeräthin auch die ſeinige.

Ich habe, ſagte Welſer nach einem Schweigen von wenig Augenblicken, mein ganzes Vermächtniß, auch die eigenhändige Nachricht des guten Buchholz mitgebracht. Glauben Sie mir, eine kleine Einleitung vorauszuſchicken. Der heldenmüthige Kampf der Preußen bei Ligny war am 16ten Juni 1815 durch ihren Rückzug beendigt; nicht der Muth, nicht die Kraft, nur die Menge der Feinde hatte ſie dazu vermocht. Jeder ſehnte ſich nach Erneuerung des Rieſenkampfs, allein die ſchwer Verwundeten hatten nur vorläufig,

so wehe dies uns that, der feindlichen Großmuth überlassen müssen. Das Andenken dieser tapfern Unglücklichen, das Bild ihres Leidens, vom sehnlichsten Wunsche, bald möglichst zu helfen, begleitet, stand unaufhörlich vor meiner Seele. Daher, als nach dem Siege bei Belle Alliance, der Feind überall entwich, unsere nicht zahlreichen Verwundeten hinreichende ärztliche Hülfe hatten, eilte ich sofort, begleitet von einigen Wundärzten unter einer Bedeckung von Husaren, mich unserer Verwundeten anzunehmen, von welchen ich voraussetzte: daß noch Viele seit dem unglücklichen Tage bei Ligny, in den benachbarten Dörfern vielleicht hülflos schmachteten. Meine traurige Erwartung hatte mich nicht getäuscht. Gleich in einem der ersten Dörfer auf dem Schlachtfelde fand ich in einer Scheune 23 schwer Verwundete, größtentheils mit zerschmetterten Armen und Beinen, die ihnen gleich am Morgen des 17ten Junius feindliche Wundärzte abgenommen hatten. Sie lagen auf dem harten Boden, der Feind war sogleich vorgerück

niemand hatte weiter auf sie Rücksicht genommen. Daher fand ich nur noch bei fünf dieser Unglücklichen Spuren des Lebens, und ein junger Mann aus dessen regelmäßigen Zügen eine schöne Seele hervor zu leuchten schien, zog vor Allen meine Aufmerksamkeit auf sich. Durch Fleischbrühe und Wein erquickt, erholten sich diese fünf wieder von der Betäubung, die sie schon dem Tode nahe gebracht hatte. Ich sorgte für ihre Wunden, ließ sie in das nächste Lazareth bringen, und erfuhr dort von Buchholz, so nannte sich der junge Mann, der mir beim ersten Anblick so viel Theilnahme eingeflößt hatte, daß er Lieutenant bei den freiwilligen Jägern, mit wichtigen Schreiben vom 4ten Armeecorps in das Hauptquartier geschickt wäre, diese auf dem Schlachtfelde abgeliefert, und nun selbst am Kampfe Theil genommen hätte. Ein Kanonenschuß zerschmetterte ihm das rechte Bein, so fand ihn der Feind am folgenden Morgen, nebst den Uebrigen, welche nach Erduldung ähnlicher Operationen in diese Scheune gebracht wurden.

Hier, ohne alle Erquickung vom fürchterlichſten Durſte gemartert, ſahen ſie am Abend ein kleines Mädchen mit einem Waſſerkruge vorübergehen, ſie näherte ſich auf ihre Bitten, ſchnell wurde der Waſſerkrug geleert, vier bis fünf Mal kehrte das Kind damit zurück, blieb endlich fort, und ſo hatten die, welche hinten in der Scheune lagen, ſogar dieſe Labung entbehrt. Die Seelenruhe, womit der junge Mann ſein Schickſal ertrug, erhöhte meine Theilnahme, und ſeine dringende Bitte, ihm ſeinen Mantelſack, den er bei dem Regimentsarzt Böhmer in Lüttich zurückgelaſſen hatte, ſo ſchnell als möglich zu verſchaffen, wurde von mir in ein Paar Tagen erfüllt. Er hatte in der Zwiſchenzeit oft mit Inbrunſt gebetet, oft ſeiner Eltern mit kindlicher Liebe gedacht, war dann aber auch wieder plötzlich wie von einem unerwarteten Schrecken ergriffen, zuſammengeſchaudert. Ich bemerkte, daß er eine ihm gehäßige Geſtalt, die er Louiſon nannte, neben ſeinem Lager zu ſehen glaubte, ſuchte ihm, ob er gleich nur wenig fieberte, durch beruhigen-

de Mittel zu helfen; und brachte ihm endlich selbst seinen Mantelsack, damit er sich das Unentbehrlichste herausnehmen, ich ihm das Uebrige sorgfältig aufbewahren könnte. Gottlob! sagte er; Freude strahlte aus allen seinen Zügen, indem er ein Schächtelchen daraus hervor langte. Er öffnete dies, es enthielt die beiden Gemälde und den Ring, und indem er diesen an seinen Finger steckte und die Hand empor hob, rief er: nun Geburt der Hölle! wirst Du wohl vor dem Bilde dessen weichen, der Jeden, der auf ihn hofft, in seinen heiligen Schutz nimmt! Nehmen Sie, sagte er, sobald ich todt bin, diesen Ring; er ist, wie diese Gemälde und diese Papiere, er übergab mir die Rolle, welche ich hier in der Hand halte, nach meinem Tode Ihr Eigenthum. Machen Sie, ich bitte, jeden jungen Mann, der voll Stolz auf seine Tugend und seine eigenen Kräfte baut, mit meinem unglücklichen Schicksale bekannt. Lassen Sie mir einen kleinen Tisch an mein Lager setzen, um noch den Schluß meiner unglücklichen Ge-

schichte, und an meine guten Eltern schreiben zu können. Schaffen Sie mir, ich bitte Sie, den Zuspruch eines Geistlichen, und machen Sie, wenn ich nicht mehr bin, meine guten Eltern, so schnell als möglich, mit meinem Tode bekannt. Daß ich diese Bitte erfüllte, bedarf wohl keiner Anführung, ich hoffte den edeln jungen Mann, der mir mit jeder Stunde lieber ward, noch zu retten; besonders da das Fantom, welches ihn bisher geängstet hatte, nicht wieder vor seine Seele zu treten schien. Bald kam noch ein neuer Strahl von Hoffnung hinzu, ich befand mich neben seinem Lager, als eine alte Dame, die gleich bei dem ersten Anblicke durch einen Zug von Herzensgüte, der auch aus Allem was sie that und sprach hervorleuchtete, augenblicklich gewann, nachdem sie mit meiner Genehmigung einige Erfrischungen unter die Verwundeten und Kranken ausgetheilt hatte, sich auch meinem guten Buchholz näherte. Sie betrachtete ihn aufmerksam. Junger Mann! redete sie ihn an, und zwar, denk ich, sie war eine geborne Oestreicherin, die sich nach

übrigen vermählt hatte, in deutscher Sprache, Sie haben große Aehnlichkeit mit Einem meiner Verwandten, dessen Tod ich bedaure, und da ich ein Gelübde that, wenn die Verbündeten siegen würden, mich der Verwundeten nach Möglichkeit anzunehmen, so wage ich, Ihnen Aufenthalt und Pflege in meinem Hause anzubieten. Dort bei gesunderer Luft, indem ich Ihnen ein Zimmer einräumen werde, dessen Aussicht nach dem Garten geht, bei mütterlicher Pflege und größerer Ruhe, hoffe ich vielleicht auf Ihre Genesung zu wirken. Ich betrachtete diesen Antrag als ein Geschenk des Himmels, bestimmte daher meinen jungen Freund, solchen sofort anzunehmen, eilte mit Frau von Vernier selbst sogleich in ihre Wohnung, und sah mit Freuden die Anstalten, die sie für ihren lieben Kranken machte. Schon nach ein Paar Stunden hatte ich ihn dort hin bringen lassen, und einen Verwundeten, der noch eine Binde um den Kopf trug, weil zuweilen noch Splitter aus der Wunde kamen, übrigens aber beinahe völlig genesen war, als Kranken

wäter mit gegeben. Aber kaum verflossen einige Stunden, so erhielt ich durch einen Soldaten, dem ich sofort die ihm verheißene Belohnung gab, einen Zettel, der bloß die Worte enthielt:

Erbarmen Sie sich, mein väterlicher Freund! und retten Sie mich aus der gräßlichsten Gefahr!

Ich hielt dieß für Wirkung eingetretener Phantasie, und eilte zu dem Kranken, den ich äußerst erhitzt fand. Sie ist hier! rief er mir mit Heftigkeit entgegen. Wer? fragte ich. Louison! rief er aus, jene Louison, die ich in den elisäischen Feldern traf, aber auch ihr gräßliches Ebenbild! Dort, sagte er, dort! indem er nach einer Ecke des Zimmers deutete, dort steht sie, die gräßliche, winkt und lächelt mir zu. Ich sah niemand im Zimmer als Frau von Vernier, die bis zu Thränen gerührt war. Ich bat sie um Aufschluß. Ich vermag ihn nicht zu geben, antwortete sie; bloß dieses kann ich anzeigen. Vor zwei Tagen entlehnte eine, wahrscheinlich sehr reiche Da-

ne das zweite Stockwerk dieſes Hauſes, ihre ſchöne Nichte, ein liebes ſanftes Mädchen, bat ſich von mir die Erlaubniß aus, mein Gärtchen benutzen zu dürfen. Der Kranke hatte das Fenſter, welches dahin geht, geöffnet, und that einen lauten Schrei, als er ſie erblickte. Auch ſie ſchien äußerſt betroffen; ich glaubte Thränen in ihrem Auge zu erblicken, als ſie nach einigem Zaudern ſich dem Fenſter nahte. Aber in dem Augenblicke erſchien auch ein Neger, der ungeachtet ſeiner widrigen Züge das ganze Vertrauen der alten Dame zu beſitzen ſcheint, und forderte, das Fräulein ſolle augenblicklich hinauf kommen. Ich ſah, daß ſie mit großer Bewegung, mit anſcheinendem Widerwillen gehorchte. Wahrſcheinlich iſt ſie eine Bekannte, vielleicht Geliebte unſers guten Buchholz, auf den dieſe Erſcheinung ſo außerordentlich wirkte.

Mit der Geſchichte des Kranken bereits völlig bekannt, beſchloß ich näher zu prüfen, und eilte zu der fremden Dame. Ich bat den Neger, mich anzumelden. Als er in das Zim-

mer ging, trat aus einer Nebenthüre ein jun-
ges Frauenzimmer, deren Aehnlichkeit mit dem
erſten Gemälde mir ſogleich ins Auge fiel.
Schaffen Sie mir, mein Herr! ſagte ſie, in-
dem ſie ſich mir näherte, Gelegenheit, Ihren
[illegible]en zu ſprechen, oder ihm einen Brief zu-
kommen zu laſſen. Sie wollte mehr ſagen,
aber ehe ich zu antworten vermochte, hörte ſie
die Tritte des Negers und ſchlüpfte in ihr Zim-
mer zurück. Ich wurde angenommen. In
den Zimmern der alten Dame herrſchte die
höchſte Pracht, ihre Kleidung war einfach,
allein ein koſtbarer Halsſchmuck und ein großer
Solitair im Ringe verriethen ihren Reich-
thum; aber ein Blick auf ihr Geſicht, worin,
wenn man menſchliche Züge mit thieriſchen ver-
gleichen darf, die der Hyäne und des Affen ver-
eint waren, machte, daß mich beim erſten An-
blick ein Schauder ergriff. Eine Nebenthüre
öffnete ſich, ein prächtig gekleidetes junges
Frauenzimmer trat herein. Meine Nichte,
Louiſon! ſagte die Alte, und zu meinem Er-
ſtaunen unterſchied ich, ungeachtet der großen

Aehnlichkeit mit der erſten einfach gekleideten jungen Dame, die mich vor wenig Minuten angeredet hatte, ſogleich den Gegenſtand des zweiten Gemäldes. Es koſtete Mühe, Meiſter meiner Verlegenheit zu werden; doch [redacted] nannte ich mich und legte ihnen die Frage vor, ob mein kranker junger Freund die Ehre haben ihnen bekannt zu ſeyn? Die junge Dame nahm das Wort, und ſagte, daß ſie ihm die Auffindung eines koſtbaren Ringes in den eliſäiſchen Feldern verdanke. Haben Sie ihn ſeit dieſem Zeitpunkte nicht wieder geſehen? fragte ich. Heute, antwortete Louiſon, als ich einen Spatziergang im Garten machte, ich wurde aber, da meine Tante mich im nämlichen Augenblicke abrufen ließ, ihn anzureden verhindert.

Ich hatte zufällig die beiden Gemälde bei mir. Mein Freund, ſagte ich, indem ich das erſte Gemälde überreichte, glaubt dieſer Dame den kleinen Dienſt geleiſtet, und, indem ich ihr das zweite Gemälde vorhielt, dieſe Dame hier von einer unvortheilhaften, wenn gleich

mir unbegreiflichen Seite, kennen gelernt zu haben. Ich ersuche Sie Madame, fügte ich hinzu, die Ruhe des Kranken nicht ferner zu stören. Die Alte schien verlegen. Ich wünschte nur, fiel Louison ein, daß nicht die zerrüttete Einbildungskraft des armen Kranken seine Störerin werden möchte. Statten sie ihm für die mir erwiesene Gefälligkeit meinen Dank ab. Belästigen, fiel ihr die Alte ein, wird ihn der Anblick meiner Nichte wohl nicht, da wir wahrscheinlich noch heute abreisen, und erst nach Verlauf eines Monats zurück kehren werden. Ich erbat mir ihren Namen, sie nannte sich Gräfin Oreilly. Daß hier nichts weiter auszumitteln wäre, sah ich ein, empfahl mich und wünschte nichts sehnlicher, als mit jener Louison, die ich zuerst erblickt hatte, in nähere Verbindung zu kommen.

Vertieft in diesem Gedanken, verließ ich das Haus, leise wurde ein Fenster geöffnet und wieder zugemacht, schnell hob ich ein herab ge-

worfenes kleines Papier auf, ging wieder in das Zimmer des Kranken, öffnete und las:

O verdammen Sie eine Unglückliche nicht, deren Bestimmung es zu seyn scheint, zum Werkzeuge für schändliche Pläne gemißbraucht zu werden. Erbarmen Sie sich und retten Sie mich, wenn Sie können; in künftiger Nacht, zwischen ein und zwei Uhr, bin ich wenn es irgend möglich ist im Garten.

Ich fand den armen Kranken höchst angegriffen, er betete mit Inbrunst, aber mit jedem Augenblicke ward sein Zustand bedenklicher; denn nicht bloß seine Wunde hatte auf seinen ganzen körperlichen Zustand, sondern auch die früheren Begebenheiten hatten darauf mächtig gewirkt. Menschliche Hülfe konnte ihn nicht retten, sanft entschlummerte er noch vor Mitternacht, unter dem Gebete unsers guten Feldpredigers, der ihm auch die Augen zudrückte. Ich blieb bis zu seinem letzten Augenblicke bei ihm; jetzt wollte ich das Zimmer verlassen, da schlug die Thurmuhr Eins, ich erinnerte mich

nun an den erhaltenen Zettel, und wollte nach dem Garten eilen. Aber in demselben Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Ich eilte hinaus, sah, daß noch der Neger aufstieg, und der bepackte Reisewagen rollte davon. Ach! sagte ein Mädchen aus dem Hause, die etwas früher heraus getreten war, wie sehr schluchzte und weinte die junge Dame. Mit dem Entschluß, den Wagen anhalten zu lassen, eilte ich ihm nach, überzeugt, daß man ihn nicht sofort durch das verschlossene Thor lassen würde. Noch hörte ich ihn in der stillen Straße weiter rollen, aber bald ward alles still. Ich fragte die Schildwachen und Patrouillen, die ich auf den Straßen antraf, niemand hatte den Wagen gesehen. Am folgenden Morgen forschte ich sorgfältiger nach; während der ganzen Nacht war kein Thor geöffnet, kein Wagen hinaus gelassen worden. Mein Nachforschen war vergeblich, ich wußte mir keine Erklärung dieser ganzen Begebenheit zu denken. Der gute Buchholz, jetzt ein Opfer derselben, wäre vielleicht noch genesen. Der wackere Geistliche,

der ihm noch in den letzten Augenblicken Troſt zugeſprochen hatte, ſuchte auch vergeblich einen Aufſchluß dieſes Vorgangs zu ergründen.

Er begleitete mit mir und vielen, die den Verſtorbenen ſchätzten, ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte, und ſeinem letzte Wunſche gemäß ſandte ich auch eine Abſchrift ſeiner Begebenheiten und die Briefe an ſeine Eltern, dieſe achtungswerthen Menſchen, die ich ſelbſt in der Folge kennen zu lernen Gelegenheit erhielt. Ich brachte einige Tage bei ihnen hin, blieb mit ihnen noch ferner in Verbindung, und auf meine Bitte ſchrieb der brave Vater ſeine, mir vorher mündlich mitgetheilte Geſchichte nieder, die ich, weil ſie mit der des Sohnes in ſo genauer Verbindung ſteht, beim Durchleſen derſelben voran zu ſchicken rathe.

Allgemein wurde Welſer zur Vorleſung der Geſchichte aufgefordert. Mich erwarten, ſagte er, einige gefährliche Kranke, und überdem würde die Rührung, die bei mir jedes Mal, ſo oft ich an dieſe Geſchichte denke, unvermeid-

lich ist, mich zu einem schlechten Vorleser machen, aber Ihrem sanften, edeln Herzen, indem er die Rolle der Geheimeräthin übergab, wird das Schicksal meines verewigten Freundes und seiner Eltern, der Theilnahme nicht unwürdig erscheinen, und von Ihnen vorgetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit gewiß um so mehr an sich fesseln. Er verließ die Gesellschaft, worin nun die Geheimeräthin, auf die dringende Bitte aller Anwesenden, die Vorlesung der Geschichte begann.

Gottfried Buchholz, den seine wissenschaftliche Bildung über viele seiner Collegen erhob, war dennoch einer von denjenigen Geistlichen, die bei Reinigkeit des Herzens und kindlicher Einfalt, den Glauben an die Lehrmeinungen ihrer Kirche treulich bewahren. Marie, seine fromme Gattin hatte ihm mehrere Kinder geschenkt, aber alle schlummerten im Grabe; nur ich, der einzige übrig gebliebene Sohn, schien, da ich das Beispiel meiner Eltern von ganzem Herzen nachzuahmen, die

Lehren und den Unterricht meines Vaters nach allen Kräften zu benutzen strebte, ihm eine Hoffnung für das herannahende Alter zu gewähren. Wenigstens war es mein innigster Wunsch, der guten Eltern nicht unwürdig zu seyn.

Meine gute Mutter kränkelte lange, aber da die fromme, sanfte Seele in ruhiger Ergebung duldete, sich nur höchst selten eine milde Klage gestattete, so waren wir auch von dem Gedanken, sie bald zu verlieren, weit entfernt. Doch da ich am Ende meiner Universitätsjahre das elterliche Haus besuchte, überfiel mich Wehmuth und bange Ahnung beim Anblicke der frommen Dulderin. Allein der sogleich erwachende Gedanke: meinen ehrwürdigen Vater auf traurige Ereignisse vorbereiten zu müssen, kam nicht zur Ausführung. Der liebevolle Empfang meiner guten Eltern hatte mir Freudenthränen ausgepreßt; unter jenen Bäumen, die mein Vater, am Tage meiner Geburt gepflanzt hatte, wurde die Abendmahlzeit aufge-

tragen. Aber da, ungeachtet des ſchönen Sommerabends, die Mutter Kälte zu fühlen äußerte, eilten wir bald ins Zimmer zurück. Der Vollmond ſchien durch die blühenden Linden, und gab der guten Mutter, die er ſanft beleuchtete, die Züge einer Verklärten. Sie ergriff meine Hand. Ernſt! ſagte ſie, dein Vater hat von ſeinem Freunde, dem Profeſſor Falk, Deinem treuen Lehrer, den du ſelbſt ſo innig hochſchätzeſt, die größten Lobſprüche deines Fleißes, deiner Kenntniſſe, und den Rath erhalten, daß du noch auf einige Zeit zurück kehren möchteſt, um die theologiſche Doctorwürde anzunehmen, weil dir alsdann ein academiſches Lehramt und eine der vorzüglichſten Stellen in der Hauptſtadt nicht entgehen könnten. Wir haben beide Gott für die Freude gedankt, die uns dieſe Nachricht gegeben hat; du haſt es verdient, lieber Sohn! daß ich dir dieſes ſage, aber deine Mutter traut es dir zu, daß du Kraft und kindliche Liebe in ſo hohem Grade beſitzeſt, um dieſe herrlichen Ausſichten, auf die Bitte deiner — ſie ſeufzte tief, viel-

leicht bald sterbenden Mutter, einer schönen heiligen Pflicht aufzuopfern. Sie blickte mich bittend an. Mutter! rief ich, indem ich ihre Hand küßte und an mein Herz drückte, was könnte mir wohl mehr Freude auf Erden gewähren, als der Beweis: daß mir nichts auf Erden zu schwer wird, um einen ihrer Wünsche zu erfüllen! Das erwartete ich von dir, sagte sie, indem ein Paar Thränen die bleiche Wange hinab liefen. Du weißt: die Stelle deines Vaters gehört nicht zu den einträglichsten, allein wir waren zufrieden, und hatten daher genug. Schätze, die Motten und Rost verzehren, haben wir nie gesucht; aber Dein Vater ist alt, er wird schwach und hinfällig, oft hat er schon an einen Substituten gedacht. Gott wird ihn schützen; aber soll er, einzig von dem guten Willen eines Fremden abhängig, im Alter verlassen dastehn? Nein, mein guter Ernst! deine kindliche Liebe wird ihm seine letzten Tage erheitern; nimm, wenn dir dieß Opfer nicht zu schwer ist, ich bitte dich, die ärmliche Stelle seines Substituten an. Mit

Freuden liebe Mutter! rief ich. Mein Vater wollte Einwendungen machen. O, rief sie, ich bitte dich! laß mir noch sterbend die Freude, dich in deinen letzten Tagen in den Armen deines guten Sohnes zu wissen, und, indem sie die Hände betend zum Himmel erhob, während ihr Blick mit unendlicher Mutterliebe auf mir ruhte, Gott segne dich mein Sohn, und lohne dir deine kindliche Liebe! Ihre Stimme war immer schwächer geworden, wir hielten dieß für Folge der Rührung, die wir mit ihr theilten. Sie schwieg einige Augenblicke, äußerte hierauf, daß sie höchst ermattet wäre, und wurde zu Bette gebracht. Mein Vater tröstete mich, indem er erklärte, daß dieses nach heftiger Gemüthsbewegung einer ihrer gewöhnlichen Zufälle wäre, der bald vorüber gehen würde. Aber am folgenden Morgen vermochte sie nicht mehr das Bette zu verlassen, sie wiederholte ihren Segen mit Inbrunst, reichte noch mit Herzlichkeit mir und meinem Vater die eiskalte Rechte, sank aufs Kissen zurück, seufzte tief, der Athem stockte. Sanft

hatte der Engel des Todes die reine Seele zum
Lohne der Tugend heimgeholt. Ihren letzten
Willen zu erfüllen war mir heilige Pflicht; ich
ahmte das Beispiel meines Vaters nach, er
warb mir die Liebe der Gemeine und das Be
wußtseyn, die Pflichten meines Amtes treulich
erfüllt zu haben. Weil der größte Theil der
Einkünfte, durch Acker- und Gartenbau ent
sprang, suchte ich auch hiervon die erforderli
chen Kenntnisse zu erlangen, weihte meinen
ehrwürdigen Vater jede Stunde der Erholung
war daher unablässig beschäftigt, suchte und er
hielt keinen Umgang, blieb unverheirathet
und galt hiedurch bei vielen für einen Sonder
ling.

Da starb der Pfarrer zu Kupferberg, und
die benachbarten Geistlichen erhielten den Auf
trag, seine Stelle bis zu ihrer Besetzung zu
versehen. Sie gehörte zu den einträglichsten
und mein Vater erhielt von einem Gönner den
Wink, daß ich mich darum bewerben sollte.
Er reichte mir den Brief, und ich bemerkte
daß während ich las, sein Auge forschend au

mir ruhte. Ich kann Sie nicht verlassen, sagte ich, indem ich den Brief zurück gab, und eben so wenig um eines für mich erhöhten Einkommens willen Sie dahin bestimmen, mich nach Kupferberg zu begleiten, und einen Ort zu verlassen, wo Sie nach wenig Wochen bereits funfzig Jahre verlebt haben, wo Jeder, den Sie sehen, von Ihnen getauft, unterrichtet, oder getraut ist; wo Sie jeder liebt und verehrt, jeder Gegenstand für Sie mit einer angenehmen, oder rührenden Erinnerung verknüpft, und das Grab meiner guten Mutter ist. O mein Sohn! rief mein Vater, indem er mich mit Rührung an seine Brust drückte, du erspähst den geheimsten meiner Wünsche, es ist ein Gott und eine Ewigkeit! und nur diese vermögen es, dir deine kindliche Liebe zu belohnen.

Am folgenden Sonntage war ich in Kupferberg zu predigen bestimmt. Um nicht der Wittwe im Geringsten lästig zu werden, kehrte ich nicht im Pfarrhause ein, mit dem Vorsatze, gleich nach beendigtem Gottesdienste meine

Rückkehr anzutreten. Mein Vortrag we
über die Pflicht, der Vorsehung auch da
vertrauen, wo unsere Vernunft uns kein
Ausweg der Rettung, keine Hoffnung zei
Der Gegenstand füllte meine ganze See
und eigne Ueberzeugung gab vielleicht mein
Vortrage Würde und Kraft. Ich ließ währe
der Predigt ein Paar Verse aus einem Li
singen. Eine ausgezeichnet melodische Stim
erscholl in der Nähe der Kanzel, ich blickte h
sah ein Frauenzimmer von seltener Schönh
deren Trauerkleid mir erklärte, daß sie
Wittwe des Pfarrers war. Ob die Schönh
der Stimme, das Trauerkleid, oder das Un
wartete des Anblicks einen Eindruck auf m
machte, wage ich nicht zu entscheiden; ich
durfte einige Augenblicke, um mich wieder
sammeln, und stand im Begriffe, meinem V
satze getreu, nach beendigtem Gottesdien
wieder abzureisen, als mich beim Ausga
aus der Kirche die Kirchenvorsteher, z
Greise, deren Köpfe ein großer Künstler
der Darstellung von Aposteln nicht zu Must

verschmäht haben würde, freundlich begrüßten, mir für meine Predigt dankten, und den Wunsch äußerten, daß ich doch bei ihnen die erledigte Stelle annehmen möchte, die gewiß noch einmal so viel, als die meines Vaters einbrächte. Sie begleiteten mich, der ihnen herzlich dankte, auf den Kirchhof; dieser war mit einer grünen Hecke eingefaßt, und mit blühenden Bäumen besetzt. Ich äußerte ihnen hierüber meinen Beifall. O, sagten sie, das ist größtentheils das Werk unsers verstorbnen Pfarrers, es war ein herrlicher Mann; schade daß er so jung uns entrissen wurde, und auch seine Wittwe uns verläßt, die ein wahrer Engel ist!

Sie erzählten mir: daß diese, die Tochter eines reichen Goldarbeiters aus der Residenz, sich dort hin zurückbegeben würde, und ihr Wittwengehalt, so lange keine andere Predigerwittwe darauf Anspruch machen könnte, den Armen des Kirchspiels abgetreten hätte. Der Schullehrer gesellte sich jetzt zu uns; Alle waren unerschöpflich im Lobe der Wittwe, wie gut

sie wäre, wie sie sich der Nothleidenden und Kranken überall so treulich angenommen, wie sie arme Kinder in weiblichen Arbeiten unterrichtet, ihr Söhnchen so vortrefflich erzogen hätte; und so war ich mit meinen Begleitern, ohne daß ich dies selbst bemerkt hatte, nach der Seite des Kirchhofs, die zu dem Pfarrhause führte, gegangen. Aus der Thüre desselben trat uns die Wittwe entgegen, grüßte mich mit einem bescheidenen Anstande, hieß meine Begleiter, die sie, wie ich nachher hörte, zur Gesellschaft für mich eingeladen hatte, herzlich willkommen, und ohne diese insgesammt zu beleidigen, konnte ich die Einladung zum Mittagsmahle jetzt nicht füglich ablehnen.

Im Hause herrschte die größte Reinlichkeit und, so wie bei der Mahlzeit, eine gewisse einfache Eleganz. Ihr einziges Kind, ein Knabe von drei Jahren, saß an ihrer Seite, und die Sanftmuth und Milde, aber auch der liebevolle Ernst, womit sie den lebhaften Kleinen behandelte, bewiesen, daß sie selbst keine all-

tägliche Erziehung genossen hatte, welches sie auch durch ihr ganzes Benehmen verrieth. Sie äußerte, als sie den Wunsch der Kirchenvorsteher hörte, daß sie aus Liebe für die Gemeine, die ihr aus Achtung für den theuern Verstorbenen so manchen Beweis der Geneigtheit gegeben habe, von ganzem Herzen beistimme, und, da sie zu ihren Eltern zurückkehre, mir den größten Theil ihres Hausraths und alle ihr Wirthschafts-Geräth unter billigen Bedingungen zu überlassen bereit wäre. Die Kirchenvorsteher erneuerten jetzt um so lebhafter ihren Antrag, wozu sie, nach ihrer Versicherung, auch die Achtung, die ich mir in meiner Gemeine erworben hätte, bestimme; und da ich mich auf meinen Vater berief, fügten sie hinzu: ihn selbst bitten zu wollen, ihren Wünschen nicht zuwider zu seyn.

Dieser kam mir bei der Rückkehr vor dem Dorfe entgegen; er nahm bei mir im Wagen Platz und ich sah an seiner heitern Miene, daß ihm etwas auf dem Herzen lag. Mein

guter Sohn! fing er an, ich habe, da ich allein war, über unsere Verhältnisse nachgedacht. In wenig Wochen ist die Jubelfeier meines Amts; der Gemeine kann ich nicht mehr nützen, und warum sollte ich, der ich vielleicht nur noch wenig Tage zu leben habe, dir aus Gründen, die blos aus einem dunkeln Gefühle entspringen, die Aussicht zu einer bessern Versorgung benehmen? Habe ich hier an meinem funfzigjährigen Jubelfeste noch eine Predigt gehalten, so lege ich zugleich meine Stelle nieder, ziehe mit dir, wohin du willst, und nur, wenn ich sterbe, erhalte ich hier an der Seite deiner Mutter mein Grab. Ich überzeugte mich, es wäre unter solchen Umständen Unrecht, dem Berufe zu widerstreben, und bewarb mich um die Stelle; mein Vater begleitete mich dahin, die Wittwe erfüllte ihre Zusage, und ich befand mich in einer so vortheilhaften Lage, in einem solchen Wohlstande, wie ich ihn, wenig Wochen vorher kaum erwartet hatte. Und doch fühlte ich mich nicht glücklich; eine gewisse Unruhe, deren Grund ich mir selbst nicht zu ge-

ſtehen erlaubte, wurde durch die Erinnerung an Theodore, die Wittwe meines Vorgängers, veranlaßt. Sie war zu ihren Eltern in die Reſidenz zurück gekehrt, bei der wenigen Bekanntſchaft mit ihr, erſchien ſie überall in vortheilhaftem Lichte; aber war dieſe wenige Bekanntſchaft hinreichend, von ihr das Glück meines ganzen Lebens zu hoffen? — Ich wollte mich meinem Vater entdecken, unausgeführt aber blieb dieſer Entſchluß, denn der ehrwürdige Greis erkrankte. Die Sorge für ihn füllte jetzt meine ganze Seele; nach wenig Wochen ſuchte ich an der Ruheſtätte, die er ſich gewählt hatte, meinem Danke, meinen kindlichen Gefühlen Worte zu geben.

Jetzt vermehrte ſich meine Unruhe, ich vermißte den Vater und Freund, die Einſamkeit wurde drückend, und nun ſuchte ich Umgang, den ich vorher für ſo entbehrlich hielt. Zu den Mitgliedern meiner Gemeine gehörte der Amtsrath Bachmeier, und bald verband mich mit ihm und den Seinen, die ich als gute

Menſchen kennen lernte, die innigſte Freund
ſchaft. Oft dachte ich daran mich zu verhe
rathen, aber vergeblich ſuchte ich einen Gege
ſtand, von dem ich Erfüllung meiner Wünſc
und Hoffnungen erwarten konnte, und imm
trat hierbei Theodorens Bild vor meine See
ob ich gleich ſelbſt mir dies Gefühl nicht ga
verdeutlichte, und es wenigſtens bedenkli
fand, einer ſo ſchnell erwachten Leidenſch
nachzuhängen. Der Frühling begann, u
ihm erwachte mein Sehnen um ſo lebhaf
es gränzte oft an eine mir unerklärbare Be
gigkeit. So auch eines Nachmittags. Ein S
ziergang zu meinem Freunde Bachmeier ſo
mich zerſtreuen, ich fand ſeinen Wagen an
ſpannt, ihn und ſeine Gattin im Begriff
zuſteigen, ich wollte mich entfernen. Wir
chen, ſagten ſie, nur eine kleine Spazierfa
kehren bald zurück. Daher nahm ich die
ladung zur Theilnahme an. Wir fanden in
nem nicht weit entlegenen Walde alles
Empfange bereit, und indem die Amtsrä
den Kaffeetiſch anordnete, hörten wir das

len eines Wagens. Kommen Sie, sagte der Amtsrath, lassen Sie uns entgegen eilen. Der Wagen hielt, man denke sich meine Gefühle, als Theodore und ihr Sohn aus demselben stiegen. Sie hatte die Einladung, einige Wochen auf dem Lande hinzubringen, angenommen. Häufig wurde ich jetzt von dem Amtsrathe eingeladen, lernte die herrliche Frau täglich höher schätzen, und wagte endlich, ihr meine Hand anzubieten. Sie lehnte meinen Antrag nicht ab, und unaussprechlich war mein Glück, das mit jedem Tage stieg. Ein Sohn, den ich aus Liebe für seine Mutter Theodor nannte, und drei Töchter vermehrten noch mein häusliches Glück, und der kleine lebhafte Wilhelm, dem ich ganz Vater zu seyn beschloß, gewährte mir bei seiner Erziehung, durch seltene Fähigkeiten, so manche Freude. Meine Schwiegereltern behandelten mich mit dem höchsten Wohlwollen, und ein Ring, worauf sich das Bild des Gekreuzigten in halberhöhter Arbeit befand, war das Werk meines Schwiegervaters, eines nicht gemeinen Künstlers, welcher

diese Arbeit zu dem Zeitpunkte, da sie zu Berlin blühte, dort erlernt, und bei seinen späteren Reisen sich darin vervollkommnet hatte. Er wußte, wie sehr ich ausgezeichnete Kunstwerke schätzte, und hatte daher auf die Bearbeitung dieses Steins, um mir Freude zu machen, mit seltener Unverdrossenheit alle seine Kunst, Zeit, und Mühe verwandt. Bald lernte ich auch an meiner Frau manche Vorzüge, welche sie ihrer Erziehung verdankte, hierunter ein nicht alltägliches Talent für Malerei kennen. So durchlebte ich eine Reihe glücklicher Jahre, das Einzige, was mir zuweilen einige trübe Augenblicke machte, war Wilhelms leidenschaftliche Heftigkeit, die zum Theil auch durch Umgang auf Theodor wirkte, und nicht selten mit seinem, ursprünglich sanften Charakter im Widerspruche stand. Er hatte das dreizehnte, Wilhelm das achtzehnte Jahr zurückgelegt, als jener unglückliche Krieg ausbrach, worin Napoleon die Greuel, welche schon das übrige Europa unter seiner Geißel empfand, auch nach dem, bisher so ruhigen glücklichen Nor-

Norden trug. Ich sandte meine Frau und Kinder bei der Annäherung des Feindes nach der Hauptstadt, ich glaubte es meinem Gemeinde schuldig zu seyn, ihre Leiden zu theilen, und sie, da ich die Sprache des Feindes verstand, nach Möglichkeit zu vertreten. Wilhelm, den ich in kurzem auf die Universität zu senden gedachte, blieb, da er mich selbst darum bat, ich ihn in seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zurückzuhalten, und jetzo noch die letzte Hand daran zu legen wünschte, bei mir zurück. Er war jetzt unaufhörlich Augenzeuge des unwürdigen Betragens, der Mißhandlungen, Anmaßungen und Erpressungen, die ein zügelloser Feind sich erlaubte. Nur mit Mühe konnte ich den Ausbruch seiner Heftigkeit hindern, und oft, wenn ichs that, schwur er dem Feinde, wenn einst ein günstiger Zeitpunkt sich nähern würde, glühende Rache. Jetzt, kurz vor der Schlacht bei Eylau, rückten die Preußen und Russen unter Bennigsen vor, die Feinde unter Bernadotte zögen sich zurück. Vergeblich fragte ich an einem Morgen nach

Wilhelm, ich fand in seinem Zimmer einen an mich gerichteten Brief. Vater! schrieb er, ich fühle Kraft und Muth, für die Befreiung meines Vaterlandes unter den Fahnen meines Königs zu kämpfen. Verzeihen Sie, daß jugendliches Feuer mich ohne Ihre Einwilligung fortriß. Durch Handlungen, die es beweisen sollen, daß ich Ihrer Bildung, Ihrer Vaterliebe nie unwürdig war, hoffe ich Ihnen zu zeigen, daß ich meinen heiligen Beruf erfüllt habe, und Ihrer Verzeihung würdig bin. Trösten Sie die Mutter und die Großeltern. Eine innere Stimme sagt mir, daß mein Entschluß mich zum Glücke führt und Euer Segen, Ihr mir ewig Theuern, begleite mich auf meiner Bahn!

Ich erfuhr, daß er bei einem Preußischen Husarenregimente Dienste genommen hatte, und so wehe mir anfänglich die Sache that, so dankte ich doch in der Folge Gott dafür, daß er nicht jene Leiden mit mir theilen durfte, die, so lange der Feind das Land besetzt hatte, in so hohen Maaße über mich kamen. Ich ver-

ler viel, aber das Elend meiner Gemeine, in welcher Hunger und Seuchen wüteten, ohne daß ich, auch bei dem besten, redlichsten Willen, und der höchsten Anstrengung viel zum Beistande des Nächsten thun konnte, beugte mich tief. Doch Gott half. Der Friede erfolgte, die Feinde verließen endlich das Vaterland, und wenn gleich die Wunden noch lange bluteten, so entsprang doch allmählich die Hoffnung, daß die, welche die Zeit der Leiden überlebt hatten, noch einen Theil des ehemaligen Wohlstandes wieder erringen könnten.

Noch saß ich einsam in meiner Wohnung, als ich den Hufschlag von Pferden hörte. Es waren Preußische Husaren. Ich eilte ihnen vor die Thüre entgegen und Wilhelm, jetzt Lieutenant Steinbeck, sank in meine Arme. Er hatte sich die Liebe seiner Vorgesetzten erworben, bei jeder Gelegenheit sich ausgezeichnet; als Beweis davon brachte er mir ein Schreiben von dem Commandeur seines Regiments. Er fühlte sich in seinem neuen Stande sehr zufrieden und

glücklich, es wäre daher unrecht gewesen, ihn auf eine andre Laufbahn zu lenken. O, rief er mit Rührung, als ich ihm einen milden Verweis gab, wie war es möglich, dem innern Drange zu widerstehen, zu der Rettung seines Vaterlandes mitzuwirken? Jetzt hat freilich Bonaparte, der Länderstürmer, seinen Zweck erreicht; aber wenn einst der Augenblick der Vergeltung und Rache erscheinen sollte, dann Vater, sollen Sie von mir hören, und wie ich hoffe, mit mir zufrieden seyn.

Auf meinen Theodor machte das Schicksal Wilhelms einen lebhaften Eindruck. Beständig hatte dieser, der immer nur bei seinen Spielen mit Soldaten und Krieg beschäftigt war, die Hoffnung geäußert, sich im Kriegsstande selbst zu einem berühmten Feldherrn aufzuschwingen. Es schien sich der Erfüllung seiner schwärmerischen Hoffnung zu nähern, und seine häufige Aeußerung, für die auch unter den gegenwärtigen Zeitumständen Manches zu sprechen schien, hatte auch bei dem sanften Theodor Eingang

gefunden. Ihn, der seit seinen frühesten Jahren Anlage zur Malerei verrieth, hatte seine Mutter mit glücklichem Erfolge darin unterrichtet, und da ich ihn während des Krieges nach der Hauptstadt schickte, hatte er sich unter einem vorzüglichen Künstler weiter ausgebildet, und der Gedanke, bei dem Anblicke der berühmtesten Kunstwerke unter Italiens schönem Himmel seine Bildung zum Künstler zu vollenden, schien jetzt seine ganze Seele zu füllen.

Meine Bedenklichkeiten beantwortete er gewöhnlich nur mit der Aeußerung, daß ihn seine Ahnung und der Drang seines Herzens gewiß eben so wenig als seinen Bruder Wilhelm täuschen würden; doch entschloß er sich, auch nach meinen Wünschen den Wissenschaften getreu zu bleiben; wählte aber das Studium der Rechte, und hatte von mir die Zusicherung erhalten, nach Beendigung desselben eine Reise nach Frankreich und Italien unternehmen zu dürfen; wozu ihm mein Schwiegervater, der an diesem Lieblingsenkel mit ganzer

Seele hing, durch' sein Testament, tausend Thaler ausgesetzt hatte. Vom Erfolg dieser Reise, die er mit dem Schlusse des Jahres 1812 anzutreten gedachte, sollte es dann abhangen, ob er sich ganz zum Künstler bilden, oder in einem richterlichen Amte sein Brod suchen sollte.

Jetzt begann Napoleons Zug nach Rußland, die grenzenlosen Plünderungen und Leiden, die er in den Ländern seiner Bundesgenossen verbreitete, machte in diesem Augenblicke die Auftreibung der Reisekosten unmöglich. Theodor hatte mich zum Weihnachtsfeste besucht. Da erscholl die Nachricht von der Flucht der Franzosen, und bald erblickten wir einige ihrer armseligen Überreste. Alle, lebendige Bilder des höchsten Elends, eilten den Herannahenden Cosacken zu entgehen, und ich, nebst den Meinen saßen an einem Abende in einem traulichen Gespräche, als unerwartet die Thüre aufging. Wilhelm stürzte in meine Arme. Er eilte mit einem kleinen Preußischen Haufen zu den Truppen, die sich unter Bülow

verſammelten; laut war ſein Jubel, er konnte ſeine Freude gar nicht mäßigen. Die Stunde der Rettung, rief er, hat geſchlagen! Dich guter Theodor! bedaure ich, deine Reiſe nach Frankreich und Italien muß unterbleiben; denn wahrſcheinlich wird ſich nun auch der König in kurzem gegen Frankreich erklären, und dann, lieber Bruder! wünſche ich dir Glück, auch deinen Arm im heiligen Kampfe für das Vaterland bewaffnen zu können. Tröſte dich vorläufig damit, die in Paris zuſammen geraubten Kunſtſchätze nach unſerm ſiegreichen Einzug in Paris dort benutzen zu können. Der Funke zündete, beſonders da wir bei unſerm Freudenrauſche ihm nichts entgegen legten. Theodor gab ſeinem Bruder die Hand darauf, wenn das Vaterland Hülfe brauchen würde, einer der Erſten zu ſeyn; und feierlich wiederholte er noch beim Abſchiede dieſe Zuſage. Wilhelm hatte ſich ſchon nach wenigen Stunden entfernt, und jetzt bei zurückkehrender Ruhe dachte ich oft nicht ohne bängliche Beſorgniß an meinen weichen, ſanften, dabei aber

auch leidenschaftlich heftigen, und zu einer schwermüthigen Schwärmerei so höchst geneigten Theodor. Meine Besorgniß stieg, da ich sah, daß er anhaltend und leidenschaftlich an dem Miniaturgemälde eines jungen Frauenzimmers von seltener Schönheit arbeitete. Sein Herz, dachte ich, ist nicht frei, aber wer ist dieser Gegenstand seiner Wünsche? Tugendhafte reine Liebe kann ihn gegen jeden Ausbruch der Sinnlichkeit schützen, und so befahl ich alles in ruhiger Ergebung dem, der unser Schicksal lenkt.

Jetzt erfolgte der Aufruf des Königs, alle Jünglinge strömten den freiwilligen Jägern zu, auch Theodor erklärte hiezu seinen Entschluß und bat um meinen und seiner Mutter Segen. Meine gute Theodore dachte ihre beiden Söhne in Krieg und Gefahren; reichlich flossen ihre Thränen. Allein ich hielt es für Pflicht, den Wünschen meines Sohnes nicht entgegen zu seyn. Auch ihr sprach ich Trost ein, und so wurde der Augenblick der Abreise bestimmt. Die erforderlichen Vorkehrungen wur-

den getroffen, und so begannen die ersten heitern Frühlingstage. Unser Gartenhäuschen wurde in Stand gesetzt, und da wir hörten, daß Theodor dort wäre, beschlossen wir, von der ersten Frühlingsonne so freundlich angelächelt, dorthin zu ihm zu gehen. In dem Anblicke seines Gemäldes vertieft, bemerkte er uns nicht. Wer sie doch seyn mag? sagte meine Frau leise; wir wollen ihm, antwortete ich, sein Geheimniß nicht abpressen, wenn ihn sein eigenes Herz nicht zur Entdeckung treibt. Er begann jetzt mit seiner schönen Tenorstimme:

Was ist Frühlingsmelodie,
Was der Frühling ohne sie?
Deren Bild voll hoher Glut
Tief in meiner Seele ruht:
Sie die noch kein Name nennt,
Die mein klopfend Herz nur kennt!
O ich bin der Hoffnung voll,
Daß ich Sie einst finden soll.

Theodore schloß ihn in ihre Arme, eine Thräne floß auf seine Wange herab; sie konnte ihrer weiblichen Neugierde, ihrem gepreßten

Mutterherzen nicht länger zu schweigen gebieten. Wer ist, sagte sie schmeichelnd bittend, indem sie auf das Gemälde blickte, wer ist dieser Engel in weiblicher Gestalt? Ja, antwortete Theodor, mein Engel, mein Schutzgeist ist es! Wenn mich der Zufall in den Kreis ausgelassener Jünglinge schleuderte, wenn in meinem weichen Herzen die Sinnlichkeit erwachen wollte, dann trat dies Bild vor meine Seele, dies Ideal weiblicher Schönheit. O wie oft habe ich die Zeichnung zerrissen! Sie bleibt immer nur ein erbärmliches Abbild, von jener himmlischen Schöne, die mich in den seligsten Augenblicken des Tages, des Nachts in meinen lieblichsten Träumen umschwebt. Theodor! sagte ich besorgt, und wenn du einst ein ähnliches weibliches Wesen fändest? So müßte sie, und wenn auch die ganze Schöpfung dagegen wäre, die Meine seyn. Auch dann, wenn Religion und Tugend damit im Widerspruche ständen? Er wurde betroffen; doch sammelte er sich nach einigen Augenblicken. Vater, Ihre Lehren! — Was würde, antwortete

ich ſeufzend, wohl die Erinnerung an dieſe, wirken, wenn bei deiner ungeſchwächten Jugendkraft die unaufhörlich aufgeregte Phantaſie Kupplerinn glühender Leidenſchaft würde? Theodor! Du haſt Ehrfurcht für Gott, Achtung fur die Würde des Menſchen, Liebe zur Tugend, aber — Vater! Ihr Freund Claudius ſagt ja: es gibt eine Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und lebt. Armer, ſchwacher Sterblicher, willſt Du auf dieſe deine Tugend trotzen? Weißt du denn: ob du ſie haſt? und ob du ſie ewig feſthalten wirſt? Darauf, lieber Vater! will ich wieder mit den Worten Ihres nämlichen Lieblingeſchriftſtellers antworten, der es von Leſſings Emilie Galotti nicht begreift, wie ſie an ihre Verführung und ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ſagt Asmus, ich hätte an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüſtigſten Teufel gehen wollen, und es hätte keiner wagen ſollen mich anzurühren. Und ſollte ich bei dem Schutz, den Ihre Erziehung, Ihr Unterricht mir ertheilt,

nicht das Nämliche von mir glauben? nicht mich ſtark genug halten, im Kampfe mit allen Geiſtern der Hölle anbinden zu können? Theodor! rief ich, ſey nicht vermeſſen, trotze nicht auf deine gebrechliche Tugend, ſondern denke, daß der Göttliche, der für uns ſtarb, uns gegen Verſuchung zu beten lehrte.

Meine Frau fühlte ſich äußerſt bewegt. O, ſagte ſie bittend zu mir, gib ihm den Ring als Andenken an den Großvater und ſeine Eltern, und als Kunſtwerk wird er ihn gewiß oft betrachten, das Bild des Erlöſers wird in ſeiner Seele das Andenken an ſeine Pflichten wecken, und ihn erinnern, daß auch Demuth dazu gehört. Ich zog den Ring vom Finger; Theodor! ſagte ich, der Menſch hängt oft von äußern Umſtänden ab, möchte doch dieß Familienkleinod dich jederzeit daran erinnern, was du als Chriſt und Menſch, Gott, den Deinen und der Welt ſchuldig biſt! Bleibe der Religion und der Tugend getreu, dann ſegne dich Gott! Die Mutter fügte auch ihren Segen unter

Thränen hinzu. Feierlich gelobte Theodor, sich nie vom Pfade des Guten zu entfernen, und täglich betete ich zu Gott, daß er dieser Zusage, seiner Pflicht getreu bleiben möchte.

Er zog jetzt mit einem Haufen freiwilliger Jäger zum Heere. Alle Nachrichten, die wir von ihm erhielten, stimmten mit unsern Wünschen überein. Schon in der Schlacht bei Groß-Görschen erwarb er sich eine Wunde, aber auch durch Muth und Entschlossenheit das eiserne Kreuz; ward bald darauf Officier unter den freiwilligen Jägern, und so, bis zum Einzuge nach Paris, entlockte uns jeder Brief nur Freudenthränen. Der erste, den wir von ihm aus Paris erhielten, athmete die höchste Begeisterung, er gedachte der weißagenden Worte seines Bruders: sich dort nach dem siegreichen Einzuge der Preußen am Genuß der Kunstschätze weiden zu können. Von allen seinen Vorgesetzten geliebt, erhielt er auf einige Monate Urlaub; ich sandte ihm das verlangte Geld, und er lebte hier einzig der Kunst, und

ſchien in einem Meere von Wonne zu ſchweben, bis die folgende hier von ihm ſelbſt erzählte Begebenheit eintrat.

So bin ich denn endlich hier zu Lüttich angelangt, und indem ich die Vergangenheit betrachte, möchte ich gern alles für einen böſen Traum erklären. Wem ſollte ich mich entdecken? Einen Schwärmer, einen Thoren würde man mich ſchelten. O mein guter, ehrwürdiger Vater! daß du hier wäreſt, dein Rath würde mich leiten! Und wenn ich ihn gleich ſpät erhalte, ſo will ich ihn doch nicht verſäumen, und indem ich mich dir hier entdecke, alles genau überdenke, beruhigt ſich vielleicht mein empörtes Blut und meine Vernunft geräth vielleicht gar auf eine Spur, die mich zu weiterem Nachforſchen, vielleicht gar auf eine Entdeckung führt. Allbarmherziger! leite du mich! O mein geängſtigtes Herz bekräftige nicht die Wahrheit von jenem Ausdrucke, den Leſſing von Shakespeare entlehnte: daß der nie Verſtand beſaß, der ihn nicht durch gewiſſe Veranlaſſungen verliert.

Doch fort von dieſem Gewirre zu der Erzählung ſelbſt, damit mein guter frommer Vater prüfe und rathe. Ganz lebte ich der Kunſt; vom Anblicke der herrlichen Ueberreſte des Alterthums eilte ich in das Muſeum der Naturgeſchichte, den Garten der Pflanzen; mein Lieblingsaufenthalt aber waren die Säle des Louvre, die Meiſterwerke der Malerei enthaltend. Von Raphaels Madonna, ſeiner heiligen Familie, oder der Verklärung Chriſti, eilte ich zu Markus dem Evangeliſten, oder dem Bilde des Erlöſers von Fra Bartolomäo, entweder zu dem mit Dornen gekrönten, oder zu Grabe getragenen Heilande von Tizian.

So ſchwelgte ich im Anblicke der größten Meiſterwerke, glich anfänglich einem Berauſchten, und erſt der oft erneuerte Anblick machte mich fähig zur ruhigen Beobachtung, und endlich ſelbſt zu dem Verſuche, mich nach dieſen Künſtlern zu bilden. Das frohe Gefühl der errungenen Fortſchritte ließ mich lange an nichts als die Kunſt denken; aber als ich einſt

vor dem Gemälde der Geliebten Tizian's stand, erwachte wieder das Sehnen nach der, die ich sicher noch auf Erden zu finden hoffte.

Ein junger Künstler, mit dem ich in freundschaftlichen Verhältnissen stand, erblickte mich hier im Anschauen versunken; sanft klopfte er mir auf die Schulter. Freund! sagte er, wenn euch weibliche Schönheit so begeistert, so kommt mit mir nach den Tuillerien, wo ich euch in dieser Stunde Gelegenheit geben kann, das Gemälde der schönen Joconde, dieses Meisterwerk von Leonardo da Vinci zu betrachten. Ich folgte der Einladung; aber Gott, wie ward mir zu Muth! Joconde war freilich nicht mein Ideal, aber sie hatte so manche Züge desselben. Mein Herz pochte heftig. Sollte, rief mir die erhitzte Einbildungskraft zu, so wie du hier diese Aehnlichkeit mit deinem Ideale antrafst, dieß nicht vielleicht noch in der Schöpfung selbst anzutreffen seyn? Ich wünschte mich zu beruhigen, es war in den ersten Tagen des März, ein schöner Tag des nahen Früh-

lings. Lange dachte ich, hat dich die Kunst gefesselt, vielleicht daß der Anblick der erwachenden Natur dein empörtes Herz zur Ruhe einwiegt. Ich eilte nach den elisäischen Feldern, fand sie nur noch wenig besucht; mit raschen Schritten trieb mich meine Unruhe vorwärts, ich wandte mich zur Rückkehr. Da näherte sich von fern eine verschleierte Dame und ein Engel an ihrer Seite, der einfache weiße Anzug und der himmelblaue Shawl — sie ist's, sagte mir eine innere Stimme; deine Einbildungskraft leitet dich irre, rief meine Vernunft. Wie eingewurzelt blieb ich stehen; sie näherten sich, mit jedem Schritte wurde es mir deutlicher, sie war es, der Einzige, die ich so lange auf Erden gesucht hatte. Lange sahe ich ihr nach. Wer sie seyn mag? Ich entschloß mich zu folgen, in geringer Entfernung stand ein prächtiger Wagen, ein riesenmäßiger Neger öffnete die Thüre, die beiden Damen stiegen ein, der Wagen rollte fort. Ihr streckte ich meine Arme nach und stand im Begriffe ohnmächtig nieder zu sinken. Da kehrte

der Wagen zurück. Gott! welche Gefühle durchbebten mein Inneres; die Damen stiegen aus, der Neger ging bei mir vorüber, sie schienen etwas ängstlich zu suchen, die Alte schmälte heftig. Einen so kostbaren Ring! sagte sie, einen Solitair, dessen sich der Kaiser nicht geschämt haben würde. Ich eilte vorbei, um sie zu sehen, in geringer Entfernung mich wieder umzuwenden, und ihr entgegen zu gehen. In dem Augenblicke, da ich mich wandte, sah ich ein Paar Schritte von mir etwas Glänzendes im Sande, es war der Ring. Welch Entzücken! ich steckte ihn an, er hatte ja kurz zuvor ihren Finger berührt, und eilte den Damen entgegen. Die Alte konnte sich nicht beruhigen; ich sah eine Thräne im Auge meiner Geliebten — warum sollte ich sie so nicht nennen? Sie suchen etwas, sagte ich nach einer stillen Begrüßung. Einen kostbaren Solitair, antwortete die Alte, den meine unvorsichtige Nichte vor wenig Augenblicken verloren hat. Wäre es vielleicht dieser, den ich zu finden so glücklich war? fragte ich, indem ich ihn der

jungen Dame darbot. Als ich ihre Hand beim Hineinlegen des Ringes berührte, sie mir mit unbeschreiblicher Anmuth dankte — o es war der herrlichste Augenblick meines Lebens! Ich wollte ein Gespräch anknüpfen, aber die Alte, die zum Wagen zurück eilte, ließ es dazu nicht kommen. Mein Name, mein Vaterland, die Gründe meines Aufenthalts, meine Wohnung und eine Menge ähnlicher Dinge wurden mir abgefragt, wortreiche Lobsprüche meiner edlen Uneigennützigkeit hinzu gefügt. So erreichten sie den Wagen. Mit unbeschreiblicher Wehmuth schien der Blick der jungen Dame auf mir zu ruhen; wir sprechen uns bald wieder, sagte die Alte, indem sie sich verneigte, und der Gedanke, vielleicht bald eine Einladung zu erhalten, schuf mir schon ein Paradies. So kehrte ich nach Paris zurück; da fühlte Ich mich umarmt. Wohin, du lieber Träumer? rief eine wohlbekannte Stimme. Es war mein Bruder, der Rittmeister. Ich erzählte ihm mein Abenteuer. O sagte er, ich will dir noch etwas weit Merkwürdigeres er-

zählen. Napoleon ist bey Antibes gelandet, sein Marsch ist auf Grenoble gerichtet. Unmöglich! rief ich. So lachte ich auch, sagte mein Bruder, aber es scheint etwas an der Sache zu seyn. Laß uns nach dem Palais Royal eilen, dort werden wir sichere Auskunft erhalten. Wilhelm, der immer einige Leidenschaft zum Spiele hegte, war dort schon bekannt, und so traten wir in die prächtig erleuchteten Zimmer eines Spielsaals. Alles flüsterte sich nur leise die Neuigkeit des Tages zu, und so, da wir nichts Bestimmteres erfahren konnten, trat Wilhelm an den langen Tisch, und ich, nie ein Freund des Spiels, stellte mich neben ihn. Wilhelm wurde durch das Glück außerordentlich begünstigt, der Goldhaufen, der vor ihm lag, und sein Zureden weckten auch meinen Eigennutz, auch ich spielte mit seltenem Glück. Dieß aber wandte sich plötzlich. Wilhelm der es erzwingen wollte, verlor Alles. Wir müssen, sagte er zu mir, das Unsere wieder haben; setze nach meinem Rath. Ich that es und hatte bald auch Alles verloren. O, sagte Wilhelm

in der Mutterſprache zu mir, wenn ich jetzt Geld auftreiben könnte, ich bin überzeugt, das Glück kehrte zurück. Ein Croupier, ein Kerl mit einer wahren Galgenphyſionomie näherte ſich mir. Die Arbeit, ſagte er, in Ihrem Ringe iſt meiſterhaft, wenn Sie ihn hier in einem Leihhauſe verpfänden wollten, Sie könnten gleich dreyßig Louisd'or dafür haben, und wenn Sie ihn verkaufen wollten, ſo würde ich noch mehr dafür geben. Sehr verbunden, antwortete ich. Für welchen Preis fragte er nach einigen Augenblicken, wäre dieſer Ring wohl feil? Für keinen! ſagte ich. Auch nicht für hundert Louisd'or? fragte er wieder. Nein! rief ich unwillig, und laſſen Sie mich in Ruhe.

Ein Officier, der eben hinein getreten war, hatte durch eine Nachricht, die er an ein Paar ſeiner Cameraden mittheilte, viel Aufſehen erregt. Die Spieler traten von dem Tiſche zurück, bildeten verſchiedene kleine Gruppen, mein Bruder forſchte. Wir müſſen fort, ſagte er nach einigen Augenblicken zu mir, Napo-

leon iſt zu Grenoble, die Truppen gehen überall zu ihm über; der Hof zieht ein neues Korps bei Lyon zuſammen; allein man müßte ein ſchlechter Phyſionom ſeyn, wenn man nicht gleich hier ſehen ſollte, welchen frohen Antheil beinahe Jeder an ihm nimmt. Ich habe drei Pferde hier, eines iſt für dich, morgen müſſen wir fort. Wir eilten in meine Wohnung; dort theilte ich noch die wenigen Louisd'or, die ich hatte, mit Wilhelm, packte einiges zum Mitnehmen zuſammen, übergab das Übrige meinem Wirth; mein Bruder befahl dem Huſaren, den er bei ſich hatte, die Pferde neu beſchlagen zu laſſen. Dieſer kam am folgenden Morgen und berichtete zu unſerm nicht geringen Schrecken, das mir beſtimmte Pferd wäre ſo vernagelt, daß es nicht auftreten könnte. Ich eilte zu einem benachbarten Thierarzt, der es in wenig Tagen herzuſtellen verſprach. Wilhelm, der es mir zurück ließ, eilte fort. Ich beſchloß, ſobald das Pferd es mir geſtatete, zu folgen, legte, da ich bemerkte, jetzt hierdurch beinahe jedes Auge auf mich zu zie-

hen, mein eisernes Kreuz ab, und dachte an nichts als meine Abreise, mischte mich aber doch, um jede Neuigkeit zu erfahren, ins Gewühl, besuchte auch aus diesem Grunde öffentliche Örter und das Schauspiel.

Als ich zufällig in der Oper meinen Blick auf die Logen wandte, erblickte ich sie ganz allein in einer dieser Logen. Lange forschte ich, wer sie wäre, endlich erhielt ich die Nachricht, daß es die Nichte einer Gräfin Oreilly wäre, einer Dame, die ungeheure Schätze besäße. So sehr dies meine Hoffnungen niederschlug, so vermochte ich doch kaum das Auge von ihr abzuwenden. Sie verließ die Loge, ich wünschte sie noch einmal im Vorübergehen zu erblicken; sie grüßte mich freundlich, und reichte mir den Arm, ich führte sie in den Wagen. Wollten Sie mich nicht begleiten? sagte sie leise beim Einsteigen. Mein Entzücken war grenzenlos; ich nahm Platz an ihrer Seite, der Neger schlug den Schlag zu, der Wagen rollte fort.

Bald entſtand ein ſonderbarer Wechſel der Gefühle, ich war jetzt meinem Glück ſo nahe, als ich es kaum zu wünſchen gehofft hatte, doch überlief es mich eiskalt. Ich hatte meinen Säbel, ein Paar Terzerole bei mir; Gefahr durfte ich nicht ſo leicht fürchten, und doch ergriff mich Höllenangſt. Mit ſichtbarer Verlegenheit bat ich, um doch etwas zu ſprechen, meine ſchöne Unbekannte um ihren Namen. Nennen Sie mich Louiſen, ſagte ſie, bis ich — ſie ſeufzte tief, auf einen zärtlicheren Namen Anſpruch machen kann. Der Ton ihrer Zauberſtimme machte die Leidenſchaft wieder rege, die Angſt verſchwand, ich geſtand ihr meine Gefühle, die ſüßen Träume meiner Jugend, die erſte Wirkung ihres Anblicks. Wunderbar! rief ſie aus, das Schickſal hat uns für einander beſtimmt, auch Sie machten den nämlichen Eindruck auf mein Herz. Ich drückte ſie an meine Bruſt, ſie ließ es geſchehen, das Dunkel der Nacht begünſtigte manche kleine Liebkoſungen, ſie wurden endlich ſogar erwiedert. Wir fuhren lange, die Straßen und

alle übrigen Gegenstände außer Louison bemerkte ich nicht. Wir hielten vor einem herrlichen Gebäude. Kommen Sie, mein Geliebter, sagte Louison. wir durchgingen einige köstlich geschmückte Zimmer, auf einem schwellenden Sopha, an ihrer Seite nahm ich Platz. Der Neger brachte einen kleinen Tisch, die herrlichsten Speisen, die köstlichsten Weine wurden aufgetragen, er ließ uns allein. Louison! rief ich, göttliches reizendes Geschöpf! du scheinst frei zu seyn, hier zu gebieten, gib dich mir näher zu erkennen, benimm mir die Furcht dich wieder ganz zu verlieren. Ich liebe dich, sagte sie mit ihrer Zauberstimme, indem sie ihren Arm um mich schlang; kannst du in diesem Augenblicke noch an 'was anderes denken? An die Gefahr, dich zu verlieren, antwortete ich. Ja sagte sie seufzend, du bist ein Preuße; versprichst du mir, nie wieder gegen mein Vaterland zu kämpfen? Ich bin meinem Könige durch meinen Eid verpflichtet. Wie? rief sie im Tone der höchsten Wehmuth, du willst mich verlassen, nichts unsrer Liebe, nicht

einmal dein Vaterland aufopfern, mir, der Himmel und Ewigkeit nichts ohne dich sind! Eine Thräne rollte über ihre Wange herab. Ich will, rief ich aus, nur bei Dir, nur für dich leben. Sie drückte einen Feuerkuß auf meine Lippen. So schwöre! rief sie, nichts zu wünschen, nichts zu lieben, nichts zu wollen als mich, mir zu gehören mit Leib und Seele, unzertrennlich durch Zeit und Ewigkeit. Betäubt, von Sinnlichkeit fortgerissen, hob ich die Hand zum vermessenen Schwur. Da fiel mir der Ring ins Auge, mit ihm trat Ihr Bild, ehrwürdiger Vater, vor meine Seele. Ich schwöre, rief ich, bei dem Bilde des Erlösers, dir ewige reine unschuldsvolle Liebe, und Alles, was nur Religion, Pflicht und Tugend gestattet, für dich zu thun und zu leiden. Jetzt erfolgte ein starker Donnerschlag, die Lichter erloschen, es ertönte ein gräßliches Geheul, ohnmächtig sank ich nieder.

Wie lange diese Ohnmacht währte, weiß ich nicht; als ich erwachte, war alles finster um mich her, mich umwehte Moder und Lei-

chengeruch, ich wollte mich aufstützen, um mich von der Erde empor zu richten und ergriff einen Schädel. Mich überfiel ein schreckliches Grausen, mühsam richtete ich mich auf; von der einen Seite dämmerte es, ich eilte nach diesem Orte, kletterte eine verfallene Treppe hinauf, und fand mich zwischen einem alten Gemäuer; Spuren eines Altars sagten mir, daß es eine Kirche, oder Capelle war. Ueber verfallene Trümmer gelangte ich ins Freie, der Tag brach an, Paris lag in der Ferne. Ein Bauer mit einem Karren fuhr dahin, ich fragte ihn, indem ich auf das alte Gemäuer deutete, was dies für Trümmer wären. O sagte er grinsend, die Herren ci-devants wollten nicht wie jeder sansculotte, u.... die Erde kommen, sondern errichteten sich kostbare Gewölbe, und Kapellen darüber, worin noch für ihre Seelen gebetet, und Messe gelesen werden mußte, aber Robespierre verstand das Ding anders. Ich war gerade dabei, wie diese Capelle zerstört wurde, man holte die kupfernen und zinnernen Särge hervor, und warf dabei

die Gebeine der Ducs und Düchesſen un
her, daß es eine Luſt war. Mich überlief ei
Grauſen; in weſſen Hände biſt du gefallen
ſprach ich zu mir ſelbſt und blickte nach meinet
Ringe; denn die Worte meines Vaters trate
vor meine Seele. Ich ſah bald nach meine
Rückkehr in die Stadt, einen meiner Bekann
ten, einen Mann bei Jahren, eiligſt auf mic
zu kommen, und ſtaunte, ihn ſchon ſo früh z
erblicken. Die Truppen zu Lyon, ſagte er mi
leiſe, ſind zu Bonaparte übergegangen, de
König zieht alles, was ihm noch an Truppe
übrig iſt, bei Melün zuſammen, ich alter Mann
kann leider nicht fechten, und will daher noc
heute Paris verlaſſen. Ich kam in meine Woh
nung, mein Wirth beſtätigte die Unglückspoſ
auch ich beſchloß, mich zu entfernen. Ich eilt
zum Thierarzt, das Pferd war hergeſtellt, abe
nachdem ich ſeine hohe Rechnung bezahlt hatt
blieben mir noch zwei Louisd'or übrig. Ic
beſchloß, meinem Wirth, dem ich noch etwa
ſchuldig war, meine goldene Repetiruhr dafü
anzubieten; er, der ſonſt ſo freundliche Mann

kam mir auf der Treppe mit einer höchst bedenklichen Miene entgegen. Noch, sagte er, ist der König hier, aber auch Ney ist an ihm zum Verräther geworden, überall werden Bonapartens Anhänger rege, und Personen, die ich schon für Ausspäher von seiner Partei halte, haben sich sorgfältig erkundigt, was ich für einen Preußen beherberge? Ich muß Ihnen daher selbst den Rath zur schleunigen Flucht ertheilen. Ich zog meine Uhr aus der Tasche, um sie ihm anzubieten, da wurde stark an die Thüre geklopft; ich selbst wurde verlegen, mein Wirth bleich, das Klopfen wurde noch stärker wiederholt. Erlauben Sie, daß ich mich entferne, sagte mein zitternder Wirth; er eilte aus dem Zimmer, ich suchte mich zu sammeln. Nach ein Paar Minuten kehrte er mit einer Schachtel und einem Briefe zurück. An Sie, sagte er. Von wem? Von einem fremden Manne, der so schnell davon eilte, als ob er kein gutes Gewissen hätte. Gütiger Gott! was wird das seyn? Ich riß das Siegel auf:

Ich liebte dich von dem erſten Augenblicke an, wo ich dich ſah, mit allem Feuer der erſten innigſten Liebe; meine gräfliche Tante iſt dir entgegen, ſie ſpottet über den Verluſt, den du kürzlich im Spiel erlitteſt, und frohlockt, daß du vielleicht in Kurzem als preußiſcher Spion verhaftet, ins Gefängniß oder wol gar auf den Richtplatz kommen ſollſt. Ich muß dieſen Augenblick Paris mit ihr verlaſſen. Wohin es geht weiß ich nicht, benutze daher das Beikommende. Eile, dich durch die ſchleunigſte Flucht zu retten, und unterſcheide die Handlungen meiner mir ſelbſt unbegreiflichen Tante von denen deiner zärtlichen dir ewig treuen

Louiſon.

Ich war wie ein Menſch, der von ängſtlichen Träumen gepeinigt wird. Doch vielleicht führt dieß zur Entdeckung! rief ich und riß die Schachtel auf. Ich fand in ihr eine goldene Doſe, in dieſer 200 Louisd'or. Ein großmüthiger Gönner! ſagte mein Wirth, indeß ſeine Miene ſich dabei aufheiterte. Ich be-

zahlte ihm meine Schuld, gab ihm, was ich von meinen Geräthschaften nicht mitnehmen konnte, in Verwahrung, bestieg das Pferd und war nach einer Stunde vor den Thoren zu Paris, fest entschlossen: wenn ich diese Louison nicht ausmitteln, ihr nicht alles wieder geben könnte, solches nicht zu behalten, sondern zum Besten der Verwundeten und Kranken anzuwenden.

Bald stieß ich auf mehrere Officiere der verbündeten Truppen, die theils zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, theils in Privatgeschäften in Paris gewesen waren, und wir beschlossen, als wir am Mittage zusammen aßen, da vielleicht Eigennutz und Haß uns Nachstellungen bereiten könnten, zusammen zu bleiben, und Jeden, der sich in einer der unsrigen ähnlichen Lage befände, zu dem nämlichen Entschlusse zu bewegen. Der englische Obrist Rutland, ein froher, heiterer Mann, der noch mit drei englischen Officieren in seinem eigenen Wagen auch nach Belgien eilte, versprach, wenn wir uns nur das Ansehen eines militäri-

schen Haufens geben könnten, sich als unsern Anführer zu betragen, und uns hiedurch auf der ganzen Reise auf mancherlei Weise nützlich zu seyn. Der Anschlag wurde ausgeführt, und schon waren am Abende mit Inbegriff der Bedienten sechs und dreißig Personen beisammen, so daß wir insgesammt gut bewaffnet, nicht leicht etwas fürchten durften. Am Abende des folgenden Tages, den wir ohne alle Abenteuer zubrachten, war unser Häufchen schon auf zwei und funfzig gestiegen. Unter lebhaften Gesprächen, bei manchem frohen Scherz, hatten wir uns unvermerkt in einem Walde von der Hauptstraße entfernt. Schon brach die Nacht herein, da ward es allmählich lichter im Walde, und endlich sahen wir auf einer schönen Anhöhe ein herrliches Schloß, von einem weit ausgedehnten Park umgeben. Die Preußen, sagte Rutland lächelnd, müssen Quartier machen, und ich mit zwei meiner Kameraden eilte nach dem Schlosse. In der Nähe desselben lag ein großes Gebäude, wahrscheinlich der Aufenthalt des Amtmanns, und

ich beschloß, mich zuerst an diesen zu wenden. Ein ernster, aber bescheidener Mann hieß mich willkommen, zuckte jedoch, da ich für einige funfzig Mann und noch mehr Pferde Quartier forderte, bedenklich die Schulter. Im Schlosse, sagte er, kann niemand beherbergt werden, denn die Dame, welche es vorige Woche gekauft hat, ist nur seit ein Paar Tagen aus Paris angekommen, und selbst noch nicht eingerichtet; wir haben hinreichendes Futter, die Stallungen sind groß genug, und wollen Sie in meinem Hause, dem des Gärtners, des Jägers und der benachbarten Mühle vorlieb nehmen, so hoffe ich, daß sie kein ganz schlechtes Quartier haben sollen. Mit dieser Nachricht eilte ich zu Rutland zurück, wir bezogen die Quartiere, ich mit einigen Kameraden im Hause des Gärtners. Wir aßen gemeinschaftlich, Rutland, der zu allem den gehörigen Vorrath mit hatte, ließ einige Bowlen Punsch machen; er holte Karten, man setzte sich zum Spiel; dieß weckte traurige Erinnerungen, die lärmende Freude war nicht für

mich. Der schöne Frühlingsabend, und der gestirnte Himmel hatten für mich höheren Reiz, und so eilte ich in den Park. Alles war still, einige düstere Gänge erleuchtete der Vollmond, ich kam an ein herrliches Gebäude, welches eine Orangerie enthielt, die Thüre war geöffnet, und als ich ganz nahe daran war, sah ich ein junges Frauenzimmer heraus treten, die mit dem Rufe: Jesus Maria! zurück bebte. Ich sah hin, es war Louison. In dem Augenblicke erwachte der Gedanke, daß mir Rutland einen Vorschuß nicht verweigern würde, daher trat ich näher, dankte für das mir übersandte Geschenk, und bat sie, mir dessen Zurückgabe zu gestatten. Gott, sagte sie, welch ein Geschenk könnte ich arme Waise — Läugnen Sie nicht! sie legte die Hand nachdenkend an die Stirne. Vielleicht, sagte sie, indem sie ängstlich umher sah, senden Gott und die Heiligen mir diese Augenblicke zu meiner Rettung. Lassen Sie uns, um nicht bemerkt zu werden, hineintreten. Mein Vater, der Marquis de la Vivonne, war ausgewandert, sein Vermögen ein-

gezogen, er kehrte zurück, konnte nur einen unbedeutenden Theil seiner Güter, der noch nicht veräußert war, wieder erhalten, trat um sein Glück zu ergänzen wieder in Kriegsdienste, kämpfte unter dem edeln Moreau, und ließ, da er in der Schlacht bei Hohenlinden den Tod fand, mich als eine dreijährige Waise zurück. Mancherlei Unfälle raubten meiner Mutter beinahe den ganzen Ueberrest ihres Vermögens, und ihr Segen war, da sie in meinem eilften Jahre starb, beinahe mein einziges Erbtheil. Oft hatte eine kinderlose Schwester ihrer Mutter, die Gräfin Oreilly, mich an Kindesstatt anzunehmen erklärt, allein mit ihrem Gemal, einem finstern, menschenfeindlichen Manne, und meiner Großtante, einer gebornen Spanierin, standen meine Eltern in keinem guten Verhältnisse. Der allgemeine Ruf beschuldigte beide, daß sie sich mit Alchymie und Magie beschäftigten, und ich, von meiner frommen Mutter in den Grundsätzen unserer heiligen Kirche erzogen, fühlte mich höchst unglücklich, als ich nun in dies Haus

aufgenommen wurde, wo man mich bald
allerlei Zauberkünsten mißbrauchen wollte. –
Ein wildes Gelächter schallte hinter uns, d
gräßliche Neger trat hervor. Verzeihung! sag
te er, daß ich ein solches Tête a Tête störe, di
Frau Gräfin ladet Demoiselle zum Souper
Die Arme ward todtenbleich, sie zitterte heftig
im Begriffe in Ohnmacht zu sinken, wollte ic
sie aufhalten. Ist nicht nöthig! rief der Ne
ger, die freie Luft wird schon helfen, und in
dem er sie heftig am Arme ergriff, riß er sie
empor; sie that einen lauten Schrei, indeß er
sie fortzuschleppen suchte. Bube! rief ich, laß
sie los! Nicht doch, sagte er grinsend, junger
Herr! indem er einen Dolch aus dem Busen
zog und mir die Spitze vorhielt. Ich sprang
zurück, zog meinen Säbel. Es läßt Euch recht
gut, sagte er, indem er einige Charaktere mit
seinem Dolche in die Luft schrieb, bleibt hier
ein wenig stehen, bis die Thurmuhr zehn
schlägt! Ich blieb ohne Bewegung, wie ein
gewurzelt stehen, indeß er die ohnmächtige
Louison auf den Arm lud, und sich während

daß er ſie fort trug, noch ein Paar mal hohnlachend nach mir umſah. Ich fühlte ganz das Schreckliche meines Zuſtandes, die Vernunft ſiegte endlich über die Höllenangſt. Ich konnte zu Gott um Hülfe flehen, die Thurmuhr ſchlug, es zuckte wie ein heftiger elektriſcher Schlag durch alle meine Nerven, ich taumelte ins Freie, und eilte nach meinem Quartier. Es eben war das Spiel geendet; die Officiere, unter ihnen der preußiſche Huſarenlieutenant von Bronkendorf, der in der Mühle lag, gingen bei mir vorüber. Um Gotteswillen! ſagte Bronkendorf, was iſt dir? Du ſiehſt ja aus wie eine Leiche. Ich kannte ihn ſchon aus Paris als einen ſehr heftigen, leidenſchaftlichen, aber dennoch ſehr lieben jungen Mann, und bedurfte jetzt eines Vertrauten. Ich gab ihm daher einen Wink, und wir entfernten uns. Haſt du, fragte er, auch wohl den Engel geſehen, der in dieſem Schloſſe wohnt? Als ich vor ein Paar Stunden ein wenig den Garten durchſtrich, trat eine verſchleierte Dame auf den Balkon und ein Engel an ihrer Seite; ich

grüßte sie, und wenn ich nach den lüsternen Blicken des Mädchens urtheilen darf, so würde, wenn man nur Gelegenheit zur Annäherung fände, eine Eroberung nicht unmöglich seyn.

Wir schwiegen beide, denn ganz nahe bei uns stand eine alte Frau, die uns aufmerksam zu betrachten schien. Sind Sie Preußen? fragte sie. Wir bejahten dies. Nun dann ist wohl, indem sie auf Bronkendorf wies, dieser Herr ein preußischer Husarenlieutenant? Recht Mütterchen! antwortete er. Nun so nehmt! sie reichte ihm einen Zettel und entfernte sich schnell. Er riß ihn auf. Ei! rief er lachend, ein zärtliches Abenteuer! und reichte mir den Zettel hin. Ich las: Wenn die Schloßuhr zwölf schlägt, in dem Gartenhäuschen, welches der Orangerie gegenüber liegt, sobald ein Licht darin bemerkt wird. Siehst du, rief er, welch ein glücklicher Kerl ich bin! Jetzt hielt ich es für Pflicht ihn mit meiner Geschichte bekannt zu machen. Liebster Buchholz! rief er, ich habe dich herzlich lieb,

weiß, daß du gut und brav bist, und will mich mit jedem, der anderer Meinung ist, den Augenblick herum schlagen; aber deine Erzählung für etwas mehr als einen Traum zu halten, ist mir unmöglich. Doch willigte er endlich ein, daß ich ihn begleiten und mich hinter dem Gartenhäuschen so lange verstecken sollte, bis nach meiner Überzeugung, oder gemäß einem unter uns verabredeten Zeichen, einer dem andern zu Hülfe eilen sollte. Jeder steckte noch ein Paar Terzerole zu sich, wir schlichen uns durch dunkle Gänge, dem Gartenhäuschen zu, und hinter einer Hecke, die ganz nahe bei demselben war, legte ich mich der Länge nach ins Gras, indeß Bronkendorf auf und ab ging. Der Neger kam mit einem Korbe und einer Laterne, er schloß das Gartenhäuschen auf, wir hörten, daß er Stühle und Tische zurecht zog, sahen daß er Lichter anzündete, und hierauf davon ging. Bronkendorf näherte sich mir, ich bin, sagte er, zum Rendevous geladen, und ich sehe nicht, daß sich Jemand einstellt, fast argwöhne ich selbst eine Nachstellung. Auch

ich hatte sorgfältig den Eingang beobachtet und Niemand als den Neger bemerkt. Da schlug die Thurmuhr zwölf. Ei! rief er, ich will doch das Abenteuer bestehen, und eilte in das Gartenhäuschen, dem auch ich mich leise näherte. Vor allen Fenstern waren Vorhänge doch nicht so dicht, daß ein Blick in das Häuschen selbst unmöglich gewesen wäre. Ich sah Louison, aber es war nicht jene sanfte, leidende Unschuld, die ich vor wenigen Stunden gesprochen hatte. Zwar herrschte in Wuchs, Gestalt und Zügen die größte Ähnlichkeit, nur in dem Auge lag eine gewisse Glut, eine Tücke und Schadenfreude, daß ich zurück bebte. Bronkendorf wurde zuvorkommend empfangen, seine Liebkosungen wurden nicht abgelehnt. Ihr erster Anblick, sagte sie schmeichelnd, macht auf mich einen sehr lebhaften Eindruck, ich bin reich und unabhängig, daher — könnte ich auf Ihre Liebe und Treue rechnen — feurig erklärte er, daß ihr beides unverbrüchlich gehöre. Nun, sagte sie, indem sie zwei große Gläser mit Champagner füllte, und an das seini

ſtieß: ewige Liebe und Treue! Er erwiederte den Trinkſpruch, ein Kuß lohnte die Zuſage. Aber wenn ich nun Beweiſe forderte? Keine, ſind mir zu ſchwer, ich gewähre ſie! So gib mir die Hand darauf. Er that es. Ich bin eine Franzöſin, alle die Meinen verdanken ihr Glück dem Kaiſer, kämpfen jetzt unter ſeinen Fahnen; darum, mein Geliebter! bleibe hier zurück, kämpfe nicht gegen Napoleon und mein Vaterland! Er ward verlegen. Wie kann ich? auch ich habe Verwandte und ein Vaterland. O, rief ſie wehmüthig ſchmeichelnd, ſollte ein ungeheures Vermögen, meine ewige Liebe und Treue dir dafür kein Erſatz ſeyn? Seine Sinnlichkeit ward beſtochen, er verſprach es, ich bleibe. Sie ſchälte eine Ananas, theilte ſie; indem ſie ihm die Hälfte reichte, ſagte ſie zärtlich: verſprich mir, Zeit und Ewigkeit ſo mit mir zu theilen, mir unwiederruflich anzugehören, ſchwöre es mir. Ich will, antwortete er betäubt. O ich Unglückliche! rief ſie aus, ich habe dich verwundet, am Finger fließt dein Blut, vergib meiner Unvorſichtigkeit, nimm,

ſammle die edeln Tropfen als Bürgſchaft d
Liebe, hier — ſie reichte ihm ein Blatt
Feder, — ſchreibe, mir zuzugehören für
und Ewigkeit! Er ſah ſie ſtaunend an,
drückte ihn feſt an ihre Bruſt. Jetzt ri
die Thüre auf. Fort! rief ich, Abſcheuli
Hölle! willſt du Schlange deine Verſuchu
auch noch bei anderen erneuern? fort! rie
indem ich ihr den Ring vorhielt, bei dem
löſer, welcher der Hölle die Macht nahm,
ſchwöre ich dich: weiche Verſucherin!

Eine dicke ſchwarze Wolke umhüllte
ſons ganze Geſtalt, unter einem gräßlichen
ſchrei entfernte ſie ſich und ſchien in die L
zu zerſtäuben. Bronkendorf umarmte mich
dem lebhafteſten Danke. Wir blickten noch
her, und uns fiel ein kleines Glas auf,
ches da, wo ſie geſeſſen hatte, zurück gebli
war, ich ergriff es und las die Aufſch
Aqua di Tofana. Gott! rief ich aus, hö
du vielleicht im Champagner? — wir prü
das Glas näher und beruhigten uns, d

noch fest verbunden und versiegelt war. Ich warf es auf die Erde, trat es in Stücken, und eilte mit meinem Freunde davon. Daß sie es, wenn er die gräßliche Unterschrift geleistet hätte, für ihn bestimmt hatte, schien uns gewiß.

Der Schlaf floh uns beide, mit Tagesanbruch machten wir uns zur Reise bereit, die Frau des Amtmanns hatte für unser Frühstück besorgt, in ihren Zügen lag eine eigenthümliche Gutmüthigkeit, ich bat sie, mir einige Augenblicke zu schenken. Sie werden, sagte ich, die Gräfin Oreilly bald als ein Ungeheuer, ihre Nichte als einen leidenden Engel kennen lernen, wollen Sie nicht, wenn Sie sich beide davon überzeugt haben, zur Rettung der Letztern wirken? Die Abhängigkeit von meiner Herrschaft — sagte sie schüchtern. Entbindet sie nicht ihrer Pflicht gegen Gott und Tugend, sind was mit dieser im Widerspruche steht, fordere ich nicht. Was soll ich thun? sagte sie endlich. Nach Lüttich unter der Adresse des Regimentsarztes Böhmer, mir von dem

Schicksal der unglücklichen Louison, und ob und wie eine Rettung möglich ist, Nachricht geben. Ich gab ihr unsere Addresse, beschwor sie, meine Bitte nicht unerfüllt zu lassen, und sie versprach zuletzt, was möglich wäre zu thun.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; durch Officiere der verbündeten Mächte, Unterthanen derselben, die Paris verließen, Russen und Engländer die der befürchteten Gefangennehmung zu entgehen eilten, französische Officiere und Adliche, die ihrem Könige treu blieben, vergrößerte sich unser Hause unaufhörlich. Die Nachricht von der Flucht des Königs, und Bonapartens Einrücken in Paris folgte uns auf dem Fuße, und die Stimmung vieler Einwohner, besonders des französischen Militärs, verrieth uns hinlänglich, wie nothwendig es wäre, auf unserer Hut zu seyn, und, da wir insgesammt gut bewaffnet waren, auch schon durch unsere Anzahl den feindselig Gesinnten, einige Scheu einzuflößen. Rutland führte unter uns eine militärische Ordnung ein, wir

wählten unsere Sicherheitsmaßregeln, in jeder Nacht zog ein Theil von uns auf die Wache, bei unserer beträchtlichen Anzahl aber konnten wir nicht in Gasthäusern wohnen, sondern mußten uns überall Quartier geben lassen. Wir hofften nach einem starken Marsche unser Ziel, Belgiens Gränze zu erreichen; aber mit Tagesanbruch strömten fürchterliche Regengüsse herab, die Wege wurden schlüpfrig, und wir hierdurch noch in einem unbedeutenden französischen Grenzstädtchen die Nacht hinzubringen gezwungen. Mit Mühe erhielten wir, da der Maire bösen Willen genug verrieth, uns nach Möglichkeit hinderlich zu werden, endlich unsere Quartiere. Ich eilte in das meinige, wurde von einer ältlichen Dame und ihren beiden Nichten freundlich empfangen, mein Gepäck sogleich in ein oberes Zimmer geschickt, ich aber sehr freundlich zum Abendessen eingeladen. Die Dame theilte mir mit: daß heute der Geburtstag ihrer Nichte Lucia, und daß diese, so wie ihre zweite Nichte Fanchon, Braut wäre und ihre beiden Verlobten zu dem veranstalteten kleinen

Familienfest eingeladen, jeden Augenblick erwartet würden. Die beiden jungen Männer erschienen, es wurden herrliche Weine, und ausgesuchte Speisen aufgesetzt, und ich, mit zuvorkommender Freundlichkeit eingeladen, wies, durch die Reise ermüdet, um so weniger den Genuß zurück. Mit jedem Glase stieg das Feuer der zärtlichen Paare und ihre wechselseitigen Liebkosungen. Die alte Dame bemerkte, daß mir dies doch etwas auffallend war; in acht Tagen, sagte sie lächelnd, ist die Hochzeit, und da muß man es schon nicht so genau nehmen. Auch für Sie, mein Herr! wird vielleicht einst ein ähnlicher Augenblick kommen, suchen Sie sich vor der Hand an diesem Butzgunder zu entschädigen, der wie mich dünkt recht gut ist. Sie schenkte fleißig ein, mein Blut wallte heftig und wenn ich mich, um zu schlafen, entfernen wollte, wurde ich immer durch erneuerte Einladungen zurück gehalten. Endlich nahm Fanchon zwei Leuchter vom Tische. Kommen Sie, Schläfer! sagte sie lächelnd. Die Aufwärterin nahm eine volle

Weinflasche und ein Glas. Sie setzten alles auf einen großen Tisch, der neben meiner Thüre stand. Hier, sagte Fanchon muthwillig lächelnd, ist der Schlüssel, denn in Ihr Schlafzimmer begleiten wir sie nicht. Sie liefen beide die Treppe hinab, ich schloß auf, trug die Lichter ins Zimmer und ward mit Scham und Ärger erfüllt; denn die wollüstigsten Gemälde von der Hand nicht gemeiner Künstler bedeckten die Wände. Der bessere Mensch erwachte, ich wollte den Blick abwenden, aber wohin? er stieß überall auf einen ähnlichen Gegenstand, und das höllische Feuer des Weins erhöhte auch wieder die Thierheit. Du bist, dachte ich, in einen Aufenthalt der Wollust gerathen, die Alte ist eine Kupplerin, die angeblichen Nichten feile, oder unterhaltene Dirnen. Aber solltest du auch an einem solchen Orte ganz sicher seyn? Ich unterließ meine erste Absicht, die Lichter ganz auszulöschen, verriegelte sorgfältig die Thüre, und legte auf jeden Fall meine Pistolen zur Hand. An Schlaf war nicht zu denken, allein ich warf mich in einen großen Lehn-

ſtuhl, und beſchloß, die Augen zu ſchließen. Da ertönte von einer Harfe begleitet, eine herrliche weibliche Stimme, ihr Geſang athmete die höchſte Wolluſt, jedes Wort war mir verſtändlich, es war als ob die Sängerin an meiner Seite wäre. Die Stimme ſchwieg. Sollte, dachte ich, vielleicht eine Tapetenthüre? Ich unterſuchte die Wände, fand einen Knopf, drückte, die Thüre ging auf. Eine von der Decke herab hangende alabaſterne Lampe erleuchtete mit ihrem Zauberlichte ein koſtbares Zimmer, woraus mir die herrlichſten Wohlgerüche entgegen dufteten, die Wände waren mit himmelblauer Seide bedeckt und in einer Niſche ſchlummerte in einer anziehenden maleriſchen Stellung ein weibliches Weſen einer mediceiſchen Venus gleich. Ich ſtand beinahe bewußtlos. So viele Lockungen, wer hätte ihnen ſo ganz zu widerſtehen vermocht? Ich trat ein Paar Schritte näher, breitete die Arme aus, da fiel mir der Ring ins Auge. Mein Vater! meine Mutter! rief ich, o mein Gott ſchütze mich auch in dieſer Verſuchung! Ich ſtand im

Begriffe mich umzukehren, da erwachte die Schläferin. O mein Geliebter! rief ſie mit ihrer Zauberſtimme, es war Louiſon. — Ich wollte in ihre Arme ſinken, aber es war nicht jene ſanfte, unſchuldige Leidende, ich las jetzt in ihrem Blicke die Schadenfreude. Fort, rief ich, Auswurf der Hölle! es iſt ein Gott, er und ſeine Engel werden mich gegen dich, du Gräßliche, ſchützen. Ich eilte in mein Zimmer, ſchlug die Thüre zu, ein lautes Hohngelächter folgte mir nach. Wie hatte ſich indeß alles verändert, ich befand mich in einer elenden Dachkammer, die Gemälde waren verſchwunden. Ich dankte Gott für ſeinen Schutz in dieſer neuen Gefahr, betete zu ihm um Muth und Kraft; der Tag brach an, ich raffte mein Gepäck zuſammen, und eilte die Treppe hinab. Ich rief, daß man mir die Hausthür öffnen ſollte. Nicht die niedliche Aufwärterin von geſtern, ſondern ein altes häßliches, mit Lumpen bedecktes Weib kam herbei. Madam und die Demoiſellen ſchlafen wohl noch? fragte ich. Sie ſind ſchon in der Nacht verreiſet, antwortete

die Alte, und öffnete die Thüre. Ich eilte auf unsere Wache, um dort die Zeit bis zum Abmarsche hinzubringen. Am folgenden Tage kamen wir nach Belgien und ohne weiteres Abenteuer erreichte ich Lüttich, den Ort meiner Bestimmung.

Das Unbegreifliche der erzählten Ereignisse, wirkte auf Körper und Geist. Böhmer mein Freund und mein Arzt, dem ich mich entdeckte, hielt alles für Krankheit und Aufregung wilder Phantasie. Ich folgte seinen Bitten, und brauchte die mir verordneten Arzneimittel; aber nicht sowohl diese, als die Zeit wirkte auf das empörte Blut. Ich betrachtete mein Ideal, es war in der That jene sanfte, leidende Louison; ich beschloß, um desto mehr auf meiner Hut zu seyn, aus dem Gedächtnisse das Bild jener Unholdin zu entwerfen, deren Züge ihr doch in so vielem ähnlich waren. Es gelang über meine Erwartungen. O, sagte Böhmer, als ich ihm das erste Mal das Gemälde wies, es liegt etwas Unaussprechliches in diesem Gesichte, daß

bei aufmerksamer Betrachtung doch ein gewisses Grausen rege wird. Doch, fügte er lächelnd hinzu, vielleicht hat auch ihre Erzählung mich angesteckt.

Nach wenigen Wochen erfolgte ein Brief der Amtmannin. Sie sagte mir: die arme Louison werde strenge bewacht, nur durch einen günstigen Zufall hätte sie die Gelegenheit erhalten, sie mit meiner Absicht bekannt zu machen, und hierauf den inliegenden Zettel erhalten. Sie schloß mit der Bitte, wenn es möglich wäre, die Unglückliche zu retten, denn für eine solche That wäre der Lohn des Himmels gewiß. Die Einlage von Louisons Hand enthielt bloß die Worte. Retten Sie mich, edler großmüthiger Unbekannter! Bei Gott und den Heiligen beschwöre ich Sie, und eilen Sie meinem Vetter, dem Kanonikus Robin zu Rheims, von meinem Schicksale, meinem Aufenthalt und den Begebenheiten, welche Sie selbst erlebt haben, Nachricht zu geben, oder wenn es möglich ist, meinem einzigen Bruder, Louis de la Vivonne, der als Lieutenant unter

der kaiserlichen Garde nach Rußland zog, von dessen Rückkehr ich aber keine Nachricht habe.

Ein französischer Officier, der aus Treue für seinen König, Frankreich verlassen hatte, ein Verwandter von Madam Dorat, der Amtmannin, brachte diesen Brief, und ich bot nun durch mehrere Briefe, die ich an den Canonicus schrieb, alles auf, die Rettung der Unglücklichen zu bewirken. Jetzt drang Bonaparte gegen Belgien vor, ich erhielt den Befehl: als Courier in das Hauptquartier abzugehen, und ließ die beiden Gemälde, meinen Ring, worin der Stein etwas los geworden war, und meine übrigen Geräthschaften in Verwahrung bei Böhmer.

Nachschrift aus dem Lazarethe.

Dem edeln Generalchirurgus, diesem herrlichen Greise, der sich meiner so väterlich annahm, zu genügen, und auch für meine guten Eltern, deren Segen ich mir sterbend erflehe, füge ich noch diese Nachricht auf dem Kran-

kenlager hinzu; denn eine innere Stimme sagt mir, daß ich nie genese, wohl aber aller Erdennoth und allen Versuchungen bald durch die Gnade des Allbarmherzigen entrückt werde.

Sie wissen es, mein väterlicher Freund! wie Sie mich in der Scheune verwundet fanden, ich lag im entferntesten Theile derselben, fühlte die größte Fieberhitze, den brennendsten Durst, sah wie das kleine Mädchen meinen Unglücksgefährten den Labetrunk reichte, mir aber ward, so sehr ich darum flehte, auch nicht ein Tropfen Wasser zu Theil. Mit jedem Augenblicke stieg mein Durst, ich sah unaufhörlich nach der Thüre, hoffend, daß die Kleine wieder zurück kehren würde, aber umsonst. Ermattet schloß ich die Augen; ein herrlicher Duft machte, daß ich sie wieder aufschlug; zwei große Schüsseln standen in meiner Nähe, in der Mitte der einen lag eine Melone, von Apfelsinen, Ananas und jenen herrlichen Trauben umgeben, deren Beren beinahe die Größe einer Pflaume haben und unter dem Namen

Chaſſelas von Fontainebleau bekannt ſind. In der andern waren einige Schalen mit dem köſtlichſten Gefrornen, und zwiſchen dieſen ſtand eine große Flaſche mit Limonade. Nimm! ſagte ſchmeichelnd eine mir bekannte Stimme; es war Louiſon. Die Verſuchung war groß, ich ſtreckte die Hand aus, und ballte ſie wieder krampfhaft zuſammen, als ſie hinzu fügte, nimm, zum Beweiſe, daß du der Meine ſeyn willſt. Ich betete mit Inbrunſt, ſie rückte die Schalen und die Flaſche mir immer näher, ich nannte den Namen des Erlöſers, die Erſcheinung verſchwand; ſie kam zum zweiten, zum dritten Male wieder, aber meine geſtiegene Schwäche verminderte auch die Begehrlichkeit. Ich wurde in das Lazareth gebracht, und ſchien mich in etwas zu erholen, da umgaukelten mich in einer Nacht üppige Träume. Ich ſah mich in einem herrlichen Pallaſt, die Zimmer mit den Meiſterwerken Raphaels und Tizians und den herrlichſten Bildſäulen angefüllt. Geräthe und alles was der verfeinerte Luxus nur fordern kann, Schränke voll Gold- und

Silbergeſchirre, eine große Bibliothek, welches alles eine Reihe von Zimmern füllte. Dieſe durchwanderte ich, gelockt von einer herrlichen Muſik, die in einem Gartenſaale ertönte. Ich trat an das Fenſter, ein Garten ſo ſchön als ihn nur die blühendſte Phantaſie ſich zu denken vermag, und eine paradieſiſche Gegend lag vor mir. Da trat Louiſon, meine ſanfte leidende Louiſon aus einer Laube hervor, und lag entzückt in meinen Armen. Ich erwachte. Funfzig Jahre gebe ich dir dies alles zum Eigenthum, ſelbſt dies Mädchen, das dich unausſprechlich liebt, und, wenn du ſie nicht auf dieſe Weiſe retteſt, ihr ganzes Leben hindurch zu ſchrecklichen Leiden verdammt iſt, wenn du — o es war jene Gräßliche, die ſich den N..en Louiſon geſtohlen hatte, wenn du, ſie reichte mir ein Pergament und eine eiſerne Feder, dies mit deinem Blute unterzeichneſt.

Weit warf ich beides mit Abſcheu von mir, und daher war am folgenden Morgen meine dringende Bitte, mir meine Geräthſchaften

und den Ring bald möglichst zu schaffen. Ob diese Madam Bernier — auch in ihren Zügen liegt so viel Herzensgüte, sie hat selbst einige Ähnlichkeit mit meiner ehrwürdigen Mutter, sie kann nicht mit diesem Gezüchte im Bunde seyn, ihr will ich mich anvertrauen. —

Als Eingang dieser Erzählung, so lautet der Beschluß von der Hand des Generalchirur gus, berichtete ich, wie mein junger Freund den Tod fand. Seiner letzten Bitte gemä schrieb ich an den Kanonikus Robin, erhiel aber aus Rheims die Nachricht, daß er schon seit zwei Monaten im Grabe ruhe. Von ih rem Bruder konnte ich nichts Bestimmtes aus mitteln. Jede Hoffnung, die Unglückliche z retten, deren Schicksal mir selbst so sehr am Herzen lag, schien hiedurch verschwunden zu seyn. Doch als ich, vom Regimentsarzte Bö mer begleitet, die preußischen Lazarethe b reiste, und mich mein Weg in die Nähe v Hautbrenel führte, beschloß ich, auf diesem G te der abscheulichen Oreilly so viel Nachricht

als möglich einzuziehen. Sie war schon seit einigen Wochen verreist, und daher begaben wir uns ohne Bedenken, um einen Wegweiser zu erhalten, zu Dorat. Er war so einfach, und in den Gesichtszügen der Frau herrschte die höchste Gutmüthigkeit, daher behandelte ich sie sogleich mit Vertrauen. Als ich ihnen die letzten Begebenheiten des Entschlummerten, den Tod des Kanonikus Robin mittheilte, da zerfloß die gute Frau in Thränen, und da ich ihr Louisons Bildniß zeigte, wurden wir beinahe mit der Innigkeit alter Freunde behandelt. Sie schilderte mir die Gräfin als ein gräßliches Weib, ihren Neger, den sie Mustapher nannte, als einen verkappten Teufel, bejammerte die arme Louison, die man wahrscheinlich an Leib und Seele unglücklich zu machen suche, und schloß damit, daß die Gräfin bei ihrer Abreise, angeblich nach Spanien, oberflächlich geäußert habe, dort die Unglückliche mit einem ihrer Verwandten vermählen zu wollen.

So hätte ich alle Spur verloren. Jetzt zeigte ich auch das Gemälde der After-Louisen zuerst dem Manne, und fragte: ob er diese jemals gesehen hatte? Er verneinte solches, reichte aber das Gemälde mit einer höchst bedenklichen Miene seiner Gattin, die beim ersten Anblick: o das ist sie! ausrief. Er gab ihr einen Wink, aber auf unsere Bitte, die von seiner Frau unterstützt wurde, uns doch sein Vertrauen zu schenken, antwortete er nach einigem Bedenken: ich fürchte, überall von Spähern des bösen Weibes umgeben und belauscht zu seyn; erlauben Sie daher zuerst, daß ich Ihnen ein Frühstück vorsetze, alsdann fordern Sie in Gegenwart meiner Leute, daß ich Ihnen die Umgebungen des Schlosses, und das Schloß selbst zeigen sc. Ich werde mich im Betreff des Schlosses weigern, bestehen Sie aber auf Ihrer Forderung. Dies geschah, von den beiden Eheleuten begleitet durchstrichen wir den Park, und gingen aus diesem in das Schloß, welches wir völlig menschenleer, im unteren Stockwerke die zum Theil prächtigen

Zimmer ohne Geräthe fanden. Wir gingen die Marmortreppe hinauf, durch ein Paar meublirte Zimmer, bis an eine verschlossene eiserne Thüre. Dies, sagte der Amtmann, ein Vorrathsgewölbe, hat die Gräfin bei ihrer Abreise verschlossen, und den Schlüssel mitgenommen; allein was entgeht weiblicher Neugierde? meine Frau hat einen passenden Schlüssel aufgefunden, sie mag aufschließen indeß ich nach der Treppe eile, um uns gegen Überraschung zu schützen. Die Frau schlug jetzt Feuer an, und nachdem sie zwei Wachskerzen angezündet hatte, nahm sie die eine, und reichte mir die andere mit den Worten: Nehmen Sie, beide sind geweiht.

Mi .. ohne Bangigkeit schloß sie die Thür auf, nahm selbst ein Crucifix, welches sie bisher verborgen hatte, in die Hand. In der Mitte des Gewölbes stand ein chemischer Ofen, neben diesem auf der Erde einige Retorten und Schmelztiegel; an der Wand hing ein weißes Kleid in der Gestalt eines Chorhemdes, und

eine feuerfarbene mit Charakteren gestickte Binde, einige Instrumente, die mir völlig unbekannt waren, von welchen aber Madam Dorat sagte, ihr Mann, der einst in seiner Jugend auf einem alten Schlosse eine Folterkammer gesehen, habe sie bestimmt für Folterwerkzeuge erklärt, und einige Kräuter lagen in einer Ecke. Auf einem mit schwarzem Tuch bedeckten kleinen Tische, lag ein Todtenkopf, neben diesem stand eine Lampe, darüber an der Wand hing ein Gemälde; es war jene After-Louison, in einem feuerfarbenen Talar, mit einem solchen Gürtel als an der Wand hing umgeben; das freie herabwallende Haar war mit Cypressen und Rosmarien umkränzt, in der rechten Hand hielt sie eine Kaiserkrone, und den Ast einer Trauerweide, der linke Arm war auf ein Tischchen gestützt, auf welchem eine Himmelskugel und neben dieser ein Todtenkopf stand. Nun, sagte Madam Dorat, indem sie das Gemälde aufhob, lesen Sie! Agathe d'Algomta, gemacht an ihrem achtzehnten Geburtsfeste, am Tage ihrer Einweihung den 5. Ju-

aus 1761. Sollte sie es seyn? sagte ich befremdet. Sie hieß Agathe, sagte die Amtmannin, und ihr Vater ein edler Spanier, hieß Isidor Algomra. In diesem Augenblick glaubten wir ein tiefes Ächzen zu hören; die Amtmannin wurde bleich und floh aus dem Gewölbe. Wissen Sie nichts, fragte ich, indem ich in die Thüre trat, von diesem versiegelten Schranke? Wer ihn öffnen dürfte, antwortete sie, würde wahrscheinlich viel entdecken. Ich habe, erwiederte ich, kein Recht an fremde Geheimnisse und fremdes Eigenthum. Vielleicht, doch nur weil es hier auf Rettung einer Unglücklichen ankam, ging ich schon zu weit; doch will ich versuchen die Aufmerksamkeit der Obrigkeit rege zu machen. Jesus Mar... rief die Amtmannin, denn ein gräßliches Geschrei, wie das eines fürchterlich Leidenden erfüllte uns alle mit Grausen. Wir warfen die Thüre zu und eilten nach der Treppe; da fanden wir den Amtmann beinahe ohnmächtig. Hörten sie? sagte er leise; wir bejahten dies durch ein Zeichen, und eilten alle mit

beklemmtem Herzen davon. Wäre es möglich, sagte ich, daß die alte Gräfin dieſe After-Louiſon ſeyn könnte? Ich ſah ja beide zugleich in einem und dem nämlichen Zimmer. Leicht möglich! antwortete Dorat; Doppelgängerin iſt ſie gewiß. Warum, fügte die Frau hinzu, ſollte ſie alſo nicht in ihrer gegenwärtigen und in ihrer früheren Geſtalt zu gleicher Zeit erſcheinen können? Ich hinterließ ihm meine Addreſſe, er verſprach mir, wenn es möglich wäre, Nachricht.

Auf der ganzen Reiſe konnten wir die Begebenheit nicht vergeſſen, ſie war auch nach zwei Tagen unſer Geſpräch, da wir, um während der Hitze einige Stunden zu ruhen, mit Sonnenaufgang aufgebrochen waren. Die Schönheit der Witterung und ein herrlicher Wald von Laubholz, den die aufgehende Sonne vergoldete, erfüllte uns mit einer gewiſſen heitern Stimmung. Da hörten wir von fern ein Geläute, gleich einer Sterbeglocke, um ſo auffallender für uns, da wir wußten, daß der Wald über eine Meile lang war. Wir kam

dem Geläute näher, und ſahen auf einem frei liegenden Hügel ein kleines, aber regelmäßiges Gebäude, das wohl gleich beim erſten Anblicke ein ehemaliges Kloſter verrieth. In Frankreich noch ein Kloſter? ſagte Böhmer. Auch mir ein Räthſel, antwortete ich. Wir kamen neben der Mauer eines Gottesackers vorüber, der jetzt die Geſtalt eines Gartens hatte, und nur noch durch ein Paar Leichenſteine, ein Crucifix, und ein offenes Grab auf ſeine eigentliche Beſtimmung hindeutete. Wir ſtiegen aus und traten in die kleine Kirche, ſie war beinahe völlig menſchenleer, nur auf dem Chor ſahen wir einige verſchleierte Damen und ein Greis, aus deſſen Zügen Schmerz und Andacht ſprachen, las am Hochaltar eine Seelenmeſſe. Leiſe um nicht Störung zu erregen, nahten wir uns, und erblickten in dem vor dem Hochaltar ſtehenden Sarge, eine mit Blumen bekränzte Leiche; ich und Böhmer ſahen uns beſtürzt an, denn wir hatten gleich beim erſten Anblicke Louiſon erkannt.

Das Hochamt und der Chorgesang war geendet, der Priester ging in die Sacristei, wir folgten. Lassen Sie, sagte ich, indem ich ihm Louisons Bild vorhielt, dies unsere Empfehlung und auch Entschuldigung der Kühnheit seyn, womit ich sie um Nachricht von der Verstorbenen bitte. Meine Pflicht, sagte er, ruft mich an das Grab, ist dort mein Geschäft beendigt, so werde ich Sie der ehrwürdigen Gräfin von Montmorency vorstellen. Auch wir schlossen uns dem Leichenzuge an; der Greis vollzog die Gebräuche seiner Kirche und sprach nun mit Rührung einige herzliche Worte. Das Grab wurde zugeworfen, die Damen warfen sich auf die Knie nieder und beteten mit Andacht, auch wir von gleicher Rührung hingerissen sanken auf die Knie, auch meine Thränen flossen auf Louisons Grab.

Alle richteten sich empor. Ihre Kleidung, sagte eine Dame deren Anstand und Ausdruck sogleich Erziehung verrieth, entdeckt uns den Ausländer, aber ihr Herz scheint uns wenige

stens die Verewigte nicht als Fremdlingin zu betrachten. Ich sagte ihr, was ich von Louisens Geschichte wußte, und erhielt nun auch von ihr die Erläuterung.

Sie, eine Gräfin Montmorency und Besitzerin eines großen Vermögens, hatte sich früh, aus Neigung und Beruf, dem Klosterleben geweiht und war Äbtissin in einem der ersten Klöster Frankreichs. Ich, erzählte sie, fühlte mich bei innerm Frieden glücklich, als die Revolution mich und die Klosterfrauen, welche unserm Gelübde treu blieben, und unsern Caplan, der als unvereidigter Priester in der größten Gefahr war, auch uns nicht verlassen wollte, zur Auswanderung bestimmte. Wir retteten noch einen Theil der Klosterschätze, auch einiges von unserm Vermögen, und dem unserer Verwandten. Nach oft überstandener Lebensgefahr und manchem Leiden fanden wir in England eine Zuflucht, wir hegten den Wunsch, unsere Tage gemeinschaftlich, wo möglich in unserm Vaterlande hin zu bringen, und als

dort die Ordnung zurückkehrte, bäten wir einen redlichen Freund uns irgend ein einsam liegendes Landhaus, bei dem wo möglich eine Capelle befindlich wäre, zu kaufen. Er gab uns von diesem ehemahligen Kloster, welches zwar geplündert, aber wegen seiner Abgelegenheit von den Sanscülottes nicht zerstört war, Nachricht; das gerade weil es so abgelegen war und von Niemanden gesucht wurde, für einen sehr wohlfeilen Preis von der Regierung zu erhalten war.

Was wir von dem Eigenthum unsers ehemahligen Klösters gerettet hatten, wurde zum Ankauf und zur Wiedereinrichtung verwandt, und wenn wir gleich das Ordenskleid nicht wieder anlegten, so leben wir doch übrigens in Allem den Regeln unsers Ordens getreu.

Vor einigen Wochen las Vater Benedict, der Hauscaplan blieb, die Messe und wir lagen auf unsern Knieen, als die Glocke des am Altäre dienenden Knaben, die Feier der heiligen Geheimnisse verkündigte, da stürzte ein

junges Frauenzimmer athemlos in die Kirche, warf sich vor dem Hochaltare nieder, und hob die Hände betend gen Himmel empor. Einige Neugierige traten aus der Kirche um zu sehen, was vorgefallen wäre. Einer davon, kam zu mir mit der Nachricht, daß eine Dame vor dem Kirchhofe halte, mich zu sprechen wünsche. Ich gieng zuerst zu der Knieenden, sie bat mich um Erbarmen und um Schutz gegen die Gräfin Oreilly. Diese, die Schwester ihrer Großmutter hätte sie seit ihrem elften Jahre zu allerlei magischen Künsten zu verleiten gesucht, aber die Erziehung ihrer frommen Mutter dagegen Abscheu und Widerstand erzeugt, dieser wieder die härteste Behandlung zur Folge gehabt. Jetzt habe ihre unbarmherzige Feindin sie nach Spanien bringen wollen; diese hätte nie eine Kirche besucht, nie ein Sacrament genossen, jetzt aber, da sie hier vorbei gefahren wäre und das Glöckchen gehört hätte, da wären Wagen und Pferde wie eingewurzelt stehen geblieben, die Gräfin selbst ohnmächtig zusammen gesunken, Louison aber, so nannte sich das

arme Mädchen, hätte nun nach dem auf Böcke sitzenden Neger geblickt, und als dieser vor ihren Augen mit unglaublicher Schnelligkeit immer schwärzer wurde, kleiner zusammen schrumpfte und zuletzt als ein großer schwarzer Rabe scheußlich krächzend davon flog, diesen Augenblick benutzt, um sich in die Kirche zu flüchten. Jetzt trat ich in den Wagen, ersuchte die alte Dame in mein Zimmer zu kommen; sie lehnte dieß ab, und forderte sofort die Auslieferung ihrer, wie sie sich ausdrückte, wahnsinnigen Nichte. Da ich dieß mit der Erklärung ablehnte: daß Louison de la Vivoine unter meinem Schutz wäre, stieß sie die gräßlichsten Flüche aus, rief einige Mal Mustapha! welches, wie ich nachher von Louison hörte, der Name des Negers war, da aber Niemand erschien, wurde ihre Wuth grenzenlos. Sie murmelte eine Zeitlang zwischen den Zähnen, kehrte zu Flüchen und Drohungen zurück; da ich unbeweglich blieb, nahm sie zu Bitten ihre Zuflucht, neigte sich aus dem Wagen zu mir, versicherte leise mit verzerrter Freundlichkeit, daß

ihre Chatoulle eine große Summe in Gold enthalte, sie augenblicklich zahlen wolle, wenn nur die Wahnsinnige, damit sie nicht zur Schande der Familie handeln könne, ihr sofort ausgeliefert würde; sie bot mir eine große Geldsumme, verdoppelte ihr Anerbieten, und da ich alles mit gebührender Verachtung von mir wies, befahl sie knirschend dem Kutscher fortzufahren.

Die arme Louison lag indeß betend am Fuße des Altars, bat, da ihre Großtante sie schon Jahrelang davon zurück gehalten hätte, ihr sogleich Beichte und Abendmahl zu gestatten. Vater Benedict erfüllte ihre Bitte, sie fühlte sich hierauf mit neuer Kraft belebt, bat aber doch, ihr etwas Ruhe zu gönnen. Schwester Maria, deren Frömmigkeit und Sanftmuth ich der Leidenden zum Vorbilde wünschte, führte sie in ihr kleines Zimmer. O, sagte Louison mit froher Bewegung, als sie hier das Bild des Gekreuzigten und der heiligen Jungfrau erblickte, hier bin ich sicher, denn vor di-

nem solchen Anblick hohte meine Verfolgerin jn derzeit zurück.

Sie vermochte nicht zu schlafen, Krankheit und Mattigkeit stiegen mit jedem Tage, ich ließ Gerichtspersonen holen, welche ihre Aussage niederschrieben. Es waren Gemälde hoher Bosheit, womit man sie durch jede Versuchung, durch Aufreizung jeder Leidenschaft, und dann wieder durch Entbehrung, Angst und Schrecken von der Bahn des Guten, der Tugend und Frömmigkeit, abzuleiten suchte. Die tugendhafte Märtyrerin widerstand. Nur einmal, sagte sie, wäre sie in Gefahr gewesen. Die Alte hätte sie nämlich oft an öffentliche Orte geführt, damit sie die Augen junger Männer, sie wisse nicht, zu welchem Zwecke auf sich ziehen sollte. Einst hätte bei einer solchen Gelegenheit ein junger preußischer Officier, durch sein Äußeres, und sein sanftes, bescheidenes Betragen auf sie einen lebhaften Eindruck gemacht, die Alte hätte ihr Schätze, jeden Lebensgenuß und die Verbindung mit diesem jungen Manne angeboten, und alles zur

Aufreizung ihrer Sinnlichkeit versucht. Nur durch anhaltendes Gebet hätte sie dieser Versuchung zu widerstehen vermocht. Sie hätte ihn zufällig noch einmal gesehen, ihn zu ihrer Rettung aufgefordert, zum drittenmale ihn schwer verwundet erblickt, und da dieser Anblick ihr höchstes Mitleiden erregt, so hätte die Oreilly auf sie eingestürmt, ihr, wenn sie sich zu ihren Mysterien einweihen lassen wollte, Schätze, Genesung, und den Besitz des Kranken angeboten, im entgegengesetzten Falle sie mit seinem Tode bedroht. Gott und die Heiligen hätten ihr die Kraft verliehen, auch in diesem fürchterlichen Kampfe nicht zu unterliegen. Sie wäre hierauf fortgeschleppt worden, und, von diesem Augenblicke an kärglich mit Wasser und Brodt genährt, durch die fürchterlichsten Erscheinungen gepeinigt worden.

Man hätte ihr hiedurch jeden Augenblick Schlaf entzogen, sie noch überdem mit der gräßlichsten Folter bedroht, wozu ihr Mustapher bereits die Werkzeuge vorgewiesen hätte.

Ja eines Tages, als die unmenschliche Tante forderte, daß sie gewisse ihr unverständliche Worte nachsprechen, in einen Hohlspiegel blicken, und ihr, was sie dort sehen würde, anzeigen sollte, da hätten auf ihre Weigerung Mustapher und die Gräfin ihr diese Folterwerkzeuge anlegen wollen, sie aber hätte das Zeichen des Kreuzes gemacht, Gott und die Heiligen um Beistand angerufen, da wären beide zurück gebebt, und sie hätte nun mit größerem Vertrauen auf den Schutz des Ewigen jeden Antrag verworfen, jede Drohung zurückgewiesen.

Alle diese Leiden hatten die Kräfte der Unglücklichen erschöpft, die Hülfe des Arztes war umsonst, aber die Tröstungen der Religion richteten unter allen Schmerzen des Körpers die Dulderin auf. Sie erlosch zuletzt wie eine Lampe, der Öl gebricht; ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre ruhige Ergebung, werden uns ewig unvergeßlich bleiben, und haben Ihr gewiß in einer Welt, wohin kein Leiden folgt, den hohen Lohn reiner Seelen erworben. We-

tzig Augenblicke vor ihrem Tode sahe sie mit dem Blick einer Verklärten um sich. O, meine Mutter! auch du, der mich zu retten wünschte, Ihr bietet mir jetzt die Palmenkrone, gelobt sey Gott! ich komme, ich komme zu euch! Dies waren ihre letzten Worte, und der Eindruck, den diese Gefühle auf die Verklärte gemacht hatten, blieb noch nach ihrem Tode in ihren Zügen sichtbar.

Die fromme edle Gräfin, deren Erzählung oft durch Thränen unterbrochen wurde, machte ich nun auch mit dem, was ich von der Verewigten wußte, bekannt, und hielt alles für beendigt, als ich nach einiger Zeit einen Brief von Dorat erhielt, aus dem ich hier, was auf die Geschichte Bezug hat, abschreibe.

Einige Stunden nach Ihrer Abreise hörten wir einen fürchterlichen Knall, einige Fenster im Schlosse waren zerstört, und der hervordringende Dampf zeigte uns die Feuersgefahr. Mein erster Gedanke war, daß bei unserer schnellen Entfernung vielleicht ein Funke

von den mitgenommenen Lichtern im Gewölbe verstreut wäre. Wir eilten zu Hülfe, die Löschung gelang; aber eine schreckliche Glut hätte alles im Gewölbe zerstört. Die Explosion mußte aus dem Schranke gekommen seyn, denn einige Überreste der zersplitterten Thüren, das Schloß und die Bänder, lagen am entgegengesetzten Theile des Gewölbes, dessen eiserne Thüre sogar aufgesprengt, und ein Theil der Decke eingestürzt war, alles Übrige in dem Gewölbe war ein Raub der Flammen geworden. Wir zitterten vor dem Grimme der Gräfin; aber Dank sey Gott und den Heiligen die Angst ist vorüber. Sie war an dem nämlichen Tage, gerade in der nämlichen Stunde wo wir das gräßliche Geschrei gehört hatten plötzlich zu Paris gestorben.

Die arme Louison ist todt. Sie hatte sich zu einer edeln Frau, der Gräfin von Montmorency geflüchtet, wir haben diese Nachricht aus dem Munde ihres Bruders Louis de la Vivonne eines herrlichen jungen Mannes, der vor kur-

zem aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt, und der einzige Erbe seiner Großtante Oreilly ist. Als wir ihm unsere Ehrfurcht bezeugten, und unsern Glückwunsch abstatteten, sagte er mit Rührung: Wünschen Sie mir kein Glück, sondern beten Sie für mich, daß Gott mir Kraft und Einsicht verleihe, dies ungeheure Vermögen, worauf wohl kein Segen ruht, nur zum Wohlthun und zum Guten anzuwenden.

Ernestine
eine Fortsetzung der Louison.

Sie müssen, sagte der Generalchirurgus Welser, als er eines Tages zur Geheimeräthin eintrat, nun schon ein Paar Wochen hindurch gesund bleiben; denn von einem liebenswürdigen Mädchen zu einem Besuche eingeladen, kann ich meine Abreise unmöglich länger verschieben. Ich weiß, daß Sie an der Familie Buchholz, seit Sie mit der unglücklichen Geschichte Theodors bekannt sind, lebhaften Antheil nehmen, daher lesen Sie den Brief, den ich von der jüngsten Tochter, einem lieben frohen Mädchen erhielt, die, als ich bei ihren Eltern war, mich durch ihren Frohsinn oft mit zum Kinde machte. Hier lesen Sie selbst:

O liebes Väterchen! wie hat sich bei uns alles verändert. Sie versprachen, wenn es möglich wäre, uns wieder zu besuchen, und Sie

sind nur der Einzige, der, wie ich hoffe, jetzt helfen kann. Sie werden diesen Brief, den ersten, welchen ich, außer denen die in meinem Briefbuche stehen, an einen Fremden, noch dazu an einen Mann schrieb, mir, Ihrem lieben kleinen Wildfang, wie Sie mich oft nannten, und dafür Ihnen den Namen des lieben Väterchens zu geben gestatteten, gewiß nicht ungütig deuten, und ich könnte auch wohl an Niemand anders so insgeheim hinter dem Rücken meiner Eltern schreiben. Denn der Gedanke, daß es auch vielleicht jetzt nicht so ganz Recht ist, macht mich selbst in diesem Augenblicke schamroth. Indeß Onkel Bachmeier, dem ich mich entdeckt habe, meint, ich hätte dazu keinen Grund, thäte recht, und so liebes Väterchen! will ich Ihnen alles erzählen. Sie kennen unsere Erneſtine, die, was Mütterchen auch sagen mag, doch ihre liebste Tochter ist. Sie war immer so bleich, und die letzte Röthe ist dahin geschwunden. Ich wußte oft nicht, wenn sie einsam da saß und das Auge voll

Thränen hatte, was ihr eigentlich fehlte; aber wenn ich alle meine kleinen muthwilligen Streiche aufbot, um sie ein wenig aufzuheitern, dann lächelte sie so, daß dieses eher ein halbes Weinen war, küßte mich und sagte oft seufzend: Gott lasse dir, liebe Charlotte! diesen Frohsinn. So blieb es bis vor einigen Monaten, da der Justizrath Forstmann in unserm Hause bekannt wurde, er und Wilhelmine mißfielen einander nicht und sie wurden nun seit einigen Wochen ein fröhliches Brautpaar. Wer aber jetzt noch ungleich niedergeschlagener wurde, als zuvor, das war unsere Erneſtine. Wäre sie nicht so von ganzem Herzen gut, so hätte ich beinahe geglaubt, daß sie Wilhelminen ihren Bräutigam beneide. Sie ist sehr krank, sagte der Vater, auch Forstmann stimmte d[illegible]it überein, und so wurde dann, den Doctor holen zu lassen, beschlossen. Ich freute mich auf den Besuch; denn ich hoffte wieder einen so guten freundlichen Mann, wie Sie, liebes Väterchen sind, kennen zu lernen und sprang daher, sobald ich den Wagen kommen

hörte, ihm froh entgegen. Da ſtieg ein alte
dicker Herr aus dem Wagen, mit einer großē
Brille auf der Naſe und bemerkte kaum de
tiefen Knix, den ich ihm machte. Mit den E
tern und Erneſtinen redete er zwar deutſch, abe
ſo, daß ich, was er ihnen ſagte, kaum zu
Hälfte verſtand, das Andere errathen, ode
hinzudenken mußte. Er ließ einen großen Ko
ffen, den er mitgebracht hätte, vom Wage
holen, bereitete den ganzen Tag Pulver un
Tropfen, Pillen und Latwergen, verſprac
alles ſolle in kurzem gut werden, und, in vier
zehn Tagen wieder zu kommen. Er iſt auc
gekommen, aber alles iſt ſchlechter geworden
Erneſtine ſchwankt kaum noch umher, bringt
ungeachtet des ſchönen Frühlings, einen großē
Theil des Tages im Bette zu, die Mutte
weint im Stillen, ſie welkt hin, und der Do
ctor hat auch für ſie einen großen Vorrath von
Medicin zurück gelaſſen. Der Vater ſprich
beiden Muth ein, aber auch ſeine Heiterkeit iſt
dahin, und ich habe ein Paar Mal, wenn er
ſich allein glaubte, bemerkt, daß er die Hände

faltete und seufzend gen Himmel blickte, als ob er nur von dort Hülfe erwarten könne.

Wilhelminens und Forstmanns Hochzeit, die schon vor vierzehn Tagen seyn sollte, ist auf vier Wochen hinaus gesetzt; beide die sich so glücklich fühlten, sind einsylbig und unvergnügt, und ich, die ich nicht wußte, was Traurigkeit war, weiß nicht, wenn ich auf alle die Leichen ähnlichen Gestalten blicke, wie ich die Thränen verbergen soll. Sie, liebes Väterchen! sprechen zwar nicht halb so gelehrt wie der Doctor, aber wenn Sie mit dem lieben frommen Gesichte, das so ganz dem heiligen Johannes gleicht, den uns Bruder Theodor aus Paris sandte, dem Kranken freundlich zusprechen, so muß auch schon der Glaube erwachen, daß die Arzenei von einem solchen Manne bestimmt hilft. Diesen Glauben aber habe ich, und daher kommen Sie doch, liebes Väterchen! so bald Sie können, stellen Sie unsere Erneſtine, meine Mutter, meinen Vater, o alle diese Kranken, stellen Sie solche

doch wieder her, und wo Sie nicht Arznei geben können, da trösten Sie, so wie damals als Sie uns von Bruder Theodor und der armen Louiſen Nachricht gaben, wie ſanft und ſelig beide geſtorben, und wie ſie gewiß dort oben vereint und glücklich wären. Der Vater ſprach nichts, aber er gab Ihnen die Hand, und ſein Blick dabei, den vergeſſe ich nie. O liebes Väterchen! daß Sie doch an uns alle ſo denken möchten, wie wir an Sie, dann kommen Sie gewiß und bald küßt Ihnen dann dankbar die Hände Charlotte Buchholz.

Gütiger Gott! ſagte die Geheimeräthin, ſollte dieß mit der Geſchichte Theodors in einiger Verbindung ſtehen? Ich wüßte nicht, in welcher, und wenn ich gleich die feſte Überzeugung habe, daß Gott ſo edle Menſchen auf Erden nicht unglücklich machen kann, ſo iſt mir doch bei dem Allen ſo unheimlich zu Muthe, daß ich alles aufbot, um morgen meine Reiſe antreten zu können. Gott führe Sie geſund zurück, ſagte die Geheimeräthin, und

ſchenke Ihrer ſchönen Abſicht, edeln Menſchen Beiſtand und Retter zu ſeyn, das Gedeihen. Ich freue mich auf Ihre Rückkehr, und wäre es nicht zu kühn — Ich leſe den Wunſch in Ihren Augen, ſagte der ehrwürdige Greis, und ſobald meine Zeit es mir geſtattet, ſchreibe ich aus Kupferberg. Er hielt Wort; hier iſt ſein Brief, in ſo weit deſſen Inhalt das betrifft, was er dort fand.

Dieſe Familie, bei der ſonſt durch ruhige Ergebung in den Willen der Gottheit innerer Friede herrſchte, fand ich über alle meine Erwartung tief gebeugt, und die ſonſt ſo muthwillige, frohe Charlotte, kam mir langſam und feierlich entgegen. Der Doctor, ſagte ſie mit zitternder Stimme, war geſtern hier, und ſagte den Eltern unverholen, ein ſchleichendes Fieber vereitele bei Erneſtinen alle Hülfe des Arztes. Ich ward von den Eltern wie ein rettender Schutzengel bewillkommt, aber der Gedanke, ihrer frohen Hoffnung vielleicht nicht genügen zu können, ergriff mich ſchmerzlich. Ich eilte zur Kranken. Ich fand ſie ſchwach,

faßte aber einige Hoffnung: ihr Zustand schien mir anhaltender Krampf, durch Aufregung eines bewegten Gemüths veranlaßt, ich forschte bei den Eltern, beide gaben mir Recht, und hier ihre Erzählung.

An jenem Abende des Jahres 1813, als Wilhelm seinen Eltern die Nachricht von der Flucht der Franzosen, von dem wahrscheinlichen Kriege Preußens gegen Frankreich brachte, und seinen Bruder zu Ergreifung der Waffen begeisterte, da ward des Abends spät an die Thüre gepocht, ein junger badenscher Officier, der sich Hauptmann von Maurach nannte, und ohne alle Begleitung in einem Schlitten ankam, bat um eine Nachtherberge. Sie sind ein Deutscher! sagte Wilhelm, der bald mit uns gegen den Tyrannen kämpfen wird, uns daher willkommen; denn nur den Franzosen, den Feinden und Unterdrückern der Menschheit, nicht ihren unglücklichen Werkzeugen, gebührt unser Haß. Der junge Mann schien äußerst verlegen, verbat alle Erfrischungen, die wir

ihm anboten, äußerte bloß Ruhe und die Verſorgung ſeiner Pferde zu wünſchen. Ihm wurde ſein Zimmer angewieſen, wohin bereits ſein Gepäck geſchafft war; früh am folgenden Morgen verließ uns Wilhelm, unſer Gaſt aber bat, ſo ſehr er die nachſetzenden Koſacken ſcheute, ihm bei ſeiner großen Ermüdung einen Ruhetag zu vergönnen. Nach wenig Stunden zeigten ſich die Spuren jenes Nervenfiebers, das damals unter den Flüchtlingen herrſchte; flehentlich bat der Kranke: ihn doch nicht den Koſacken preis zu geben, und heilig gelobte ich ihm die Pflichten des Gaſtrechts zu üben.

Er fiel bald in wilde Phantaſie, ſchien ſich für einen Andern zu halten, ſprach oft von ſeinem verblichenen Freunde Maurach, unterhielt ſich beſtändig in franzöſiſcher Sprache mit ſeiner Mutter, mit ſeiner Schweſter, an die er nur mit Liebe und Herzlichkeit dachte, ſchimpfte und tobte oft, wenn er an eine Tante dachte, die er ein boshaftes abſcheuliches Weib, ein Ungeheuer nannte.

Wir alle, ſo erzählte Buchholz, fühlten herzliche Theilnahme für den Unglücklichen, und boten alles auf, was wir vermochten. Wir verdienten dafür keinen Dank, da der Kranke, ſobald er ſeinen Zuſtand erkannte, mir, ſo ſehr ich ſolches ablehnte, ſeine gefüllte Börſe mit der Bitte aufzwang: davon, wo es ſein Zuſtand erforderte, für ihn Gebrauch zu machen. Er forderte während ſeiner Phantaſie häufig einen katholiſchen Geiſtlichen; da zehn Meilen im Umkreiſe keiner zu haben war und ich wußte, daß in Baden durchgängig Proteſtanten wohnen, ſo hielt ich dies für eine Folge aufgeregter Phantaſie. Bald lag er da einem Todten ähnlich und ſprach nur ſelten ein Wort. Unſere Entfernung von der Etappenſtraße machte, daß kein Ruſſe zu uns kam, und ſo blieb Maurach in meinem Hauſe völlig unentdeckt. Meine Töchter und meine Frau hatten aus Mitleid für den Unglücklichen redlich geſorgt, und ſein Dank war ſo rührend, ſo innig, daß er bei uns Allen gewann, um ſo mehr, da er für die Tröſtungen der Religion, die ich ihm

darbot, ſo viel Sinn hatte und das Geſpräch, ſo oft ich ihn beſuchte, auf religiöſe Gegenſtände zu lenken bemüht war.

O, ſagte er einſt zu mir, nun weiß ich auch, was mich in den Tagen meiner Krankheit ſo entzückt hat, es ſind die herrlichen Choräle von ſchönen weiblichen Stimmen, die aus dem, unter dem Meinen befindlichen Zimmer, vom Fortepiano begleitet, zu mir herauf tönten. Sobald er nur das Lager verlaſſen, und am Stabe umher wanken konnte, bat er um die Erlaubniß unſerer häuslichen Andacht und dieſen Geſängen beiwohnen zu dürfen, durch die er oft bis zu Thränen gerührt wurde.

Einſt als wir alle in einem Augenblicke der Rührung ſchwiegen, ſagte er ſeufzend: ewig Ihr guten Menſchen! werde ich, was Ihr an mir thatet, erkennen. Gott hat mich erhalten, aber vielleicht nur zu ſchrecklichen Leiden. Werde ich hier entdeckt, nach Rußland gebracht, wo Jedermann die Franzoſen und ihre Verbündeten mit Recht haßt, ſo werde ich, noch ſo

äußerst geschwächt, weder den Transport noch das Clima ertragen. Keine gute Menschen werden so wie hier, für mich sorgen, sondern verlassen werde ich doch endlich ein Opfer des Todes seyn.

So oft wir ein Zeitungsblatt erhielten, fragte er: ob die deutschen Fürsten sich noch nicht gegen Napoleon erklärt hätten, und als er die Nachricht erhielt: daß diesem wieder das Kriegsglück lächele, erkrankte er aufs Neue, so daß wir seinen Tod als gewiß betrachteten. Die sanfte weiche Ernestine nahm vor allem an dem Leidenden Theil, von dem sie auch mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt wurde. Meine Frau, durch seine Herzlichkeit für ihn gewonnen, zitterte bei dem Gedanken: daß er verrathen und nach Rußland gebracht werden könne, besonders als einst der Zufall einige Russen in unsere Nähe führte. Sie besorgte ihm daher gemäß seiner Bitte bürgerliche Kleidung, ob mir dies gleich nicht lieb war, konnte ich es doch nicht füglich hindern. Er trug sie jetzt und saß mit uns im Garten, als

ein russischer Officier, den sein Weg durch unsern Ort führte, hinein trat, weil er gerade im Wirthshause nicht die gehörige Mittagsmahlzeit erhalten konnte. Wir luden ihn zu Tische und auf seine Frage: ob Maurach mein Sohn wäre, gab ihn meine Frau für einen Verwandten aus. Der Schritt war einmal gethan, und da sie wirklich Verwandte in dem Rheingegenden hatte, so glaubte sie für die Sicherheit ihres Schützlings vorzüglich zu sorgen, wenn sie ihn für einen dieser Verwandten ausgab, der in seiner unglücklichen Lage bei uns seine Zuflucht genommen hätte.

Jetzt entschied die Schlacht bei Leipzig, die deutschen Fürsten verließen die Parthei des Zwingherrn und Maurach erklärte jetzt auch Anstalten zur Abreise machen zu wollen, die ich selbst sehnlich wünschte, da ich wohl merkte, daß ihm Ernestine, er ihr nicht gleichgültig war. Allein so sehr ich, wenn sich eine Gelegenheit darbot, auf diese Abreise anspielte, so suchte doch meine Frau, die den seinen, gesit-

deten und sehr gebildeten jungen Mann, so wie wir Alle, herzlich lieb gewonnen hatte, wegen seiner geschwächten Gesundheit, der ungünstigen Jahreszeit und Winterkälte, seine Abreise, welches er sich auch gerne gefallen ließ, bis zum Frühlinge hinzuhalten. Auffallend war es mir, daß er, der für Gott, Tugend und die Lehren des Christenthums so hohe Achtung hegte, dennoch nie zum Abendmahle ging. Eine prächtige Repetiruhr, ein schöner Brillantring, und die volle Börse, welche ich ihm zurück gab, verriethen einen Mann von Vermögen, und doch ließ er es sich einst entwischen, eine arme Waise zu seyn; und als einst über das Glück der Ehe gesprochen wurde, da sagte er tief seufzend: O wie glücklich ist der Mann, der bei einer solchen Wahl von äußern Umständen unabhängig ist.

Er sprach deutsch mit großer Fertigkeit, doch verriethen manche fremde Wendungen, manches fehlende Wort, daß er vielleicht kein geborner Deutscher war. Er sang häufig, doch

mmer nur französische Liederchen. Er hatte
während seiner Phantasie nur immer franzö-
sich gesprochen, und französisch gebetet, alles
ieß flößte mir den Argwohn ein, daß er unge-
chtet seines Namens und seiner Uniform kein
Deutscher wäre. Als ich dieß gegen meine
rau und meine Töchter äußerte, eiferten
le, besonders Ernestine lebhaft dagegen, als
ber zufällig nach einigen Tagen das Gespräch
rauf fiel, daß so manches deutsche Mädchen
ch viel gewagt hätte, ihre Hand einem Fran-
sen zu geben, und manche darunter in miß-
he Verhältnisse gekommen wäre, suchte unser
nger Freund dies lebhaft zu widerlegen. Als
er meine Theodore dagegen äußerte: da die
rotestanten nur wenige Kirchen in Frankreich
tten, so handle jedes Mädchen unbesonnen,
sich der Gefahr aussetze, der Ausübung ei-
r Religion und einer Gottesverehrung, wo-
sie Erziehung und Unterricht von Kindheit
geleitet hätten, entsagen zu müssen, und da
h der größte Theil der Franzosen die in
utschland gewesen wären, sich nur auf Ko-

sten des unglücklichen gedrückten Landes Wohlstand zu erwerben gesucht hätten, so könne ein braves deutsches Mädchen sich doch schwerlich glücklich fühlen, wenn in ihr bei so manchem Genusse doch auch der Gedanke erwache: an dem was dein Gatte dir darbietet, klebt die Thräne manches Unglücklichen, und es muß eine hohe Trostlosigkeit erzeugen, wenn bei manchen Leiden zugleich der Gedanke aufsteigt: es ist Strafe für die Drangsale, welche dein Gatte sich in deinem Vaterlande verübte. Madam, sagte er betreten, sie sind fürchterlich bitter, es gibt auch in Frankreich edle, vortreffliche, tugendhafte Menschen! Da sey Gott für, sagte Theodore, daß ich dieß bezweifeln sollte. Verzeihen Sie, wenn meine Gefühle mich zu weit fortrissen.

Seit dieser Zeit schien Maurach höchst verstimmt, ging nach einigen Tagen zu Schiffe, und außer einem Briefe, worin er uns seine Ankunft zu Bremen meldete, erhielten wir von ihm weiter keine Nachricht. Allein unsere gute Erneſtine, die immer so reizbar, wie

ich fürchte nervenschwach war, welkte unaufhörlich hin, schob die Thränen, in denen ich und die Mutter sie zuweilen trafen, auf Beängstigungen, die sie sich nicht zu erklären wisse, indeß glühende Röthe oft die bleichen Wangen bedeckte, uns auf die heftigen Bewegungen in ihrem Innern aufmerksam machte. Wir suchten Hülfe des Arztes, allein überzeugt, daß dieser nur den Einwirkungen des aufgeregten Gemüths auf den Körper einigen Einhalt thun, keinesweges aber das Gemüth selbst beruhigen könne, setzte ich meine Hoffnungen auf die Tröstungen der Religion; war aber auch überzeugt, daß bei meinem kranken, so höchst geschwächten Kinde, ich nicht lebhafte Gefühle rege machen, sondern sie nur mit Liebe und Sanftmuth zu dem kindlichen Vertrauen auf den Allbarmherzigen leiten müßte. So gelang es mir endlich, den Weg zu ihrem Herzen zu finden, und ich machte eine höchst unerwartete Entdeckung.

Sie werden sich erinnern, wie heftig Ernestine durch die Geschichte ihres Bruders er-

griffen, bei Anhörung derselben, beinahe ohnmächtig wurde, wie wir sie an die frische Luft führten, durch Arzneimittel auf ihre Beruhigung wirkten. Wir glaubten ihre Thränen, ihre Unruhe, nur ihren schwachen Nerven zuschreiben zu müssen. Jetzt aber erfuhr ich, daß Maurach während seiner Phantasie die Namen Louison und Vivonne mit Liebe und Wohlwollen, den Namen Oreilly unter Flüchen und Verwünschungen genannt hatte, und bei uns allen schien jetzt die nämliche Erinnerung zu erwachen. Wir ahneten hier in der That einen gewissen uns unerklärbaren Zusammenhang und bald entdeckte ich die Schreckbilder, die vor der Seele meiner guten Ernestine schwebten.

Maurach der Kranke, Leidende hatte ihre Theilnahme erworben, seine Dankbarkeit, seine Religiosität hatten das Wohlwollen erhöht, und so war endlich in dem schuldlosen Herzen meiner Tochter eine Neigung für ihn erwacht, die der schöne, gebildete junge Mann, durch

glühende Äußerungen der heftigsten Leidenschaft und durch die Versicherung, nach wenig Jahren, wahrscheinlich im Besitze eines großen Vermögens ihr seine Hand anbieten zu können, zu einer ähnlichen Glut entflammt hatte. Ihre Forderung, sich uns zu entdecken, hatte er wiederholentlich abgelehnt, ihr unter den heiligsten Schwüren seine Rückkehr zugesichert und als sie einst unvermählt zu bleiben oder ewig nur die Seine zu seyn, angelobt, da hatte er ihr den Brillantring, den wir an ihm bemerkt hatten, an den Finger gesteckt, und auch ihr ewige Liebe und Treue geschworen.

Zwei Jahre waren verstrichen, ohne daß ein Brief von ihm ankam, und jetzt da Angst und Vorwürfe, sich ihren Eltern verheimlicht zu haben, bei der armen Erneſtine erwachten, ängstigten nicht bloß die Namen, welche sie von ihrem Geliebten gehört hatte, sondern auch der Gedanke, wie die After-Louiſon Menschen zu berücken, und von ihrer Pflicht zu entfernen gesucht hatte, das arme kranke Mädchen, und

ſo wie der Ring ihres Bruders dieſen auf mancherlei Weiſe vom Böſen zurück zog, glaubte ſie nun wieder, daß in dem Ringe, den ſie insgeheim ohne Vorwiſſen ihrer Eltern angenommen hatte, ein gewiſſer ihr nachtheiliger Zauber liege, und alle Bemühungen der zerrütteten Einbildungskraft der Unglücklichen entgegen zu wirken, waren fruchtlos.

Vereint mit dem unglücklichen Vater dachte ich auf Rettungsmittel und ob nicht der Ring ſelbſt uns eine Gelegenheit auf die Kranke zu wirken, darbieten könnte. Sie hatte ihn ihrem Vater mit der ſonderbaren Bitte gegeben, ihn doch in der Kirche bei gottesdienſtlichen Gelegenheiten aufzuziehen, weil ſie alsdann eine Entdeckung aus der Geiſterwelt erwartete, und da dieß fehlſchlug, hatte ſie gefordert: daß er verkauft, das Geld zum Beſten der Armen angewandt werden ſollte. Dieſen letzten Gedanken faßte ich auf. Die Leidende durch Wohlthätigkeit durch Verminderung des Elends zu beſchäftigen, ſchien mir wahrſcheinlich von höchſt

vortheilhaftem Einfluß. Der Vater holte den Ring. Die Steine waren von hohem Werthe, die Einfassung höchst altväterisch, der dicke Kasten erzeugte in mir den Gedanken, daß er vielleicht zu öffnen wäre. Es gelang mir, nach langem Versuche, die ganze Einfassung aufzuheben und nun entdeckte ich das Bild einer alten Dame mit Zügen, aus denen Sanftmuth und Frömmigkeit sprachen, die mit gefaltenen Händen auf ein neben ihr stehendes Kruciñx blickte. Mich entzückte diese Entdekkung. Erneſtine, der ſie Takt der gehörigen Behutſamkeit mitgetheilt wurde, ſchien von einer großen Laſt befreit; der Gedanke, daß hier keine feindſeligen Mächte des Abgrunds wirken könnten, war völlig bewieſen, und meine Zuſage, daß ich nach Baden ſchreiben würde, wo ich zahlreiche Bekannte hätte, und dort nach Karl von Maurach forſchen wollte, ſchien auch wohlthätig auf ſie zu wirken. Die gute Mutter beſchloß meine Abſicht zu unterſtützen, ſie copirte mit dem glücklichſten Erfolge einige Male das Bild der alten Dame, um es mei-

nen Briefen beilegen und hiedurch die Nachforschung erleichtern zu können. Jetzt glaube ich mit dem günstigsten Erfolg Ernestinens Herstellung hoffen zu können. Ihre Angst ist völlig gewichen; der Segen, die Verzeihung ihrer ehrwürdigen Eltern waren für sie die herrlichste Arzenei, und da sie mich als einen väterlichen Freund betrachtet, ihr ganzes Herz gegen mich ausschüttet, vielleicht, so sehr ich sie glänzenden Hoffnungen Raum zu geben warne, doch wohl in manchen Augenblicken noch zu hoffen wagt, alles dieses wirkt auf sie höchst vortheilhaft, und mit frohem Herzen hoffe ich jetzt: daß diesen vortrefflichen Menschen Ruhe und innerer Frieden zurück kehren soll.

Die schöne Jahreszeit kam hinzu, und Ernestinens Jugend beförderte die Genesung. Selbst die Zerstreuung die Forstmanns Heirath mit Wilhelmine herbei führte, zweckmäßige religiöse Lektüre, und die ärztliche Hülfe durch Welser, der in beständigem Briefwechsel mit den Eltern blieb, hatten sie gegen Ende

des Sommers beinahe völlig wieder hergestellt, als die Antwort, welche Welser vom Doctor Stahl aus Heidelberg erhielt, die höchste Besorgniß rege machte. Er wußte, daß der Hauptmann Karl von Maurach, der den Feldzug nach Rußland mit gemacht hatte, ein Sohn des, auf seinen Gütern lebenden Obersten von Maurach war, wandte sich an diesen, dem er die von Welser erhaltenen Nachrichten mittheilte, dem er nun wieder folgende, von dem Obersten empfangene, Antwort zusandte.

So sehr ich Ihre gütige Absicht und die Ihres edeldenkenden Freundes in Preußen bei der Erkundigung nach meinem verewigten Sohne, dankbar erkenne, so schmerzlich wurde doch auch dadurch bei mir die Ueberzeugung erweckt, daß ein schändlicher Bösewicht, höchst wahrscheinlich sein Mörder, der sich in den Besitz seines Nachlasses setzte, die Schändlichkeit so weit trieb, auch seinen Namen zu erborgen, und hiedurch eine sehr achtungswerthe Familie täuschte. Die letzte Nachricht, die ich

von meinem verewigten Sohne habe, war, dieß: daß er in der Schlacht bei Polozk verwundet und in das Lazareth nach Wilna gebracht wurde. Er nahm dort eine ihm nachgesandte Kiste und eine nicht unbeträchtliche Geldsumme, die ihm auf ein Handelshaus angewiesen war, in Empfang. Ihm, wie ich aus den Nachrichten dieses Handelshauses weiß, mangelte nichts während seiner Krankheit; er war der Genesung nahe, als der Rückzug aus Moskau begann, und wer noch von den Erkrankten dies vermochte, sich zu retten suchte. Von dem Handelshause, an welches er empfohlen war, mit allen Erfordernissen versorgt, trat er auf einem Schlitten, in Begleitung eines französischen Officiers, dessen Namen ich nie erfahren konnte, und eines Soldaten die Reise nach Preußen an; mir fehlten seitdem alle Nachrichten, bis meine rastlosen Nachforschungen vor einem Jahre, den Großherzoglich-Badenschen Regimentschirurgus Berg mir die Nachricht mitzutheilen bestimmten: daß auch er bei der allgemeinen

lucht Wilna verließ, ſich aber, um nicht in as Gewühl der Fliehenden zu gerathen, von er verödeten Hauptſtraße entfernte; allein es par ihm nun nicht möglich, Futter für ſein Pferd und Speiſe für ſich zu erhalten, bis ihm der Anblick eines ſchönen polniſchen Schloſſes die Hoffnung einflößte, beides in der Schenke des nahe dabei liegenden Dorfes zu finden. Allein der dort wohnende Jude vermochte ihm nichts als Brod und Branntwein zu geben, und während daß er durch vortheilhafte Anerbietungen mehr zu erhalten verſuchte, trat ein Franzoſe in einem grauen Überrock in die Schenke. Da er aus der Uniform ſah, daß Berg ein Chirurgus war, verſprach er ihm alles reichlich, wenn er in das Schloß kommen, und dort einen verwundeten badenſchen Officier verbinden wolle. Berg nahm dies an, und da er meinem Sohne, nach der Schlacht bei Polozk, den erſten Verband angelegt hatte, beſonders da er ſich durch ſein großes blaues Auge und ſein blondes Haar auszeichnete, erkannte er ſogleich den Hauptmann von Maurach wieder. Mein

Sohn war äußerſt entkräftet, aber um nic
von den Koſacken gefangen genommen, und
das innere Rußland gebracht zu werden, ſein
Reiſe fortzuſetzen entſchloſſen. Berg, um au
dieſer Gefahr zu entgehen, entfernte ſich na
ein Paar Stunden. Er hatte im Zimmer de
Kranken niemand als den Franzoſen im grauen
Überrocke geſehen, den er für den Domeſtike
meines Sohnes hielt. Vermuthlich war die
der franzöſiſche Soldat, den mein Sohn au
Wilna mitgenommen hatte, und der auch, wi
Berg verſicherte, fertig deutſch ſprach.

Wahrſcheinlich hat dieſer Böſewicht meinen
Sohn auf der Reiſe ermordet, vielleicht, wel
ches noch gräßlicher iſt, den Entkräfteten, der
ſich bei ſeiner Beraubung nicht vertheidigen
konnte, allen Qualen durch Hunger und Kälte
preis gegeben. Es war, wie Berg, der ihn
freilich nur oberflächlich beobachtete, verſichert,
ein Mann, von höchſtens dreißig Jahren mit
ſchwarzem Auge und ſchwarzem Haar, von der

Größe meines Sohnes, beſaß viel Gewandtheit und vortheilhafte Geſichtszüge.

Urtheilen Sie nun ſelbſt: ob mein Argwohn zu weit geht, wenn ich in dieſem Verworfenen beſtimmt den Mörder meines Sohnes erblicke, der ſein vortheilhaftes Äußeres zur Täuſchung einer edeln Familie mißbrauchte. Von meinem unglücklichen Sohne habe ich durchaus nichts weiter erfahren können, aber ſein Name, den der Betrüger annahm, die Uniform, die er trug, die gefüllte Börſe und der Ring mit dem Bildniſſe meiner verſtorbenen Mutter, den ſie ihrem Lieblingsenkel ſchenkte, beweiſen hinreichend: daß er ſich in Beſitz des Nachlaſſes geſetzt hat. Mit Freuden würde ich, wenn es möglich wäre, dieſen Ring käuflich zu erhalten, deſſen vollen Werth, ja noch mehr dafür bezahlen; und wenn es möglich wäre, aus Preußen eine Nachricht zu erhalten, wohin ſich der Böſewicht nach ſeiner Ankunft zu Bremen gewandt habe, ſo bitte ich um die ſchleunige Mittheilung

derselben. Er, welcher einen redlichen Mann mordete, namenlosen Schmerz über mich und die Meinigen brachte, wird der Strafe des Ewigen nicht entgehen. Daß dieser Mensch nicht mein Sohn war, dies bitte ich der Familie, welche ihn so gütig aufnahm, zu versichern, und ihr für die redliche Absicht, meinen guten Carl zu unterstützen, den innigen Dank eines tiefgebeugten, kummervollen Vaters abzustatten.

Diese fürchterliche Nachricht der unglücklichen Ernestine zu verheimlichen war Pflicht, aber wie man bei dem Ausbleiben jeder Antwort, sie beruhigen sollte, dazu gab es wenig Aussicht. Die Nachrichten aus Wilna, die Welser eingezogen hatte, stimmten mit dem Briefe des Obersten völlig überein; allein von dem unglücklichen Hauptmann von Maurach war jede weitere Spur verloren. Der Muthmaßung des Obersten, daß dieser französische Bediente nach dem Tode seines Sohnes, sich selbst für den Hauptmann von Maurach ausgegeben, und diese Rolle bis zu seiner Ankunft

nach Bremen, als ein listiger, abgefeimter Betrüger durchgeführt hätte, diesem gräßlichen Argwohne vermochte Weller nicht zu widersprechen. Aber der Gedanke an Ernestine zerriß ihm das Herz; die schöne Jahreszeit, und die Hoffnung, von dem Manne, den sie liebte, Nachricht zu erhalten, hatten höchst vortheilhaft auf sie gewirkt, und Weller wurde äußerst gerührt, als er von ihr einen Brief erhielt, worin sie ihm für das, was er als Arzt und väterlicher Freund für sie gethan hätte, innigst dankte, und nach dem Erfolge seiner Nachforschungen fragte.

Er beschloß die Einsamkeit auf einer Geschäftsreise zu benutzen, um die Sache von allen Seiten zu betrachten, hiedurch wo möglich einen Ausweg zu ermitteln, und von einer unerwarteten Entdeckung gab er jetzt der Geheimeräthin, die an Ernestinens Schicksal so innigen Antheil nahm, folgende Nachricht:

In einem kleinen Grenzstädtchen beschloß ich, um dem Unangenehmen in einer Dorfher-

berge zu entgehen, ob es gleich noch hoch a
Tage war, die Nacht hinzubringen, und de
ken Sie, verehrungswürdige Freundin! me
Staunen, als ich, indem ich das Fenster öf
nen wollte, wahrscheinlich mit einem Diaman
ten, vielleicht mit dem jetzt in Erneſtinen
Händen befindlichen Ringe, die Worte: Ca
von Maurach den 2ten December 1812 einge
ſchnitten fand. Die Wirthin, welche das Hau
erſt ſeit einem halben Jahre beſaß, konnte mir
da der vorige Beſitzer den Ort verlaſſen hatte
keine Nachricht geben. Da ich aber im Lauf
des Geſprächs ein paar Mal den Namen
nannte, ſchien ſie ſich zu beſinnen und rief ih
ren Sohn, einen beinahe erwachſenen Knaben,
ins Zimmer. Wie heißt doch, fragte ſie, der
Name auf dem Kreuze, welches auf dem
Grabe an der großen Kirchenthüre ſteht?
Maurach! antwortete der Knabe; ich griff in
dem nämlichen Augenblicke nach meinem Hut
und bat ihn, mich dort hin zu führen, las
nun auf dieſem Kreuze zu meinem nicht gerin
gen Erſtaunen: Carl von Maurach, Haupt

mann unter den großherzoglich-badenschen Truppen, starb mit ruhiger Ergebung und voll der großen Hoffnung eines Christen, an den Folgen seiner im Gefechte bei Polozk empfangenen Wunden den 16ten December 1812. Vom Prediger hoffte ich nähere Nachricht. Es war ein feiner junger Mann, der vor zwei Jahren diese Stelle erhalten hatte, und sein Vorgänger, ein damals verstorbener Greis, hatte alle die Seinen überlebt. Als ich ihn nun auf das Kreuz und die Inschrift aufmerksam machte, sagte er lächelnd:

Mein Vorgänger, der länger als ein halbes Jahrhundert diese Stelle besaß, war mit allen Fortschritten der Theologie während dieses Zeitraums unbekannt geblieben, und ehe ich jene Denkungsart aus dem Zeitalter von Spener und Franke, die er bei der Gemeine herrschend machte, durch meine Predigten und Unterricht einigermaßen aufkläre, werden gewiß noch mehrere Jahre vergehen. Mein Vorgänger meinte es gut, allein er war dem Pietis-

mus eifrig ergeben, und als daher die Flucht der Franzosen Statt fand, nahm er sich derjenigen, die hier erkrankten, menschenfreundlich an, suchte sie aber auch seinen Grundsätzen gemäß zu bekehren; und aus Freude über diesen, wie er glaubte, gelungenen Zweck hat er auf unserm Kirchhofe ein Paar solcher Denkmäler gesetzt.

Er schlug das Kirchenbuch nach, welches aber von Maurach nichts mehr als die Inschrift enthielt. Doch ließ ich mir, um den armen Vater darüber zu beruhigen und als Beweis, daß sein Sohn nicht auf qualvolle Weise umgekommen wäre, von dem Prediger ein Zeugniß ausstellen. Vielleicht, sagte er, als ich weg zu gehen im Begriffe stand, daß unser beinahe achtzigjähriger Glöckner, wenn Sie mit der Schwäche des Alten, dessen Gedächtniß sehr dahin ist, Nachsicht haben wollen, etwas von dem Verstorbenen weiß. Er wohnt hier in diesem kleinen Häuschen, und ich will ihn augenblicklich rufen lassen. Ich dankte für dieß Anerbieten, und eilte selbst zu dem Greise.

Dieſer, der eben aus ſeiner großen Hausbibel ſeiner neben ihm ſitzenden alten Gattin vorlas, ſchien über meinen Eintritt verlegen, und erſt als ſeine Gattin ihn an den ſchönen eichenen Sarg des fremden Hauptmanns und an die hertliche Rede des ſeligen Pfarrers, wobei kein Auge trocken blieb, erinnerte, da wußte er den frommen Verſtorbenen, der ſich ſo chriſtlich zu ſeinem Ende bereitet hätte, und das ſchöne Begräbniß deſſelben, nicht genug zu loben. Auf meine nähere Erkundigung erfuhr ich, daß ein Begleiter des Verſtorbenen, der am Tage ſeiner Beerdigung gerade in einer ſolchen Officieruniform, wie der Verſtorbene, erſchienen wäre, ſonſt aber gewöhnlich einen grauen Überrock getragen, dieſe Beerdigung veranſtaltet hätte.

Weiter wußte er nichts von dieſem, als daß er fertig deutſch, aber auch mit einem auf ſeiner Flucht hier durchgekommenen Franzoſen, fertig franzöſiſch geſprochen hätte, und am Tage nach der Beerdigung ganz allein auf dem

nämlichen Schlitten, auf welchem er hieher gekommen, abgereiſt wäre.

Dies überzeugte mich, daß jener Argwohn, den der Vater des verewigten Maurach auf die Ausſage des Wundarztes gründete, beinahe zur Gewißheit ward. Der Bediente des Verſtorbenen, ſeinem Herrn, ſo lange er lebte, treu und nicht fähig als Böſewicht gegen ihn zu handeln, war doch zu ſchwach, um nach deſſen Tode der Habſucht widerſtehen zu können, und nachdem er den Namen des Verſtorbenen angenommen hatte, ſpielte er mit der Gewandtheit des Franzoſen die Rolle deſſelben. Die Leiden der Krankheit erwarben ihm Theilnahme der ſanften Erneſtine und die lebhaften Äußerungen ſeiner Dankbarkeit erhöhten für ihn das Wohlwollen. So entſprang jene unglückliche Leidenſchaft, und mit der nämlichen Schwäche, womit der Unglückliche, den ich als Betrüger verabſcheue, als Menſchen bemitleide, und der mir doch nicht ohne alle Bildung geweſen zu ſeyn ſcheint, der Habſucht und Ei-

teikeit unterlag, vermochte er es auch hier nicht, ſich loszureißen. Endlich, überzeugt, daß die Sache nicht weiter fortwähren könne, entfernte er ſich. Daß wir nie wieder etwas von ihm erfahren werden iſt gewiß; aber wer ſoll dem armen unglücklichen Mädchen, wer ihren ehrwürdigen Eltern, dieſe herzzerreißende Nachricht mittheilen? Ich bekenne, daß ich ſelbſt zu ſehr davon angegriffen bin, um alles mit der gehörigen Behutſamkeit und Schonung einleiten zu können, und nehme daher zu Ihrem reinen, ſittlichen Gefühl, zu Ihrem ſanften menſchenfreundlichen Herzen meine Zuflucht. Sollte nicht vielleicht ein Briefwechſel mit der Mutter anzuknüpfen, und dieſer allmählig alles im mildeſten Lichte mitzutheilen ſeyn? In acht bis zehn Tagen kehre ich zurück und werde mich glücklich ſchätzen, durch Ihren Rath, durch Ihre Hülfe auf irgend einen Ausweg gebracht zu werden.

Die Geheimeräthin, dieſe achtungswerthe Frau, die er als Freundin ehrte, und die ſchon

lange bemerkt hatte, daß ihm ein geheime
Kummer auf dem Herzen lag, hatte von ihm
da sie bereits mit dem Schicksale der Famili
Buchholz bekannt war, die Mittheilung seine
schrecklichen Argwohns erhalten, der jetzt auc
bei ihr zur Gewißheit wurde. Beide wünsch
ten zu helfen. Die Geheimeräthin gab endlic
den Rath, Welser solle Erneſtinen mit dem
aber nach der Rückkehr in sein Vaterland e
folgten Tode Maurachs bekannt machen, und u
sie zu trösten hinzufügen, daß er für sie die i
nigste Anhänglichkeit und den sehnlichste
Wunsch, sich mit ihr zu verbinden, geheg
und noch sterbend ihren Namen ausgesproche
hätte. Glauben Sie, sagte die Geheimerä
thin, das schwärmeriſche, so höchst reizbar
Mädchen wird an dieſem Gedanken Tro
finden; sie wird freilich viel leiden, aber es i
doch immer besser, daß sie mit Schmerz u
Wehmuth an einen Mann denkt, von dem
glaubt, daß er ihrer würdig war, als daß
die empörende Überzeugung erhält, das Opf
eines Nichtswürdigen gewesen zu seyn. Bei

berathſchlagten darüber und die Geheimeräthin erbot ſich endlich, einen Brief im Namen der Tante Maurachs an Welſer zu ſchreiben, ihm darin von dem Tode ihres Neffen, von der zärtlichen Neigung, die er bis zum letzten Athemzuge für Erneſtinen geäußert, und von der Dankbarkeit, womit er jeder Zeit ihrer Eltern gedacht hätte, Nachricht zu geben.

Der aus der redlichſten Abſicht unternommene Betrug wurde ausgeführt, und Welſer, der keinen andern Ausweg ſah, reiſte ſelbſt mit dieſem Briefe nach Kupferberg, um das unglückliche Mädchen vorzubereiten, und die nachtheiligen Wirkungen auf ihre Geſundheit nach Möglichkeit zu verhindern. Schon nahte ſich der Herbſt, die Blumen waren gewelkt, die Blätter fielen allmählich ab, und der gute redliche Welſer, der ſich bei ſeiner hohen Gewiſſenhaftigkeit, nicht gleich der Geheimeräthin überzeugen konnte, daß die gute redliche Abſicht wohl den kleinen Betrug entſchuldige, an dem er aber nothgedrungen Theil nehmen zu müſſen

glaubte, kam in einer trüben Stimmung nach Kupferberg. Er fand die Familie beinahe wieder in ihrer vorigen Heiterkeit, Theodore war völlig hergestellt, Erneſtine weiter als er es beinahe erwartet hatte, in ihrer Geneſung vorgeſchritten, und er wollte jetzt dieſen Frieden ſtören. — Schwer lag ihm dieſes auf dem Herzen und er kämpfte nun mit ſich ſelbſt, ob nicht noch ein anderer Ausweg wäre. Er ſuchte ſogleich mit Buchholz allein zu ſprechen, ihm theilte er alle ſeine unglücklichen Nachrichten mit und die Rührung, der hohe Schmerz des Mannes zeigten ihm beſtimmt genug, wie ſchrecklich die Wahrheit auf Erneſtinen wirken würde. Buchholz wünſchte ihr alles zu verſchweigen, doch in der Folge mußte die Sache zur Sprache kommen; wie leicht konnte ein ungünſtiger Zufall ſie wenigſtens zum Theil damit bekannt machen! Jetzt entdeckte ihm Welſer den Entwurf der Geheimeräthin. Ich bin, ſagte Buchholz, ein Feind aller Täuſchung und haſſe die Unwahrheit, aber Gott wird es uns verzeihen, wenn wir, um mein armes

Kind von Verzweiflung zu retten, ihre Seelenruhe und innern Frieden einigermaßen zu erhalten, zu Hülfsmitteln unsre Zuflucht nehmen, die wir sonst verschmähen würden. Unsre Absicht ist ja rein, und Gott, der unsern Willen kennt, wird uns nur nach diesem richten. Genehmigt ward also von beiden Freunden der Plan: Erneſtinen und die ganze Familie mit dem Tode Maurachs bekannt zu machen, und daß diese, selbst Theodoren nicht ausgenommen, nie den wahren Vorgang erfahren sollte. Jetzt den weitern Erfolg aus dem Briefe, den Welser an die Geheimeräthin schrieb.

Verlegen waren wir beide, da wir jetzt von dem Spaziergange, auf dem wir dies verabredet hatten, zurück kehrten, wie wir alles einleiten sollten; aber Erneſtine kam uns zuvor. O mein ehrwürdiger väterlicher Freund! sagte sie mit bittender Stimme, indem sie meine Hand ergriff, Sie besuchen uns unerwartet in dieser ungünstigen Jahreszeit, Ihnen fehlt Ihre gewöhnliche Heiterkeit, indeß Ihr mit-

leidsvoller Blick theilnehmend auf mir ruh
Sie haben mir eine traurige Nachricht z
verkündigen, die ich längst aus seinem eigene
Stillschweigen ahnete! Sie blickte mir scha
ins Auge. O verheimlichen Sie es mir nicht
rief sie, er ist nicht mehr! Nach dieser Einlei
tung und bei der hohen Fassung, die das un
glückliche Mädchen verrieth, war es jetzt nicht
schwer, sie mit dem Briefe bekannt zu machen.
O, rief sie, indem sie ihn las, und ihre Thrä
nen auf das Blatt fielen, o davon war ich
überzeugt, er liebte treu bis in den Tod! Die
ser Gedanke schien sie mit einigem Muthe zu
beleben, und ihre Gesundheit litt bei weitem
nicht so sehr, als ich es befürchtet hatte. Sie,
die vorher nicht gern von ihm sprach, glaubte
jetzt, da er im Grabe ruhte, ohne Verletzung
der jungfräulichen Sittsamkeit gegen mich ihr
Herz über den so theuern Verstorbenen aus
schütten zu können. Verschiedene seiner Äuße
rungen, ein Paar Aufsätze in französischer Spra
che, die sie mir mittheilte, machten mich aufs
neue irre; so konnte nur ein feinfühlender

Mann denken und schreiben. Blos ein verschmitzter Betrüger, sagte ich zu mir selbst, war es folglich nicht; aber wenn er ein besserer Mensch gewesen wäre, als alle Umstände, die gegen ihn zeugen, andeuten, wenn er für Ernestinen die zärtliche, glühende Leidenschaft hegte, warum schwieg er beinahe drei Jahre?

Mir blieb die Sache ein Räthsel, auch Buchholz wußte mir keinen wahrscheinlichen Aufschluß anzugeben. Sie nahm ohne Weigerung die Arzeneimittel, welche ich ihr verordnet hatte. Als sie aber am folgenden Morgen beim Frühstücke schwarz gekleidet erschien, und ich sie freundlich bat, dem Schmerze nicht Nahrung zu geben, antwortete sie: warum sollte ich gegen den lieben Verstorbenen mir nicht auch dies äußere Zeichen der Liebe und Achtung gestatten? Ich verabredete mit den Eltern, wie nachsichtsvoll und schonend sie behandelt werden müßte, und dankte in meinem Herzen der weiblichen Feinheit und List, die mir auf diese Weise einen schicklichen Ausweg eröffnet hatte,

der Unglücklichen Linderung und Trost zu verschaffen.

Da kam unerwartet Amtsrath Bachmeier und ich lachte bei seinem Anblick, da ich ihn, den ich sonst immer auf einem muthigen Pferde gesehen hatte, jetzt allein, in einer mit vier Pferden bespannten Kutsche ankommen sah. Auch Buchholz lächelte; Bachmeier aber verrieth in seinem ganzen Betragen, etwas sehr Gespanntes und Feierliches. Endlich erschien sein Antrag. Der Kriegsrath von Rosenfeld, sagte er, mit seiner Frau und seiner Tochter treffen unerwartet von einem Besuche, den sie bei ihren Verwandten abgestattet haben, heute zu Mittage bei mir ein. Meine Frau ist bettlägerig, meine Wirthschafterin seit zwei Tagen verreist; ich soll daher auf das Hauswesen sehen, zugleich meine Gäste unterhalten und bin hierdurch in Verlegenheit. Dringendst forderte er daher; daß Buchholz, Theodore und ich heute zu Mittage seine Gäste seyn und gleich in seinen Wagen einsteigen sollten. Wir machten mancherlei Einwendungen; aber als

endlich Erneſtine ſeine Bitten durch die Verſicherung unterſtützte, daß ich für ſie völlig unbeſorgt ſeyn könnte, ihr Puls ruhig war und Bachmeier uns nach dem Mittageeſſen ſogleich nach Hauſe zu ſchicken zuſagte, nahmen wir die Einladung an.

Als wir im Wagen ſaßen, verrieth Bachmeier durch ſeine Verlegenheit, daß ihm noch etwas auf dem Herzen liege. Ich muß, ſagte er endlich, wegen einer Unwahrheit um Verzeihung bitten; die Familie Roſenfeld kommt heute nicht zu mir, auch iſt meine Frau nicht bettlägerig. Warum haben Sie denn, fragte Theodore lächelnd, den erſten October in den erſten April verwandelt? Auf die Bitte eines Mannes, der heute früh mit Extrapoſt bei mir ankam und Sie ſehnlich zu ſprechen wünſcht.

Und dieſer Mann wäre? Der nämliche Hauptmann von Maurach, den Sie Ihrer Freundſchaft und eines ſo langen Aufenthaltes in Ihrem Hauſe würdig fanden. Barmherziger Gott! rief Theodore, ſtehen denn die To-

ten aus ihren Gräbern auf? oder sollten, wie schon Erneſtine zuweilen ahnete, jene feindſeeligen Mächte, die auf das Schickſal meines Sohnes wirkten, auch hier im Spiele ſeyn?

Denken Sie nun, verehrungswürdige Freundin! meine Verlegenheit. Wie ſollte ich, der kaum geneſenen, jetzt in ihrem Gemüthe ſo aufgeregten Frau alles entdecken? Gefaßter war mein Freund Buchholz. Sei ruhig, liebe Theodore! laß uns nicht Wunder erwarten; ich hatte ſchon Gründe an Maurachs Tode zu zweifeln, und hoffe, daß ſich alles deutlich genug aufklären wird. Aber warum, rief Theodore, ſchrieb er nicht, warum kam er nicht zu uns, ſondern auf ſo geheimnißvolle Weiſe zu unſerm Vetter? Dieß hat er mir, antwortete Bachmeier, zum Theil erklärt. Er wollte wiſſen, ob die gute Erneſtine noch lebe, unverheirathet und ſo wie ehemals geſinnet wäre. Er ſagte, daß er ſie insgeſammt getäuſcht habe. Der Schändliche! rief ich aus, iſt dennoch ſo keck, hier wieder zu erſcheinen? Wel-

ter! was konnte Sie zu seinem Fürsprecher machen und Sie bewegen, uns noch mit diesem Menschen zusammen zu bringen? Bachmeier schwieg einige Augenblicke. Es scheint mir doch gut, daß Sie alles prüfen. Der herrliche Wagen, worin er mit vier Extrapostpferden erschien, sein beträchtliches Gepäck, welches hohen Wohlstand verräth! — Sagt er, fragte ich, daß er der Hauptmann von Maurach sey? Darin, erwiederte Bachmeier, erklärt er, liege eben die Täuschung. Er sagt jetzt, daß er ein Franzose sey und Vivonne heiße. Vivonne! rief Theodore und ward leichenblaß. Also, fuhr sie fort, indem sie heftig zitterte, also doch, wie ich immer fürchtete, Zusammenhang mit jener Louisen!

Der Wagen hielt vor Bachmeiers Thüre; es war jetzt nicht mehr Zeit, erst nach langer Überlegung einen Entschluß zu fassen, ich führte Theodoren nur in ein Nebenzimmer und gab ihr ein beruhigendes Mittel, das ich jetzt für Erneſtinen immer bei mir trug. Die Frau des Amtsrath Bachmeier kam jetzt hinzu,

Theodore ſchien etwas beruhigt. Laſſen Sie mich, ſagte ſie, bei meiner Freundin, ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen, der vielleicht auch auf meinen guten Mann ſchrecklich wirkt. Ich bitte Sie daher, eilen Sie zu ihm und ſtehen Sie ihm auch in dieſem Augenblicke als bewährter Freund zur Seite. O Sie haben den Ring meines Theodor am Finger, benutzen Sie ihn doch, ich bitte Sie, vielleicht enthüllt ihn der Anblick.

Meine eigene Spannung trieb mich ihren Auftrag zu erfüllen, und beim erſten Anblick des Fremden entdeckte ich einige Ähnlichkeit mit Louiſon. Er ſelbſt verrieth in ſeinen Zügen einen innern Kampf und hohe Wehmuth, und Buchholz, deſſen Farbe häufig wechſelte, ſaß ſchweigend ihm gegenüber. Meine Ankunft ſchien die Verlegenheit des Fremden zu vermehren, Bachmeier nannte ihm meinen Namen. O ſagte er, indem er ſich mir freundlich näherte, Freund der guten Gräfin Montmorency, Sie, der Sie Beſchützer meiner ver-

ewigten Schweſter ſeyn wollten, ſeyn Sie auch hier mein Fürſprecher.

Ich ſuchte den äußerſt gerührten jungen Mann in jene Faſſung zu bringen die doch, wenn er uns Aufklärung des Ganzen geben ſollte, vor allem nothwendig war. O ſagte er, als ich ihn dazu aufforderte, ich war ungewiß, ob ich dieß mündlich oder ſchriftlich thun ſollte, und da, ſo wie ich es auch in dieſem Augenblick empfinde, meine Rührung und mein ſo innig erſchüttertes Gemüth mir Worte und Beſinnung rauben, ſo bitte ich Sie, er reichte mir ſeinen Aufſatz, theilen Sie dieß Jedem mit, der an der Sache einigen Antheil nimmt. Auf Verlangen der Anweſenden las ich nun die mir überreichte Schrift.

Mein Vater, der Marquis Maria Louis de la Vivonne, war ein wohlhabender aber nicht reicher Mann, lebte mit meiner Mutter, die ſich durch Sanftmuth und Reinigkeit des Herzens auszeichnete, in einer höchſt glücklichen Ehe, und hatte die Ausſicht, von ihrer Mutter

Schweſter, die mit dem Grafen Oreilly vermählt in einer kinderloſen Ehe lebte, eine anſehnliche Erbſchaft zu erhalten. Doch blieb dieſe Hoffnung höchſt ſchwankend, weil meine Eltern, welchen von allen ihren Kindern nur ich und meine ungleich jüngere Schweſter Louiſon übrig blieben, ſich nicht entſchließen konnten, einen von uns der Gräfin Oreilly, die ſolches ſehnlich wünſchte, zu überlaſſen. Denn ſie ſtand in dem Rufe einer böſen, geizigen, höchſt ränkevollen Frau, und er, ein finſterer ſchwermüthiger Mann, beſchäftigte ſich einzig mit Alchemie; beide waren durch ihre hohe Irreligioſität allgemein bekannt. Meine Eltern hingegen, den Grundſätzen ihrer Kirche eifrig ergeben und voll hoher Achtung für Tugend und Recht, glaubten ihre Kinder für den Himmel erziehen und dieſer Denkungsart die Hoffnung auf Erlangung großer Schätze aufopfern zu müſſen.

Gerade der hohe Sinn meines Vaters für Recht und Pflicht veranlaßte ihn, als jeder Franzoſe, der es treu mit ſeinem König meinte,

das Vaterland verließ, ſich auch nach Deutſchland zu begeben, wohin ich, ein damahls ſechsjähriger Knabe ihn, wie er ſich ausdrückte, aus dem Grunde begleiten mußte, weil er mich nicht als Geißel den Feinden ſeines Königs in einem Lande zurück laſſen wollte, worin die heranwachſende Jugend in den ſchändlichſten Grundſätzen erzogen wurde. Er gab mich in eine geachtete deutſche Erziehungsanſtalt, wodurch ich meine frühere Bildung und meine Fertigkeit in der deutſchen Sprache erhielt. In der Folge wurde er aus der Emigrantenliſte geſtrichen, nahm mich nach Frankreich zurück, fand, daß er in der Zwiſchenzeit den größten Theil ſeines Vermögens verloren hatte, gab, weil er das noch für das erſte Mittel hielt, den Glanz ſeiner Familie wieder herzuſtellen, mich in eine militäriſche Erziehungsanſtalt, und nahm ſelbſt wieder Kriegsdienſte, fand aber bei Hohenlinden den Tod. Der edle Moreau weihte ihm eine Thräne und ahnete wohl nicht, daß dieſe Äußerung der Theilnahme dem Sohne des Mannes, den er derſelben

würdig fand, nachtheilig werden sollte. Du
einige Freunde meines Vaters wurde ich
der kaiserlichen Garde angestellt, schnell zu
Unterlieutenant befördert, und von Napole
einst, wie man glaubte, gnädig bemerkt. A
erwachte auch hier der Neid. Die Nachri
der Sohn von einem der vertrautesten Freu
Moreaus zu seyn, machte, daß ich es in ei
gen Jahren nicht höher als bis zum Oberlie
nant bringen konnte und als wir in Polen
reits eingerückt waren, wurde ich als Ha
mann unter ein Infanterieregiment vers
welches in der Folge zum Marsche nach Po
gegen die Russen unter Wittgenstein befeh
wurde.

Während meiner ganzen Dienstzeit
meine Lage nicht glücklich; denn Unterstü
von meiner Mutter zu fordern, gestattete
nicht meine kindliche Liebe, und in den Län
die wir betraten, mir Erpressungen zu g
ten, stand mit meinem Ehrgefühl in W
spruch. Aber während der Feldzüge in De

land vervollkommnete ich meine Kenntniſſe in der deutſchen Sprache, wodurch ich manchen zu nützen, manchem Übel entgegen zu wirken die Gelegenheit erhielt. Dies verſchaffte mir die Bekanntſchaft des badenſchen Hauptmanns von Maurach, den ſeine Verhältniſſe, gegen ſeine Wünſche, den Ritterzug nach Moscau mit zu machen, beſtimmt hatten. Daß Napoleon, der ſo viele Leiden über Frankreich brachte, die Nation durch rieſenförmige Unternehmungen, die der allgemeinen Eitelkeit ſchmeichelten, zu gewinnen ſuchte, davon hielt auch ich mich überzeugt. Gleichheit der Geſinnungen, in einer Sprache die nicht jeder verſtand ausgedrückt, machte unſere Freundſchaft mit jedem Tage inniger und feſter. In der Schlacht bei Polozk kämpften unſere Regimenter neben einander, wir wurden beide verwundet, ich durch einen Schuß in den linken Arm, Maurach durch einen gefährlichen Schuß in die Bruſt. Wir wurden in das Lazareth nach Wilna geſchickt; ich wußte es einzurichten, daß wir beide auf einen Wagen kamen, und ſuchte, ob ich

gleich nicht viel zu leiſten vermochte, doch ſ
meinen Freund, was möglich war, zu thun.

Er hob in Wilna eine nicht unbeträchtlic
Summe, und brachte es nun, durch ein G
ſchenk dahin, daß wir in einem zum Lazare
eingerichteten, und fürchterlich mit Krank
und Verwundeten gefüllten Kloſter, beide u
ſere Lagerſtätten in einer ehemaligen Zelle
hielten, die eigentlich den Wundärzten z
Aufbewahrung der Arzeneimittel und Inſtr
mente eingeräumt war. Allmählig wurde
Miene dieſer Herren, wenn ſie dort eintrat
immer finſterer, und ich, der ich, da me
Arm ſchnell heilte, zuweilen ausging, um au
gemäß dem Wunſche meines Freundes, manch
für ihn anzuſchaffen, erfuhr auch bald
Nachricht vom allgemeinen Rückzuge der Fra
zoſen aus Moscau, und die fürchterliche Kä
ließ mich die ſchrecklichen Folgen ahnen.

Gräßlich war für meinen Freund der G
danke, von den Koſacken gefangen, ungeach
der ſchrecklichen Kälte ins innere Rußland

geführt zu werden und dort bei allen Schmerzen seiner Wunde, ohne ärztliche Hülfe verschmachten zu müssen. Daher kaufte ich bei Zeiten nach dem Verlangen Maurachs einen Schlitten und zwei Pferde, um auf den äußersten Fall nach Preußen flüchten zu können, und als nun allen Kranken und Verwundeten erklärt wurde, daß wer Mittel dazu besäße, sich aus dem Lazareth entfernen könnte, wurde der Kasten, den mein Freund zu Wasser auf dem Niemen nachgeschickt erhalten und zu Wilna gefunden hatte, und was uns sonst noch von einigem Nutzen war, aufgepackt. Gegen die Kälte waren wir hinreichend gesichert und weil mein Freund es wünschte, wurde Barlotti, ein italiänischer Soldat, der im Lazarethe vor Kurzem genesen war, und uns dort als Aufwärter bedient hatte, als Fuhrmann mitgenommen, ob ich gleich zu dem Menschen, wegen seiner kriechenden Schmeichelei und ein Paar kleiner Betrügereien, worauf ich ihn betroffen hatte, kein Zutrauen hegte.

Wir stießen schon auf zahlreiche Flüchtlinge, die, weil die Truppen auf der großen Straße alles zerstört hatten, dem größten Elend Preis gegeben waren. Wir hatten uns zu Wilna mit allem reichlich versorgt, auch etwas Hafer mitgenommen; doch wünschten wir diesen nach Möglichkeit für die ganze Reise zu sparen, und als wir am zweiten Tage gegen Mittag in ein wüstes Dorf kamen, wo einige Italiänische Soldaten um ein Feuer saßen, that uns Barlotti den Vorschlag, uns auch hier zu wärmen, indeß er in den zerstörten Gebäuden vielleicht noch etwas Heu ausmitteln würde.

Maurach nahm dies an, mir aber kamen einige Blicke, die Barlotti seinen Landsleuten gab, verdächtig vor; zwei davon standen auf und folgten ihm als er um die Ecke des beinahe völlig zerstörten Gebäudes ging, neben welchem, um einigermaßen vor dem Winde gedeckt zu seyn, das Feuer brannte. Ich begab mich in das Gebäude selbst, weil ich, mit der italiänischen Sprache bekannt, ihn dort belau-

scheln zu können hoffte. Ich betrog mich nicht, er erzählte seinen Landsleuten, daß wir mit allen Bequemlichkeiten zu unserer Reise hinlänglich versorgt wären, und noch überdem in unserm Kasten eine beträchtliche Summe in Gold hätten. Er that ihnen den Vorschlag, sie sollten sogleich vorausgehen, er wollte, damit wir langsam fahren müßten, angeblich durch die Kälte gezwungen, neben dem Schlitten laufen; sobald wir bei ihnen vorüberführen, sollten sie ihre Gewehre auf mich abfeuern. Sind wir, sagte er, auf diese Weise den Franzosen los, so werfen wir den kranken Deutschen in den Schnee, besteigen den Schlitten, reisen ganz bequem und theilen, wenn wir in Sicherheit sind, die Beute.

Dies wurde mit Freuden angenommen, ich aber eilte sogleich zum Schlitten, nahm Barlotti's Platz ein, ergriff die von ihm zurück gelassene Peitsche und trieb die Pferde zum möglichst schnellen Lauf, ehe die Italiäner, welche um das Wachtfeuer saßen, noch aufspringen und uns zurück halten konnten. Bar-

Iottk aber und ſeine Kameraden liefen, ſobald ſie unſere Flucht bemerkten, uns nach; da ſie uns nicht erreichen konnten, feuerten die beiden letzten die Gewehre auf uns ab. Die eine Kugel pfiff ganz nahe bei meinem Kopfe vorüber; doch entkamen wir glücklich, aber daß in jedem Augenblick die Elenden, auf welche wir ſtießen und die wohl kein Mittel zu ihrer Rettung verſchmähen würden, einen ähnlichen Anſchlag gegen uns faſſen könnten, dieß leuchtete uns ein. Daher beſchloſſen wir, um unſerer Sicherheit Willen, von der Hauptſtraße abzulenken, weil wir dort wahrſcheinlich von keinen Koſacken verfolgt, in Polen oder Preußen, wenn gleich etwas ſpäter, einen Zufluchtsort erreichen könnten. Doch hatte Barlotti's Treuloſigkeit auf das Gemüth des guten Maurach ſehr lebhaft, und hiedurch wieder auf ſeine Geſundheit ſehr nachtheilig gewirkt. Er fieberte heftig, tröſtete mich aber durch die Verſicherung, daß er ſeinen Körper kenne und wenn er nur einige Stunden ruhig ſchlafen könne, ſich auch das Fieber legen und die geſunkenen

Kräfte ſich wieder ergänzen würden. Daher, als wir einen Morgen durch ein polniſches Dorf fuhren, worin ein ſtattliches Schloß lag, eilte ich dieſem zu, und fand meine Hoffnung erfüllt. Denn die edle Beſitzerin deſſelben, eine bejahrte polniſche Gräfin, nahm uns gaſtfrei auf, und nachdem wir ein Frühſtück erhalten hatten, ließ ſie mir und meinem Freunde zwei benachbarte Zimmer, in deren jedem ein Bette ſtand, anweiſen. Da ich mich aber, ſo ermüdet ich auch war, nicht zu Bette legen wollte, forderte der Kammerdiener der Gräfin, ein Franzoſe, mich auf das dringendſte dazu auf, verſprach, daß er in dieſer Zeit bei meinem Freunde bleiben, für ihn ſorgen, wenn es nöthig wäre, mich wecken wollte. Der arme leidende Maurach wünſchte vorzüglich einen friſchen Verband, und Charbonnier, ſo nannte ſich der Franzoſe, verſprach ſogleich zu dem Schenkwirthe einem Juden zu gehen, deſſen Bruder, der in einem benachbarten Städtchen wohne, der einzige Wundarzt in dieſer Gegend wäre. Dieſen ſollte der Wirth augenblicklich holen, ich

aber mich ruhig niederlegen, weil er gewiß in ein Paar Minuten, noch ehe ich eingeschlafen wäre, zurück gekehrt seyn würde. Allein ich war so ermattet, daß ich nach wenig Augenblicken einschlief und Charbonnier, der mich nach einigen Stunden zum Essen einlud, hatte Mühe mich zu erwecken. Dieser brave Mann hatte, wie mir Maurach mit nicht geringer Freude erzählte, zufällig einen badenschen Wundarzt aufgetrieben, der ihn sehr geschickt verbunden, selbst einigen Wundbalsam zurück gelassen, ihm aber auch die Nachricht mitgetheilt hätte, daß die Franzosen von den Russen lebhaft verfolgt würden, wir daher hier auch nicht sicher wären. Ich fragte nach dem Wundarzte, aber dieser hatte sich bereits vor ein Paar Stunden entfernt und Maurach, der sich sehr gestärkt fühlte, drang auf Beschleunigung der Abreise. Wir dankten der edlen gastfreien Gräfin, die uns noch mit manchem versorgte, und eilten Preußen zu erreichen. Allein mein edler Freund, der sich für stärker hielt, als er war, verrieth bald die höchste Ent-

kräftung und meine Freude war daher außerordentlich, als wir in dem ersten preußischen Grenzstädtchen anlangten.

Hier vermochte ich meinem lieben Kranken jede Erleichterung und einen Wundarzt zu verschaffen, der lange im preußischen Heere gedient hatte. Er untersuchte die Wunde und bewies bei der Anlegung des Verbandes viele Geschicklichkeit. Darf ich, fragte Maurach, wohl Genesung hoffen? Bei Gott, sagte Lindner, so nannte sich der Wundarzt, ist jede Hülfe möglich, doch würde ich mir auch einen Vorwurf machen, wenn ich Ihnen die Gefahr verheimlichen wollte; denn ich weiß aus Erfahrung wie oft die Tröstungen der Religion den Kranken beruhigt und hiedurch die Genesung befördert haben und, da Sie mir während dem Verbande sagten, daß Sie lutherisch sind, so werde ich Ihnen mit Freuden unsern Prediger, einen ehrwürdigen, wahrhaft frommen Greis zusenden. Maurach bat ihn dieß zu thun und nachher auch die Gerichtspersonen,

zur Abfassung eines Testamentes rufen zu lassen.

Mit jener Seelenruhe, die nur der Lohn eines schuldlosen tugendhaften Lebens ist, sprach mein verewigter Freund mit dem Geistlichen, diesem ehrwürdigen Greise, der ihn sogleich besuchte, diesen Besuch oft wiederholte und ihn bis zu seinem letzten Augenblicke mit väterlicher Herzlichkeit behandelte. Die Gerichtspersonen erschienen, ich verließ das Zimmer und wurde, nachdem sie sich entfernt hatten, durch den neuen Beweis seiner Liebe überrascht, da mein Freund mich durch das hier beigefügte Testament zum Erben seines ganzen Nachlasses einsetzte, und mich dringendst solchen anzunehmen bat, ja dieß sogar als den letzten Beweis der Freundschaft forderte.

Er schrieb am folgenden Tage an seine Eltern, bat mich dies Schreiben zweimal zu copiren und, da vielleicht ein Brief verloren gehen könnte, diese Abschriften durch zwei verschiedene badensche Officiere, sobald ich solche antreffen würde, zu befördern. Das Original von sei-

ner Hand aber, damit dieß nicht verloren gehen könnte, ſobald mir ſolches möglich wäre, ſelbſt in die Hände ſeines Vaters zu geben.

Lindners traurige Erwartungen trafen ein. Am Morgen vor dem Tode des Kranken ſaß ich mit ihm vor deſſen Bette. Vivonne! ſagte er, nimm noch einen guten Rath von mir an. Du ſahſt, wie die Franzoſen überall nicht mit Unrecht gehaßt waren, wie man hingegen für die Deutſchen, welche ſie mit ſich fortſchleppten, allgemeine Theilnahme fühlte. Du reiſeſt nun allein, dein Arm iſt freilich hergeſtellt; aber ſeit ich den Undank des abſcheulichen Barlotti erlebt habe, fürchte ich alles von Rohheit, Habſucht und Tücke. Ich bitte dich daher, lege die franzöſiſche Uniform, und deinen grauen Überrock ab, wir ſind von gleicher Größe, in dem Kaſten findeſt du eine ganz neue badenſche Uniform und mein Patent, nimm zugleich mit der Uniform meinen Namen an, ein Mann wie du macht beiden Ehre, bei deiner Fertigkeit in der deutſchen Sprache, wird Nie-

wand Mißtrauen in dich setzen, und du wi
hiedurch während deiner weitern Reise jed
Gefahr entgehen.

Ich äußerte manche Bedenklichkeit, all
Lindner stimmte mit Maurach überein,
suchte ihn zu widerlegen, da trat der Geistli
ins Zimmer und Lindner forderte ihn auf,
Schiedsrichter zwischen uns zu entscheid
Auch dieser fand den Rath meines Freun
vortrefflich, dem ich nun die Hand darauf
ben mußte, ihn zu erfüllen.

Maurach schien jetzt alles für dies Le
abgeschlossen zu haben, er belohnte Lind
Mühe reichlich, nahm von ihm, der sich
Thränen nicht erwehren konnte, herzlichen
schied. Auch gegen mich, für den er doch
mit einer Liebe und Anhänglichkeit, die
ewig unvergeßlich ist, gesorgt hatte, äußer
noch den innigsten Dank, und nahm — o
ist mir diese Stunde unvergeßlich – voll Rüh
Abschied. Er hörte nun auf den Zuspru
Geistlichen mit ruhiger Ergebung und als

ge Thränen flossen, reichte er mir freundlich die Hand.

Freund! sagte er, es ist ja schon ein Glück, ruhig und ohne großen Schmerz dahin zu scheiden, schreibe meinem guten Vater, wie sanft ich starb, es wird dem ehrwürdigen Greise ein Trost seyn und dort, dort finden wir uns alle wieder. Am Abende war er nicht mehr, ich sorgte für seine anständige Beerdigung, erfüllte meine, dem Verstorbenen gegebene Zusage und eilte, weil sich schon die Nachricht von der Nähe der Russen verbreitete, mich so schnell als möglich zu entfernen. Ein badenscher Officier, der noch vorher durch dies Städtchen ging, versprach einen der Briefe an den Obersten von Maurach zu befördern, und ein anderer, auf den ich während meiner Reise stieß, übernahm die Besorgung des zweiten Schreibens. Allein der eine wurde, wie ich späterhin erfuhr, von den Kosacken eingeholt und getödtet, der zweite erreichte Danzig; allein dies wurde gleich darauf von den Russen eingeschlossen und er fand dort während der Belagerung den Tod.

Es war auch meine Absicht, nach Berlin
und wenn ich dies nicht erreichen könnte, nac
Danzig zu eilen. Allein schon aus dem Laz
reth zu Wilna hatte ich den Keim des Ne
vensiebers mitgebracht, und nur der thäti
thige Beistand der Familie Buchholz rette
mir, als ich davon ergriffen wurde, das Lebe
Ich genas, aber mein verewigter Freund ha
seinen Abscheu gegen die Gefangenschaft u
die Abführung nach Rußland auch bei mir
ge gemacht, und bald kam noch der schreckli
Gedanke hinzu: in welchem Lichte ich ersch
hen würde, wenn ich in der badenschen U
form als Hauptmann von Maurach gefan
genommen, von gefangenen badenschen Offi
ren in Rußland als Betrüger entlarvt, v
leicht gar, als französischer Spion betrac
würde. Dies alles bestimmte mich, mei
Aufenthalt bei der Familie Buchholz
Möglichkeit zu verlängern und mir, so
auch der redliche Hausvater dagegen war,
vilkleider zu besorgen. Ich hoffte, Napo
würde sich nicht erholen, der Friede wäre

und dies bestimmte mich, wenn mir gleich mein Herz sagte, daß es Unverschämtheit wäre, unaufhörlich mit meiner Abreise zu zaudern. Bald aber hatte auch Ernestine, dies herrliche sanfte Geschöpf, in meinem Herzen eine Leidenschaft erregt, die ich früher nicht kannte. Auch ich war überzeugt, ihr nicht gleichgültig zu seyn; aber ob ich jemals in die glückliche Lage kommen würde, ihr meine Hand anbieten zu können, war damals zweifelhaft und daß ihre, sonst so vorurtheilsfreie Mutter, bei ihrem Unwillen, den sie gegen die Franzosen hegte, doch schwerlich ihre Tochter einem Mann aus dieser Nation geben würde, dies hatte sie ja verschiedentlich erklärt.

Daher, so sehnlich ich dieß oft zu thun wünschte, konnte ich mich den Eltern nicht entdecken. Diesen hatte ich oft eine Entschädigung für alles, was ich in ihrem Hause genoß, angeboten; sie aber solches beständig abgelehnt, und nur, theils als eine kleine Entschädigung, theils als ein Unterpfand meiner Treue der

ſtünnte ich die gute Erneſtine im Augenbl
des Abſchiedes, den Ring anzunehmen, auf d
ſen Werth mich mein ſterbender Freund, v
dem ich ihn empfing, aufmerkſam gemacht hat

Ich kam nach Bremen; allein wohin ſo
ich mich als badenſcher Hauptmann von M
nach wenden? Andere Päſſe hatte ich ni
und wurde die Unwahrheit meines Vorgeb
entdeckt, ſo konnte ich wohl für nichts and
als einen franzöſiſchen Spion gelten. Oft ſt
ich im Begriff, nach Baden zu den El
meines verewigten Freundes zu reiſen; al
wie konnte ich, ein franzöſiſcher Officier, dor
erſcheinen wagen? Mit unſäglicher M
nach Überwindung großer Hinderniſſe kam
endlich nach Antwerpen, und eilte, da
poleon zum zweiten Male von den Verbünd
geſtürzt war, ſobald ich nur konnte,
Paris.

Alle meine früheren Bemühungen, von
ner Schweſter Louiſen Nachricht einzuzi
waren fruchtlos; allein wenig Tage nach

,ner Ankunft zu Paris, erfuhr ich, daß ſich die ,Gräfin Oreilly dort befinde. Seit meinen Knaben,jahren hatte ich ſie nicht geſehen, und alles, ,was ich von ihr hörte, erfüllte mich mit Wider,willen. Doch ſiegte die Bruderliebe. Sind ,Sie, fragte der Portier, als ich in das Haus ,trat, der Wundarzt? Alles lief wild umher und ,ich erfuhr, daß die Gräfin in den ſchrecklichſten ,Convulſionen liege. Ich fragte nach meiner ,Schweſter, Niemand konnte mir von ihr et,was ſagen. Ärzte und Wundärzte kamen her,bei, Alle erklärten, die Gräfin leide ſchrecklich, ,ihr Tod wäre in wenig Augenblicken unver,meidlich. Ich hatte ſie weder geliebt noch ver,ehrt, fühlte daher keine größere Theilnahme, ,als für jeden andern und, ſo frei als ich von ,Eigennutz bin, erwachte doch der Gedanke, für Louiſon und für mich zu ſorgen.

,Ich machte der Obrigkeit daher Anzeige ,und dieſe ſorgte für die Erhaltung des Nach,laſſes. Es wurde kein Teſtament gefunden, ,ich legitimirte mich als den nächſten Erben,

erhielt, da ich durch öffentliche Blätter
Aufenthalt meiner Schweſter auszumit
ſuchte, die Nachricht vom Tode der ar
Dulderin, und wurde hiedurch der einzige
ſitzer eines großen Vermögens. Es beſtan
beträchtlichem baaren Gelde, großen in en
ſchen Fonds untergebrachten Summen, anſe
lichen Gütern unfern der ſpaniſchen Gre
und dem ſeit kurzen gekauften und baar bez
ten Landſitze Hautbronel. Die Verwalt
dieſes letzten überließ ich dem Amtmann Do
der in dem Rufe der höchſten Rechtſchaffen
ſtand, verkaufte die übrigen Güter und e
einen Entwurf auszuführen, den ich ſchon
her, wenn das Glück mir günſtig ſeyn ſo
gehegt hatte, nehmlich mich im ſüdli
Deutſchland nieder zu laſſen, und dann
Hand meiner geliebten Erneſtine zu ſuchen.

Zur Erreichung dieſes Zweckes, und um m
völlig zu rechtfertigen, reiſte ich zuvörderſt
dem Oberſten von Maurach, dem Vater m
nes verſtorbenen Freundes, und erfuhr

indem ich ihm das Schreiben von der Hand seines Sohnes überreichte, daß die Abschriften aus den angezeigten Gründen nie in seine Hände gekommen waren.

Dies Schreiben und das Testament des Verewigten machte, daß ich, als sein letzter treuer Freund, von der ganzen Familie mit dem größten Wohlwollen behandelt wurde. Der Oberst entdeckte mir nun, was er dem Doctor Stahl zu Heidelberg auf Veranlassung des Generalchirurgus Welser mitgetheilt hatte, und der schändliche Argwohn, der nun auf mich fiel, vermehrte meine Unruhe. Ich entdeckte mich ganz dem Obersten, das Gut desselben lag nahe an der Würtembergschen Grenze, und stieß an die ansehnliche Herrschaft Rothkirchen, die eben zum Verkauf ausgeboten wurde. Ich kaufte diese, und bezahlte sie völlig, wie dieser Kaufcontract beweist, bat den Obersten, dort alles, so wie er solches für mich zweckmäßig fände, einzurichten, erhielt von ihm dies Zeugniß, welches die Wahrheit meiner Aussagen bekräftigt, eilte nun nach Preußen, um mich

bei Ihnen und meiner theuern Ernestine zu rechtfertigen, und von Ihrer Rechtschaffenheit und Herzensgüte die Entscheidung meines Schicksals zu erwarten.

Barmherziger Gott! rief Buchholz, wie wunderbar sind deine Wege! Jetzt stürzte Theodore ins Zimmer. O, rief sie aus, Ihr vergeßt mich und ich kann die peinigende Ungewißheit nicht länger ertragen. Vivonne trat ihr ehrerbietig entgegen, sie ward bleich bei seinem Anblick und ergriff meine Hand. Gut, sagte sie, Freund! daß Sie den Ring am Finger haben. Sie hielt ihn Vivonne entgegen. Ich beschwöre Sie, rief sie mit zitternder Stimme, bei dem Bilde des Gekreuzigten, vor dem jene schändliche Louison zurück bebte, stehen Sie nicht mit dieser im Bunde, ist es nicht auch auf das Verderben meines zweiten Kindes abgezweckt? Nein! rief Vivonne, bei dem Bilde des Erlösers, den ich kindlich verehre und von dem auch ich einst mein Heil in Ewigkeit hoffe. Ich verabscheue alle Gräuel

der schändlichen Oreilly, und hoffe vor Gott und Menschen mit reinem Herzen da zu stehen.

Unser Freund ist völlig gerechtfertiget, sagte Buchholz. Reichlich flossen Theodorens Thränen, als Vivonne ihre ihm dargebotene Hand küßte. Da trat Charlotte ins Zimmer. Wo kommen Sie her? fragte ich. Der Jäger des Onkel Bachmeier hat, was ich auch hier bestätigt sehe, heute ehe Sie abfuhren unsern Leuten erzählt, der fremde Herr, der sich so lange bei uns aufgehalten hätte, wäre diesen Morgen mit Extrapost angekommen. Durch unser Mädchen bekam Erneſtine vor ein Paar Stunden diese Nachricht; ihre Unruhe, ihre Angst waren schrecklich, ich fürchtete alles, daher ließ ich anspannen, und eilte mit ihr hieher, sie ist unten bei der Tante Bachmeier und ich komme sie anzumelden.

Sogleich eilte ich zu Erneſtinen, bot als Freund und Arzt alles auf, und sobald sie einigermaßen beruhigt war, kamen auch die Eltern herbei. Wir machten sie nun mit der Unschuld

Ihres Geliebten bekannt, ihre Freude war un
aussprechlich. Da sie den ersten angreifenden
Gefühlen nicht unterlegen ist, hoffe ich auch,
daß ihre Gesundheit nicht leiden soll. Theils
um auf jeden Fall bei der Hand zu seyn, theils
auch, weil die Freude mich nicht schlafen ließ,
habe ich die Nacht hingebracht, Ihnen verehr
ungswürdige Freundin! diese Nachricht mitzu
theilen. Da kommt aber die bis zur Ausge
lassenheit frohe Charlotte, ruft mich zum Früh
stück und sagt, daß Erneſtine gegen Morgen
geschlafen habe und sich nicht unwohl fühle.

Ich weiß nicht, wie ich Gott genug dafür
danken soll. — Ich kehre vom Frühstücke zu
rück, diesen Brief zu schließen. Unser Braut
paar ist durch den Segen der Eltern unaus
sprechlich glücklich. Die Geschenke, die Vivia
ne seiner Braut mitgebracht hat, sind präch
tig, aber was ist ihr alles dieses? sie sieht nur
auf ihn. Es ist in der That ein edler Mann;
er denkt mit Innigkeit an seine Schwester, hat
ihr auf ihrem Grabe ein Denkmal errichtet

und der edeln Montmorency eine beträchtliche Geldsumme zu wohlthätigen Zwecken anvertraut, und ich bin überzeugt, daß er von seinem Reichthum gewiß den herrlichsten Gebrauch machen wird. Nun aber verzeihen Sie, wenn ich Sie am Schlusse auch einen kleinen Antheil an der Beschämung nehmen lasse, die mir zu Theil wurde. Als nun alles aufs Reine gebracht, die Hochzeit in vier Wochen festgesetzt, und bestimmt wurde, daß mit dem Anfange des Frühlings Theodore und Charlotte die Neuvermählten begleiten, Vater Buchholz sie auf den Herbst abholen sollte, da trat Charlotte mit einer ernsten feierlichen Miene, hinter welcher aber doch ihr ganzer Muthwille versteckt lag, zu mir: Väterchen! wie ist es denn aber mit der Todesnachricht, die Sie uns vor zwei Tagen brachten? Ich ward roth wie ein Schulknabe, der einen öffentlichen Verweis erhält. Vater Buchholz half mir aus der Verlegenheit. Daran, sagte er, hatte ich wichtigen Antheil, weil ich glaubte, Erneſtinens Ruhe erfordere es, daß ſie lieber einen ihrer

würdigen Todten, als ihre Verblendung durch einen Unwürdigen beweine; der Vater aber dort oben hat bewiesen, daß es nicht meines Flügeins, sondern nur kindlichen Vertrauens bedurfte; er wird mir den Mangel desselben verzeihen und hat uns allen schon mehr Barmherzigkeit, als wir jemahls hoffen konnten, bewiesen.

Sie schien es jetzt zu fühlen, daß sie zu weit gegangen war, und da ich über alle diese Vorfälle im ernsten Nachdenken schweigend da saß, kam sie schmeichelnd zu mir. Sehen Sie doch nur Väterchen! sagte sie, wie unsere gute Ernestine so froh, so glücklich ist! Ihre Erhaltung, was Sie zur Wiederherstellung der guten Mutter, was Sie für unsern verewigten Theodor gethan haben, nie können wir es Ihnen genug verdanken. Ich wollte, daß ich Ihnen irgend eine Freude gewähren, etwas für Sie thun könnte. Scherzend sagte ich, indem ich sie wieder zu beruhigen wünschte: ich glaube gar, wenn ich vierzig Jahre jünger wäre, würde ich selbst, wenn ich mich um die

Hand meines kleinen Wildfangs bewerben sollte, keinen Korb erhalten. Väterchen! sagte sie, wenn Sie nur um zwanzig Jahre jünger wären, ich wollte Ihnen so viel frohe Tage machen, Sie bei jedem Kummer so zu erheitern suchen, daß Sie wenigstens hundert Jahre alt werden müßten. Jede kleine Spannung hatte hiedurch ihr Ende erreicht, der allgemeine Frohsinn kehrte zurück. Erneſtine blüht bei dem Gefühl ihres Glücks, wieder in neuer Geſundheit auf und ich, der ich mich ſelbſt hier unter den glücklichen Menſchen ſo froh fühle, habe den dringenden Bitten, meinen Beſuch um ein Paar Tage zu verlängern, unmöglich widerſtehen können.

Alle Entwürfe der glücklichen Familie gelangen. Die Briefe, welche nach ihrer Abreiſe an Buchholz und Welſer kamen, athmeten nichts als Freude und Dank gegen Gott. Buchholz, um Theodore und Charlotten zurück zu holen, reiſte im folgenden Herbſte, von Wilhelminen und Forſtmann begleitet, zu ſeinem Schwiegerſohne. Aber da nach wenig Mona-

ter Ernestine ihm den Enkel in die Arme leg
te, vermochte er den allgemeinen Bitten nich
zu widerstehen, sein Amt nieder zu legen un
den Überrest seines frohen Alters unter de
glücklichen Seinen hinzubringen, da auch Char
lotte hier bald an der Hand eines ausgezeichne
ten jungen Mannes ihr Glück fand.

Dies war Ferdinand von Maurach, de
jüngste Sohn des Obersten, der nach Vollen
dung seiner Studien wichtige Reisen in ökono
mischer Hinsicht gemacht, und jetzt die Bewirth
schaftung der großen väterlichen Güter mit dem
glücklichsten Erfolg übernommen hatte. Char
lotte machte auf ihn einen sehr lebhaften Ein
druck, er entdeckte sich seinem Vater, der sich
nun um Charlotten bei Buchholz für ihn be
warb, alle Einwendungen, welche dieser, we
gen des Vermögens und Standes machte, wi
derlegte, und hier, was Charlotte selbst an
Welser schrieb.

Väterchen! Ich muß es Ihnen selbst sa
gen, wie glücklich ich bin. Ich sah viele jun

gt Männer, die mir recht artige Dinge sagten, und wenn ich es, wegen Stand und Würden nicht öffentlich thun durfte, lachte ich doch gern hinter ihrem Rücken. Aber da ich meinen Ferdinand kennen lernte, konnte ich über ihn nicht lachen, sondern ich sah ein, daß die Mutter und Ernestine wohl Recht hätten, wenn sie mir sagten: daß ich zu vorlaut, zu muthwillig wäre, und wenn zuweilen die alte Neigung hiezu erwachte, so erinnerte ich mich gleich, daß ich schon siebzehn Jahre alt wäre und, jetzt kann ich es ja wohl gestehen, durch meine Wildheit bei Ferdinand verlieren könnte. Daß er wirklich auf mich Rücksicht nehmen, mich, so freundlich er auch zuweilen auf mich blickte, vor so vielen andern auswählen würde, wagte ich kaum zu hoffen. Daher als der Vater mich mit seinem Antrage bekannt machte, wurde ich wirklich überrascht, und meinen Freudenthränen folgte das herzliche Gelübde, ein gutes frommes Weib zu werden.

Jetzt, seit vier Tagen verheirathet, o ich bin unaussprechlich glücklich, denn Sie glau-

ben nicht, wie gut mein Ferdinand ist, wi
ich fühle mich recht zur Demuth gestimm
wenn ich mich frage: wodurch hast du sein
unaussprechliche Liebe, und die seiner herrli
chen Eltern verdient? O, liebes Väterchen
Sie fehlen nur noch in unserm glücklichen Kre
se. Sie haben so viel für die Lazarethe, so vi
für manchen einzelnen Kranken gethan, Ihr
Gesundheit hat dadurch wirklich gelitten, Si
müssen in ein Bad reisen, nach Pyrmon
Spaa, Aachen oder dergleichen. Nehmen Si
doch einen recht langen Urlaub, bleiben Si
eine kurze Zeit im Bade und dann recht lang
bei uns. Da kömmt mein Ferdinand, ich rei
che ihm die Feder, hier! bitte ich, schreibe doc
auch an unsern ehrwürdigen Freund!

Erlauben Sie, fuhr Ferdinand fort, mein
Bitte mit der meiner lieben Charlotte zu verei
nigen. Glücklich würden wir uns schätzen
wenn Sie sich auf den künftigen Frühling z
uns zu kommen entschließen könnten, um mi
uns, bis wir meinen Schwager begleiten wer

den, eine Reise nach Hautbronel zu machen. Ob wir von da aus Paris besuchen werden, bezweifle ich, denn was soll für uns, die häusliche Freude entzückt, das Gewühl dieser großen Stadt? Sicher aber werden wir zu dem schönen Denkmahle wallfahrten, das Vivonne auf dem Grabe seiner Schwester Louison errichtete, und dort bei dem Andenken an die arme Dulderin und den guten Theodor dem Ewigen danken, der uns schon auf Erden so glücklich machte, und gewiß den lieben Hingewelkten für alle ihre Leiden dort oben Ersatz ertheilt.

Die vermauerte Pforte.

Zum zehnten Mahl, sagte Wilhelm von Dalbeck, indem er das Auge voll Thränen gen Himmel aufschlug, scheint die Frühlingssonne durch diese Gitterstäbe, und ich, hier auf ewig eingekerkert, bin lebendig todt, von aller Welt vergessen. Die Verfertigung dieser Kleinigkeiten, die man nur aus Mitleid nicht aus Bedürfniß kauft, — wäre dies der ganze Zweck meines Daseyns? und könnte dann der Allbarmherzige mich verdammen, wenn ich endlich ermüdet die Last von mir werfen sollte! Er wetzte, ohne dabei etwas Bestimmtes zu denken, das große Messer, welches er zu seinen Pappar-beiten gebrauchte. Da schlug ein Finke auf dem Weidenbaume neben der Mauer, die seine Aussicht beschränkte. Der Himmel war so klar. Vater! rief er, wäre ich denn das einzige deiner Wesen, für welches die Schöpfung

freudenlos ist? Er öffnete das Fenster, sanft umwehete ihn die Frühlingsluft. Da erwachte die Erinnerung, daß auch während der zehn Jahre, seit welchen er hier eingekerkert war, ihm nie ein Bedürfniß gefehlt hatte, und daß, so sehr sein Freund Rohde das Gegentheil behaupte, dieß unmöglich die Frucht seiner Papparbeiten seyn könnte. Gute Menschen, sagte ihm eine innere Stimme, nehmen an deinem Schicksale Antheil, ein Gott, ein Vater, hat dein nicht vergessen. Er griff nach seiner Flöte, die Melodie des Kirchengesanges: Befehl du deine Wege, entströmte seinen Lippen und wohlthätige Thränen schafften dem gepreßten Herzen Erleichterung. Da wurde die Thüre aufgeschlossen, der Aufwärter brachte ihm sein Frühstück, und die Zeitung, die ihm Magister Rohde regelmäßig zusandte.

Wilhelm wäre ohne diesen ehrwürdigen Mann längst ein Opfer der Verzweiflung geworden. Er war als hoffnungsvoller Knabe der einzige Trost seiner armen frommen Mutter,

die gerade weil Wilhelm so gut, so fleißig war, manchen seiner Fehler, hierunter seine leidenschaftliche Heftigkeit übersah, und der Beifall seiner Lehrer, der ihm unausgesetzt zu Theil ward, nährte den Stolz des feurigen Knaben. Er kam in eine militärische Bildungsanstalt, galt auch dort für den ersten unter seinen Mitschülern, wurde aus der Anstalt als Officier entlassen, und die Mutter vergoß bei seinem Anblick Freudenthränen. Gott hatte ihre sehnlichsten Wünsche erfüllt, Wilhelm war auf dem Wege zu Beförderung und Glück; sie erlebte es nicht die gute Mutter, wie alle diese schönen Pläne und Hoffnungen dahin welkten, denn nach wenig Monathen weinte Wilhelm an ihrem Grabe. Er, der sich damahls so einsam, so verlassen fühlte, dankte nach wenig Jahren Gott dafür, daß seine Mutter nicht seinen Schmerz, seinen Jammer theilte.

Jetzt nachdem er die Zeitung gelesen hatte, durchlief er noch die darin enthaltenen Bekanntmachungen, sein Auge fiel auf den Na-

men Zinkmar, es war die Anzeige vom Tode dieses Mannes, ein Schauer durchbebte ihn. Barmherziger! rief er, indem er die Hände faltete, vergib ihm, der mich so unaussprechlich elend machte, und sende mir auch bald den Tod als Tröster zu! Überwältigt von seinen Gefühlen hatte er eine Zeitlang schweigend und in sich gekehrt da gesessen, als ihn die Ankunft des Magister Rohde erweckte. Ich bringe Ihnen, sagte der ehrwürdige Greis, eine angenehme Botschaft: der Director unserer Anstalt hat es mir zugegeben, daß Ihre Thüre nicht mehr verschlossen seyn darf. Sie sind jetzt bei Ihren Spatziergängen nicht mehr auf eine Stunde beschränkt, können mich, so oft Sie wollen, besuchen, ich darf Sie jetzt bei den Meinen, die schon lange Ihre Bekanntschaft wünschten, einführen, und daher bitte ich Sie, schlagen Sie mir nicht ab heute mein Gast zu seyn. Dalbeck machte Einwendungen, allein Rohde ließ nicht ab, auf seinem Antrage zu bestehen, und holte ihn zur Mittagszeit zu sich. Der Tisch war in einer Laube des Gärtchens

gedeckt, welches hinter der Wohnung des gu-
ten Rohde lag, der als Diener der Religion,
als edler Mann und Menschenkenner, auch
schon manchen Unglücklichen in dieser Anstalt,
durch Zuspruch, Trost und Beruhigung des
empörten Gewissens mit sich und der Welt ver-
söhnt und so der Menschheit wieder zurück gege-
ben hatte. Daher, als Dalbeck in das
Irrenhaus gebracht und dem Director als ein
Wahnsinniger angezeigt wurde, der periodisch
von der heftigsten Wuth überfallen und hie-
durch äußerst gefährlich würde, so hatte Roh-
de den jungen Mann, für den sein Äußeres so
sehr vortheilhaft sprach, dem nur, wenn kein
anderer im Garten zugegen war, von zwei
Aufwärtern begleitet, in einer bestimmten
Stunde ein Spatziergang gestattet wurde, zu-
erst aus der Ferne betrachtet, und da er durch-
aus nichts Wildes nichts Wüthendes bemerkte,
sich ihm freundlich genähert.

Genauere Bekanntschaft erzeugte höhere
Theilnahme und bald erhielt Rohde den Brief

eines Ungenannten, der ihn sich des jungen Dalbeck, dieses Opfers der schändlichsten Ränke anzunehmen bat, ihm hiezu eine nicht unbeträchtliche Summe sandte und jährlich damit fortfuhr. Der Unglückliche hatte wenig Bedürfnisse, diese wurden reichlich befriedigt, wie Rohde, um ihn zu schonen, jederzeit behauptete, einzig von dem Ertrage ausgezeichnet schöner Papparbeiten, mit deren Verfertigung, wie mit Lectüre und Musik, sich Dalbeck einzig beschäftigte. Er fand jetzt in der Laube die Gattin seines Freundes, an welcher, ungeachtet des herangerückten Alters noch alle Spuren vormahls ausgezeichneter Schönheit sichtbar waren, und es war ihm, als ob er diese Frau schon gesehen, oder gekannt hätte. Allein da sie und ihre beiden erwachsenen Töchter ihn als einen neuen Bekannten bewillkommten, und die Aussprache der Mutter eine Ausländerin verrieth, überzeugte er sich bald, durch seine lebhafte Einbildungskraft getäuscht zu seyn.

Schonend wurden die Schickſale des neuen Bekannten von keinem der Anweſenden berührt, er ſelbſt aber hatte das Herz ſo voll von dem Tode Zinkmars, daß er ſich nicht der Äußerung erwehren konnte: jetzt, wenn nicht alle ſeine ehemahligen Freunde im Grabe ruhten, ſeine Befreiung hoffen zu können. Aber, fügte er traurig hinzu, welche Laufbahn könnte ich alsdann noch wählen? ich ein Mann ohne Vermögen, den wahrſcheinlich Jeder wie einen Wahnſinnigen flieht! Die Frauenzimmer hatten ſich bereits entfernt, als Dalbeck ſich dieſe Äußerung gegen ſeinen väterlichen Freund geſtattete. Auch dafür, antwortete dieſer, hat Gott geſorgt. Denn, warum ſollte ich es Ihnen in dieſem Augenblicke verheimlichen? ſchon iſt der Befehl angelangt, Ihren Geſundheitszuſtand noch einer ärztlichen Prüfung zu unterwerfen und wenn, wie ich überzeugt bin, der Bericht ganz zu Ihrem Vortheil ausfällt, ſo iſt auch die günſtige Wendung Ihres Geſchicks nicht zu bezweifeln. Ein Strahl von Freude ſchien bei dem Unglücklichen zu erwachen, der

aber doch bald wieder düsterm Trübsinne Raum gab. Getrost! fuhr Rohde fort, der bisher Ihr Schicksal so väterlich leitete, hat auch ferner gesorgt. Er erzählte ihm jetzt, was ein Ungenannter für ihn gethan hatte, und daß den Überschuß des ihm gesandten Geldes zinsbar angelegt, und so in den zehn Jahren über 1500 Thaler für ihn gesammelt hätte. Ihre Kenntnisse in der Mathematik, Ihr herrliches Planzeichnen, fügte er hinzu, müssen Sie empfehlen, und Ihre Anstellung im Baufach, wobei Sie die erforderlichen Kosten zu bestreiten im Stande sind, kann Ihnen folglich nicht entgehen.

Auf Dalbecks Bitte holte Rohde die Briefe des Ungenannten, die ihnen völlig unbekannten Züge verriethen die Hand eines Kaufmanns. O! rief Dalbeck, der Bankier Hagert, der Freund meines Vaters, ist im Grabe nur Dörfer, vielleicht Mathilde. — Er versank in tiefes Nachsinnen. Sey es wer es wolle, antwortete Rohde, es war ein guter Mensch, der Sie seiner Liebe, seiner Achtung

werth fand und mein Vertrauen auf die Vorsehung, die mich so wunderbar durchs Leben leitete, und mir so unerwartet meine Mariane, mein höchstes Glück zuführte, o dies Vertrauen sagt mir auch, daß für Sie noch Glück und Freude blühe.

Jetzt äußerte Dalbeck, wie er vorhin geglaubt hätte in Mariannens Zügen eine alte Bekannte zu entdecken. Schwerlich! sagte Rohde, haben Sie meine Frau jemals früher erblickt, aber gern erzähle ich, wie uns Gott zusammen führte und jetzt geschieht es noch voll der Hoffnung, Ihr Vertrauen auf den zu erhöhen, der unser Schicksal mit hoher Weisheit lenkt.

Ich war Feldprediger, als die Armee des Prinzen Heinrich am 15ten October 1762 durch feindliche Übermacht, Freiberg zu verlassen, gezwungen wurde. Wir bezogen enge Quartiere, so daß selbst die sterbenskranke Bewohnerin des Wittwenhauses nicht verschont blieb, ob man gleich aus einiger Rücksicht, mich den Feldprediger zu ihr hinwies. Ich

trat in das kleine Stübchen, wo meine Mariane am Lager der bleichen Mutter saß, welches dieſe ſchon ſeit einigen Monaten nicht mehr verlaſſen hatte. Mariane hörte noch die Erzählung ihres Mannes, als ſie dieſen Augenblick mit dem Kaffe in die Laube trat. Fahrt fort, ſagte ſie, indem ſie mit himmliſchem Lächeln auf ihren Gatten blickte, nie kann ich jenes glücklichen Tage, worin ſich unſere Herzen fanden, oft genug gedenken. Nun, ſagte Rohde, indem er die kleine Liebkoſung ſeiner Gattin freundlich erwiderte, ſchon der erſte Anblick der ſchönen Jungfrau wirkte auf mich, ich fühlte ihre Verlegenheit und ſuchte ſie nach Möglichkeit zu vermindern. O, laß mich jetzt erzählen! rief Mariane. Nicht allein, daß mein guter Mann darauf drang, ihm blos eine unbedeutende Kammer einzuräumen, worin noch ein Theil unſrers Hausraths ſtand, nicht genug, daß er die Kranke tröſtete, ihr Muth und Hofnung einſprach; er bemerkte unſere Armuth, ſah, daß wir in der völlig ausgezehrten Gegend drückenden Mangel litten, ſorgte

für die Erquickung der Kranken und ließ uns am folgenden Morgen einige Lebensmittel zurück. Wir schieden von ihm mit dankbarer Rührung. O, sagte meine Mutter, indeß eine Thräne in ihr Auge trat, so ein Mann wäre auch Dein Bruder geworden, aber den werde ich nie wieder sehen, nie die segnende Hand sterbend auf ihn legen. Ich hatte Mühe die arme Kranke zu beruhigen, indeß währte das Getümmel des Krieges um uns fort, die Preußen drangen wieder vor, wir hörten von ferne den Donner der Kanonen, als Heinrich am 29ten October seinen herrlichen Sieg erkämpfte; und wenn gleich an alle Schrecknisse des Krieges gewöhnt, so waren wir doch voll der bangsten Erwartung, so lange der Kampf noch unentschieden war. Ich mußte meiner Mutter aus einem Erbauungsbuche vorlesen; denn wo hätten wir anders Trost suchen sollen als beim Himmel? Da hörten wir die Ankunft von Reitern, es wurde lebhaft an die verriegelte Thüre geklopft, wir sahen einander bestürzt an; aber wie schnell schwand jede Furcht, da

ich die bekannte Stimme meines jetzigen Man-
nes hörte, der hinter seinem Regimente zog,
er erschien als ein hülfreicher Engel, versorgte
uns aufs Neue und blieb bei uns, bis die
Schlacht völlig entschieden war. Aber in die-
sen wenigen Tagen hatte sich die Lage meiner
Mutter sehr verändert, nur mit schwacher
Stimme vermochte sie ihm noch ihren Dank zu
stammeln, ihre Züge verklärten sich, als er sie
auf die Freuden der Ewigkeit hinwies, ich
kniete vor ihrem Sterbelager nieder, denn ich
sah, die Stunde des Scheidens war gekom-
men. Gott segne dich! er lohne deine kindliche
Treue, sagte sie mit schwacher Stimme, mein
guter Mann weinte mit mir. Mutter! sagte
er, wenn Marianen mein kleines Amt und ein
treues Herz genügen, das sie liebt und ehrt,
dann segnen Sie auch mich Ihren Sohn.
Ein sanftes Lächeln umschwebte den Mund der
Sterbenden, willig bot ich ihr meine Hand, die
sie, indeß mein guter Mann neben mir nieder-
kniete, in die seine legte. Ihre letzten Wor-
te, mehr noch ihr zum Himmel gerichteter

Blick, sprachen ihren Segen über uns, und nach wenig Augenblicken hatte sie der Todesengel in die Wohnung des ewigen Friedens abgerufen. Nach einigen Wochen ward ich die Seine, und es sind uns nun bald dreißig Jahre dahin geschwunden, als wären es eben so viel schöne Frühlingstage.

Die herzliche Anhänglichkeit der beiden Eheleute wirkte wohlthätig auf Dalbeck. Sie sind aus der Gegend von Freiberg? Wäre es möglich, daß Ihre Züge mich [illegible]? Wäre es möglich, daß der erste Lehrer meiner Jugend, der Mann der zuerst bei mir den Sinn für alles Schöne und Gute weckte, Ferdinand Hobald — Ferdinand Hobald! o das ist mein Bruder! Wo lebt mein Ferdinand? oder — er hat, antwortete Dalbeck seufzend, die Ruhe im Grabe gefunden. Mariane weihte dem Andenken des Entschlummerten, den sie schon wieder gefunden zu haben hoffte, ihre Thränen, auch Dalbecks Auge ward feucht. Erzählen Sie, sagte Mariane, was Sie von dem Verewigten wissen. Ich kann nicht, sagte

Dalbeck; indeß die höchste Glut seine bleiche Wange färbte. Warum nicht? rief Mariane, Ferdinand war fromm und gut, es möge ihn auch betroffen haben, was da wolle, er konnte nur unglücklich, schlecht konnte er nie seyn. O er war gut und edel, unaussprechlich gut, sagte Dalbeck, indem er ihre Hand in seine drückte, sein Schicksal ist mit dem meinen genau verwebt, aber er wurde unglücklich. Ich bin, antwortete Mariane, auf alles gefaßt, wenn gleich für den einzigen theuern Bruder mein Herz noch die innigste Liebe hegt, die seine, mehr als dreißigjährige Entfernung nicht geschwächt hat. Ich bitte Sie flehentlich, und wäre es auch das Schrecklichste, machen Sie mich mit seinem Schicksale bekannt.

Mein Vater, erzählte nun Dalbeck, war in einer der angesehensten preußischen Festungen Ingenieur des Orts; er hatte sich während des siebenjährigen Krieges verheirathet, und bestimmte, da ich als sechsjähriger Knabe den ersten Unterricht bedurfte, Hobald, den

Flügelmann des Regiments, zu meinem Lehrer. Dieser, vormahls ein Candidat der Gottesgelahrtheit, war, als er aus Leipzig seine Eltern besuchen wollte, aufgefangen und zu Kriegsdiensten gezwungen worden; er wurde noch jetzt, da man ihn wegen seiner Größe und seines vorzüglichen Äußern schätzte und für klug genug hielt, um die erste vortheilhafte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, mit doppelter Strenge beobachtet. Nicht ohne Mühe erhielt mein Vater von dem Compagniechef die Erlaubniß, daß Hobald meinem Unterricht täglich ein Paar Stunden weihen konnte. Sein Beifall machte, daß sein Unterricht sich mehrte, und da Hobald hiedurch einen einträglichen Erwerb hatte, so bewilligte ihm auch endlich, auf Verwendung meines Vaters, sein Wirth, der Maler Braun, die Hand seiner sanften, nicht ungebildeten Tochter. Er ward Vater und da man ihn durch seine Verhältnisse gefesselt hielt, gestattete man ihm mehr Freiheit und sein Erwerb durch vermehrten Unterricht brachte ihm einigen Wohlstand. Da starb sein Schwieger-

vater. Bei deſſen vielen Kindern bekam ihn ſeines nur ein Paar hundert Thaler, die Hobald ſogleich für ſeinen Abſchied anbot, allein Oberſt Zinkmar wies ihn mit Härte zurück und erklärte, da er jetzt etwas zuzuſetzen habe, nicht mehr zu ſchulmeiſtern brauche, ihn zum Unterofficier, und nach einigen Jahren zum Feldwebel machen zu wollen. Vergeblich bat er, ihn zu verſchonen; er ward Unterofficier und mußte bei den vielen Geſchäften, die man ihm jetzt übertrug, allen Unterricht aufgeben, mit Ausnahme deſſen, den er mir ertheilte, welches ihm noch aus Rückſicht auf meinen Vater geſtattet wurde. Hobald wurde Vater mehrer Kinder und bei dem Mangel an Erwerb wurde bald ſeine Lage drückend, wenn gleich mein Vater, der ſelbſt kein Vermögen beſaß, ihn nach Möglichkeit zu unterſtützen verſuchte. Der ſanfte, fromme Mann wurde ſchwermüthig, doch hinderte ihn dieß nicht, alles Mögliche zu meiner Bildung aufzubieten.

Um dieſe Zeit machte ſich der Sous-Brigadier Guichot von der Tabacksferme, im ganz

igen Orte furchtbar. Er war kürzlich aus Frankreich angelangt, ſtand unter dem Schutze ſeines Onkels, eines der wichtigſten Männer bei der Regie, und hoffte bald durch häufige Beſchläge ſein Glück zu gründen. Einige Soldaten, bei denen er Contrebande entdeckte, wurden mit Spießruthen beſtraft, überall äußerte ſich der Unwille gegen ihn und bei einer ſolchen Veranlaſſung hatte einſt Hobald in Gegenwart Mehrer geſagt: mich wundert, daß man den Schurken, der überall umher ſchleicht, nicht todt ſchlägt oder erſäuft. Nach wenig Tagen erhielt er die Wache neben einer Pforte, welche durch die Feſtungsmauer unfern dem Hauſe des Commandanten, nach dem Fluſſe führte, die des Nachts verſchloſſen und deren Schlüſſel dem Commandanten übergeben wurde. Da kam Guichot mit einem ſchriftlichen Befehl des Commandanten, der ihm den Schlüſſel anvertraut hatte, ihn während der Nacht ungehindert durch die Pforte aus- und eingehen zu laſſen, und die Wache wurde, wenn er ſie zu Hülfe rufen ſollte, ihn zu unterſtützen angewieſen.

Gulchot ging nun mit einem seiner Gefährten durch die Pforte, welche er hinter sich zuschloß. Hobald aber blieb während der Sommernacht auf der Bank neben der Thüre der Wache, als die Pforte aufgeschlossen wurde, und ihn, den Schlummernden, ein Geschrei nach Hülfe erweckte. Er wollte hinzu eilen, einige Leute mit Päcken auf dem Rücken stürzten in die Stadt und rannten eilig davon. Hobald hätte Lärm machen, sie als verdächtig verhaften sollen; allein der Gedanke, daß diese Soldaten seyn könnten, die alsdann auch durch Spießruthen zerfleischt würden, hielt ihn zurück, um so mehr, da Niemand weiter nach Hülfe rief. Er sah die Pforte offen, den Schlüssel darin stecken, zog ihn aus und schloß sie zu. Am Morgen kämpfte er mit sich selbst: sollte er die Begebenheit anzeigen? — Unannehmlichkeiten, daß er die, welche zur Pforte herein gekommen waren, nicht verhaftet, warten alsdann gewiß. Der Soldat, der vor dem Gewehr stand, hatte während der Zeit, da dieses vorfiel, im Schilderhause gestanden und da

her, wie Hobald glaubte, weder die offene Pforte, noch daß er sie verschlossen hatte, bemerkt. Der Schlüssel, welchen er in Händen hatte, war ganz neu, von dem alten, verrosteten, den Guichot erhalten hatte, völlig verschieden. Er hoffte jeden Augenblick, daß dieser erscheinen würde und wollte alsdann seinen Entschluß fassen. Da aber verschiedene nach der Pforte kamen, um Wasser zu holen, hierunter selbst die Leute des Commandanten, so mußte er sie mit der Äußerung abfertigen, daß Guichot, der den Schlüssel erhalten hätte, noch nicht zurück gekehrt wäre. Seine Angst stieg mit jeder Minute; da kam der Adjutant des Commandanten und ein Auditeur, Hobald wurde durch einen andern Unterofficier abgelöst, verhaftet und verhört. Man hatte in seinem Hause schon eine Nachsuchung angestellt, ein Paar Pfund Taback und einige Pfund Kaffee, die damahls auch rechtliche Leute ohne Bedenken von den Contrebandiers kauften, gefunden. Man fragte ihn: von wem er dieß gekauft hätte? er wurde verlegen und

wußte es nicht anzugeben. Man fragte ferner, ob er nicht in der Nacht ein Geschrei nach Hülfe gehört hätte, und warum er nicht herbei geeilt wäre? Er gestand, dieß gehört zu haben; allein es hätte auch augenblicklich nachgelassen. Der Soldat, welcher vor dem Gewehr gestanden hatte, wurde herbei gerufen, der im Betreff des Geschreis nach Hülfe, Hobalds Aussage bestätigte, aber nun auch treuherzig erzählte, wie die Pforte wäre aufgeschlossen worden, einige Leute hindurch gelaufen wären und Hobald nun die Pforte verschlossen habe. Dieser ward leichenblaß. Dies erzeugte Argwohn, seine Taschen wurden untersucht, der Schlüssel gefunden. So erschien er nun als überwiesener Verbrecher, mit den Contrebandiers im Bunde, und wegen seiner früheren unvorsichtigen Äußerung selbst als Theilnehmer an Guichots Ermordung, wenigstens als Rathgeber dazu.

Denn Guichot und sein Gefährte waren von den Contrebandiers in den Fluß gestürzt

worden; er war ertrunken, sein Gefährte aber hätte sich durch Schwimmen gerettet, die Sache angezeigt, und die Untersuchung veranlaßt. Daß von den Soldaten Contrebande in die Stadt gebracht wurde, nicht aber der Weg auf welchem es geschah, war bekannt. Jetzt versicherte der Gerettete: er habe sie durch die Pforte in die Stadt laufen sehen. Daß Hebald die Nacht über allein vor der Wache gesessen, und hiedurch fast bewiesen habe, auf dieselben zu warten, daß er sie nicht aufgehalten, davon keine Anzeige gemacht hätte, schien, vorzüglich bei seinem Benehmen in Betreff des Schlüssels, und da man seine zerrütteten Umstände kannte, eine Verbindung mit ihnen nicht unwahrscheinlich zu machen. Es wurde alles aufgeboten, die Thäter auszumitteln, endlich wurden einige Pfund Taback bei einem Soldaten entdeckt, der durch Härte zu dem Geständniß gezwungen wurde, daß ihn und seine Cameraden, die aber indeß Gelegenheit zur Desertion fanden, ein ihnen bekannter Unterofficier, den er aber selbst nicht genauer zu bezeichnen wußte, wenn

er die Wache gehabt, mit Hülfe eines Nachschlüssels durch die Pforte gelassen hätte. Mein Vater erschrak nicht wenig bei dieser Nachricht, er eilte auf die Wache, Hobald betheuerte aufs Heiligste seine Unschuld. Mein Vater eilte zum Obersten, der wüthend darüber war, den schönsten Mann seiner Compagnie durch eine lange Festungsstrafe zu verlieren. Beide geriethen in Wortwechsel, mein Vater wurde heftig, der Oberst forderte ihn. Mein Vater blieb unverwundet, allein dem Obersten wurde der linke Arm durch die Kugel meines Vaters zerschmettert. Hobald wurde jetzt der Gegenstand seiner Rache und Lieutenant Zinkmar, ein würdiger Sohn seines Vaters, das Werkzeug. Der entdeckte Contrebandier wurde so lange gemißhandelt, bis er den Unteroffizier Hobald als Theilnehmer nannte, und nun traf diesen das Loos. Durch Mißhandlungen ermüdet, gestand er ein, was man von ihm forderte. Beim Tode Guichots konnte er nicht Hand angelegt, wol aber dazu gerathen haben; er gab es zu. Dalbeck vermochte nicht weiter

zu erzählen. O mein armer Bruder! rief Mariane, er verlor gewiß sein Leben auf eine schimpfliche Weise. Nein, sagte Dalbeck, indem es seine Thränen trocknete, die allgemeine Theilnahme brachte es dennoch dahin, daß er erschossen wurde, und innerhalb der Bastion, wo er sank, sorgte mein Vater für sein Grab. Von dem Feldprediger, meinem Freunde, erfuhr ich in der Folge, daß Hobald am Abende vor seinem Tode ihn noch darauf aufmerksam gemacht hätte, daß ein bei der Compagnie stehender Unterofficier commandirt, ein anderer plötzlich erkrankt und hiedurch die Tour beim Aufziehen auf die Wache wichtig verändert worden wäre, die Contrebandiers aber wahrscheinlich hiemit unbekannt statt seiner ihren Verbündeten dort anzutreffen gehofft hätten, bat ihn aber, dies nicht weiter rege zu machen, weil er doch nun schon, nach dem was er eingestanden hätte, seinem Schicksale nicht entgehen könne, und keinen seiner Cameraden unglücklich machen wolle. Und wo blieben die Seinen? forschte Mariane. Mein Vater, antwortete

Dalbeck, starb wenig Monate später, ich kam in eine militairische Erziehungsanstalt; und als ich daraus entlassen wurde, durch mein unglückliches Schicksal, als Officier an das Regiment des General von Zinkmar.

O mein unglücklicher Freund, rief Rohde. Noch war mein Schicksal erträglich, fuhr Dalbeck fort, so lange der ehrwürdige General von Woinitz lebte. Dieser war als Commandant der Freund meines Vaters. O die verfluchte Pforte! sagte Woinitz einst zu diesem, sie hat schon so manchen elend gemacht, an ihr klebt schon so vieles Menschenblut! Sie ist, antwortete jener, blos zu Ihrer Bequemlichkeit, um das Wasserholen auf ein Paar hundert Schritte zu erleichtern. Wäre dies nicht, so würde ich, da sie den Festungswerken nachtheilig ist, schon längst auf ihre Vermauerung angetragen haben. Wenn das wäre, meinte Woinitz, müßte sie noch heute vermauert werden, damit durch sie kein ehrlicher

Mann Gelegenheit und Versuchung zum Böſen erhalten könnte.

Da nun zugleich hiedurch die Wache abging, der Dienſt erleichtert wurde, ſo erfüllte mein Vater ſchon nach wenig Tagen dieſen Auftrag. Zinkmar, der ſeit jenem unglücklichen Zweikampfe, alles was durch meinen Vater geſchah, als unnütz oder lächerlich darzuſtellen ſuchte, ſpottete auch, als er geneſen war, über die vermauerte Pforte gegen Woinitz und ſuchte ihn zur Wiedereröffnung zu beſtimmen. Nein, ſagte der fromme Greis, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen. Nun, ſagte Zinkmar lächelnd, ſo wird es doch gewiß Ihr Nachfolger thun! Das ſoll er bleiben laſſen! antwortete Woinitz entrüſtet. Und wodurch wollen Sie es hindern? O! rief Woinitz, der keinen Widerſpruch ertragen konnte, einen Fluch will ich darauf ſetzen: wer nicht auf das viele Leiden achtet, welches durch dieſe Pforte veranlaßt wurde, und ſie wieder öffnet, dem ſoll es nimmer gut gehen, hier zeitlich und dort ewig-

lich! Zinkmar wollte den Greis nicht reizen, er schwieg. Aber, fragte er nach ein paar Minuten, glauben Sie denn, daß ein solcher Fluch Wirkung hat? Ich meine, fuhr der entrüstete Alte fort, Gott wird den nicht ungestraft lassen, der die gutgemeinte Absicht eines Greises, der bald vor seinem Richterstuhle steht, leichtsinnig verachtet.

So blieb die Sache auf sich beruhen, bis ich wieder zurück kehrte und Zinkmar, was irgend in seinen Kräften stand, zu meiner Kränkung aufbot. Aber noch war mein jugendlicher Frohsinn ungebeugt, noch lebten manche Freunde meines Vaters und vor allen war Woinitz mein Beschützer. Der ehrwürdige Greis erkrankte; ich hörte, daß er schwächer würde und hielt es um so mehr für Pflicht, mich täglich nach ihm zu erkundigen. Ich sprach eben mit seiner Gemahlin, welche mir mit Thränen sagte: daß der Kranke zuweilen zu phantasiren anfange. Er hatte den General Zinkmar zu sprechen gewünscht, dieser trat eben ins Zimmer, er nannte bei der lauten Erwie-

derung meines Grußes, meinen Namen. Ist, fragte der Kranke als er die Thüre seines Zimmers öffnen hörte, Dalbeck hier? Zinkmar bejahte dies. Laßt ihn herein kommen! rief der Kranke. Tiefgerührt nahte ich mich dem sterbenden Greise. Mein Sohn! sagte er, indem er mir freundlich die Hand reichte, Du weißt, ich habe einen Fluch darauf gesetzt, daß die, auf den Rath deines Vaters, vermauerte Pforte nicht wieder geöffnet werde; gieb mir die Hand darauf, daß du, wenn ich todt bin, sogleich wenn mein Nachfolger hier eintrifft, zu ihm gehen und ihm sagen willst: er solle die Pforte nicht öffnen, meinen Fluch nicht auf sich laden; gieb mir die Hand darauf dies treulich auszurichten! Ich reichte dem Sterbenden die Hand. Du kannst nun gehen, sagte er, Gott segne dich mein Sohn! Ich freute mich, das Zimmer verlassen zu können; denn ich sah, daß Zinkmar sein Gesicht zum höhnischen Lächeln verzog. Am folgenden Morgen war mein ehrwürdiger Beschützer nicht mehr und Zinkmar wurde sein Nachfolger. Bald wurden

nun meine Leiden grenzenlos. Alles wurde mir zum Versehen ausgedeutet, manches mit der höchsten Tücke als Fehler aufgebürdet, durch die härtesten, mir öffentlich ertheilten Verweise, durch häufigen Arrest wurde mein Ehrgefühl unaufhörlich gekränkt.

Gleich den Tag, nach dem Zinkmar die Commandantenwohnung bezogen hatte, rief er mich auf der Parade und befahl mir: daß ich die Grenadierzimmerleute nehmen, und die vermauerte Wasserpforte aufbrechen lassen sollte. Der verstorbene General von Woinitz, fing ich an, gab mir auf dem Sterbebette — Höre! keine Einwendungen, antwortete Zinkmar, Sie vollziehen augenblicklich meinen Befehl! Keiner meiner Kameraden wollte mir das Geschäft abnehmen, denn alle scheuten den bösartigen Mann und so mit gebrochenem Herzen mußte ich gehorchen.

Zu meinem größten Unglücke war kurz zuvor meine gute Mutter gestorben, sie hatte zwar kein anderes Einkommen als ihr, doch

immer nicht ganz unbeträchtliches Wittwengehalt, allein ich wohnte mit ihr zusammen, aß an ihrem Tische, verlor daher schon in ökonomischer Hinsicht; unersetzlich aber war für mich der Verlust einer Trösterin, einer Freundin, die meine Fehler, meine Schwächen kannte, meine heftigen Leidenschaften zügelte, mich oft wieder zu Geduld und Ruhe leitete. Jetzt war ich mir allein überlassen; rücksichtslos wurden daher meine leidenschaftlichen Äußerungen über Zinkmar, um so mehr, da die Aufbrechung der Pforte eine Zeitlang Stadtgespräch ward. Denn nach Eröffnung derselben wurde auch wieder die benachbarte Wache besetzt, und sey es nun, daß Aberglaube, oder auch der Unwille über die neue Beschwerde im Dienst dazu die Veranlassung gab, durch die Schildwachen, welche um Mitternacht vor dem Gewehr standen, wurde das Gerücht verbreitet: daß sie oft ein klägliches Winseln, oft wieder ein wüthendes Heulen und Toben an der Pforte gehört hätten. Ich, der ich meine Zeit den Wissenschaften, die Erholungsstunden meiner Mut-

ter und dem Umgange mit wenigen gebilde
ten Freunden weihte, an wenig rauſchender
gar keinen rohen Vergnügungen Antheil nahm
galt für einen halben Sonderling und hatt
als ſolcher auch meine Gegner, die vielleich
auch, um ſich die Gunſt des neuen Commandan
ten zu erwerben, den Argwohn rege machten
daß ich vielleicht die Rolle des Geſpenſtes über
nommen haben könnte. Zinkmar kam einig
Nächte hindurch zwiſchen zwölf und ein Uh
nach der Pforte geritten, verweilte dort ein
Zeit, ſah und hörte nichts und äußerte nu
mit manchem hämiſchen Seitenblick auf mich
daß er mit Hülfe ſeiner doppelläufigen gelad
nen Piſtolen ſich jetzt als ein vorzüglicher Ge
ſterbanner bewährt hätte. Dieſe Äußerun
wurde bald mit mir nachtheiligen Zuſätze
verbreitet, meine Wuth hiedurch noch erhöh
In vielen, vielleicht ganz unſchuldigen Äuß
rungen meiner Cameraden ahnete ich ſogleic
Anſpielung, die ich nur durch Blut ſühnen z
können glaubte. Hiedurch entſprangen häufig
Zweikämpfe, in allen war ich glücklich, ab

nun auch als ein wüthender Händelmacher, als Störer aller geselligen Freuden verschrien. Daher zog sich beinahe ein Jeder von meinem Umgange zurück.

So stand ich einsam da und suchte noch einigen Trost im Schoße der Natur; aber Zinkmar erhielt vielleicht von meinen entfernten Spaziergängen Nachricht, ließ Lärm schlagen, ich fehlte, wurde mit Arrest bestraft und erhielt die Weisung, mich nie, ohne mich zuvor gemeldet zu haben, aus der Festung zu entfernen. Oft dachte ich daran, meinen Abschied zu nehmen; allein die Verpflichtung, nicht in fremde Kriegsdienste zu treten, war damit verbunden, als Invalider konnte ich keine Anstellung fordern und bei dem Mangel alles Vermögens mich nicht für eine Wissenschaft bilden, um durch diese mein Brod zu haben. Ich sank in tiefe Schwermuth, mein Zustand grenzte an Verzweiflung, die selbst in meinem abgezehrten wilden Äußern sich zeigte. Oft lief ich in schlaflosen Nächten durch die Straßen, auch wohl auf dem Walle umher

und ſuchte vergeblich mein erhitztes Blut abzukühlen. Jene Stelle, wo Hobald den Tod gefunden hatte und ſeine Aſche ruhte, wurde bald mein Lieblingsplätzchen, denn auch ſein Schickſal überzeugte mich, es müſſe eine ewige Vergeltung ſeyn. Bald kam noch ein anderer Grund hinzu. Man überſah von hier den in der Vorſtadt liegenden herrlichen Garten des Bankiers Hilgert, dieſes Freundes meines Vaters. Hier hatte ich mit dem, nachher auf ſeinen Reiſen in England verſtorbenen Sohne Hilgerts die fröhlichſten Stunden in meinen Knabenjahren hingebracht. Mit Wehmuth dachte ich an die Vergangenheit, an alle die lieben Todten, und die Hoffnung, bald mit ihnen vereint zu ſeyn, gewährte mir Troſt. Mein Zuſtand milderte ſelbſt den Haß meiner Gegner, ich ſchien ihnen tiefer gebeugt, als ſie es bei meiner leidenſchaftlichen Heftigkeit erwartet hatten. Doch mein nächtliches Herumwanken, mein Tiefſinn, meine Zerſtreuung, gaben auch wieder Stoff zu dem Gerüchte, daß mein Zuſtand an Geiſteszerrüttung grenze.

An einem schönen Sommerabende sah ich nach dem Garten, da erblickte mein scharfes Auge den Gärtner. Es war noch der nämliche, der vor funfzehn Jahren dem Knaben so manche kleine Freude gewährt hatte, außer ihm war Niemand im Garten. Von einem unwiderstehlichen Zuge, noch einmal meine Lieblingsplätze zu sehen, fortgerissen, eilte ich dahin; ich wurde freundlich von dem Gärtner empfangen, der mich überall umher führte. Ich fragte: was für ein neues Gebäude sich dort in dem kleinen Lustwäldchen erhoben hätte, wo der verstorbene Franz als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen besaß, bei dessen Bearbeitung ich ihm damahls so oft zur Hand ging? Wir eilten dahin, auf sechs korinthischen Säulen erhob sich eine kleine Rotunde, in ihr ein Denkmal auf meinen so früh verblühten Jugendfreund. Ich umfaßte die Urne, meine Thränen flossen darauf herab, meine Innigkeit rührte den Greis, er lud mich ein, doch recht oft wieder zu kommen, und ich nahm dieß gern unter der Bedingung an, daß er mich, wenn Je-

niand im Garten wäre, sogleich warnen sollte. Es war mir hier so wohl; an mancher Stelle hatte ich hier mit meinen Eltern, an mancher mit meinem Jugendfreunde verweilt, ich glaubte hier den theuern Abgeschiednen näher zu seyn. Ich saß hier einst am Fuße des Monuments und las Youngs Nachtgedanken, jetzt, weil sie meiner Schwermuth Nahrung gaben, mein Lieblingsbuch, als unerwartet Hilgert erschien. Er, den ich sonst als einen blühenden kräftigen Mann kannte, nahte sich schwankend, denn ihn hatte der Tod seines Sohnes tief gebeugt und noch vor der Zeit zum Greise gemacht und so trat auch er, der Leidende, gleich meinem Herzen näher.

Freundlich wurde ich von ihm bewillkommnet, ich wollte mich entschuldigen. Freund meines Sohnes, sagte Hilgert, Sie bedürfen der Entschuldigung nicht. Der theure Verstorbene wurde der Gegenstand unsers Gesprächs und an seinem Denkmale verband uns wieder der gemeinschaftliche Schmerz. Freundschaftliche Vorwürfe erfolgten von dem ehrwürdigen

Geleise? daß ich ihn vernachläſſiget, ſo lange nicht beſucht hätte; er forderte mich auf, dieß zu vergüten, dieſen Garten, ſo oft ich wollte, zu beſuchen, erinnerte ſich noch einiger meiner Lieblingsfrüchte, befahl dem Gärtner ſie mir jederzeit vorzuſetzen und mir wurde wohl, daß ich wieder einen Mann gefunden hatte, der meinem Herzen nahe war. Bald ward ich der Hausfreund Hilgerts, der oft große Geſellſchaften gab, wozu ich jederzeit eingeladen wurde, die ich aber nach Möglichkeit vermied. Spät im Herbſte kehrte Madam Hilgert aus dem Bade und von einem Beſuche bei ihrer Schweſter zurück. Daß ſie Mathilden die Tochter derſelben mitbringen, und an Kindesſtatt annehmen würde, hatte ich häufig gehört und jetzt von ihrem Gemahl, der ihr einige Meilen entgegen fuhr, zu ſeiner Begleitung eingeladen, nahm ich mit Freuden an der kleinen Reiſe Theil.

Es war einer jener ſchönen Herbſttage, an welchen die Natur von ihren Verehrern noch ſo freundlich Abſchied nimmt. Die vielen Bil-

der des Todes, die der Herbst herbei führt, hat ten meine Schwermuth gemildert und so horch te ich auf die Erzählung Hilgerts, daß Mat hilde von ihm und seiner Frau seinem Sohne zur Braut bestimmt, auch dieser durch die Vor züge ihres Geistes und ihre Schönheit gefesselt gewesen wäre, und ihnen ein glückliches Ziele verheißen hätte. Aber, fügte er seufzend hinzu, alles ist hin! Was hilft mir mein großes Ver mögen? wenn es mir doch nur noch die einzige Freude gewährte, die ehemalige Verlobte mei nes verewigten Sohnes dadurch glücklich ma chen zu können!

So erreichten wir ein Gasthaus, das in ei nem kleinen Wäldchen lag; Hilgert harrte voll Ungeduld. Lassen Sie uns, sagte er, ihnen entgegen gehen. Wir gingen ein Paar hun dert Schritte, da tönte ein Posthorn, mein ehrwürdiger Freund fühlte sich innigst erschüt tert. So hoffte ich, sagte er, sollte sie einst er scheinen, um meinem Franz in die Arme zu sin ken. Er hatte Mühe sich zu fassen, da erschien der Reisewagen, die Gattin lag in seinen Ar

men, Mathilde drückte seine Hand an ihre Lippen. Ich wurde überrascht, eine so regelmäßige Schönheit, solche Züge voll Sanftmuth und Würde hatte ich noch nie erblickt. Wir speisten in einem besonderen Zimmer im Gasthofe. Mathildens Verstand, ihr sanftes, gefühlvolles Herz erhöhten noch meine Verehrung. Ich wußte bisher nicht, was Liebe war und schauderte bei dem Gedanken: armer Unglücklicher! wie willst du deinen Blick bis zu ihr erheben?

Ich wurde ihr als der Jugendfreund ihres entseelten Bräutigams vorgestellt, schon dies hatte Annäherung zur Folge; sie war Künstlerin auf dem Pianoforte und hatte eine herrliche Stimme zum Gesange, Hilgert war enthusiastischer Freund der Musik, ich blies die Flöte gerade nicht schlecht, sang einen guten Tenor, Dörfer, der Buchhalter, spielte das Violoncell vorzüglich, noch ein Paar der jungen Leute die auf Hilgerts Comtoir und musikalisch waren, wurden eingeladen und so verging, wenn uns nicht Gesellschaft störte, selten

ein Abend, ohne muſikaliſche Unterhaltung
, Ich fühlte mich wieder unter guten Menſchen
meine Schwermuth entwich, und ſelbſt ein bl
hendes Äußeres zeigte die Rückkehr der G
ſundheit. Mancher flüſterte ſich zu, daß i
wohl Abſichten auf die Nichte des reiche
Bankiers hätte; allein da ich bei der hoh
Achtung, mit der ich von ihr ſprach, ſobald ma
dieſen Punkt nur entfernt berührte, ihre gr
ßen Vorzüge, ihre hohen Anſprüche und nie
Unbedeutenheit zuſammenſtellte, ſo erloſch au
wieder dies Gerücht. Doch mir ſelbſt verhei
lichte ich es nicht, daß, ſo hoffnungslos i
auch liebte, Mathilde die Einzige wäre, d
mich auf Erden glücklich machen könnte. J
ſuchte meine Gefühle zu verbergen, aber
wenn ich mit ihr gemeinſchaftlich ſang, war i
nicht immer Herr meiner Empfindungen
Einſt ſangen wir ein Duett, worin ein liebe
des Paar, durch die Hand des Schickſals g
trennt, ſich das letzte Lebewohl ſagt. Üb
wältigt von dem, was mir jetzt aus dem Herz
ſprach, ruhte mein feuchtes Auge auf ihr, m

der ich jetzt wohl in dem nämlichen Verhältniß stand, auch dem ihren entsank eine Thräne. Mir selbst unbewußt drückte ich leise ihre Hand, unsere Herzen hatten sich verstanden. Es kam zu keiner Erklärung, aber die sanfte Röthe die ihr Gesicht überzog, ihr Blick, der zuweilen wohlwollend auf mir ruhte, und dann wieder meinem Blicke zu entgehen suchte, erfüllten mich oft mit der seligen Hoffnung, dem herrlichen Wesen nicht gleichgültig zu seyn.

Major Zinkmar, der Sohn des Generals, besuchte jetzt häufig dies Haus, sah wie freundschaftlich ich behandelt wurde, näherte sich mir jetzt zuvorkommend, indeß ich selbst immer von ihm in ehrerbietiger Entfernung blieb. Hingegen zwischen dem Buchhalter Dörfer und mir, der die Vorzüge und Kenntnisse des gebildeten jungen Mannes schätzte, war ein freundschaftliches Verhältniß entstanden.

Er brachte mir einst einige Musikalien, lenkte das Gespräch von Mathildens Stimme auf sie selbst zurück; wenn sie Zinkmar hei-

rathet, ſagte er, ſo iſt es freilich zu meinem Glück, denn wahrſcheinlich wird mir alsdann nach Hilgerts Tode der Beſitz der Handlung; auch iſt Zinkmar ein wohlgebildeter Mann in ſeinen beſten Jahren, und einſt der Erbe groſſer Güter; aber als ich letzthin ſah, wie fauvenmäßig beim Tanzen ſeine Blicke auf Mathilden ruheen, wenn ich ſeine ſeltene Geſchmeidigkeit und Herablaſſung betrachte, die oft mit unwillkührlichen Ausbrüchen von Stolz und Anmaßung contraſtiren, und das Gerede, daß er gegen ſeine Untergebenen einer der grauſamſten, fühlloſeſten Menſchen iſt, erwäge, ſo halte ich ihn des Engels nicht werth. Nein! rief ich aus, das iſt er auch nicht! dieſer herzloſe Böſewicht, der über alles Höhere und Heilige ſpottet, ſich ſchamlos ſeiner Sünden und der verführten Unſchuld rühmt, wäre es möglich, daß dieſer Teufel ſich um Mathilden bewerben könnte? Das iſt Ihnen unbemerkt geblieben? fragte Dörfer; der General hat unſern treuherzigen Alten ſchon ganz für die Sache gewonnen, nur Mathildens Abneigung

noch im Wege; denn die gute Tante,
he sie bisher stützte, ist jetzt auch beinahe
die Seite Zinkmars getreten. Nein! rief
aus, sie soll nie seine Beute werden! und
gerissen von meiner Leidenschaft und mei-
Heftigkeit, machte ich Dörfern mit allen
gen, die ich von Zinkmar wußte und seinen
rigen Ausschweifungen bekannt, ja zeigte
selbst die Mittel an, wie er sich hievon
rzeugung verschaffen könnte. Als ich am
end bei Hilgert erschien, nahm dieser, dem
rfer Alles mitgetheilt hatte, mich in ein be-
deres Zimmer, ich glaubte ihm um Ma-
ldens Willen Zinkmars Entlarvung schuldig
seyn; Hilgert erschrak, prüfte meinem Rathe
näß und wurde von der Wahrheit meiner
gaben überzeugt. Er theilte seiner Gattin,
theilte Mathilden selbst die Entdeckung mit.
ei den nächsten Besuchen Zinkmars erschienen
Damen nicht, er bemerkte bald, daß etwas
seinem Nachtheile vorgefallen wäre, sein
ngrimm fiel auf mich, er ließ mir dieses
rch bittere Ausfälle merken, die von mir in

dem nämlichen Tone erwiedert wurden. Der gute Hilgert aber war schon so weit gegangen, daß er durch einen entscheidenden Schritt wieder brechen zu müssen glaubte. Seine Gemahlin brachte also wieder Mathilden zu ihrer Mutter, bei der sie, wie es hieß, ein Jahr zubringen wünschte.

Zinkmar Vater und Sohn betrachteten mich als den Urheber von allem. Sie verheimlichten ihre Rache, wählten aber jedes Mittel zu ihrer Befriedigung. Der Frühling erschien, mir wurde das Exerciren der Recruten übertragen. Bei aller meiner Heftigkeit lag die Härte in meinem Character, mit unermüdlicher Geduld suchte ich daher auch hier meinen Zweck zu erreichen. Wegen der Langsamkeit, womit ich fortschritt, wurde ich täglich mit Vorwürfen überhäuft, alle meine Bemühungen, ohne Einwirkung des Stocks diese rohen Leute auszubilden, wurden zum Gegenstande des Gelächters gemacht und selbst, durch manche ärgerliche Anecdoten, das Gerücht erneuert: es müsse doch wohl mit meinem Ver-

nde, nicht zum Beſten beſtellt ſeyn. Ich ver-
hte, dieſe Tücke; allein als Dörfer an einem
orgen voll des höchſten Unwillens zu mir kam
d mir die Nachricht mittheilte, daß, um
athildens Ehre anzugreifen, wahrſcheinlich
ch Zinkinar, das Gerücht verbreitet wäre;
ß ſie, um nicht die Folgen ihres Umgangs,
gewiß ob mit ihm oder mir, ſichtbar zu ma-
n, ſich auf ſo lange Zeit entfernt hätte; da
eichte auch mein Ingrimm gegen dieſe ſo
ächtlichen Menſchen den höchſten Grad.
ternd vor Ärger ging ich auf die Parade,
war gerade im Dienſt und mußte mich beim
neral melden. Sie kommen wie gerufen,
e dieſer, mein Adjutant iſt abweſend, da —
n brachte einen Unteroffizier aus der Wa-
geben Sie dem Kerl funfzig Fuchtel!
habe, ſagte ich, dieß Geſchäft noch nie
ieben. So müſſen Sie es lernen, rief der,
neral, ohne Widerrede, funfzig Fuchtel aus
Kraft! Ich gehorchte, kann es aber gar
läugnen, daß ich mich dabei höchſt unge-
ſt nahm, wozu denn aber auch wohl das

Hohngelächter des mir gegenüber stehenden Majors nicht wenig beitrug. Donner und Wetter! rief der General, hätte Ihr thörichter Vater Sie nicht zum Empfindler erzogen, so würden Sie sich auch nicht im Dienste wie ein Weib oder Kind benehmen. Die Lästerung meines Vaters, so wie dieser grobe Verweis raubte mir alle Besinnung, und als der General mir nun den Degen aus der Hand reißen wollte, entweder um mich zu verhaften, oder um mir zu zeigen wie ich mein Geschäft verrichten sollte, glaubte ich diese persönliche Beleidigung nicht ertragen zu müssen; ein Schlag mit der linken Faust auf die Brust des Alten machte, daß er taumelte und zu Boden sank. Entwaffnet den Wahnsinnigen! schrie der Major. Aber nun handelte ich auch wie ein Rasender. Zieh feiger Bösewicht! rief ich, indem ich auf ihn einstürzte. Soldaten! stoßt ihn mit den Bajonetten nieder! rief der Major. In dem Augenblicke aber hatte er auch von mir ein Paar Schläge mit der Klinge erhalten. Jetzt fielen mir meine Cameraden in den Arm,

ich wurde entwaffnet, der Major zog seinen Degen, wurde aber auch von ihnen mich zu durchbohren verhindert; ich wüthete, wurde in die Wache gebracht, in das Arrestantenzimmer versperrt.

Nachdem die Wuth sich gelegt hatte, überdachte ich die Folgen meiner Handlung und hielt meinen Tod für unvermeidlich. Gegen Abend besuchte mich der Regimentschirurgus Lenz, ein ehemahliger Freund meines Vaters. Er äußerte mir seine Theilnahme, so sehr er mein Benehmen auch tadelte, verordnete mir Arzneimittel und bestimmte mich, ihm zu dessen Gebrauch mein Wort zu geben. Er fand mich am folgenden Morgen ruhiger als es vielleicht selbst erwartet hatte. Armer Falbeck! sagte er, wird Ihr Vergehen nach den Kriegsgesetzen bestraft, so dürfte Ihre Strafe schrecklich seyn; allein Ihre Gegner wünschen selbst, daß die ihnen zugefügte Beschimpfung auf Rechnung des Wahnsinns komme, um hiedurch zugleich mancher, sonst unvermeidlichen Verantwortlichkeit zu entgehen.

Ihre hohe Schwermuth ist mir bekannt, so wie die von Ihnen ausgesprengten Gerüchte und ihre gestrige Handlung, verargen Sie mir diesen Ausdruck nicht, ist doch wahrlich nicht des Wahnsinns unwürdig. Das ganze Officierscorps wünscht Sie zu retten; wirken Sie daher selbst nicht entgegen, wenn Sie für periodisch wahnsinnig erklärt, auf eine kurze Zeit als ein Wahnsinniger behandelt und dann wieder durch ein ärztliches Zeugniß völlig genesen zu seyn erklärt, in Freiheit gesetzt werden. Sie entgehen dadurch einem schimpflichen Tode, sollen sich zu keiner entehrenden Verstellung herabwürdigen, sondern lassen Sie den General, lassen Sie mich handeln und hoffentlich werden Sie noch vielleicht einst als glücklicher Mann diese Wendung Ihres Schicksals durch einen Freund Ihres Vaters liebreich erkennen. Ich wollte sterben; allein mein Freund der Feldprediger, der mich besuchte, führte schon eine mildere Stimmung herbei. Den Tod zu ertrotzen, sagte er, ist beinahe halber Selbstmord. Dennoch würde ich mich noch schwerlich in

Alles gefügt haben, und daher wurde auch unter dem Vorwande meiner Krankheit, mein Verhör aufgehalten. Da kam eines Tages Dörfer in Begleitung des Feldpredigers zu mir, und ſteckte mir beim Weggehen ein Zettelchen in die Hand. Ich las nach ihrer Entfernung die Worte: Iſt Ihnen mein Andenken nur etwas werth, ſo erhalten Sie Ihr Leben.

Die Handſchrift und der Buchſtabe M. zeigten, es kam von Mathilden. Jetzt fügte ich mich in alles; eine Menge von Zeugniſſen meines angeblichen Wahnſinns wurden herbei geſchafft, und ſo wurde ich dann in dieſe Anſtalt gebracht. Allein die Rache meiner Gegner ruhte nicht, der General wünſchte meine Verhältniſſe ſo traurig als möglich zu machen, und nur durch Ihre Güte, mein väterlicher Freund! ſagte Dalbeck, indem er ſich zu dem Magiſter wandte, wurde mein Schickſal gemildert, bis mir jetzt, nach beinahe zehnjährigen Leiden, der Tod meines Feindes wieder einige Hoffnung gewährt.

Diese blieb nicht unerfüllt. Nach wiederholten Prüfungen von Ärzten und Gerichtspersonen wurde Dalbeck für völlig genesen erklärt und Rohde that ihm nun den Vorschlag, bei dem mit seiner Schwester vermählten Pächter Reimar auf einige Monate sich einzudingen um, durch die Landluft und Bewegung gestärkt, seine neue Laufbahn um so kraftvoller zu beginnen. Mit Dank nahm Dalbeck den ihm gemachten Antrag an, bald jauchzte er beim Anblick der Natur, bald vergoß er Thränen, die manche Erinnerung weckte. Er war anfänglich wie berauscht; doch endlich verlor sich die kräftige Einwirkung der Neuheit und er wurde bald Liebling der Familie die ihn so freundlich bei sich aufgenommen hatte. Das Landleben gewann für ihn hohen Reiz und der Vorschlag Reimers, den Rohde unterstützte, sich ihm zu weihen und nachher seinen Fonds zu einer Pachtung anzulegen, war ganz nach seinem Geschmack. Um aber nun die Wirthschaft in allen ihren Zweigen kennen zu lernen, brachte er auch noch den Winter in Reimers Hause zu,

Seine ganze vormahlige Heftigkeit war dahin geschwunden; denn die Härte seines Schicksals hatte ihn an Geduld gewöhnt. Freund! sagte Rohde, als sie einst über die Vergangenheit sprachen, fühlen Sie nicht selbst, daß Ihre Leiden Sie besser gemacht, jede rauhe Seite Ihres Charakters, die vielleicht Sie und andere unglücklich gemacht hätte, abgeglättet haben? Dalbeck selbst gestand dieß ein und ließ sich nun den Antrag gefallen, im nächsten Frühlinge, in Begleitung der Familie Reimer und Rohde den Amtmann Münter, der einige zwanzig Meilen davon wohnte, zu besuchen. Sie werden, sagte Rohde, als sie bei einander im Wagen saßen, dort ein sonderbares Mädchen kennen lernen, die, freilich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch ein sehr reizendes Geschöpf ist, wenn sie gleich das Unglück hat, taubstumm zu seyn. Sie hätten, sagte Dalbeck, mich nicht mitnehmen sollen, der Anblick der Unglücklichen wird meinen kaum erwachten Frohsinn wieder verscheuchen. Sie sind mir noch, sagte Rohde, der das Gespräch

auf etwas anderes zu lenken wünschte, einiges aus Ihrer Lebensgeschichte schuldig. Wissen Sie nichts von Mathildens Schicksal? Aus den Zeitungen, welche Sie mir mittheilten, antwortete Dalbeck, weiß ich, daß sie Dörfern geheirathet hat. Da ich meine Freiheit wieder erlangt hatte, suchte ich Nachricht von meinen ehemahligen Bekannten. Major Zinkmar hat, um dem allgemeinen Hasse der Officiere zu entgehen, seinen Abschied genommen, die wenigen Officiere, mit denen ich Umgang gehabt hatte, lebten auf entfernten Gütern oder waren versetzt. Lenz war längst im Grabe, nur der ehemahlige Feldprediger hatte eine benachbarte Predigerstelle erhalten; er berichtete mir, daß Hilgert auf seinem Sterbebette Dörfer mit Mathilden verlobt habe, diese wäre Mutter von vier Kindern geworden, alle wären gestorben, Dörfer, wie man glaube, hierüber in Schwermuth versunken, ob ihn gleich das Glück bei seinem Handel außerordentlich begünstigt hätte. Die beiden Eheleute, die sich ohne wechselseitige Neigung, bloß aus Achtung

für den Willen des Sterbenden vermählt hätten, wären, obgleich von allen guten Menschen geschätzt und geliebt und bei allem äußern Glanze, wenn man dem allgemeinen Rufe trauen dürfe, keineswegs glücklich.

Tief seufzte Dalbeck am Schlusse dieser Erzählung. O, sagte er, jeder meiner eifrigsten Wünsche bleibt unerfüllt, jede Freude des Lebens geht für mich verloren! Gern wollte ich ohne Murren mein Schicksal ertragen, wenn nur sie glücklich wäre! Aber ist es denn auch so gewiß? fragte Rohde. Der Feldprediger, antwortete Dalbeck, war Dörfers Freund, warum sollte ich zweifeln? Das Gespräch stockte, auch Rohde wurde nachdenkend. Ertrost mein Freund, sagte er nach einigem Schweigen, der Ewige weiß, warum er unsere Schicksale so oft gegen unsere Wünsche und Hoffnungen lenkt, auch Ihnen kann noch die Freude auf Erden blühen, auch Sie können noch an der Seite der zärtlichen Gattin als Hausvater — Nimmer, nimmer! fiel Dalbeck

heftig ein, sie war meine erste, sie bleibt meine einzige Liebe, gern will ich meine Zukunft einsam und freudenlos hinbringen, könnte sie, die für mich ewig verloren ist, nur glücklich seyn.

Sie kamen an den Ort ihrer Bestimmung und von guten Menschen freundlich empfangen, kehrte wenigstens die Ruhe bei Dalbeck zurück, die Flügelthüren des Saals gingen nach dem herrlichen Garten; wollen wir nicht, fragte die Wirthin, noch vor dem Abendessen einen Spaziergang in den Garten machen? Sie traten aus dem Bogengange und sahen am Blumenbeete ein einfach gekleidetes Frauenzimmer, welches ihnen den Rücken zukehrte und sie gar nicht zu bemerken schien. Louise, meine taubstumme Nichte, sagte die Amtmannin, unwillkürlich fühlte sich Dalbeck äußerst bewegt. Als sie sich ganz genahet hatten und die Amtmannin sie leise berührte, richtete sich Louise, die indeß Blumen gepflückt hatte, auf, begrüßte die Kommenden schweigend und Dalbeck bebte zurück. Wer ist, fragte er mit Heftig-

kelt, dieſe Dame? Meine taubſtumme Nichte, ſollte ſie vielleicht ſchon die Ehre haben Ihnen bekannt zu ſeyn? O dieſe Züge, ſagte er zu Rohde, ſo dachte ich mir Mathilden wenn ſie älter wäre. Louiſe vertheilte ihre Blumen, ſie reichte auch einige an Dalbeck, ſie bebte, als er ihre Hand an ſeine Lippen drückte. Warum, ſagte er, zittert dieſe Hand? Ihre Blicke und Ihre lebhafte Pantomime, ſagte Münter, ſetzen die Arme in Verlegenheit. Nein! rief Dalbeck, unmöglich, ſie iſt es! ein Paar Thränen traten in Louiſens Auge, ſie riß die Hand aus der Seinigen und eilte davon. Er machte eine ſchnelle Bewegung ihr zu folgen. Ich bitte Sie, ſagte Madam Münter, ſchonen ſie die Ärmſte, welche ſie bereits ſo erſchreckt haben, ſie dürfte ſonſt, ſo lange ſie hier ſind, nicht wieder erſcheinen.

Ein alter Mann, der, ungeachtet ſeiner ſanften wohlwollenden Züge, auf Dalbeck, weil er ihn aufmerkſam zu beobachten ſchien, einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte,

näherte ſich ihm. Verzeihen Sie, mein Herr! einem Unbekannten, ſagte er indem er ſeine Hand faßte und ſeinen Puls unbemerkt zu berühren ſchien, Sie ſcheinen bei dem Anblick dieſer Unglücklichen in eine ſo heftige Gemüthsbewegung gerathen zu ſeyn, daß Sie es uns wohl nicht als übertriebene Neugier ausdeuten werden, wenn wir hierüber einen Aufſchluß zu erhalten wünſchen. O mein Herr! antwortete Dalbeck, o Ihr alle, martert mich nicht, wozu dieſe Täuſchung? Eine ſolche Ähnlichkeit der Züge iſt unmöglich, es iſt keine Taubſtumme, Madam Dörfer, Mathilde, Mathilde, ſie iſt es! Um des Himmels willen! ſagte der Amtmann, beruhigen Sie ſich, erholen Sie ſich einige Augenblicke, hier auf dieſer Raſenbank. Die Amtmannin brachte ein Glas mit Limonade, man drang in ihn zu trinken, er that es. Aber wer iſt denn dieſe Dame, von der Sie ſprechen? fragte der ältliche Mann, der ſich neben ihn geſetzt hatte. Sie iſts, von der ich meinen Himmel auf Erden erwartete, wenn ich ſie gleich nur im Verborgenen liebte, nie

die Meine zu nennen hoffen konnte, sie ist, die mich bestimmte, nicht dem Leben zu entsagen und lieber für wahnsinnig zu gelten, die mich während meiner langen Einsperrung in meinen Träumen als tröstender Engel umschwebte, mich hiedurch vom Wahnsinn rettete, und, um ihrer einst im Himmel würdig zu seyn, wenn Verzweiflung erwachte, mich vom Selbstmorde zurück hielt. Aber, sagte Doktor Funk, der ältliche Mann der ihm zur Seite saß, Sie nannten sie ja Madam Dörfer. Ich danke Ihnen, mein Herr! sagte Dalbeck mit Würde, daß Sie mich hieran erinnern, sie ist die Gattin eines andern und folglich waren meine Wünsche, selbst meine Aufwallung war ungerecht! Aber daß Sie, er blickte unwillig umher, aber daß Sie mir diese qualvollen Augenblicke bereiteten, das verzeihe Ihnen Gott! Nehmen Sie, sagte Doktor Funk, ich bitte Sie, dieses kühlende Mittel. O mein Herr! sagte Dalbeck mit Bitterkeit, sparen Sie Ihre Kunst, denn ich bin wahrlich nicht der, für den man mich ausgab. Das haben Sie in

diesem Augenblicke bewiesen, antwortete Funk, aber Freude, größer als der Schrecken, könnte Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn, nehmen Sie daher, Mathilde bittet Sie, Ihre Gesundheit zu erhalten.

Er verschlang die ihm dargebotene Arznei. Aber, rief er nun, wo ist sie und wozu dies Alles? Darum, rief Mathilde, die hinter einer Hecke hervortrat, indeß die Thränen ihren Augen entstürzten und sie die Arme gegen ihn ausbreitete, um nun ungestört von Angst und Besorgniß ewig die Deine zu seyn. Dalbeck sank in ihre Arme, Freudenthränen standen in den Augen aller Anwesenden.

Der erste Taumel ging vorüber, zuerst sammelte sich Dalbeck. Lebt Dörfer? fragte er. Er lebt, antwortete Mathilde, aber unsere Ehe ist getrennt, und ich, sagte er innigst gerührt, ein Paar Schritte zurücktretend, davon die unglückliche Ursache? Ich ehre dies Zartgefühl, antwortete Mathilde; unsere Trennung erfolgte, als noch Zinkmar lebte,

wurde dir aber auf Dörfers Bitte von deinem Freunde, dem ehemahligen Feldprediger, verschwiegen. Aber wo ist Dörfer? forschte Dalbeck aufs Neue. Im Besitz der Handlung meines Onkels, im höchsten Wohlstande, frei von aller bisherigen Schwermuth, ein glücklicher Gatte und Vater. Löst mir diese Räthsel! Alle setzten sich nun unter den Schatten einiger sich über sie wölbenden blühenden Linden und Acazien. Mathilde begann:

Du, mein Dalbeck! warst für mich verloren und beinahe ohne Wunsch und Hoffnung schlich mein Leben dahin. Da starb meine Tante nach einer langen schmerzhaften Krankheit, es war mir Trost, ihr auf dem Sterbelager jeden möglichen Beistand zu leisten, und die Überzeugung, doch noch in der Welt nützen zu können, linderte in etwas meinen Gram. Länger als vierzig Jahre hatte sie das Schicksal meines Onkels getheilt, er liebte sie innig, ihr Tod zerstörte völlig die Gesundheit des ohnehin schwächlichen Greises, durch Dankbarkeit und

kindliche Liebe an ihn gefesselt, vergaß ich meinen eigenen Schmerz. Er wurde einige Tage lang höchst unruhig, sprach oft ins Geheim mit Dörfer, mir ahnete nichts Gutes, der Arzt zuckte bedenklich die Schultern, es ist etwas, sagte er, im Gemüthe des Kranken, das seine letzte Lebenskraft verzehrt. Er wurde wieder heiter, obgleich die Entkräftung beinahe mit jeder Stunde stieg. Was hältst du, sagte er, da ich einst an seinem Krankenbette saß, was hältst du von Dörfer? Es ist nach meiner Überzeugung ein vorzüglicher junger Mann. Recht mein Kind! recht, sagte er, es ist ein herrlicher Mann; sein Eifer, seine Treue, seine Einsichten haben mich aus einer schrecklichen Lage gerissen, gern möchte ich ihm reichlich lohnen. Mathilde! du bist meine einzige Erbin, mache ihn durch deine Hand glücklich, gewähre mir die letzte Bitte, Euch meine guten Kinder, ehe ich sterbe zu segnen. Konnte ich nein sagen? Ich küßte die Hand des Greises, aus allen seinen Zügen strahlte Freude, da trat Dörfer ins Zimmer. Er winkte

ihn an sein Lager. Mein Sohn! sagte er, so wünschte ich Sie nun künftig zu nennen, Sie haben viel für mich gethan, gern möchte ich Ihnen, noch ehe ich sterbe, meinen Dank zeigen. Mathilde, ich habe es längst bemerkt, ist Ihnen nicht gleichgültig, so eben hat meine gute Tochter meine Bitte erfüllt, und mir für Sie ihre Hand zugesagt. Kommen Sie, mein Sohn! er legte meine Hand in die seine. Dörfer hatte keine Worte, Thränen traten ihm ins Auge, ach und ich nahm dies für Überraschung, Dankbarkeit und Freude. Ich kniete am Bette des Greises nieder, Dörfer an meiner Seite, der Kranke richtete sich auf seinem Lager empor, er segnete uns beide, seine Thränen strömten auf uns herab, und so erhielt Dörfer den ersten Bräutigamskuß.

Mein ehrwürdiger Onkel schien durch die Freude auf Augenblicke genesen zu seyn. Ich, rief er, muß ehe ich sterbe euch noch als Eheleute erblicken. Er schickte sogleich seinen Wagen nach Dörfers Vater, einem nur wenige

Meilen entfernten Landgeiſtlichen, der nun nach ſeinem Wunſche die Sache mit ſolcher Schnelligkeit betrieb, daß er uns nach wenig Tagen, blos in Gegenwart einiger Verwandten vor dem Bette des Kranken zuſammen gab. Er wird es nicht lange machen, ſagte der Arzt, ſelbſt dieſe Heftigkeit iſt Krankheit, ich fühlte mich glücklich, ſeine letzten Stunden aufgeheitert zu haben, denn ſchon zwei Tage nach meiner Trauung war er nicht mehr.

Dörfer, dieſer gebildete junge Mann, behandelte mich zuvorkommend, mit hoher Achtung, ich ſuchte dieſe Geſinnungen zu erwiedern, und ſo war unſere Ehe nicht unglücklich. Ich ward Mutter, mein Edvard ein ſchöner Knabe machte mich unausſprechlich glücklich, ſchon konnte er den Vater- und Mutternamen lallen, da ſank er ins Grab. Ich tröſtete mich, noch lebte meine Mathilde, aber ich litt unausſprechlich, als ich auch ſie im zweiten Jahre verlor, dies war auch das Schickſal ihrer jüngern Schweſter. Mein Mann wurde ſchwei-

gend und in sich gekehrt, oft sah ich Thränen
in seinen Augen, forschte aber nicht nach
dem Grunde, denn ich maß seinen Schmerz
nach dem meinigen. Da nöthigten ihn seine
Geschäfte zu einer Reise nach Hamburg, er
kam verstört und trübsinnig zurück, ich schob
den Grund auf ungünstige Handelsverhältnisse,
aber er selbst gab mir Nachricht von unerwar-
tem sehr großen Gewinn. Ich sah, es lag
ihm etwas auf dem Herzen, wünschte sein Ver-
trauen und suchte es durch Wohlwollen zu ver-
dienen, erbetteln wollte ich es nicht. Er blieb
verschlossen, nur wenn der einzige uns noch
übrige Knabe, der freundliche Rudolph, die
kleinen Händchen nach ihm ausstreckte, auf
seinem Schooße saß, Vater! stammelte und
ihn kindlich schmeichelte, dann schien sein guter
Vogel ihn freundlich zu umschweben. Aber
ach mein Rudolph erkrankte. Dörfer ward
hier sich, er bot alle Ärzte auf, versprach
köstlich zu lohnen, umsonst! Der Knabe litt
über den schrecklichsten Zuckungen, selbst seine
Wärterin wurde durch diesen Anblick so ange-

griffen, daß sie das Zimmer verließ und auch ich, einer Ohnmacht nahe, trat auf einige Augenblicke in ein Nebenzimmer, um an einem offenen Fenster die frische Luft zu genießen, und sah noch im Hinaustreten, wie Dörfer, der mit unverwandtem Auge am Bette seines Lieblings gestanden hatte, sich daneben auf die Knie warf. Um so mehr eilte ich zurück; er aber, der Blick und Hände verzweiflungsvoll zum Himmel emporhob, bemerkte mich nicht. O du strenger Richter! rief er aus, mir dem Meineidigen, dem Verführer deine Strafe! Diese gräßlichen Zuckungen, diese Qualen, erspare sie Erbarmer der leidenden Unschuld und sende alles auf mein treuloses Haupt! Ich bebte zurück, eine solche Entdeckung hatte ich nicht erwartet. Mein armes, leidendes Kind starb erst nach einigen Stunden; noch an dem nämlichen Tage erkrankte Dörfer tödlich, ich glaubte ihm jetzt um so mehr jede Pflicht der Gattin schuldig zu seyn. Er lag in wilder Phantasie, der Arzt zweifelte an seiner Rettung. O Sophie, Sophie! rief er aus, indem

er meine beiden Hände ergriff, du nanntest ja unsern Knaben Eduard! o wenn ich auch dich nie die meine nennen darf, o so laß mich doch der Vater meines unglücklichen Kindes seyn! Georg, der alte Bediente meines Oheims, den wir im Dienste behalten hatten, war zugegen und wurde todenbleich. Was ist dir Alter? sagte ich. O daß Sie auch diese schrecklichen Dinge erfahren müssen! Solltest du etwas davon wissen? Leider! antwortete er. Ich winkte ihm ins Nebenzimmer. Du sollst nicht, sagte ich, der Ankläger deines Herrn seyn, blos um ihn zu retten, wünschte ich sein Geheimniß zu wissen, sprich! Die Thränen des Greises strömten die graue Wimper herab. Sie wissen, daß als der Herr vor wenig Monaten nach Hamburg reiste, er mich mitnahm. Der Wagen brach auf der Rückreise und wir mußten, bis er ausgebessert war, einen ganzen Tag in einem kleinen Städtchen hinbringen. Der Herr stand am Fenster des Gasthofes, es war gegen Mittag, da kamen aus dem Hause gegenüber einige kleine Mädchen, mit diesen

ein ausgezeichnet schöner Knabe, den nach wenig Augenblicken eine junge Frau, die das Fenster öffnete, bei dem Namen Eduard hineinrief. Wer ist diese Dame und wem gehört der Knabe? fragte mein Herr lebhaft. Es ist der Sohn der Madam Waldner, dieser jungen Wittwe, antwortete der Wirth, einer vorzüglichen Frau, die hier eine Mädchenschule hält. In dem Augenblicke stürzte mein Herr aus dem Zimmer, er blieb lange fort, kam mit rothgeweinten Augen zurück. Nach ein Paar Stunden mußte ich einen Brief an die Wittwe bringen, die mir zwar bekannt schien, doch ohne daß ich mich genau auf sie erinnern konnte. Sie gab mir den Knaben mit, er mußte mit meinem Herrn auf seinem Zimmer speisen. Mein Herr, der den Knaben Eduard nannte, liebkoste ihn unaufhörlich, doch konnte er sich auch dabei nicht der Thränen enthalten. Die Mutter schickte gegen Abend um ihn abzuholen, mein Herr schrieb an sie, versiegelte eine beträchtliche Summe in Golde und gab mir den Auftrag, den Knaben zurück zu bringen, und

Brief und Geld der Mutter zu übergeben. Dieſe, wie ich nun genauer bemerkte, eine wunderſchöne junge Frau, erbrach den Brief, gab mir aber, wie es mir ſchien, nicht ohne Unwillen den Beutel zurück, mit dem Auftrage, meinem Herrn in ihrem Namen eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Mein armer Herr ſchien hierüber außer ſich zu gerathen, es blieb mir nicht länger ein Geheimniß, daß etwas ſchweres auf ſeinen Herzen laſte. Ach er war nicht mehr derſelbe Mann. Oft bat ich ihn, doch alles zu vergeſſen, allein dann blickte er mich immer fürchterlich an, gebot mir das ſtrengſte Stillſchweigen und ich gehorchte, bis er ſich nun ſelbſt verrieth.

Auch ich gebot dem Greiſe die höchſte Verſchwiegenheit, Dörfer erholte ſich allmählich. Daß ich im Beſitz ſeines Geheimniſſes wäre, ahnete er nicht. Ich bemerkte oft, daß ſeine Blicke mit Wehmuth auf mir ruhten, ſah daß er mich noch Möglichkeit vermied. Der Arzt wünſchte, daß er die freie Luft genießen möch-

te, er fuhr daher nach dem Garten. Ich wußte, daß er allein war und folgte ihm. Er stand am Grabmale unsers verewigten Freundes, hatte das Haupt an die Urne gelehnt und blickte düster zur Erde. Eduard! sagte ich, auf deine Liebe habe ich kein Recht, wohl aber auf Vertrauen und Freundschaft. Ich will dir ein Geheimniß, das dir so schwer auf dem Herzen liegt, nicht abpressen, aber gibt es ein Mittel deinen Gram zu lindern, kann ich hiebei wirken so — ich beschwöre dich bei meiner Ruhe, bei meinem Glück, fordere was ich zu thun, zu leisten vermag, vergiß jede Rücksicht, schöne mich nicht! O Mathilde! rief er aus und umfaßte meine Knie, vergieb dem Elenden, der nicht sterben kann und dich, die du das höchste Erdenglück verdientest, in sein Unglück zog. Freundlich richtete ich ihn empor. Eduard! rief ich, du bist der Vater meiner Kinder, ist dir ihr Andenken lieb und werth, so beschwöre ich dich bei ihrer Asche, öffne mir dein Herz. Damit auch du mich verachtest! rief er knirschend, der ich mir schon selbst verächtlich bin!

Damit ich dich Unglücklichen tröste, dich mit deinem eigenen Herzen wieder aussöhnen kann. Mathilde! rief er, wäre es möglich? Eduard! nicht Liebe, sondern der Wille eines Sterbenden, den wir beide ehrten, knüpfte unsere Ehe, zerriß vielleicht ein früheres Band, das deinem Herzen theuer war? Du bist Vater, unsere Kinder schlummern im Grabe, traue es mir zu, daß ich auch für deinen Sohn ein Mutterherz habe. Jetzt strömten seine Thränen, ich glaubte diesen Augenblick, wo er so erweicht war, ganz benutzen zu müssen. Sagte ihm, daß er mich in seiner Phantasie selbst mit seinem Geheimnisse bekannt gemacht hätte. O, rief er, dann kennst du den Treulosen, den Verbrecher! aber ich bin kein Bösewicht, komm in die Laube, dort will ich dich ganz mit meinem Vergehen, mit meinen Leiden bekannt machen.

Daß mir dein Onkel deine Hand bestimmt hätte, ahnete ich nie; daß er mir seine Handlung zurück lassen würde, hielt ich für Gewißheit, ich war in der Blüthe des Lebens, mein

Herz frei und der Gedanke an eheliches Glück schwebte oft wie ein reizender Traum vor meiner Seele; da gestatteten es die Geschäfte der Handlung, daß ich eine Frühlingscur bei meinem Vater brauchen konnte. Dort lernte ich Sophien, eins der reizendsten weiblichen Wesen, die mit hoher Bildung, Anmuth und unerschöpflichen Frohsinn vereinigte, kennen. Sie, die selbst kaum das siebzehnte Jahr zurück gelegt hatte, war die Erzieherin der jungen Töchter des Herrn von Elmenhorst. Mein Vater, der auf dessen Gütern Prediger war, wurde von ihm als Hausfreund betrachtet, daher war ich auch beinahe täglich in diesem Hause, lernte mit jedem Tage Sophien mehr kennen und schätzen, schmeichelte mir, daß ich ihr wenigstens nicht gleichgültig war, konnte auch schon als Buchhalter unter Einschränkungen eine Familie ernähren und trug ihr meine Hand an. Sie schlug diese nicht aus, machte aber eine Forderung, die mich in die größte Verlegenheit setzte.

Ich betrachte Sie, sagte sie, als einen Freund, für den ich kein Geheimniß haben muß. Ich nenne mich hier Waldner, bin aber die Tochter jenes unglücklichen Hobald der, wenn gleich unschuldig, doch durch das Zusammentreffen der Umstände, beinahe überwiesen, den Tod des Verbrechers starb. Meine Mutter eilte den Ort zu verlassen, wo alles ihren Schmerz aufregte. Geschickt in jeder weiblichen Arbeit, legte sie in einer entfernten großen Stadt, eine Putzhandlung an, die jetzt nach ihrem Tode von meiner ältern Schwester fortgesetzt wird. An diesem Gewerbe Theil zu nehmen, war nicht nach meinem Geschmacke, besonders da meine verewigte Mutter bei den Lobsprüchen, die man meinen unbedeutenden Anlagen ertheilte, jeden Sparpfennig auf meine Erziehung gewandt hatte, und so übernahm ich hier das Geschäft der Erzieherin. An den Ort zurück zu kehren, wo mich in meinen Kinderjahren Jedermann kannte und mich bald wieder erkennen und es Ihnen vielleicht bald zum Vorwurf machen würde, die er-

me Tochter eines Hingerichteten geheirathet zu haben, hiedurch selbst in manche mißliche Verhältnisse versetzt, nicht selten schmerzlich daran erinnert zu werden, — nennen Sie es immerhin Schwäche und Vorurtheil, allein ich kann mich dort meinen Wohnsitz zu wählen nicht entschließen. Wenn Sie aber an einem andern, wo möglich entfernten Ort, auch nur ein mäßiges Auskommen finden und das Opfer, welches Sie mir hiedurch bringen, nicht zu hoch ist, dann soll es mein Stolz, meine Freude seyn, Sie für alles, was Sie der armen Sophie aufopferten, durch ihre ganze Lebenszeit, so weit es Dankbarkeit und Liebe vermag, zu entschädigen.

Zurück zu treten war unmöglich; jetzt erkrankte dein ehrwürdiger Oheim, dennoch suchte ich ein anderes Unterkommen. Mir wurde eine einträgliche Buchhalterstelle zu Nantes angetragen, ich gewann einige Täge Zeit und eilte um Sophien damit bekannt zu machen. Das liebe, dankbare Mädchen behandelte mich nun als ihren Verlobten. Zu unserm Unglücke

waren Herr von Elmenhorst und seine Gemahlin verreist, wir waren daher häufig allein und wurden in einer unseligen Stunde das Opfer unserer Leidenschaft. Jetzt entdeckte ich meinen Eltern meine Absicht; denn nach meinem Plane sollte Sophie nach wenig Tagen meine Frau seyn. Allein mein Vater, der Reichthum für das höchste Erdenglück hielt, und mich schon immer als den künftigen Inhaber der grossen Hilgertschen Handlung betrachtet hatte, wurde außer sich, meine Mutter weinte bei dem Gedanken, die Tochter eines Verbrechers als Schwiegertochter zu umarmen. Ich blieb unerschüttert, tröstete Sophien durch die erneuerten Schwüre meiner Treue und eilte zurück. Ich fand bei meiner Rückkehr wichtige Briefe, die Hilgertsche Handlung schwebte in der größten Gefahr, der ehrwürdige Greis, dem ich so viel verdankte, wurde hiedurch dem Tode nahe gebracht. Da ich jetzt uneigennützig handeln mußte, schien es mir um so mehr heilige Pflicht, alle meine Kräfte aufzubieten. An ein anderes Unterkommen konnte ich jetzt gar nicht,

ſelbſt an Sophie nur ſelten denken. Meine Bemühungen wurden vom glücklichſten Erfolge begleitet, der Sterbende glaubte mir lohnen zu müſſen, du ſtandeſt vor mir in aller Fülle der Jugend und Schönheit, hatteſt eingewilligt. Sie liebt dich, ſagte mir meine Eitelkeit, alle die Verführungen, die Glanz und Reichthum darbieten können, ſtürmten auf mich ein. Bald erwachte die Reue, ich wollte mich dir entdecken; aber mein Vater, meine Mutter, von dem Sterbenden eingeladen, ſtürmten auf mich ein, durch ihr Mitwirken wurde alles aufs Äußerſte beſchleunigt, du weißt das Übrige. Wiederholentlich ſchrieb ich an Sophien, ſuchte mich zu entſchuldigen, bot ihr eine anſehnliche Summe als Ausſteuer, meine Briefe kamen unerbrochen zurück, ſie verließ nach wenig Monathen das Haus des Herrn von Eimenhorſt. Jede Spur von ihr verſchwand, Reichthum, Arbeit und dein Beſitz veranlaßten, daß die Stimme des erwachten Gewiſſens immer leiſer ward. Da ſtarben unſere Kinder und jetzt rief es unaufhörlich in meinem Innern: Elen-

der! du bist der Vaterfreuden nicht werth! Das Glück begünstigte jede meiner Unternehmungen, mein Wohlstand stieg mit jedem Tage, und doch hatte ich keinen frohen Augenblick. Da reiste ich vor wenig Monathen nach Hamburg und fand zufällig Sophien wieder. Sie war Mutter eines beinahe achtjährigen Sohnes, ich näherte mich ihr, wurde mit Kälte zurück gewiesen; ich bot ihr meine Unterstützung für den Knaben an. O, sagte sie mit einem schneidenden Tone, wer nach dem was Sie gethan hatten, die Mutter vergessen konnte, dem kann auch diese weder ihr Kind anvertrauen, noch das Glück desselben verdanken. Doch gab sie es zu, daß Eduard mich auf einige Stunden besuchen konnte. Der schöne, fähige Knabe entzückte mich, er war für mich verloren. Noch tröstete mich mein Rudolph, barmherziger Gott! auch er wurde dem verbrecherischen Vater entrissen.

Daß unter den jetzigen Verhältnissen kein Glück mehr durch mich für Dörfer blühte, ich

an seiner Seite nicht glücklich, nicht einmal ruhig seyn konnte, sah ich ein. Ich trat mit Sophien in Briefwechsel, anfänglich lehnte sie alle Anträge ab, allein da ich ihr Dörfers schreckliche Lage, seine Reue schilderte, als Mutter zu ihrem Herzen sprach, vergab sie dem Reuigen, und willigte in meine Vorschläge. Jetzt machte ich Dörfern erst mit allem bekannt, er fühlte sich so tief gebeugt, so beschämt und erniedrigt, daß es mir Mühe kostete ihn wieder aufzurichten. Bei Übereinstimmung unseres Willens wurde unsere Ehe sehr bald getrennt. Es kostete mir Mühe zu hindern, daß Dörfer, ein Millionair, mir nicht mehr als den Nachlaß meines Onkels aufdrang. Er überließ die Handlung, wovon er sich nur einen Antheil vorbehielt, einem bewährten Freunde, legte einen Theil seines Capitals in sichern Fonds an, kaufte ein reizendes Landgut im Holsteinschen und lebt dort mit Sophien, die ihrem Edvard schon zwei Geschwister geschenkt hat, zufrieden und glücklich.

Sein Glück weckte auch die Erinnerung an dich. So lange Zinkmar lebte, war jeder Versuch dich zu retten vergeblich und Doctor Funk, der Bruder meiner Mutter, glaubte als Arzt, nachdem er, was man in den Acten gegen dich angebracht hatte, mitgetheilt erhielt, jede Annäherung widerrathen zu müssen. Dörfer war mit deinem Freunde, dem ehrlichen Magister Rohde in Briefwechsel getreten, diesen setzte ich fort; alle die guten Nachrichten, die ich nach deiner wieder erlangten Freiheit erhielt, alles was ich von deiner für mich immer gleich gebliebenen Neigung erfuhr, vermochten, so sehr auch mein Herz für dich sprach, die Zweifel des bedenklichen Arztes nicht zu heben. Da wurden diese Güter verkauft, ein Drittel meines Vermögens reichte hin, sie zu bezahlen, aber schon schüttelte mein guter Oheim bedenklich den Kopf, als ich ohne sein Wissen diesen Kauf abgeschlossen hatte. Wenn, sagte er, Ihr Anblick, oder irgend eine heftige Gemüthsbewegung das jetzt aus Theilnahme, Freundschaft und Milde abgeläugnete

Übel dennoch zum Ausbruch brächte? Der Gedanke war gräßlich, doch ich vermochte meinen Empfindungen nicht zu widerstehen und so brachte mein Oheim die gefahrvolle Prüfung in Vorschlag, mich dir als Taubstumme vorzustellen; du hast zu meiner unaussprechlichen Freude die Prüfung bestanden, und, fügte Funk hinzu, indem er eine Thräne vom Auge trocknete, Gott segne Euch!

Halle, gedruckt in der Ruffschen Buchdruckerei.

Er

Lu

in der

ßählungen.

Von

dwig von Baczko.

Zweiter Band.

Halle und Leipzig,
Ruffschen Verlags-Buchhandlung
1823.

Der Ring.
Das Ahnungsvermögen.
Der Kassendefect.
Stolz, Rachsucht und Liebe.

Erzählungen

von

Ludwig v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Russischen Verlags-Buchhandlung
1823.

Der Ring.

Julie wandte ſchnell den Blick auf ihre Stickerei, als die Mutter ins Zimmer trat. Er hatte auf dem Spiegel am Fenſter geruhet, worin man Jeden, der in die Straße trat, erblicken konnte. Voll banger Erwartung pochte ihr Herz, die Wangen glühten. Der guten Mutter blieb dies nicht unbemerkt, und da Julie, auf ihre Frage, einen unbedeutenden Kopfſchmerz vorſchützte, ſetzte ſie ſich mit ihrem Strickzeuge zu ihr an das Fenſter. „Sieh doch!“ rief ſie, als eben ein Wagen vor der Thüre hielt, „da ſchickt der brave Amtmann wieder einen ganzen Wagen voll Lebensmittel, für die arme Herborn. Man ſage mir von dieſem Zohlen, was man wolle; Jugend, heftige Leidenſchaften und der Reich-

thum, der so Manchen verführt, haben freilich auch ihn früher zu manchen nachtheiligen Handlungen hingerissen; aber seine Gutmüthigkeit, der herrliche Gebrauch, den er jetzt von seinem Reichthume macht, wer sollte ihn dafür nicht hochachten?" Julie seufzte; denn sie wußte, daß der reiche Amtmann Absichten auf ihre Hand hegte. Die Frau des Commerzienrath Meyer, eine Jugendfreundin ihrer Mutter, hatte dieser und ihr selbst Winke gegeben, daß derselbe, sobald er nur nicht fürchten dürfe, einen Korb zu bekommen, mit dem Heirathsantrage nicht säumen würde. Du weißt, fing die Mutter an, mein Vater, ein armer Landprediger, hinterließ mir nichts, als seinen Segen, und als ich, nach seinem Tode, bei entfernten Verwandten aufgenommen wurde, da blieb ich von deinem guten Vater nicht unbemerkt. Meine Abhängigkeit, manche Härte, die ich erdulden mußte, erzeugten sein Mitleid, die Geduld, womit ich mein Leiden ertrug, Theilnahme, daraus ward Liebe. Dein Vater war arm, aber er

besaß nicht gemeine Kenntnisse, die Liebe und den Beifall seiner Vorgesetzten, und würde, hätte er sich in ihre Pläne gefügt, gewiß eine einträgliche Versorgung erhalten haben. Allein ohne auf ihren Rath zu achten, nahm er eine ärmliche Sekretärsstelle an, um mir, die ich ihn innigst liebte, seine Hand anbieten zu können. Wir übersahen Alles, was uns im Wege stand; glaubten die nicht unbeträchtlichen Schulden, die wir zu unserer ersten Einrichtung machten, schnell abtragen zu können, und bauten glänzende Luftschlösser, in der Hoffnung, daß Kenntnisse, Fleiß und Rechtschaffenheit deinen Vater bald zu einem einträglicheren Amte befördern müßten. Das unbedeutende Wittwengehalt, welches er mir nur, wegen unsers geringen Einkommens, versichern konnte, schien mir, bei dem, was ich durch meine Häuslichkeit zu ersparen hoffte, keine Besorgnisse zu verdienen. Anfänglich zahlten wir wirklich einige kleine Summen ab; aber ich wurde Mutter, die Ausgaben mehrten sich, die wichtigsten Gönner deines Vaters,

gegen die er durch die Heirath verſtoßen hatte, wurden kalt, er blieb in ſeinem ärmlichen Poſten, unterdrückt durch die Laſt der Geſchäfte. Dein Bruder, unſer Stolz, unſre Freude, zu deſſen Erziehung wir Alles, was wir uns abzuſparen vermochten, angewandt hatten: der muthige Jüngling griff zu den Waffen; dein Vater, voll Liebe für ſein Vaterland, dem er jedes Opfer zu bringen bereit war, befeſtigte ihn in ſeinem Entſchluſſe. Wir gaben das Letzte zu ſeiner Ausrüſtung hin, er lohnte uns reichlich, erwarb das eiſerne Kreuz, fand aber bei Ligny den Tod. Dein Vater hätte mit ihm Alles verloren; ich mußte meine Thränen verbergen, um ihn zu tröſten. Auch er wünſchte mich aufzurichten, ſeine Thränen floſſen nur inegeheim; aber er welkte hin. Während ſeiner langwierigen Krankheit leiſtete ich, ſo lange ich vermochte, was der Arzt forderte, Nichts war mir zu koſtbar. Aber da es überall mangelte, o mein Kind! bei einem Herzen voll Liebe iſt dies doppelte Pein! Und wenn ich ſehe, wie du unabläſſig arbeiteſt, und

dir Alles versagst, um nur das Unentbehrliche, wozu mein kleines Wittwengehalt nicht hinreicht, aufzutreiben; o Julie! dann fühle ich schmerzlich: daß, um als Gattin, als Mutter nicht unglücklich zu seyn, einiges Vermögen unentbehrlich ist." Sie trocknete eine Thräne, auch die von Julien flossen reichlich. „Liebe, gute Mutter!" rief sie, „ich kann meinen Unwillen gegen diesen Zohlen —"

Du bist unversöhnlich, ich weiß es, du kannst den Kanarienvogel nicht vergessen!

Und bleibt die Sache nicht gräßlich, sich in Herborns Zimmer zu schleichen, und dem armen, niedlichen Thierchen den Hals umzudrehen, und dies nur darum, weil Herborn, der jeden Augenblick der Erholung auf den Unterricht seines Lieblings verwandt und diesen ein Paar kleine Lieder zu pfeifen gelehrt hatte, ihn nicht an Zohlen, der ihn zum Geschenk für eine zweideutige Dirne bestimmt hatte, verkaufen wollte!

Vergißt du aber auch, daß er ihm nachher den doppelten Preis zusandte?

O, das war Übermuth des Reichen, der Alles mit Geld zu beschwichtigen glaubt, und der dennoch den Abscheu jedes Redlichen für diese Handlung, wodurch er einen Armen und seinen Verwandten kränkte, in vollem Maaße verdiente. Es freute mich, daß Herborn Kraft genug hatte, das Geld auszuschlagen und die That zu verschweigen. Auch wir, hätten wir nicht mit ihm in einem Hause gewohnt, würden es nie erfahren haben.

Sollte nicht auch Theilnahme für den Beeinträchtigten? — sie blickte Julien scharf ins Auge, die, um die steigende Röthe und ihre Theilnahme zu verbergen, lebhaft fortfuhr: und dieser vierschrötige Zohlen, mit dem breiten gelben Gesichte, den kleinen Augen und den dicken, borstigen, schwarzen Augenbraunen, der mit der Behendigkeit eines Tanzmeisters aufzutreten, seine Baßstimme in einen sanften Ton umzuschaffen, und immer nur ein freundliches Lächeln zu erheucheln sucht — die Benennung eines Tigeraffen, die

ein Schriftsteller einst dem Menschen gab: ich finde sie höchst passend für ihn.

Julie, wenn die Tochter nicht die Mutter zu ihrer vertrautesten Freundin wählt, so ziemt es dieser nicht, sich Vertrauen zu erbetteln; aber zu warnen ist Mutterpflicht. Der sanfte Herborn, dieser schöne junge Mann, der, um sich und seine alte Mutter zu ernähren, täglich einige Stunden in der Musik gibt, sich Alles entzieht, die Nächte schlaflos hinbringt, um weiter zu studiren, und die ihm von dem Gerichte zugetheilten Arbeiten zu beendigen, glaubst du denn: daß ich den jungen Mann nicht darum hochachte? Doch, warum sollte ich es dir jetzt verheimlichen? Ich hielt es für Pflicht, sobald ich eure aufkeimende Leidenschaft bemerkte, ihr entgegen zu wirken, und läugne gar nicht, daß ich mit Freuden den Vorwand ergriff, ihn zu bitten: zu Ersparung seiner Zeit, die zwei Stunden, die er dir wöchentlich auf dem Klavier Unterricht gab, bis nach seiner zweiten Prüfung auszusetzen. Als ich, um dein kleines Talent

auszubilden, hierzu dem Antrage seiner Mutter, meiner Jugendfreundin, aus mütterlicher Eitelkeit Gehör gab, handelte ich unvorsichtig, und mußte nun, dies wieder gut zu machen, bemüht seyn. Daher rief ich auch heute die Geschichte meiner Ehe in dein Gedächtniß zurück; ich und dein Vater liebten uns innig, unsere Liebe gründete sich auf Achtung. Er war ein guter herrlicher Mann, ich strebte eine redliche Gattin und Mutter zu seyn, und doch waren wir nicht glücklich; denn die Beschränktheit unserer Einnahme machte unser Leben traurig und kummervoll.

Man hörte ein leises Klopfen. Das ist er! rief Julie. Herborn trat ins Zimmer, sein Auge glänzte vor Freude. O ich kann es mir nicht versagen, Ihnen mein Glück mitzutheilen. Bei meiner Prüfung bin ich mit einer unverdienten Güte, mit einem Wohlwollen behandelt worden, das meine schönsten Hoffnungen übertraf. Man wünschte mir Glück zu meiner Prüfung; der Präsident, dieser herrliche Mann, versprach, für meine Be-

förderung zu sorgen, und nun, ich kenne Ihre gütige Theilnahme, eilte ich, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen; erlauben Sie aber auch, daß ich mich sogleich entfernen darf, um meiner guten Mutter die fröhliche Botschaft zu bringen. Er eilte aus dem Zimmer, Julie küßte mit Freudenthränen die Hände ihrer Mutter, die auch innigst bewegt die gute Tochter in ihre Arme schloß. An Zohlen ward nicht weiter gedacht; Herborn aber erhielt auf seine Bitte die Erlaubniß, am folgenden Tage die Clavierstunde zu erneuern.

In der That war der bescheidene und kenntnißreiche junge Mann, der Gegenstand des allgemeinen Wohlwollens; die unverdrossene Thätigkeit, der redliche Eifer, womit er seine Geschäfte betrieb, machten ihn, in dem schon Jeder den guten Sohn ehrte, Allen lieb und werth, die Sinn für Verdienst und anspruchlose Tugend hatten. Bestimmt wagte er es noch nicht, Julien seine Hand anzutragen; aber seine Mutter konnte unmöglich ihre Empfindungen länger bergen, und das herz-

liche Wohlwollen, das sie Julien jederzeit bezeigte, wurde von dieser eben so innig erwiedert.

Einst waren die beiden Mütter allein. Mathilde, begann die Wittwe Herborn, wir waren Freundinnen seit unserer Kindheit, — und werden, liebe Karoline' antwortete die Wittwe Sellau, es auch gewiß bis ans Grab bleiben. Und unsre Kinder? fragte die Erste forschend. Gott schenke ihnen, was zu ihrem Frieden dient! doch müßte ich heucheln, wenn ich dir verbergen sollte, daß der Gedanke an unsre Armuth, und der: daß einst, wenn unsere Kinder ein Paar werden sollten, ihnen die Unterhaltung von zwei Schwiegermüttern zur Mitgift wird, manche stille Thräne erzeugt.

O, es ist ein Gott, vor dessen Throne unsere entschlummerten Männer stehen, ihr Gebet und unser Segen, glaube mir, Mathilde! es ist keine geringe Aussteuer. Ich dürfte nichts von meinem Sohne fordern; der reiche Zohlen, wenn gleich nur ein entfernter

Verwandter, oft hat er mir sein Haus angeboten, mich beschworen, den Aufenthalt bei ihm zu nehmen; allein davon darf ich meinem Eduard Nichts sagen, der schon immer betrübt ist, so oft Zohlen mir einige Lebensmittel schickt, die ich doch nicht füglich ausschlagen kann. „O der unglückselige Kanarienvogel!“ Nicht dieser allein, liebe Mathilde! sondern der Uebermuth und die Anmaßung, womit Zohlen, als Student, meinen Eduard, als er noch Schüler war, und auch hernach, als er auf die Universität kam, behandelte, haben sein Herz ganz von ihm abgewandt. Vergeblich sage ich ihm: der Mensch kann sich bessern, mache ihn auf manche gute Handlungen Zohlens aufmerksam. Umsonst! So wehe es mir thut, ich muß mir bekennen: daß mein Eduard eben so unversöhnlich gegen seine Feinde, als fest in der Freundschaft ist.

So war nun die Sache beiden Müttern deutlich. Sie ward es auch dem jungen Paare; diese dachten sich ihre Zukunft in den reizendsten Farben, und selbst im Schlafe schilderten

ihnen ihre Träume das höchste Glück. In beiden Müttern erwachte die Erinnerung ihrer Jugendjahre; auch ihnen ward so wohl, auch sie machten ihre Pläne, und ordneten schon so Manches zu der künftigen kleinen Haushaltung. Die Sache blieb kein Geheimniß. Julie galt für das schönste, liebenswürdigste Mädchen der Stadt; alle Jünglinge priesen Herborn, alle Mädchen Julien glücklich. Einst hatte Herborn auf dem Gerichte einen Vortrag gehalten, der allgemeinen Beifall fand. Junger Mann, sagte der Tribunalsrath von Berg, als sie aus der Sitzung gingen, Sie müssen doch das große Examen machen. Herborn zuckte schweigend die Schulter.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, sagte der ehrwürdige Greis, auch ich war arm, und lieh die dazu erforderlichen Kosten; ich liebte und heirathete das geliebte Mädchen, sobald ich Assessor ward. Ich, ein Adelicher, wurde durch manches Verhältniß mehr am Sparen gehindert, als in Ihrer Lage geschehen kann. Der Vater Ihrer Braut war mein Universi-

tätsfreund, es ging ihm nicht nach Verdienſt, und mein Vermögen iſt gering; aber ich wünſche das Glück ſeines Kindes, ich wünſche auch Ihr Glück; machen Sie daher nur die erforderlichen Anſtalten, die Koſten ſchieße ich vor, und Sie zahlen mir ſolche in kleinen Poſten zurück.

Eduards Freude war grenzenlos; die Mütter vergoſſen Freudenthränen. Noch hatte Mathilde den Ring, den ſie von ihrem verſtorbenen Gatten am Tage der Verlobung erhielt; auch Eduards Mutter beſaß ein ähnliches Andenken von ihrem verſtorbenen Gatten. Der Magiſter Weber, ſein alter Freund, wurde eingeladen; er hatte Eduard und Julie getauft, beiden den Religionsunterricht ertheilt. Der redliche Greis verlobte das junge Paar. Freude verjüngte die Alten, und Julie und Eduard glaubten nicht, daß ihr Glück noch einer Erhöhung fähig wäre. So vergingen zwei Tage. Früh an einem Morgen hörte Julie ihren Eduard ſo heftig, ſo zornig ſprechen, als ſie ihn noch nie gehört hatte, und

eine alte Frau kam weinend die Treppe hinab. Was iſt, um Gotteswillen! was iſt? fragte Julie. O er hat mich zum Zimmer hinausgeworfen, rief die Alte; aber, fügte ſie knirſchend hinzu, es ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen!

Julie ſuchte verſchiedentlich das Geſpräch auf die Alte zu lenken; allein Eduard wich aus. Doch ſchien er traurig und in ſich gekehrt; es mußte ihm etwas auf dem Herzen liegen. Jene reine Freude, jene ungetrübte Heiterkeit, die bisher bei dieſen guten Menſchen geherrſcht hatte, ſchien verſchwunden, und eine ſonderbare Spannung an die Stelle getreten zu ſeyn. Julie weinte im Stillen, ſie wußte ſich ſelbſt keinen beſtimmten Grund ihrer Thränen anzugeben; aber ein banges Ahnen verfolgte ſie unaufhörlich. Der Mutter blieb dies nicht unbemerkt. Ich will mich nicht, ſagte ſie, in fremde Geheimniſſe eindrängen; aber bei Herborn und ſeiner Mutter geht etwas Schreckliches vor, und wenn ſie auch das größte Unglück betroffen hätte, in unſern Verhältniſſen ſind ſie uns die Mitthei-

lung schuldig. Kein Unglück ist so groß, daß nicht noch einige Hülfsmittel seyn sollten; wozu also dies Schweigen? Sie kämpfte noch mit sich selbst, ob sie länger ruhig bleiben, oder freimüthig nach dem Grunde dieses Betragens forschen sollte. So standen die Sachen, als der Zuspruch des Magister Weber, dieses theuern Greises, erfolgte. Allein die Wehmuth, womit sein Blick auf Julien ruhte, und ein, ohne nähere Veranlassung eingeleitetes Gespräch, über die Nichtigkeit der Erdenfreuden, machten, daß Mutter und Tochter bleich und voll banger Erwartung auf den Greis blickten. Es ist kein Übel, fuhr dieser fort, so groß, daß nicht Gott, der Freund des Guten und der Beschützer der Unschuld, dahin Mittel senden könnte, wo keine menschliche Hülfe möglich scheint, und ihm auch in einem solchen Augenblicke zu vertrauen, zeigt die höchste Würde des Christen. Julie zerfloß in Thränen. Um Gotteswillen! was ist vorgefallen? rief die Mutter. Vor wenig Tagen, fuhr Weber fort, kommt eine Frau zu dem Referen-

darius Herborn, und fordert von ihm die Rückgabe ihres Trauringes, den sie, als sie ein Geschäft auf dem Gericht gehabt, verloren hätte. Herborn erstaunt über diese Forderung, sie aber versichert: daß er den Ring aufgehoben und zu sich gesteckt habe. Es entsteht ein Wortwechsel, er wird heftig, wirft die Frau aus dem Zimmer; diese wird klagbar, stellt einen Menschen, der sich zu der nämlichen Zeit auf dem Gerichte befand, zum Zeugen auf: daß Herborn den Ring aufgehoben und eingesteckt habe. Diese Aussage ist beeidigt, und Herborn, so sehr ihn auch Jedermann für unschuldig hält, ist es nicht vor den Augen des Gesetzes. Wie kann man ihn, rief Julie, den allgemein anerkannt rechtschaffenen Mann, eines solchen Vergehens schuldig halten? Seine Richter halten ihn nicht für schuldig, aber das Gesetz verurtheilt ihn. Lassen Sie mich, rief die Mutter, ganz den Wermuthskelch ausleeren! Was können die Folgen davon seyn? Diese wage ich nicht zu bestimmen, aber Rechtsgelehrte glauben, daß seine Anstellung

in unſerm Staate nicht weiter zu erwarten ſteht. Barmherziger Gott! rief Julie; ihre Mutter ſank in dem Augenblicke ohnmächtig nieder. Der ehrwürdige Weber handelte als Freund, that zum Troſt, zur Beruhigung der Leidenden, was er vermochte. Am Abende kam ein Brief von Herborn an Juliens Mutter. Weber, der ſeinen Beſuch wiederholt hatte, öffnete und las —

„Von der Hoffnung des höchſten Glücks bin ich jetzt in das tiefſte Verderben hinabgeſchleudert. Julie, dieſe engelreine Seele, kann nur die Gattin eines Mannes werden, der frei von jedem Flecken iſt. Meine Unſchuld kennt Gott, alle gute Menſchen halten ſich davon überzeugt, ſie beweiſen kann ich nicht; und geſetzt, daß Mitleiden mich noch zu retten verſuchte, geſchändet und verachtet, kann ich hier nicht länger ein Daſeyn fortſchleppen, wo ich überall bei den guten Menſchen Mitleiden, und in den Mienen nicht bloß des Tückiſchen, ſondern ſelbſt des Ununterrichteten, Spott und Verachtung zu ſehen glaube. Gottes Barm-

Herzigkeit wird mich vor Wahnsinn schützen, — ihm zu entgehen, eile ich in ein Paar Tagen von hier, wo Alles mich an meine gescheiterten Hoffnungen, mein Unglück, meine Schmach erinnert. Mein Leben werde ich noch der Vertheidigung der Unschuld und des Rechts weihen, und meinen Tod hoffentlich auf dem Schlachtfelde finden. Trösten Sie Julien, die ich einst die Meine nennen zu können hoffte, durch die Versicherung: daß ich ihrer nie unwerth war; lindern Sie den Schmerz meiner Mutter, so viel Sie vermögen, und beten Sie für einen Unglücklichen, den Sie einst Ihren Sohn zu nennen nicht unwürdig fanden."

Der innere Frieden, der bisher unter diesem Dache wohnte, war völlig dahin geschwunden. Jeder ging dem Andern aus dem Wege, um ihm den Anblick seiner Leiden zu verheimlichen; aber das rothgeweinte Auge verrieth, was ein erzwungenes Lächeln zu verbergen suchte. Daß Herborn sein Klavier, seine Bücher, selbst den größten Theil seiner

Kleidungsstücke, und die Mutter Alles, was sie noch von einigem Werthe besaß, zu verkaufen suchten, um die Kosten der nahen Reise zu bestreiten, blieb kein Geheimniß. Vergeblich suchten Julie und ihre Mutter in weiblichen Arbeiten Zerstreuung; sie waren emsig damit beschäftigt, als unerwartet der Amtmann Zohlen unangemeldet ins Zimmer trat. Verzeihen Sie, sagte er, meine Kühnheit; ich fürchtete, wenn ich mich melden ließ, nicht angenommen zu werden, und doch wünsche ich meinem unglücklichen Vetter noch einen Dienst zu leisten. Sie wissen es wahrscheinlich nicht, daß ich während meinen Reisen meine Anlage für Mahlerei in etwas auszubilden suchte, und ich hoffe: daß Sie es dem Künstler verzeihen werden, wenn er da, wo Schönheit und ein edler Ausdruck auf ihn wirkten, sie darzustellen bemüht war. So entwarf ich dies Gemälde der Demoiselle Sollau; ich weiß, welchen hohen Werth es für den unglücklichen Herbern haben wird, besonders wenn er solches, er verneigte sich gegen Julien, aus

Ihrer Hand erhält; es wird für ihn ein Palladium seyn, welches ihn gegen Verzweiflung schützen, und durch schöne Erinnerungen dem Leben noch einigen Werth beilegen wird. Verzeihen Sie daher die Bitte, mir noch eine Stunde zu schenken, um die Ähnlichkeit erhöhen zu können.

Er zeigte jetzt das in einer goldenen Kapsel befindliche Gemälde. Mutter und Tochter ließen seiner Kunst Gerechtigkeit widerfahren, und erstaunten, da er noch eine Stunde daran gearbeitet hatte, über die sprechende Ähnlichkeit. Indeß fragte ein Bedienter nach Madam Herborn und ihrem Sohne. Beide waren nicht zu Hause. Habe ich, fragte der Bediente, die Ehre, Frau Secretär Solau zu sprechen? Dies wurde bejaht. Dann erbitte ich mir eine Quittung über die in dieser Rolle befindlichen hundert Ducaten, die ich nebst diesem Briefe dem Herrn Referendarius Herborn abzugeben bitte. Und von wem? Der Brief besagt das Nähere. Wahrscheinlich, sagte Zohlen, der dies Gespräch gehört

hatte, von dem Tribunalsrath von Berg, der, wie ich höre, nebſt einigen ſeiner Freunde die Abſicht hegt, meinem Vetter die Koſten der Reiſe nach Griechenland zu erleichtern. Dies verſcheuchte alles Bedenken; das Geld wurde angenommen, die Quittung ertheilt, und Zohlen, der jetzt das Bildniß Julien überreichte, entfernte ſich.

Herborn kam erſt in der Nacht nach Hauſe. Er, der ſeine Entlaſſung zu erhalten befürchtete, hatte ſie ſelbſt genommen, und bei ſeinem hohen Schamgefühle die Dunkelheit erwählt, um noch von Einigen, die ihm theuer waren, Abſchied zu nehmen. Früh am folgenden Morgen trat ſeine Mutter ins Zimmer ihrer Freundin. Mein Sohn gedenkt in einer Stunde abzureiſen. Iſt ihm, fragte ſie ſchluchzend, das letzte Lebewohl zu ſagen vergönnt? Julie breitete ſprachlos die Arme aus, die Mutter öffnete die Thüre und Herborn ſtand im Zimmer. Er war leichenblaß und ſchlug das verwilderte Auge zu Boden. Juliens Mutter wünſchte das ſchreckliche

Schweigen zu brechen. Hier, ſagte ſie, ein Brief, wie ich vermuthe, von dem Tribunalsrath von Berg. Er riß den Brief auf.

„Hochachtung und Freundſchaft bitten Sie, dieſen Beweis der innigſten Theilnahme gütig aufzunehmen.“ Ohne Unterſchrift? Ich will den Menſchen nichts verdanken, nichts, nichts will ich von ihnen. Auch dies nicht? ſagte die Sollau, indem ſie die Kapſel des Gemäldes aufdrückte, welches Julie in der Hand hielt. Er warf einen Blick auf das Gemälde und ſtürzte vor ihr nieder. Engel! rief er, findeſt du mich deſſen noch werth? Sie hatte eine Schnur aus ihren Haaren dazu geflochten, und hing es ihm um. Er drückte ihre Hände an ſeinen Mund; ſeine Thränen floſſen darauf. Er war jetzt ſo weich, ſo innig gerührt, und ließ ſich daher auch zu Annahme des Geldes bewegen. Alle hatten keine Worte, nur Thränen. Ein Bedienter brachte einen Brief an Madam Herbern. Er war von Zohlen und enthielt die Bitte: da ſie wahrſcheinlich ihren Sohn gern begleiten würde,

ſich doch ſeines Wagens bis zu der erſten Station zu bedienen, wohin er ſich jetzt zu Pferde begeben hätte. Er verſprach der Unglücklichen, Leidenden, die Stelle des Sohnes zu erſetzen, und bat ſie: nicht nach der Stadt zurück zu kehren, ſondern ihn, wenn es auch vorläufig nur auf einige Tage wäre, auf ſeinen nahe gelegenen Landſitz zu begleiten, wo ſie von einer durch ihn eingeladenen Predigerwittwe, einer Jugendfreundin, erwartet würde. Schon hörte man das Poſthorn; Herbern eilte, dem Poſtillion zu ſagen: daß er erſt auf der nächſten Station einſteigen würde. Er kehrte noch auf einige Augenblicke zurück; Julie war einer Ohnmacht nahe, zitternd drückte ſie ihm die Hand, er küßte die bleiche Lippe, legte ſie der Mutter in den Arm und eilte dem Wagen zu.

Auch jetzt bewährte ſich die treue Freundſchaft des ehrlichen Weber, der Alles, was Religion und Tugend vermochten, zum Troſte der Unglücklichen aufbot. Julie erkrankte; Jugend und ungeſchwächte Geſundheit ſtellten

ſie nach einigen Tagen wieder in ſo weit her, daß ſie an der Seite ihrer Mutter in die Kirche zu gehen vermochte. Beim Herausgehen bemerkten ſie den Bedienten, welcher den Brief und die hundert Ducaten gebracht hatte, und hinter einem ältlichen Ehepaare ging. Sie fragten die Commerzienräthin Meyer, die ſich eben näherte, wer dieſes Paar wäre? Der Juſtizcommiſſarius Eichholz und ſeine Frau, lautete die Antwort. Wahrſcheinlich der Freund des Tribunalsrath von Berg?

„Schwerlich!“ „Oder des Präſidenten?“ „Gewiß nicht.“ Dürfte ich wohl um den Grund dieſer beſtimmten Erklärung bitten? Warum nicht? Eichholz gilt für einen unſerer erſten Rechtsgelehrten; aber Männer wie Berg und der Präſident ziehen ſich auch gewiß von dem ſo höchſt gewinnſüchtigen, ränkevollen Manne zurück. Sie lenkten in eine benachbarte Straße, wo Zohlen, der ſie nicht bemerkt hatte, mit Eichholz vor ihnen herging. Er hatte Herborns Mutter in die Stadt zurück gebracht, die ihnen ſeine liebevolle Aufmerk-

ſamkeit, ſein zuvorkommendes Benehmen nicht genug preiſen konnte. Denke doch, ſagte ſie, liebe Mathilde! die hundert Ducaten ſind nicht von dem Tribunalrathe von Berg. Die ſchnelle Abreiſe meines Sohnes, und die Kälte, womit der Antrag zu einer Subſcription für Eduard aufgenommen wurde, veranlaßte, daß ſie nicht zu Stande kam.

Ich weiß jetzt beſtimmt, ſagte die Sollau, daß der Bediente des Juſtizcommiſſarius Eichholz ſie überbrachte. Dann, rief die Herborn, ſind ſie von Zohlen; denn Eichholz iſt ſein Conſulent.

Gegen ihn, der ſich nun nicht weiter in dem Hauſe blicken ließ, erloſch bei Julien auch das letzte Fünkchen des Unwillens, und Alles, was er für Herborn gethan hatte, erſchien ihr jetzt im Glanze der reinſten Herzensgüte. Die Herborn ward hierdurch ſo gerührt, daß ſie das Anerbieten, den Überreſt ihres Lebens bei ihm hinzubringen, annahm; und jeder ihrer Briefe, worin ſie Julien die ihres Sohnes mittheilte, enthielt eine Lobſchrift auf den edeln,

herrlichen Mann, den Gott ihr zum Troſte geſendet habe, und von dem ſie mit kindlicher Liebe behandelt würde. So vergingen drei Monate; und wenn gleich Edwards Andenken nicht erloſch, ſo hatte doch der erſte Schmerz ſeine Heftigkeit verloren. Zohlen erſchien nun ein Paar Mal, mit kleinen Aufträgen ſeiner lieben Mutter Herborn, wie er ſie zu nennen pflegte, und wurde freundlich aufgenommen. Aber da er einſt in einer ähnlichen Abſicht erſchien, trat ihm Julie mit rothgeweinten Augen entgegen. Ihre Mutter war ſchon ſeit einigen Wochen ſehr krank, der Arzt meinte, der Frühling, wo möglich der Genuß der Landluft, würden die Leidende herſtellen; allein ſie fürchtete viel. Zohlen zeigte die lebhafteſte Theilnahme, bat um die Erlaubniß, auch ſeinen Arzt, den berühmteſten der Stadt, herzuſenden. Julie dankte, aber er machte ihr die Annahme ſeiner Bitte ſo ſehr zur kindlichen Pflicht, daß ſie ſolche nicht ablehnen konnte. Am folgenden Tage erſchien Madam Herborn, von Zohlen zur Pflege ihrer Freundin in die

Stadt geſandt, und mit ſo Manchem verſehen, was der Kranken Erleichterung oder einigen Genuß gewähren konnte. Wir haben doch dem guten Zohlen ſehr zu viel gethan, ſagte dieſe. Gewiß, gewiß! rief die Herborn; heftige Leidenſchaften riſſen den Jüngling oft hin, ſeine Vernunft hat ihn dieſe Leidenſchaften beherrſchen gelehrt, und von ſeiner allgemeinen Heftigkeit iſt nur der rege Eifer für jedes Gute übrig geblieben. Der Beiſtand des von ihm geſandten Arztes wirkte höchſt vortheilhaft auf die Kranke; ſie erholte ſich, wenn gleich nicht völlig, und Zohlen, der beinahe wöchentlich die Herborn zu einem Beſuche nach der Stadt begleitete, war bald als Hausfreund willkommen. Er hatte einen Brief Eduards aus Marſeille empfangen, worin dieſer, wenn er kein Fahrzeug nach Griechenland erhalten könnte, ſich nach Livorno einzuſchiffen erklärte. Er gedachte mit Rührung ſeiner Lieben und ſeines Vaterlandes, die er nie wiederſehen würde, und trug es ihm auf: Allen das letzte Lebewohl zu ſagen. Mit bewegter Stimme

las Zohlen das Ende des Briefes, suchte dabei eine Thräne zu verheimlichen, und bei Allen blieb für ihn, den gefühlvollen Freund, ein herzliches Wohlwollen zurück.

Am folgenden Tage ließ Magister Weber seinen Besuch und dabei zugleich ankündigen: daß er einen Freund mitbringen würde. Sollte es Herborn seyn? rief Julie. Armes Kind! sagte die Mutter und lächelte mitleidig. Der Magister erschien und mit ihm der Commerzienrath Meyer, dessen verstorbene Schwester Zohlens Mutter war. Lassen Sie, sagte der treuherzige Alte nach den ersten Begrüßungen, uns zur Hauptsache schreiten. Sie kennen meinen Neffen; die Mutter starb im Wochenbette, der Vater lebte in diesem einzigen Sohne, sein Reichthum hat ihn stolz gemacht, auch mit dem Sohne wollte er glänzen. Der Knabe verrieth nicht gemeine Anlagen, daher wurden ihm zahlreiche Lehrer gehalten, und, wenn sie ihn lobten, fürstlich belohnt. Sein Kopf wurde mit Kenntnissen vollgefüllt, jede Anlage ausgebildet; für sein Herz wurde

Nichts gethan, aber jede ſeiner Launen befrie-
digt, jede Ausgelaſſenheit, jeder Muthwille
beſchönigt. So bezog er die Univerſität; da-
mit er auch dort glänzen ſollte, ſparte der Va-
ter keine Ausgabe. Eine Schaar wilder Bur-
ſchen ſchloß ſich ihm an, eine Zügelloſigkeit
folgte der andern, und einige Male entging
er nur kaum dem Verderben. Der Vater ſah
endlich ein, ihn dieſen Verhältniſſen entreißen
zu müſſen; er ſandte ihn auf eine andere Uni-
verſität; nachher auf Reiſen. Zeit, Erfah-
rung und Menſchenkenntniß wirkten; er kam
nach dem Tode ſeines Vaters um Vieles beſ-
ſer, als er uns verlaſſen hatte, zurück, über-
nahm das Amt, das ſein Vater gepachtet hatte,
und das er, ſo wie die ererbten Güter, vor-
trefflich bewirthſchaftet. Daß er ein kluger,
ſchlauer, unternehmender Mann iſt, dafür
bürge ich, und daß eine fromme, tugendhafte
Gattin, die er liebt, auch vortheilhaft auf ihn
wirken wird, davon halte ich mich überzeugt.
Schon vor vier Jahren, fuhr er fort, indem
er ſich zu Julien wandte, hegte er Anhäng-

lichkeit für Sie, sie hat sich bis jetzt erhalten. Ich war gegen ihn vormals äußerst aufgebracht, und wollte ihm, der ohnehin reich genug ist, mein Vermögen nicht hinterlassen. Jetzt habe ich mich mit ihm ausgesöhnt, und hoffe, wenn Sie ihm Ihre Hand geben, völlig mit ihm zufrieden zu seyn. Gott nahm mir meine Kinder; es ist der einzige Sohn meiner lieben Schwester; machen Sie ihn, machen Sie mich glücklich!

Julie und ihre Mutter wurden überrascht und bewegt. Lassen Sie Beiden, sagte der Magister, Zeit zum Erholen und Ueberlegen. Was ist da lange zu überlegen? rief der alte Commerzienrath; seine Person ist Ihnen bekannt, der Wahrheit gemäß habe ich ihn geschildert, und nun bitte ich Sie: zaudern Sie nicht lange! Wir sind arm, sagte die Mutter, und vorausgesetzt, daß ein reicher Schwiegersohn mich dies nie fühlen ließe, so bereut er es doch vielleicht in der Folge, wenn der erste Rausch dahin ist, nicht seine Glückumstände durch die Verbindung mit einer reichen Gattin

erhöht zu haben. Ausflüchte, leere Ausflüchte! rief der Alte; wenn es weiter nichts iſt, meinem Neffen und ſeinem Vater habe ich es mehr als einmal geſagt, daß ſie von mir keinen Heller bekommen. Wollen Sie daher, liebes Kind! meine Tochter ſeyn, ſo adoptire ich Sie, und ſetze Sie zur Erbin meines ganzen Vermögens ein, und dann erhält Zohlen wahrlich keine arme Braut. Julie zitterte heftig. Nun, nun! ſagte der Commerzienrath, ängſtigen will ich Sie nicht, auch auf den ärgſten Fall bleibe ich Ihnen gut; aber daß Sie mir meine ſchönſte Hoffnung verdorben haben, verzeihe Ihnen Gott! Er wollte aufſtehen. Bleiben Sie, ſagte der Magiſter, erlauben Sie, daß ich mit meinem guten Julchen auf einige Augenblicke ins Nebenzimmer gehe.

Ich will, liebe Tochter! Sie nicht beſtürmen; allein erwägen Sie die Worte des braven Greiſes, daß Zohlen auf gutem Wege iſt, eine fromme, tugendhafte Gattin ihn darin befeſtigen kann; ich weiß, daß Sie viel-

leicht ſich noch gegen einen Abweſenden verpflichtet fühlen, und wollte Gott, daß ich Ihnen Hoffnungen machen könnte; allein ſo wie jetzt die Sache ſteht, wäre es romanhaft, eine unverbrüchliche Treue zwecklos halten zu wollen.

Julie blieb dabei, daß nur Liebe eine Ehe glücklich machen könne. Nicht immer, mein Kind! fiel der Magiſter ein, Achtung und Freundſchaft ſind die Erforderniſſe einer glücklichen Ehe, und warum ſollten Sie beides einem Manne verweigern, der Kraft genug hatte, auf der ſchlüpfrigen Bahn des Lebens, wo er ſo manchem Gleiten ausgeſetzt war, nicht hinzuſinken, ſondern vielmehr ſich wieder völlig aufrecht zu erhalten? Und nun, ſo wehe es mir thut, bin ich Ihnen noch eine Entdeckung ſchuldig. Ihre gute Mutter hat ſich erholt, wird aber, nach der Verſicherung der Ärzte, nie völlig geneſen, ſondern vielleicht erſt durch eine vieljährige Krankheit dem Grabe zuwelken. Ich würde mich ſchämen, wenn die Sache blos auf Sie Bezug hätte, Ihnen ir-

gend einen eigennützigen Bewegungsgrund anzugeben; aber schon jetzt würde es Ihnen nachtheilig, Ihre weiblichen Arbeiten einige Wochen lang aussetzen zu müssen, und wenn dies Jahre lang geschehen müßte, würden Sie sich nicht vielleicht Vorwürfe machen, die Gelegenheit verscherzt zu haben, Alles für eine geliebte Mutter zu thun, und ihre letzten Tage nach Möglichkeit erheitert zu haben?

Ich will! sagte Julie heftig schluchzend, aber lassen Sie mich diese letzten Thränen dem Andenken meines Eduards weihen!

Gott sieht dies Opfer, welches Ihre kindliche Pflicht bringt, und wird es sicher belohnen, er wird dem, welchem diese Thränen fließen, und Ihrem eignen Herzen Ruhe gewähren. Nach einer kurzen Erholung kehrten beide in das Zimmer zurück. Julie gab ihre Einwilligung; der Commerzienrath war vor Freuden außer sich, er umarmte sie, die Mutter, den Magister. Noch heute, sagte er, bringe ich die Sache wegen der Adoption und des Testamentes in Ordnung, morgen müssen

Sie bei mir zu Mittage speisen, und mein Neffe erfährt alsdann sein Glück.

Die Schonung und Bescheidenheit, die Zohlen jetzt äußerte, der Julien überall seine Zuneigung bewies, ohne sie durch Liebkosungen zu bestürmen, erhöhte ihre Achtung; die Verlobung wurde öffentlich bekannt gemacht, die Annahme an Kindesstatt gerichtlich bestätigt, der Tag der Hochzeit festgesetzt. Die arme Julie war nicht glücklich; wenn sie auf ihre Mutter blickte, schien ihr zwar das Opfer nicht zu groß; aber alle kostbaren Geschenke, womit sie jetzt überhäuft wurde, machten ihr keine Freude. Zohlens schöner Landsitz, der herrliche Garten schien ihr todt; sie zwang sich, ein gewisses Wohlbehagen zu erheucheln. Schon war die Aufbietung erfolgt; sie machte sich Vorwürfe, Zohlens Liebkosungen nicht mit der nämlichen Zärtlichkeit erwiedern zu können, und zitterte bei dem Gedanken an den so nahen Hochzeitstag.

Der Commerzienrath, in dessen Hause er begangen werden sollte, machte dazu die größ-

ten Anſtalten. Schon ein Paar Wochen vorher wurden die einzuladenden Gäſte aufgezeichnet. Ei, ſagte ſeine Gattin, bald hätteſt du den Juſtizcommiſſarius Eichholz vergeſſen! Was vergeſſen? ſagte der Alte, ich kann den Menſchen nicht leiden. Er iſt einmal Zohlens Geſchäftsträger. Nun ſo ſchreibt ihn auf, ſo unausſtehlich er mir auch iſt! Geſtern ſah ich ihn in einem Wagen, der gewiß unmittelbar aus England gekommen iſt, mit einem Paar Rappen, ſo ſchön hat ſie niemand in der Stadt. Es waren ein Paar wilde, feurige Thiere, gewiß, dachte ich bei mir ſelbſt, das Geſchenk eines Clienten. Gott gebe, daß es kein Sündenlohn iſt!

So erſchien der Hochzeitstag. Julie, köſtlich geſchmückt, ſuchte ihre Angſt zu verheimlichen; auch die Mutter, ſo ſehr ſie dieſe Verbindung früher gewünſcht hatte, ſchien nicht froh zu ſeyn; nur der Commerzienrath erſchien durch Freude verjüngt. Der Magiſter, ſagte er, er allein fehlt noch. Nun da kommt ſchon der Glöckner, dann wird er wohl auch

nicht weit seyn. Er verließ das Zimmer und kehrte nach einigen Augenblicken zurück. Sonderbar, sagte er, der gute Magister ist zu einem Sterbenden gerufen worden, schon gleich nach Tische, und läßt bitten: ihm die Zögerung nicht ungütig zu deuten; er wird gewiß, wenn auch gleich etwas spät, kommen. Könnte denn, fragte Zohlen, kein anderer Geistlicher die heilige Handlung vollziehen? Hier, Herr Consistorialrath Günther, er wandte sich an den Anwesenden, würden Sie nicht meine Bitte erfüllen? Günther entschuldigte sich, Zohlen ward immer dringender. Wenn er, sagte Günther, in einer halben Stunde nicht kommt, so schicken Sie den Glöckner, und lassen ihn um die Erlaubniß bitten: daß ich die Trauung verrichte.

Unter allen Anwesenden herrschte eine sichtbare Verlegenheit. Oft wechselte Julie die Farbe; Zohlen spielte den Heitern. Er zog seine Uhr hervor; ich werde, sagte er, die Minuten zählen, und wenn die halbe Stunde verstrichen ist, dann, mein Herr Consistorial-

rath! halte ich Sie beim Worte. Man ſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen; es fiel auf die Neuigkeiten des Tages. Wiſſen Sie, fragte einer der Anweſenden, etwas Beſtimmteres von dem Unglück des Juſtizcommiſſarius Eichholz? Leider, antwortete Günther, er wohnt mir gegenüber. Auch er iſt eingeladen, ſagte der Commerzienrath, und ich vermiſſe ihn erſt in dieſem Augenblick unter meinen Gäſten; er hat nicht abſagen laſſen, was iſt ihm begegnet? Er fuhr heute vor Tiſche, erzählte der Conſiſtorialrath, in ſeiner neuen, herrlichen Equipage aus; kaum verging eine Stunde, da ward er zurück gebracht; die feurigen, noch etwas wilden Pferde waren auf dem Damme ſcheu geworden, der Wagen kam in Gefahr, in den Fluß zu ſtürzen; Eichholz wagte auf der entgegengeſetzten Seite heraus zu ſpringen, fiel, das Rad ging über beide Beine, die nicht blos zerſchmettert, ſondern zerſplittert ſind; der Arzt, von dem ich dies habe, hält ſeinen nahen Tod für gewiß. Zohlen erblaßte. Sind Sie mit ihm verwickelt? fragte der

Commerzienrath. Das gerade nicht, aber er treibt meine Geschäfte. Er sah nach der Uhr; es fehlen nur noch fünf Minuten, darf ich schicken? In dem Augenblicke rollte ein Wagen herbei. Da kommt der Magister! rief der Commerzienrath, und eilte ihm entgegen. Der Glöckner breitete den Teppich auf, Zohlen ergriff Juliens Hand, die heftig in der seinen zitterte.

Der Commerzienrath kehrte nicht zurück. Wo bleibt der Magister? rief Zohlen unwillig. Da ward die Thüre geöffnet. „Herr Amtmann Zohlen werden herausgebeten." Ich bin nicht zu sprechen. „Der Herr Commerzienrath bittet." Nun dann! sagte Zohlen, der Juliens Hand fahren ließ, indeß seine Züge sich bis zur Wuth verzerrten, und eilte aus dem Zimmer. Die allgemeine Spannung stieg, Niemand wagte beinahe zu athmen, Alle blickten auf die Braut, die einer Ohnmacht nahe war; einige Minuten währte die schreckliche Pause, der Wagen rollte fort. Julie und ihre Mutter wurden zum Commerzien-

rath gebeten. Wenn ich nicht irre, ſagte Conſiſtorialrath Günther, ſo ſtieg der Bräutigam in den Wagen! Sonderbar! Vielleicht, ſagte einer der Anweſenden, holt er den Magiſter. So vergingen einige Minuten. Der Commerzienrath trat äußerſt verſtört in's Zimmer. Meine Tochter läßt ſich entſchuldigen, ſie iſt unwohl, und ich muß um Verzeihung bitten: daß heute die Feierlichkeit nicht Statt finden kann. Jedermann wurde betroffen; allein ſo groß auch die allgemeine Neugier war, konnte ſich doch Niemand zu einer Frage entſchließen. Wer es vermochte, ſuchte ſich unvermerkt zu entfernen, die Uebrigen baten die Abgehenden, ihnen ihre Wagen zu ſenden. Es herrſchte ein banges Schweigen, die herumgetragenen Erfriſchungen fanden keine Abnehmer, und ſo oft ein Wagen kam, fragte beinahe Jeder: ob es der ſeinige wäre? Das iſt der Herr Magiſter! rief einer der Diener; der Commerzienrath eilte hinaus. Einer fragte nun den andern: was wohl vorgefallen wäre? Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen; da kehrte der

Commerzienrath mit dem Magiſter zurück, aus deſſen Zügen die innigſte Rührung ſprach. Es iſt kein Grund, ſagte der erſte, Ihnen zu verſchweigen, was morgen die ganze Stadt wiſſen wird. Mein ehrwürdiger Freund war Zeuge von Allem, er kann Ihnen den ſchrecklichen Vorgang berichten. Alles drängte ſich um den Magiſter.

Der, dem Tode nahe Juſtizcommiſſarius Eichholz hat durch ein Schreiben an den Herrn Präſidenten dieſen dahin beſtimmt, ſich augenblicklich mit dem Tribunalsrathe von Berg und dem Secretär Fiſcher in die Wohnung des Sterbenden zu begeben. Von dieſem wurde ich aufgehalten, und von dem Herrn Präſidenten ſelbſt, nachdem die erſte Verhandlung aufgenommen war, beauftragt, zu verweilen und die Trauung zu unterlaſſen; der Kaufmann Holke, ſo wie der Amtmann Zohlen, die herbeigerufen wurden, ſind beide verhaftet. Der Name Holke verbreitete einen ſchwachen Schimmer über den Grund der Verhaftung, und den einige Zeit nachher erfolgten völligen Auf-

ſchluß enthält dieſer aus den Acten entlehnte Auszug:

Das Äußere des Gottesdienſtes, ſagte Eichholz, beobachtete ich pünktlich, weil ich dies zur Erhaltung eines guten Rufes nützlich hielt; ſelten aber machte eine Predigt einigen Eindruck auf mich; nur von der letzten Predigt des Magiſter Weber: daß Jeder das verübte Böſe nach Möglichkeit zu vergüten verpflichtet wäre, und beſonders durch den Schluß derſelben, wo der ehrwürdige Greis, ſelbſt innig bewegt, Jeden aufforderte, ſich durch eine ſolche Vergütung die Qual eines böſen Gewiſſens und die Schrecken der Sterbeſtunde zu erſparen, wurde ich lebhaft ergriffen. Einige Tage hindurch ſuchte ich dieſen Eindruck los zu werden, aber umſonſt; und um nicht am Hochzeitfeſte des Amtmann Zohlen unruhig zu erſcheinen, beſchloß ich, mir in der Equipage, die ich gerade von dem Bräutigam zum Geſchenk erhalten hatte, einige Bewegung zu machen. Die Pferde wurden ſcheu, ich ſuchte mich zu retten, aber meine beiden Beine wur-

den zerschmettert; den letzten Versuch, sie abzunehmen, erklärten einige hinzugerufene Ärzte für zwecklos; mein Tod war also gewiß. Unaufhörlich rief jetzt die innere Stimme: verbessere das Böse. Magister Weber, den ich rufen ließ, um mich zum Tode vorzubereiten, machte die nämliche Forderung. Verzweifelt rief ich: das ist unmöglich! So viel Sie noch können! sagte Weber. Dies überwand alle Bedenklichkeiten; der Gedanke: daß gerade der Wagen, die Pferde, die ich zum Lohn des Verbrechens erhalten hatte, die Veranlassung meines Todes geworden waren, erzeugte um so lebhafter den Wunsch: Herborn und die aufgeopferte Julie Sollau zu retten. Der reiche Zohlen, der den Besitz der letzten wünschte, hatte mir diese herrliche Equipage und noch tausend Thaler zugesagt, wenn ich ihre Vereinigung mit Herborn unwiederbringlich stören könnte. Wäre dies nur geschehen, dann hoffte er, daß ihm die Erhaltung ihrer Hand nicht schwer werden sollte. Der versprochene Gewinn war groß, aber der junge

Mann allgemein geliebt und geachtet. Ich sah ihn einen Termin abhalten, da ich als Rechtsbeistand des Kaufmann Holke mich auf dem Gerichte befand. Daß Holke ein Mann ohne Vermögen, der einen unbedeutenden Handel trieb, ein ränkevoller, gewissenloser Mann war, davon hatte ich mich aus den Acten überzeugt, und mit dem Gedanken: dieser Mensch ist zu Allem fähig, trat ich aus dem Gerichtssaale. Eine alte Frau, die schon dort etwas gesucht hatte, sah ich hier noch damit beschäftigt, fragte nach dem Grunde, und hörte, daß sie ihren Trauring verloren habe. Ihren Namen, ihre Wohnung, und daß sie ein böses, tückisches Weib war, wußte ich aus einem, für sie geführten, Prozesse, und der teuflische Gedanke: mit Holkens Beistande die Entwendung dieses Ringes dem armen Herborn aufzubürden, schoß wie ein Blitz durch meine Seele. Zohlen, dem ich ihn mittheilte, ergriff ihn freudig. Um nichts auf's Spiel zu setzen, überließ ich ihm, Holke zur Ablegung des falschen Zeugnisses zu bestechen. Dieses

hatte, wie mir Zohlen mit Vorzeigung des Ringes bewies, ihn selbst gefunden, wir waren folglich sicher. Er bestimmte die Frau den Ring von Herborn zu fordern, nachher zu klagen, legte das falsche Zeugniß ab, Herborn ward unglücklich, und Holke erhielt von Zohlen durch eine auf mich gestellte Anweisung tausend Thaler gezahlt. Ob er gleich anfänglich damit zufrieden war, genügte ihm doch bald dieses nicht. Zohlen hatte sich auf der Jagd den Fuß beschädigt, konnte in ein Paar Tagen nicht ausgehn; Holke spielte den Gewissenhaften, schrieb an Zohlen: daß, da Herborn so unglücklich geworden wäre, ihn sein Gewissen ängstige, und ihm schon oft den Rath ertheilt hätte, sich selbst als Verbrecher anzugeben; daß er aber auch sein ihm gegebenes Wort halten, und bei allen Vorwürfen seines Gewissens schweigen wolle; erbat sich aber schleunigst eine Anleihe von Zweitausend Thalern. Zohlen konnte dies nicht abschlagen, sahe, daß er ihn unaufhörlich zwacken würde, schickte mir daher den Brief desselben, und

forderte mich zugleich schriftlich auf: alles Mögliche aufzubieten, ihn diesen mißlichen Verhältnissen zu entreißen. Ich einigte mich, daß Holke noch tausend Thaler gegen einen Wechsel, vier Wochen nach Aufkündigung zahlbar, von Zohlen erhielt, dieser trat ihn mir ab, und ich erklärte an Holke: daß, sobald er dem Herrn Amtmann Zohlen die geringste Unruhe machte, ich den Wechsel aufkündigen und, da er bestimmt nicht zahlen könne, auf seine Verhaftung antragen würde. Die Anweisung von Zohlens Hand, mit der darunter gesetzten Quittung von Holke, dessen Wechsel und die beiden Billette gab Eichholz in die Hände des Präsidenten. Holke wurde herbei gerufen, läugnete; allein bei den ihm vorgelegten Beweisen, seine Strafe nicht noch durch Läugnen zu erhöhen, ermahnt, und feig, wie jeder gemeine Böſewicht, zerschmolz er in Thränen, bekannte Alles, und versicherte: blos durch seine und der Seinigen Noth und böſe Menschen verführt zu seyn. Jetzt ward der Secretär abgesandt, um Zohlen herbei zu rufen, ihn

im Weigerungsfalle zu verhaften. Dieser läugnete hartnäckig und mit Trotz; allein da Eichholz, Holke und seine Handschrift gegen ihn zeugten, wurde auch seine Verhaftung beschlossen.

Noch an dem nämlichen Abende sandte der Commerzienrath eine Staffette nach Marseille an seinen Handelsfreund, forderte ihn auf, die Einlage an Herborn eiligst zu befördern, und ihm die Summe, die er nöthig hätte, vorzuschießen. Der Brief selbst enthielt die Nachricht der vorgefallenen Begebenheit, und forderte ihn zur schleunigen Rückkehr auf. Ein Paar Zeilen von Juliens Hand enthielten die nämliche Bitte. Herborns Mutter, die bei dem Hochzeitfeste nicht zugegen seyn wollte, wurde herbeigeholt, und Alle dankten Gott mit Freudenthränen.

Der Commerzienrath berechnete jeden Tag, wann die Staffette angekommen, wann Herborn zurück seyn könnte, versicherte bei jeder Bedenklichkeit, daß Gott, der Alles so geleitet hätte, ihn auch gesund zurück führen

würde. Allein die Zeit verſtrich, und Herborn kam nicht, endlich aber ein Bericht des Handelsfreundes, mit der Nachricht, daß ſich Herborn ſchon einige Wochen vor der Ankunft des Briefes nach Livorno eingeſchifft habe; dorthin hätte er ihm alſo das Schreiben nachgeſandt, aber die traurige Nachricht erhalten, das Fahrzeug wäre nicht angelangt, und wahrſcheinlich mit der ganzen Mannſchaft in dem großen Sturme verloren gegangen, der einige Tage hindurch gewüthet hätte.

Meyer, der lebhafte, heftige Mann, hatte auf ſeinem Comtoir befohlen, ihm, wenn ein Brief aus Marſeille käme, ſolchen ſogleich zu überſenden. Er frühſtückte gerade mit Julien und ihrer Mutter, als ihm der Brief überreicht wurde. Gottlob! rief er, Nachrichten aus Marſeille! riß den Brief auf, ward todtenbleich und ließ ihn auf die Erde fallen. Julie hob ihn auf, las und ſank ohnmächtig nieder.

Der Sturm ſo mannigfacher Gefühle hatte ihre Geſundheit heftig erſchüttert, die letzte Nachricht warf ſie auf das Krankenlager,

und nach wenigen Tagen, getröſtet durch die Hoffnung, bald dort mit ihrem Eduard vereinigt zu ſeyn, entſchlummerte ſie unter dem Gebete des frommen Weber, der ſelbſt zu gerührt war, um der unglücklichen Mutter Troſt zuſprechen zu können. Meyer wollte Julien, die er nicht blos an Kindesſtatt angenommen, ſondern auch als Tochter geliebt hatte, wenigſtens durch eine feierliche Beerdigung den letzten Beweis der Liebe geben. Schon hatten ſich die Verwandten und das Leichengefolge verſammelt, noch einmal wollten ſie die Entſchlummerte ſehen. Sie lag da im weißen Brautkleide, den Myrthenkranz im Haare, gleich einer weißen Lilie, die der Sturmwind abgebrochen hatte. Alle erfüllte innige Wehmuth. Da unterbrach der frohe Ton eines Poſthorns die allgemeine Stille. Man ſchien vor der Thüre zu halten, es ſtürzte Jemand die Treppe hinauf, es war Herborn. Seine Mutter that einen lauten Schrei, er ſah Juliens Leiche, warf ſich neben dem Sarge auf die Knie, indeß er ſein Haupt betäubt an dieſen lehnte

Wer hätte ihn zu trösten vermocht? Die stumme Betäubung schwand dahin, Thränen hatte er nicht. Noch drückte er einen Kuß auf die Leiche, brach einen Zweig aus der Myrthenkrone. Man suchte die hingeschiedene Dulderin aus seinen Augen zu entfernen, der Deckel des Sarges wurde zugemacht; er ließ sich von Weber, ohne ein Wort zu sagen, in den Wagen führen, und begleitete die Geliebte zum Grabe.

Weber erfuhr jetzt von ihm: das sehr beschädigte Schiff war zu Calvi eingelaufen, und von dort, wo es ausgebessert wurde, zu Livorno angelangt. Dort hatte er den Brief gefunden, und war mit Kourierpferden hierher geeilt. Sie kehrten von der Beerdigung zurück, da erscholl ein schreckliches Gebrülle, ein Volkshaufen sperrte die Straße. Was ist da? fragte Magister Weber, indem er aus dem Wagen blickte. Ein Wahnsinniger, war die Antwort, den man ins Irrenhaus bringt, er wüthet schrecklich. Und wer ist der Unglückliche? „Amtmann Zohlen,“ lautete die Antwort. Ewiger Gott! sagte Weber, der du das Laster so

ſchrecklich beſtrafſt, du haſt auch gewiß der Tugend ihren Lohn bereitet! Er hatte nicht vergeblich gehofft. Nach wenig Monaten ſchlummerte Eduard an Juliens Seite, und noch im Herbſt des nämlichen Jahres wurde auf Anordnung des Commerzienraths ihre Grabſtätte und die ihrer Mutter mit Blumen bepflanzt.

Das Ahnungsvermögen.

Alle Glocken ertönten. Wem muß das gelten? ſagte der Freiherr von Ervelingen, und ſah, indem er durch's Fenſter blickte, den Pfarrer Bernhard, auf deſſen Geſicht der Schrecken gezeichnet war, beinahe athemlos herbeieilen. Voll Neugier ging er ihm entgegen. Gnädiger Herr! rief der Greis, indem er ſich die Augen trocknete, unſer guter Norbertus, man hat ihn vor einer halben Stunde todt auf dem Boden ſeines Zimmers gefunden. Der ehemalige Laienbruder Winfried, ſein Aufwärter, hat ſogleich den Arzt herbeigeholt, aber menſchliche Hülfe iſt umſonſt; Gott möge ſich ſeiner Seele erbarmen! O ich war ihm von Herzen gut; nur ſein Treiben, er nannte es Chemie; oft ſagte ich ihm: Gott und die Heiligen mögen es verhüten, daß Ihr, lieber

Norbertus, nicht durch Eure geheimen Künste auf Abwege gerathet. Er lächelte dann so freundlich, war ein so rechtlicher Mann, ein so frommer Priester, der Vater und Schutz aller Armen und Bedrängten, daher schwieg ich denn auch und forschte nie weiter. Der Freiherr war innig bewegt. Wissen Sie nicht, fragte er nach einiger Erholung, wer der Verwandte oder Erbe des Verstorbenen ist. Unser wohlthätiger Abt war der Einzige, der ihn und seine Verhältnisse kannte. Als er vor ungefähr dreißig Jahren das Ordenskleid annahm, gab er unserm Kloster eine beträchtliche Geldsumme, und wurde daher auch vom Abte in manchen Fällen wohlwollend, zuletzt, da er sein Herz und seine Frömmigkeit kennen lernte, als Freund behandelt. Seit Aufhebung des Klosters waren Sie sein vorzüglichster Bekannter. Ich weiß nichts Näheres, als daß er vor einigen Wochen ein Testament machte, antwortete Ervelingen, der Gerichtshalter soll den Nachlaß versiegeln, vielleicht mittelt sich dort etwas aus. Sie aber, lieber

Herr Pfarrer, sorgen für eine anständige Beerdigung, zu allen Kosten bin ich bereit.

Ervelingen, ein gutmüthiger und gebildeter Mann, hatte sich als Bankier ein großes Vermögen erworben, war in den Freiherrnstand erhoben, hatte seine ehemaligen Handelsgeschäfte seinem einigen Sohn überlassen, und als Joseph der Zweite die Klöster aufhob, die Abtei des heiligen Egidius mit einem großen Theil ihrer Güter an sich gekauft, und hieraus eine eben so schöne, als einträgliche Herrschaft gebildet. Die Wohnung des Abtes war durch ihn erweitert ein herrliches Schloß geworden, der dahinter liegende Garten mit dem des Klosters vereinigt, dieses selbst in eine Fabrik umgeschaffen, die Kirche des ehemaligen Klosters war als Pfarrkirche geblieben, und an ihr drei ehemalige Benedictiner-Mönche als Weltgeistliche angestellt. Da vor sechs Jahren Ervelingen, um das Ganze vorher zu besehen, hierher kam, ließ sich der vormalige Klosterbruder Norbertus bei ihm melden. Wissen Sie nicht, fragte der Baron den Amt

mann: was dieſer von mir will? und was iſt es für ein Mann? O gnädiger Herr! Sie werden ihn lieb gewinnen, ſobald Sie ihn nur einmal geſprochen haben; es iſt nicht blos ein weiſer und frommer Mann, es iſt ein halber Heiliger; ſeine Arzneimittel, oder vielmehr die Kraft ſeines Gebets, haben Kranke, welchen kein Arzt mehr helfen zu können verſicherten, vom Tode gerettet. Durch ſeine Einſichten hat der Ertrag der Kloſtergüter um die Hälfte gewonnen, die ſchönſten und nützlichſten Anlagen darauf ſind ſein Werk. Erpelingen wünſchte nach dieſer Empfehlung des Amtmanns den Angemeldeten kennen zu lernen, und Norbertus gewann ſogleich bei der erſten Erſcheinung. Der große hagere Mann, deſſen raſches Auftreten und gerade Haltung mit ſeinem grauen Haare im Widerſpruch ſtand, hatte ſein ehemaliges Ordensgewand mit einer einfachen ſchwarzen Kleidung vertauſcht; die hohe gewölbte Stirn, der ernſte Blick des nicht zu feurigen Auges, die Adlernaſe, der kleine Mund, deſſen etwas aufgeworfene Ober-

lippe dem ganzen Gesichte einen Zug von Muth und Trotz gab, welchen die eingefallene bleiche Wange milderte, bildeten ein Ganzes, das im ersten Augenblicke zur Achtung stimmte. Ich komme, mein Herr Baron, sagte er nach der ersten Begrüßung, Ihnen zum Ankauf unserer ehemaligen Abtey Glück zu wünschen. Noch kann ich diesen Glückwunsch nicht annehmen; denn ich hege erst die Absicht dieses Kaufs, der vielleicht noch behindert werden kann. O gewiß nicht! denn Sie werden in Kurzem unser vormaliges Kloster und diese Güter für einen sehr mäßigen Preis erhalten. Und woher können Sie mir das mit einer solchen Gewißheit vorher verkündigen? Glauben Sie dem ehrwürdigen Herrn, fiel der Amtmann ein; denn jederzeit ist, was er vorhersagte, auch eingetroffen. So will ich denn Ihren Glückwunsch als gute Vorbedeutung mit Dank annehmen. Und dürfte ich dann auch wohl gütige Berücksichtigung eines mir sehr wichtigen Anliegens hoffen? Ich bin, gehorsam dem Gesetze, mein ehemaliges Klo-

ker zu verlaſſen, bereit; allein das Zimmer, welches ich jetzt vier und zwanzig Jahre hindurch bewohnte, ein dabei liegendes kleines Gewölbe, das ich für meine Zwecke eingerichtet habe, es iſt das letzte in dem untern Corridor, welcher die Gemächer der Ordensbrüder trennte. Wollen Sie mir dies Zimmer, mit dem daran ſtoßenden Gewölbe und das, welches demſelben gegenüber auf der andern Seite liegt, überlaſſen, ſo würde ich beide durch eine in den Corridor aufzuführende Wand von dem ganzen übrigen Gebäude trennen, mir durch die Giebelwand vom Hofe aus einen beſondern Eingang machen laſſen, Ihnen folglich bei keinem Zwecke, wozu Sie das Kloſter beſtimmen, hinderlich ſeyn, und von der mir ausgeſetzten Penſion gern meinen Miethzins zahlen. Der gutmüthige Erwelingen, der den Greis nicht aus ſeiner Ruhe treiben wollte, ging Alles ein, doch unter der Bedingung, daß er auf den Miethzins Verzicht leiſtete. Dann, ſagte Norbertus, erlauben Sie mir aber auch dieſe Bedingungen zu machen: Sie la

für die kleine, in der Abtey befindliche Kapelle, das Betzimmer unſers ehemaligen Abtes, in ſeiner Verfaſſung, ich aber, als Ihr Hauskaplan, leſe darin die Meſſe, halte für Ihre Familie und Ihre Hausgenoſſen darin das Morgen- und Abendgebet. Dies wurde eingegangen. Woher vermuthen Sie, fragte Ervelingen nun, daß ich dem Kloſter-Gebäude eine neue Einrichtung beſtimme. Eine Muthmaßung, antwortete Norbertus; der Amtmann aber nickte bedeutend mit dem Kopfe, indem er den Freiherrn heimlich zulächelte, der nun auch wirklich in Kurzem die Abtey mit den Gütern erſtand. Er hatte ſeiner Gemahlin und ſeiner zwölfjährigen Tochter Pauline ſchon ſo viel von ſeinem neuen Bekannten erzählt, daß dieſe ſich ſelbſt nach ihm ſehnten, und bald war ihnen der Greis unentbehrlich.

Er gab Paulinen Unterricht in allem, was zur Veredlung ihres Herzens und zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe gereichte, noch überdem im Miniaturmalen, auf der Harfe und dem Fortepiano, las zuweilen der ganzen Fa-

Emilie die Werke vorzüglicher Schriftsteller meisterhaft vor, lehrte dem Freiherrn eine so vorzügliche Bereitung der Farben bei der in dem ehemaligen Kloster angelegten Cattunfabrik, daß diese bald einen ausgezeichneten Ruf erhielt, war der Arzt aller dürftigen Kranken, vertrat jeden Armen und Nothleidenden, doch nur so, daß er ihm Arbeit, Almosen aber nur den offenbar Hülflosen schaffte: suchte überall dem Unrecht zu steuern, verglich die, welche im Streit waren, und äußerte nie für sich auch nur den geringsten Wunsch. Ervelingen und seine Familie, die ihn bald als ihren väterlichen Freund liebten und ehrten, fühlten daher bei seinem Umgange auch nicht die geringste Spur von Langeweile, die sie bei der Entfernung aus der Hauptstadt befürchtet hatten. Einst, da sie im Gespräche auf die Vergangenheit kamen, bat ihn Ervelingen: ihn doch auch mit seinen früheren Begebenheiten bekannt zu machen. Verschonen Sie mich damit, sagte Norbertus, sie sind unbedeutend, und die Erinnerung für mich schmerzlich.

So ſagen Sie mir wenigſtens: wie kom-
men Sie zu dieſem Schatz von Kenntniſſen?
Bei einer vorzüglichen Erziehung hat man
wohl, wenn man lange auf dem ſtürmiſchen
Meere des Lebens herumgetrieben wird, Ge-
legenheit, mannigfache Fragmente aus dem
Gebiete der Wiſſenſchaften zu ſammeln. Nach
ein Paar Monaten ward er etwas kränklich.
O Väterchen! ſagte Pauline, ihm kindlich
ſchmeichelnd, Sie müſſen mir nicht ſterben.
Das haben Sie noch ſobald nicht zu beſorgen,
antwortete Norbertus. Nun, fiel Erwellingen
ein, da Sie ſo viel wiſſen, iſt Ihnen auch
die Stunde Ihres Todes bekannt. Kein
Sterblicher, antwortete Norbertus, weiß:
wenn der Herr kommt; aber die Art meines
Todes könnte ich vielleicht angeben: plötzlich
werde ich als ein Opfer menſchlicher Bosheit
fallen. Und wer wird, fragte die Baronin,
für die er jederzeit eine ganz beſondere Auf-
merkſamkeit und herzliche Theilnahme äußerte,
zuerſt aus unſerm Kreiſe ſcheiden? Er ſchwieg,
aber ein wehmüthiger, wenn gleich flüchtiger

Blick, den er auf sie warf, blieb ihr nicht unbemerkt, und daß die kränkliche, nervenschwache Frau kein hohes Alter erreichen würde, konnte wohl ein Jeder, der sie genau kannte, beurtheilen; doch schien sie selbst nicht geringe Furcht vor dem Tode zu haben, daher fragte sie nicht ohne Gemüthsbewegung: Sollte ich es seyn? Ich darf mir keine Unwahrheit gestatten; allein wir schwache Sterbliche erblicken den Gang der Vorsehung nur immer in ein fernes Dunkel gehüllt; benutzen Sie daher die etwanige Besorgniß als Vorbereitung zu jener Stunde, die dem Guten die Pforte des Himmels aufschließt, und störe Sie sich dabei nicht durch zwecklosen Trübsinn den Genuß der unschuldigen Freuden, welche Ihnen die Gegenwart darbietet, und deren weiser, dankbarer Genuß selbst Gottesdienst ist. O, rief der Baron, meine gute Rosalie! Gott wird das Gebet der Deinigen, auch das dieses frommen Priesters, erhören, und deinen Tagen gewiß das entfernteste Ziel schenken.

Doch konnte Rosalie sich nicht von aller Besorgniß losreißen; da aber ihre Gesundheit auch nicht im Geringsten litt, so verschwand allmälig der erste Eindruck, den auch bald noch Feste verminderten, die durch Frau von Berchtold veranlaßt wurden. Diese, eine Frau hoch in den Dreißigen, aber noch mit allen Spuren großer, seltener Schönheit, die sie, als Meisterin in der Kunst, sich geschmackvoll und für sich besonders anpassend zu kleiden, noch zu erhöhen wußte, heiter und witzig, im Besitz einer großen Belesenheit, ohne daß eine Absicht, hierdurch glänzen zu wollen, merklich wurde, ungezwungen in ihrem Anstande, lebhaft, ohne dadurch auch nur im Geringsten anmaßend oder lästig zu werden, eine solche Frau mußte wohl überall hohe Aufmerksamkeit erregen.

Sie hatte eine ansehnliche Besitzung, welche an Erpelingens Güter grenzte, gekauft, gab Besuche, nahm sie an, und veranstaltete geschmackvolle rauschende Feste, die man in der ganzen Gegend nachzuahmen und zu erwiedern

bemüht war. Was sagen Sie zu dieser Frau? fragte Erwelingen seinen Norbertus, als er von einem bei ihr abgelegten Besuche zurück kam. Dieser zuckte die Achsel. Unsre neue Freundin, sagte Rosalie, scheint Ihnen nicht zu gefallen. Nein, nein! gewiß nicht! antwortete er in einem solchen Tone, als man von dem ruhigen, anspruchlosen Greise nie zu hören gewohnt war. Alle schwiegen, um ihn nicht weiter zu reizen, und schoben seinen Unwillen auf Rechnung des, vielleicht etwas zu freien, Betragens ihrer neuen Bekannten. Norbertus aber konnte den ganzen Abend hindurch nicht mehr seine heitere Laune wieder finden, so sehr auch Pauline, sein Liebling, ihn aufzuheitern bemüht war. Allein bald stimmte auch Rosalie mit Norbertus Äußerungen überein. Sie versicherte: beim Anblick der reizenden Wittwe immer von einer unwillkürlichen Angst ergriffen zu werden. Erwelingen, der sie innig liebte, forderte sie häufig auf, diesen Umgang abzubrechen; aber so oft sie auch den Vorsatz dazu faßte, fühlte sie

doch immer, wenn sie ein Paar Tage lang ihre reizende Freundin Aurora von Berchtold nicht gesehen hatte, sich wie von einer unwiderstehlichen Macht zu ihr hingezogen; zuletzt kannte sie keine Ruhe mehr, als in ihrer Gegenwart, wodurch ihr Umgang alltäglich wurde. Erklären Sie mir, sagte Ervelingen zu Norbertus, diese sonderbare Laune meiner Frau. Nennen Sie es nicht Laune. Da ich immer im Umgange dieser Berchtold mich so unbefangen und gleichgültig nahm, und sie daher auch keinen Argwohn gegen mich hegte, verrieth sie, die offenbar eine Zeit in Belgien zugebracht haben muß, deutlich genug: zu jener magnetischen Schule Barbaria's zu gehören, die zu Ostende Statt fand, Alles durch Willen und Glauben bewirken zu können erklärt, und die sonderbaren Blicke dieser energischen Frau, die, wenn sie sich von Niemand bemerkt glaubt, so unwandelbar und seltsam auf Ihrer Frau Gemahlin ruhen, lassen mich viel fürchten; denn wahrscheinlich mißbraucht sie jene geheime Naturkraft, die den Men-

ſchen nur zum Guten führen ſollte. Ich bin in dieſe Geheimniſſe nicht eingeweiht, aber daß ihr Gang böſe, ſehr böſe iſt, dafür bürgt mein Ahnungsvermögen. Ahnungsvermögen! rief Ervelingen. O! ſagte Norbertus mit tiefem Seufzen, indem er die Hand über die Augen deckte, daß dies Wort meinen Lippen entſchlüpfte. Nun, was kann Böſes dahinter liegen? fragte Ervelingen; der Menſch, der die göttliche Gabe beſäße, die Zukunft vorauszuſehen, der ſcheint nur glücklich und beneidenswerth. Gewiß, rief Pauline; ich möchte ſelbſt dieſe göttliche Gabe beſitzen. Um Gotteswillen! rief Norbertus, liebes Kind, nehmen Sie dieſen Wunſch zurück; denn ich darf es Ihnen nicht verheimlichen, daß, wenn Sie nach drei Tagen ihn nochmals gegen mich wiederholen, er Ihnen nach meinem Tode gewährt iſt; aber ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen! thun ſie es nicht!

Dies war das erſte Mal, daß er in einem ſo geheimnißvollen Tone mit der Familie ſprach, und eine gewiſſe höhere Gabe zu be-

ſitzen beſtimmt erklärte, daher um ſo lebhafter auch der Eindruck, beſonders auf die jetzt ſiebzehnjährige Pauline, deren hohe Lebhaftigkeit er durch die ganze Erziehung, und die feurige Einbildungskraft durch Beſchäftigung, zum Theil mit ernſthaften Wiſſenſchaften, zu mildern verſucht hatte. Dies Ahnungsvermögen ſchien ihr jetzt ein Schatz zu ſeyn, und der Gedanke: einſt zum Beſitz deſſelben zu gelangen, ließ ihr keine Ruhe, ſo ſehr ſie auch oft, wenn der Blick des Greiſes mit Wehmuth auf ihr ruhte, den Wunſch zu unterdrücken bemüht war. So erſchien der dritte Tag, Norbertus las wie gewöhnlich die Meſſe in der Hauskapelle; das Morgengebet, worin er Gott mit Rührung bat, uns innern Frieden und Genügſamkeit zu ſchenken, uns unaufhörlich daran zu erinnern, daß, hier mit kindlichem Vertrauen unſere dunkeln Pfade zu wandeln, uns des hohen Glücks würdig mache, daß dort erſt die Schuppe von unſern Augen falle, die hier zu unſerm Glücke unſere Ausſicht beſchränkte: dies Gebet, mit inniger Rührung ausgeſpro-

chen, führte Paulinens Entschluß herbei: dem vorher so sehnlich gewünschten Ahnungsvermögen zu entsagen. Auch bei den Eltern herrschte ein gewisser feierlicher Ernst, und so sehr allen Menschen der Wunsch eigen ist, in die Zukunft zu blicken, so konnten sie doch bei dem Vertrauen, welches sie in den ihnen so höchst achtungswerthen Greis setzten, bei seiner Warnung und dem Gedanken, daß es vom Willen ihrer Tochter abhänge, sich dies Ahnungsvermögen zu erwerben, sich einer hohen Bangigkeit nicht erwehren.

Der Vater brach zuerst das Schweigen; er rieth Paulinen, indem er ihr aufzählte, wie viel sie schon der Vorsehung verdanke, nicht ungenügsam noch mehr zu wünschen. Rosalie aber, die selbst mit klopfendem Herzen daran dachte, daß sie im Besitz einer solchen Gabe sich glücklich fühlen würde, ermahnte die Tochter zum Gebet, und schloß, indem sie sich an ihren Mann wandte: Warum sollten wir unser Kind, wenn sie zu etwas Außerordentlichem berufen ist, von ihrer hohen Bestimmung

ablenken? Der Funke zündete, Paulinens gute Entschlüsse waren dahin; weibliche Neugier und die glühende Einbildungskraft erwachten, ein geheimer Stolz, wenn sie sich gleich nicht dessen ganz bewußt war, kam hinzu. Ihre Wange glühte, Norbertus betrachtete sie seufzend, als er sich zum Abendgebet einfand, und sich noch darin warnend äußerte. Ehrwürdiger Vater, sagte Pauline, als er die Kapelle verließ, was muß ich thun, um des hohen Glücks, wozu Sie mir Hoffnung machten, des Ahnungsvermögens theilhaftig zu werden? Mit einer Thräne im Auge sah Norbertus gen Himmel; Ewiger! sagte er, dein Wille geschehe, deine Wege sind dunkel, aber gerecht. Gelobst du, mein Kind! mir feierlich vor Gott und den Heiligen: nie von dem, was dir die innere Stimme verkündigt, Mißbrauch zu machen? über dich selbst zu wachen, damit nie Übereilung, Eigennutz, Stolz oder andere niedere Leidenschaften dich zum Mißbrauch deines Willens hinreißen, nie vorteilig, was dir bekannt ist, Andern zu ver-

rathen; denn wisse, mein armes Kind, der Gang der Vorsehung und ihre Bestimmung lassen sich nicht hindern, und wozu den Menschen sein Frevel und das Einwirken feindseliger Mächte hinreißt, wird ihm daher oft gestattet, und es ist ein schrecklich marterndes Gefühl bei allem Vorherwissen, nicht in das Rad des Schicksals eingreifen und seinen Lauf hemmen zu können. Daher prüfe dich wohl, denke unaufhörlich daran: nur die werden selig, welche reines Herzens sind. Bist du nach allen diesem deinem Vorsatze getreu, dann bete im Stillen: daß Gott dir das Erbtheil verleihe, wiederhole das Gelübde: über dich zu wachen, daß kein Mißbrauch dich und den Nächsten unglücklich mache, und überlasse das Fernere der Leitung dessen, der es weiß, was uns hienieden nützt und frommt. Er verließ sie tief erschüttert; Pauline aber, so mancher Fieberschauer sie auch überlief, so ängstlich auch ihr Herz schlug, vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen. Kein Schlaf kam in ihre Augen, der Himmel war dunkel, mit Wolken

bedeckt, alles um sie her war still und schwei-
gend, nur in Norbertus Wohnung schimmerte
noch ein Licht. Er, sagte sie zu sich selbst, betet
gewiß für mein Glück, und sollte Gott das Ge-
bet des frommen Greises unerhört lassen, wenn
es zugleich mit dem meinen zu ihm empor
steigt? Dieser Gedanke verscheuchte die Bang-
igkeit und regte ihren Muth wieder auf. Sie
betete lange mit Inbrunst, da schlug die Thurm-
glocke, es war gerade die Mitternachtsstunde;
Pauline erbebte, denn es war, als ob eine in-
nere Stimme ihr zurief: dein Gebet hat Er-
hörung gefunden. Angstvoll, zum Theil reuig
schlug sie jetzt an ihre Brust und rief, indem
einige Thränen ihrem Auge entquollen: Gott
sey mir Sünderin gnädig! Die Furcht ver-
schwand, doch eine gewisse feierliche Stim-
mung, die von nun an in Paulinens Seele
herrschte, schien ihren jugendlichen Frohsinn,
wenn nicht verscheucht, wenigstens sehr be-
schränkt zu haben.

Norbertus forschte nicht nach dem, was
sie gethan hatte; aber seine steigende Theil-

nahme und die Wehmuth, womit er oft auf Paulinen blickte, bewiesen hinlänglich: daß er mit Allem bekannt war. Durch die Werke, welche er jetzt vorlas, größtentheils religiösen oder moralischen Inhalts, seine Gespräche und die Morgen- und Abendgebete, suchte er sie zu bilden; ihren inneren Frieden, indem er heftigen Leidenschaften nach Möglichkeit entgegen wirkte, zu befestigen, durch häufiges Hinleiten auf ernstes Nachdenken über Bestimmung und Pflicht des Menschen, durch kindliches Vertrauen auf den Ewigen, ihrem Geiste eine ausgezeichnete Bildung zu geben. Seine Mühe war nicht vergeblich, wenn gleich Jugend, Lebhaftigkeit und die Kraft der Zerstreuung auch die von ihm aufgeregten Gefühle und Gesinnungen nicht selten schwächten, wofür besonders Frau von Berchtold lebhaft zu sorgen schien. Ihr ganzes Benehmen verrieth so viel planmäßige Überlegung, daß die einfache natürliche Pauline zuweilen dadurch zurückgestoßen wurde. Doch da sie ihr als Vorzeichnungen männliche Köpfe von seltener

Schönheit, als in der Hauptstadt allgemein beliebte Gesänge, Musikalien lieh, die das höchste Feuer der Leidenschaft ausdrückten, durch Lobsprüche, die sie anfänglich ihrer Unschuld, ihrer Sittsamkeit, ihrem Verstande, allmälig aber auch ihren Talenten, ihrer Anmuth und Schönheit machte, erfolgte nach und nach eine gewisse vertrauliche Annäherung, auf deren möglichen Nachtheil ihr ehrwürdiger Lehrer sie aufmerksam machen zu müssen glaubte. Warum, fragte zuletzt Pauline in einem etwas empfindlichen Tone, bei Ihrem Ahnungsvermögen, wenn Sie etwas Böses voraussehn, nicht die bestimmte Anzeige?

Weil dies ganze Ahnungsvermögen, antwortete Norbertus, nur die freundliche Annäherung unsers Schutzgeistes ist, der uns, wie ein liebender Freund den andern, bei der Äußerung eines guten Entschlusses, durch einen freundlichen Händedruck aufmuntert, oder wenn wir nicht recht thun, durch einen wehmüthigen Blick warnt. Was für einen Werth hat aber dies Alles, wenn ihm deute

liche Bestimmtheit fehlt? Wollen Sie, wenn der Regenbogen gleich nichts Wesentliches ist und bewirkt, seine Farben nicht für schön erklären? Den Gedanken: daß er einst nach jener großen Überschwemmung als Gnadenzeichen erschien, ungerührt von sich weisen? Wäre unser Glauben, wäre unsre Tugend verdienstlich, wenn wir von dem Lohne, der uns dafür jenseit des Grabes zu Theil werden soll, wie von einem mathematischen Lehrsatze überzeugt wären? Gerade weil dies gebricht und noch überall ein leiser Zweifel Statt findet, ist unser kindliches Vertrauen, unsere Liebe zur Tugend, nicht blos Tochter des Eigennutzes. Daher ist es auch dem Sterblichen versagt, frei von jedem Zweifel in die Zukunft zu blicken, und das unumstößlich als höhere Geisterstimmen zu betrachten, was vielleicht auch nur als Folge aufgeregter Gefühle und einer blühenden Einbildungskraft gedeutet werden kann. Aber legen Sie, liebes Kind! die Hand auf's Herz und prüfen Sie: ob Sie vor dem Umgange mit Frau von Berchtold mir

dieſe Frage auf dieſe Weiſe vorgelegt haben würden, und wenn Ihr Selbſtgefühl Ihnen das Gegentheil ſagt, dann vertrauen Sie auch meiner Warnung gegen dieſe, in jeder Hinſicht höchſt gefährliche, Frau, die gewiß irgend einen Plan, den ich jetzt noch nicht klar durchſchaue, und der ich daher auch nicht durch ein beſtimmtes Urtheil zu früh nachtheilig werden will, gegen Sie und die Ihrigen im Schilde führt.

Bald wurde dieſer von Norbertus geahnte Plan ſichtbar, als Hugo Freiherr von Bodenhayn ſeine Tante beſuchte. Der ſchöne, geſchmeidige, junge Mann, der einige lebende Sprachen mit Fertigkeit redete, den großen Ton der Welt ganz in ſeiner Gewalt zu haben ſchien, und ſo manches wiſſenſchaftliche Bruchſtück geſchickt anzubringen wußte, erregte in der ganzen Gegend hohe Aufmerkſamkeit. Er war, ſo wie ſeine Tante, die ihn für ihren einzigen Erben erklärte, ohne daß man darüber etwas Beſtimmteres wußte, aus Belgien hierhergekommen, und in der ganzen Nachbar-

schaft, die sich durch so manche Festlichkeit geschmeichelt fühlte, schien es, obgleich auch hin und wieder Neid erwachte, nicht am rechten Orte und bedenklich zu seyn, bei dem vertrauten Umgange, worin Frau von Berchtold mit der Familie Ervelingen lebte, der Letzten Argwohn und Gerüchte mitzutheilen, die immer nur auf leisen Zuflüstern, wenigstens höchst unsichern Gründen, beruhten. Ist dieser Bodenhayn nicht ein schöner, interessanter Mann? fragte einst Pauline ihren Lehrer, der sich bisher jedes Urtheils über ihn enthalten hatte. So schön, antwortete Norbertus, denke ich mir jenen Engel des Lichts, dessen Gestalt, nach Milton's Erzählung, zur Berückung der ersten Menschen einst Satan annahm. Pauline wurde verlegen, denn der junge Mann war ihr nicht ganz gleichgültig. In dem Augenblicke wurde Frau von Berchtold mit ihrem Neffen angemeldet. Wachet und betet! war Alles, was Norbertus noch zu sagen vermochte, indem er sich aus dem Zimmer entfernte. Paulinens Verstimmt-

heit blieb den Angekommenen nicht unbemerkt, wenn sie sich gleich solches auch nur im Geringsten zu zeigen hüteten. Das Gespräch fiel auf Italien; Bodenhayn erzählte so Manches von seinen Reisen und hierunter ganz zufällig eine Geschichte aus Neapel: wie ein Mann, der allerlei magische Künste getrieben, sich unter dem Scheine von Frömmigkeit und Tugend in eine Familie geschlichen, und diese zur Befriedigung schändlicher Leidenschaften auf das Abscheulichste gemißbraucht hätte. Alles war so schuldlos, wie eine bloße Anekdote, ohne die geringste Anspielung vorgetragen, und verfehlte daher um so weniger seine Wirkung. Hätte vielleicht dieser Norbertus seine Pläne und welche? Dieser Gedanke, den sich Pauline kaum anfänglich zu erlauben wagte, stellte sich immer lebhafter bei ihr ein. Woher dies so wichtig gemachte Ahnungsvermögen, dem doch alle Bestimmtheit fehlt, und warum soll es mir erst nach seinem Tode zu Theil werden? Dieser Gedanke erhöhte bald den Argwohn, den Pauline in der Folge sogar ihrem Vater

mit'heilte, und an die Stelle der ehemaligen Wärme für Norbertus trat, wenn dieſe gleich noch nicht völlig erkaltet war, doch ein gewiſſes Sehnen: zu prüfen und eine, wenn gleich noch nicht deutlich gedachte Hoffnung, etwas Nachtheiliges zu entdecken. Das innige Vertrauen war geſtört, die ſanfte wohlwollende Freundlichkeit des Greiſes erhielt ſich. Der Umgang beider Familien wurde immer lebhafter, und daß Pauline und Hugo von Bodenhayn ein Brautpaar wären, war faſt ſchon in Jedermanns Munde, um ſo mehr, da Frau von Berchtold, die nur eine unbedeutende Summe beim Ankauf ihres Gutes bezahlt, das Übrige in Theilzahlungen zugeſagt hatte, dieſe beim Ausbleiben ihrer Gelder aus Belgien nicht einhalten konnte und Ervelingen dafür aufkam.

Die häufigen Zerſtreuungen hatten den bisher in der Familie herrſchenden Geiſt beinahe verlöſcht. Jene häusliche Andacht, der ſonſt Jeder mit Freuden beiwohnte, ſchien jetzt eine bloße Förmlichkeit, woran nur ſelten

die Herrſchaft Theil nahm. Doch einſt hatten Regengüſſe und Stürme die ſonſt beinahe täglichen Beſuche gehindert, der Donner, der den ganzen Abend hindurch rollte, und die ſchwüle Gewitterluft erweckten in Jedem eine gewiſſe Beklemmung und unwillkürlich eine Angſt, die, als Norbertus zur Haltung des Abendgebetes erſchien, Jeden nach der Kapelle trieb. Das Gewitter zog mehr herauf, die ſich kreuzenden Blitze wurden immer feuriger, der Donner folgte nach kurzen Zwiſchenräumen, die ſteigende Angſt mahlte ſich in den Geſichtszügen aller Anweſenden. Nur Norbertus blieb bei ſeiner Ruhe, er warf ſich vor dem Altar auf die Knie nieder; mit hoher Rührung dankte er Gott, der in der Seele des Chriſten, bei allen Schreckniſſen der Natur, bei Allem, was dieſe Erde ihm zum Nachtheil oder Verderben herbeizuführen vermag, das hohe Vertrauen auf das Walten ſeiner ewigen Weisheit und Liebe unwandelbar befeſtigt hat, dieſes wo es wohnt zu erhalten, wo es mangelt zu ſenden: flehte er vom Himmel. Stärker ward jetzt

seine Stimme, beinahe drohend jedes seiner Worte, als er den heiligen Beschützer der Unschuld, den Rächer des Lasters anrief: nur denjenigen schrecklich zu werden, die sich von der Bahn zum wahren Guten, zur Beförderung ihres irdischen Glückes, ohne Furcht vor dem ewigen Rächer, vermessen zu entfernen, der Unschuld, der Tugend, dem Glück des Nächsten nachtheilig zu werden, und ihre heiligsten Pflichten zu vergessen im Stande wären.

Laß, rief er, die Schreckniſſe der Natur und die Vorwürfe ihres eigenen Gewiſſens zu ihrer Warnung gereichen, und führe ſie, Vater, durch Reue zu dir und der Tugend zurück. Er endigte; ein gräßlicher Donnerſchlag machte, daß jetzt das ganze Schloß erbebte, die Knieenden fuhren empor, eine rothe Flamme war aus weiter Ferne ſichtbar. Das iſt Elſenhofen! riefen die Mehrſten einſtimmig. Eilt zur Rettung, rief Ervelingen. Er befahl, ſein Reitpferd herbeizubringen; da ward ein Reiſender gemeldet. Sein Wagen war

da er noch die benachbarte Stadt zu erreichen gehofft hatte, in der Nähe des Schloſſes gebrochen. Ervelingen befahl seinem Haushofmeiſter, ihm jeden möglichen Beiſtand zu leiſten, bot ihm mit seiner gewöhnlichen Gaſtfreiheit ein Zimmer im Schloſſe an, und eilte nun, um durch seinen Beiſtand das Feuer auf dem Schloſſe der Frau von Berchtold zu löſchen, wenigſtens was möglich wäre, zu retten. Norbertus, der eben auf dem Schloßhofe ſtand, um die Feuersbrunſt zu betrachten, empfing den Fremden, ſobald er ihn anſichtig wurde, als einen alten Bekannten, und lud ihn, da beinahe alles Geſinde zum Retten und Löſchen nach Elſenhofen geeilt war, um, wie er ſich ausdruckte, keine Ungelegenheit zu machen, welches er früher gegen Niemanden gethan hatte, in ſeine Wohnung ein.

Der Fremde, ein Mann bei Jahren, eine hohe kräftige Geſtalt mit einer ſprechenden Phyſiognomie, die beim erſten Anblick für ihn gewann, der durch ſein beſcheidenes anſpruchloſes Betragen gleich den Mann von nicht ge-

wöhnlicher Bildung verrieth, nannte sich Müller, erzählte, daß er ein reisender Tonkünstler wäre, und eilte sogleich, um die auf seinem Wagen befindliche Harmonika, wovon der Verlust ihm unersetzlich seyn würde, zu sichern. Das Gewitter legte sich, aber die Flamme des brennenden Schlosses leuchtete immer stärker fürchterlich empor, und alle Hoffnung des Löschens schien vergeblich zu seyn.

Rosalie hatte noch nie eine Harmonika gehört, und Müller, der die Angst der armen, leidenden Frau über die so nahe Feuersbrunst zu mildern wünschte, um so mehr, da sie, was denen, die sie täglich sahen, nicht so auffallend war, ihm beim ersten Blick ihre große Kränklichkeit verrieth, gewährte ihre Bitte: sie einige Choräle auf seinem Instrumente hören zu lassen. Die höchst nervenschwache Rosalie fühlte sich heftig angegriffen, und dennoch versicherte sie, nie einen ähnlichen hohen Genuß gehabt zu haben. Müller wollte aufhören, um nicht, wie er selbst sagte, nachtheilig auf sie zu wirken, und bewies, da er endlich ihren

Bitten nachgab, und noch die Melodie eines Kirchengesanges, um welche sie bat, hören ließ, die Wahrheit seiner Besorgniß; denn Rosalie ward ohnmächtig, und mußte bei der großen Erschöpfung ihrer Kräfte zu Bette gebracht werden. Doch sprach sie mit Entzücken von dem Eindruck, den Müllers herrliches Spiel und selbst der Ton der Harmonika auf ihr Gemüth gemacht hätten. Ervelingen, der jeden Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen strebte, lud ihn daher ein, einige Tage auf seinem Schlosse zu verweilen; allein Müller versicherte, daß er seine Ankunft zu Prag und Wien angezeigt hätte, wo er sich hören zu lassen entschlossen wäre, versprach aber, bei seiner Rückkehr, die nach zwei oder drei Monaten Statt finden würde, wo möglich auf einige Tage das gütige Anerbieten anzunehmen. Doch verweilte er am folgenden Morgen noch beinahe bis gegen Mittag bei Norbertus. Mit ihm kam er, um sich der Familie zu empfehlen, und Norbertus, der ihn bis an den Wagen begleitete, sich dort noch mit Herz-

lichkeit von ihm trennte, verrieth so viel Achtung und inniges Wohlwollen, daß solches bei dem übrigens so kalten und ruhigen Manne, selbst für Ervelingen, wie er gegen die Seinigen äußerte, etwas Auffallendes hatte. Kaum war Müller abgereist, als Rosalie ihrem Gemahl den Antrag machte, ihrer Freundin Aurora, bis sie das Schloß wieder erbaut, oder wenigstens einen andern schicklichen Wohnort eingerichtet hätte, den Aufenthalt in ihrem Schlosse anzubieten. Auch ich, sagte Ervelingen, hegte hierzu den Wunsch; nur ihr Neffe, — würden wir nicht, da unsere Pauline sich noch immer nicht ihm ihre Hand zu geben bestimmt entschließen kann, der Verläumdung manchen Stoff geben? Rosalie meinte: da Pauline nur aus Unentschlossenheit, durchaus aber aus keinem Grunde, den sie anzugeben vermöchte, sich jetzt noch weigere, und sie doch eigentlich die Verbindung mit diesem jungen Manne wünschten, so würde gerade der Aufenthalt in ihrem Schlosse Paulinen mit seinen Vorzügen bekannt machen, und sie hierdurch um so eher

bestimmt werden, dem Wunsche ihrer Eltern und ihrer Freundin Berchtold zu genügen.

Der Sturm hatte alle finsteren Wolken vertrieben, und die milde Sonne schien die Kranke zu einer Spazierfahrt einzuladen, die nun in Begleitung ihres Gemahls nach Elsenhofen unternommen wurde, um Aurora und Hugo zu der jetzt von ihr so eifrig gewünschten Annahme ihres Antrages zu bestimmen. Der Wagen rollte über den Schloßhof; die nun einsame Pauline setzte sich an ihr Instrument, als Norbertus ins Zimmer trat. Mein Besuch in dieser Stunde, sagte er, ist ungewöhnlich, allein verzeihen Sie, daß ich den Forderungen der Nothwendigkeit gehorche. Er trat an das Instrument; darf ich wohl, sagte er, Sie auf diese Noten aufmerksam machen? Sie erhielten solche von Frau von Berchtold; ist darunter eine einzige Composition, die das Gemüth zu hohen, religiösen Empfindungen weckt? „Aber doch auch nur zu Unschuld und Freude." Wer wollte Ihnen in Ihrem Alter den Gebrauch solcher Gesänge mißdeuten; al-

lein prüfen Sie die hohe Leidenschaftlichkeit, ist dies blos Unschuld und Freude? O mein Fräulein! nein, ich will diese fremde Sprache nicht führen, meine gute fromme Pauline! die ich für den Himmel zu erziehen glaubte, es hat sich ein böses, feindseliges Wesen zwischen uns gelagert; aber Gott und die Heiligen, Beschützer der Unschuld und Tugend, werden auch Sie, meine geliebte Tochter, aufrecht erhalten. Ihre Eltern sind in diesem Augenblicke, wie Sie wissen, nach Elsenhofen gefahren, daß sie es in der Absicht gethan haben, um Frau von Berchtold mit ihren Neffen einzuladen, hier, so lange es ihnen gefällig ist, selbst bis nach völligem Wiederaufbau ihres Schlosses, ihren Aufenthalt zu nehmen, dies wissen Sie nicht. Dies war in der That der Fall, und Pauline staunte ihn an. Ich weiß es, sagte er, wie viel man aufbietet, mir Ihr Vertrauen zu entziehen; aber nur eine eigennützige Absicht könnte mich zum Mißbrauch desselben verleiten, und wäre es, auch bei dem höchsten Argwohne, möglich, bei mir eine solche Absicht

auszumitteln? Ich weiß, daß Sie diesen Hugo nicht lieben, daß Sie aber, da Ihr Herz noch frei ist, vielleicht um den Wünschen Ihrer Eltern zu genügen, ihm Ihre Hand zu geben, bestimmt werden könnten. Er schwieg, indeß sein Blick mit Wehmuth und Theilnahme auf ihr ruhte. Sie haben vielleicht, antwortete Pauline, nicht ganz Unrecht; aber soll und kann ich meinen Eltern hartnäckig entgegen seyn? Kindlicher Gehorsam ist eine große Tugend; aber kennen Sie denn diesen Hugo und seine Tante, daß Sie sich beiden in die Arme werfen, ihnen unbedingt vertrauen können? sind Sie überzeugt, daß nie schlummernde Gefühle in diesem Herzen erwachen, nie ein Augenblick kommen wird, worin Sie es bereuen werden: daß Ihr Herz, Ihre Hand nicht mehr frei ist? Daher nur keine Übereilung, prüfen Sie genau diese Familie, suchen Sie Aufschub, ehe Sie sich bestimmt erklären, und wenn nach sechs Monaten Sie nichts gegen diese Verbindung bestimmt, dann, so wenig ich die ganze Sache wünsche, dann will ich Ihnen auch mit

keiner Sylbe entgegen seyn. Pauline versprach dem Rathe des ehrwürdigen Greises zu folgen, sie gewährte ihm selbst die Bitte, sich in so weit, als es ohne Verletzung des Wohlstandes, und ohne offenbar gegen die Wünsche ihrer Eltern zu handeln, möglich wäre, zurückzuziehen, wenigstens vertraulichen Umgang mit Aurora und Hugo zu meiden, ihn, der sie durchaus zu keinen Schritten im Rücken ihrer Eltern verleiten wollte, nur wenn ihr etwas bedenklich wäre, oder ihren Verdacht rege mache, um seinen Rath zu fragen, und wenigstens, ehe sie diesen eingeholt hätte, ihre Hand nicht zu versagen.

Bald veränderte sich der ganze Ton des Hauses. Anfänglich war man nur auf die Wiederherstellung des abgebrannten Schlosses bedacht. Hoch schilderte Aurora ihren Verlust an Staatspapieren, Juwelen und ähnlichen Dingen, und Ervelingen verstand sich zu bedeutenden Vorschüssen. Diese lohnte nun Aurora durch manchen Lobspruch seiner Herzensgüte, durch manche süße Schmeichelei und

manche Vertraulichkeit, die der Name der Freundschaft verschleierte, und die ihm mit jedem Tage weniger gleichgültig wurden. Von ihm wurden dagegen, um trübe Augenblicke, welche die Erinnerung an den erlittenen Verlust bei Aurora erzeugten, möglichst zu verhindern, rauschende Feste, obgleich die allmählig hinwelkende Rosalie wenig Antheil daran nehmen konnte, jetzt um so häufiger veranstaltet, da die sanfte, leidende Frau sich, dem Wunsche ihres Gemahls gemäß, nicht merken ließ, wie lästig ihr dies bei ihren Verhältnissen war. Die Bekannten Aurora's, obgleich Erveline gen sich von manchen darunter früher zurückgezogen hatte, wurden jetzt beinahe tägliche Gäste. Musikalische Unterhaltungen waren häufig. Bodenhayn, der sich schon früher als nicht alltäglicher Tonkünstler gezeigt hatte, suchte Paulinens herrliche Stimme immer mehr für den Gesang zu bilden. Sie war der italienischen Sprache vollkommen mächtig, und Gesänge, welche die höchste Leidenschaft athmeten, besonders Duette mit Bodenhayn,

wurden, da dieser Ausdruck der Empfindung für erste Pflicht des Künstlers im Gesange erklärte, mit einem Feuer, mit einer Innigkeit gesungen, die beinahe selbst Leidenschaft verrieth. Auf Aurora's Vorschlag entsprang ein Privattheater, auf dem Pauline und Bodenhayn oft als Geliebte und Liebhaber auftraten. Erfolgte kein Besuch, so wurde der Abend der Lectüre geweiht. Aurora las vortrefflich, und auf die blühendsten Dichter, oder solche Werke, welche lebhaft auf die Einbildungskraft wirkten, fiel beständig ihre Wahl. Die Bewegung zu Pferde, welche sie sich schon früher gestattet hatte, war selbst für die Familie Ervelingen auffallend gewesen. Sie versicherte, daß blos die Anordnung des Arztes sie dazu vermöge, und brachte es so weit, daß endlich auch Pauline daran Theil nahm.

Daß Rosalie oft ganze Tage in ihrem Zimmer, zum Theil auf dem Krankenlager zubrachte, wurde übersehen, man brachte ja ein Paar Stunden täglich bei der lieben Kranken hin, sie bedurfte Ruhe, ihr diese zu entziehen

war, nach Aurora's Meinung, Unbarmherzigkeit. Die Morgen- und Abendgebete des guten Norbertus blieben unbesucht, denn Bälle und Schauspiele nahmen den Abend hin, die ersten Stunden des Morgens hingegen der Schlaf. Norbertus verlor seine Freundlichkeit nicht, wenn er gleich nur einzig bei der größtentheils geräuschvollen Mittagstafel in den Kreis der Familie trat, dabei nicht mehr, wie vormals, auf jede seiner Äußerungen gehorcht, sondern er jetzt beinahe völlig übersehen wurde. Die ganze Gegend flüsterte sich bereits zu, daß nach Rosaliens, wahrscheinlich nahen, Tode Aurora die Hand des Freiherrn erhalten würde, und die Verläumdung sprach schon jetzt von einem höchst vertraulichen Verständnisse unter Beiden; Bodenhayn und Pauline galten allgemein für ein Brautpaar. Oft wollte sich diese ihrem alten Lehrer nähern, aber sein nicht strafender, nur wehmüthiger Blick, womit er sie bei manchen ihrer Unterhaltungen betrachtete, die Spöttereien, die sich Aurora und Bodenhayn über ihn, der sich so gern eine Art

von Herrschaft, nach ihrer Meinung, über die Familie angemaßt hätte, nicht selten erlaubten, mehr aber ein gewisses Schamgefühl und eine innere Stimme: nicht ganz auf dem rechten Wege zu seyn, selbst Mangel der Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, wofür Aurora und Bodenhayn mit nicht alltäglicher Kunst, ohne doch eine förmliche Blöße zu geben, sorgten, hinderten jede trauliche Annäherung.

Um so mehr war der Greis, da Rosalie seit einigen Tagen nicht mehr ihr Zimmer verlassen konnte, nicht blos als Diener der Kirche, sondern auch als tröstender Freund an ihrem Krankenlager. Ervelingen selbst hatte noch so viel Sinn für das, was er dem Anstande und der öffentlichen Meinung schuldig zu seyn glaubte, daß die rauschenden Feste um diese Zeit seltener wurden. Da erschien Paulinens Geburtstag, wozu Aurora und ihr Neffe doch in der Stille so manche Veranstaltung trafen. Sie sollte überrascht werden, und daher schlug ihr Aurora nach der Mittagstafel einen Spa-

zerrilt vor, den ſie ſelbſt von ihrem Vater anzunehmen beſtimmt wurde. Aurora, die immer von ihrem vorigen Gemahl, von dem Glück ihrer Ehe mit Begeiſterung geſprochen hatte, wußte auch das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand zu lenken, ſie ſchilderte das unausſprechliche Glück, das die Verbindung gleichgeſtimmter Herzen herbeiführe, mit glühender Leidenſchaft. Beide kehrten zurück und wollten, da vielleicht Geſellſchaft im Schloſſe ſeyn könnte, um ſich umzukleiden, durch den Garten unbemerkt nach ihrem Zimmer gehen; aber kaum hatten ſie einige Schritte in den Garten gethan, als einige Knaben, als Genien gekleidet, hinter dem Geſträuch hervortraten, um ihnen Blumen zu ſtreuen, indeß junge Mädchen, mit Blumengewinden in den Händen, ſie tanzend umgaben, Paulinen in einem fröhlichen Geſange mit den Lobſprüchen ihrer Schönheit und ihrer Vorzüge begrüßten, und bald die Erſcheinung des glücklichſten Tages für jedes weibliche Herz herbei wünſchten, an dem ſie, von der Myrthe bekränzt, das

höchste Glück der Liebe empfinden würde. Rauschende Musik schallte aus dem Schlosse, nur wenige Augenblicke wurden ihr zum Umkleiden gestattet; ein kleines Schauspiel empfing sie in dem glänzend erleuchteten Saale, worin die Charitinnen ihrer vierten Schwester jeden hohen Lebensgenuß, jedes Glück, jede Freude zu spenden gelobten, die Amor und Hymen noch zu erhöhen verhießen. Bei dem darauf folgenden Ball kam Pauline nicht von Bodenhayns Arm. Um des Himmelswillen nicht! sagte er, als sie einige kühlende Erfrischungen nehmen wollte, wogegen er ihr mit zärtlicher Sorgfalt ein Glas feurigen Wein aufdrang, und sie, um sich in etwas zu erholen, sich in ein Nebenzimmer zu setzen einlud. aber hier wurde sie zu Tänzen aufgefordert, die sie wegen ihrer Erschöpfung ablehnte. Es war ein herrlicher Sommerabend, der Westführte die lieblichsten Wohlgerüche durch die geöffnete Saalthüre aus dem Garten herbei. Indeß war alles zum Tanze zurückgekehrt. Jetzt, sagte Bodenhayn, jetzt einen Spazier-

gang im Garten: das wäre göttlich. O, sagte Pauline, als ob ich gerade zum guten Glück meinen Shawl hierhergelegt hätte; und so ging sie an seinem Arm durch den hohen Vorgang. Alles hatte die Sinnlichkeit geweckt, die ersten Küsse wurden geraubt, die andern nicht mehr geweigert; ein kleiner chinesischer Tempel mit zwei gegenüberstehenden Thüren lag vor ihnen. Pauline war so berauscht, daß sie nur erst, als Bodenhayn nach ihrem Hineintreten den Riegel vor die eine Thüre schob, zu einiger Besinnung kam, die bald wieder in seinen Armen dahin schwand, und vielleicht würde ihr schützender Engel von ihr gewichen seyn, wenn nicht durch die entgegengesetzte Thüre Norbertus hereingetreten wäre. Entschuldigen Sie, sagte er, indem er den Riegel der andern Thüre aufzog, Ihr Herr Vater, der einigen seiner Freunde seine Gartenanlagen zeigt, wird wahrscheinlich auch in diesen kleinen Tempel treten. Hugo verlor durch dies ruhige Benehmen seine letzte Fassung, und in der That hörten sie in einiger Entfer-

nung die Stimme des Freiherrn. Laſſen Sie uns hier unbefangen niederſetzen, ſagte Norbertus; ſanft zog er Paulinen an ſeine Seite, und eine Thräne in ihrem Auge ſagte dem Greiſe, wie ſehr ſie ſich in dieſem Augenblicke ihm für ſeine ſchonende Güte verpflichtet fühle. Hugo blieb unentſchloſſen, doch bleich, wie ein ertappter Sünder, vor ihnen ſtehen, da trat Erwelingen mit ſeiner Geſellſchaft herein. Die Gegenwart des Norbertus, die Unbefangenheit, womit er ſie anredete, machte, daß hierin, ſo wie an ſeinem Rathe: doch nicht zu lange in der Abendkühle zu verweilen, ſondern lieber zum Tanzſaale zurückzukehren, Niemand etwas Auffallendes fand. Bodenhayn kam auch zur Beſinnung, er reichte Paulinen ſeinen Arm und Norbertus begleitete ſie bis an die Saalthüre. Ich habe, ſagte er zu Paulinen, Ihnen noch keinen Glückwunſch abſtatten können, nehmen Sie aber ein Gemälde, welches ſie in Ihrem Schlafzimmer finden werden, als einen kleinen Beweis meiner Aufmerkſamkeit gütig auf. Sie dankte ihm mit wenig Worten, aber

mit einem Blick, aus dem ihre ganze Seele sprach, und konnte es ihrem Herzen nicht versagen, bald das Geschenk ihres väterlichen Freundes zu sehen. Sie eilte in ihr Zimmer; an der Wand desselben hing eine meisterhafte Kopie der büßenden Magdalena, von Pompeo Bottoni. Die Thränen der schönen, reuigen Sünderin, der neben ihr stehende Todtenkopf, erschütterten sie mächtig. O ihr Heiligen! rief sie, indem sie die Hände betend empor hob, wie nahe war ich ähnlichen Thränen! gebt mir Kraft, über mich selbst, über dies zu weiche Herz zu wachen. Ja ich will mich losreißen; denn ich fühle ganz, in wessen Händen ich bin. Ihr fehlten Worte, aber ihre Gefühle waren ein inniges Gebet. Da eilte ihre Kammerfrau herbei, Angst lag in ihren Zügen. O mein Fräulein! man sucht Sie, Vater Norbertus schickt mich, die gnädige Frau, sie ist sehr schwach. Pauline, welche seit dem Vormittage nicht bei der Kranken gewesen war, stürzte jetzt in das Zimmer. Norbertus kniete an dem Lager und betete laut; sie warf sich nie-

ben ihm auf die Knie, der Greis schwieg. Bleibe Gott, der Tugend und Unschuld getreu, sagte die Sterbende, indem sie die zitternde Hand segnend auf das Haupt der Tochter legte, diesen Hugo, seine Mutter, — sie wollte mehr sprechen, da traten Ervelingen und Aurora herein. Der Anblick der Sterbenden erschütterte den Freiherrn; sie winkte, er küßte ihre Hand, auf die ein Paar Thränen fielen. „Eine, noch eine Bitte!“ — „Wenn sie in meiner Macht stehe, so wahr mir Gott helfe und die Heiligen.“ Bestimme Paulinen zu keiner Wahl ihres Gatten und vertraue — sie wies auf Norbertus. Die Worte stockten, sie verfiel in die schrecklichsten Zuckungen. Die Klapperschlange! flüsterte Norbertus leise tief erschüttert zu Paulinen; diese sah nun, daß Aurora, die hinter ihr stand, die starren Augen, mit dem Blick einer Furie, auf die Sterbende heftete. Pauline sank ohnmächtig nieder; sie ward auf ihr Zimmer gebracht. Rosalie war am folgenden Morgen nicht mehr.

Ervelingens Schmerz war grenzenlos, denn ihn erhöhte die Reue über Vernachläſſigung der Verewigten. Aber der Heftigkeit folgte Abſpannung, und ſo erſchien er nach wenig Tagen beruhigter, als man es dem erſten Anſcheine nach erwarten konnte, indeß Pauline ſchweigend und in ſich gekehrt nur ſelten eine Thräne verlor, ſich aber immer gleich blieb. Die Andachtsübungen des frommen Norbertus wurden jetzt von ihr unausgeſetzt beſucht; Aurora, welche dieſe Veränderung nicht bemerken zu wollen ſchien, mit kalter Höflichkeit, Hugo aber ſo behandelt, daß ſich weniger Unwillen, als Verachtung gegen ihn äußerte. Aurora, die ſonſt ſo lebhaft jede Annäherung ihres Neffen befördert hatte, ſchien entweder durch Zudringlichkeit nicht aufreizen, oder alles der Zeit überlaſſen zu wollen. Die geräuſchvollen Feſte hatten nachgelaſſen, die bisherigen Unterhaltungen vermied Pauline, mit der Äußerung: das Andenken ihrer verewigten Mutter fülle einzig ihre ganze Seele. So lebte die Familie in einer ſonderbaren

Spannung, die nur einzig Hugo ganz zu füh-
len schien. Daß er sich herzlich langweilte,
daß selbst ein verbissener Ingrimm in seiner
Seele lag, dies letzte wurde besonders beim
Anblick des Norbertus, wenn er gleich sein
Grinsen zum Lächeln verzerrte, nicht selten
deutlich. Aurora benahm sich mit weiblicher
Feinheit, und suchte alles dem alten Gleise zu
nähern, welches ihr auch in Betreff Erveli-
gens gelang. Die vorige Vertraulichkeit kehr-
te nicht nur zurück, sondern schien selbst ver-
größert zu seyn; kleine Gastmale wurden,
wenn gleich die Trauerzeit rauschende Vergnü-
gungen untersagte, häufig; Ervelingen war
beinahe einzig von ihren Freunden umgeben,
und wenn sie allein waren, dann wußte sie
den nicht an Einsamkeit gewöhnten Wittwer
durch tausend kleine Unterhaltungen immer
stärker an sich zu fesseln. Bodenhayn stattete
Besuche in der Nachbarschaft ab, ging beinahe
täglich auf die Jagd; Pauline brachte einen
großen Theil der Zeit auf ihrem Zimmer hin, und
Ervelingen und Aurora, die sich so oft allein

befanden, näherten sich daher schneller, als es unter andern Umständen Statt gefunden hätte.

Pauline war eben mit einer Stickerei in ihrem Zimmer beschäftigt, als der Vater hineintrat. Ob etwas Feierliches, ob Verlegenheit oder beides bei ihm herrsche, leuchtete ihr noch nicht ein. Er setzte sich an ihre Seite. Deine Mutter war gut, liebe Pauline!

„O sie war fromm und gut, sie war vortrefflich!" Zugegeben, mein Kind! doch unser Schmerz ruft sie nicht zurück. —

„Ehrt aber ihr Andenken und reizt uns, ihrem Beispiele nachzufolgen."

Die Verlegenheit des Vaters mehrte sich, er schwieg einige Augenblicke. Sollen wir denn, fragte er endlich, unser ganzes Leben in dieser trübsinnigen Stimmung zubringen? Pauline ließ die Nadel fallen und betrachtete ihn aufmerksam. Was fordern Sie denn, lieber Vater? „Sehr gern würde ich es sehen, wenn du dich entschließen wolltest, deine Hand an Hugo zu geben; doch ich habe deiner Mutter verspro-

chen, dich zu keiner Heirath zu bestimmen —" und dankbar erkenne ich diese väterliche Liebe. — Auf's Neue erfolgte eine Pause. „Wenn ich aber, fragte er endlich, der Einsamkeit müde, mich vielleicht entschließen könnte, die Stelle deiner Mutter, —" diese bleibt wohl unersetzlich. „Für dich, mein Kind, gewiß, aber ich bin acht und vierzig Jahre, glaube' noch Ansprüche auf die Welt zu haben; Frau von Berchtold —" O, lieber Vater, hüten Sie sich vor dieser gräßlichen Frau und ihren Künsten der Verführung, die ich ganz durchschaue. „Hat dich der fromme Norbertus diese Lästerung gelehrt?" Mein Herz und meine Überzeugung stimmen mit der seinigen überein. „Ich habe deiner Mutter deine Wahl nicht zu bestimmen gelobt; aber die Laune meiner Tochter soll auch die meinige nicht bestimmen, und derjenigen, die ich meiner Hand würdig achte, wirst du auch deine kindliche Achtung nicht weigern." Er stand auf und verließ, ehe Pauline, welche diesen Ton noch nie von ihrem Vater gehört hatte, sich fassen konnte, das Zimmer.

Dort hing neben der Magdalena das Bild des Gekreuzigten und der heiligen Jungfrau, beides Lieblingsgemälde der verstorbenen Mutter, die seit ihrem Tode hier eine Stelle erhalten hatten. Pauline warf sich auf ihre Knie nieder, ihre Thränen flossen reichlich, sie flehte zu Gott um Hülfe. Wie von einer göttlichen Kraft belebt, stand sie getröstet auf und hatte eben ihr Auge getrocknet, als sie zu Tische gerufen wurde. Die Spuren der Thränen waren kenntlich, die Züge ihres Vaters und Aurorens ließen es ihr merken; außer diesen und Hugo war Niemand im Zimmer. Da kam der Bediente, welcher den Norbertus gerufen hatte, mit der Nachricht zurück, daß dieser noch einen angenehmen Gast bringe. Allen schien dies, bei ihrer jetzigen Stimmung, nicht unlieb, da trat Norbertus und der von dem Freihern vor einigen Monaten eingeladene Tonkünstler ins Zimmer. Aurora und Hugo verriethen das äußerste Schrecken. Madam Domaja, sagte Müller, indem er sich zu Auroren wandte, recht auffallend ist

es mir, Sie und Ihren Herrn Sohn hier so unerwartet anzutreffen. Sie irren sich, mein Herr! sagte Aurora mit einer Keckheit, die gegen die Seelenangst Hugo's sonderbar abstach. Wie wäre das möglich, Madam, sagte Müller, da ich so oft die Musik zu den Balletten dirigirte, in welchen Sie als Operntänzerin auftraten: Sie als Frau von Rippach zu Aachen, als Frau von Bornscheit zu Florenz antraf, und dort die Bekanntschaft wieder erneuerte, auch zwei Jahre mit Ihrem Sohne bei der nämlichen fürstlichen Kapelle stand? nicht wahr, lieber Bodenhayn? führten Sie nicht damals schon diesen Namen, den Ihnen Ihr Vater beilegte? Schändliche Tücke! schrie Aurora, ich werde den teuflischen Plan dieses boshaften Pfaffen zu vernichten wissen. Folge mir Hugo! Sie sprang auf und verließ das Zimmer. Junger Mann! sagte Müller, indem er Hugo entgegentrat, ich will hier nicht als Verläumder erscheinen, mir ist nichts an Ihrem Verderben gelegen, gestehen Sie daher die Wahrheit ein, oder erinnern Sie

ch an Florenz. Hugo zitterte. Ich verlange,
ihr Müller fort, Ihre deutliche Erklärung.
ist Ihre Mutter nicht die Operntänzerin Do-
naja, sind Sie nicht ihr unechter Sohn, und
etzte Ihr fürstlicher Vater nicht Ihrer Mutter
ine beträchtliche Leibrente, Ihnen eine an-
ehnliche Summe aus? Ja, ins Teufelsna-
men, ja! rief Hugo und rannte aus dem Zim-
mer. Ervelingen stand da, wie vom Blitze
getroffen. Wer sind Sie, mein Herr! fragte
er nach einiger Erholung, und wie kommen
Sie zu diesem Benehmen? Entlassen Sie
Ihre Dienerschaft aus dem Zimmer, und ge-
bieten Sie derselben das tiefste Stillschweigen,
wenn ich bitten darf. Dies geschah. Ich
war, sagte Müller, ein blühender, junger
Mann, als ich mit dem ersten Feuer der Liebe
an dieser Domaja hing, die auch mir Liebe
heuchelte, aber, da sie die Aufmerksamkeit ei-
nes Fürsten auf sich zog, sich diesem schamlos
in die Arme warf. Sie ward Mutter dieses
Hugo; ich erfuhr: der Fürst habe nach ein
Paar Jahren sie, die wegen ihrer Ränke und

Verschwendung der Fluch des ganzen Landes belastete, verlassen, doch habe er ihr eine ansehnliche Leibrente, seinem Sohne ein nicht unbeträchtliches Kapital in englischen Fonds versichert.

Als erfindender und ausübender Tonkünstler fand ich überall freundliche Aufnahme, und da ich kein Vergnügen darin fand, zu glänzen oder mir gütlich zu thun, erwarb ich mir, meiner Reisen ungeachtet, einiges Vermögen, zahlte daher, um meinen Durst nach allem Wissenswürdigen zu befriedigen, als ich mich einige Zeitlang zu Paris aufhielt, jene hundert Louisd'or, die sich Mesmer damals für seine Aufnahme in die Harmannische Gesellschaft und für seinen Unterricht in dem animalischen Magnetismus geben ließ; ich wurde sein eifrigster Schüler, da ich mich bald überzeugte, was in der Hand eines Mannes, der Gott und sein Gewissen fürchtet, diese Kenntniß der geheimen Naturkräfte ist, wie schrecklich sie aber auch in der Hand des Böse-wichts werden kann.

Zu Straßburg ward ich mit jener durch Puyſegir verbeſſerten Methode des Magnetismus, die nur Ruhe, Wohlbehagen und Erhöhung der Seelenkräfte zu bewirken ſucht und heftige Kriſen verabſcheut, bekannt; vermied es ſorgfältig, mit meiner Kenntniß zu glänzen, ſuchte, wo ich es vermochte, im Stillen geräuſchlos zu wirken, verſtieß aber auch nicht ſelten gegen den Charlatan, der meinen höchſten Unwillen rege machte, denn ich züchtigte ihn ohne Scheu, noch mehr aber den Verworfenen, der die Geheimniſſe der Natur zu ſeinen niedrigen Zwecken entweihte.

Ich hatte, um unabhängig zu leben, Frankfurt zu meinem Wohnort gewählt, und machte von dort zuweilen einige kleine Reiſen, um durch meinen Künſtler-Erwerb meine Bedürfniſſe zu beſtreiten und für mein Alter zu ſorgen. Bei einer dieſer Reiſen lernte ich zu Karlsbad den ungariſchen Grafen Emberi, einen jungen Mann, kennen, der ſich durch Schönheit des Körpers und der Seele, durch ſein großes Vermögen und ſeine liebenswürdige

Anſpruchloſigkeit auszeichnete. Bald wurde ich dem jungen Manne herzlich zugethan, der auch wieder mit einer beinahe kindlichen Liebe an mir hing. Er ſchüttete ſein ganzes Herz gegen mich aus, pries ſich unausſprechlich glücklich, da er nach zwei Jahren mit ſeiner liebenswürdigen, jetzt erſt funfzehnjährigen, Joſephe vereinigt, den Beſitz ſeiner großen väterlichen Erbgüter antreten, bis dahin aber auf Reiſen gehen ſollte. Er zeigte mir ein kleines Gemälde ſeiner Braut, einer beinahe vollkommenen Schönheit, deren Züge durch Sanftmuth und Unſchuld zu einem Heiligenbilde verklärt wurden. Ich konnte mich an dieſem Gemälde nicht ſatt ſehen, bat meinen jungen Freund wiederholentlich, es mir nochmals zu zeigen, der nun, überzeugt, daß ich keinen Mißbrauch davon machen würde, die Freundſchaft für mich ſo weit trieb, daß er mir, da ich einige Kenntniß von Miniaturmalerei beſaß, eine Kopie davon zu nehmen erlaubte.

Bald darauf, gefesselt durch die hohe Achtung für einen Fürsten, der sich in jeder Hinsicht auszeichnete, übernahm ich die Stelle seines Kapellmeisters. Da meldete sich ein junger Mann und bat um Anstellung, der mir beim ersten Eintritt durch seine Gesichtszüge, mehr aber noch durch den Namen Bodenhayn auffiel. Ich erkundigte mich nach seinen Eltern, er versicherte, eine Waise zu seyn; eine Tante, deren Bild ihm noch aus seinen früheren Jahren vorschwebe, habe in einem berühmten Erziehungsinstitute mütterlich für ihn gesorgt, und nach dem Aufwande für seine Erziehung ihm Alles eine glänzende Zukunft verkündigt. Da wären plötzlich, gerade als er sich im sechzehnten Jahre befand, Gelder und Briefe der Tante ausgeblieben, wodurch seine Lage immer trauriger geworden. So wären beinahe anderthalb Jahre verflossen, und die Vorsteher der Erziehungsanstalt hätten ihm nun mit Härte gesagt: daß er ihnen lästig würde, sich entschließen müsse, bei irgend einem Gewerbe untergebracht zu werden, und

ihm acht Tage zur Wahl gestattet. Hierüber noch unentschlossen, aber tief gebeugt, habe ihm einer seiner Freunde, um ihn zu zerstreuen, das Anerbieten gemacht, mit ihm die Vorstellung einer durchreisenden Schauspielergesellschaft zu besuchen. Auf ihn, der bis in sein achtzehntes Jahr beinahe ohne allen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte geblieben wäre, hätte der Anblick einer jungen, blühenden Schauspielerin einen sehr lebhaften Eindruck gemacht. Diese seine erste Liebe und die Verhältnisse, worin er sich befand, bestimmten ihn, seine Anstellung bei diesem Theater zu suchen, und nach vier Tagen verließ er insgeheim, weil er den Widerspruch der Vorsteher der Erziehungsanstalt befürchtete, seinen bisherigen Aufenthalt. Er fühlte bald, daß seine Liebe auf einen ihrer unwürdigen Gegenstand gefallen war; zwei Jahre blieb er, da er keinen andern Ausweg wußte, Schauspieler, fühlte sich sehr unglücklich und bat mich jetzt um eine Verwendung.

Nennen Sie es nicht Tugend, daß ich mich des jungen Mannes, deſſen Mutter mich ſo ſehr gekränkt und zurückgeſetzt hatte, annahm. Der Gedanke, ihm das von ſeinem Vater ausgeſetzte Vermögen, um welches ihn ſeine ränkevolle Mutter wahrſcheinlich zu bringen ſuchte, wieder zu ſchaffen, wurde, ſo dunkel mir dieſe Idee war, doch auch von einer geheimen Rachſucht begünſtigt. Kurz, Bodenhayn erhielt durch mich ſeine Anſtellung. Seine Dankbarkeit erhöhte meine Theilnahme. Sein nicht gemeines Talent zur Tonkunſt ſuchte ich auszubilden, und nahm ihn, da ich nach zwei Jahren eine kleine Reiſe nach Achen zu thun beſchloß, zu meinem Begleiter.

Mit dem neugierigen Ungeſtüm eines Jünglings durchlief er nach unſerer Ankunft die Stadt, athemlos kehrte er mit der Nachricht zurück: er ſey in den Anlagen zwiſchen dem Adalberts- und Maſtrichter Thore einer Dame begegnet, die er beinahe mit Gewißheit für ſeine Tante halte, und habe auch bereits ausgemittelt: daß ſie Frau von Rippach heiße. Die

Beſchreibung, die ich mir von der Dame machen ließ, traf mit dem Bilde der Opernſängerin Domaja völlig überein; und ich ging daher ſogleich aus, weil ich ihr bei meiner Bekanntſchaft und den Adreſſen, die ich hatte, bald auf die Spur zu kommen hoffte. Da hörte ich plötzlich meinen Namen nennen, ſah mich um und erkannte den alten treuen Diener des Grafen Emberi. Wo iſt dein Herr? fragte ich. Hier im Roſenbade. Und wie geht es? Schlecht, ſehr ſchlecht! ſagte der Alte. Sie haben ihn gekannt, lieber Herr Müller! o unſer Heiland, wäre er noch einmal auf die Welt gekommen, er hätte ihn zu ſeinem Johannes gewählt. Er iſt in den Händen eines gräßlichen Weibes, einer boshaften Hexe, die ihn ins Grab, und, was noch ärger iſt, um ſeine Seligkeit bringen wird. Von ihm erfuhr ich Alles, was ich noch zu wiſſen nöthig hielt, und gebot ihm mein Hierſeyn zu verſchweigen. Bald erfuhr ich von einem Bekannten, daß Frau von Rippach, eine Anhängerin jener magnetiſchen Schule Barbarin's

zu Oſtende, ihrer magnetiſchen Künſte wegen, beinahe in dem Rufe einer Zauberin ſtehe. Sie wäre vormals im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens geweſen, welches ſie während ihres Aufenthaltes in England verpraßt zu haben ſchien; allein völligen Erſatz würde ihr wahrſcheinlich die Hand eines reichen ungariſchen Grafen geben, der, ob er gleich den Jahren nach ihr Sohn ſeyn könne, in ihren Feſſeln ſchmachte. Ihn zu befreien, war jetzt mein ſehnlichſter Wunſch, und da ich von dem alten treuen Mathias, den ich in meine Wohnung beſtellte, die Stunde, wo er zu Hauſe und allein ſeyn würde, erfahren hatte, eilte ich ihn zu beſuchen. Der ſonſt blühende Jüngling, abgeſpannt wie ein hingewelkter Greis, empfing mich gleichgültig. Ich hatte Joſephens Bild auf dem Deckel einer goldenen Doſe einfaſſen laſſen; er fuhr, da ich es ihm zeigte, mit Abſcheu zurück. Haben Sie ſich, fragte ich, mit dieſem Engel entzweit? Nein! antwortete er heftig, aber ich will Nichts von ihr wiſſen; ſie hat, um mich zurückzulocken, durch

magiſche Künſte meine Geſundheit zerſtört, und ohne dieſe Bäder, ohne die Einwirkung des animaliſchen Magnetismus, den mir ein günſtiges Geſchick zuführte, wäre ich bereits im Grabe. Ich bemerkte in ſeinem Zimmer einige Flaſchen, worin ſich Wolle befand, und urtheilte nun ſogleich, daß man das Übel durch ſich ſelbſt bekämpfen müſſe. Mathias wurde mein Werkzeug. Durch ihn erfuhr ich, daß er eine Schnur, woran ein in der Herzgrube ruhendes Päckchen befindlich wäre, Tag und Nacht auf dem Herzen trage, und nicht anders, als wenn er ſich im Bade befinde, ablege. Mit Hülfe des Mathias vertauſchte ich dies Päckchen und dieſe Schnur, ſo wie alle jene Flaſchen in einer und der nämlichen Stunde mit andern, die ihnen völlig gleich ſahen und durch mich magnetiſirt waren, und erwartete ihn in der Stunde, wo er aus dem Bade trat. Er ſank an meine Bruſt und bewillkommte mich als einen alten Freund. Ich entriß ihn den Feſſeln des ſchändlichen Weibes und beſtimmte ihn, Joſephens Bild, das in ihren Händen

war, von dem Orte, wo ſie es aufbewahrt hatte, zu nehmen. Es gelang mir, den Wahn, womit ſie ſeinen Geiſt umnebelt hatte, zu zerſtören und ihn ſeiner Familie und ſeiner Geliebten wiederzuſchenken. Alle Künſte, die Frau von Rippach gegen ihn und mich anwandte, waren fruchtlos, und ohne Scheu beſchloß ich nun, ihren Sohn ihr zuzuführen, nachdem ich bereits ausgemittelt hatte, daß ſie durch ihre Ränke und Verbindungen ſich der Fonds, welche dieſem gehörten, bemächtigt hatte. Späterhin erfuhr ich, daß ſie die Gunſt ihres fürſtlichen Liebhabers verlor und den Staat, dem ſie ein Gegenſtand des Abſcheues geworden war, verließ, nach dem Tode des Fürſten das Vermögen ihres Sohnes an ſich brachte und dieſen völlig vergaß, indeß ſie in England ſchwelgte, voll Hoffnung, dort die Gemahlin eines reichen Britten zu werden, der ſich jedoch ihren Schlingen entwand, und ſie nun bedacht war, den Plan gegen den guten Emberi auszuführen.

Mein Besuch, wobei ich ihr zugleich ihr
ren Sohn vorstellte, machte, daß sie, obgleich
Meisterin in der Verstellungskunst, doch ihre
Wuth nicht verbergen konnte. Höhnend dankte
sie mir für die erzeigte Freundschaft, doch
schien zuletzt ein gewisses mütterliches Gefühl
zu erwachen. Sie versicherte, von nun an
wieder alle Sorge für Bodenhayn zu über
nehmen, und beide standen, als ich Achen
verließ, im besten Verhältniß. Ich aber legte,
durch manche Umstände bestimmt, meine Stelle
nieder und machte ein Jahr darauf eine Reise
nach Italien. Zu Florenz wurde ich zur Theil
nahme an einem Maskenballe eingeladen, und
ein junges Paar, das sich im Tanze auszeich
nete, zog meine Aufmerksamkeit an sich. Ich
hörte: ein deutscher reicher Freiherr und die
reiche Gräfin Angelika Buonatesta wären bei
de so gut wie verlobt: zugleich zeigte man mir
die Mutter des Freiherrn, und ich erstaunte
nicht wenig, Domaja wieder zu finden, die
nun den Plan, sich selbst durch eine Heirat
zu bereichern, auf ihren Sohn übergetragen

zu haben schien. Ich hatte Empfehlungen an den Vater Angelika's, und faßte sogleich den Entschluß, die Baronesse von Bornscheit, so nannte sie sich hier, und ihren Sohn zu entlarven; allein der Graf war, als ich mich melden ließ, auf seinem Landhause, und so mußte ich den Besuch aufschieben. Da ich einige Zeit zu Florenz zu bleiben entschlossen war, hatte ich, so wie ein junger deutscher Graf und sein Führer, mit welchen ich einen Theil der Reise gemeinschaftlich gemacht hatte, einige Zimmer in dem Hause eines Notarius gemiethet, und kehrte am Abend, in meinen Mantel gehüllt, aus einer Gesellschaft nach Hause, indeß mein Bediente, ein Mensch von seltener Körperkraft, mit einer Fackel vorleuchtete. Da er sich einige Mal umsah, ward ich aufmerksam, als er in dem nämlichen Augenblicke einen Banditen, der mir von hinten einen Dolchstich geben wollte, mit der brennenden Fackel ins Gesicht fuhr, und indeß der feige Bösewicht fortrannte, stach ein zweiter nach mir; mein weiter Mantel schützte mich

gegen Verwundung. Ich ergriff den Arm des Mörders, der, als ich ihm den Dolch zu entwinden bemüht war, mich noch damit zu verwunden ſuchte, ſich ſelbſt aber dabei unbedeutend verletzte. Er winſelte ſchrecklich, und ich erkannte, als nun Jakob ihn beleuchtete, in dem Meuchelmörder Bodenhayn. O, rief er, ich Unglücklicher muß ſterben, denn meine Mutter hat, um jeden Stoß tödtlich zu machen, den Dolch in dieſer Abſicht magnetiſirt. Unter Verzuckungen ſtürzte er nieder. Ich und Jakob trugen ihn in meine wenig Schritte davon entfernte Wohnung, wo ich durch meine Kunſt alle Folgen der Verwundung aufhob, ſogleich aber auch meinen Wirth und meine Hausgenoſſen zu mir rief. Bodenhayn hatte ſich erholt, ich überließ ihm die Wahl: ob er es vorzöge, daß ich ihn den Gerichten als Meuchelmörder übergebe, oder lieber hier vor Notarius und Zeugen ein förmliches Geſtändniß ſeines begangenen Frevels und der Veranlaſſung dazu ablegen, und gleich am folgenden Morgen mit ſeiner Mutter Florenz ver-

laſſen wolle. Ich gelobte ihm in dieſem Falle, und wenn er ſich keiner neuen Tücke ſchuldig machen wolle, Schonung.

Er leiſtete meiner Forderung Genüge und entfloh mit ſeiner Mutter noch in der nämlichen Nacht. Graf Buonateſta, den ich mit dem Stande der Abenteurer gleich am folgenden Morgen bekannt machte, nannte mich ſeinen Retter; Angelika aber, die ohne ihren Hugo nicht leben zu können verſicherte, zerfloß in Thränen, bis mir auch hier die Einwirkung der Künſte Domaja's zu zerſtören gelang.

Man wurde jetzt durch das Geräuſch eines Wagens unterbrochen. Es wurde aufgepackt. Wie? ſagte Ervelingen mit ſichtbarer Verlegenheit, Aurora ſcheint abreiſen zu wollen. Danken Sie Gott und den Heiligen, rief Norbertus, von dieſer Schlange und ihrer Brut befreit zu werden. Ervelingens Unruhe ſtieg mit jeder Secunde. Haben Sie etwas von ihr zum Geſchenk erhalten? fragte Müller. Ihr Bild hier auf meinem Herzen, ſagte Ervelingen, der halb ohnmächtig

in einen Lehnſtuhl ſank. Schnell riß es ihm Müller vom Halſe, und einige kunſtmäßige Striche brachten ihn wieder zur Beſinnung, indeß Aurora und Bodenhayn den Wagen beſtiegen und ſich ſchnell entfernten. Die gnädige Frau, ſagte ein hereintretender Bediente zu Erpelingen, gebot mir, Ihnen anzuzeigen, daß ein an Sie gerichteter Brief auf dem Tiſche in dem eben von ihr verlaſſenen Zimmer liege. Er ſtürzte aus dem Zimmer, ſein Schoßhündchen begleitete ihn, er lief wie ein Raſender; Müller holte ihn in dem Augenblicke ein, als er eben die Thüre des Zimmers geöffnet hatte, wo das zuerſt hineingeſprungene Hündchen niederſtürzte und nach wenig Minuten todt war.

Erpelingen ſchien wie aus einem Traume zu erwachen. Die Furie hat ihr Opfer erhalten, ſagte Müller. Er verſchloß das Zimmer, gebot es in drei Tagen nicht zu öffnen, und nahm den Schlüſſel zu ſich. Nach drei Tagen brachte er den Brief, welchen er ſelbſt aus dem Zimmer geholt hatte:

„Jeder, der mich verfolgen oder mir nachtheilig zu werden wagt, zittere vor meiner Rache. Die Summen, welche ich angeblich zur Bezahlung von Elfenhofen brauchte, sind noch nicht bezahlt, und, so wie der Wechselbrief auf Brüſſel, den ich mir vor einigen Tagen geben ließ, ein geringer Erſatz für die Zeit, die ich mit einer ſo ekelhaften, abgeſchmackten Familie hingebracht habe. Das abgebrannte Elfenhofen, worauf ich eine unbedeutende Summe gezahlt habe, mag derjenige nehmen, dem darnach gelüſtet; und wehe Jedem, der ſich jetzt noch einen Schritt gegen mich erlaubt! Aurora."

Wir wollen ſie durch die Gerichte verfolgen laſſen, rief Müller. Laſſen Sie, bat Ervelingen, der Elenden ihre Beute; und Müller, den die Familie als einen wohlthätigen Schutzgeiſt betrachtete, ließ es ſich gefallen. Von ihr wurde er um die Fortſetzung ſeiner Geſchichte gebeten. Dieſe, antwortete Norbertus, bin nur ich zu liefern im Stande, und verzeihen Sie, wenn ich, um nicht die ſchmerz

lichſten Empfindungen aufzuregen, bei Manchem flüchtig vorübergehe.

O ich glaubte das höchſte Glück des Lebens errungen zu haben, ruhig in meine Zukunft blicken zu können, da verlor ich Alles. Die einzige Reliquie meines zertrümmerten Glückes, mein Kind, aufzuſuchen, ſchweifte ich umher; alles Nachforſchen war vergeblich; ſo kam ich nach Karlsbad. Nur die Ahnung, du wirſt ſie einſt wiederfinden, ſchützte mich gegen Selbſtmord. Ich konnte nicht mehr beten, mein Zuſtand gränzte an Wahnſinn. Stumpfſinnig hinbrütend ſaß ich in meinem Zimmer, da hörte ich im Nebenzimmer eine Flöte, die meiſterhaft die innigſte Wehmuth ausdruckte, und ſo zu meinem Herzen ſprach, daß ich Thränen fand. Daß ich nun die Bekanntſchaft des jungen Tonkünſtlers ſuchte, und bald, da eine innere Stimme mir zuflüſterte, daß ſein Einfluß noch am Abend meines Lebens höchſt wichtig für mich werden würde, mit ganzer Seele an ihm hing, ließ ſich wohl nicht anders erwarten. Dieſer junge

Mann war mein Freund Müller, und da
noch einige Jahre hindurch unaufhörlich g
Deutschland durchreiste, traf ich noch me
Male mit ihm zusammen, und fand ihn je
zeit meiner Achtung, meiner Freundschaft gl
würdig.

Die Welt und ihre Freuden hatten
mich allen Reiz verloren, nur die schöne
tur und die bildenden Künste sprachen noch
weilen zu meinem Herzen. Ohne bleibe
Wohnsitz, vom beständigen Umherreisen
vergeblichen Forschen ermüdet, kam ich in
Gegend; der Wasserfall in dem anstoße
Wäldchen hatte für mich etwas so höchs
ziehendes, daß ich, als ich ihn bei einem
ziergange entdeckte, nicht, wie ich anfä
beschlossen hatte, in dem benachbarten
hofe nur ein Paar Stunden zu verweilen
dern einige Ruhetage zu machen beschloß.
Anblick der Abtei und des Klosters, di
liche Façade der Kirche mit den beiden
Thürmen, tief im Thale versteckt u
waldigen Bergen bekränzt, überraschte

Ich trat in die Kirche. Die feierliche Messe, von einer ernsten, gut ausgeführten Musik begleitet, machten, daß ich hier in dem: Friede sey mit Euch! eine Stimme, die vom Himmel auf die Erde herabtönte, zu hören glaubte. Der Anblick des heiligen Paulus auf dem Altarblatte, in dem Augenblicke, worin ihm Ananias sein Auge wiedergiebt, und er aus einem Verfolger der Freund seines Heilandes zu werden beschließt, ergriffen mich lebhaft. Solltest du hier vielleicht den verlornen Frieden wiederfinden? Dieser erst zufällig scheinende Gedanke wurde Gewißheit, da ich im Abte einen meiner Jugendfreunde, mit dem ich zu Tyrnau auf der Universität zusammen gewesen war, erkannte. Bald kam die Überzeugung, hier das Verlorne wieder zu finden, hinzu; ich nahm das Ordenskleid an; die Tröstungen der Religion und ein Wirkungskreis, in dem ich nutzen zu können überzeugt war, gaben mir die Ruhe wieder. Die Aufhebungsgeschichte des Klosters, so wie die Güte, womit es mir gestattet wurde, mich dieser Familie

anzuſchließen, übergehe ich als bekannt; ihr verdanke ich viele meiner ſchönſten Gefühle, meiner heiterſten Lebenstage. Da erſchien, wie ein böſer Dämon, dieſe Aurora; ich fühlte den hohen Beruf, dem Böſen in ihr entgegen zu wirken, und ſo traurige Folgen für mich ich auch ahnete, ſo dankte ich doch dem Vater, der mir am Abende meines Lebens noch Menſchen, die mir theuer und werth waren, zu retten geſtattete.

So ſtand alles, als mein Freund Müller das erſte Mal erſchien; daß er der Retter ſeyn würde, ſagte mir mein Herz; wer Aurora, wer Hugo waren, wußte ich nicht, aber daß er ſie entlarven würde, davon war ich überzeugt. Daher verabredeten wir einen lebhaften Briefwechſel, die Nachrichten, die ich ihm gab, brachten ihn bald auf die Spur; er kehrte, ſobald es ihm ſeine Verhältniſſe geſtatteten, hierher zurück. Laſſen Sie uns nun dem danken, der alles Übrige nach ſeiner hohen Weisheit lenkte, und vertrauen Sie ſeiner Vaterhuld, wenn auch über Sie bald Leiden einbrechen

werden; ich flehe alsdann vor seinem Throne für Sie um Kraft und Geduld.

Der Greis trocknete seine Thränen und schwieg; im Schlosse aber kehrte bald Ruhe und stiller Friede zurück. Müller hielt sich noch einige Wochen dort auf; er lehnte jedes Geschenk ab, welches ihm Ervelingen anbot, mit Ausnahme eines Ringes, worin sich auf der einen Seite von ihm, auf der andern von Paulinen eine Locke befand. Norbertus machte ein Testament, schrieb einige Tage hindurch und schien von nun an mehr dem Himmel als der Erde anzugehören, bis endlich sein plötzlicher Tod Quelle allgemeiner Thränen ward.

Gerade in dem Augenblicke, da Pfarrer Bernhard ihn ihrem Vater anzeigte, stürzte Pauline leichenblaß herbei. Er ist vergiftet, rief sie händeringend, er ist vergiftet! Beide staunten sie an, auf Ervelingens Frage kam es zur Erläuterung. Ich saß, erzählte sie, bei meiner Arbeit, durch eine ungewöhnliche Mattigkeit fielen mir die Augen zu; da, im

Traum — o nein, es war eine himmliſche Erſcheinung! — nahte ſich mir der Verklärte. Erbin meines Ahnungsvermögens, ſagte er, indem er ſeine Hand auf mein Haupt legte, mache davon weiſen Gebrauch, dann iſt Gottes Segen, den ich, ſein ſchwaches Werkzeug, dir verkünde, hier und ewig dein Lohn. Da erwachte ich, hörte die Sterbeglocken, indeß eine innere Stimme mir zurief: er iſt todt — durch Gift! und ſo, getrieben von meiner Angſt, floh ich hierher. Der Gerichtshalter erſchien, und Alle begaben ſich in das Zimmer des Verblichenen. Dort ſtand noch auf dem Tiſche ein Körbchen mit Früchten. Mein letztes Geſchenk! ſagte Pauline; o ihr Heiligen! rief ſie, als ſie näher trat, dieſe großen reifen Feigen ſind nicht von uns. Schöne Früchte waren dem verblichenen Greiſe ſelbſt durch die Empfehlung des Arztes angenehm, und täglich ſorgte Pauline dafür, ihm dieſe, weil er ſolche nur einzig zur Abendmahlzeit genoß, ſo ſchön als die Jahreszeit es geſtattete, zu überſenden. Heute hatte ſie ihr Kammermädchen

dazu beauftragt, diese wurde gerufen. Wie kommen, fragte Pauline, diese Feigen hierher? Das Mädchen schien verlegen; Pauline wiederholte die Frage. Ich weiß nicht anders, antwortete sie, als daß der Gärtner aus Elsenhofen, von dem der hochwürdige Herr verschiedentlich Pflanzen und Gewächse kaufte, vor ein Paar Stunden hier war, er brachte diesen blühenden Rosenstock und wahrscheinlich sind auch die Feigen von ihm. Es wurde damit ein Versuch gemacht, die Thiere, welche davon genossen, starben plötzlich.

Der Gerichtshalter machte die erforderlichen Anstalten zur Verhaftung des Gärtners, dieser aber war gar nicht zurückgekehrt, seine Verfolgung durch Steckbriefe vergeblich; der herbeigerufene Arzt aber entdeckte an dem Körper des Entseelten sofort, daß ein schnell wirkendes Gift seine Tage geendet habe. Sein Tod verwandelte jetzt das Schloß völlig zur Einöde. Der Umgang mit allen, die Aurora eingeführt hatte, war längst abgebrochen, der Verlust von Rosalien und Norbertus wurde

täglich fühlbarer, doch tröstete noch in etwas die schöne Jahreszeit. Das Testament des Norbertus wurde geöffnet, sein Nachlaß gehörte den Armen, Pauline aber erhielt, als Legat, alle seine Gewächse und Blumen, nebst dem verschlossenen Kästchen aus Cedernholz und allem, was darin enthalten wäre; dies Kästchen aber war nirgends anzutreffen.

Die Wohnung blieb leer, denn auch Winfried war bald nach Norbertus Tode heimgegangen, und daß es hier nicht so ganz geheuer sey, davon lief bald ein dunkles Gerücht umher. Die Blumen und Gewächse, die dem Verstorbenen so viele Freude gemacht hatten, waren dort stehen geblieben, von Paulinen verwahrt; sie wartete ihrer fleißig, denn sie hatte sich von ihrem Vater die Schlüssel der Zimmer erbeten, und mit dem Wunsche, ihn, den Verewigten, vielleicht noch einmal zu erblicken, wurde dort von ihr so manche Stunde hingebracht. Dies erzeugte bei ihr eine gewisse feierliche, zum Theil trübsinnige Stimmung, die für ihren Vater drückend wurde,

da er, Beſitzer eines großen Vermögens, die Langeweile doppelt läſtig fühlte, und daher ſeiner Tochter den Entſchluß bekannt machte, künftig den größten Theil des Jahres in Wien, und nur im Sommer ein Paar Monate auf ſeinen Gütern hinzubringen.

Pauline konnte, wenn ihr gleich die Einſamkeit lieb geworden war, keine Gründe entgegen ſetzen. Der Tag der Abreiſe war beſtimmt, und Pauline, die ihre Blumen der Fürſorge des treuen Gärtners vertraut hatte, betrat, wie ſie überzeugt war, auf eine lange Zeit zum letzten Male die Zimmer, für welche ſie eine zur Gewohnheit gewordene Anhänglichkeit hegte. Manche der Blumen ſchienen ihr lieblicher zu duften, andere ihre Häupter zu neigen; ſie konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Guter Norbertus, ſagte ſie, ich hoffte durch dein Erbtheil eine Leuchte für meinen ganzen Lebenspfad, allein vor meiner Seele ſchwebt nur ein düſteres Gewölk. Sie ſetzte ſich erſchöpft auf einen Seſſel nieder und legte den Kopf an die Tapete, fühlte dort den

Druck eines Knöpfchens, das ſie nie bemerkt hatte, forſchte weiter; durch ihren Druck öffnete ſich ein kleiner Wandſchrank, in dieſem ſtand das verſchloſſene Käſtchen von Cedernholz, auf dieſem lag ein verſiegelter Brief, mit der Überſchrift: An meine liebe Tochter Pauline, von der Hand des Verewigten. Sie drückte ihn an ihre Lippen; gerade in dieſem Augenblicke, ſeliger Geiſt! wenn du mich umſchwebſt, ſo ſey auch auf der neuen Bahn, zu der mich das Schickſal führt, mein Schutzgeiſt. Sie erbrach den Brief und las mit hoher Rührung:

Wenn du, geliebte Tochter! einſt dieſen Brief und den Schlüſſel zu dem dir beſtimmten Käſtchen findeſt, dann bin ich nicht mehr im Lande der Thränen, ſondern mit allen meinen Lieben jenſeits des Grabes vereint. Verbirg, liebes Kind! ſorgfältig dies Käſtchen, es enthält die Geſchichte meines Lebens und einen wichtigen Schatz. Von dieſem letztern mache nur mit Behutſamkeit und nicht eher Gebrauch, als bis traurige Schickſale, wel-

chen du auch nicht entgehen wirſt, über dich einbrechen; mildere alsdann das Elend und unverdiente Armuth, ſpende Hülfe, wo du vermagſt, doch nicht ungeprüft, und nie müſſe deine Wohlthätigkeit zur gedankenloſen Verſchwendung ausarten. Dort, wo jede gute That ihren Lohn erhält, mit allen unſern Lieben harre ich dein; bleibe gut, fromm, der Tugend treu, und Himmelspforte wird dir alsdann die Gruft. Sey ſtandhaft im Leiden, und wenn die Erde dich drückt, ſo gedenke deines väterlichen Freundes Norbertus.

Das kleine Käſtchen war von beträchtlicher Schwere, ſie verbarg es ſorgfältig, trug es durch den Garten auf ihr Zimmer, und wies ihm in einem andern Käſtchen, welches ſie mit einigen ihrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe zu ſich in den Wagen nahm, ſeine Stelle an. Denn ſchon war es ſpät, und ihr Vater, der mit Tagesanbruch die Reiſe nach Wien antreten wollte, forderte, daß ſie noch heute alles einpacken und früh zur Ruhe gehen ſollte. Der in dem Käſtchen verheißene Schatz reizte

ſie nicht; aber ſobald ſie zu Wien in dem Hauſe ihres Bruders angelangt war und ihr eignes Zimmer erhalten hatte, entfernte ſie ihre Kammerjungfer, öffnete das Käſtchen, fand gleich oben einige Bogen von der Hand des verewigten Greiſes, und eilte, ihre Neugier zu befriedigen. — —

Graf Stephan Emberi wohnte auf ſeinem Schloſſe Igor in der Biharer Geſpannſchaft; er hatte ſeine großen Güter ſeinen beiden älteſten Söhnen, ſeinen dritten Sohn Franz dem geiſtlichen Stande beſtimmt, ſo ſehr auch die Mutter ihn davon abzumahnen wünſchte, und eſt dabei auf das Gemälde eines ſchönen Knaben hindeutete, in deſſen Zügen mit denen ihres Lieblings Franz eine große Ähnlichkeit war. Sein weiches, ſanftes Herz, ſagte ſie, wird ihn ſo unglücklich machen, als der Bruder ſeines Großvaters war. Iſt dieſer denn ſo unglücklich? fragte Graf Stephan trotzig, der alte Eigenſinn könnte Biſchof, vielleicht Erzbiſchof ſeyn, das Glück ſeiner ganz

zen Familie erhöhen, wenn ihm nicht seine Domherrnstelle zu Tyrnau genügte; er lebt dort zufrieden, was ihn früher drückte, ist vergessen, und ein ruhiges, zufriedenes Leben, das doch wohl auf Erden die Geistlichkeit allein führt, wird auch unserm Kinde zu Theil werden. Aus diesem Gesichtspunkte und um mir, denn ich bin dieser Franz, den Stand, wozu ich bestimmt war, recht lieb und werth zu machen, sorgte ein achtungswerther Priester für meine erste Erziehung, und meine sanfte, gute Mutter suchte von meiner frühesten Kindheit an den Sinn für Religion und Tugend in meiner Seele zu erwecken und zu befestigen. Dann kam ich in einen Convict der Jesuiten, erwarb mir den Beifall meiner Lehrer, und bezog in einem Alter von achtzehn Jahren die Universität zu Tyrnau, wo ich aber, wenn ich gleich dem geistlichen Stande geweiht war, nicht das bischöfliche Seminarium bewohnte, sondern von dem Bruder meines Großvaters, dem nämlichen, mit dessen Zügen die meinigen eine so hohe Ähnlichkeit

hatten, mit Liebe und Wohlwollen in sein Haus aufgenommen wurde.

Der Domherr Graf Ignatz von Embert, dessen Äußeres schon für ihn gewann, hatte sich durch ausgebreitete wissenschaftliche Kenntnisse, Wohlthätigkeit und die Ausübung jeder Tugend die allgemeine Achtung erworben; er, als der älteste Bruder, hätte den Besitz der großen Güter erhalten, wenn er nicht zum Besten seines jüngern Bruders, aus eigner Bewegung, darauf Verzicht geleistet und den geistlichen Stand gewählt hätte. Beinahe funfzig Jahre waren seitdem vergangen, aber ein gewisser Zug von Wehmuth, eine sanfte Traurigkeit, die sich selbst im Ton seiner Stimme und in seinem ganzen Ausdruck verrieth, schienen wohl darauf hinzudeuten, daß ihn irgend ein Unglück zur Flucht aus der großen Welt, und am Fuße des Altars Ruhe und Trost zu suchen bestimmt hatte. Streng beobachtete er seine Pflichten, erschien gern als Freund und Tröster, widmete seine übrige Zeit den Wissenschaften, und brachte zu seiner Er-

holung im Sommer einen Theil des Tages in einer von den um Tyrnau liegenden kleinen Meiereien hin, die ein schöner Garten umgab und ein Weinberg begrenzte. Daß er dort am liebsten einsam war, ungern Besuche annahm, darüber hatte anfänglich die Verläumdung, aber vergeblich, einen Grund zu ergrübeln versucht, und Niemand sprach mehr von dieser, ihm zur Gewohnheit gewordenen, kleinen Sonderbarkeit. Mit jedem Tage stieg meine Achtung für den herrlichen Greis; er suchte mein Herz zu bilden, mich mit der höchsten Achtung für Tugend und Religion zu begeistern, und oft wußte ich nicht, ob ich mehr den Schatz seiner mannigfachen Kenntnisse, oder die herablassende, einfache Weise, womit er sie mir mittheilte, bewundern sollte. Bald war ich sein Liebling. Ich mußte jede Zeit, die mir von meinen bestimmten Studien übrig war, an seiner Seite hinbringen und bald ihn auch auf seine Meierei begleiten, wo er ein großes chemisches Laboratorium und eine große Sammlung physikalischer Instrumente besaß. Dies,

ſagte er, indem er mir beides vorzeigte, iſt der Grund, warum ich hier einſam zu ſeyn wünſche, weil mich ſonſt bald die gedankenloſe Neugier beläſtigen, und durch einen zweckloſen Aufwand von Zeit und Koſten, durch meine Verſuche unterhalten zu werden, fordern würde.

Das Zutrauen und die Liebe des ehrwürdigen Greiſes machten mich unausſprechlich glücklich, wenn ich gleich dadurch manchen Jünglingen meines Alters ein Gegenſtand des Spottes war. Vier Jahre hatte ich bereits bei ihm hingebracht; nach zwei Jahren hoffte ich die Prieſterweihe zu empfangen, und hatte dieſe Zwiſchenzeit vorzüglich dem Studium der Gottesgelahrtheit beſtimmt, indem ich die vier verfloſſenen Jahre, und zwar nach dem Wunſche meines Oheims, größtentheils andern Wiſſenſchaften geweiht hatte. Jetzt nahte ſein Geburtstag, und auf den Rath eines Profeſſors, mit dem er in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, wollte ich ihn an dieſem Tage durch Vertheidigung einer gelehrten Streit-

schrift aus dem Gebiete der Naturlehre erfreuen. Ich wünschte ihn soviel als möglich zu überraschen; ich hatte meine Arbeit beendigt und da der Buchdrucker Böttcher, ein Deutscher, eine Meierei in der Nähe der meines Onkels besaß, so beschloß ich dort hinzugehen, um mit ihm wegen des Druckes alles zu verabreden, um so mehr, da ein schöner Frühlingsabend mich zum Spaziergang einlud.

Der sanfte Abendwind, der mir die Blütendüfte zutrug, indeß bunte Nachfalter mich umschwärmten, das Schlagen mehrerer Nachtigallen, an dem mit Gesträuch bewachsenen Ufer eines klaren Baches, zwischen dessen Steinen Schmerlen und Forellen hin und her schossen, indeß das eintönige Plätschern seiner kleinen Wellen, zu einer gewissen Ruhe einlud, alles dieses gab meinem Geiste eine sonderbare Stimmung. Mir war so wohl, und doch hätte ich weinen mögen, und ein gewisses dunkles Gefühl sagte mir jetzt zum ersten Male, daß ich doch einsam dastände, und wenn mein Oheim den Lohn seiner Tugenden in einem bes-

ſern Leben erhalten hätte, erſt ganz das Verlaſſene meines Zuſtandes fühlen würde.

So kam ich zur Meierei Böttchers, eines Mannes, den ich nur dem Namen nach kannte, der aber, wie der Ruf ſagte, erſt nach manchen Leiden und Stürmen des Lebens zur Ruhe gekommen war. Wirſt du auch einſt zur Ruhe kommen? mit dieſem Gedanken trat ich hinein. Ein Dienſtmädchen erbot ſich, Böttchern herbeizurufen, der in ſeinem Gartenhäuschen wäre. Ich verbat es, erklärte dort hingehen zu wollen, und ein langer Bogengang, deſſen Halbdunkel meine ſchwermüthige Stimmung erhöhte, machte, daß ich mich unbemerkt näherte. Ich blieb ſtehen, denn ich hörte das Vorſpiel auf einer Harfe und eine ſchöne weibliche Stimme begann:

Wer findet hienieden
Den inneren Frieden,
Wer findet das Glück?
Beim froh'ſten Gefühle,
Treibt oft uns vom Ziele
Ein Zufall zurück.

Die Rose verdüftet:
Vom Südwind vergiftet
Entsinket ihr Laub.
Schnell stürzen Trophäen,
Und Stürme, sie wehen
Darüber den Staub.

Was wär[illegible]
Wenn wir, [illegible]
Wie Alles [illegible]
Wär' uns wohl [illegible]
Als Wohlthat im Leben
Das Zufall verteilt?

Erfüllung der Pflich[illegible]
Kein Grab kann vernich[illegible]
Was diese verlieh'n.
O! glaubt mir's, ihr Lieben!
Sie folget uns drüben,
Um nie zu verblüh'n.

Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Seit meinem Kindesalter lebte ich vom weiblichen Geschlechte getrennt, um so mächtiger fühlte ich mich durch den Gesang der schönen Stimme ergriffen, und als ich nun, wie von einer unsichtbaren Macht fortgerissen, die Thüre des Gartenhäuschens öffnete, die schöne, schlanke Rosalie, deren Reize noch die ein-

che Kleidung erhöhte, mich begrüßend von
rem Stahle aufstand, da vollendete ihr An-
lick den Eindruck. Die Anrede ihres Vaters,
r mich kannte, brachte die Besinnung zu-
ück; ich trug ihm mein Anliegen vor. Rosalie
atte sich auf einen leisen Wink entfernt, ich
durch das Fenster, mit welcher Anmuth sie
ein Paar Zwergstämmen Kirschen in ihr
chen pflückte, sie mit einigen Blumen
ie und bald darauf mit diesem und ei-
er Flasche Wein zurückkehrte. Mein Dank
afür gab mir Gelegenheit, sie anzureden, sie
antwortete ungezwungen und mit Anstand;
ich leitete das Gespräch auf ihren Gesang. Es
ein Lieblingslied meines Vaters, sagte sie.
Mein Lob lehnte sie mit Bescheidenheit, doch
ohne alle Ziererei, ab und suchte ihren Vater in
unser Gespräch zu ziehen; dieser fiel nun ein,
die Unterredung wurde einsylbig, bald völlig
abgebrochen; aber Rosaliens Bild kam nicht
mehr aus meiner Seele.

Mit einer noch nie gekannten Empfin-
dung kehrte ich in meine Wohnung zurück.

Mein künftiges Schicksal, woran ich sonst mit Gleichmuth, mein Stand als Priester, an den ich, durch meine ganze Erziehung gewöhnt, als an eine hohe herrliche Bestimmung, mit Sehnsucht und Wohlgefallen gedacht hatte; Gott, wie schwarz stand dies alles jetzt vor mir. Liebe, das Glück der Ehe, Vaterfreude, für mich vormals Worte ohne Bedeutung, mit welcher Innigkeit trat jetzt, was ich aufzuopfern gezwungen war, vor meine Einbildungskraft. Ich wollte beten, aber mir fehlten Ruhe und Andacht; ich eilte ins Freie, die Kirche Johannes des Täufers lag vor mir. Ich trat hinein, es war still, wie im Grabe, nur die Lampe vor dem Hochaltar verbreitete noch ein schwaches Dämmerlicht. Jene strafende Strenge Johannes des Täufers, die der Künstler im Altarblatte so meisterhaft ausgedrückt hatte — sie ergriff mich. Mein Herz, sonst so ruhig, so frei von aller Leidenschaft, jetzt von stürmischen Gefühlen aufgeregt, vom Himmel, woran es sonst einzig hing, vom Irdischen hingerissen: welche Vorwürfe machte

mir. Unglücklicher! sagte ich zu mir selbst, ie soll, wie kann dies Alles enden? Ich arf mich auf die Stufen des Altars nieder, nd mein Schmerz löste sich endlich in die Worte auf: Dein Wille geschehe!

Sogleich bei meiner Rückkunft ward ich ur Abendmahlzeit gerufen; ich wollte mich rank angeben, doch schämte ich mich der Lüge. Mein Oheim, sonst so gesprächig, schwieg, auch hm schien etwas auf dem Herzen zu liegen. Die folgende Nacht brachte ich schlaflos hin, er Morgen gab mir keine Ruhe. Es trieb mich, sobald ich es vermochte, wieder nach em Bache hin, ich näherte mich der Meierei, örchte, ob ich nicht vielleicht den Ton ihrer Stimme, wenigstens ihrer Harfe hören, lauschte, im Gesträuch verborgen, ob ich sie nicht sehen könnte. Dies Gesträuch begrenzte den Garten, und bald fühlte ich mich unaussprechlich glücklich, da ich durch eine Öffnung des Zaunes diesen ganzen Garten zu übersehen Gelegenheit hatte. Es war das Ziel meiner Wünsche, aber so oft ich mich während einiger

Tage dahin schlich, Rosalien erblickte ich nicht. Endlich eines Morgens sah ich sie von fern, sie führte ein kleines Mädchen an der Hand, und setzte sich so nahe an den Ort, wo ich lauschte, daß ich sie sehen, jedes ihrer Worte hören konnte. Das Kind, welches sie Agnes nannte, schien mit ganzer Seele an ihr zu hängen; sie lehrte es beten, gab ihm ein kleines Frühstück, nachher Unterricht im Lesen, und hierauf dem kleinen Mädchen, welches eben so wißbegierig als aufmerksam schien, Anweisung zum Stricken. Da erschien Böttcher. Was macht, fragte er, dein kleiner Pflegling? O, antwortete Rosalie, ich hoffe, Gott wird mich des Glückes würdig machen, aus der armen Waise ein gutes, frommes Mädchen zu bilden. Der Vater strich ihr freundlich über die Wange. Diese gute Tochter, sagte ich zu mir selbst, diese liebevolle Pflegerin einer armen Waise, was wird sie einst als Gattin und Mutter seyn? und warum solltest du nicht an ihrer Hand den Himmel auf Erden finden? Bald wich dieser einmal aufgeregte Gedanke

nicht mehr von mir. Aber, sagte ich dann wieder zitternd zu mir selbst, wird sie, die deine künftige Bestimmung weiß, nicht jeden Antrag deiner Liebe als die Äußerung einer verworfenen Leidenschaft betrachten? und gesetzt, daß sie dir Gehör gäbe, du, der du selbst deinen Unterhalt deinen Verwandten verdankst, ohne Erwerb, ohne eignes Vermögen, welche Aussichten kannst du ihr geben? Bei diesem innern Kampfe welkte meine blühende Gesundheit hin, alle meine Freunde und Bekannten fragten nach dem Grunde, nur mein Oheim nicht, und ich dankte Gott, daß er dies alles nicht zu bemerken schien.

Schon ein Paar Mal auf meinen Spaziergängen war ich in der Nähe des Baches auf Rosalien gestoßen, doch ein Paar Worte der Begrüßung war die einzige Äußerung, die ich mir erlaubte. Als ich sie das letzte Mal auf diese Weise gesehen hatte, schien ihr Auge roth geweint. Sie hat Kummer, aber selbst, wenn du ihn wüßtest, könntest du ihn mildern? Mit diesem Gedanken kehrte ich in

die Stadt zurück, als der Name Rosalie, den zwei vor mir gehende Männer nannten, meine Aufmerksamkeit erregte. Sie ist schön wie ein Engel, sagte der Eine; — o sie ist das herrlichste Mädchen, das die Erde trägt, antwortete der Andere, auch ihre Seele ist engelrein; zwei Jahre hindurch gab ich ihr Unterricht auf der Harfe, und habe sie daher so ganz kennen gelernt. „Aber warum besteht denn der Vater auf dieser Heirath, die doch gar nicht nach den Wünschen des Mädchens zu seyn scheint?" Als ein armer, deutscher Buchdrucker kam er hierher, mit der Hand ihrer Mutter erhielt er die Buchdruckerei, die ihn zwar ernährt, aber auch verschuldet ist. Seine Meierei, die Kosten seines Gartens, so klein auch beide sind, erschöpfen seine Einnahme, und wenn er stirbt, steht Rosalie arm und verlassen da. „Allein man sagt ja, daß der Mann, der sich um sie bewirbt," — ein ganz alltäglicher Mensch ist, fiel der Andere ein, der nicht Kraft genug hat, um ganz gut, aber auch nicht um böse zu seyn, und da glaubt denn wohl Böttcher, der blos

uf die Versorgung der Tochter Rücksicht
nimmt, daß sie, als ein edles, gutes Weib,
auch auf ihn wirken, ihn einst ihrer würdig
machen werde. — Wären sie nicht in ein be-
nachbartes Haus gegangen, ich würde ihnen
durch die ganze Stadt gefolgt seyn. Jetzt
wußte ich den Grund der rothgeweinten Au-
gen, wußte, daß an der Hand eines Unwür-
digen ihre Tage vielleicht in Kummer verstrei-
chen würden, alle Hoffnung auf ihren Besitz,
so wenig ich solche auch bestimmt hegen konnte,
völlig dahin wäre. Mein Zustand grenzte an
Verzweiflung; ich hatte keinen Freund, sollte
ich mich meinem Oheim, der hoch, wie ein
Heiliger, über mir stand, entdecken? Ich
kämpfte mit mir selbst; nach dem Gesträuch,
das mir so lieb geworden war, zog mich meine
Unruhe, da hörte ich Tritte, es war Rosalie.
Was ich sonst nie gewagt hätte, die Angst, sie
zu verlieren, gab mir Muth, ich ergriff ihre
Hand. Herr Graf! sagte sie mit einem ern-
sten Blick, indem sie solche zurückzog.

Rosalie! Einzige Ihres Geschlechts! von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, liebe ich Sie unaussprechlich; wüßte ich Ihnen nicht gleichgültig zu seyn, ich würde Alles für Ihren Besitz aufbieten. Sie sind dem geistlichen Stande bestimmt, und wodurch also, sagte sie mit einem Thränenstrom, habe ich diesen herabwürdigenden Antrag verdient? Der Gedanke, ihre Achtung zu verlieren, regte jedes meiner Gefühle auf. Noch, rief ich, ist kein Gelübde abgelegt. Mit dem Feuer der ersten Liebe schwur ich: nur einzig für sie zu leben, auf alles Andere Verzicht zu leisten, und so viel, um bei beschränkten Wünschen im Privatstande glücklich zu seyn, hoffte ich durch meine Kraft, durch meine Kenntnisse zu erwerben. Sie schien gerührt, ihre Blicke sagten mir, was ihr Mund noch verschwieg, daß ich ihr nicht völlig gleichgültig war. Da hörten wir ihren Vater. Um Gotteswillen! rief sie, da kommt mein Vater; sie eilte nach der Meierei, ich seitwärts in's Gesträuch.

Bei meiner Rückkehr sagte man mir, daß mein Oheim mich zu sprechen gewünscht hätte; ich eilte zu ihm. Der Greis empfing mich mit einer sonderbaren Rührung, er hatte einige Papiere in der Hand. Setze dich, mein Franz! sagte er, indem er auf einen, neben ihn stehenden Sessel deutete, und höre mit Aufmerksamkeit. Er las:

„Joseph Graf von Emberi verband Strenge und Einfalt der Sitten mit einem sanften, edlen Herzen; überzeugt von der Würde und Wahrheit des Christenthums, suchte er jede christliche Tugend zu üben, und daher war es der Wunsch des edeln Bischofs, in seinem Vaterlande, dem damals von den Türken häufig verheerten Ungarn, jedes Elend zu mildern. Schon hatte er durch Aufopferung alles Glanzes seiner Würde und beinahe aller seiner Einkünfte viel für diesen schönen Zweck in seinem Bisthume gewirkt, die abgebrannten Wohnungen der Landleute waren wieder erbaut, die Felder besäet, und um, wie ein guter Vater, überall in der Nähe zu wirken, brachte er den

gröſsten Theil ſeiner Zeit auf einem, zu ſeinen biſchöflichen Gütern gehörigen, Landſitze hin. Da verbreitete ſich ein Gerücht, daſs Soliman ſich zum Beiſtande des Johann Zapolia mächtig rüſtete. Gütiger Gott! ſagte der fromme Biſchof, wie glücklich wäre der Menſch, wenn er die Zukunft ahnete! ob die Türken bis hierher kommen werden, wer weiſs es zu beſtimmen? und ſoll ich nun die armen Landleute bewegen, zu flüchten und ihr kaum hergeſtelltes Eigenthum zu verlaſſen, oder ſoll ich ihnen den Rath ertheilen, ruhig hier zu bleiben und dadurch ihre Abführung in die Sklaverei bewirken? So ſchwankte er bei allen Nachrichten von den Rüſtungen Solimans, beſonders da in dem benachbarten groſsen Forſte ſich mitten in einem Sumpfe unter dem Namen: der Sumpfinſel, eine waldige Anhöhe erhob, und den Eingebornen, welchen nur die Zugänge, die durch den Moraſt dahin führten, bekannt waren, auf den äuſsersten Fall eine Zuflucht darbot. So noch unentſchloſſen und Alles dem überlaſſend, der die Schickſale der Sterb-

lichen lenkt, überraschte ihn an einem Abende die Nachricht, daß mehrere Dörfer in Flammen ständen, ein Beweis, daß eine türkische Streifpartie bis in diese Gegend vordringe; Gründe genug zur zügellosen Flucht. Bei dem Gedanken an Selbsterhaltung wurden alle Wohlthaten des Bischofs vergessen, und selbst seine beiden Diener, auf deren Treue er sich verlassen zu können geglaubt hatte, schwangen sich auf seine schnellsten Rosse und jagten davon. Nach der Sumpfinsel! tönte das allgemeine Geschrei, und Jeder, mit seiner besten Habe belastet, Vieh und Pferde vor sich hertreibend, eilte dem Forste zu, um so mehr, da die Flamme der nächstliegenden Dörfer die Nähe der Gefahr bestimmt genug zeigte. Der fromme Bischof stand einsam und verlassen da, doch gedachte er in dieser Noth seiner Priesterpflicht. Er ging in die Kirche, ergriff das Ciborium mit den geweihten Hostien und eilte den Flüchtigen nach. Schon war er dem Walde ganz nahe und verdoppelte seine Schritte, um so mehr, da er schon aus der Ferne

das Getöse von den Hufen der türkiſchen Reiterei zu vernehmen glaubte. Da hörte er eine weibliche Stimme. Erbarmen! um Gottes und aller Heiligen willen! Der fromme Greis, der bisher nur den Blick auf das Heiligthum geheftet hatte, glaubte ihn jetzt auf die Leidende wenden zu müſſen. Ein junges Weib war auf der Flucht gefallen, ſie hatte den Fuß gebrochen und hielt jetzt ihren Säugling in die Höhe. Mich, rief die arme Verlaſſene, mögen die Ungläubigen morden, aber rettet mein Kind! Der Biſchof bedachte ſich einen Augenblick. Wer ſollte, ſagte er, den armen Säugling ernähren, wenn ihm die Mutter gebricht? gebt mir das Kind, ſtützt Euch mit beiden Händen auf mich: hat Gott unſere Rettung beſchloſſen, ſo wird er auch ſeinen heiligen Engel zu unſerm Schutze ſenden. Kaum war der Vorſchlag ausgeführt, und kaum hatten ſie auf dem Fußſteige, der in's Dickigt führte, einige Schritte gethan, als eine männliche Stimme rief: o meine Eliſabeth! Es war ihr Mann, der mit der Heerde

und zwei erwachsenen Kindern nach der Sumpfinsel voraus geflohen, dort von den Nachbarn den Unfall seines Weibes erfahren hatte, und, ohne an die Nähe der Gefahr zu denken, zu ihrer Rettung herbeigeeilt war. Er trug sie jetzt auf seinen Armen, der Bischof folgte und so kamen sie durch das Dickigt und den Sumpf an den Ort der Rettung. Eine Hütte, in dieser ein Rasenaltar, wurden für das Ciborium errichtet, eine zweite für den Bischof, den Jeder dankbar segnete. Aber immer näher kam das Heer der Türken, die Unsicherheit währte lange, und bald fehlte den Flüchtigen manches Unentbehrliche, hierunter Salz und Brodt, Mehrere erkrankten dadurch. Hätte ich dies ahnen können, seufzte der Bischof, diese Noth wäre nicht eingetroffen. Ein Paar kühne Männer, die sich aus ihrem Schlupfwinkel wagten, kehrten nicht zurück. Täglich stieg die Noth, viele starben, der letzte Trost der Sterbenden, die geweihten Hostien, waren ausgetheilt, und auf's Neue erwachte der nämliche Wunsch in der Seele des Bischofs.

Da kam endlich die Nachricht: der Sultan habe zu Ofen die Krone des heiligen Stephan auf Zapolia's Haupt gesetzt. Ungarn erhielt eine ärmliche Ruhe, aber überall herrschte Noth und Mangel, und der ehrwürdige Greis war bei dem besten Willen diesen Übeln selbst in seiner Nähe nicht zu steuern im Stande. Strenge hatte er die Fasten beobachtet, und war eben am Sterbetage des Erlösers aus der halbzerstörten Kirche heimgekehrt, wo sich am heiligen Grabe die Thränen über den Tod des Göttlichen mit denen vermischt hatten, die der Gedanke an das eigene Elend erzeugte. Dieser Anblick hatte den Greis innigst gerührt, erschöpft saß er da; sein Lieblingsgedanke: o wenn der Mensch die Zukunft ahnen könnte! trat wieder vor seine Seele, und die Einbildungskraft mahlte ihm den Gedanken aus: wie glücklich er, wie glücklich alle seine Verwandten seyn würden, wenn sie dieses Ahnungsvermögen besäßen. Aber, fragte er sich selbst, könnte nicht auch dadurch viel Böses verübt werden? nur Lie, äußerte er, nur die reines

Herzens sind, müßten im Besitz dieser Himmelsgabe bleiben, und zwar nicht die leichtsinnige Jugend, sondern nur die Ältesten der Familie, die Greise. Wie müßte es denn aber mit dem weiblichen Geschlechte seyn? fragte er sich weiter. Nur die Edelsten, Unschuldigsten ihres Geschlechts müßten, wenn sie sich Kraft genug zutrauen, sich nicht durch Mißbrauch zu versündigen, auf ihren Wunsch, und wenn ein Greis, von dem sie abstammen, sie dessen würdig fände, diese Himmelsgabe, wenn die Reihe sie träfe, ererben, und diese, so wie sie es nach ihrer Überzeugung zweckmäßig fänden, ihren Nachkommen hinterlassen oder darauf Verzicht leisten können.

Er fühlte sich von dieser Idee so begeistert, daß er die Hände gen Himmel erhob. O Gott! rief er aus, verzeihe, wenn der Wunsch unrecht ist; wir armen Sterblichen tappen im Dunkeln, aber wenn ein gläubiges Gebet jemals vor deinem Throne Erhörung fand, und findest du mich selbst eines irdischen Glückes würdig, so schenke mir seine Gewäh-

rung. Er versank in einen Schlummer, da erschien ihm ein schöner Jüngling, mit himmlischem Glanze umflossen. Gott, sprach er, hat deine Bitte erhört; aber merke dir es wohl und präge es alle den Deinigen ein: da, wo es zum Schaden gereicht, wo Leidenschaft irre führen könnte, und wo das Herz nicht völlig rein ist, wird diese Ahnung nur einer dunkeln vorüberschwebenden Wolke gleichen, und Jeden, der diese Gabe besitzt, die Lehre werden, daß der Vater aus Weisheit und Liebe die Zukunft verschleierte, weil nicht zu wissen, sondern seinen Willen zu thun, uns durch eine selige Zukunft in Ewigkeit glücklich macht.

Erscheinung und Schlummer verschwanden: aber bald zeigte sich, daß kein leeres Traumbild dem frommen Bischofe die Erfüllung seines Wunsches verkündigt hatte. Er starb unter fortdauernden Andachtsübungen, und indem er überall das Gesetz der Liebe ausübte, nach drei Jahren."

Siehe, mein Franz! diese Familiennachricht, sagte mein Oheim, hielt ich dir mitzutheilen für

Pflicht, damit du nicht glauben kannst, daß ich vielleicht aus Schwäche und Verliebe für dich handle. Ich lese in deinem Herzen. Ich ergriff die Hand des Greises und drückte sie an meinen Mund und mein Herz; schon oft hatte ich von dieser Eigenschaft unsers Geschlechtes gehört, aber mein Vater und meine beiden ältesten Brüder, die ihre Zeit im Kriege und unter rauschenden Vergnügungen hinbrachten, sprachen von dieser Beängstigung als einer Familienkrankheit.

Hätte ich jetzt wohl schweigen können? Mein ganzes Herz schüttete ich vor dem theuern Greise aus, zugleich meine Angst, daß Rosalie zu einer Heirath gegen ihre Wünsche bestimmt werden könnte. Fürchte nichts' antwortete der Greis, schon vor einigen Stunden habe ich ihren Vater durch die Zusage, seiner Tochter ein beträchtliches Vermächtniß zu hinterlassen, dahin bestimmt, daß er die Wahl ihres Gatten nur einzig ihrem Herzen überlassen wird. Du staunst mich an und zerfließt in Thränen? erfahre mein Sohn, warum ich

auf diese Weise handelte. Er führte mich in seine Betkammer, die neben seinem Schlafgemach war, einige schöne Gemälde schmückten die Wand, vor diesen war ein Betpult. Ein Paar Flügelthüren eines Wandschranks waren beständig verschlossen; in dem Glauben, daß hier ein Reliquienschrein wäre, hatte ich nie darnach gefragt. Er schloß die Thüre auf, zog einen grünseidenen Vorhang in die Höhe, und ich erblickte ein weibliches Gemälde, aus dessen Zügen die höchste Sanftmuth und der reine Sinn eines Engels strahlte. So, sagte mein Oheim, war meine verewigte Antonie, und so, er zog seufzend einen zweiten Vorhang in die Höhe, erblickte ich sie zum letzten Mal. Ich sah die Nämliche als Leiche im Sarge, in jedem Arme hielt sie ein in schwarz und weiße Windeln gewickeltes, neugebornes Kind. Der Greis konnte sich der Thränen nicht enthalten, er schluchzte laut. O mein Sohn! sagte er, auch ich habe die Liebe und ihr Glück gekannt, und daher meine Theilnahme für dich. Jetzt bin ich zu heftig erschüttert, morgen mehr;

mein Sohn! daß Gott dir Muth und
ft verleihe, seinem heiligen Willen gemäß
handeln, der auch auf Dornenwegen uns
wahren Glücke führt.

Meine Spannung war außerordentlich;
r der Gedanke: dein Oheim würde bei sei-
n Ahnungsvermögen nicht auf diese Weise
ndeln, wenn ihm nicht die Überzeugung dei-
s Glückes wäre, dieser Gedanke machte,
ß jede meiner Nerven freudig bebte. O, ich
ete mit Inbrunst, daß Gott mich auf die
hte Bahn leiten und mich Rosaliens würdig
achen möchte. Früh begleitete ich meinen
heim in die Kirche und kehrte, nachdem er
rt die Messe gelesen hatte, mit ihm in sein
mmer zurück. — Du weißt, sagte er, daß ich,
r Älteste unsers Geschlechts, die großen Lehn-
ter erben sollte; mein Vater, der sein Leben
Kriegsdiensten hingebracht hatte, liebte
ich weniger als meinen jüngeren Bruder, der
n freilich durch manche Rohheit gekränkt,
ch aber schon vorzüglich ausgezeichnet und da-
urch zu der Würde eines Obersten emporge-

ſchwungen hatte. Ich, der ich den ſanften Geiſt meiner Mutter geerbt und mich den Wiſſenſchaften geweiht hatte, war von meinen Reiſen zurückgekehrt, hatte mich eine Zeitlang am kaiſerlichen Hofe aufgehalten und durfte die höchſten Würden in meinem Vaterlande hoffen. Allein ich hatte auch durch meine Bildung und meine Reiſen mich von mancher in meinem Vaterlande herrſchenden Anſicht entfernt. Wenn man dort bei dem Worte Fedelem (das Haupt) ſeufzend an Ragoczy dachte, dann konnte ich es mir nicht verſagen, meine Überzeugungen laut werden zu laſſen, daß Ungarn, von den Türken bedroht, nur durch die Verbindung mit Deutſchland Schutz und Sicherheit habe. Ich machte auf Polen aufmerkſam, wo Adel und Geiſtlichkeit im Beſitz der höchſten Vorrechte das Glück des Vaterlandes nicht herbeigeführt hatten, und daß, wenn Ungarn gleich unter ſeinen jetzigen Verhältniſſen im Betreff ſeiner Nationalität verlieren könne, es dennoch dafür durch die Theilnahme an Deutſchlands Kultur reichlichen

Ersatz erhalte. Mit dem Feuer eines jungen Mannes hatte ich diese meine Lieblingsideen zu laut werden lassen, und jenes damals in Ungarn übliche Sprichwort, welches der Haß gegen die Deutschen erzeugt hatte *), wurde nun überall auf mich gedeutet, und ich verlor hierdurch nicht blos die Liebe meiner Landsleute, sondern selbst meiner nächsten Verwandten. Meinen Vater hatte ich bei meiner Rückkehr auf dem Krankenlager gefunden, er litt an den Folgen seiner im Kriege erhaltenen Wunden, und ich fühlte bald schmerzlich, daß unser Gemüth und unsere Denkungsart durchaus nicht übereinstimmten. Er war hart und streng gegen seine Unterthanen, die ich nur zu beglücken strebte, und mit dem glühendsten Haß gegen die Protestanten erfüllt, die ich hingegen als Brüder betrachtete, die blos auf einem Wege, der von dem meinen verschieden war, nach einem gleichen Ziele, dem Himmel,

*) Germanisatus Hungarus est incarnatus diabolus.

rangen. Er übergab mir sogleich die Verwaltung seiner Güter, aber tadelte bald mit Heftigkeit jede Maaßregel, die von der Seinigen abwich, wobei ich aber, so sehr ich ihm selbst überall meinen kindlichen Gehorsam zu zeigen bemüht war, ohne gegen meine Grundsätze zu stoßen, nicht nachgeben konnte. So entsprang in seiner Seele ein gewisser Groll gegen mich, der durch manchen meiner mir abgeneigten Landsleute noch immer höher aufgeregt wurde. Mein Vater hatte seit langer Zeit einen Prozeß über Güter geführt, die in der Nähe von Papa lagen; unser Gegner bot jetzt einen, wie es schien, vortheilhaften Vergleich an, mein Vater aber wünschte sich zu rächen, und daher erhielt ich nur mit Mühe die Bewilligung zu näherer Prüfung der Sache, dorthin reisen und so lange, als es die Geschäfte erforderten, verweilen zu können.

Da ich aber den glühenden Haß meines Vaters gegen die Protestanten kannte, glaubte ich, um den alten Mann nicht auf dem Krankenlager zu beunruhigen, es ihm verschweigen

n müſſen, daß ſein Advokat, dem ich mir auf
inen Monat eine Wohnung zu beſorgen auf-
rug, mir ſolche zu Papa im Hauſe eines re-
ormirten Geiſtlichen gemiethet hatte. Um ſo
nehr, da ſich bis zu meiner Abreiſe die Krank-
heit meines Vaters beträchtlich vermehrte.
Bald nach meiner Ankunft freuete ich mich,
urch meine Wohnung einer ſehr gebildeten Fa-
milie genähert zu ſeyn. Der Geiſtliche hatte im
Auslande ſtudirt und ſich in Sachſen vermählt;
er Sohn, der ſich ebenfalls der Theologie ge-
eiht hatte, war von der Univerſität zurückge-
ehrt und im Beſitz mannigfacher gelehrter
Kenntniſſe. Antonia, die Tochter, war freilich
eine ſeltene Schönheit, würde aber auf mich,
er ich auf meinen Reiſen ſo manches ſchöne
und gebildete Frauenzimmer kennen lernte,
auch keinen lebhaften Eindruck gemacht haben,
wenn nicht ihre Unſchuld, Sanftmuth, ihr
ebles Herz und ihr gebildeter Geiſt ſie zu einer
der Erſten ihres Geſchlechts erhoben hätten.

Wegen meiner langen Abweſenheit aus
dem Vaterlande hatte ich wenig Bekanntſchaft;

rauſchende Feſte genügten mir nicht, um ſo angenehmer war mir der Umgang in meinem Hauſe, und gerade da meine Leidenſchaften nicht ſtürmiſch waren, ich alles, was ich für Antonia empfand, für Achtung und Freundſchaft hielt, ſo wurde ich bald um ſo lebhafter unauflöslich gefeſſelt.

Schon ſeit einigen Tagen befand ich mich nicht wohl; einſt, da ich von einem Gaſtmal zurückkehrte, mußte ich den Arzt rufen laſſen, dieſer ward bedenklich und äußerte, daß wahrſcheinlich ein Fleckfieber, jene Krankheit, die in unſerm Vaterlande ſo gemein und zugleich ſo gefährlich und anſteckend iſt, im Anzuge wäre. Ruhig ergab ich mich in mein Schickſal, nur um Antoniens willen hatte die Welt Reiz für mich, und bald war ſie, die ich in meiner Phantaſie beſtändig an meinem Lager zu ſehen glaubte, der Gegenſtand meiner Geſpräche und meiner innigſten Zärtlichkeit, womit ihr Bruder, der als redlicher Freund für mich handelte, nun bald bekannt wurde. Die Ruhe, womit ich, wenn das Fieber nachließ

mich auf mein Ende bereitete; die frohe Hoffnung, womit ich der Ewigkeit zueilte, hatten den jungen Mann so für mich eingenommen, daß er davon häufig mit seinen Eltern, in Gegenwart der Schwester, sprach. Theilnahme für den Leidenden entzündete den Funken der Leidenschaft, der schon in dem Herzen des edeln Mädchens schlummerte und ohne diese Aufregung vielleicht erloschen wäre. Mit hoher Theilnahme erkundigte sie sich bei dem Arzte, der die Schultern bedenklich zuckte, sich nicht erklären wollte und daher gerade, durch die Unbestimmtheit gepeinigt, bei meinem Bedienten. Der eine, ein froher Jüngling, lächelte bei der Frage, ohne darauf zu antworten, der andere, ein Greis, betrachtete sie mit Wehmuth. Dieser Widerspruch reizte ihre Neugier; der letzte besaß ihr Zutrauen, sie suchte ihn auszuforschen. O liebe, gute Mamsell! sagte er, wenn Sie eine Königin, ja wenn Sie eine Heilige wären, mein Herr könnte nicht mit höherer Achtung von Ihnen sprechen, und wenn Sie sein Schutzengel wä-

ren, er könnte es nicht liebevoller thun. Unſer Herr iſt zu gut, Gott wird ihn daher der Erde nicht laſſen, und er hat auf dieſer nur noch einen Wunſch: Sie noch einmal zu ſehen, von Ihnen Abſchied zu nehmen; ſchlagen Sie dies letzte nicht ab. Sie ſind ja auch ſo gut, ſo fromm; — der Alte hat ſo rührend, daß die ſanfte, gute Antonia, deren Herz ſelbſt für mich ſprach, ſeine Bitte gewährte, wenn ich wieder dieſen Wunſch äußern würde, an meinem Krankenlager zu erſcheinen. Dies geſchah noch an dem nämlichen Tage, allein während einer heftigen Phantaſie. Antonia erſchien auf die Bitte des Greiſes, der ſeinen Kamerad entfernt hatte. Siehſt du? rief ich, meine theure, geliebte Antonia! die Erde hat uns getrennt, nicht einmal meine Liebe hatte ich dir während meines Lebens geſtanden, aber der Himmel vereinigt uns auf ewig. Siehſt du, wie uns die heiligen Engel umſchweben, der Geiſt meiner verklärten Mutter, indeß ihr Blick ſegnend auf uns ruht, unſere Hände auf ewig mit Blumenketten zuſammen knüpft.

So war sie, ohne daß ich es selbst wußte, mit seiner glühenden Leidenschaft bekannt geworden. Ihre Thränen flossen aus Theilnahme, und ein sanfter Schlaf, den ich schon lange nicht mehr gekannt hatte, erquickte mich am folgenden Morgen.

Antonia konnte es sich nicht versagen, bei meinem guten Alten über mich Erkundigung einzuziehen. O! rief dieser, indem er ihre Hände küßte, Ihre Erscheinung hat Wunder bewirkt, der Arzt hofft jetzt selbst die Genesung. Sie sollten ihn sehen, wie sanft er schläft, o kommen Sie, Ihr Segen, Ihr Gebet vollendet gewiß seine Genesung. Sie fühlte sich fortgerissen und trat an mein Krankenlager; mich umgaukelten holde Träume: bald saß ich in einer Laube an Antonias Seite, durchwanderte paradiesische Gegenden und schwebte mit ihr auf einer Wolke. Da erwachte ich, sah sie vor mir stehen und rief, indem ich die Arme ausbreitete: o meine geliebte Antonia! Ich ergriff ihre Hand, ehe sie solche zurückziehen

konnte, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und ihr sanfter Druck verkündigte mir, daß auch sie nicht unempfindlich sey. Die wilde Phantasie war nun ganz erloschen, ein jeder Tag förderte meine Genesung; unbeschreiblich war darüber die Freude des guten Theodor, der während meiner Krankheit, indeß keiner meiner Verwandten zu mir kam, brüderlich für mich gesorgt hatte. Meine Äußerungen für seine Schwester hielt er blos für ein Spiel meiner Phantasie, und ahnete daher meine ernste Leidenschaft nicht. Guter Theodor! sagte ich, da er einst neben meinem Krankenlager saß, meine Bruderliebe soll die deine lohnen, und Antonia so glücklich zu machen, als sie es durch die reinste, zärtlichste Liebe zu werden im Stande ist, dies soll mein höchster Wunsch, mein innigstes Bestreben seyn. Es kam zur völligen Erläuterung. Theodor erschrak; den Unterschied des Standes, der Religion, die bekannte Denkungsart meiner Familie, Alles stellte er mir, aber vergeblich, vor. In ihren Augen hatte ich gelesen, daß

ch wieder geliebt wäre, wie hätte ich entsagen können?

Ich gestand; der erste Tag, wo ich im Zimmer meines guten, frommen Hauswirthes erschien, war für die Familie ein Freudenfest, nur Theodor stand ernst und bedenklich da. Was ist dir, mein Sohn? fragte der Vater, daß du nicht unsere Freude in dem nämlichen Grade theilst? Da ergriff ich Antoniens Hand; Vater! rief ich, geben Sie einem zweiten Sohne Ihren Segen! Herr Graf! sagte der Greis, ich halte Sie für den edeln Mann, dem die Ruhe und der innere Frieden eines tugendhaften Mädchens und einer unbescholtenen, schuldlosen Familie nicht gleichgültig ist. Auch er setzte mir mit glühender Beredsamkeit alle Hindernisse auseinander, aber die des Liebenden überstieg die seine. Mein Vater, sagte ich, seit Jahren auf dem Krankenlager, ist vielleicht in wenig Tagen nicht mehr, dann bin ich, der Erstgeborne, im Besitze der Güter, die Familie muß sich nach mir richten, und das Ahnungsvermögen, dies Eigen-

thum meiner Familie, sagt mir, daß ich Antoniens Besitz erhalten, durch ihn glücklich seyn werde. Ich habe, antwortete der Vater, oft von dieser Eigenschaft Ihrer Familie gehört, und will es eben so wenig bezweifeln, als daran glauben; allein überzeugt Sie auch dies Vorgefühl, daß Ihre ganze Zukunft glücklich seyn, daß sie ohne nachtheilige Folgen für mich und meine Tochter seyn wird? Einer Unwahrheit, entgegnete ich, bin ich mich nicht schuldig zu machen im Stande; die Vorsehung würde den Menschen ganz zur Maschine machen, wenn sie ihm den völligen Gang seines Schicksals vorausſehen ließ, daher das Geständniß, daß diese Ahnung nicht weiter, als über die nächste Folge einer Handlung oder Begebenheit hinausgeht, und es gibt blos einige Beispiele, daß frommen Greisen, bei völliger Uneigennützigkeit, für das Schicksal ihrer Verwandten etwas weiter hinauszublicken vergönnt war. Aber es erfolge auch, was da wolle, vertrauen Sie meiner Liebe, meinem Herzen, meiner Kraft. Ich wandte mich an die Mutter, diese,

die Antonia mir später sagte, war mit dem Herzen der Tochter bekannt, dieses und vielleicht auch die Hoffnung, ihre Tochter einst so glänzend versorgt und glücklich zu sehen, machte, daß sie auf meine Seite trat, und da auf meine glühenden Bitten sich auch Antonia für mich erklärte, so blieb dem Vater und Bruder nichts weiter übrig, als jede nachtheilige Folge nach Möglichkeit zu verhüten.

Ihrem Wunsche, die ganze Sache bis nach dem Tode meines Vaters als Geheimniß zu betrachten, setzte meine glühende Leidenschaft tausend Einwendung entgegen, und so brachte ich es endlich dahin, daß die Trauung insgeheim im benachbarten Dominicanerkloster erfolgen und unsere Ehe erst nach dem Tode meines Vaters veröffentlicht werden sollte. Ich gewann den Prior, und von Niemanden bemerkt, erfolgte durch ihn, in Gegenwart meiner Schwiegereltern und Theodors, die priesterliche Einsegnung. Als ich aber nach Beendigung der heiligen Handlung meine Antonia an meine Brust drückte, und nun der Gedanke

in meiner Seele erwachte: wird dies Glück lange währen? da durchbebte mich ein Fieberfrost und es war, als ob die innere Stimme mir zuflüsterte: faſſe Muth! O, ich bedurfte ihn bald in einem hohen Grade. Mein langer Aufenthalt zu Papa, wenn er gleich auf Rechnung des wichtigen Prozeſſes und der durch meine Krankheit bewirkten Schwäche von mir geſchoben wurde, erzeugte einige Unzufriedenheit meines Vaters, der bald durch Zwiſchenträger Winke erhielt, daß wohl die ſchöne Tochter meines Hauswirths Urſache ſeyn könnte. Ich ſelbſt hatte meine Leidenſchaft nicht genug verheimlicht, man kam auf die Spur; mein Bruder, der bei hohem Eigennutze noch durch das Teſtament meines Vaters was möglich war zu erringen ſuchte, gab, um ihn aufzubringen, ihm mit der höchſten Bitterkeit die Nachricht, daß, wenn ich nicht mit der Tochter des Calviniſchen Prädikanten insgeheim verheirathet wäre, ich doch gewiß dazu die Abſicht hegte. Sein Zweck wurde erreicht. Allein der Ausbruch der Wuth in der Seele des

Kranken beförderte auch seinen Tod. Durch die Gerichte wurde mir eine Abschrift des Testamentes mitgetheilt: bei der Strafe seines Fluches untersagte mir mein Vater die Verheirathung mit Antonia Naghi; dieser Fluch sollte, wenn die Heirath vollzogen wäre, oder ich sie noch vollziehen würde, ewig auf mir, meinem Weibe und meinen Nachkommen ruhen, diese, so wie ich, enterbt seyn, und der ganze väterliche Nachlaß auf meinen Bruder übergehen.

Tiefgerührt schwieg der ehrwürdige Greis. Nachdem er sich erst erholt und durch einen Blick auf den Himmel gestärkt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort:

So sehr auch die Sache mich beugte, so hielt ich mich doch überzeugt, daß ein Fluch, den einzig Leidenschaft veranlaßte, nicht auf die Rathschlüsse des Ewigen wirken könne. Die Enterbung aus einem solchen Grunde widersprach dem Gesetze. Ich erklärte Antonien öffentlich für meine Gemahlin. Aber mein Bruder suchte durch einen Rechtsstreit das väterliche Testament geltend zu machen, und die

Sache wurde bedenklicher, als ich es geglaubt hatte, da ich viele Feinde, mein Bruder hingegen sich im Kriege ausgezeichnet, hohe Gönner erworben und mit der Tochter eines angesehenen Magnaten verlobt hatte, daher er auch mein Anerbieten, ihn durch einen Theil der Güter abzufinden, ausschlug.

Umsonst suchte ich meinem Schwiegervater und meiner guten Antonia was ich vermochte zu verheimlichen. Die Güter waren bis zu Ende des Rechtsstreits mit Beschlag belegt, mir wurde nur eine mäßige Summe ausgesetzt, und mein Bruder trieb es so weit, daß er meiner Antonia eine Abschrift des Testaments mit einem Briefe zusandte, worin er sie mit ausgesuchter Bitterkeit für die Verführerin seines Bruders und daher nie als eine Gräfin Emberi anzuerkennen erklärte.

Die gute, reine Seele, die bei dem Gedanken an den väterlichen Fluch das höchste Entsetzen fühlte, hielt jetzt unsere Liebe für ein Verbrechen, jede Liebkosung für eine Sünde. Die Hoffnung, bald Mutter zu werden, gab

ihr Angſt ſtatt Freude. Umſonſt verſuchten die Ihrigen ihre Schreckniſſe zu mildern, Krankheit erhöhte die Schwermuth. Meine blühende, vormals ſo geſunde Gattin, mit jedem Tage ſchwankte ſie mehr dem Grabe zu. Ein Zwillingspaar, zwei Söhne, die ſie mir ſchenkte, ſtarben wenige Stunden nach der Geburt, und ſie folgte ihnen am nächſten Tage in's Grab. Nach zwei Tagen erſchien das Urtheil der erſten Inſtanz, welches die Enterbung für ungültig erklärte; was nützte mir jetzt jeder zeitliche Vortheil? die Erde hatte ja allen Reiz für mich verloren. Die Gründe der Enterbung hatte der Tod getilgt, mein Bruder, der dies einſah, erklärte nun in einem ſehr freundlichen Briefe, mein ehemaliges Anerbieten annehmen zu wollen. Ich überließ ihm Alles, forderte nur ein mäßiges jährliches Einkommen, und wählte den geiſtlichen Stand, um mich für eine Ewigkeit vorzubereiten, wo ich, als das höchſte Glück der Seligkeit, Wiedervereinigung mit meinen Lieben erwartete. Die Ähnlichkeit deines Schickſals mit dem mei-

nigen hat meine Theilnahme für dich erhöht, durch meinen Vicar, eine reine, fromme Seele, der als Sohn eines Buchdruckers mit Böttchern bekannt und Roſaliens Lehrer war, bin ich von Allem, was ſie betrifft, unterrichtet, und nun, lieber Franz! prüfe dich ſelbſt; willſt du mit Entſagung deines Standes, des großen, ſchönen Wirkungskreiſes, der dir vielleicht als einen der erſten geiſtlichen Magnaten Ungarns einſt offen ſteht, mit Aufopferung aller Familienbande, fern von allen Anſprüchen auf Glanz und mannigfaltigen Lebensgenuß, ein ſtilles häusliches Glück an Roſaliens Seite wählen, wenn du und alle die Deinen von Nahrungsſorgen geſichert werden? Ich will! rief ich voll Entzücken, indeß ich ſeine Hände an meine Lippen drückte. Er ſchloß mich in ſeine Arme. Keine Übereilung, mein Sohn! nichts droht dir jetzt, dies dargebotene ſtille Glück zu entreißen, prüfe daher ruhig, bitte Gott um Beiſtand und nach acht Tagen entdecke mir deinen Entſchluß. Verſprich mir aber, in dieſer Zeit Roſalien nicht zu ſehen;

denn nicht Sinnlichkeit, dein Herz und deine Vernunft sollen dich bestimmen. Ich versprach Alles, die acht Tage aber dünkten mir eine Ewigkeit zu seyn; sie verstrichen und ich erklärte meinen unwandelbaren Entschluß: mein Glück nur an Rosaliens Seite zu suchen. Nun, sagte mein Oheim, so will ich dir auch noch mehr verkündigen: du wirst lange an Rosaliens Seite glücklich seyn, dann werden schreckliche Leiden über dich kommen, doch wirst du noch im hohen Alter ruhig, zufrieden und für die Deinen wirksam seyn. Guter Gott! rief ich, was kann ein Sterblicher noch Höheres wünschen? Du vergißt, rief mein Oheim, daß auch großes Leid über dich kommen soll. „Wer könnte bei so hohem Glücke wohl darüber murren?“ So höre denn, mein Sohn! Um nicht mit Wohlthätigkeit vor den Augen der Welt zu glänzen, auch wohl um so Manchen, wo es Noth war, aus dem Auge zu bringen, habe ich schon vor zehn Jahren durch meinen Vicar, der aus Prag gebürtig ist, ein freilich nicht großes, doch auch nicht unbeträchtliches,

Landgut in Böhmen gekauft. Der Amtmann und ſeine Familie, gute, zuverläſſige Men- ſchen, verdanken mir dort ein ruhiges Daſeyn, und da du auch den Namen Norbertus in der Taufe erhalten haſt, ſo werde ich dir unter dem Namen Franz Norbert dies Landgut angeblich verkaufen. Du badeſt dich oft, und da mein Ahnungsvermögen, ſo ſehr ich es zu verbergen ſuche, doch im Munde des großen Haufens iſt wird meine Äußerung, daß ich für dich ein Un- glück beim Baden fürchte, auch wenn man den nen Körper nicht findet, der Nachricht, daß du ertrunken biſt, Glauben verſchaffen. Böt- cher wird heute noch von Allem unterrichtet daß er einen reichen Schwiegerſohn hat, mu er, aus vielen Gründen, nicht wiſſen, ſo dern blos glauben, daß ich dir den Aufenthal zu Rombyck geſtatte. Er wird unter dem Vorwande, eine Erbſchaft in Sachſen gemac zu haben, angeblich mit ſeiner Tochter dahi abreiſen und ſie, die in Rombyck zurück blei in Deutſchland verheirathet zu haben, erzähle Er erhält nach ſeiner Rückkehr, um ſein G

werbe wie bisher, aber doch bequemer, fortsetzen zu können, ein Paar tausend Gulden von mir — und ich, rief ich, bleibe ohne Rosalien zurück? Ungeduldiger! sagte der Greis, wohlwollend lächelnd; wenn die Nachricht von deinem Tode allgemein ist, folgst du ihr, und vor Rosaliens Abreise gebe ich noch Eure Hände vor dem Altare auf ewig zusammen.

Noch an dem nämlichen Tage brachte der Vicar Böttchern auf die Meierei meines Oheims, der ihn, nachdem er auf das Heiligste Verschwiegenheit gelobt hatte, mit seinem Plan bekannt machte, den er als das höchste Glück betrachtete, und nun im Rausch der Freude gestand, daß Rosalie seit dem ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft hohe Achtung für mich, aber auch oft eine Anhänglichkeit verrathen hätte, die ihn mit Angst und Sorgen erfüllt habe. Nun erfolgte auch die erste Zusammenkunft mit Rosalien, die jetzt täglich insgeheim Statt fand. O, sagte der Greis oft, es ist, als ob meine gute, sanfte Antonia aus dem Wohnsitze der Seligen auf die

Erde zurückgekehrt wäre. Böttcher machte indeß Anstalt zu seiner Abreise. Eines Tages war mein Oheim ernster als gewöhnlich, lange hatte er betend auf den Knien gelegen. Bitte Gott, sagte er, mein Sohn! um Segen für dich und deine Braut, und komme heute gegen Mitternacht nach der St. Johanneskirche; wir wollen, damit wenn uns Jemand begegnet, kein Aufsehen entsteht, einzeln dahin gehen. Jetzt, als Greis, gedenke ich noch an diesen Tag, als den unruhigsten, aber seligsten meines Lebens. Vor dem nämlichen Altar, auf dessen Stufen hingeworfen ich einst unter Vorwürfen des Gewissens die Hände zu Gott empor gehoben hatte, ward Rosalie die Meine.

Am folgenden Tage reiste Böttcher ab, und gab nach einigen Wochen die Nachricht von der Heirath seiner Tochter mit einem Buchhändler im Elsaß. Ich badete mich indeß täglich im Flusse bei Tyrnau, ob ich gleich auf die Äußerung meines Onkels, daß mir beim Baden Gefahr drohe, beinahe allgemein, selbst von Unbekannten, gewarnt wurde, und

nachdem ich vielen erzählt hatte, daß ich mich heute noch baden würde, begab ich mich in anderer Kleidung, die Meinige am Ufer zurücklassend, in Böttchers Meierei. Am folgenden Morgen fragte mein Oheim nach mir; ich war die Nacht nicht nach Hause gekommen. Er ließ auf der Meierei fragen, man sagte: ich wäre am Abend mich baden gegangen, fand die Kleider und Niemand zweifelte an meinem Tode.

Damit nicht Gebräuche der Religion gemißbraucht würden, schrieb mein Oheim allen meinen Verwandten: daß er die Exequien für mich reichlich veranstaltet habe, und sie, deren Augen ich seit meinen Knabenjahren entrückt war, gaben sich bald über meinen Tod zufrieden. Mein Oheim begab sich in seine Meierei und verschloß sich mit mir in sein Studierzimmer. Ich habe kein Recht, sagte er, von dir einen Eid zu fordern, willst du aber in einer Sache, wodurch Niemand verletzt wird, du aber und viele Menschen Vortheil erhalten können, durch einen feierlichen Eid Verschwiegenheit und Be-

folgung meiner Vorschrift geloben? Ich that es. Dir ist, sagte er, die Geschichte meiner Leiden bekannt, ich lebte anfänglich nur meinem Schmerz und hoffte ein nahes Grab. Allein mein inneres Bewußtseyn sagte mir, daß ich ein sehr hohes Alter erreichen würde, ich suchte Trost und fand ihn zum Theil in den Wissenschaften. Ich wünschte die Natur, so weit es dem sterblichen Geiste möglich ist, in ihrem Innern kennen zu lernen, daher meine Beschäftigung mit Physik und Chemie; Erfahrungen während eines halben Jahrhunderts läuterten meine Theorie. Zufällig kam ich bei meinen Versuchen darauf: Edelsteine nachzubilden, und gerieth immer weiter und bin jetzt in dem Besitz des Geheimnisses, Diamanten formen zu können, welches vielleicht mich und Jeden unglücklich machen würde, von dem man es erfahren sollte, daß es in seiner Macht steht. Ich will dich diese Kunst lehren und dir eine beträchtliche Anzahl solcher Steine geben, du aber nimmst dieses Geheimniß mit ins Grab, lehrst es Niemanden und sorgst für den

Verkauf ſolcher Steine, wenn du es bedarfſt, mit der größten Behutſamkeit. Ich erhielt nun von ihm das Käſtchen von Cedernholz mit den von ihm verfertigten Steinen. Jeder war in ein Papier gewickelt, auf welchem ſein Caratgewicht und ſein Werth bemerkt war. So that ich es auch in der Folge mit denjenigen Diamanten, die ich ſelbſt verfertigte; da mich aber kein Durſt nach Schätzen plagte, ſo geſchah dies ſelten und nur wenn dringende Bedürfniſſe dazu nöthigten, wurden einzelne Steine verkauft. Mein köſtlichſter Schatz auf Erden aber blieb meine Roſalie, der ich, vom Segen meines Oheims begleitet, zueilte, und bei ihr zu Rombyck, einem kleinen Paradieſe, das höchſte Glück des Lebens genoß.

Der Amtmann, ſeine Familie und der von meinem Oheim dahin beförderte Pfarrer gewährten uns die Freuden eines gebildeten Umgangs; ich erlernte ſelbſt die Führung der Landwirthſchaft, die, ſo wie Gartenbau, mir manche Freude gewährte, und den Überreſt der Zeit füllte Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften

und der Tonkunst aus. Ich war unaussprechlich glücklich! Täglich lernte ich neue Vorzüge an meiner guten Rosalie kennen, und als sie mir meinen Erstgebornen in die Arme legte, dankte ich Gott mit Freudenthränen dafür, daß er dem Sterblichen so viel reines Glück auf Erden gewähre. Bald schenkte mir mein gutes Weib auch eine Tochter, ihr wahres Ebenbild, und, da die gütige Vorsehung mir meinen Franz und meine Cäcilie erhielt, so ertrugen wir den Tod unserer übrigen Kinder ohne Murren, wenn gleich nicht ohne Schmerz. Die Kriege zwischen Östreich und Preußen hatten manchen Nachtheil für mich; allein der Verkauf von ein Paar meiner Diamanten ersetzte nicht blos meinen Verlust, sondern machte mich auch so glücklich, meine Wohlthätigkeit gegen Andere nicht begrenzen zu dürfen. Allein das Umherziehen der Krieger, ihr Anblick, ihre Thaten, vielleicht auch Beschäftigung mit den Geschichtschreibern Roms und Griechenlands, wozu ich meinen Sohn früh leitete, erzeugten bei ihm den Wunsch, sich dem Kriege

stande zu weihen. Daß er darin ein schnelles Glück machen, aber auch früh enden würde, davon war ich überzeugt, und verlor bei dem letzten Gedanken die Freude, die mir die Entwickelung seiner vorzüglichen Anlagen gewährte. Cäcilie, ein sanftes, liebes Geschöpf, fand bald an dem Sohne des Amtmanns, einem vorzüglichen jungen Manne, einen Gegenstand, ihrer Liebe würdig. Warum sollte ich ihr Glück nicht befördern? ach, daß sie es nicht lange genießen würden, sagte mir meine Ahnung, und daß der Mensch, wenn er auch einen Blick in die Zukunft zu thun vermag, hierdurch nicht glücklich wird, davon war ich nun überzeugt.

Mein Sohn war Oberlieutenant bei einem Husarenregimente, als der siebenjährige Krieg ausbrach; daß Böhmen sein Schauplatz seyn würde, wußte ich bestimmt. Drei Jahre vor dem Ausbruch dieses Krieges hatte mir meine Frau noch eine Tochter geschenkt, und die kleine Rosalie gab uns nun eine neue Lebensfreude.

Der erſte Feldzug war geendigt, und Brown machte Anſtalten mit dem Heere zum Einbruch in Sachſen. Dennoch überfiel mich eine ſonderbare Angſt und immer lebhafter wurde der Gedanke, meinen Schatz und meine Familie in Sicherheit bringen zu müſſen. Da ich ſchon in dem vorigen Kriege beinahe von meinen Landsleuten entdeckt wurde, um nicht erkannt zu werden, weder Prag noch Wien zu meinem Aufenthalte wählen wollte, und da meine Cäcilie in Kurzem Mutter zu werden hoffte, mein gutes Weib aber ſie nicht früher verlaſſen wollte, ſo beſchloß ich, ſo bange Ahnung mich auch quälte, zuerſt allein nach Venedig zu gehen, dort einige meiner Diamanten zu verkaufen, das Geld in die Bank zu legen und während des Krieges Mailand zum Aufenthalte für mich und meine Familie zu wählen. Ich ſetzte mehr Edelſteine ab, als ich erwartet hatte, legte einen Theil des Geldes in Venedig, das Übrige in Genua nieder, hatte mein Haus in Mailand eingerichtet und meinem Schwiegerſohne den Auftrag gegeben:

Alle die Meinen dorthin zu bringen. Sein Brief, daß er in acht Tagen die Reiſe antreten würde, alle Familienglieder geſund wären und Cäcilie ihren neugebornen Sohn mitbringen würde, machte, daß ich völlig ruhig war, bis ſein Ausbleiben und angſtvolle Beſorgniß den Wunſch erzeugte, durch mein inneres Gefühl unterrichtet zu werden. Vielleicht hat mein Franz, dachte ich, ſeine von mir längſt geahnte Beſtimmung erreicht, er iſt todt, und mit ihm ſind, ſagte mir die innere Stimme, ſchreckliche Unfälle über dich gekommen; auch Roſalie iſt nicht mehr. Ich eilte nach Deutſchland zurück; in Inſpruck hörte ich ſchon die Nachricht vom Einbruche der Preußen in Böhmen, von der Schlacht bei Prag und dem darauf folgenden Unglücke der Öſtreicher. Ein Gefecht war in der Nähe von Rombyck vorgefallen; wie ſoll ich durch das mit Preußen beſetzte Land kommen? dachte ich. Du wirſt es ungehindert! ſagte mir meine Ahnung; ich eilte nach Prag. Die Schlacht bei Kollin war indeß geliefert, unaufgehalten erreichte ich

Böhmens Hauptstadt. Die Gräuel der vorgefallenen Belagerung erfüllten mich mit Entsetzen. Ich sah aus dem Fenster des Gasthofes die Menschen, welche der Hunger so lange gepeinigt hatte, Gespenstern ähnlich umher schleichen. Jetzt wirst du auch von den Deinen Nachricht erhalten, flüsterte es mir zu, und in dem Augenblicke schwankte der alte Pfarrer von Rombyck vorüber. Ich eilte auf die Straße und trat vor den Greis, der bei meinem Anblick in Thränen zerfloß und keine Worte hatte; ich bat ihn, mir auf mein Zimmer zu folgen, und dort theilte er mir denn endlich die Schreckenspost mit. Cäciliens Entbindung hatte die Abreise aufgehalten, und da man sich von aller Gefahr frei glaubte, den Wunsch erzeugt, die günstige Frühlingswitterung zu erwarten. Da kam unvermuthet die Nachricht vom Einrücken der Preußen. Alles floh, zwei Wagen wurden gepackt, der eine für Cäcilien und die Ihren, der andere für meine verewigte Rosalia. Bald hörte man von fern den Kanonendonner und das Feuer

des kleinen Gewehres, das sich näherte; die Pferde wurden vorgelegt, Alles verließ das Haus, um einzusteigen. Cäcilie, ihr Kind, ihr Mann und ihr Schwiegervater fuhren davon, fest überzeugt, daß ihnen Rosalie auf dem Fuße folge; aber in dem Augenblicke, als diese einsteigen wollte, brachten vier Östreicher auf einer Bahre von Baumzweigen einen Offizier getragen, dem eine Kanonenkugel das Bein zerschmettert hatte. O, es war mein Sohn! die wackern Krieger hatten den Wunsch ihres geliebten Offiziers, ihn nach Rombyck zu bringen, mit höher Anstrengung erfüllt. Die Gefahr war groß, aber das Mutterherz gestattete nicht, den Unglücklichen in diesem Zustande zu verlassen, um so mehr, da ein Wundarzt seines Regiments, der ihn begleitet hatte, noch einige Hoffnung gab. Sie suchte dem Verwundeten jede noch mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen; die flüchtenden Östreicher zogen durch's Dorf, die Preußen folgten schnell, dies gerieth, vielleicht zufällig durch die darin gefallenen Schüsse, vielleicht durch die Absicht, den

Rückzug zu decken, in Brand. Der Pfarrer eilte in die Kirche, um dort noch was möglich war zu retten; Alles floh, nur die Mutter blieb bei dem Sohne. Der Sturm verbreitete die Flamme, sie ergriff auch mein Wohnhaus. Die arme Mutter rief vergeblich nach Hülfe, der Wundarzt, der sich nicht gefangen geben wollte, war bereits entflohn; Rosalie, hülflos und verlassen, strengte nun allein die höchsten Kräfte an, den Sohn zu retten. Ein edler preußischer Offizier, der das Jammergeschrei hörte, eilte zu Hülfe und hätte, da ein niederschlagender Balken Mutter und Sohn tödtete, beinahe ihr Schicksal getheilt.

Der jetzt herbeikommende Pfarrer erhielt von ihm diese Nachricht. von meiner jüngsten Tochter wußte er mir nichts zu sagen, ob sie vielleicht auch in den Flammen den Tod gefunden hätte? —

Nein, nein! rief ich, wie ein Begeisterter, sie ist gerettet, in guten Händen, ich werde sie wiederfinden. Der Greis faltete wehmüthig die Hände. Möchten doch, sagte

er, Gott und die Heiligen dies gewähren. Und meine Cäcilie? Der Greis zuckte die Achseln. Diese feingebaute, gefühlvolle Frau, kaum aus dem Wochenbette genesen, ungewiß über das Schicksal ihrer Mutter und Schwester, allen Gräueln der Belagerung ausgesetzt, unterlag mit ihrem Säugling, und Morgen wollte ich mit Ihrem Schwiegersohne nach Rombyck zurückkehren. Beide begleitete ich am folgenden Morgen, nachdem ich noch zu Cäciliens und meines Enkels Grabe gewallfahrtet war. Dort war wohl für mich kein weiterer Aufenthalt, ich trat Rombyck meinem Schwiegersohne ab, gab ihm eine beträchtliche Summe zur Wiederherstellung und suchte nur Nachricht von meiner kleinen Rosalie zu erhalten.

Unbestimmte Gerüchte liefen umher, es gab Menschen, die das Kind noch gesehen hatten; ein Landmann sollte es nach Leutmeritz gebracht haben, und dort erfuhr ich, aber blos durch eine unsichere Erzählung, daß eine reisende Dame die verlassene Kleine zu sich ge-

nommen habe. Sie iſt nicht fern, ſagte mir eine innere Stimme. Ich durchſuchte Böhmen und die benachbarten Bäder, aber vergeblich, und würde in Verzweiflung geſunken ſeyn, wenn mir nicht mein inneres Gefühl: ſie lebt, du wirſt ſie wiederfinden, zugerufen hätte. So trieb es mich drei Jahre umher, ich fand ſie nicht in Deutſchland, ging nach Amſterdam und London, verkaufte viele meiner Diamanten, gab das Geld auf ſichere Fonds, durchſuchte wieder Deutſchland, bis ich endlich ermüdet, durch den Ruf im Innern beſtimmt, in den Orden des heiligen Benedict trat, und dort in der Abtei des heiligen Egidius noch meine Roſalie, oder die Ruhe im Grabe wiederzufinden hoffte.

Die Abtei wurde aufgehoben, der Freiherr von Ervelingen kaufte ſie; durch ihn, durch ihn findeſt du ſie gewiß wieder! rief es mir zu. Da erſchien ſeine Familie. Seine Gattin, ihr Name, ihre Ähnlichkeit mit der Verewigten, ihr Alter, ſelbſt ihr Herz, das ſie und Paulinen zu mir hinzog, bürgten dafür;

ge war die Verlorne. Aber wie ſollte ich dies ausmitteln? wie beweiſen?

Betend warf ich mich vor dem Altare nieder und flehte zu Gott um Beiſtand; da ward es hell in meiner Seele. Überlaß, dachte ich, Alles dem Vater, der die Schickſale der Sterblichen voll Barmherzigkeit lenkt. Wäre es nicht Pflicht, wenn du die völlige Gewißheit hätteſt, für deine Tochter und Enkelin Alles zu thun? wäre es nicht, wenn auch ſie Gewißheit hätten, mir ganz unbedingt zu folgen, ihre Pflicht? und iſt, wenn uns kein ſolches Band bindet, die Ungewißheit bleibt, unſer beiderſeitiges Handeln nicht um ſo verdienſtlicher? daher ſey getroſt, wirke was du vermagſt und harre in Geduld. Treulich erfüllte ich dieſen Vorſatz, Erwelingen wurde durch mich zu manchem Guten beſtimmt. Die kränkelnde Roſalie bereitete ich für den Himmel, in Paulinens Seele entfaltete ich jeden Keim des Schönen und Guten, und umgab ſie, durch mein Ahnungsvermögen geleitet, überall als warnender Schutzgeiſt. Erwelingens Eitelkeit

hatte seine Gemahlin für eine sächsische Gräfin ausgegeben, und ich, dem es Gutes zu wirken genügte und mich durchaus in keine Familiengeheimnisse drängen wollte, erhielt erst am Sterbetage meiner Tochter den längst gehofften Lohn. Das Kind war, da sie ihre Mutter so ängstlich um Hülfe schreien hörte, auch schreiend aus dem Hause gelaufen, da stürzte dies ein; der Schrecken darüber und der Anblick so vieler fremden Männer bewegten sie schnell in den Garten zu fliehen. Im entferntesten Theile desselben war in einem mit Bäumen bepflanzten Berge eine kleine Grotte angebracht, wo sie so oft auf der mit Moos belegten Bank an der Seite der Mutter gesessen hatte. Ermattung und Angst machten, daß sie hier entschlief; so traf sie ein Bauer, der noch einige gerettete Lebensmittel hier verbergen wollte. In der Hoffnung einer reichen Belohnung ernährte er das Kind einige Tage lang, und wollte sie nun, da er selbst ein kinderloser Wittwer war, zu einer Verwandten nach Leutmeritz bringen; diese aber war mit

allen Ihrigen nach Prag geflohen. Er jammerte laut, was er nun anfangen solle; auch Rosalie rang weinend die kleinen Hände. Da fuhr eine Dame in einem prächtigen Wagen vorüber, gab dem Bauer ein Paar Goldstücke und nahm die Kleine zu sich. Sie hatte meinen Namen, den des Gutes, und daß ich nach Italien gereist wäre, in ihre Schreibtafel aufgezeichnet. Sie war aus Böhmen gebürtig, hatte sich dort auch bei ihrer Familie sicher geglaubt und eilte jetzt mit preußischen Pässen nach Dresden, wo sich ihr bei Pirna gefangener Gemahl befand. Rosalie wurde ihr Liebling und erhielt eine vortreffliche Erziehung, und da mein Schwiegersohn Rombyck, das in ihm auch zu traurige Empfindungen weckte, in Kurzem verkaufte, so wurden die dort nach mir angestellten Nachforschungen fruchtlos.

Die Gräfin Adlerholm hatte einen Sohn und eine Tochter von gleichem Alter wie Rosalie. Der junge Graf kämpfte unter dem östreichischen Heere; ihr Gemahl starb noch während dem Laufe des Krieges, und Ro-

salie wurde von ihr ganz als Tochter behan-
delt; allein sie besaß nur ein unbedeutendes
Vermögen und dachte daher auch mit Wehmuth
an das künftige Schicksal ihrer so lieben Pfle-
getochter. Die gütige Vorsehung half, da Er-
velingen, der seine erste Gemahlin verloren
hatte, um sich zu zerstreuen, eine Reise machte,
nach Leipzig kam, dort von Rosaliens Schön-
heit und Vorzügen gefesselt wurde und ihr nan
seine Hand antrug. Die edle Gräfin, die sich
freute, ihre Pflegetochter so gut versorgt zu
wissen, beförderte selbst diese Verbindung.
Dies entdeckte mir an ihrem letzten Lebenstage
meine verewigte Tochter, und es erheiterte noch
ihr sinkendes Abendroth der Trost und der Se-
gen ihres Vaters. Mit hoher Behutsamkeit
hatte ich mich ihr allmählig entdeckt, und ihr
vor Freude überfließendes Herz würde gewiß
wenn ich dies gleich vor Zeugen nicht wünschte
auch dir, meiner lieben Pauline, Alles mitge-
theilt haben, hätte sie nicht ihr Tod daran ge-
hindert. Daß auch mir das Ende meiner Tag
nicht fern ist, davon bin ich überzeugt, und

habe ich dies Kästchen, welches du sicher finden wirst, und das die Documente über meine in ausländischen Fonds untergebrachten Gelder, und Edelsteine, von einem ungleich größern Werth, enthält, für dich bestimmt. Sey behutsam, entdecke dich Niemanden, mache selbst im Augenblicke der Noth nur weisen Gebrauch, sichere dir und den Deinen ein sorgenfreies Leben, aber nicht frei von Arbeit, und überzeuge dich, daß hoher Reichthum zur Anmaßung, zur Verschwendung, zur Unthätigkeit und daher nie zum wahren Glücke des Lebens führt. Suche einen treuen Freund und Rathgeber, du wirst ihn finden, ihn und jeden Segen erbitte ich dir vor dem Throne des Ewigen, wo ich bald erscheinen werde. Ermuntre überall zum Guten, vergieb unsern Feinden, lebe der Tugend getreu und dann giebt eine Ewigkeit dir ein Glück, das der menschliche Geist von dem Allbarmherzigen zu hoffen, aber nicht einmal deutlich zu denken vermag. Gott segne dich. Lebe wohl! jenseits des Grabes finden wir uns wieder."

Die Zerstreuungen von Wien machten auf sie wenig Eindruck, aber bald wurde ihr die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, die ihr Graf Fackelstern überall erwies, nicht gleichgültig. Schön, wie ein antiker Apoll, verband er mit der Gewandheit eines Hofmannes auch eine nicht alltägliche, wissenschaftliche Bildung, und daher fühlte Pauline, daß ihr Herz nicht unempfindlich gegen ihn war. Bei dem Wunsch, einst mit ihm glücklich zu seyn, schauderte sie, als es klar vor ihrer Seele stand, daß nur ihr Vermögen, wodurch er seinen zerrütteten Wohlstand ergänzen wolle, der Zweck seiner Bewerbung wäre. Daher, so wehe dies ihrem Herzen that und so schwer es ihr selbst wurde, suchte sie ihn hinzuhalten. Jetzt wirkte der Krieg auch auf das Handelshaus Ervelingens; ihr Bruder, der das Vermögen seines Vaters in Händen hatte, wurde seine Zahlungen einzustellen gezwungen. Zwar ordnete er wieder seine Geschäfte, blieb noch ein wohlhabender Mann, doch Graf Adolph, der ohne Paulinen nicht leben zu können geschwo-

ren hatte, zog ſich zurück. Jetzt wollte ſie ihre Baarſchaften ihrem Bruder anvertrauen, die innere Stimme ſagte ihr: thue es nicht, er, gewöhnt, ſich für unermeßlich reich zu halten, würde, um ſich wieder in dieſe Lage zu ſetzen, vergeſſen, daß er dein Bruder iſt.

Paulinens Schwermuth ſtieg mit jedem Tage; ihr Vater ſtarb; die Nachricht, daß beim Vordringen der Franzoſen ſeine Güter auf's Schrecklichſte verwüſtet wären, beſchleunigte ſeinen Tod. Sie würde ſich, einſam und verlaſſen, bei allen ihren Schätzen und dem ihr gewährten Blick in die Zukunft, unglücklich gefühlt haben, wenn nicht ein entfernter Verwandter ihres Vaters, der Domherr Sonnenberg, ein Greis, der in ſeinem Äußern manche Ähnlichkeit mit Norbertus hatte, ihr väterlicher Freund geworden wäre. Ihm ſchenkte ſie ihr ganzes Vertrauen und ſuchte den Unmuth und Trübſinn dadurch zu verſcheuchen, daß ſie, wo ſie es vermochte, durch ihre Wohlthätigkeit Leiden zu mildern und das Glück des Nächſten zu befördern bemüht war.

Durch ihn ward sein Neffe, der nach dem Frieden zu Campo Formio den Kriegsdienst verlassen hatte, und nun auf seinen Gütern in Ungarn Ruhe suchen wollte, im Hause ihres Bruders bekannt. Isidor Freiherr von Istein war über die Jünglingsjahre hinweg, aber wegen seines Kopfes und Herzens im Besitz der allgemeinen Achtung. Pauline machte auf ihn einen lebhaften Eindruck, und bei der ersten Unterhaltung mit ihm erröthete sie, als der Gedanke: dieser ist dir zum Gatten bestimmt, lebhaft erwachte. Sie fand ihn ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens würdig, und lehnte daher seinen Antrag nicht ab. Die väterlichen Güter, für welche sie noch eine besondere Anhänglichkeit hegte, kaufte sie ihrem Bruder ab, und ihr Gemahl, den sie mit ihren Schätzen bekannt machte, stellte bald wieder überall den blühenden Zustand her. Pauline ward Mutter einer Tochter; das äußerst schöne Kind wurde oft mit Thränen an ihre Brust gedrückt, denn sie wußte, daß sie es nicht erziehen würde, und Emilie starb auch im sechsten

Jahre. Mit ähnlicher Wehmuth betrachtete sie ihren Sohn. Unser Isidor, sagte sie, wird nicht böse, aber höchst leichtsinnig und hierdurch uns, seinen Eltern, vielen Kummer bereiten. Religion, der Besitz der allgemeinen Liebe und das Bewußtseyn, jede ihrer Pflichten treu zu erfüllen, machten, daß ihr Leben ruhig hinfloß, bis es auf's Neue die Kriege mit Frankreich störten.

Pauline, die mit den Ihren nach Ungarn geflüchtet war, erfuhr, als sie nach geschlossenem Frieden nach Wien zurückkehrte, daß ihre väterlichen Güter mit teuflischer Bosheit, ja jede ihrer Anlagen zerstört, selbst die Gebäude, angeblich aus Unvorsichtigkeit, wahrscheinlich aber aus Plan in Brand gerathen wären. Wer, fragte ihr Gemahl, sollte einer solchen Tücke fähig seyn? und aus welchem Grunde? Das that Hugo! sagte ihr das innere Bewußtseyn, um seiner Rache zu genügen. Sie schob den Gedanken von sich, weil sie keiner menschenfeindlichen Stimmung Raum geben wollte, doch wurde ihr Gemahl jetzt durch so

mancherlei Gründe bestimmt, einige Jahre hindurch Wien zu bewohnen. Pauline besuchte oft die Kirche der barmherzigen Brüder, und brachte dann zugleich den Kranken und Genesenden so manche Erquickung. Da hörte sie einst aus einem Krankenzimmer ein gräßliches Wüthen und Toben. O, noch nie, sagte der sie begleitende Geistliche, durften wir bereuen, Kranke aufgenommen zu haben, aber bei diesen beiden könnte es beinahe der Fall seyn. Sie kamen zugleich an und es scheinen große Verbrechen auf ihrer Seele zu lasten, die besonders der Diener, dem Tode nah, seinem Herrn oft gräßlich verrückt. Das sind Mordthat Mörder! sprach es jetzt in Paulinens Seele. Sie wollte sich entfernen; aber gebot, dachte sie, der Verewigte nicht Verzeihung seinen Feinden? und könnte es nicht vielleicht, wenn du sie ihnen verkündigtest, noch die Seelen der Reuigen zum Himmel führen?

Nur ungern brachte sie der Geistliche zu den Kranken. Sie hatte sich nicht getäuscht, der ehemalige Gärtner aus Eisenhofen war es

ner derselben. Unter Flüchen und Verwün-
schungen bekannte er, zur Vergiftung des frommen Norbertus von Hugo erkauft zu seyn und hatte mit diesem, als sein Kammerdiener und Günstling, durch Schweigerei das Gewissen übertäubt, bis Hugo, der eine angesehene Stelle im französischen Commissariat erhalten, sich aber der grenzenlosesten Verschwendung und Spielsucht überlassen hatte, der schrecklichsten Erpressungen, Plünderungen und Betrügereien überwiesen, mit seiner Hülfe dem Tode oder wenigstens vieljähriger Gefangenschaft entfloh. Beide irrten Jahrelang umher und sanken zu immer tieferem Elende herab. Hugo wüthete, als sich Pauline entdeckte, er starb noch in derselben Nacht als Verzweifelter; sein verführter Gehülfe einige Tage später, nicht ohne Hoffnung auf den Allbarmherzigen.

Pauline ruht auch schon im Grabe; eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben, das ihr weder durch Hoffnungen schmeichelte, noch Genüsse darbot, die durch Besorgnisse erkauft,

doppelt angenehm waren, schien eine Folge ihres Ahnungsvermögens zu seyn, welches, wie sie ihrem Gemahle gestand, nur zur Unruhe, nicht aber zu innerm Frieden führte. Der Allbarmherzige, sagte sie einst zu ihm, verzeiht mir gewiß, daß ich den Gang, den seine Vaterhuld mir auf Erden vorgezeichnet hat, kühn vorausſehen wollte. Oft bereute ich den Wunsch, zu dem mich jugendliche Lebhaftigkeit verleitete, und oft habe ich Gott auf meinen Knieen angefleht: eine Gabe von mir zu nehmen, die mich nicht glücklich machte. Auch schien allmählig dieses Ahnungsvermögen hinzuschwinden, das sich nur noch bei einer Veranlassung höchst lebhaft zeigte. Paulinens Gesundheit welkte allmählig hin, und eine gewisse stille Schwermuth machte sie beinahe gegen Alles unempfänglich, was ihr noch die Erde darzubieten vermochte. Ihr Gemahl, mit allen ihren Vorzügen bekannt, hegte für sie die aufrichtigste Achtung, und bot, da Ärzte den Grund dieser Schwermuth für körperlich erklärten, Alles zu ihrer Heilung auf. Viel

hoffte sie von dem Gebrauch des Sauerbrunnens zu Rohitsch und der Gebirgsluft. Der Erfolg stimmte nicht mit ihren Wünschen überein, Pauline ward vielmehr zusehends schwächer, doch erzeugte die geringe Entfernung von Mariazell bei ihr den Wunsch, diesen Wallfahrtsort zu besuchen. Sie hatte dort dem feierlichen Gottesdienste beigewohnt; am Abende, da die Kirche leer war, wünschte sie noch, fern von allem Geräusch, am Fuße des Gnadenbildes ihr Anliegen dem Ewigen vorzutragen. Dort lag in der beinahe menschenleeren Kirche ein Pilger in glühender Andacht hingegossen, leise näherte sich Pauline, um ihn nicht zu stören, der, über der Erde erhaben, nur an den Himmel zu denken schien, und sehr deutlich vernahm sie die Worte des Betenden: Allbarmherziger, nimm von mir und meinem Geschlechte, was gut gemeinte Unvorsichtigkeit des Ahnherrn erflehte. Das ist ein Graf Emberi! sagte die innere Stimme. Sie sank neben ihm auf ihre Knie nieder; auch ihr Gebet war dem des Pilgers gleich. Erhört!

rief es laut in ihrem Innern, und zu deinem Troſte ſey dir noch die Zukunft deines Sohnes enthüllt. Ihre Thränen floſſen reichlich, dankbar hob ſie die Augen und Hände zum Himmel empor, auf ähnliche Weiſe handelte der Pilger. Beide ſtanden auf und ſchienen einander jetzt aufmerkſam zu betrachten. Sollte ich mich irren, ſagte der Pilger ſchüchtern, wenn ich in Ihrem Geſichte einen Familienzug der Grafen Emberi zu entdecken glaube. Sollte Ihnen, fragte Pauline, die ſich unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlte, etwas von einem Grafen Franz Norbert von Emberi bekannt ſeyn? Laut Familiennachrichten, antwortete der Fremde, ertrank er im Fluſſe bei Tyrnau; ein ſchwankendes Gerücht aber behauptet, daß er am Leben geblieben ſey und in Böhmen gewohnt habe. Er war mein Großvater, rief Pauline. Und ich, antwortete der Pilger mit ſichtbarer Freude, bin ſeines Bruders Enkel. Er begleitete ſie nun auf ihre Bitte in den Gaſthof. Sie machte ihn mit der Geſchichte ihres Großvaters, er ſie mit der

einigen bekannt. Es war jener Emberi, der aus Domaza's Schlingen errettet, an der Seite seiner Josephe, als Vater einer zahlreichen Familie, im Besitz eines angesehenen Vermögens, ein Glück genoß, das ihn zum Gegenstande des Neides erhob. O! rief er bei seiner Erzählung aus, ich selbst fand oft den Stoff zum Dankgebete, jeder Blick in die Zukunft war heiter, aber immer schwebte doch eine düstere Wolke in der Ferne, bis es sich immer mehr verdeutlichte und ganz klar vor meiner Seele stand: ein schrecklicher Mord wird dich unaussprechlich elend machen. Oft betete ich, daß Gott diese Angst, diese drohende Zukunft entfernen möchte, bot Alles, was in meinen Kräften stand, auf, jede Veranlassung zu verhüten; lebte, um nicht zu irgend einem Zweikampfe gereizt zu werden, beinahe als Einsiedler auf meinem Landsitze, wo ich mich im Kreise der Meinen unaussprechlich glücklich fühlte, und meine jüngste Tochter Josephe, das Ebenbild der Mutter, meinem Herzen unaus-

sprechlich theuer, mir die höchsten Vaterfre
den schenkte.

Der Jagd, meinem Lieblingsvergnüge
hatte ich entsagt, ob ich gleich für den erst
Schützen galt; doch zuweilen trieb mich no
die Neigung, meine alte Geschicklichkeit
üben, daß ich, nachdem ich die höchste Vorsi
angewandt hatte, zuweilen nach dem Zi
schoß, und so erhielt ich mir eine seltene Kun
fertigkeit.

Da brach auf's Neue der Krieg mit Fra
reich aus. Daß Napoleon's Krieger jemals U
garn betreten würden, dachte wohl Niema
und um so ruhiger blieb ich auf meinem Wo
sitze, da mir mein Vorgefühl sagte, daß kein
meiner vier kämpfenden Söhne ein Unglück
stoßen würde. Aber immer näher wälzte
die Gefahr; meine Familie sandte ich n
Preßburg, ich selbst blieb auf meinen Gü
zurück. Sey unbesorgt, sagte ich beim
schiede zu meiner weinenden Gattin,
droht mir kein Unglück. In der That li

meine Güter nur wenig, doch als durch den Waffenstillstand den Franzosen Preßburg eingeräumt wurde, ergriff mich die schrecklichste Angst. Ich eilte dahin, mein Wunsch, mit meiner Familie nach dem Innern des Landes abzureisen, wurde nicht erfüllt, wohl aber bot man mir Pässe nach Wien an, wo die größte Ruhe herrschte und ich bis zum Abschluß des Friedens sicher bleiben könnte. Meine Abreise schien mir aber um so nothwendiger, da der Oberst Volaumiar, ein junger Wüstling, der sich durch seine Verbindungen emporgehoben hatte, sich meiner Familie aufdrängte und ein Betragen gegen meine Tochter annahm, das, so engelrein auch Josephens Seele, so unbescholten ihr Ruf und so unbedeutend folglich die Gefahr war, die Eltern nothwendig empören mußte. Wir eilten daher abzureisen, und als wir das Thor verlassen hatten, zeigte mir meine Frau mein Lieblingsgewehr, eine Kugelbüchse, die ich von meinem Vater geerbt, ihr nach Preßburg mitgegeben und sie nun

wieder in den Wagen genommen hatte. S
dem wir darüber sprachen, sprengte ein Rei
vorüber, und guckte mit einer Frechheit in
Wagen, die mich entrüstete. Das ist Dol
miar! rief meine Tochter. Sollte der Elen
fügte meine Frau hinzu, über irgend ein
schändlichen Anschlage gegen uns brüten?
soll uns nicht ungerüstet finden, antwortete
und lud schnell meine Büchse. Als ich von
Kunststraße nach meinen Gütern abie
machte mich mein Bedienter darauf aufm
sam, daß einige Reiter dem Wagen von fe
zu folgen schienen. Meine Angst stieg mit
der Minute, plötzlich sprengten zwei di
Reiter vor, griffen in die Zügel meiner Pfe
und geboten dem Kutscher mit vorgehalte
Pistolen still zu halten. Ein Dritter riß
Schlag des Wagens auf, aber indem ich
einen Faustschlag ins Gesicht gab und n
meiner Büchse griff, riß ein Verlarvter
der andern Seite den Wagen auf und erg
meine Tochter; ihr Schrei nach Hülfe

mein Sprung aus dem Wagen mit der Büchse erfolgten in dem nämlichen Augenblicke; der Räuber gab seinem Pferde die Sporen, noch war er mir schußgerecht, ich beschloß sein Pferd zu tödten und rief meinen Leuten zu, das Äußerste zu wagen. Der Schuß fiel, das Pferd sank, aber es war, ehe die Kugel es erreichen konnte, in dem Augenblick, als ich abdrückte, über eine Baumwurzel gefallen, und daher die Kugel durch den Arm des Räubers, womit er Josephen umfaßt hielt, in ihre Brust gedrungen. Er ließ sie fallen, indeß das Pferd aufsprang; die Meinen hatten sich, so gut es in der Eile möglich war, mit Knütteln und Steinen bewaffnet, die feigen Räuber flohen. Verzweifelnd warf ich mich neben meiner sterbenden Tochter nieder. Sie drückte meine Hand an ihre Lippen. Vater, du retetest mich aus dem Arme des Böſewichts, unschuldig und reines Herzens — sie konnte nicht mehr sprechen. Mein Schicksal war schrecklich; der Vorwurf, daß ich die Ahnung nicht

geachtet, übereilt gehandelt hätte, stürzte mich in Verzweiflung. Gott wollte nicht, daß ich im Wahnsinn dahin scheiden sollte; nach einigen Monaten kam ich, da meine treue Gattin jede menschliche Hülfe aufgeboten hatte, wieder zur Besinnung.

An heiliger Stätte wirst du Ruhe finden; diese Hoffnung tröstete mich. So wallfahrtete ich nach Rom und Loretto, kehrte von da zurück und rief im höchsten Gefühl meines Schmerzes zu Gott um Erbarmen, um Befreiung von diesem Ahnungsvermögen, wodurch ein so schreckliches Leid mir und den Meinen zu Theil ward, und hoffe Erhörung gefunden zu haben."

Der gute Emberi hatte sich nicht getäuscht. Er stiftete für seine Josephe eine ewige Messe, errichtete ihr ein herrliches Denkmal und fand Trost an heiliger Stätte, sich des Gedankens zu erfreuen: bald vor dem Throne des Ewigen aus ihrem Munde seine Verzeihung zu hören. Vor wenig Monaten

erhielt er an ihrer Seite auch den Ort seiner letzten Ruhe.

Ungleich früher entschlief Pauline, ihre Lebenskraft schwand allmählig dahin, ihr Ende war so sanft, wie beinahe jede Handlung ihres Lebens. Trost war ihr auf dem Sterbebette die Überzeugung, daß ihr einziger Sohn allen seinen Verirrungen entsagt hatte und, wie man allgemein behauptete, das Ahnungsvermögen der Familie Emberi erloschen war. Aus einem Briefe an ihren Sohn, wovon man den Entwurf in ihrem Schreibpulte fand, sind folgende Worte entlehnt:

Daß dies Ahnungsvermögen mich in den letzten Jahren meines Lebens verließ, dafür fließt noch jetzt, bei dem Vorgefühl des nahen Todes, die Thräne des Danks. O mein Isidor! der einzige Genuß, den mir das Geschenk der Vorsehung gewährte, war die Überzeugung, daß Leiden mancher Art dich zur Tugend führen und dereinst zur Stütze deines Vaters machen würden. Kein Ahnungsvermögen wird

deine Schritte leiten, aber die unerschütterliche Gewißheit, daß die ewige Weisheit unsere Schicksale, wenn auch nicht hienieden zu unserer Freude und unserem Glück, doch zu höherem Zwecke aus Vaterhuld bestimmte; daß Reue zur Tugend, diese hier und dort zum höchsten Glücke führt, bleibt deine sichere Führerin durch's Leben, tröstet am Grabe und durch sie werden wir einst, frei von jeder Erdennoth, auf ewig vereint.

Der Kassendefect.

Gottlob! sagte der Rittmeister von Bronken innigst gerührt, als er in das sehr anständige Posthaus trat; jetzt, liebe Adelheid, haben wir unsern Ruhepunkt erreicht! Von dem Postsecretär Walling wurde er achtungsvoll empfangen, und ein Zug von Schwermuth, den der Rittmeister sogleich bemerkte, machte auf den gutmüthigen Alten und seine Familie einen lebhaften Eindruck; da es ihnen Allen nicht unbekannt war, daß Walling, der schon einige Jahre mit Beifall in seinem Fache gearbeitet hatte, wahrscheinlich, wenn ihm nicht Bronken durch seine mehr gegründeten Ansprüche zuvor gekommen wäre, die erledigte Postmeisterstelle erhalten haben würde. Der Wunsch, ihm was möglich war zu vergüten, lag schon in der Seele des gutmüthigen Ritt-

meisters, den jetzt Walling in das sehr artig meublirte Wohnzimmer führte, und er dankte ihm daher um so freundlicher für die Gefälligkeit, womit er seine Bitte: ihm einige der unentbehrlichsten Meubeln zu besorgen, erfüllt habe. Dieser versicherte, auch nicht den geringsten Dank zu verdienen; denn schon vor einigen Wochen wäre der Herr Hauptmann von Steinbeck hierher gekommen, hätte die Zimmer in Stand setzen lassen und die Meubeln hierher gesandt. Dein guter Bruder! sagte Bronken zu seiner Gemahlin, und in dem Augenblick trat Steinbeck auch in's Zimmer. Herzlich war die Bewillkommung, und besonders betrachtete Steinbeck seine Nichte Ida mit innigem Wohlgefallen. Sein einziger Sohn, Offizier bei einem Husarenregimente, ein allgemein anerkannt rechtschaffener junger Mann, an dem, außer seiner leidenschaftlichen Heftigkeit, Niemand etwas zu tadeln wußte, hegte für Ida die zärtlichste Neigung, die nicht unerwiedert blieb, und die Eltern freueten sich, ihre innige Freundschaft

noch durch das Band ihrer Kinder befeſtigt zu ſehen.

Bronken hatte manchen harten Kampf mit dem Schickſale beſtanden. Seine Gemahlin gab ihm aus inniger Zuneigung ihre Hand. Seine damals ſchnell gehoffte Beförderung unterblieb, weil bei dem Regimente kein Abgang war. Der Wunſch, hinter einigen ſeiner reichen Kameraden nicht zurückzuſtehen, die häufige Gelegenheit zu Ausgaben, vielleicht auch einiger jugendlicher Leichtſinn, ſelbſt die Aufforderungen ſeiner Gemahlin, beſtimmten ihn, ihr Vermögen anzugreifen; durch ſpätere Unglücksfälle ſchwand es beinahe völlig dahin. Schwer verwundet blieb er auf dem Schlachtfelde, wurde als Gefangener nach Frankreich gebracht; ſeine Gemahlin nahm den Reſt ihres Vermögens auf und folgte ihm mit ſeiner Tochter. Die Hoffnung, mit Hülfe der Bäder den gelähmten Fuß herzuſtellen, machte, daß auch dieſe, aber leider fruchtlos, beſucht wurden. Länger im Dienſt zu bleiben war unmöglich; ſo lange als die ge-

hoffte Versorgung unterblieb, ward mit jedem Tage die Aussicht trüber. Adelheid, die gute, sanfte, redliche Gattin, wollte den Kummer ihres Mannes nicht erhöhen, jede Sache von Werth wurde in der Stille verkauft; die letzte Schnur echter Perlen, ein Geschenk, welches sie von ihm als Bräutigam empfangen hatte, und ein Ring, das letzte Andenken von einer geliebten Mutter, wurden, da er endlich eine einträgliche Postmeisterstelle erhielt und wegen der Reisekosten in einiger Verlegenheit war, nebst Allem, was sie noch von Werth besaß, zu diesem Zwecke verkauft. Daß er kein Vermögen hatte, war an dem Orte seines Aufenthalts, selbst durch seine Bitte an den Postsecretär, ihm nur das Unentbehrlichste so wohlfeil als möglich vor seiner Ankunft zu besorgen, nicht ganz unbekannt geblieben, und [illegible]r redliche Eifer, womit Steinbeck Alles besorgt hatte, befreite ihn jetzt aus drückender Verlegenheit. Dieser hatte auch, da er den Tag seiner Ankunft wußte, ein Mittagsmahl besorgt, wozu, weil er die Reisenden ermüdet

glaubte, außer Walling Niemand eingeladen war. Die Alten sprachen von ihrer Vergangenheit; schweigend saß Walling an Ida's Seite. Schon beim ersten Anblick hatte sie auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht, jetzt war sie mit zuvorkommender Gefälligkeit ihn zu unterhalten bemüht, und verrieth, so gleichgültige Gegenstände auch das Gespräch betraf, eine nicht gewöhnliche Bildung. In der Seele des jungen Mannes, dem ihre Verhältnisse bekannt waren, erwachten geheime Wünsche und bald schilderte ihm seine Einbildungskraft sein künftiges Glück. Daß der alte Soldat schwerlich an den Geschäften des Postwesens Unterhaltung finden, ihnen vielleicht nicht gewachsen seyn, sie nur mit Widerwillen betreiben würde, davon hielt er sich beinahe überzeugt, glaubte sich bald durch Treue und redlichen Eifer seine Gewogenheit zu erwerben, und da er ein kleines Vermögen besaß, vielleicht die Hand des armen Fräuleins, und mit ihr zugleich die Aussicht auf die Nachfolge in der Postmeisterstelle, nach dem Tode seines

künftigen Schwiegervaters, zu erhalten. Bald war er auch durch sein Benehmen, durch die Herzensgüte, die er überall verrieth, der ganzen Familie lieb und werth, und würde vielleicht, hätten nicht schon die Verhältnisse zwischen Herrmann und Ida Statt gefunden, seinen Wunsch erreicht haben.

Bei jeder Veranlassung äußerte ihm Bronken sein Wohlwollen, und machte hierdurch um so mehr den Neid des Postschreibers Nalan rege, der, unzufrieden mit seiner Lage, ohne aus irgend einem Grunde die Verbesserung derselben zu verdienen, seine Geschäfte mit Widerwillen, daher auch nachlässig betrieb. Dennoch wurde er von Bronken mit Güte und Nachsicht behandelt, denn dieser fühlte sich zufrieden und glücklich.

Die nahe Heirath seiner Tochter verscheuchte seine letzte Sorge, und sein einträgliches Amt, dessen Geschäfte er bei seiner früheren wissenschaftlichen Bildung bald übersah und ohne Anstrengung zu verwalten erlernte, schaffte ihm die Aussicht in ein glückliches, sor-

genfreies Alter. Für seine letzten Tage, für seine Familie etwas bei Seite zu legen, hierzu wagte Adelheid ein Paar Mal, doch nur von fern, den Rath; allein Bronken, nicht gewöhnt, sich einzuschränken, Freund des Genusses und der Geselligkeit, war weit von der Befolgung desselben entfernt, und die gute, sanfte Adelheid, die ihre Tochter in Kurzem an der Hand eines braven, edeln Gatten versorgt zu sehen überzeugt war, glaubte um so weniger dringend seyn und ihrem Manne die ihm noch übrigen frohen Augenblicke verkümmern zu dürfen, da ihm der Genuß seiner gewohnten Vergnügungen den Schmerz vergessen ließ, den so manche trübe Erinnerungen, und auch noch zuweilen seine Wunden, erzeugten.

Steinbeck hoffte, da sein Sohn der älteste Premierlieutenant war, diesen bald befördert zu sehen, bis dahin wurde die Heirath ausgesetzt; jetzt erfolgte ein Abgang. Der Vater, dem Herrmann davon Nachricht gab, und die Familie Bronken freuten sich, ihre Hoffnungen erfüllt zu sehen; aber wie ein

Donnerschlag schmetterte sie jetzt ein Brief Herrmanns nieder, worin dieser mit leidenschaftlicher Heftigkeit, beinahe mit dem Ton eines Verzweifelten, ihnen die Nachricht von einem Einschub gab. Hm! sagte Bronken, der seine eignen Gefühle unter einem Lächeln zu verbergen suchte, mein künftiger Schwiegersohn erhält mein Schicksal zur Mitgift. Ida saß schweigend, in sich gekehrt, und suchte um so eifriger bei ihrer kleinen Arbeit ihre Gefühle, Adelheid ihre Thränen zu verbergen. Mit großen Schritten ging Steinbeck im Zimmer auf und ab; ich stecke, sagte er, freilich in Schulden, aber meine Güter sind groß, mein Vermögen war es vor dem Kriege; gute, pünktliche Bewirthschaftung, wozu ich alter Mann nicht mehr einzig hinreichend bin, selbst eine gute weibliche Wirthin, die mir seit dem Tode meines braven Weibes fehlt, müssen das Einkommen erhöhen. Herrmann hat einmal kein Glück; habt Ihr daher nichts dagegen, so nimmt er seinen Abschied, vermählt sich mit meiner lieben Ida, und giebt mir jährl

lich eine mäßige Summe von dem Einkommen der Güter, die ich ihm abtrete. Alle waren es zufrieden. An dem nämlichen Tage gingen die Briefe ab, wodurch Herrmann seinen Abschied zu nehmen bestimmt wurde, und da Steinbeck die Vortheile und Verbesserungen, welche noch auf seinen Gütern zu bewirken wären, aufzählte, fingen bereits Alle an, den heutigen Entschluß als ein Glück zu betrachten und sich den angenehmsten Hoffnungen zu überlassen.

Herrmann freute sich, daß die Absicht seines Vaters mit einem Plane, den er ihm selbst nicht gleich vorzuschlagen gewagt hatte, übereinstimmte, berichtete, zum Abschiede vorgeschlagen zu seyn, und die Anstalten zu seinem frohen Empfange wurden bereits getroffen. Da erkrankte Steinbeck. Daß die Krankheit langwierig seyn würde, darin stimmten die Ärzte überein, daß sie aber tödtlich seyn könnte, darüber erlaubten sie sich nur Winke. So fand ihn Herrmann, da er nach Ankunft seines Abschiedes erschien. Die Vermählung wurde, so

länge der Vater ſich noch zu erholen hoffte,
ausgeſetzt; bald aber überzeugte er ſich ſelbſt
vom Gegentheil, und einſt, da Alle um ſein
Lager ſaßen und jeder Beweis des kindlichen
Wohlwollens, den er von Ida erhielt, ihm ſo
wohl that, ſeine Schmerzen zu vermindern
ſchien, da machte er den Vorſchlag, daß ſie
auf eine rauſchende Hochzeitfeier Verzicht lei
ſten und ihm noch vor ſeinem Tode die Freud
gewähren möchte, ſie als Tochter zu ſegnen
Die Verlobten waren mit der nahen Erfüllung
ihrer Wünſche zufrieden, die Eltern hatte
nichts dagegen, das kirchliche Aufgebot e
folgte. Aber ſchnell verſchlimmerte ſich der Zu
ſtand des Kranken. Jederzeit ein Freund vo
Gepränge, verordnete er ein feierliches Leiche
begängniß; zwei Tage darauf war er nic
mehr. Die Befolgung der Wünſche ſein
Vaters lag dem Sohne am Herzen, alles v
räthige Geld wurde dazu verwandt und da die
nicht hinreichte, einiges Silber verkauft. Oh
Bedenken trat Herrmann die Erbſchaft a
denn nach der landſchaftlichen Taxe überſti

der Werth der Güter beträchtlich die darauf eingetragenen Schulden; allein der erforderliche Vorschuß zur Bewirthschaftung der Güter fehlte. Was der Krieg noch von Silber und Juwelen übrig gelassen hatte, wurde verkauft; einer schlechten Ernte ungeachtet, sanken die Getreidepreise bei dem Stocken des Handels. Dies fühlte Herrmann, der, um nicht gegen die angenommene Sitte zu verstoßen, seine Vermählung bei dem Tode seines Vaters auf einige Wochen ausgesetzt hatte, und jetzt in der Einsamkeit oft nicht ohne Beklemmung an seine Zukunft dachte, indessen doch immer noch in dem Wahne stand, ein reicher, wenigstens wohlhabender Mann zu seyn, von dem gesunkenen Werthe des Grundeigenthums, so wie von dem Mangel des Credits keinen Begriff hatte, und daher, voll Hoffnung, Alles wieder gehörig in Ordnung zu bringen, die höchsten Kräfte zu seiner Aufrechthaltung anwandte.

Schon war sein Vater einen Termin der landschaftlichen Zinsen rückständig. Ihn, den

verzüglichen Landwirth, hatte man mit Nachsicht behandelt; nicht so den Sohn. Die Landschaft drohte mit Sequestration, mit Einleitung des Verkaufs, besonders da auch der zweite Termin fällig wurde. Herrmann bot das Äußerste auf, er zahlte ab, was er konnte, aber es war nicht hinreichend; er eilte in die Hauptstadt, um eine Anleihe zu suchen. Man empfahl ihm hierzu Herrn Perschel, einen Mann, dem, wo es etwas zu gewinnen gab, Nichts heilig war, und der als Unterhändler zu Allem hülfreiche Hand bot. Um ihn so lange als möglich hinzuhalten, und dann im entscheidenden Augenblicke zu den drückendsten Bedingungen zu zwingen, schmeichelte er ihm mit der Leichtigkeit, die erforderlichen Summen aufzubringen, und kam dann täglich ein Paar Mal mit der Nachricht: daß es ihm bei Diesem und Jenem mißlungen wäre. Endlich rückte er mit seinem Plane heraus. Herrmann überschaute den Wucherer, wurde heftig, Perschel zuckte anfänglich mit Lächeln die Achsel und meinte, daß solche Opfer an der

Tagesordnung wären. Als ihm aber nun Herrmann seinen Wucherplan ohne Schonung verhielt, ihm die verdienten Namen gab, da ward denn auch, weil er wohl einsah, daß es hier nichts zu verdienen gab, seine Galle rege, und er versicherte, daß, wenn Männer ohne Credit, dem Bankerott nahe, auch unter drückenden Bedingungen noch Etwas erhielten, sie sich glücklich schätzen, und es dem, der sich noch für sie zu verwenden wage, dankbar erkennen müßten. Herrmann ward wütend, warf ihn die Treppe hinab, und der Wucherer ward nicht allein wegen der Beleidigung klagbar, sondern suchte ihn und seine Vermögensumstände überall auf die nachtheiligste Weise zu verschreien.“

Bei der Landschaft suchte Herrmann jetzt Aufschub zu erhalten; er wurde ihm unter der Bedingung, tausend Thaler innerhalb acht Tagen zu zahlen, bewilligt. Woher aber auch jetzt noch diese tausend Thaler nehmen? Er hatte seine Ida schon einige Tage hindurch nicht gesehen; durch ihren Anblick hoffte er

Troſt, neue Aufmunterung ſeiner Kräfte. Er wurde mit Freuden empfangen. O, ſagte Adelheid in der Stille, ich habe mich über Ihre Abweſenheit ſchon recht geängſtigt; denn ich fürchtete, Sie hätten es vergeſſen, daß Ida ſchon morgen zwanzig Jahr alt iſt. Ihr Bild füllte jetzt ſeine ganze Seele aus. Sie, in deren Beſitz er den Himmel auf Erden gehofft hatte, vielleicht unglücklich zu machen, oder, um dies nicht zu thun, ſie aufgeben zu müſſen, dieſer Gedanke erſchütterte ihn. Statt aller Antwort folgte nur ein Seufzer. Was fehlt Ihnen? fragte Adelheid mit herzlicher Theilnahme. Sie wußte zum Theil ſeine Verlegenheit, er bedurfte jetzt einer theilnehmenden Seele, um ſein Herz auszuſchütten, wo konnte er dies füglicher, als bei ihr, die er bald Mutter zu nennen hoffte? Er entdeckte ihr, daß ſein ganzes Schickſal jetzt von tauſend Thalern abhänge, und ſie, die ihren Bruder und Neffen immer für wohlhabend gehalten hatte, ſtimmte mit ihm überein, daß, wenn man nur einige Zeit gewinnen könnte, die Auftrei-

bung dieſer, ja einer ungleich größeren Sum-
me gar nicht ſchwer werden könnte, und er
blos dadurch, daß er nicht die gehörigen Wege
eingeſchlagen habe, und ſich mit dem rachſüch-
tigen Wucherer überworfen, ſeine Abſicht nicht
erreicht hätte. Beide entwarfen Pläne, Herr-
mann ſollte nach der Hauptſtadt reiſen, Adel-
heid wollte ihm an einen geſchickten Rechts-
gelehrten, der früher ihr Vermögen verwaltet
hatte, eine Empfehlung geben. Beide zwei-
felten keinen Augenblick, alsdann das Geld
aufzutreiben; aber ſchon waren fünf Tage ver-
ſtrichen, und wenn nicht in den drei, die noch
übrig waren, die Zahlung der tauſend Thaler
erfolgte, ſo blieb die Sequeſtration unvermeid-
lich. Sie ſtrengten ſich nun an, Rettungs-
mittel aufzufinden; da trat Bronken in's Zim-
mer. Er hatte zum Geburtstage ſeiner Tochter
und der bevorſtehenden Hochzeitfeier einen klei-
nen Vorrath Champagner beſorgt, und mit ei-
ner dieſer Flaſchen wollte er ſich und ſeinem
Herrmann am Vorabende des Geburtsfeſtes
gütlich thun. Erfreut durch den Gedanken

an das nahe Glück ſeines Kindes trat er mit der Flaſche und zwei Gläſern in's Zimmer. Was ſteht Ihr da? rief er, geſchwinde, liebe Adelheid, noch ein drittes Glas! Sie wollte ſprechen, allein mit froher Heftigkeit trieb er ſie nach dem dritten Glaſe; er goß ein, auf Ida's Wohl, das Glück der künftigen Ehe! Auch Adelheid mußte Beſcheid thun, die Flaſche wurde ſchnell geleert, noch eine zweite herbeigeholt, der Alte fühlte ſich verjüngt. Was ſteht Ihr denn, fragte er, ſo einſylbig, ſo niedergeſchlagen, als ob Ihr etwas zu bereuen hättet? heute an dem Tage, an dem mir nichts als unſer künftiges Glück vor Augen ſchwebt! Adelheid fiel ihm weinend um den Hals, ſie entdeckte ihm Herrmanns Verlegenheit und ihre Pläne und Hoffnungen.

Bronken ſtutzte. Ich habe, ſagte er, meinem Könige Treue geſchworen, die Kaſſe iſt heilig, aber es iſt ja nur um wenige Tage Aufſchub zu erhalten, nichts kann dabei verloren gehen, und bald wird Alles wieder erſetzt ſeyn. Schreibe, daß du die tauſend Thaler

ſchickſt, in einer Stunde geht die Poſt ab, augenblicklich bringe ich das Geld; übermorgen reiſeſt du mit Adelheids Empfehlung nach der Reſidenz und ſchickſt mir, wenn du nicht ſelbſt kommen kannſt, mit erſter Poſt die tauſend Thaler zurück. Alles wurde ausgeführt, der folgende Tag unbeſorgt mit Freuden begangen, und Tages darauf erfolgte Herrmanns Abreiſe. Ich habe doch nicht Recht gethan, ſagte Bronken, als er allein war; er entdeckte dieſe Stimmung ſeiner Adelheid. Es iſt ja, ſagte ſie, um das Glück deiner Kinder zu befördern, der König verliert keinen Heller, in ein Paar Tagen iſt Alles erſetzt. Doch konnte Bronken, der durch ſein ganzes Leben nach den ſtrengſten Geſetzen der Ehre und Pflicht gehandelt hatte, ſich nicht völlig beruhigen. Gottlob! ſagte er, als Adelheid es während der Nacht bemerkte, daß er ſchlaflos war, morgen kommt die Poſt an, und wenn ich die tauſend Thaler, die mir Herrmann ſendet, erſt wieder in die Kaſſe gelegt habe, ſo nehme ich ſie auch wahrlich nie wieder zum zweiten Male heraus. Die Poſt

kam, aber kein Geld, sondern ein Brief von Herrmann. Der Rechtsgelehrte, an den ihn Adelheid empfahl, hatte Perscheis Klage gegen Herrmann angenommen, und diesen, der ihm im gehässigsten Lichte geschildert war, mit Kälte von sich gewiesen. Herrmann hatte überall Hülfe, selbst unter den drückendsten Bedingungen, gesucht, sich Wucherern hingeben wollen, aber vergeblich; denn sein Credit war überall untergraben. Nun? sagte Brocken, indem er Adelheid starr ansah, diese war einer Ohnmacht nahe. Gott wird sich erbarmen, rief sie mit zitternder Stimme, Brocken schwieg. Am folgenden Tage bot er seinen Credit auf, aber man wußte, daß er arm war, und er vermochte nur eine unbedeutende Summe aufzutreiben; er legte diese in die Kasse und schrieb nun an Herrmann gerade nicht in gemäßigten Ausdrücken, schilderte ihm mit aller Angst, die ihm sein Herz eingab, das Gräßliche seiner Lage, und forderte ihn auf, die Zurückerstattung des Geldes keinen Posttag mehr anstehen zu lassen. Adelheid

krankte, ſie betrachtete ſich als die Urheberin
er Leiden ihres Mannes, der mit der Unruhe
eines Verdammten umherging.

Seine Hoffnung auf Ida hatte Walling
nicht ohne Schmerz aufgegeben, aber bei ſei-
ner hohen Liebe, frei von Selbſtſucht, wünſchte
er ihr Glück; ſie war freilich mit den Verhält-
niſſen ihres Vaters unbekannt; allein der
Schmerz ihrer Eltern entging ihr nicht, ſie
wagte nicht nach der Urſache zu forſchen; daß
man ſie ihr verheimlichte, erhöhte ihr Leid.
Walling bemerkte ihren Kummer, wovon ſie
die Schuld auf die Krankheit ihrer Mutter
hob. Dieſe hatte das Bett verlaſſen, um
ihren Gemahl wo möglich zu beruhigen, deſſen
verſtörtes Betragen den redlichen Walling mit
Angſt erfüllte. So eben ließ er ihm ſagen:
daß, ſobald die Poſt Briefe brächte, er ihm
ſolche augenblicklich ſenden möchte. Gütiger
Gott! ſagte Walling halblaut, was für ein
Leid muß dieſe guten Menſchen betroffen haben.
Malans, der ihm gegenüber ſaß, lächelte tückiſch.
Wollten Sie etwas wiſſen? fragte Walling.

Vielleicht, antwortete er, wenn ich gleich nicht der Vertraute, sondern nur der über die Schulter betrachtete Postschreiber bin. So reden Sie! Es ist bedenklich, vielleicht ergibt es sich aber bei der nächsten Kassenrevision. Walling erschrak, doch verbarg er seine Empfindung. Lästern Sie nicht, rief er. Nun ich will auch nichts gesagt haben, erwiederte Rolans, aber daß Herr von Steinbeck kein Geld in's Posthaus brachte, und dennoch tausend Thaler daraus versandte; doch ich mag auch vielleicht nicht bemerkt haben, wie das Geld hierher gebracht ist. Walling saß wie vom Blitze gerührt, denn der Verdacht schien nicht ohne Grund. Da kam die Post und Ida flog mit der Frage hinein: sind Briefe da an den Vater? Er öffnete das Packet; ein Brief, er erkannte Steinbeck's Hand, Ida eilte damit zum Vater. Ein zweiter Brief war an ihn, ein Freund schrieb:

„Wegen einer Denuntiation wird morgen höchst wahrscheinlich eine Revision Ihrer Kasse erfolgen, ich zweifle keinen Augenblick, daß

ſie richtig iſt, gebe Ihnen aber doch aus Freundſchaft dieſen Wink."

Walling, mit dem Briefe in der Hand, eilte in Bronkens Wohnzimmer, Adelheid ſaß auf einem Lehnſtuhl. Um Gotteswillen! was iſt Ihnen? fragte ſie bei Wallings Eintritt. Die Ehrfurcht, die Hochachtung, ſtammelte er zitternd, ein Böſewicht, Malans, wie ich fürchte, — ich habe zweitauſend Thaler in Pfandbriefen liegen, ich beſchwöre Sie: bitten Sie den Herrn Gemahl, davon Gebrauch zu machen, meine Verſchwiegenheit iſt unverbrüchlich. Da ſtürzte Ida in's Zimmer; barmherziger Gott! rief ſie, was iſt dem Vater? Er ſchlug, da er Herrmanns Brief las, mit geballter Fauſt gegen ſeine Stirne, ich fiel ihm um den Hals, bat ihn mit Thränen, ſich zu mäßigen, er ſtieß mich fort und trieb mich aus dem Zimmer. O, ſagte Adelheid, indem ſie Wallings Hand ergriff, kommen Sie als ein guter Engel, ihm den Frieden der Seele wieder zu geben. Sie that einige Schritte, da folgte ein Piſtolenſchuß, Adelheid ſank ohn-

mächtig nieder, Walling sprengte die Thür des benachbarten Zimmers. Brenken lag mit zerschmettertem Schädel auf dem Boden, neben ihm ein Brief Herrmanns.

„Ihre Vorwürfe," schrieb dieser, „sind gerecht, und dennoch bin ich mir keines Vergehens bewußt, als daß ich mich selbst täuschte. Alles bot ich auf, selbst mein Gut wollte ich verkaufen, wenn ich darauf tausend Thaler mehr, als ich schuldig bin, augenblicklich erhalten könnte; denn ich erfuhr, daß einer der ersten Postofficianten morgen zu Ihnen kommt und eine Denuntiation soll dazu die Veranlassung seyn. Schande und Verderben über Sie und die Ihrigen und über mich gebracht zu haben; o ich kann das nicht überleben! Verzeihung! ich bestrafe mich selbst. Betet, Ihr Guten, wenn Ihr diesen Brief lest, für mich, den Unglücklichen, den Ihr einst Eurer Liebe werth hieltet, und verachtet mich nicht!"

Adelheid erholte sich. Sorgen Sie, flüsterte ihr Walling leise zu, sorgen Sie für den Entseelten, seine Ehre erhalte ich. Sie drückte

m ſchweigend die Hand. Er verkaufte ſeine
Handbriefe und füllte die Kaſſe. Der Revi-
r fand ſie vollſtändig; Herrmanns unglück-
her Tod, deſſen Brief vernichtet war, galt
r die Urſache von Bronkens Verzweiflung.
Falling ſorgte für die Beerdigung im Stillen.
ie können, ſagte er zu Adelheid, hier nicht
iben, wo Alles ſchreckliche Erinnerungen
ft, unter dieſen Umſtänden erlaubt der Arzt
ge Reiſe. Und wohin? fragte Adelheid,
em ſie die weiken Hände rang. Vorläufig
die Hauptſtadt zu meiner Mutter, die dort
ihren Zinſen lebt. Sie ſind die Erbin
Herrn von Steinbeck, aus deſſen Gütern
dem Verkauf doch immer noch Einiges her-
kommen muß; ernennen Sie mich zu Ih-
Bevollmächtigten, und nehmen Sie von
einen augenblicklichen Vorſchuß an. Wal-
! Sie opfern uns Alles auf und womit
nen wir es vergelten? ſie betrachtete ihn
nerkſam. Daß Sie mich als Ihren Sohn
hen. Barmherziger Gott! rief Adelheid,
noch dieſe Wunde! Ida — Gnädige

Frau! sagte Walling mit der Würde des Selbstgefühls, nur Grausamkeit mit der höchsten Selbstsucht verbunden, könnte auf ein Herz, das von solchen Leiden zerrissen wurde, noch einigen Anspruch wagen; mir genügt es, bei Ihnen und Fräulein Ida den Glauben an die Menschheit aufrecht zu erhalten. Edler Mann! rief Adelheid mit einem Thränenstrom, verzeihen Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick verkannte. Sie reisten ab und wurden von Wallings Mutter, die ihrem Sohne gleich war, freundlich empfangen. Nach zwei Monaten starb Adelheid in ihren Armen.

Walling erhielt jetzt die erledigte Postmeisterstelle, und tief gebückt stattete ihm Nalans seinen Glückwunsch ab. Wir sind nicht für einander, sagte Walling. Er entließ ihn, und der Argwohn, daß die Denunciation von ihm herrühre, erzeugte gegen ihn einen allgemeinen Abscheu; er fand kein Unterkommen und verlor sich unbemerkt. Herrmanns Güter wurden verkauft, durch

Wallings redlichen Eifer ſo vortheilhaft, daß
da noch ein kleines Capital erhielt. Sie
nd Walling blieben unvermählt, beide fühl-
n, daß man nur einmal lieben, aber auch,
ei von jeder Leidenſchaft, ſich unendlich hoch-
hter könnte, und ſeine Freundſchaft mit Ida
ährte bis an's Grab.

Stolz, Rachsucht und Liebe.

Aber sage mir doch, lieber Bahnau! sagte der Referendarius Holmsen, indem er aufstand, zwei Trinkgläser aus einem hohlen Baume, worin er sie verborgen hatte, holte, sie mit Wasser aus einer benachbarten Quelle füllte und die Limonade zu bereiten anfing, warum du deinem Schmerz unaufhörlich nachgiebst? Du weißt, auch die schönen Träume meiner Jugend sind dahin; mein Vater galt für einen reichen Kaufmann, die Zeitumstände wirkten nachtheilig auf ihn, er hinterließ mir ein unbedeutendes Vermögen. Du weißt es, ich wurde im Schooße des Glückes erzogen, muß mir Manches versagen, muß, wenn mein weiches Herz, das so gern helfen möchte, mich dazu auffordert, selbst auf die hohe Freude, Gutes zu wirken, menschliches Elend zu mil-

dern, oft gegen meinen Willen Verzicht leiſten
Nicht ſelten habe ich auch meine Anwandelung
zur Schwermuth, dann aber greiſe ich zu mei
ner Flöte und phantaſiere ſo lange, bis ich au
den Molltönen des Adagio's, wenn nicht zum
Allegro ſelbſt, wenigſtens zum Allegretto über
gehe, oder denke an mein künftiges Amt, an
die Freuden, die mir noch die Zukunft gewäh
ren kann. Da, lieber Bahnau! er reicht
ihm das Glas, laß uns das empörte Blut ein
wenig abkühlen. Ein Seufzer war Bahnau's
Antwort. Armer Freund! ſagte Holmſen, du
ſuchſt deinem Schmerze Nahrung zu ſchaffen
ich hoffte dir hier in unſerm Tempe heute we
nigſtens durch den ſchönen Sommerabend ein
kleine Erholung zu verſchaffen, komme, unſre
Abrede gemäß, dich abzuholen, und erhalte
den Beſcheid: daß ich dich auf dem Kirchhof
finden würde. O ich verarge dir es nicht, daß
dir das Andenken, ſelbſt das Grab deiner Mut
ter heilig iſt, es war eine edle, herrliche Frau
— eine Dulderin! fügte Bahnau hinzu; mein
Vater iſt nicht böſe, aber der etwas hart

Mann, wenn ihn gleich meine Mutter, die sich leider als Waise unter der Botmäßigkeit einer frömmelnden, geizigen Tante befand, um dieser zu entgehen, doch aber auch aus Zuneigung wählte, stimmte nicht mit der sanften, gefühlvollen Frau, die eine so herrliche Erziehung genossen hatte, vollkommen überein. Sie hatte wenig Wünsche und Bedürfnisse, dies war bei meinem Vater nicht ganz der Fall. In den ersten Jahre ihrer Ehe durften sie sich freilich keinen unschuldigen Lebensgenuß, keine gewohnte Bequemlichkeit versagen; allein schon meine Erziehung forderte Einschränkung, sechs jüngere Geschwister kamen noch hinzu. Die gute Mutter versagte sich Alles, und erhielt dabei ihre sanfte Freundlichkeit; aber drückend wurde für meinen Vater jede ungewöhnte Entbehrung, und doch hatte er damals noch so viel edeln Stolz, nicht allein genießen zu wollen. Wenn er von seinen Amtsgeschäften des Mittags ermüdet nach Hause kam, statt des ehemals wohlbesetzten Tisches, auf diesem, so sehr meine gute Mutter auch ihre Kochkunst

aufgeboten hatte, nur ein sehr mäßiges Mittagsmahl fand, statt des Frohsinns, womit er sie sonst bei Tische für seine Abwesenheit entschädigt hatte, — mürrisch und schweigend da saß, dann wieder an seine Arbeit ging, nicht, wie in den früheren Jahren der Ehe, ihr am Abende vorlas, mit ihr musicirte oder einen Spaziergang machte, seine Freunde besuchte oder zu sich einlud, sondern, weil er sich dies Letzte versagen mußte, einsylbig dasaß, mit einem Gesichte, worauf der Kummer gezeichnet war, eine Pfeife nach der andern rauchte, frühzeitig zu Bette ging, und doch den größten Theil der Nächte schlaflos hinbrachte, — o die jüngeren Geschwister fühlten dies nicht, denn die wußten nicht, wie es vormals gewesen war, aber mir war der Grund von jeder verheimlichten Thräne der guten Mutter, von jedem leisen Seufzer bekannt. Religion gab ihr Trost, aber dennoch welkte sie hin. Friede sey mit ihrer Asche! — Holmsen saß da mit gefalteten Händen, sein Blick ruhte auf der Erde. O, lieber Bruder! rief er aus, ich fühle,

was dich drückt, aber laß uns die Vergangenheit vergessen. Deine Mutter lebte nur für ihre Kinder, wallfahrte nicht zu ihrem Grabe, um dort einer zwecklosen Schwermuth nachzuhängen; du hast dir Kenntnisse erworben, suche bald die Rechte eines ausübenden Arztes zu erlangen, strebe darnach, die Stütze deiner jüngern Geschwister zu seyn, und du hast alsdann im Geiste der Verewigten gehandelt, die sehnlichsten Wünsche für das Glück der Ihren erfüllt.

O Holmsen! du reißest die blutende Wunde weiter auf; es mag seyn, ich will dir Alles entdecken.

So lange unsre Mutter lebte, vermochte sie noch unser Hauswesen zu bestreiten, jetzt fehlt es überall, und ohne einige Stunden, die ich täglich Unterricht ertheile, würde meine Schwester mit dem Wenigen, das mein Vater ausgesetzt hat, täglich den bittersten Vorwürfen, vielleicht Übereilungen und Mißhandlungen preis gegeben seyn. Dem Vater sage ich zwar, daß ich unterrichte, um mir etwas zu

ſammeln, um die Koſten meiner Promotion
und des Kurſirens zu beſtreiten. So ſind drei
Jahre verſtrichen, er dringt jetzt darauf, mich
zu der Prüfung als Doctor zu melden. Auch
du, Freund, haſt mir darüber ſchon ſo Man-
ches geäußert, und ſo will ich dir endlich ent-
decken, was ich bisher in meinem Buſen ver-
ſchloß. Ich habe Nichts geſammelt, ſondern
meiner guten älteſten Schweſter, dem Eben-
bilde meiner verewigten Mutter, gab ich, in-
dem ich auch ſie täuſchte, und nur meinen Er-
werb zu theilen, vorſchützte, Alles zur Beſtrei-
tung des Hausweſens, zur Erziehung der jün-
gern Geſchwiſtern hin. Täglich wird mein
Vater dringender, und ich zittere vor der Ent-
deckung. Sey getroſt! ſagte Holmſen, indem
er ihn in ſeine Arme ſchloß, es giebt einen
Gott, der das Gute belohnt; in wenig Mo-
naten hoffe ich angeſtellt zu ſeyn, bis dahin
verzögere die Sache, ich habe mein letztes Ka-
pital zur Beſtreitung der Reiſekoſten und des
dritten Examens aufgekündigt, es iſt auf den
October fällig, und es bleibt ſoviel davon

übrig, daß ich dir den erforderlichen Vorschuß machen kann.

Es entstand ein edler Wettstreit unter Beiden, und Bahnau willigte endlich in das Anerbieten seines Freundes. Beide junge Männer, innige Freunde der schönen Natur, hatten die herrlichsten Stellen in der Umgebung ihres Aufenthaltes ausgespäht; ihr Lieblingsort war für sie ein kleiner Laubwald, durch welchen sich ein Bach schlängelte, dessen sanftes Rauschen sie durch hineingetragene Steine erhöht hatten; im Frühlinge und Herbst schwoll er beträchtlich an, im Sommer aber bildete das trockene Flußbett ein kleines Thal, dem die beiden Freunde den Namen ihres Tempe beigelegt hatten, und wo sie unter dem Schatten der darüber hängenden Bäume die mehrsten Sommerabende, bei freundlichen Gesprächen, dem Lesen eines Lieblingsschriftstellers, oder auch mit ihren Flöten, die sie Beide meisterhaft bliesen, ohne weitere Gesellschaft hinbrachten.

Holmsen griff jetzt wieder zur Flöte
Laß uns, sagte er, um uns ganz zu erheitern
mein Recept versuchen, und uns aus einer wei
chen Tonart in eine heitere, fröhliche hinüber
stimmen. Ihre Töne waren Ausdruck der innig
sten Empfindung, kamen vom Herzen und sprachen
zum Herzen. Sie hielten ein, und ihre Blicke
ruhten freundlich auf einander; aber in dem
Augenblicke fuhren sie auch auf, denn es tönte
aus dem Gesträuch ein leises Beifallklätschen,
wie von weiblichen Händen. Wird uns, sagte
Bahnau, auch schon diese Stelle von Lauschern
verleidet? Deute doch nicht gleich so nachthei
lig, was vielleicht ein bloßer Zufall herbei
führt; eine Gesellschaft aus dem benachbarten
Waldhäuschen hat sich wahrscheinlich beim
Spaziergange hierher verirrt, und wenn nun
irgend ein fühlendes Herz unwillkürlich zu dies
sem Zeichen des Beifalls hingerissen wurde,
sollten wir es gleich übel deuten? Laß uns lie
ber, indem er die Gläser wieder in den hohlen
Baum verbarg, den Lauschern auf dem Fuß
steige bis an das Waldhäuschen zuvorkommen,

und meiner unschuldigen Neugier, sie näher kennen zu lernen, hierdurch genügen. Sie schroben ihre Flöten auseinander und Bahnau folgte seinem Freunde. Sie stießen beim Ausgange des Waldes auf eine ältliche Frau, wahrscheinlich die Mutter der beiden reizenden Mädchen, die bei ihrem Gruße einige Verlegenheit äußerte. Hast du, fragte Bahnau, als sie sich so weit entfernt hatten, daß ihr Gespräch nicht mehr gehört werden konnte, wohl ein reizenderes Geschöpf gesehn, als die im weißen Kleide. Beide sind, so weit ich dies nach einem flüchtigen Blicke zu entscheiden wage, nicht alltägliche Schönheiten. Wer sie doch seyn mögen? Ihr Weg geht wie der unsrige nach dem Waldhäuschen, vielleicht lernen wir sie dort näher kennen. Von der Wirthin erfuhren sie sogleich, daß der köstliche Wagen mit den zwei Apfelschimmeln, welcher dort hielt, dem Commerzienrath Dunbar gehöre, der vor wenig Tagen Tannenfeld, ein benachbartes großes Landgut, gekauft, und dessen Familie heute zum ersten Male diesen

Luſtort beſucht hatte. Warum, ſagte Bahnau, muß dies Mädchen die Tochter eines Millionärs ſeyn? Warum wollteſt du denn, daß ſie es nicht wäre? Dann ſtünde ſie mir näher. Um Gotteswillen, Bahnau! drücke doch nicht einen neuen Stachel in dein weiches Herz. Bahnau lächelte wehmüthig. Wie könnten wohl ſolche Anſprüche in meiner Seele entſtehen? Doch warum ſollte ich es verbergen, ein ſolches Mädchen ſah ich noch nie. Ein Strickbeutel und ein Buch lagen auf dem Tiſche, und indeß Holmſen auf einige Augenblicke in das Haus gegangen war, näherte ſich Bahnau ſchüchtern und blickte hinein, es waren Schiller's Gedichte. Er ſah ängſtlich umher, Niemand war zugegen, unwillkürlich näherte er das Buch ſeinen Lippen und entfernte ſich ſo ſchnell, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Nach einigen Minuten kamen die drei Frauenzimmer, die Mutter forderte Limonade; die Wirthin entſchuldigte ſich, daß, da der Ort wenig beſucht würde und die Citronen jetzt ſelten wären, ſie keine vorräthig

hätte. Holmſen hatte noch eine in der Taſche und eilte ins Haus, um ſie der Wirthin zu geben, die nun ſogleich mit der Nachricht zurückkehrte, daß ſie noch eine Citrone gefunden habe. Allein das Glas Limonade, welches vor Holmſen auf dem Tiſche ſtand, und ſein Eintreten in das Haus war der Commerzienräthin nicht unbemerkt geblieben, die ſich nun wieder nach dem zuvorkommenden jungen Manne erkundigte. Die Wirthin war im Lobe der beiden Freunde, von welchen ſie nicht ſelten beſucht wurde, unerſchöpflich. O Sie ſollten nur hören, ſetzte ſie hinzu, wie herrlich ſie die Flöte blaſen, ſo etwas habe ich noch nie gehört. Beide ſaßen ſo entfernt, daß ſie die Lobſprüche der Wirthin nicht vernehmen konnten; aber der ſchüchterne Bahnau erlaubte ſich doch manchen, wenn gleich verſtohlnen, Blick auf die reizende Malvina, indeß Holmſen von der ältern Schweſter Emma weit mehr angezogen wurde. Allein bald entgingen ſie ihren Blicken; denn ſie beſtiegen jetzt ihren Wagen, grüßten noch im Vorübergehen und beide

Freunde versicherten, daß es ihnen unbegr
lich wäre, wie sie diese ausgezeichneten Schö
heiten noch nie in der Stadt bemerkt hätten.

Aber weißt du wohl, sagte Holmsen, d
ich bei unsrer Eilfertigkeit ein Mittelstück m
ner Flöte in unserm Tempe liegen ließ? L
uns daher unsern Rückweg dahin antret
Sie eilten fort, Emma und Malvina war
der Gegenstand ihres Gespräches. Was li
da? sagte Bahnau, und bückte sich, um
aufzuheben; es war eine Tuchnadel,
Smaragd mit Brillanten eingefaßt, folgl
von einigem Werthe. Der Himmel, sa
Holmsen, scheint unsre Bekanntschaft
knüpfen zu wollen, sie gehört gehört gewiß
o sieh', — auf der innern Seite stand ein
eingegraben. Gott, sie gehört Malvin
rief Bahnau, wenn ich sie ihr doch abge
könnte! Heute, meinte Holmsen, wäre es
spät, aber da Tannenfeld in geringer Ent
nung von dem Waldhäuschen war, so wu
auf den folgenden Tag die Erneu-rung

Spazierganges dahin und die Benutzung der Gelegenheit zur Bekanntschaft verabredet.

Daß beide den Weg früher als gewöhnlich antraten, dazu reizte sie ihr eigenes Herz, und sie wurden überrascht, als sie die Wirthin des Waldhäuschens mit verschiedenen Leuten im Walde suchend antrafen. Auf ihre Frage erzählte sie: gestern, wenig Minuten, nachdem sie sich entfernt hätten, wären die drei Damen zurückgekehrt, die Eine darunter hätte eine Tuchnadel verloren, ein ihr sehr werthes Geschenk ihrer verstorbenen Großmutter, und sie hätte dem Finder eine sehr ansehnliche Belohnung zugesagt. Bahnau stand einige Augenblicke verlegen; wäre es, sagte er leise zu seinem Freunde, nicht Pflicht, diesen armen Leuten diese Belohnung zuzuwenden? Wäre es nicht, antwortete Holmen, Unrecht gegen dich selbst, eine Gelegenheit, die dir das Glück darbietet, vielleicht eine Wohlthat der Vorsehung, von sich zu stoßen, und müßte sich Malvina nicht durch eine so empörende Gleichgültigkeit gegen ihren Dank herabgewürdigt füh-

ten? Dies empfand Bahnau, die Unruhe be
flügelte seine Schritte.

Aber wie, sagte Bahnau, als sie an
Waldhäuschen angelangt waren, wie sie ih
schicklich überreichen? Würde es nicht wiede
eine eigennützige Zudringlichkeit verrathen
selbst der Überbringer zu seyn. Wir wollen
fiel Holmsen ein, sehen, ob der günstige Zu
fall uns weiter führt, und uns wenigsten
dem Pallaste nähern, worin unsere Fee
hausen.

Schon sahen sie in geringer Entfernun
den herrlichen Landsitz, von dem neuangelegte
Parke umgeben, als sich ihnen ein Reiter a
einem schönen Engländer, von einem Bedie
ten gefolgt, näherte. Wahrscheinlich der Co
merzienrath, sagte Holmsen. Nun dann, sa
te Bahnau, indem er näher trat. Ich mut
maße, daß ich die Ehre habe, Herrn Comm
zienrath Dunbar zu sehen. Er hielt die Z
gel an und betrachtete aufmerksam die beid
jungen Männer. Ich bin es, antwortete
frostig, und was steht in Ihrem Belieben

Ich fand gestern diese Tuchnadel und muthmaße, daß sie der Demoisell Tochter gehört. Getroffen, antwortete Dunbar, indem er sie annahm, ich danke für Ihre Gefälligkeit. Er verneigte sich ein wenig und ritt weiter. Die beiden Freunde sahen sich schweigend an, und wandten sich nach dem Waldhäuschen um. Plötzlich kehrte der Bediente zurück, um sich Namen und Wohnung der beiden Herrn zu erbitten. Sie theilten ihm beides mit; er sprengte seinem Herrn nach, und sie waren kaum in dem Waldhäuschen angekommen, als sie den Commerzienrath in vollem Galopp herbeieilen sahen. Er sprang vom Pferde. Sie heißen, rief er, indem er auf die Freunde zueilte, Holmsen? der Sohn des Banquiers? Karl Friedrich Holmsen? Dies wurde bejaht. Er schloß den jungen Mann in seine Arme. Sohn meines Freundes! rief er, wie freue ich mich, Sie aufgefunden zu haben, Ihr Vater war ein rechtschaffener Mann, durch seine Redlichkeit entging ich einem sehr ansehnlichen Verluste, und ich betrachte es gleich als eine

glückliche Vorbedeutung, daß ich, kaum ange-
kommen in diesem vom Kriegsschauplatze entfern-
ten Lande, wo ich dem Länderstürmer, der allen
Handel zu Grunde richtet, zu entgehen hoffe, so-
gleich den Sohn meines lieben Holmsen antreffe.
Kommen Sie, meine Herren! daß ich Sie meiner
Familie vorstelle, Sie müssen heute, Sie müs-
sen recht oft meine Gäste seyn. Er reichte bei-
den die Hand, gab dem Bedienten das Pferd
und alle drei gingen dem Landhause zu.

Hoch glühte Bahnau's Wange. Noch
nie hatte ihm das Glück gelächelt, um so inni-
ger ergriff ihn jetzt die glänzendste Hoffnung.
Aus dem Gartensaale, dem sie sich jetzt näher-
ten, tönte ihnen eine schöne weibliche Stimme
entgegen. Da, sagte Dunbar, indem er die
Tuchnadel an Bahnau zurückgab, überreichen
Sie diese selbst der Eigenthümerin. Bahnau
schien äußerst verlegen. Junger Mann, sagte
der Commerzienrath, ich freue mich über Sie;
denn Bescheidenheit und Sittsamkeit geben in
meinen Augen einen großen Werth, und sind
leider bei den jungen Männern in unserm Zei-

alter nicht alltäglich. Sie traten in den Saal, wo sie die Mutter mit den beiden Töchtern antrafen, und wurden als willkommene Gäste empfangen. Bald war das Gespräch so ungezwungen, wie unter alten Bekannten.

Dunbar erzählte: sein Vater, ein Engländer, hätte sich in Hamburg niedergelassen, das Glück habe seines Vaters und auch sein Unternehmen begünstigt, und der Zufall ihm in Berlin die Bekanntschaft seiner Gattin verschafft. Bei der jetzigen Störung des Handels und Bonaparte's Vordringen in Deutschland habe er sich aus allen Geschäften gezogen und ungewiß, ob er England oder einen entfernten Theil Deutschlands zu seinem Wohnorte wählen sollte, habe ihn die Wahl seiner lieben Bertha für das Letzte bestimmt. So wäre er hier seit einigen Wochen einheimisch geworden, gestehe aber, daß er sich ein wenig langweile; denn Freuden der Tafel und die darauf gegründeten Bekanntschaften wären nicht nach seinem Geschmacke, und daher sehne er sich nach einem Umgange, der seinem Herzen mehr ent-

ſpreche. Jetzt, er zeigte auf das in der Ec
ſtehende Violoncell, wäre Muſik ſeine liebſ
Unterhaltung. Holmſen gedachte nun au
ihrer Flöten, ſie wurden hervorgeholt; Emm
und Malvina traten abwechſelnd an das Fo
tepiano, und bald jubelte Dunbar, daß ih
das Glück ſo liebe Bekannte zugeführt hätt
So brach der Abend herein, der glücklichſt
den Bahnau noch erlebt hatte; ſie wollten ſi
entfernen. Nun noch zum Abſchiede ein Go
save the King! Malvina trat an das In
ſtrument; Holmſens tiefer Baß, Bahnau'
reiner Tenor überraſchten den frohen Dunba
O, das iſt herrlich! rief er, jetzt können w
vierſtimmige Sachen ſingen, quadros gebe
O ich bitte Euch, meine lieben jungen Freun
de, jede Stunde, die Ihr übrig habt, ſchen
ſie mir! Morgen zu Mittage, ich erwar
Euch beſtimmt. Bahnau und Holmſen ha
ten eine ſo ſchnelle glückliche Annäherung nic
erwartet. Beide, als ſie aus dem Landhau
nicht mehr erblickt zu werden glaubten, ſanke
ſich in die Arme. Bahnau's Thränen benet

ten das Geſicht ſeines Freundes, er ſchluchzte laut. Bruder! wenn dich das Glück zu ſolchen Empfindungen ſtimme, rief Holmſen, was ſoll dir denn noch Freude gewähren? und was wird dann das Unglück auf dich wirken? Vergieb! rief Bahnau, noch nie ward mir ein ähnlicher Genuß zu Theil, und woher ſollte ich denn auf ein bleibendes Glück rechnen? Mir iſt es daher, als ob von der einen Seite mir die Freude die Roſen darbiete, indeß mir von der andern Seite ein tückiſcher Dämon die kalte, dürre Todtenhand darreichte. Die Laſt der Leiden hat deine Nerven geſchwächt, aber du biſt Arzt und deine völlige Heilung werde nun dein erſtes, oder vielmehr Malvinens Meiſterſtück. Bahnau reichte ſeinem Freunde ſchweigend die Hand und trocknete wehmüthig lächelnd ſeine Thränen. Beide Freunde wurden ruhiger, mit jugendlicher Phantaſie ſchufen ſie ſich eine blühende Zukunft, und Bahnau glaubte nun, nach wenig Jahren, als geachteter, berühmter Arzt, ohne Schamröthe ſich um Malvinens Hand bewerben zu können. Er

wurde wegen seiner späten Rückkehr von seinem Vater unfreundlich empfangen, doch vergaß er dies bald, denn am folgenden Morgen war die erste Empfindung des froh Erwachten ein Dankgebet. Seliger Geist meiner Mutter! rief er am Schlusse desselben aus, kannst du noch auf deinen Gustav niederblicken, so erhöht gewiß mein bevorstehendes Glück deine Seligkeit. Walte über mir als himmlischer Schutzgeist, damit ich mich nie durch Gedanken, Worte und That meines Glückes unwürdig mache.

Da trat unerwartet der Vater ins Zimmer, tiefer Unmuth war in allen seinen Zügen gezeichnet. Du bist, sagte er, mein Sohn, über die Kinderjahre hinaus, und so kann ich dich wohl zum Vertrauten meiner Leiden machen. Du weißt, daß ich für meinen Bruder, den Rendanten, die Kaution auf mein Haus eingetragen habe; durch ein vom Sterbebette an mich gerichtetes Schreiben entdeckt er mir, daß er durch übertriebene Gutmüthigkeit, ich nenne es unverzeihliche Nachlässigkeit, einem

Untergebenen vertraute, und dieser beträchtliche Summen entwandte. Mein unwürdiger Bruder wußte, so lange er lebte, die Sache zu verheimlichen; nun schreibt er mir, daß er das Entwandte zum Theil ersetzt habe, zum Theil, verstehst du? Für das Übrige muß ich haften; ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann, mein Haus war mein ganzer Reichthum; du mußt dich nach einer andern Wohnung umsehen, ich kann von diesem Augenblicke an Nichts für dich thun, eile nun mit deiner Promotion, damit du deine armen Geschwister unterstützen kannst, du mußt von heute ab von deinem Ersparten leben. Du erschrickst, es kann nicht anders seyn, nimm darnach deine Maaßregeln, mache so schnell als möglich deine Einrichtung; ich eile auf mein Büreau. Sage mir morgen, was du beschlossen hast; auf mich und meinen Beistand aber kannst du dabei nicht im Geringsten rechnen.

Tief erschüttert blieb der arme Bahnau in seinem Zimmer, beinahe gedankenlos, ste-

hen; ihm war es nicht unbemerkt geblieben, daß mit seiner guten Mutter zugleich der Schutzengel von seinem Vater gewichen war. Der harte, stolze, heftige Mann, der immer noch an Beförderungen gedacht hatte, sah mit jedem Tage seine Hoffnung stärker verlöschen, und ein gewisser stiller Ingrimm, dessen Ausbruch Jeder in seiner Umgebung zu vermeiden suchte, wich nicht mehr aus seiner Seele. Da verlor er noch durch die neue Einrichtung des Zollwesens einen Theil seiner Nebeneinkünfte. Unzufriedenheit mit Gott und den Menschen wurzelte immer tiefer, Freunde hatte der heftige, störrische Mann nicht, selbst auf die gewohnten Zerstreuungen mußte er, bei vermindertem Einkommen, Verzicht leisten, und so verfiel er darauf: sich durch den Genuß starker Getränke zu betäuben. Ihm seine Lage mit kindlichem Vertrauen freimüthig auseinander zu setzen, war dem Sohne unmöglich, auch ohne allen Nutzen. Da stürzte Mathilde mit Thränen ins Zimmer. Du weißt, sagte sie, daß ich mit dem, was mir der Va-

r ausstehe, nicht die Kosten des Hauswesens
estreiten konnte, jetzt fordert er, ich soll es
mit der Hälfte thun, und ich weiß nun keinen
Rath zu schaffen. Er drückte die Unglückliche
an seine Brust, ihre Thränen mischten sich mit
den seinen. Gute Mathilde! ich verlasse das
väterliche Haus, was ich bisher darin erhielt,
ersparst du künftig; vielleicht erbarmt sich Gott
und sendet Hülfe.

Mit der Lage seines Freundes Holmsen war Bahnau bekannt, wenig konnte dieser jetzt für ihn thun; da stieg der Gedanke in ihm auf, sich an den Doctor Tosmar, seinen würdigen Lehrer, zu wenden, der ihn schon ein Paar Mal liebevoll aufgemuntert hatte, sich zu der Promotion zu melden. Wohlwollend wurde er von dem freundlichen Greise empfangen, und bei seinem Geständniß, daß Mangel der Kosten seine Pläne hindere, trug ihm dieser eine Hauslehrerstelle in Rußland an, versprach ihm, die erforderlichen Promotionskosten als Vorschuß auf sein Gehalt auszuwirken, und so als Lehrer und Hausarzt könnte

er sich vielleicht eine glückliche Laufbahn eröff
nen. Bahnau wurde von diesem Vorschlag
heftig ergriffen, vielleicht ein Wink der Vor
sehung, um mich von einer erwachenden Lei
denschaft zu heilen, deren Befriedigung ich un
ter den jetzigen Verhältnissen doch wahrlich
nicht hoffen darf. Dieser Gedanke wurde be
den herrlichen Aussichten, die ihm der Doctor
schilderte, immer lebhafter; ein zweiter Ge
danke, du kannst bald die Stütze deiner armen
Geschwister seyn, kam noch hinzu. Er nahm
den Antrag an, und von dem gutmüthigen
Greise, der gerade Decan war, und sich, bis
die Anweisung aus Rußland kommen würde
den Vorschuß zu machen erbot, lebhaft getrie
ben, schrieb er auf dessen Verlangen sogleich
im Studirzimmer das Gesuch um seine Prü
fung zum Doctor der Arzneigelahrtheit
nieder.

Zum Voraus, sagte Toemar, indem er
ihm freundlich die Hand schüttelte, wünsche ich
Ihnen Glück. Da sie in wenig Wochen ab
reisen müssen, so können Sie, wenn Ihnen

die Abfassung einer gelehrten Streitschrift zu viel Zeit erfordern sollte, eine, die ich hier vorräthig liegen habe, vertheidigen. Bahnau nahm dies Alles mit Dank an, aber als er das Haus des Doctors verlassen hatte und in die freie Luft kam, da erwachte erst die Besinnung wieder. Er eilte zu seinem Freunde. Um Gotteswillen! rief Holmsen, da er sich athemlos in einen Sessel warf, was ist dir begegnet? Er erzählte, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, den Auftritt mit seinem Vater. Nun, sagte Holmsen, mein Zimmer theile ich mit Freuden mit dir; laß heute noch deine Sachen herbringen, einen kleinen Vorschuß mache ich dir gleich, so ist vorläufig Zeit gewonnen, das Übrige wird sich finden. Nun aber erzählte Bahnau erst seine dem Doctor gegebene Zusage; Holmsen erschrack. Gustav! rief er aus, du mit deinem weichen Herzen, deinem hohen Ehrgefühl, deinem Hange zur Schwermuth, wie willst du ein Glück unter Menschen finden, die dir fremd sind und dich nicht verstehen, vielleicht einzig als ihren Söldling betrachten.

Mein! und wenn ich das Äußerste aufbieten sollte, promoviren mußt du, aber nach Rußland gehst du nicht. Hundert Pläne wurden gemacht und wieder verworfen, doch schon am Abende hatte Bahnau das väterliche Haus verlassen und die Wohnung bei seinem Freunde angenommen.

Du hast ja geweint, Mathilde? fragte der Vater, da er am Abende heimkehrte. Der Bruder ist ausgezogen und jetzt hier, um Abschied zu nehmen, antwortete sie schluchzend. Ich dächte, darüber solltest du dich freuen, erwiederte der gefühllose Alte; ich finde es recht brav, daß er seine Partie so schnell gewählt hat, — und er schied recht freundlich von dem Sohne. Ein Paar Tage vergingen, die beiden Freunde vergaßen über die Sache, die ihnen so nahe am Herzen lag, alles Übrige. Am Abende des zweiten Tages aber, da Bahnau in sich gekehrt dasaß, bot ihm Holmsen freundlich die Hand. Ich weiß, sagte er, woran du denkst. Bahnau wies auf das Licht, neben dem eine Mücke lag, die sich die Flügel ver-

brannt hatte. Mein Bild, fügte er seufzend hinzu. Da ward an die Thür geklopft, der Bediente des Commerzienraths brachte auf Morgen zu Mittage eine Einladung, Bahnau wollte sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen; allein Holmsen ließ ihn nicht zu Worte kommen und nahm die Einladung an. Um Gotteswillen! rief Bahnau, als sie allein waren, ich wünsche, wenn es möglich wäre, ihr Bild aus diesem Herzen zu löschen, welches mich aber gewiß überall verfolgen wird. Nun denn, so mag es dich wie ein guter Genius umschweben, dir überall Kraft und Muth verleihen, nach dem Höchsten zu ringen! Nach Rußland gehst du nicht, wir bieten das Äußerste auf; bist du im Besitz ihrer Liebe, hast du die Gewogenheit der Eltern erworben, warum sollte dir, der du bei deinen Kenntnissen und Anlagen gewiß ein vorzüglicher Arzt wirst, ihre Hand entgehen? Bahnau blickte gen Himmel; zu groß, sagte er, ist für den Sohn des Unglücks eine so glänzende Hoffnung. — Im Gegentheil, gerade weil du bis-

her immer mit Leiden kämpftest, führt dir die Hand der Vorsehung den unverhofften Ersatz zu. — Welches junge Herz hofft nicht gern, was es wünscht? So auch die beiden Freunde, wenn gleich, ihrer lebhaften Einbildungskraft ungeachtet, ihr Auge den trüben Nebel, der ihnen die reizende Aussicht verschleierte, nicht zu enthüllen vermochte.

Sie fanden sich zur bestimmten Stunde bei dem Commerzienrath ein, die Gesellschaft war klein und in derselben Doctor Tosmar, der Hausarzt, den Freunden bekannt. Einer der Gäste, der Kaufmann Wernitzki, kehrte aus dem Bade nach Petersburg zurück. Grund genug für Tosmar, der neben ihm saß, ihm seinen jungen Freund Bahnau, der auch in Kurzem nach Rußland abgehen würde, zu empfehlen. Wie, rief der Commerzienrath, Sie wollen uns verlassen? Malvina schlug sanft erröthend die Augen nieder. Mein Schicksal fordert dies Opfer, antwortete Bahnau seufzend. Der Commerzienrath, den sein Burgunder noch lebhafter gemacht hatte, bot

nun Alles auf, ihm diesen Vorsatz auszureden. Bahnau, der ihm den wahren Grund nicht auseinander setzen konnte, machte unbedeutende Einwürfe. Alles Nichts! rief Dunbar, Sie geben mir die Hand darauf, Sie bleiben hier. Er reichte ihm die Rechte. Ich kann, sagte Bahnau, diese mir so gütig dargebotene Hand nur mit der Zusage annehmen, was möglich ist, zur Ausführung des mir gegebenen guten Rathes aufzubieten. Nach Tische zog Dunbar den Doctor Tosmar in eine Ecke des Fensters und forschte nach Bahnau und dessen Verhältnissen. Der Doctor belegte den jungen Mann in Betreff seines Kopfes und Herzens mit den größten Lobsprüchen, zuckte aber die Achseln. Nun dann, sagte Dunbar, was kann den herrlichen jungen Mann zur Verlassung seines Vaterlandes und sich so dem Ungewissen hinzugeben bestimmen? Armuth! antwortete Tosmar, und setzte nun unverhohlen Bahnau's ihm völlig bekannte Lage auseinander. Also um einiger hundert Thaler willen, rief Dunbar. Nein, darum soll er uns

nicht verlassen. Morgen schicke ich Ihnen die Summen und noch etwas darüber in Golde. Sie wenden solche für ihn an, und er erfähret nie, daß dies von mir kam. Tosmar versprach Alles und freute sich nicht wenig, daß nun die Sache diese Richtung nahm.

Bahnau schwamm indeß in einem Meere von Wonne und Schmerz. Malvinens trüber Blick, ihre herzliche Theilnahme waren von ihm nicht unbemerkt geblieben, hoch schlug sein Herz vor Wonne, und doch — wieviel stand der Erfüllung seiner Wünsche entgegen? Die Gäste entfernten sich, nur unsere Freunde und den Doctor Tosmar hielt der Commerzienrath zurück. Es war ein herrlicher Sommerabend, er ließ für die drei Frauenzimmer und den Doctor einen Wagen kommen, für sich, Holmsen und Bahnau Reitpferde bringen, um ihnen seine ganze Besitzung, seine herrlichen Wiesen und Felder zu zeigen. Holmsen, um ihm nicht die Freude zu verderben, erkundigte sich theilnehmend nach Allem, Bahnau ritt zer-

ut neben dem Wagen. Ist denn, fragte
Commerzienräthin, Ihr Plan, uns zu
assen, unveränderlich? Vielleicht, ant-
tete der Doctor Tosmar, mache ich ihn
rückgängig. Das wäre vortrefflich! rief
ivina, und erröthete zugleich bei dem Ge-
ken, zu weit gegangen zu seyn. Der be-
dene Bahnau überzeugte sich, daß er dem
lichen Mädchen nicht ganz gleichgültig
e, und da Tosmar mit der Geschwätzigkeit
s frohen Alten erzählte, wie er nicht aus
hwendigkeit, sondern nur, weil er es als
Pflicht gegen die Menschen betrachte, sei-
Geschäfte frei von Eigennutz fortsetze, und
er den größten Theil derselben, sobald
hnau praktischer Arzt wäre, ihm allmählig
eten, und ihn blos, wo er es wünsche,
h seinen Rath unterstützen wolle, da ver-
hte ihm dieser nur mit wenig Worten sei-
Dank zu äußern. Aber die Frauen sagten
iel Verbindliches, priesen so sehr seinen Edel-
h, daß Tosmar dadurch in seinem Wohlwollen
en Bahnau befestigt wurde, und die ganze

Gesellschaft in einer heitern Stimmung zurückkehrte.

Auf Toëmars Einladung besuchte ihn Bahnau gleich am folgenden Morgen, und erhielt von ihm die Zusicherung, daß er ihm alle Kosten zur Promotion und zum Kursiren, und auch einen Zuschuß zu seiner Existenz, auf sechs Jahre ohne Zinsen, vorschießen wolle, und alsdann, sagte er, muß Ihnen die Zurückerstattung eine Kleinigkeit seyn. Bahnau, dem von seinen frühesten Lebensjahren an das Glück noch nie gelächelt hatte, wußte nicht, wie er dem wohlwollenden Greise seinen Dank, sein Entzücken hinreichend ausdrücken sollte. Er eilte zu seiner Schwester; Mathilde vergoß, als er ihr die Nachricht mittheilte, Freudenthränen. Seine Prüfung erfolgte nach wenig Tagen, und allgemein war der Beifall seiner Lehrer bei der Vertheidigung der Streitschrift; er erhielt die Doctorwürde und beschloß, indeß Holmsen zur dritten Prüfung ging, mit ihm gemeinschaftlich, um als Arzt zu kursiren, die Reise nach Berlin anzutreten.

Lebhaft hatten ſie indeſſen den Umgang
em Hauſe des Commerzienraths fortgeſetzt.
lmſen, durch Gewandtheit und Fügung
eine Launen paſſend, wurde bald ſein Lieb-
, ſeine Zuneigung für Emma blieb nicht
rwiedert, und da einſt der Commerzienrath
einer frohen Stunde ſeines verſtorbenen
undes Holmſen mit Herzlichkeit gedachte,
utzte der Sohn dieſe Gelegenheit, ihm ſeine
igung für Emma zu entdecken. Wen,
e der Commerzienrath, würde ich lieber
n Sohn aufnehmen, und wenn meine Em-
nichts dagegen hat, ſo nenne ich dich mit
nden Sohn. Auch die Mutter ſtimmte
mit überein; gern fügte ſich Emma in die
ünſche ihrer Eltern, der Vater legte ihre
nde in einander. Du bedürfteſt, ſagte er,
n Amt, aber der Menſch, der keine Ge-
äfte hat, führt ein trauriges Leben, blos
um ſuche deine Anſtellung, und ſobald du
ückkehrſt, feiern wir die Hochzeit.

So weit war es mit dem beſcheidenen,
üchternen Bahnau noch nicht gekommen.

Er, wenn gleich Malvinens Blicke freundlich genug zu ihm sprachen, blieb in ehrfurchtsvoller Ferne; jetzt aber trieb ihn Holmsen mit freundschaftlicher Wärme, doch auch seinem Beispiele nachzuahmen. Nein, sagte Bahnau, wie könnte ich es wagen, ich, der Arme, der ohne fremde Hülfe in diesem Augenblicke ganz verlassen dastehen würde, der ich mit Schulden belastet bin, arme Geschwister zu unterstützen habe, und dessen künftiger Erwerb vom Zufalle abhängig ist? Der Commerzienrath, der dich als den Sohn eines Freundes schätzt, der überzeugt ist, daß dir ein bestimmtes Gehalt nicht entgehen kann, würde mich, wenn ich in meiner Lage einen dir ähnlichen Antrag wagen sollte, als einen Unverschämten, und dies mit Recht zurückweisen. So versichere dich wenigstens Malvinens bestimmter Zuneigung, um die sich vielleicht in deiner Abwesenheit ein Anderer bewerben könnte. Sollte ich hinter dem Rücken der Eltern mich um die Hand des schönen, reichen Mädchens bewerben, der ich Nichts, als dies Herz anbieten kann, und so

as in mich gesetzte Vertrauen der Eltern mit
ndank belohnen? Nein! ich liebe sie un-
ussprechlich, aber ehe ich ohne Schamröthe
nich um ihre Hand bewerben kann, geschieht
s nicht, und findet sich indeß in der Zwischen-
eit ein Mann, mit dem sie glücklich zu seyn
laubt, so wird dies arme Herz brechen; aber
e zu fesseln, daß sie ein Glück, das mit ih-
en Wünschen übereinstimmt, um nicht wort-
rüchig zu seyn, ausschlage, und mir hierdurch
in unverdientes Opfer bringe, das vermag ich
nicht.

Bei dieser Stimmung, indeß seine Leiden-
chaft für Malvinen mit jedem Tage stieg, und
ob er ihr gleich bei jeder Gelegenheit seine Ach-
tung und Aufmerksamkeit zu beweisen strebte,
blieb er in einer ehrerbietigen Entfernung, ob-
gleich jene Beweise herzlicher Zuneigung, die
sich Emma und sein glücklicher Freund täglich
gaben, den Funken, der in seinem Herzen
schlummerte, unaufhörlich anfachten. Seine
Familienverhältnisse wurden zugleich immer
trüber. Sein Vater, von dem gefordert

wurde, der Bürgschaft Genüge zu leisten, benahm sich dabei so leidenschaftlich, tobte so heftig, daß an die Stelle des Mitleids und der Theilnahme, die Jeder für ihn anfänglich hegte, nur Unwille trat. Sein Haus wurde öffentlich zum Verkauf, bis dahin zur Vermiethung ausgeboten; er, dem man solches gewiß für einen niedrigen Preis zur Miethe überlassen hätte, verließ es augenblicklich, bezog ein Paar elende dumpfe Zimmer in einem abgelegenen Gäßchen, und suchte seinen Unmuth, den er der armen Mathilde und ihren Geschwistern täglich fühlen ließ, noch durch ein erhöhtes Übermaß starker Getränke zu verscheuchen. Unordnungen in seinen Geschäften setzten ihn lebhaften Verweisen, selbst der Drohung aus: seines Amtes entsetzt zu werden. So lernte der Commerzienrath ihn zufällig kennen, und äußerte darüber mit Bedauern gegen Holmsen, daß doch auf dem armen Bahnau eine schwere Last ruhe, einen solchen Vater und die traurige Aussicht zu haben, Ernährer seiner sämmtlichen Geschwister zu

erden, deren Erziehung vernachlässigt würde.
ies Letzte widerlegte Holmsen, pries Ma-
ildens Vorzüge und was diese, auf die Ein-
ücke der guten Mutter gestützt, bei den jün-
rn Geschwistern fortzubauen suche. „Recht
t, antwortete der Commerzienrath, doch
t verarge ich es dem Bahnau nicht, daß er
ch Rußland gehen wollte, denn hier werden
ne Verhältnisse unaufhörlich drückend seyn.
in künftiger Erwerb, antwortete Holmsen,
rd ihm seine Lage minder traurig machen,
vielleicht eine vortheilhafte Heirath —
hnau, fiel der Commerzienrath ein, ist ein
tungswerther junger Mann; aber welche
nünftige und wohlhabende Eltern würden
l, gesetzt, daß es mit der Familie noch
lich genug würde, ihrer Tochter einen sol-
Schwiegervater wünschen, als der alte
hnau ist? Holmsen hatte jetzt die Gewiß-
von dem, was er bei dem hohen Selbst-
hl des Commerzienraths für seinen Freund
rchtet hatte; nur Malvinens innige Zu-
ung hätte vielleicht den Vater bestimmen

können; doch er selbst trug jetzt Bedenken, eine Annäherung zu befördern, die für Beide nur zum Unglück ausschlagen konnte.

Die Zeit der Abreise kam näher, und daher wurden die Besuche der beiden Freunde auf Verlangen des Commerzienraths beinahe alle täglich. Einst sahen sie die Familie und den größten Theil der Dienerschaft im Garten und erfuhren, daß Malvinens Papagei zufällig entflohen wäre. Alle Bemühungen, ihn wieder zu fangen, schienen vergeblich, denn er flüchtete von einem Baume auf den andern, indem er zugleich mit großer Fröhlichkeit Alles, was er erlernt hatte, hören ließ. Malvine schien äußerst verlegen, da er die Namen Bertha, Emma wiederholentlich ausrief. Das allerliebste Thier, sagte der Commerzienrath, was er häufig hört, plaudert er nach. Gustav, Gustav! rief jetzt der Papagei; Malvina zitterte wie von Fieberfrost. Wie kommt er zu diesem Namen? fragte der Commerzienrath. Wahrscheinlich eine alte Erinnerung, sagte Holmsen, die bei ihm jetzt, da er seinem ge-

wöhnlichen Zustande entgangen ist, wieder erwacht; wir wollen doch hören, was er vielleicht noch mehr ruft. Der Commerzienrath hatte Malvinens Verlegenheit nicht bemerkt, wohl aber die Mutter, die es wußte, daß Bahnau diesen Vornamen führte und deren Auge jetzt bedeutungsvoll auf ihm ruhte. Holmsen wünschte die Aufmerksamkeit abzulenken, forderte eine Handspritze, so wie man sie bei den mehrsten Häusern für Feuersgefahr vorräthig hat, erhielt und füllte sie, nahte sich dem zahmen Thiere, das nun unerwartet durch den Wasserstrahl vom Baume stürzte und in diesem Augenblicke von Bahnau gefangen wurde. Der Commerzienrath freute sich über den glücklichen Einfall, und dies lenkte die Aufmerksamkeit von Bahnau und Malvinen.

Daß diese häufig in der Einsamkeit den Namen Gustav genannt, der Papagei ihn so erlernt hatte, davon hielt sich Holmsen überzeugt. Der Commerzienrath war ein guter Schachspieler, Bahnau nicht weniger; er wurde von ihm zum Spiele eingeladen, hatte

ſolches nie ausgeſchlagen und nahm es daher auch, ungeachtet ſeiner gegenwärtigen Verlegenheit an, und als die Commerzienräthin ſich nun zufällig in den Garten entfernte, bediente ſich Holmſen dieſer Gelegenheit, ihr zu folgen. Er wurde von ihr ſchon mit mütterlicher Zuneigung empfangen, und benutzte jetzt den Zeitpunkt, ſie mit dem Herzen ſeines Freundes bekannt zu machen. Dies war, da der Blick der Mutter ſcharf ſieht, ihr nicht unbekannt geblieben, ſie geſtand ihm, daß ſie auch an Malvinens Neigung für ſeinen Freund nicht zweifle; Bahnau beſitze das Wohlwollen ihres Gatten, und dieſer würde daher, wenn er von beider Liebe überzeugt wäre, hoffentlich nicht entgegen ſeyn. Holmſen bat ſie um ihr Fürwort, dies wurde ihm zugeſagt. In dem Augenblicke nahten ſich Emma und Malvina, Holmſen fand die Fortſetzung des Geſpräches bedenklich, wozu er ſich aber von der Commerzienräthin die Erlaubniß in einem ſchicklichen Augenblick erbat, die ihm auch freundlich gewährt wurde, und er beſchloß, auf dieſem Wege für das

Glück seines Freundes nach Möglichkeit zu wirken. Der Commerzienrath, der selten eine Partie von Bahnau gewann, war diesen Abend äußerst froh. Denken Sie nur, sagte er zu Holmsen, ich habe zwei Partien hintereinander gewonnen, bei der zweiten stand es mit mir bereits schlecht, kam ich um einen Zug zu kurz, so verlor ich die Königin, aber ehe es dazu kam, bot ich Schach und Matt. O, sagte Holmsen, ich kann es auch mit Ihnen nicht mehr im Schach aufnehmen, denn — er küßte zärtlich Emma's Hand, seitdem ich diese Königin errang, habe ich keinen Sinn mehr für einen andern Zug. Der Commerzienrath blickte zufällig auf Malvinen, die an Bahnau's Seite saß, und sah, daß beider Wangen eine flüchtige Röthe überzog. Er wurde aufmerksam und verstimmt Nach Tische führte er Holmsen in sein Zimmer, unverholen sagte er ihm, daß er das Erwachen einer Leidenschaft zwischen Bahnau und Malvinen bemerke. Ich habe nichts gegen Ihren Freund, aber erinnern Sie sich meiner letzten Äußerung,

mit Bahnau's Vater will ich durchaus in keine nähere Berührung kommen, und muß daher der Sache entgegen seyn. Wenn aber vielleicht, fragte Holmsen, für ihn die Versetzung nach einer andern Provinz zu bewirken wäre? Bedingung für Bedingung, sagte der Commerzienrath, wenn dies geschehen ist, wollen wir weiter darüber sprechen; allein wenn er dort abgesetzt wird und zum Sohne zurückkehrt, was denn? Ich glaube es Ihnen bewiesen zu haben, daß ich die Achtung und Freundschaft, die ich für Ihren Vater hegte, auf sie fortpflanzte, und als Vater und Freund fordere ich nun, trüben Sie meine Ruhe nicht. Bahnau ist ein guter Mensch, was ich für ihn thun kann, geschieht mit Freuden, aber Malvina kann nie die Seine werden; ich bitte Sie, machen Sie ihm das so recht anschaulich. Da Sie in wenig Tagen abreisen, so wollen wir keinen Stoff zum Gekätsche geben, nach Ihrer Rückkehr aber richten Sie es so ein, daß der Umgang Ihres Freundes in meinem Hause abgebrochen wird.

Holmsen, der den bestimmten Character des Commerzienraths kannte, wagte keine Widerlegung, und so kehrten nun Beide in das Besuchzimmer zurück. Holmsen trug Bedenken seinen Freund ganz mit seinen traurigen Aussichten bekannt zu machen, um so mehr, da sie bei ihrem Besuche am folgenden Tage erfuhren, daß Malvina erkrankt war. Bahnau bat um die Erlaubniß, die Kranke besuchen, vielleicht als Arzt einen guten Rath geben zu können. Doctor Tosmar, sagte der Commerzienrath frostig, besitzt unser Zutrauen, und hat bereits das Erforderliche verordnet. Bahnau ward leichenblaß; denn so wenig er auch die Erfüllung seiner Wünsche bestimmt gehofft, so sehr er sich selbst bekämpft hatte, so gab er doch in manchem Augenblicke auch dem Zuflüstern der Hoffnung Gehör. Es herrschte den ganzen Abend hindurch bei der Familie eine ungewöhnliche Einsylbigkeit, die Holmsen nur durch Musik, und da auch hier Malvina fehlte, durch die Beschäftigung des Commerzienraths mit dem Schachbrette, zu verschen-

chen suchte. Die Commerzienräthin gab ihm einen bedeutenden Wink, und da er sich im Nebenzimmer an ihre Seite setzte, sagte sie ihm leise: Bahnau hat außer seiner Schwester, welche Sie auch jederzeit mit Lobsprüchen belegten, nie an seine Familienverhältnisse gedacht, womit mich erst heute früh mein Mann bekannt machte. Ich wünsche Bahnaus Glück, das meiner Tochter liegt mir am Herzen; dies sanfte, unschuldige Geschöpf, das ich fern von jeder Leidenschaft wähnte, wird vielleicht das Opfer dieser ihrer ersten unglücklichen Liebe. Sie wußte nichts von Krämpfen, einige Worte die mein Mann gestern Abend fallen ließ, ergriffen ihr Gemüth so heftig, daß ich für sie fürchte. Dennoch, so sehr ich das Glück beider Liebenden zu befördern wünsche, kann ich die Denkungsart meines Mannes nicht tadeln ich werde, was möglich ist, zur Beruhigung meiner Tochter wirken, sorgen Sie für Ihren Freund. Wir wollen hoffen, daß die gütige Vorsehung unsere gute Absicht segnen und Bden wieder Ruhe schenken werde. „Aber wer

unsre Bemühungen fruchtlos wären, sollte keine Hoffnung übrig seyn?" Mein Mann ist gut, er ist hohes Edelmuthes fähig, in seinen Entschlüssen aber unwandelbar.

Beide gelobten sich nun, was möglich wäre zu thun, der Leitung der Vorsehung zu trauen, und vielleicht von der Zeit Hülfe zu hoffen.

Malvine erholte sich allmählig, doch unter dem Vorwande, daß sie jede heftige Gemüthsbewegung scheuen müsse, verbat der Commerzienrath sich selbst bei Holmsen jede feierliche Abschiedsscene. Zwischen ihm und Emma gestattete er den Briefwechsel, und die Commerzienräthin, die nicht ohne Theilnahme für Bahnau war und für Malvinens Zukunft die innigste Mutterſorge fühlte, versprach insgeheim, zuweilen durch eine Einlage, vom Zustande ihres Hauses Nachricht zu geben. Beim Abschiede fühlte der Commerzienrath sich erschüttert, er umarmte die beiden Freunde mit gleicher Wärme, Bahnaus hingewelkte Gestalt war ihm nicht unbemerkt geblieben

und mit Herzlichkeit forderte er, daß beide Freunde, wenn er Ihnen zu nützen im Stande wäre, sich vertrauensvoll an ihn wenden sollten.

Beide boten alle Kraft auf, ihren Zweck zu erreichen, und die Nachricht, welche sie davon dem Commerzienrath gaben, wurde von ihm mit Wohlwollen und Theilnahme aufgenommen. So vergingen drei Monate; da kam Bahnau, der gerade an diesem Tage einen Theil seines Cursus abgelegt und dabei Beweise der Zufriedenheit erhalten hatte, heiterer als gewöhnlich nach Hause. Bruder! rief er zu Holmsen, indem er ins Zimmer trat, es ging heute über alle meine Erwartungen vortrefflich! Was fehlt Dir? ich dächte, du solltest dich mit mir freuen! Ist etwas vorgefallen? Du scheinst mißmuthig zu seyn. „Ich habe einen Brief von meiner Emma." Ich dächte das stimmte zur Freude; o wenn ich einst sagen könnte, ich habe einen Brief von meiner Malvina, zu groß, zu unaussprechlich wäre dies Glück! Ich sehe ein, daß ich keine Hoffnung habe, sie je

mals die Meine zu nennen und doch ist es zu-
weilen, als ob mein guter Dämon mir zuflü-
sterte: verzage nicht! Nun, was schreibt
Emma? kann ich es wissen? „Bei dem Com-
merzienrath geht es jetzt sehr rauschend zu, der
Sohn des Banquier Trawitz aus Hamburg, sei-
nes alten Freundes, hat ihn auf seiner Reise
besucht, der Commerzienrath ihn mit seiner
gewöhnlichen Herzlichkeit empfangen und der
schöne, gewandte, junge Mann hat so viel
Geschmack am Umgange seines Hauses gefun-
den, daß er seine Abreise von einer Woche zur
andern verschiebt," — und du guter Junge!
bist eifersüchtig wegen der Lobsprüche, die Emma
ihrem neuen Bekannten beilegt. Holmsen
blickte ihn wehmüthig an, Bahnau las in die-
sem Blick. Wäre es möglich? rief er; Holm-
sen schwieg. Ich bitte dich, rief Bahnau
voll Angst, mache mich ganz mit meinem Un-
glück bekannt. „Er bewirbt sich leider um
Malvinen." Und sie? fragte Bahnau zitternd.
„Sie lehnet, da er ihr äußerst zuwider ist, die
Anträge mit einer Entschlossenheit ab, welche

den Unwillen des Commerzienraths rege gemacht hat. Die Vorwürfe, daß sie sich seinen Wünschen widersetze, ihm eine der schönsten Hoffnungen seines Lebens vernichte, haben das arme Mädchen schrecklich erschüttert, und bloß ihre Kränklichkeit hindert den Vater, noch heftiger in sie zu dringen." Barmherziger Gott! seufzte Bahnau, indem er gen Himmel blickte. „Verzweifle noch nicht, Emma und die Mutter sind auf Malvinens Seite. Trawitz soll ein gebildeter Mann seyn, er behandelt Malvinen mit Feinheit und Schonung, er erwirbt sich dadurch, daß er den Vater besänftigt, um sie ein Verdienst, hiedurch ihre Achtung, um durch diese, vielleicht mit Hülfe der Zeit, ihre Hand erwerben zu können." Gott mache ihn glücklich, wenn er ihrer würdiger ist, als ich bin, mehr lieben kann er sie nicht, und ohne sie blüht für mich auf Erden weiter kein Glück. „Emma ist auf den äußersten Fall ihm zu sagen entschlossen: daß Malvinens Herz nicht mehr frei ist, und die Mutter, die so viel über den Commerzienrath

mag, wird auch das Ihrige thun; doch euen Beide den Stolz des Trawitz, dem sie aller seiner äußern Bildung dennoch wenig trauen." Holmsen bat Emma, was mög- wäre für seinen Freund zu wirken, und rnte diesen durch den Gedanken, hierdurch nem Zwecke näher zu kommen, unaufhörlich, uth und Kraft zur Beendigung seiner Ge- äfte aufzubieten. Beide Freunde erreichten re Absicht, sie kehrten, Holmsen als Assessor, ahnau als bestätigter Arzt zurück, und Em- as Nachricht: daß Trawitz in Geschäften sei- s Vaters nach Warschau gereist, von dort elleicht nach Moskau gehen würde, seine ückkehr zweifelhaft wäre, und daß er Nalwinen ganz aufgegeben zu haben schiene, urden wieder die Quelle neuer Hoffnung. uch war der Commerzienrath allmählig gegen rawitz eingenommen; denn dieser hatte einen bedienten, der seit vielen Jahren schon im Dienste seines Vaters stand, auf der Reise itgenommen. Der Greis, der seinen Herrn och als Kind auf seinen Armen getragen hatte,

bewies für diesen die höchste Anhänglichkeit. Allein die Beschwerden der Reise griffen ihn an und dieses hatte manche Zerstreuung und Nachlässigkeit zur Folge, worüber, da der Commerzienrath sich noch des alten Martin mit Wohlwollen erinnerte, Trawitz seine Beschwerden mit einiger Härte äußerte, und sich an ihm bei seinen Reisen eine Last aufgeladet zu haben, versicherte. Schon diese Hartherzigkeit misfiel dem wackern Commerzienrath; aber als Trawitz eines Abends spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, fand er den alten Martin ganz außer sich. Er hatte seinen Herrn erwartet, war aber darüber eingeschlafen, da hatte sich ein Dieb in das offne Zimmer geschlichen und eine Chatulle, welche eine nicht unbeträchtliche Geldsumme und einige Kostbarkeiten enthielt, entwandt. Trawitz ward wütend, mißhandelte sogar den Greis, dessen Schlaf er auf Rechnung der Trunkenheit schob. Bei den vielen Menschen, die in dem nämlichen Gasthofe wohnten und dort aus- und eingingen, konnte auf Niemanden ein gegründeter

rgwohn geworfen werden, und der Diebstahl
ieb unentdeckt. Obgleich dieser für den rei-
en Trawitz von keiner besondern Wichtigkeit
ar, konnte er doch seinen Unwillen nicht mä-
gen, sondern jagte den unglücklichen Greis
himpflich aus seinem Dienste. Dieser, jetzt
öllig hölflos, erflehte die Fürsprache des Com-
erzienraths, die Trawitz mit der Äußerung
blehnte, daß Martin völlig unbrauchbar, ja
ielleicht der Dieb selbst wäre. Dies empörte
en Commerzienrath, er gab in der Stille so
iel an Martin, daß dieser nach Hamburg zu-
ückreisen konnte, wo er, da auch der alte
Trawitz auf die Anzeige seines Sohnes, ihn
erstieß, den Unglücklichen fortdauernd unter-
ützte. Ich kann es, sagte er zu seiner Ge-
nahlin, jetzt Malwinen nicht verdenken, daß
ie gegen diesen kaltherzigen, tückischen Men-
chen, Abneigung fühlt. Allein die Gewandt-
heit, womit Trawitz es sich gar nicht merken
ieß, daß er den Unwillen des Commerzien-
aths wahrnehme, die weit gehende Gefällig-
eit, womit er sich in alle Launen desselben

schmiegte, ihn im Schachspiele, worin er Meister war, aufs Äußerste trieb, und dennoch am Ende die Partie geschickt zu verlieren wußte, die Lobsprüche, die er der Schädellehre von Gall beilegte; dessen Vorlesungen er gehört hatte, dessen Zuhörer auch der Commerzienrath gewesen war, der ihn bis zur Schwärmerei schätzte, machten, daß sein Unwille, als Trawitz abreiste, wenn nicht völlig dahin geschwunden, doch wenigstens beträchtlich geschwächt war.

Bei ihrer Rückkehr fanden ihn die beiden Freunde nicht mehr, doch schien, nach der Äußerung der Commerzienräthin, der äußerst schlaue, gewandte Mann seine Pläne auf Malwinens Hand noch nicht ganz aufgegeben zu haben; und seine häufigen Briefe, die sich durch Witz, viel umfassende Kenntnisse und herrliche kaufmännische Einsichten auszeichneten, und daher von dem Commerzienrath immer mit Wohlgefallen gelesen wurden, schienen die verlorne Gunst ihm völlig wieder zu erwerben. So standen die Angelegenheiten des Hauses als die beiden Freunde eintrafen.

Gleich bei ihrer Ankunft wurde Bahnau innigst gerührt; der alte brave Tosmar war nach einer Krankheit von wenig Tagen gestorben. Bahnau sprach noch einige Worte der Dankbarkeit und Liebe an seinem Grabe, und bewarb sich, da der allgemeine Rath seiner Freunde seine schüchterne Bescheidenheit überwand, um die, durch Tosmar Tod erledigte Stelle des Professors der Chemie, die ihm auch bei der allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste zu Theil wurden. Er wandte sich nun an die Wittwe mit der Versicherung: Alles aufzubieten, um ihr seine Schuld so schleunig als möglich abzutragen. Diese aber betheuerte wiederholentlich, von ihrem verstorbenen Manne gehört zu haben, daß er ihm nicht das Geringste schuldig wäre. Er berief sich auf seinen Schuldschein, der doch wohl beim Nachlasse aufgefunden seyn würde. Die Wittwe versicherte das Gegentheil. Dies soll mich, sagte Bahnau, dennoch nicht hindern, meine Schuld abzutragen! Ich aber, rief die Wittwe, werde nie eine Summe annehmen, die meinem

Manne nicht gehörte. Jetzt erwachte in ihm die Vermuthung, daß Tosmar bloß das Werkzeug der Wohlthätigkeit Dunbars gewesen wäre; er theilte dies der Wittwe mit, bat sie, ihn nicht länger in Zweifel zu lassen. Sie betheuerte, Nichts zu wissen; aber ihr ganzes Benehmen und ihre Verlegenheit bestärkten Bahnau in seiner Vermuthung. Er eilte, dies seinem Freunde mitzutheilen. O, rief er, ich bin unaussprechlich elend! der Mann, dem ich Alles verdanke, der mich mit der höchsten Großmuth behandelte, muß mich als den Störer seiner Hoffnungen, als denjenigen betrachten, der das Glück seines Hauses zertrümmert; ich bin unglücklich, aber undankbar kann ich nicht seyn.

Beide hatten gleich nach ihrer Rückkehr dem Commerzienrath ihren Besuch abgestattet. Holmsen wurde mit Herzlichkeit, als der künftige Schwiegersohn, Bahnau mit kalter Höflichkeit empfangen, die sonst blühende Malwine schien bleich und abgehärmt und das Bestreben des Vaters, jede Annäherung mit Bahnau zu

verhüten, machte, daß dieser, den sein Freund mit der Stimmung des Commerzienraths bekannt zu machen für Pflicht gehalten hatte, seinen Besuch nicht erneuerte; um so mehr, da Malvine erkrankte und der Commerzienrath dem Doctor Arnold jetzt die, durch Tosmars Tod erledigte Stelle, seines Hausarztes antrug, und dabei so manche scharfe Ecken übersah, weil Arnold ein wütender Vertheidiger von Galls Schädellehre war, wovon sich auch der Commerzienrath völlig überzeugt hielt, der selbst eine Sammlung von Schädeln besaß und mit einer schwärmerischen Liebhaberei den Organen derjenigen, mit welchen er in einige Verbindung kam, nachspürte. Hierin glich ihm auch Arnold, der zwar ein-geschickter Arzt, aber von Tosmar, dem freundlichen Greise, himmelweit verschieden war. Denn lange während des Krieges bei Lazarethen angestellt, hatte er seinen Bruder und seinen Sohn auf dem Schlachtfelde verloren, an Leiden gewöhnt und durch sie abgehärtet eine gewisse zurückstoßende Herzenskälte angenommen, und nicht

der Wunsch, zu helfen, nicht die herzliche Theilnahme, sondern der höchste, selbst schmutzigste Eigennutz, leitete seine Handlungen. Dabei war er seinem Systeme unwandelbar ergeben, schimpfte auf alle heroische Mittel, und wer ihn aufbringen wollte, durfte nur an den, jetzt so häufigen Gebrauch des Calomels denken, den er eben so, wie die Krankheit verabscheute, worin ihn die alten Ärzte einzig anzuwenden gewöhnt waren. Gerade aber durch dieses Mittel machte Bahnau sein Glück. Sein Talent für die Flöte hatte ihn schon während seiner academischen Jahre im Hause des Grafen von Ilmenau bekannt gemacht. Dieser und seine junge reizende Gemahlin empfingen ihn nach seiner Rückkehr mit Freuden und eingedenk der Lobsprüche, die ihm sein Freund, ihr alter Hausarzt Toëmar beigelegt hatte, wählten sie ihn auch zu ihrem Arzte. Da erkrankte die Gräfin plötzlich. Ob es Bräune, ob es Brustentzündung wäre, darüber waren die Meinungen getheilt, und so Mancher warnte bedenklich den Grafen, sich doch nicht

unbedingt dem jungen unerfahrnen Arzte
überlassen, besonders, da die Gefahr der
Gräfin beinahe mit jeder Stunde zu steigen
schien; allein Bahnau besaß ihr Zutrauen, ver-
sicherte, ungeachtet der großen Gefahr ihre
Gesundheit in Kurzen wieder herzustellen, be-
nutzte herzhaft jedes, noch mögliche Mittel,
der angebrachte Calomel wirkte herrlich und
die Gräfin genas beinahe so schnell, als sie er-
krankt war. Gerade der Unwille und laute
Tadel, womit Arnold sich während der ganzen
Krankheit über das Verfahren Bahnaus äu-
ßerte, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit
aufgeregt, und die gelungene Cur verschaffte
ihm nun in kurzer Zeit eine blühende
Praxis.

Sein Einkommen und seine wichtigen
Freunde setzten ihn jetzt in den Stand, einen
Plan auszuführen, womit er sich lange umher
getragen hatte. Seinen Vater, der, um sich
zu betäuben, sich immer stärker berauschenden
Getränken überlassen, dadurch seine Stelle ver-
loren hatte, auf Pension gesetzt war, und

nun, durch die Art und Weise, womit er Geld aufzutreiben, und seine Bedürfnisse zu befriedigen suchte, zum größten Schmerz des guten Sohnes Gegenstand des Spottes, zum Theil der Verachtung geworden war, bestimmte er, durch die Versicherung, alsdann Nichts zur Erziehung der Geschwister von ihm zu fordern, eine kleine Stadt, die er aus seinen frühern Jahren kannte, und unaufhörlich pries, wohin er auch sogleich abging, zum Wohnorte zu wählen. Den ältesten Bruder brachte er bei einer Handlung, den zweiten bei einem Mechanikus unter, verschaffte den beiden jüngern Brüdern Aufnahme in einem Waisenhause, und übergab Mathilden, die er mit der einen Schwester, die noch unversorgt war, zu sich nahm, die Leitung seines kleinen Hauswesens, welches die gute Mathilde, an wenig Bedürfnisse und große Sparsamkeit gewöhnt, so musterhaft führte, daß sein Einkommen nicht allein dazu, sondern auch hinreichte, daß er der Wohlthäter aller seiner Geschwister seyn konnte, wodurch für den wackern jungen Mann, die allgemeine

Achtung noch täglich stieg. Der Umgang im Hause des Commerzienraths war beinahe völlig abgebrochen, mit Holmsen aber erhielt sich die bewährte Freundschaft. Dieser war mit Emma vermählt, Beide unaussprechlich glücklich. In ihrem Hause kam Bahnau noch zuweilen mit dem Commerzienrath und dessen Familie zusammen. Sein Herz schlug noch immer für Malvina, er sah ihr Hinwelken mit Wehmuth. Der Gedanke, daß ihre Neigung für ihn, die mit der, immer noch nicht ganz aufgegebenen Absicht des Vaters, sie an Trawitz zu vermählen, so sehr im Widerspruche stand, die Leiden der sanften Dulderin herbeiführe, erhöhte noch seine Leidenschaft. Die Hoffnung lispelte ihm zu, durch das rastlose Bestreben ihrer würdig zu werden, den eisernen Sinn des Vaters zu beugen, welches auch noch immer Holmsen und Emma für möglich hielten, obgleich der Commerzienrath nicht ohne einige Strenge alle Annäherung Bahnaus zu seiner Tochter zu vermeiden suchte, die auch Dieser, der es gegen seine Grundsätze fand, ihre Leiden zu vermeh-

ren, völlig unterließ, und die nahe Rückkehr von Trawitz um so weniger scheute, da er überzeugt war, daß die Commerzienräthin, Holmsen und Emma, Alles was Zwang und Überredung bei Malwina versuchen könnten, nach Möglichkeit verhindern würden, und daß, wenn gleich die Geschichte mit dem alten Martin bei dem Commerzienrath so ziemlich in den Hintergrund getreten war, sie doch, von ihnen wieder gehörig aufgeregt, ein zureichender Grund von Malwinas Weigerung seyn würde. Daß jetzt aber auch Arnold, der seinen Collegen Bahnau tödtlich haßte, und dem seine Neigung für Malwinen nicht ganz unbekannt war, die Absichten des Commerzienraths unterstützen würde, daran zweifelte er nicht.

Da erkrankte die Commerzienräthin. Holmsen, der aus der Erzählung seines Freundes und dem allgemeinen Gerüchte die Krankheit der Gräfin kennen gelernt hatte, glaubte von dem ersten Augenblicke an, daß die seiner

Schwiegermutter die nämliche wäre. Leicht möglich! sagte Doctor Arnold, den er darauf aufmerksam machte, mit einem Gesichte, worin sich schon der höchste Unwille äußerte, wir wollen aber doch abwarten. Erfolgt bei einer solchen Krankheit, fragte Holmsen, nicht oft ein schneller Tod? — Arnold sah ihn finster an, — wenn nicht sogleich der Gebrauch —? Arnold wurde wütend, wollte das Krankenzimmer den Augenblick verlassen und bloß die Bitte des Commerzienraths, der sich selbst einige harte Aeußerungen gegen Holmsen erlaubte, besänftigen endlich den wütenden Alten. Die Kranke wurde mit jedem Augenblick schlechter, Holmsens Vermuthung stieg daher zur Gewißheit. Er erdichtete einen Vorwand, stieg zu Pferde, und eilte nach der Stadt, wo Bahnau, dem er Alles mittheilte, und der auf Verlangen seines Freundes sich die in der Apotheke befindlichen Recepte Arnolds vorzeigen ließ, den Tod der Commerzienräthin, wenn nicht zweckmäßigere Mittel angewendet würden, für gewiß hielt. Holmsen beschwor

seinen Freund, die herrliche Frau, die gute Mutter zu retten, und Bahnau ließ sich den Vorschlag gefallen, mit den erforderlichen Medicamenten versehen, jetzt, da schon die Nacht einbrach, nach Tannenfeld zu eilen. Sie ließen ihre Pferde bei dem Gärtner, und Bahnau verweilte so lange in der Orangerie, bis Holmsen, um ihn insgeheim bei seiner Schwiegermutter einzuführen, diese vorbereitet hatte. Er fand sie äußerst schlecht, schon ward ihr die Sprache schwer, und sie hatte nur durch dringende Bitten den Commerzienrath sich in sein Schlafzimmer zu begeben bewegt, von da aus er einen reitenden Boden, wie man glaubte, an den Docter Arnold gesandt hatte. Bahnau wurde im Krankenzimmer als rettender Engel empfangen, seine Mittel wurden nach seiner Vorschrift angewandt, und er eilte vor Tagesanbruch mit dem Versprechen zurück, in der folgenden Nacht wieder zu kommen, indeß Holmsen, um die Kranke zu beobachten und ihm Nachricht zu geben, im Krankenzimmer zurück blieb. Du hier? mein Sohn! sagte der

ommerzienrath, als er früh am folgenden
Morgen hineintrat. Die Unruhe, antwor-
te dieser, zwang mich noch gestern Abend
rück zu kehren. Barmherziger Gott!
ef der Commerzienrath, du hast also meinen
rief nicht erhalten, worin ich dich bat, Alles
fzubieten, deinen Freund Bahnau dahin zu
stimmen, da ich mit jedem Augenblick die
nahme der Krankheit meiner Bertha bemer-
, sie gemeinschaftlich mit Arnold zu behan-
n. Denn ich sehe wohl ein, daß der mürri-
e Alte nicht auf dem rechten Wege ist. Ich
rde diesen Augenblick anspannen lassen, eile
die Stadt, beschwöre deinen Freund, sogleich
aus zu kommen! Hier, er überreichte ihm
Papier, der Wechsel, den er an Tosmar
stellte und den dieser mir cedirte. Er ist
n eingerissen, bitte ihn solchen als Beweis
ner Erkenntlichkeit anzunehmen. Das wird
hnau nicht, antwortete Holmsen; frei von
gennutz, fühlt er, ungeachtet aller Zurück-
ung, die innigste Dankbarkeit gegen Sie,
er Vater! da er schon weiß, daß Sie ihm

aus seiner drückenden Lage halfen. Du meinst also, rief der Commerzienrath, daß er kommen wird? Er war bereits hier, antwortete Holmsen, ohne Ihre Aufforderung zu erwarten, bürgt für der Mutter Genesung, wenn sie die von ihm verordneten Mittel braucht. Dies geschieht bereits, und Bahnau, der sich durchaus nicht mit Arnold entzweien will, wird in der nächsten Nacht seinen Besuch insgeheim wiederholen. Er forderte, daß wir dies vor Ihnen verbergen sollten; denn er will weder Lohn noch Dank.

Vor Arnold wurde alles sorgfältig verheimlicht, er fand die Kranke merklich erleichtert, und meinte spottend, nun könne sich doch ein Jeder überzeugen, daß, weil auch seine Mittel dies bewirkt hätten, Doctor Bahnau mit seiner Behandlung dieser Krankheit, die in der That die nämliche, wie bei der Gräfin Ilmenau wäre, weiter nichts als ein moderner Charlatan sey. Mit hoher Selbstgefälligkeit kehrte er in die Stadt zurück und in der kommenden Nacht erschien Bahnau. Er fand

den Commerzienrath im Zimmer der Kranken, der ihm mit einer Mischung von Scham und Herzlichkeit dankte, aber ihm dennoch den Vorschlag that, ob es nicht möglich zu machen wäre, daß er die Kranke gemeinschaftlich mit Arnold behandeln könnte. Ich habe nichts dawider, antwortete Bahnau, aber Doctor Arnold haßt mich, würde schon den Antrag, mit mir hier gemeinschaftlich zu erscheinen, mit Unwillen von sich weisen. Wenn ich aber, sagte der Commerzienrath, ihn durch große Anerbietungen hiezu bestimmte, — „so würde er nur die Zusammenkunft benutzen, um seinen bösen Launen und dem Unwillen gegen mich, freien Lauf zu lassen. Er ist ein Mann, der seine Verdienste hat, er war mein Lehrer, ich bin ihm Dank schuldig; lassen Sie daher, was ich hier leiste, ewig ein Geheimniß bleiben, mir genügt die Freude, der Kranken genützt zu haben, lassen Sie ihm den Triumph und den Glauben, daß dieses sein Werk sey." Der Commerzienrath schien tief bewegt, er gewährte auf erneuertes Bitten Bahnau's For-

derung; aber, sagte er, Sie sollen mich auch nicht verkennen, kommen Sie, und Du auch, mein Sohn, in mein Cabinet. Ich muß mich, sagte er, rechtfertigen. Hier, er holte einen Brief aus seinem Secretair, Bahnau erkannte die Hand seines Vaters. Dieser schilderte darin dem Commerzienrath seine drückende Lage. „Ich war, schrieb er, ohne Trost, da stieg in mir der Gedanke auf: wende dich an den reichen Commerzienrath Dunbar. Dieser, der nicht weiß, wo er seinen Überfluß lassen soll, müßte sich ja vor sich selbst und vor aller Welt schämen, wenn er dich nicht wenigstens mit dreihundert Thaler jährlich unterstützen wollte.“ Ich antwortete nicht, sagte der Commerzienrath und erhielt nun diesen zweiten Brief. Es wurde darin der nämliche Antrag unter beleidigenden Vorwürfen über die unterlassene Antwort widerholt. Ich habe abermals nicht geantwortet und sandte, da ich nun die Hand und das Siegel kannte, jeden seiner spätern Briefe unerbrochen zurück. Es ist Ihr Vater, lieber Doctor! aber war es mir zu ver-

argen, wenn ich jede mögliche Berührung mit ihm zu vermeiden wünschte, ich rechne auf ihre Entschuldigung und nun hierüber weiter kein Wort. Was Sie für ihn und Ihre ganze Familie gethan haben, ist mir erst seit Kurzem durch Holmsen bekannt.

Die Commerzienräthin genas, und der edle Retter ihrer guten Mutter, stand jetzt auch noch durch Dankbarkeit verklärt in Malvinas Herzen. Der Commerzienrath, dessen Hochachtung er besaß und der jetzt nicht mehr den vorigen Grund hatte, der Sache entgegen zu seyn, wartete nur auf Bahnaus Bewerbung, und war zum Theil unwillig darüber, daß diese unterblieb. Ich weiß wahrlich nicht, sagte er zu Holmsen, wie ich deinen Freund belohnen soll; die Zurückgabe seines Wechsels in einer goldnen mit Ducaten angefüllten Dose — ich würde mich, wenn er diese zurückwiese, erniedrigt finden. Willst du nicht daher der Vermittler seyn? Gern lieber Vater! aber wenn Sie nur nicht den Edelmuth meines Freundes als erkünstelt, das Ganze als einen angelegten

Plan betrachten wollten, so könnten Sie ihn unaussprechlich belohnen. O, sagte der Commerzienrath, die kränkelnde, bleiche Malvina, ist nicht mehr das reizende Mädchen, das sie vor zwei Jahren war, und würde er, wenn meine Vermuthung ungegründet wäre, nicht längst seine Bewerbung erneuert haben? Vater, Sie kennen meinen Freund nicht, seine Liebe für Malvinen ist grenzenlos, wie sein hohes Ehrgefühl, und er wird sicher, lieber das Glück seines Lebens einbüßen, als sich der tiefen Kränkung aussetzen, von Ihnen verkannt und daher zurückgewiesen zu werden. Der Commerzienrath betrachtete ihn einige Augenblicke; nun, sagte er endlich, daß ich sie ihm anbiete, kann er doch auch nicht verlangen? O lieber Vater! Sie erlaubten mir ja Vermittler zu seyn, nur ein Strahl von Hoffnung, nicht von Ihnen zurückgewiesen zu werden, und mein Freund ist der Glücklichste auf Erden. In Gottes Namen, mach es wie du willst, fiel der Commerzienrath lebhaft ein, nur daß die Sache nicht wie ein zuvorkommen-

der Schritt von mir und Malvinen gedeutet werden kann.

Die Commerzienräthin war entzückt, als ihr Holmsen die Nachricht mittheilte; Malvina, von ihr vorbereitet, vergoß Freudenthränen; Bahnau, so oft er sonst die Erfüllung seiner Wünsche gehofft hatte, konnte sich jetzt in sein Glück nicht finden. Er eilte mit seinem Freunde, aus Malvina's und ihres Vaters Munde die Gewißheit zu hören. Die Familie saß in einer Gartenlaube, als beide Freunde hineintraten, Niemand hatte Worte, Holmsen erholte sich zuerst. Ich habe, liebe Eltern! sagte er, meinem Freunde die Hoffnung gemacht, daß sie ihn nicht unwürdig finden würden, ihn Sohn zu nennen, und durch Malvinas Hand glücklich zu machen. Der Commerzienrath reichte ihm freundlich die Hand, drückte sie an seine Brust und sank in die für ihn geöffneten Arme. Es bedurfte wenig Worte um sich zu verständigen, aber Alle fühlten sich unaussprechlich glücklich. Da meldete ein Bedienter Herrn Trawitz. Gerade in diesem

Augenblicke! sagte der Commerzienrath. Er schrieb mir vor einiger Zeit aus Moskau, daß er wieder hieher käme; er mag kommen, ich stelle ihm Euch als Brautpaar vor, und so ist die Sache mit Einem male abgemacht. Dies geschah, und obgleich Trawitz anfänglich einige Verlegenheit äußerte, so stattete er doch bald höchst ungezwungen seinen Glückwunsch ab, und da er sich seit seiner Abreise nur gegen den Vater, aber nicht bestimmt gegen Malvinen erklärt hatte, so ließen Alle dem Manne von Welt, der sich so fein zu nehmen wußte, Gerechtigkeit wiederfahren. Bald ward die Nachricht von Bahnau's und Malvinens Verbindung allgemein, zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß Bahnau die Commerzienräthin hergestellt hätte und Arnold, der seinen Triumph über diese Cur nicht genug verbreiten zu können geglaubt hatte, knirschte vor Wut, wenn er gleich, um nicht Blößen zu geben, und um nicht das noch immer schwankende Gerücht zu befestigen, vielleicht auch aus Eigennutz, die Stelle als Hausarzt des Commerzienraths beibehielt und

wenn er mit Bahnau dort zusammentraf, die kalte Höflichkeit nicht verletzte.

Malvina blühte wieder auf, Jedermann pries sie und Bahnau glücklich und in wenig Wochen sollte die Hochzeit seyn. Der Commerzienrath war mit seinem künftigen Schwiegersohn, an dem er täglich neue Vorzüge entdeckte, sehr zufrieden und zu nicht geringer Freude ihres Bruders, erhielt die sanfte anspruchlose Mathilde den Beifall der ganzen Familie. Nur über einen Punkt, die Schädellehre von Gall, konnte sich der Commerzienrath mit Bahnau nicht einigen; denn dieser hegte die Meinung, daß es gräßlich wäre, wenn der freie Wille des Menschen durch einige Knochenerhöhungen beschränkt, und alle Eigenschaften des Kopfes und Herzens und seine ganze Sittlichkeit davon abhängig seyn sollten. Doch bestritt der bescheidene Mann nie diese Liebhaberei seines künftigen Schwiegervaters, bei dem sich auch jetzt Trawitz durch seine Kenntniß der Schädellehre einschmeichelte, die

er, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, zum Stoff des Gespräches machte. Er schien jetzt noch mehr als jemals dafür eingenommen; denn er versicherte, auf seiner Reise von den berühmtesten Ärzten und Zergliederern wichtige Aufschlüsse erhalten zu haben. Hierdurch wurde er bald bei dem Commerzienrath sehr willkommen, seine ehemalige Bewerbung um Malvinen schien vergessen.

Einst behauptete Trawitz, in Gegenwart der Damen, gerade als Bahnau nicht gegenwärtig war, daß, wie bei den Kindern die Gesichtszüge der Eltern und Großeltern erblich wären, dies auch in Betreff der Organe der Fall wäre und auf diese Weise die Neigung für den Stand der Eltern, ihre großen Eigenschaften und Vorzüge, und nicht selten auch ihre Neigungen und Laster erblich würden. Die Damen widersprachen, indeß der Commerzienrath ganz von dieser neuen Absicht begeistert schien. Da trat Arnold ins Zimmer, an den er sich nun sogleich mit der Frage

wandte: was er von dieser Behauptung denke? Ich bin ganz für die Sache, antwortete dieser und ich habe noch seit einiger Zeit eine neue Entdeckung gemacht. Der Hauptmann von Bruck war ein berüchtigter Spieler, sein ganzes Vermögen, das Vermögen seiner Frau brachte er auf diese Weise durch und erschoß sich aus Verzweiflung. Sein Sohn, ein gebildeter junger Mann, hegte den größten Abscheu gegen das Laster seines Vaters, so daß er keine Karte anrührte; plötzlich, so schreibt mir Einer meiner Freunde, in einem Alter von dreißig Jahren, erwacht auch bei ihm die Neigung zum Spiel; unwiderstehlich fühlt er sich davon ergriffen, er, vorher allgemein geachtet, opfert Alles dieser seiner Neigung auf und gehört jetzt zu den verworfensten Menschen. Ja, antwortete Trawitz, Doctor Uschakov zu Moskau, einer der ersten Ärzte, versichert: so lange die Nervenkraft noch ungeschwächt bleibt, wird sie den jungen Mann, dessen Einbildungskraft in völliger Thätigkeit ist und ihm die nachtheiligen Folgen schildert, die das Hingeben in die, durch

seine Organe aufgeregten Neigungen erzeugt, auch bei Überwindung dieser Neigungen unterstützen; nimmt aber die Stärke unserer Nerven ab, ist unsre Einbildungskraft minder lebhaft und sind dagegen die Organe im männlichen Alter völlig ausgebildet, so ist der Mensch, so herrlich auch sein Verstand, so ausgezeichnet er auch übrigens durch wissenschaftliche Kenntnisse seyn möge, diesen Neigungen zu widerstehen nicht im Stande. So zeigte er mir den Schädel von dem Sohne eines Diebes, der bis ins dreißigste Jahr unsträflich lebte und da er sich dem geistlichen Stande geweiht hatte, allgemeine Achtung besaß, nun aber, wie von einer unsichtbaren bösen Macht ergriffen, Allen unerwartet seine Kirche bestahl, entfloh und ein gräßlicher Räuber wurde. Er besaß auch zwei Schädel von Trunkenbolden, die nicht die geringste Neigung zu dieser Ausschweifung ihres Vaters bewiesen hatten, und in ihrem dreißigsten Jahre wie durch einen Zauber dazu hingerissen wurden.

O, sagte Arnold, ich könnte eine Menge
lcher Beispiele angeben. In dem Augenblicke
t Bahnau ins Zimmer, das Gespräch wurde
gebrochen; aber der Gedanke, daß vielleicht
h Bahnau unerwartet zu der Lieblingsnei-
g seines Vaters hingerissen werden könnte,
oft wider den Willen Dunbars in seiner
le auf. Auch Bahnau erhielt eine Nachricht,
ihn tief beugte. Der Vater schrieb ihm:
da er von seinen Kindern getrennt wäre,
icht im Alter verlassen da zu stehen, er sich
lossen hätte, die Treue seiner Haushäl-
durch seine Hand zu lohnen, und da er
nicht mit seiner Pension auskommen
auf die Unterstützung seines Sohnes
Bahnau suchte ihn von seinem Ent-
abzubringen und versprach ihm, jedoch
nzig auf diesen Fall, jede mögliche Un-
ung. Er befand sich schon ein paar
nwohl und eilte, den Unmuth, welchen
ef seines Vaters erzeugte, durch den
seiner Malvina zu bekämpfen.
hatte an diesem Morgen wegen seiner

Kränklichkeit noch nicht das Geringste genossen, und lehnten daher auch anfänglich die Einladung zum Frühstück ab, wobei er seinen künftigen Schwiegervater gerade mit Arnold und Trawitz antraf, genoß, von ihm genöthigt, wie er glaubte, nur ein paar Gläser, höchst feurigen Italienischen Wein; allein indeß er mit Arnold sprach, hatte Trawitz, ohne daß er es bemerkte, das halb ausgeleerte Glas einige Mal wieder voll geschenkt und Arnolds lebhaftes Lächeln machte ihn plötzlich aufmerksam. Er, der noch nie trunken gewesen war, fühlte jetzt in diesem Zustande zu seyn, und entfernte sich aus dem Zimmer; allein der schwankende Gang, die stockende Sprache, waren dem Commerzienrath nicht unbemerkt geblieben. Bahnau aber eilte zur Commerzienräthin, gestand ihr den Vorgang, einige Tassen Thee machten, daß er sich bald wieder erholte; doch die Besorgnisse des Commerzienraths waren nicht wenig gesteigert, wenn gleich Bahnau, mißtrauisch gegen sich selbst, starke Getränke jetzt mehr als jemals vermied.

Nach einigen Tagen wurde in einem benachbarten Dörfchen ein Jahrmarkt gehalten, und die ganze Stadt strömte gewöhnlich alsdann hinaus, um Zeuge des bunten Gewühls zu seyn. Der Commerzienrath hatte, da Tannenfeld in der Nähe lag, Viele seiner Bekannten zum Mittagsmahle eingeladen und nachher mit ihnen auf ein paar Stunden den Jahrmarkt zu besuchen, verabredet. Bahnau saß an Malvinens Seite, und hatte, was ihn drückte, vergessen. Dunbar tischte seine herrlichsten Weine auf, die fröhlichen Gäste brachten einen Trinkspruch nach dem andern aus und Bahnau, so sehr er sich zurück zog, konnte es doch nicht verweigern, einige Male Bescheid zu thun. Gerade seine Angst und Besorgniß, vielleicht auch die Nähe der Geliebten machte, daß seine Wange um so lebhafter glühte, welches dem Commerzienrath nicht unbemerkt blieb. Die Gesellschaft brach auf, der Jahrmarkt war auf einer großen Wiese, die an ein Wäldchen grenzte, dieses mit Zelten und Buden, in welchen Erfrischungen

angeboten wurden, erfüllt, und wie groß war Bahnaus Entsetzen, als er vor einer derselben seinen Vater stehen sah. Da die Gesellschaft noch nicht auf dem Platze war, wünschte er ihn zu entfernen. Nun höre, sagte der taumelnde Alte, ich war bei dir, fand dich nicht zu Hause, hörte, daß du hier wärest und darum kam ich auch gleich hieher. Bahnau bat ihn, doch sich zu entfernen. Nein, sagte der Alte, du sollst mir zuvor ein Bouteille Burgunder zum Besten geben und dann gehe ich in's Wäldchen zu meiner Gesellschaft. Bahnau, um ihn zu besänftigen, forderte und bezahlte den Wein. Nun, sagte er, mußt du noch mit mir ein Glas auf die Gesundheit deiner Braut trinken und dann gehe ich. Bahnau wollte nicht, aber die Zudringlichkeit des Alten, nur noch dies Glas! und dann gehe ich, machte daß er den Wein hinunter stürzte. Ich gebe Ihnen noch eine Bouteille, sagte er, machen Sie doch nur, daß Sie zu Ihrer Gesellschaft kommen, und kommen Sie morgen zu mir. Der Alte nahm die Flasche und taumelte fort;

Bahnau eilte zu Malvinen, doch fühlte er, daß der so schnell hinunter gestürzte Wein ihm bei dem Äger nicht gütlich that. Er stellte sich in die Nähe des Commerzienraths, der ihn aufmerksam und verlegen zu betrachten schien. Wer war der alte Mann, fragte Trawitz leise, doch so, daß Dunbar es hörte, mit dem Sie dort im Zelte tranken? Morgen antwortete Bahnau, erzähle ich Ihnen Alles. Der Commerzienrath warf ihm einen grimmigen Blick zu. Warum, fragte er mit einiger Bitterkeit, entzogen Sie sich unserer Gesellschaft, wir haben einige vorzügliche Weine mitgenommen, bestimmen Sie, welcher Ihnen gefällig ist. Bahnau zitterte vor Ärger, doch suchte er sich noch zu fassen. Da erschallte ein Getöse, Jauchzen und Gelächter, welches sich aber bald nach einer andern Seite zog. Die Gesellschaft war in lebhaftem Gespräche begriffen, da näherte sich dies Getöse, es war ein Trupp von Gesindel, der einen Taumelnden, den eine seltsam aufgeputzte Frau führte, unter wildem Geschrei verfolgte. Dies war der alte

Bahnau, der nun dem Sohne seine fürchterlich geschmückte und wie eine Schöne vor dreißig Jahren gekleidete Begleiterin, die ihm einen steifen Knicks machte, mit den Worten vorstellte: hier präsentire ich dir deine künftige Mutter. Der Commerzienrath wandte ihm den Rücken zu, Bahnau sank ohnmächtig nieder, Trawitz suchte sich hier ein Verdienst zu erwerben und schaffte das trunkene Paar fort. Die Gesellschaft eilte aus Rücksicht und Bescheidenheit, sich zu entfernen, Holmsen brachte seinen Freund in den Wagen. Sagen Sie dem Herrn Doctor, rief ihm der Commerzienrath zu: daß wir, von diesem Augenblicke an, nicht mehr in der geringsten Verbindung stehen. Holmsen begleitete seinen unglücklichen Freund, übergab ihn der Sorge Mathildens und eines Arztes, indeß er selbst Malvinens und ihrer Mutter wegen besorgt, nach Tannenfeld zurückkehrte. Er fand Malvinen in heftigen Krämpfen, die Mutter stand weinend am Lager, der Commerzienrath hatte sie mit Vorwürfen überhäuft, ihn zu der un-

seligen Verbindung mit Bahnau bestimmt zu haben, sich in sein Cabinet verschlossen und von dort einen Boten mit einem Briefe nach der Stadt gesandt. Er war für Niemanden zu sprechen und selbst Arnolds Gegenwart an dem Krankenbette Malvinens machte, daß Holmsen und seine Schwiegermutter sich nicht einmal gleich verständigen konnten. Mathilde hatte ihren Bruder auf einige Augenblicke verlassen, als der Bediente ihm einen, so eben angekommenen Brief überreichte. Es war die Hand des Commerzienraths, Bahnau erbrach ihn zitternd.

„Ich bin ein Freund der Bestimmtheit, folglich auch entscheidender Schritte, schrieb der Commerzienrath, und erwarte es auch von Ihrem Verstande, daß Sie bei ruhiger Überlegung uns, die wir jetzt schon das Stadtmährchen sind, nicht noch in einem höhern Grade dazu machen werden. Daher wünsche ich, daß Sie Ihre Forderungen, wegen Ersatz für meine Schwäche, womit ich Ihnen die Hand meiner Tochter zusagte, nicht auf dem Wege

Rechtens geltend zu machen ſuchen. Laſſen Sie mir durch meinen Schwiegerſohn die Summe des Abſtandes wiſſen, und wenn die Forderung nicht übertrieben iſt, werde ich die Zahlung leiſten, um alsdann Alles durch einen unter uns abgeſchloſſenen gerichtlichen Vergleich, ſo ſchnell als möglich, gütlich zu beendigen.

Es iſt keine Antwort nöthig, ſagte Bahnau, legte den Brief zuſammen und neben ſein Lager. Holmſen, der es einſah, den Sturm in der Seele Dunbars, wenigſtens nicht ſogleich, beſchwichtigen zu können, kehrte, ohne ihn geſprochen zu haben, mit Tagesanbruch zu ſeinem kranken Freunde zurück. Dieſer hatte, unter dem Vorwande, daß ihn das brennende Licht nicht ſchlafen laſſe und er ſich leidlich befinde, ſeine Schweſter zu Bette zu gehen beſtimmt, nachher auch den Bedienten mit dem Auftrage entfernt: die Klingel an ſein Bette zu ſetzen, und wenn er etwa am Morgen ſchlafen ſollte, nicht durch ſein Hereintreten zu ſtören, ſondern das Klingeln zu erwarten. Holm-

sen erhielt bei seiner Ankunft diese Nachricht. Seinen Freund so beruhigt zu finden, hoffte er nicht, und von der höchsten Bangigkeit ergriffen, konnte er sich den Eintritt in das Zimmer nicht versagen. Er fand das Bett leer, auch die Kleidungsstücke Bahnau's fehlten, sein Blick fiel auf den Brief seines Schwiegervaters, der neben der Klingel lag, er las ihn mit Entsetzen, eilte selbst seinen Freund aufzusuchen; im Hause war er nicht, im Garten stand das Pförtchen, welches nach der Straße führte, offen. Neben derselben stand eine hohe Linde, unter dieser ein Tisch, „hier, schrie der Bediente, ist etwas mit Kreide geschrieben." Holmsen las mit Beben die undeutlichen Züge, „schenkt mir bei meiner Mutter ein Grab!" Er stürzte vor das Thor nach dem Kirchhofe; was er befürchtet hatte, traf ein. Bahnau lag entseelt auf dem Grabe seiner Mutter, neben ihm eine kleine Phiole, woran noch der Zettel: „Blausäure" hing.

Er hatte diese, so wie jedes chemische Präparat zum Gebrauch bei seinen Vorlesun-

gen vorräthig und jetzt, zur Beendigung seines unglücklichen Lebens, angewandt. Alle Versuche ihn zu erwecken, waren vergeblich, der einzige Dienst, den er noch von seinem Freunde erhalten konnte, war das gewünschte Grab. Als Holmsen zurückkehrte, um die unglückliche Mathilde auf die schreckliche Nachricht vorzubereiten, hörte er mit Entsetzen die Stimme des alten Bahnau, der ganz vernehmlich die Worte heraus stieß: ohne Einladung wäre ich nicht gekommen. Wer lud Sie ein? fragte Holmsen eintretend. Das weiß ich selbst nicht, antwortete der Alte, aber hier ist der Brief. Es wurden ihm darin zwölf Ducaten zur Reise mit der Nachricht übersandt, daß sein Sohn die Hoffnung habe, ihm ein Jahrgeld von dem Commerzienrath auszuwirken, daß er aber selbst in dieser Sache nicht geradezu handeln könne, ihn daher einlade, auf den funfzehnten Juni auf dem Jahrmarkte zu Willersdorf sich einzufinden, gegen Niemanden zu äußern, daß er dorthin beschieden wäre, sondern, wie durch Zufall dahin geführt, bei der Gesellschaft des

Commerzienraths, wo sich auch sein Sohn befinden würde, sich einzustellen.

Welch ein teuflischer Plan! rief Holmsen, von wem kann er kommen? Er eilte mit dem Briefe auf's Posthaus, ein ihm bekannter Secretair hatte ihn abgenommen und erinnerte sich noch, ihn durch den Aufwärter aus der goldnen Rose erhalten zu haben, dessen Bruder jetzt Bedienter bei Trawitz war. Der Commerzienrath, dem er dies mittheilte, durchschaute nun selbst die Absicht des Bösewichts, der den tückischen gewinnsüchtigen Arnold, wahrscheinlich für seine Zwecke bestimmt und ihn selbst als sein Werkzeug gemißbraucht hatte; aber die Reue war zu spät. Die unglückliche Malvina war in leisen Schlummer versunken, da trat die Kammerjungfer auf den Zehen ins Zimmer, und konnte es sich nicht verweigern, Malvinens ehemaliger Amme, die jetzt als Krankenwärterin an ihrem Lager saß, ins Ohr zu flüstern: „so eben kommt die schreckliche Nachricht, Doctor Bahnau hat sich auf dem Grabe seiner Mutter vergiftet. Malvina

hörte die gräßliche Botschaft, kreischte auf und verfiel in die heftigsten Zuckungen. Sie kam nach einigen Stunden zur Besinnung, bat um den Zuspruch eines Geistlichen und legte diesem die Bitte ans Herz: von ihren Eltern für sie ein Grab an Bahnaus Seite zu erflehen. Dies wurde erfüllt, die Commerzienräthin, deren Liebling die sanfte Malvina war, hatte jetzt jede Freude des Lebens verloren, ihr Gemahl hoffte, daß, wenn Emma Mutter würde, dies ihr noch einigen Trost gewähren sollte, und wenn er darauf hindeutete, dann lächelte die unglückliche Frau wehmüthig. Emma ward Mutter eines Sohnes, aber auch sie war nach zwei Tagen nicht mehr, und die arme Mutter überlebte den Verlust ihres letzten Kindes nur eine kurze Zeit; auch sie ruhte an Malvinas Seite, und neben dem herrlichen Denkmale, das Dunbar seinen Lieben errichten ließ, nennen zwei schwarze Kreuze die Namen Bahnaus und seiner Mutter.

Der unglückliche kinderlose Wittwer, konnte den Ort, wo er das höchste Glück seines

Lebens gehofft und alles, was ihm auf Erden lieb war, eingebüßt hatte, nicht länger bewohnen. Er trat durch eine Schenkungsurkunde den herrlichen Landsitz seinem Enkel ab, und beschloß, um wo möglich sein Leid zu vergessen, einige Jahre hindurch auf Reisen zu gehen. Der alte gefühllose Bahnau hatte sich in den Besitz von dem Nachlasse des Sohnes gesetzt, und starb nach einigen Monaten an den Folgen seiner Unmäßigkeit. Mathilde und ihre Schwester, sich selbst überlassen, bezogen ein abgelegenes Häuschen. Der Commerzienrath bot ihr ein beträchtliches Jahrgeld an, welches sie bescheiden, aber doch mit der Äußerung ablehnte, nichts zu bedürfen, weil sie und ihre Schwester von dem Ertrage ihrer weiblichen Arbeiten leben könnten. Sie war Gegenstand der allgemeinen Theilnahme und blieb durch sanfte weibliche Tugenden auch Gegenstand der allgemeinen Achtung. Holmsen, der es einsah, daß sein Sohn Mutterpflege bedürfe, bot ihr nach einigen Monaten seine Hand an, die sie mit der Äußerung, ihn nicht mit seinem

Schwiegervater zu entzweien, ablehnte. Als dieser aber selbst, da ihn Holmsen mit seiner Absicht bekannt machte, solche in seiner Antwort billigte, gewährte sie den Antrag des Mannes, der schon als Freund ihres Bruders und auch wegen seines edlen Herzens ihre ganze Achtung besaß, und beide wurden ein glückliches Ehepaar.

Der Commerzienrath, der alles besaß, was die Menschen Glück nennen, sich keinen Wunsch, keinen Genuß versagen durfte, fand, statt der Ruhe, die er suchte, nur Lebensüberdruß. Der bleiche Gram, der so, wie die schwarze Sorge, sich mit demjenigen zugleich einschifft, der ihm auf dem mit Erz beschlagenen Schiffe zu entgehen sucht, und sich hinter dem Reiter, der ihm zu entfliehen hofft, auf's Roß schwingt, verfolgte ihn im Gewühle von Paris und London, verleidete ihm das sanfte Clima von Nizza und Neapels schöne Aussichten. Er schrieb an Holmsen:

„Vergeblich, mein Sohn! suchte ich Ruhe, ich hoffe sie nur dort oben, bei meinen Lieben,

und da die Beschwerden des Alters, bei dem, was mich betraf, sich früher als gewöhnlich einfinden, so will ich wenigstens für meine äußere Ruhe sorgen, und mich zu dem Übergange in eine Welt vorbereiten, wo ich nur einzig noch Trost hoffen darf. Kaufen Sie mir, wo möglich in einer abgelegenen Straße, ein Haus mit einem schönen Garten, richten Sie beides anständig, doch nicht prächtig ein, auf den Frühling komme ich zu Ihnen, um mich nie mehr von Ihnen zu trennen. Ich hoffe, daß vielleicht Ihr Anblick bei den vielen schmerzlichen, auch wieder einige angenehme Erinnerungen, und der Anblick meines Enkels ein Gefühl erwecken wird, das der, für mich auf Erden verlorenen Freude in Etwas gleicht.

Pol. 10058.

Nachtblumen.

Ein Nachlaß

von

Ludwig von Baczko.

Leipzig, 1832.

G. Wolbrecht'sche Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort.

Der Nachtblumenbaum (Nyctanthes arbor tristis L.) läßt seine wohlriechenden Blüthen, wie bekannt, nur des Nachts duften. Die hier nachfolgenden Erzählungen wurden vom seligen Baczko größten Theils in nächtlicher Weile zu einer Zeit erzeugt, da seine Augen schon seit 44 Jahren eine ewige Nacht umgab. Mit Beziehung hierauf, und dem Zeitgeschmacke huldigend, der damals gern für schöngeistige literärische Erzeugnisse. Namen von Blumen entlehnte, wählte er daher wohl für diese letzten Kinder seiner Muse nicht unpassend den Titel: „Nachtblumen."

Der ersten und zweiten Erzählung liegen wahre Begebenheiten zu Grunde. In der

dritten ſuchte der Verfaſſer den Charakter eines Mannes aus dem Handwerksſtande zu zeichnen, der ſich durch Originalität, die in ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen gegründet iſt, durch geſunden Menſchenverſtand und wahre Religioſität auszeichnet. In der vierten findet ſich Dichtung mit Wahrheit zu einem anziehenden Gemälde durchgehends intereſſanter Menſchen verſchmolzen.

Leipzig, im März 1832.

Die Verlagshandlung.

Schmidt von Heldenborn,

oder

das Opfer der Einbildungskraft.

Bayer

Wenig Güter hatten so viel als Forstbach durch die Hand der Natur erhalten; Aecker, Wiesen, Wald, Alles war von vorzüglicher Güte; romantisch die Lage; ein kleiner Fluß strömte unweit des herrlichen Wohngebäudes, schlängelte sich durch ein tiefes Thal, welches den Garten begränzte und fiel, nachdem er noch vorher eine Mühle trieb, in einen kleinen Landsee. Den Garten endigte ein Park, worin der Tulpenbaum und die Weihmuthskiefer, der Zuckerahorn und die Acacie ungekünstelt neben einander standen, durch ihr mannichfaches Grün, zum Theil durch die herrlich duftenden Blüthen, die Sinne reizten. Das Lustwäldchen neigte sich nach dem Bache zu, dessen Ufer von Pappeln und Thränenweiden eingefaßt waren; über ihn führte eine Brücke nach dem entgegengesetzten Ufer, wo sich eine große Wiese erhob, die ein dunkler Eichwald bekränzte. Nur der Gesang der Vögel und das Rauschen der nicht entfernten Mühle störten die hier einsame Gegend, wo Alles zum Nachdenken, auch wohl zur Schwermuth einlud. Der vorige Besitzer hatte zur Verschönerung der einsamen Gegend den Eichwald perspectivisch durch-

hauen lassen, diese Stelle aber so lieb gewonnen, daß er am Ende des Durchhaues für sich und die Seinen eine Begräbnißstätte angelegt hatte, und ein Grabmal seiner innigst geliebten Gattin, von einigen hohen Bäumen umgeben, begränzte die Aussicht.

Rittmeister Schmidt von Heldenborn hatte diese Gegend seines Parks zum Lieblingsaufenthalte gewählt; ihn, den Jedermann glücklich pries, drückte unerklärliche Schwermuth. Seine Gattin, eben so schön, als edel und fromm, war die Tochter des Generals von Heldenborn; durch ihre Hand hatte Schmidt, den der Oberst an Kindesstatt annahm, ein großes Vermögen erhalten, war Vater von drei gesunden, schönen Kindern, welche die besten Anlagen des Geistes und Körpers verriethen; Alles, was er unternahm, gelang; sein Körper war stark und gesund; er selbst, in der Blüthe des männlichen Alters, wegen seiner Rechtschaffenheit, seines immer regen Sinnes für das Gute, wegen seines unverdrossenen Eifers, mit dem er überall Elend und Armuth zu hindern suchte, allgemein verehrt.

Er legte jetzt sein 36stes Jahr zurück und Emilie sann darauf, ihrem Gatten irgend eine Freude zu bereiten. Oft hatte er seines Lehrers, des Prediger Färber, mit Liebe und Innigkeit

gedacht. Emilie hatte sich mit dem guten frommen Greise in Briefwechsel eingelassen und ihn dahin bestimmt, die Reise von 30 Meilen anzutreten. Der Verabredung gemäß, war er den Abend vor dem Geburtsfeste in der Stille angelangt. Seine Ankunft war dem Rittmeister verheimlicht worden. Dieser, der die Nächte zum Theil schlaflos hinbrachte, stand, seiner Sitte gemäß, mit dem Anbruche des Tages auf. Seufzend bemerkte Emilie, daß ihn selbst an diesem Tage sein Unmuth nicht verlasse. Sie, die, nur ihn zu schonen, so oft er sich früh aus dem Zimmer schlich, ungestört zu schlafen schien, und dann zu Gott um Ruhe und innern Frieden für ihn betete, fühlte sich an dem heutigen Tage doppelt bewegt; mit Thränen flehte sie, daß Gott ihre Wünsche erhören, die Schwermuth ihres Gatten verscheuchen und, wenn menschliche Kraft mitzuwirken vermöge, auch ihr heutiges Vorhaben segnen sollte.

Sie eilte, nachdem ihre Kinder angekleidet waren, in Begleitung des guten Predigers leise nach jener Stelle, wo sie ihren Gemahl zu finden überzeugt war. Er saß auf einer Rasenbank, unter einer dichten hohen Linde; alle seine Züge verriethen Unruhe und Schmerz, seine Hände waren wie die eines Betenden gefaltet, seine Augen zur Erde gesenkt und nur zuweilen warf

er einen Blick auf das Grabmahl. Da tönte aus dem Walde eine ſanfte Muſik; es war die Melodie des Liedes „Befiehl du deine Wege.“ Eine leichte Röthe überzog die bleiche Wange des ſchwermüthigen Mannes; er hob die Hände gen Himmel: „Gott,“ rief er, eine Thräne vom Auge wiſchend, „mache mich dieſes Glücks und deiner Barmherzigkeit würdig.“ Emilie lag in ſeinen Armen, die Kinder umfaßten ſeine Knie und küßten ſchmeichelnd ſeine Hände, Rührung benahm Allen die Worte, da trat auch Färber hinzu: „Mein Sohn! darf ich Sie noch mit dieſem Namen benennen?“

„O mein guter, theurer Lehrer,“ rief der Rittmeiſter, indem er in die Arme des Greiſes ſank.

Lange währte die Umarmung; die Muſik tönte fort und erhöhte noch die Gefühle aller Anweſenden. Das Frühſtück wurde herbeigebracht. Da kamen alle Einſaſſen des Dorfs in ihren Feierkleidern, nicht zu einer Theaterſcene aufgeboten, ſondern aus eigener Bewegung ihres dankbaren Herzens, um dem guten Vater wie fromme Kinder Glück zu wünſchen. Mütter trugen ihre Säuglinge auf den Armen, Greiſe wankten am Stabe herbei, Alles wollte dem guten Herrn ſeine Liebe, ſeinen Dank beweiſen,

Jeder seine Freude äußern; allein der unglückliche Mann sah die Freude Aller, die ihn umgaben, und sein eigenes Herz blieb freudenleer. Färber hatte von seiner vorgesetzten Behörde die Erlaubniß erhalten, einige Wochen bei seinem ehemaligen Schüler hinzubringen, dessen Vater sich im siebenjährigen Kriege zum Officier emporgeschwungen, am Ende desselben, bloß, weil er nicht von Adel war, seinen Abschied und die unbedeutende Bürgermeisterstelle in einem kleinen Städtchen erhalten hatte, wo Färber bei einem geringen Einkommen Schulrector war. Dieser hatte frühzeitig seine Aeltern verloren, war in einem Waisenhause erzogen, an wenig Bedürfnisse und große Thätigkeit gewöhnt worden, fühlte daher auf seiner Stelle, worin Hundert sich elend geglaubt haben würden, keinen Mangel. Aber so treulich er auch seinem Amte vorstand, so blieb er doch, da keiner seiner Schüler sich den Wissenschaften weihte, von aller Beschäftigung mit denselben entfernt, und da er aus seinen Einkünften sich nur selten ein Buch anzuschaffen im Stande war, so blieb manche Stunde unausgefüllt.

Die Bibel, die ihm immer Belehrung und Erhebung des Herzens gewährt, einige lateinische und griechische Classiker und einige vorzügliche

Werke, die er beſaß, hatte er ſeinem ſtarken Gedächtniſſe beinahe völlig eingeprägt, als Schmidt, der auch in ſeinen frühern Jahren die Rechte ſtudirt hatte, die Burgermeiſterſtelle erhielt. Gleiche Geiſtesbildung machte ihn und Färbern zu Freunden; ſie fanden beide in ihrem Umgange Erholung und Freude. Schmidt war verheirathet, und als Wilhelm geboren wurde, und Färber bei ihm die Stelle eines Taufzeugen vertrat, da gelobte dieſer, der nach ſeinen Grundſätzen es für Zweck und Pflicht des Taufzeugen hielt, auf die gute, chriſtliche Erziehung des Täuflings zu wirken, einſt Erzieher und zweiter Vater deſſelben zu ſeyn. Ihn gereute dieſer Entſchluß auch nicht, denn Wilhelm, ein ſchöner, lebhafter Knabe, entwickelte bald die herzlichſten Anlagen, die Färber treulich auszubilden ſtrebte. So wuchs der Knabe heran. Hohe Religioſität und ſeltene Reinigkeit der Sitten mäßigten das außerordentliche Feuer Wilhelms, deſſen leidenſchaftliche Heftigkeit ſich dennoch oft verrieth. Schnell waren ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, die der Lehrer oft im Stillen dem Vater freudig mittheilte. Beide beſchloſſen, Wilhelm ſolle ſtudiren. Aber zur Theologie äußerte er keine Neigung, und wie er dereinſt, beinahe ohne alle Unterſtützung, bei dem Studium der Rechte

oder der Arzneikunde bestehen und sich zu einem Amte emporschwingen sollte, daran dachten oft die beiden Freunde. Wenn aber Schmidt in dem Vorsatze schwankte und seinen Sohn zu einem Gewerbe bestimmen wollte, dann richtete ihn Färber auf durch Vertrauen auf Gott, der Alles wohl machen würde; und so übersah er auch den Wunsch des Knaben, einst im Kriegsstande sein Glück zu suchen.

Da erkrankte Schmidt; einige im Kriege erhaltene Wunden hatten seine Kräfte erschöpft; er erlangte nie völlige Genesung wieder; seine Krankheit artete zuletzt in ein schleichendes Fieber aus. Mit redlichem Eifer suchte seine treue Gattin, wo sie es vermochte, Hilfe des Arztes und bot Alles zur Stärkung und Erquickung des Kranken auf. Hierdurch schwand allmälig ihre letzte Habe dahin; bei Schmidts Tode besaß die Familie kaum das Erforderliche zu den Begräbnißkosten, aber allgemeine Liebe und Achtung begleitete den Verstorbenen zur Gruft und in wenig Monaten erhielt auch die Witwe dort an seiner Seite ihre Ruhestätte. Eine zurückgebliebene Tochter wurde von einem wohlhabenden Bürger liebreich in sein Haus genommen, in der Folge, da Tugend und Schönheit die Stelle der Aussteuer vertrat, an einen rechtschaffenen Mann verhei-

rathet und Wilhelm fand in dem guten, frommen Färber einen Vater wieder. Dieſer hatte während einer Reihe von Jahren alle Verbindungen auf der Akademie verloren, und wo er Gönner und Hilfe für ſeinen Wilhelm aufzubieten ſuchte, blieb jeder Wunſch unerfüllt. Da kam Rittmeiſter von Heldenborn auf das von ſeinem Vater ererbte Gut. Einen Huſarenofficier auf einem ſo ſchönen Pferde hatte der 17jährige Wilhelm noch nie geſehen; ein ſolcher Mann, wenigſtens ihm ähnlich zu werden, war ſein ganzer Wunſch. Der Rittmeiſter bemerkte den ſchönen Jüngling, deſſen Blick beſtändig auf ihm ruhte, und als er einſt aus der Kirche ging und Wilhelm, von ſeinen Gefühlen fortgeriſſen, ihn mit einer tiefen Verbeugung grüßte, fragte ihn Heldenborn, wer ſeine Aeltern wären. Wilhelm ſtand auf dem Kirchhofe neben dem Grabe ſeines Vaters; mit Feuer erzählte er ihm, wie dieſer Officier geweſen wäre, im ſiebenjährigen Kriege muthig gekämpft und einige Wunden erhalten habe. Das Feuer des Jünglings vermehrte den günſtigen Eindruck, den er auf den Rittmeiſter gemacht hatte, und da nun Wilhelm fortfuhr, wie auch er Soldat zu werden wünſche, und der Rector eben hinzutrat, äußerte der Rittmeiſter den Wunſch, daß er bei ſeiner Escadron Dienſte

nehmen möchte; er verſprach, ſich alsdann ſeiner anzunehmen und erzählte, wie mancher Bürgerliche ſich unter den Huſaren ſchnell emporgeſchwungen habe; da ergriff Wilhelm die Hände des guten Färber, küßte und benetzte ſie mit Thränen: „Vater, lieber Vater!" rief er aus, „ohne Ihre Einwilligung thue ich keinen Schritt; aber, o ich flehe! hindern Sie mein Glück nicht." Färber glaubte hier einen Fingerzeig der Vorſehung zu erblicken, und ſo wurde Wilhelm Huſar und begleitete den Rittmeiſter an ſein außerhalb der Provinz ſtehendes Regiment.

Heldenborn, im Schooße des Glücks erzogen, im Beſitze eines großen Vermögens, in eine Menge von Zerſtreuungen verwickelt, hegte wirklich für Wilhelm lebhaftes Wohlwollen, wozu ihn noch mehr Lavaters Phyſiognomik beſtimmte, die damals durch den Reiz der Neuheit allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Der reiche Heldenborn hatte ſich dies koſtbare Werk angeſchafft, glaubte in manchen von Lavater hochgeprieſenen Phyſiognomieen Wilhelms Züge zu erblicken, dachte aber doch, da ihn Geſchäfte und Zerſtreuungen unaufhörlich feſſelten, genug gethan zu haben, wenn er ihm monatlich eine kleine Zulage gab, und einem tüchtigen Unterofficier, ihn zu einem wackern Soldaten zu bilden, über-

trug. Wilhelm, bei aller Neigung zu seinem Stande, die ihn auch der unbedeutendsten Kleinigkeit seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen bestimmte, tröstete sich bald mit der Hoffnung, daß er einst als Officier, in einen höhern Wirkungskreis versetzt, dann nicht mehr das Unangenehme, welches ihn jetzt drücke, fühlen werde. Aber Jahre vergingen, und Wilhelm blieb Unterofficier. Oft schrieb er an seinen väterlichen Freund, und so sehr er diesen durch eine Klage zu betrüben scheute, merkte Färber doch bald, daß Wilhelm nicht glücklich war. Die einzige Schwester desselben starb im ersten Wochenbette, und da hierdurch die Veranlassung zum Briefwechsel vermindert wurde, so erhielt Färber nur noch selten einen Brief seines ehemaligen Zöglings.

Jetzt brach der Krieg mit Frankreich aus, und als der unglückliche Rückzug aus Champagne begann, da bildete der Oberst Heldenborn mit seinem Regimente den Nachtrab. Französische Scharfschützen wurden ihm dabei äußerst lästig; einzelne Schüsse tödteten und verwundeten unaufhörlich. Der Oberst hatte bereits eine leichte Wunde erhalten, da zerschmetterte ihm eine Kugel das Bein; er konnte sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten, alle Wagen waren entfernt; ihn der Willkühr der Feinde zu überlassen, war empörend.

Da erbot ſich Wilhelm, ſchnell aus Stangen und Decken eine Trage zu bereiten, dieſe zwiſchen zwei Pferden zu befeſtigen und ſeinen verwundeten Oberſt, wenn man ihm nur eine kleine Bedeckung geben wolle, in Sicherheit zu bringen. Der Antrag wurde angenommen und ausgeführt. Heldenborn beſaß ein ſanftes, fühlendes Herz; er erinnerte ſich jetzt, welche Hoffnungen er in der Seele des Jünglings geweckt, wie wenig er ſie erfüllt, wie wenig er in einigen Jahren geleiſtet hatte. Wilhelms Liebe und Anhänglichkeit rührten ihn innig, eine gewiſſe Beſchämung kam hinzu und hiermit zugleich der Entſchluß, von dieſem Augenblicke an um ſo eifriger für ihn zu ſorgen. Wilhelm war, ſo lange der Oberſt wegen ſeiner Wunden das Bette hüten mußte, nicht von ſeiner Seite gewichen, hatte ihm, der ſein Lieblingswerk zu ſeiner Zerſtreuung wünſchte, Lavaters Phyſiognomik aufgetrieben, ihm daraus häufig vorgeleſen und Heldenborn, der feſt daran glaubte, hatte an Schmidt einen gelehrigen Schüler gefunden, der ihm auch ſchon hierdurch um ſo theurer wurde.

Heldenborn beſaß die Gnade des Königs; die Empfehlung ſeines Oberſten, den er gerettet hatte, bewirkte Schmidts Ernennung zum Officier. Das Regiment hatte während des Krieges

ſtarken Abgang; Schmidt ſtieg empor. Heldenborn ward General; Schmidt, ſein Adjutant, wurde ihm mit jedem Tage lieber. Der Muth des wackern jungen Mannes, ſeine hohe Entſchloſſenheit und doch dabei die anſpruchloſeſte Beſcheidenheit, gewannen einen Jeden, der ihn kennen lernte, um ſo mehr ſeinen General, dem er täglich Beweiſe der größten Aufmerkſamkeit und Anhänglichkeit gab, und dem er bei jeder Gelegenheit Dankbarkeit und kindliche Liebe zeigte. Jeder Brief Heldenborns an ſeine Gemahlin war mit Lobſprüchen ſeines Adjutanten erfüllt, die ihn nebſt ihrer Tochter ſchon als den Retter von Heldenborns Leben äußerſt ſchätzte, voll reger Dankbarkeit, die ſanften, guten Seelen jederzeit eigen iſt, und ſich ſchon auf die Gelegenheit freute, ihm dieſe äußern zu können.

Jetzt kehrte das Regiment in ſeine Garniſon zurück. Der ſchöne junge Mann auf dem muthigen, wilden Pferde, das er ſo ganz ungezwungen beherrſchte, zog Aller Augen auf ſich. Wie viel mehr gewann er gleich bei dem erſten Eindruck bei dieſen beiden dankbaren Herzen. Einen ſolchen Mann hatte Emilie noch nie geſehen, wenigſtens hatte noch keiner auf ſie einen ſolchen Eindruck gemacht. Auch Schmidt hatte noch nie für ein weibliches Weſen ſolche Em-

pfindungen gehegt, als jetzt in seiner Brust für Emilien herrschten. Jetzt bewarb sich Graf Ballenstädt um Emiliens Hand. Der Glanz der Familie, der Reichthum des Grafen bestimmte den Vater, diese Verbindung zu wünschen, allein bei dem ersten Antrage, den er Emilien machte, füllten sich ihre Augen mit Thränen; sie erklärte, sich dem Befehle ihres gütigen Vaters nie widersetzen zu wollen, aber bat, wenn es möglich wäre, sie mit jedem Antrage zu einer Heirath zu verschonen. Der General staunte, allein er liebte sein Kind; weit entfernt, ihr einen Zwang aufzulegen, versicherte er mit väterlicher Zärtlichkeit, daß die Wahl ihres künftigen Gatten einzig von ihr abhängen solle, und ward dafür durch Freudenthränen und die höchsten Aeußerungen der Dankbarkeit belohnt.

Einige Monate vergingen, da glaubte Heldenborn bei seinem Adjutanten eine Niedergeschlagenheit, eine Schwermuth zu bemerken, die er sich bei dem sonst so unbefangenen Manne nicht zu erklären wußte und durch immer erneuerte Beweise des Wohlwollens zu verscheuchen suchte. Aber umsonst; Schmidt ward immer trübsinniger, und viele seiner Cameraden, die ihn liebten, boten Alles zu seiner Aufheiterung und Zerstreuung auf. Der Regimentsarzt, ein ge-

ſchickter und erfahrner Mann, der auch nicht allein in ſeinem Fach, ſondern auch durch ausgebreitete Kenntniſſe und als ein großer Menſchenkenner Achtung verdiente, liebte ſeinen General, und von dem Augenblick an, wo Schmidt dieſen gerettet hatte, war auch er ihm äußerſt lieb und werth geworden. Daß ein geheimer Gram ihm ſein Daſeyn verkümmere, ſah Doctor Winter völlig ein, nur wußte er ihn nicht zu enträthſeln; als er aber einſt mit dem General, im Beiſeyn von deſſen Familie, über Schmidt ſprach und mit inniger Wehmuth äußerte, er fürchte für das Leben des jungen Mannes, bei dem ſich ein ſchleichendes Fieber zu äußern anfange, da erbleichte Emilie, ſie zitterte heftig; die Mutter eilte, ſie auf einen Stuhl zu bringen; nach einigen Minuten war ſie hergeſtellt, aber Winter gründete hierauf eine Folgerung, die er näher zu prüfen beſchloß. Bei ſeinem nächſten Beſuche, den er dem Kranken abſtattete, erzählte er ihm, unter andern gleichgiltigen Geſprächen, auch Emiliens plötzliches Erkranken, doch ohne die Veranlaſſung zu berühren. Ich fürchte, fügte er hinzu, daß irgend eine Leidenſchaft, die ſie den Aeltern zu entdecken Bedenken trägt, die Geſundheit des herrlichen Mädchens zerſtören, ſie frühzeitig in die Grube bringen wird. So unbefangen er

bei dieſer Gelegenheit zu ſeyn ſchien, hatte er doch ſeinen Kranken aufmerkſam beobachtet, und der Wechſel der Farbe, der ängſtliche kurze Athem, und als er ihm noch bei dem Abſchiede an den Puls faßte, die raſchen Schläge deſſelben, gaben ihm die Ueberzeugung, ſich nicht getäuſcht zu haben. Am folgenden Morgen forderte ihn der General auf, ſich nach Emiliens Geſundheit zu erkundigen. „Ach," ſagte Winter, „ich fürchte, das theure Fräulein und unſer Schmidt" — der General ſah ihn ſtarr an, Winter ſchwieg und erſt auf die Frage: „nun, woher dieſe Verbindung beider Kranken?" antwortete er mit anſcheinender Bedächtlichkeit, „ſie werden vielleicht beide langſam dahin welken." Der General ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab. Winter begab ſich zu Emilien und kam mit der Nachricht zurück, daß ſie ſich zwar leidlich befinde, aber ihre ſonſt ſo blühende Geſundheit ſeit einiger Zeit zerrüttet ſcheine. „Sollten Sie mehr wiſſen?" fragte der General in einem etwas unfreundlichen Tone. „O," antwortete Winter, „wie ſollte ich, der ich das edle Herz, die vorzügliche Geiſtesbildung von Fräulein Emilien kenne, etwas zu wiſſen glauben, was ihr liebender Vater noch nicht weiß? Doch zuweilen ahnet der Arzt und dieſe Ahnungen können ihn auch wohl trügen." „Und Schmidt?"

fragte der General weiter, „wüßten Sie vielleicht von dieſem mehr?“ Winter zuckte die Achſel. „Ich bitte Sie, ohne Rückhalt,“ fuhr der General fort. „Schmidt,“ erwiederte der Doctor, „iſt ein edler junger Mann, der Sie als ſeinen höchſten Wohlthäter liebt und eher untergehen, als ſich eine Erklärung und einen Schritt erlauben wird, der dieſem edlen Wohlthäter zuwider ſeyn und ihn als einen Undankbaren auszeichnen würde.“

Am Nachmittage deſſelben Tages hielt der General vor Schmidts Thüre, den er bei dieſer ſchönen Witterung zur Spazierfahrt einlud. Mit dankbarer Rührung nahm der Kranke die Einladung an. Nach gleichgiltigen Geſprächen dachte der General an Emiliens Krankheit. „Die Vorſehung,“ ſagte er, „ließ mir nur dies einzige Kind; meine beiden Söhne ſtarben; ich hoffte, daß Emiliens Wahl auf irgend einen edlen meiner Liebe und Achtung würdigen jungen Mann fallen, dieſer mit ihrer Hand meinen Namen annehmen und den Verluſt der Söhne erſetzen ſollte, aber es ſcheint ein Geheimniß auf Emiliens Seele zu ruhen; daß ihre Wahl auf einen Unwürdigen gefallen ſeyn könnte, iſt eben ſo unmöglich zu glauben, als es dem Vater wird, das Zutrauen der Tochter zu erbetteln und ſo — Gott wird mir Kraft zum Dulden geben, auch

wenn ich dies mein einziges Kind verliere." Er, der bis jetzt vor ſich oder zum Fenſter herausgeſehen hatte, wandte ſich plötzlich gegen Schmidt, der todtenbleich an ſeiner Seite ſaß. „Ihre Farbe hat ſich verändert," ſagte er mit ſanfter Theilnahme, indem er ihn ſcharf ins Auge faßte. Schmidt hatte keine Worte. „Junger Mann," fuhr der General fort, „Sie ſind Retter meines Lebens; immer betrachtete ich Sie mit Vaterliebe." „O, keine Vorwürfe," antwortete Schmidt, „da mein eignes Gewiſſen ſie mir wahrlich nicht macht; nie habe ich mir auch nur die ſtolze Hoffnung geſtattet, auf Fräulein Emilien einen flüchtigen Eindruck gemacht zu haben und ich bitte Sie, da nun der für mich ſchmerzliche Argwohn mir nicht mehr in den vorigen Verhältniſſen zu bleiben geſtattet, bei meiner ohnehin geſchwächten Geſundheit, um meine Entlaſſung, um eine Anſtellung im Civilfache anzuſuchen, und ich würde es als den letzten Beweis der Gewogenheit betrachten, hierdurch nach einer entfernten Provinz geſchickt zu werden" — „und folglich," fiel der General ein, „lieber zu verſchmachten und ein gutes, edles Mädchen untergehen zu laſſen, als dem Stolze zu entſagen und dem alten Vater mit Herzlichkeit zu äußern: mache mich, mache Dein Kind glücklich. Schmidt, wären Sie nicht krank,

ich würde Sie einige Tage dafür durch Angſt beſtrafen. „Herr General" — „Keine Umſchweife; ſind Sie von Emiliens Liebe überzeugt?"

„Wie könnte ich?"

„Wenn das nicht iſt, ſo würde auch wohl mein Plan, Sie zu adoptiren und Ihnen mit dem Namen Heldenborn die Hand meiner Tochter, und dereinſt mein ganzes Vermögen zu geben, zu voreilig ſeyn. Nun mein Sohn!" er drückte ihm herzlich die Hand. Schmidt wollte dieſe an ſeine Lippen drücken, indem Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten. Der General ſchloß ihn in ſeine Arme. „Mein Sohn," ſagte er, „Du retteteſt mein Leben, und ich ſollte Dir das Deine verkürzen? Sorge nur für die Wiederherſtellung Deiner Geſundheit." Die Erklärung des Generals fruchtete mehr als alle Arzneimittel. Dieſer war von der Spazierfahrt heiter nach Hauſe gekehrt.

„Denkt einmal," ſagte er, als er in das Zimmer ſeiner Gemahlin trat, wo Emilie mit einer Stickerei beſchäftigt war, „denkt einmal, ich habe die Urſache von Schmidts Krankheit entdeckt. Es iſt Liebe;" Emiliens bleiche Wange färbte ſich mit einer ſanften Röthe, „und erräthſt Du wohl," ſagte er, ſie freundlich anſehend, „wer der Gegenſtand dieſer Liebe iſt?" Emilie wollte zu

seinen Füßen sinken, er drückte sie an sein Herz, „böses Kind," sagte er, ihr sanft die Wange streichelnd, „war es Dir denn so schwer, Deinem Vater zu sagen: mache mich glücklich!"

Der König erfüllte die Bitte des alten Kriegers, und Schmidt von Heldenborn, der auch in wenig Monaten Rittmeister wurde, ward nun als Emiliens Bräutigam Gegenstand des allgemeinen Neides. Seine Gesundheit kehrte zurück, und der glückliche Schwiegervater, von seinen Kindern beinahe abgöttisch geliebt, wurde bis zu Freudenthränen gerührt, als er den ersten seiner Enkel auf seinen Arm nahm. Nichts fehlte zu seinem Glücke, aber der Mensch, so liegt es im weisen Gange der Vorsehung, soll, damit er nie seinen Zweck, Himmel und Ewigkeit, vergesse, sich nimmer in dieser Welt ganz glücklich fühlen. Die Generalin, diese edle Frau, die schon lange kränkelte, aber, als sanfte, fromme Dulderin, sich nur selten zu beklagen gestattete, wurde daher auch bei weitem nicht für so schwach und krank gehalten, als sie es wirklich war. Sie hatte jederzeit den Charfreitag, den Sterbetag ihres Erlösers, mit hoher Andacht gefeiert, und ungeachtet der unfreundlichen, feuchten und stürmischen Witterung sich nicht abhalten lassen, sich auch jetzt noch an dem Liebesmahle, das er

vor seinem Tode einsetzte, zu stärken. Freundlich wie immer und mit frommer Rührung kehrte sie zurück; die Wärme des Zimmers schien auf ihre schwachen Nerven nachtheilig zu wirken, sie es aber nicht zu bemerken. Gewöhnt, sich nach ihrer Rückkehr mit stiller Andacht zu beschäftigen, hatten sich alle die Ihrigen, die mit ihr zugleich die heilige Handlung begangen hatten, entfernt, als sie unerwartet einen Schrei that. Die Kammerjungfer stürzte aus dem Vorzimmer herbei. Ihr Haupt war neben dem aufgeschlagenen Erbauungsbuche auf den Tisch gesunken; ein Nervenschlag hatte ihr den Lohn der Ewigkeit zugeführt.

Der General, dem sie einige dreißig Jahre lang treue Lebensgefährtin gewesen war, fühlte jetzt an dem Orte, wo Alles ihn an die theure Verewigte erinnerte, immer neue Anregung zum Schmerz. Er hatte schon lange die Absicht gehegt, wegen seines Alters den Abschied zu nehmen und den Ueberrest seines Lebens auf seinen Gütern hinzubringen, die er noch vor Kurzem durch den Ankauf eines neuen Gutes vermehrt hatte. Jetzt beschloß er diesen Plan auszuführen; da er sich aber unmöglich von seinen Kindern trennen konnte, wurde auch Schmidt seine Entlassung zu nehmen bestimmt. Im Schooße der

ſchönen Natur, und als Wohlthäter der Armen, fand der edle Greis zwar nicht ungetrübte Ruhe, doch Troſt. Jeden ſeiner Wünſche ſuchte Schmidt zu erfüllen, und da einmal Phyſiognomik Lieblingsbeſchäftigung des Greiſes, das Geſpräch darüber eine ſeiner angenehmſten Unterhaltungen war, ſo ſuchte Schmidt, was möglich war, anfänglich aus Gefälligkeit für den geliebten Greis, hierin zu leiſten, und ward allmälig ſelbſt durch ſeine blühende Phantaſie und das ihm eigenthümliche Feuer ſo für dieſe Wiſſenſchaft gewonnen, daß er ſie beinahe für unfehlbar hielt, und ob er gleichwohl hin und wieder eines andern belehrt wurde, dennoch in die Wahrheit desjenigen, was er dadurch bemerkt zu haben glaubte, das höchſte Zutrauen ſetzte.

Heldenborn verlebte unter ſeinen Kindern noch drei Jahre und erhielt dann auch ſeine Ruheſtätte auf dem ſo romantiſch gelegenen Kirchhofe, wo er ſich ſelbſt unter einer hohen Eiche einen Lieblingsplatz hierzu gewählt hatte. Schmidt war vor der Beerdigung zurückgekehrt. Er und Emilie, die ſich in ihrem Beſitze ſo unausſprechlich glücklich fühlten, dachten des theuren Entſchlummerten mit inniger Rührung. Daß ſie ihn nie vergeſſen, daß ſein Bild ſie unaufhörlich umſchweben würde, darin ſtimmten ſie beide

überein, und da die Aerzte Emilien verschiedentlich den Gebrauch des Carlsbades angerathen hatten, und zu der Reise bereits die Anstalten getroffen waren, die Krankheit des verewigten Greises aber die Aussetzung derselben herbeigeführt hatte, so drang Schmidt um so mehr in seine Gemahlin, diese Reise in seiner Begleitung nach wenig Tagen anzutreten; da diese sich noch überdem auf einen Besuch freute, den sie einer Jugendfreundin, die in dieser Gegend verheirathet war, zugesagt hatte, und von welcher sie gerade jetzt ein Schreiben erhielt, worin sie mit jener Innigkeit, die nur bei Jugendfreunden herrscht, an die Gewährung dieser Zusage erinnert wurde.

Die Reise wurde von keinem unangenehmen Zufall unterbrochen. Das Bad wirkte auf Schmidt nicht vortheilhaft, bei dem sich zuweilen eine gewisse Schwermuth äußerte. Herrlich aber war die Wirkung des Bades auf Emilien. Gestärkt und mit erneuerter Gesundheit kehrte sie zurück, und rechnete nun noch darauf, bei Frau von Walldorf einige der heitersten Tage zu genießen. Emilie fand ihre Jugendfreundin an der Seite eines liebenswürdigen Gatten, bei beschränktem Vermögen, zufrieden und glücklich. Beide Eheleute boten Alles auf, ihren Gästen

Abwechselung und Vergnügen zu schaffen, so sehr diese auch versicherten, daß ihr freundschaftlicher Umgang ihr höchster Genuß, das einzige von ihnen gewünschte Vergnügen sey. Immer fürchtete Walldorf, daß seine reichen, und daher an so manche Genüsse gewöhnten Gäste unmöglich seiner einfachen Lebensweise einigen Geschmack abgewinnen könnten, und daher sann er täglich auf neue Zerstreuungen. Er war der römischen Kirche zugethan, und hatte daher bei seinem Schloß eine Capelle, worin das Altarblatt, eine heilige Jungfrau, von der Hand eines nicht gewöhnlichen Künstlers, von Schmidt mit Wohlgefallen betrachtet wurde. „O," sagte Walldorf, „Sie sind wohl ein Freund der Malerei?" und als Schmidt dieß bejahte, that er ihm den Vorschlag, gleich am folgenden Tage das nur eine Meile davon mitten in Gebirgen liegende Schloß des Grafen von Wolfstein zu besuchen, eines Greises, der in gewisser Art ein Sonderling wäre, selbst nicht ausgehe, dem aber doch zuweilen ein Besuch recht willkommen sey. Dieser kinderlose Greis, ein enthusiastischer Freund von Gemälden, hätte bei Aufhebung der Klöster in Schlesien und Böhmen einige tausend Thaler zum Ankauf von Meisterwerken verwandt, so daß vielleicht in seiner alten Burg ein beinahe ver-

borgener Schatz von Gemälden enthalten seyn dürfte.

Der Grgf nahm die Anmeldung auf den folgenden Tag sehr freundlich an. Da ihn aber Walldorf geschrieben hatte, daß sein Freund ein Kenner von Gemälden wäre, lud er sie nicht bloß zu Tische, sondern bat, damit sie sich recht mit Muße an seinen Gemälden weiden könnten, recht früh zu erscheinen. Die Frauen blieben, da Wolfstein, durch Liebe unglücklich, in seinen frühern Jahren das Kreuz des deutschen Ordens angenommen hatte, von diesem Besuche zurück.

Schmidt und Walldorf, bloß von einem Bedienten begleitet, setzten sich zu Pferde. Der Weg ging durch einen dunkeln Tannenwald, die Sonne verbarg sich unter düsterm Gewölk, ein kalter, heftiger Wind bewegte die Bäume, und ihr Rauschen erzeugte, so wie das ganze Aeußere der Gegend, wo zuletzt nur Hohlwege zwischen Felsen hinführten, eine gewisse melancholische Stimmung. Das Gespräch ward einsylbig; da zeigte sich schon von fern die Burg des Grafen, die sich beinahe noch ganz auf der Anhöhe eines Berges aus dem Mittelalter erhalten hatte. In der Nähe derselben trieb ein Bergstrom ein Paar Eisenhämmer, der Dampf eines hohen Ofens stieg in ihrer Nähe in die Höhe, und vermehrte

ſo wie die Schläge der Eiſenhammer, noch das Schauerliche der Gegend. Sie ritten über die Zugbrücke, Alles war ſtill in der Burg, nur ein Paar Greiſe erſchienen. Der eine nahm ihnen die Pferde ab, um ſie in den Stall zu führen, der andere bat ſie im Namen des Grafen um Verzeihung, daß ſein Herr, den vor wenig Tagen nur das Podagra verlaſſen hätte, ihnen nicht entgegen zu kommen im Stande wäre. Sie ſtiegen, von ihm geführt, die Wendeltreppe hinauf; jetzt kam ihnen der Graf wieder in Begleitung eines andern Greiſes, ſeines Dieners, entgegen, ein langer, hagerer Mann, deſſen Rücken ſchon das Alter gekrümmt hatte, in einer einfachen ſchwarzen Kleidung. Sein graues Haar hing nachläſſig bis auf die Schulter herab, ſein Auge aber ſtrahlte noch mit dem Feuer des Jünglings, und ſeine Muskeln veränderten ſich leidenſchaftlich, gemäß dem Gegenſtande, über den er ſprach. Er führte ſeine Gäſte in einen großen Saal, den vier Säulen ſtützten, und deſſen Wände mit Gemälden von Rittern bedeckt waren. Indeß er ſie zum Frühſtück einlud und ihnen den herrlichſten Tokayer vorſetzte, nannte er ihnen die merkwürdigſten dieſer Ritter, machte ſie auf einige ausgezeichnete Phyſiognomieen und auf einige Gemälde aufmerkſam, welche

dieſes in Hinſicht der Kunſt verdienten. Ein zweites Zimmer, in das er ſie führte, enthielt Päpſte und Biſchöfe, Heilige und Mönche. Ein drittes Madonnen und andere heilige Frauen; ein viertes bibliſche Gemälde und Züge aus dem Leben der Heiligen. Ueberall, wo etwas der Aufmerkſamkeit würdig war, hielt er ſich mit künſtleriſchem Wohlgefallen auf, erzählte von herrlichen Gemälden, die er in Frankreich, Spanien und Italien auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte; ſo daß Schmidt und Walldorf, welchen die Zeit hierbei ſchnell und angenehm verſtrich, überraſcht wurden, als der alte Diener zur Mittagstafel einlud.

Sie fanden bloß den alten Secretär des Grafen und ſetzten ſich nun zu Tiſche. Unbefangen erzählte der Graf ſeine Lebensweiſe und ſagte, daß auch er in der Zeit ſeiner ſchönen Jugendträume auf Erden Glück und Freuden gehofft hätte, daß er aber auch ſchmerzlich erwacht wäre, und bei der feſten Ueberzeugung, daß es hier die Beſtimmung des Menſchen wäre, ſich nur auf ein höheres Wirken jenſeits des Grabes vorzubereiten, auch einzig dieſem Zwecke lebte und überzeugt, daß der Menſch in den Jahren der Kraft, mit einem Herzen voll Hoffnungen und Wünſche, ſich wohl nie lange in

der Nähe eines Greises gefallen könne, habe er auch zu seiner Umgebung nur Greise erwählt, die mit ihm zugleich, durch die Last des Lebens ermüdet, auf Tod und Grab voll großer Hoffnung herabblickten. Es verbreitete sich unter Allen eine wehmüthige Rührung, besonders da das kleine Speisezimmer selbst beinahe einer Capelle glich. Christus am Oelberge bei der Einsetzung des Abendmahls, eine Kreuzigung, dann die Abnahme vom Kreuz, eine Auferstehung und Himmelfahrt. Alles vormalige Altarblätter, die vom Fußboden bis an die Decke des Zimmers reichten, machten schon durch ihren Anblick eine ernste, wehmüthige Stimmung rege, um so mehr, da bei dem trüben Tage nur ein mattes Licht durch die alten gemalten runden Scheiben das Zimmer mäßig erleuchtete, und an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein hohes Kreuz aus Marmor in Lebensgröße stand, das vormals auch eine Kirche geschmückt hatte, und an dem Fuß desselben ein Paar Todtenköpfe lagen. Der Graf schien den beiden jungen Männern unter diesen Umgebungen, besonders wenn seine Stimme und Miene sich zu einer sanften Wehmuth hinneigte, selbst wie ein Heiliger. Er bat nach aufgehobener Tafel, ihn, den Greis, zu entschuldigen, daß er ein Paar Stun-

den der Ruhe und Andacht weihen müſſe, und es zu geſtatten, daß ſein Secretär ihnen den übrigen Theil ſeiner Gemäldeſammlung zeigen dürfe. Sie folgten demſelben und wurden durch ein Zimmer überraſcht, worin lauter weibliche Gemälde, manche alte Damen in klöſterlicher und deutſcher Tracht, aber auch zahlreiche junge Schönheiten ſich ihnen zeigten.

„Dieß Zimmer," ſagte Werner, der alte Secretär, „wird nur ſelten vom Grafen beſucht, und dann pflegt er gleich daraus in das folgende zu eilen." Dieß enthielt zum Theil gräßliche Marterſcenen, Darſtellungen von Sterbenden, Hinrichtungen, Zweikämpfe, wovon manche durch das Gräßliche und die Verzerrungen, welche ſie darſtellten, gegen Kunſt und Geſchmack verſtießen.

„Wie iſt es möglich," ſagte Schmidt, indem er ſich zu Wernern wandte, „daß ein ſo geſchmackvoller Kenner der Kunſt ſich von der Schönheit entfernen und dann zu dieſem Gräßlichen hineilen kann?"

„Es iſt ſo ſeine Weiſe," lautete die Antwort; „ich glaube bloß ſeine Aeußerung hierauf deuten zu dürfen, daß Schönheit und Liebe die größten Verbrechen und die gräßlichſten Thaten erzeugt haben, beide folglich nahe an einander

gränzen. Daher mögen denn auch wohl in dieſem nächſten Zimmer die Abbildungen von Engeln und himmliſchen Scenen mit ſchrecklichen Abbildungen von Teufeln zuſammengeſtellt ſeyn."

„Jeſus Maria!" rief Walldorf, als er in dies Zimmer trat, und die gräßlichen Geſtalten erblickte. Auch Schmidt wandte den Blick mit Schauder davon ab, der nun mit Wohlgefallen auf den ſchönen Abbildungen einiger Engel ruhte. Ein ausgezeichnet großes Gemälde, und neben dieſem die Abbildung eines Carthäuſermönchs, trennte ſie von jenen verzerrten Geſtalten.

„Ei!" ſagte Walldorf, der es eine Zeit lang mit Aufmerkſamkeit betrachtete und Wernern winkte. Beide flüſterten, nickten ſich zu und ſahen zuweilen verſtohlen auf Schmidt, deſſen Aufmerkſamkeit hierdurch rege wurde. Er trat hinzu, und ſie deuteten nun auf einen jungen Mann, der in einer wüſten Gegend, zwiſchen hohen ſchroffen Felſen, unter einem Baume lag und angſtvoll um ſich zu blicken ſchien, und unbefangen ſagte Werner: „wir haben in dieſen Geſichtszügen, mehr aber noch in der gleich dabei hängenden Abbildung des nämlichen Grafen von Wolfſtein als Carthäuſermönch, große Aehnlichkeit mit Ihrer Phyſiognomie zu entdecken geglaubt."

„In der That," sagte Schmidt, nachdem er beide aufmerksam betrachtet hatte, „so wie ich mich selbst aus dem Spiegel kenne, glaube ich ihm etwas ähnlich zu seyn." Er betrachtete das Gemälde mit desto größerer Aufmerksamkeit.

„Wer," sagte er, indem er auf eine Figur im Hintergrunde des ersten Gemäldes deutete, „wer ist dieser Mensch mit dem borstigen Knebelbarte, der über den breiten Mund hängt, und den kleinen dennoch so feurigen Augen? es ist ein abscheulicher Kopf, aus dessen Zügen Bosheit und Schadenfreude so offenbar hervorleuchten."

„Ei," sagte Werner, „bemerken Sie nicht den Pferdefuß, von dem, weil er hinter dieser Eiche versteckt liegt, nur die Spitze des Hufes hervorragt?"

Schmidt sah offenbar mit Schauder und Unwillen auf dieß Gemälde und konnte sich doch nicht losreißen. Er schien, wie derjenige, den der Anblick der Klapperschlange bezaubert, entfliehen zu wollen und doch an dieser Stelle gleichsam gefesselt zu seyn. „Auch ich," sagte er zu Werner, „finde in diesen gräßlichen Zügen Aehnlichkeit mit einem meiner Jugendbekannten, einem Unterofficier, der sich damals an mich drängte, und fühle mich durch eine Erinnerung aus diesem

Zeitpunkte schrecklich ergriffen. Worauf deutet aber dieß Gemälde?"

Der alte Bediente kam mit der Nachricht, daß der Graf, wenn sie die Gemälde besehen hätten, sie wieder zu sich in das Tafelzimmer einladen lasse. „Wir wollen," sagte Werner, „da wir jetzt gerade am letzten Zimmer sind und der alte Herr nicht gerne warten mag, wenn es Ihnen gefällig wäre, zu ihm zurückkehren und Sie werden, wenn Sie die Deutung dieses Gemäldes wünschen, solche am Besten gewiß von ihm erhalten."

Sie wurden von dem Grafen wieder freundlich empfangen, und da Schmidt sogleich des Gemäldes erwähnte, erzählte der Graf:

„Es ist eine sonderbare Begebenheit aus meiner Familie, die ich mir selbst nur dadurch zu erläutern suche, daß ich sie als Folge einer glühenden aufgeregten Einbildungskraft betrachte, die denn auch so weit geht, daß manche den guten Carthäusermönch, der jetzt schon so viele Jahrhunderte im Grabe schlummert, um Mitternacht in dem Zimmer dieses Schlosses, welches er vormals bewohnte und wie er daraus durch einen dunkeln Gang in die Schloßcapelle geht, zu erblicken wähnten. Gerade aber aus diesem Grunde," fügte er hinzu, „weil ich nicht gern

dem Aberglauben Vorschub thun will und weiß, wie sehr der Mensch oft von dunkeln Vorstellungen abhängig ist, habe ich schon oft diese Gemälde aus meiner Sammlung verbannen wollen."

Auf diese Weise suchte der alte Graf den weitern Nachforschungen Schmidts Einhalt zu thun, und da Walldorf auf die Aehnlichkeit der Züge seines Freundes mit denen des Carthäusermönchs aufmerksam machte, sagte der Graf, nachdem er ihn mit vieler Theilnahme betrachtet hatte: „Ich wünsche nicht, daß diese Aehnlichkeit der Züge auch von einer gleich lebhaften Phantasie begleitet seyn möge," und suchte, indem er das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte, die nähere Erläuterung des Gemäldes von sich zu schieben. Als endlich die Stunde des Abschiedes schlug, und Schmidt, da ihn Werner bis an das Schloßthor begleitete, diesen dringend bat, ihn, wenn es möglich wäre, mit der durch das Gemälde vorgestellten Geschichte bekannt zu machen, entschuldigte sich Werner mit der Rücksicht, die er seinem alten Herrn schuldig wäre, der vielleicht diese Geschichte, die doch immer für die Familie eine unangenehme Erinnerung enthalte, nicht gerne veröffentlicht sähe.

Schmidt kehrte äußerst unruhig zurück; seiner

Gemahlin blieb dieß nicht unbemerkt; er schob es auf die beinahe geisterähnliche Erscheinung des alten Grafen, die Menge der Gemälde, unter welchen er so viele Marterscenen mit Schauder erblickt hätte — „und Teufel," fügte Walldorf hinzu, „daß wenn ich noch an die gräßlichen Gestalten denke, mich ein Schauder überläuft."

So vergingen einige Tage, als Schmidt den Wunsch äußerte, noch ein Mal diesen Besuch zu erneuern. Walldorf freute sich, eine seinen Freund anziehende Unterhaltung ausgemittelt zu haben, und sie wurden ganz wie das erste Mal behandelt und empfangen. Schmidt aber eilte nun, das letzte Zimmer und hier wieder jenes Gemälde zu erreichen, welches auf ihn so innig wirkte. Er zog einen Spiegel aus der Tasche und verglich seine Physiognomie mit der des Carthäusers. Er ward leichenblaß. Werner bemerkte ein fieberhaftes Zittern.

„Um Gotteswillen," rief er, „was fehlt Ihnen?"

„O," rief Schmidt, „sehen Sie diese auffallende Aehnlichkeit. Die Vorsehung, die uns so gleiche Körper gab, hat auch gewiß unsere Seelen verbrüdert, und die Geschichte dieses Mannes, worauf dieß Gemälde so schrecklich hindeutet —

meine ganze Ruhe, mein innerer Frieden hängt davon ab."

„Sie ist," antwortete Werner, „aus dem Munde des Mannes selbst, der sie erlebte, in lateinischer Sprache niedergeschrieben, von meinem Grafen selbst ins Deutsche übersetzt und durch einen Nachtrag vermehrt, den er aus den Familiennachrichten und den umhergehenden Sagen entlehnt hat, und ich hoffe von seinem weichen, sanften Herzen, daß, wenn Sie ihm den Grund Ihrer Bitte erklären, er Ihnen die Mittheilung dieser Nachricht nicht versagen wird." Werner hatte recht geurtheilt.

„Junger Freund," sagte der Graf, „ich sehe, wie aufgeregt Ihre Einbildungskraft ist, und würde Ihnen daher gern die Mittheilung der Geschichte verweigern, wenn ich nicht befürchten müßte, daß Ihre brütende Phantasie etwas Geheimnißvolles in meiner Weigerung aufsuchen, und so vielleicht noch das Ganze in einem grelleren Lichte betrachten würde, als dasjenige ist, worin die freilich höchst traurige Geschichte erscheint."

Er ging daher an einen Schrank und holte eine Handschrift heraus, die er ihm mit der Bitte übergab, nicht bloß auf die Regungen seiner Einbildungskraft, sondern auf die Stimme

der Religion zu achten, die uns in Gott nur den liebevollen Vater zeigt, der gewiß keins seiner Geschöpfe den bösen feindseligen Mächten hingeben wird. Er schloß mit der Bitte, daß ihm Schmidt selbst die Geschichte zurückbringen, und ihn mit dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht, bekannt machen möchte. Dieses wurde von ihm zugesagt. Schmidt eilte, sich zu entfernen, und las, sobald er nun zurückgekommen war, eiligst die mitgegebene Handschrift:

„Geschichte des Grafen Rupert von Wolfstein."

„Damit Jeder, dem diese Blätter vorkommen, gewarnt werde, sich vor dem ersten Fehltritt zu hüten, und Jeder zugleich die Ueberzeugung erhalte, daß die Barmherzigkeit Gottes und der Schutz der Heiligen selbst noch nicht von dem tief gefallenen Sünder weichen, und daher den Gläubigen, Guten und Frommen zur Befestigung im Guten, den Leichtsinnigen und Vermessenen zur Warnung, dem Verstockten zum Schrecken, dem Reuigen und Bußfertigen aber zum Trost, habe ich, Rupertus, Graf von Wolfstein, im Jahr unseres Herrn 1410 eigenhändig diese meine Geschichte niedergeschrieben und solche auf der väterlichen Burg Wolfstein niedergelegt,

mit ausdrücklicher Anordnung für Jeden meines Geschlechts, daß wenn er zum ersten Male den Genuß des heiligen Abendmahls erhalten, ihm mit der Ermahnung, Gott zu fürchten und nimmer von seinem Wege zu weichen, solche von dem Burgcapellan deutlich vorgelesen werde, auch sollen am Tage nach Mariä Himmelfahrt, das ist jährlich am 16ten Tage des Augusts, Alle meines Namens und Geschlechts sich in der Burg Wolfstein, in so fern ihnen solches möglich ist, versammeln, dem für mich zu haltenden feierlichen Hochamte in Andacht beiwohnen und für das Heil meiner Seele beten. Der Lehnsherr aber soll an diesem Tage den Armen Almosen spenden, ein doch nicht verschwenderisches Mahl Allen meines Geschlechts geben, nach geendeter Mahlzeit die Diener hinausgehen heißen und diese meine Geschichte den Anwesenden vorlesen lassen, damit sich Jeder für des Teufels List und Fallstricke hüte, der Unbußfertige sich bekehre und Jeder daraus, zum Heil seiner Seele, Warnung und Lehre erhalte, welches ich, vormals Rupertus, Graf von Wolfstein, jetzt Bruno, demüthiger Bruder des Carthäuserordens, ihnen von Grund der Seele von Gott und den Heiligen erflehe. Amen."

„Am Ende des 14ten Jahrhunderts war Graf

Franz von Wolfstein der Besitzer dieses Schlosses, und hatte das Unglück, auf der Jagd durch einen Schuß der Armbrust unvorsichtig einen seiner Jäger zu verwunden, der nach einiger Zeit davon starb. Graf Franz, mein frommer, redlicher Vater, zog sich die Sache zu Herzen, versorgte die Witwe und Waise seines getödteten Jägers reichlich und machte eine Stiftung, laut welcher noch jährlich einige Messen für die Seele dieses Mannes gelesen werden. Er selbst verabscheute seitdem die Jagd, die ihn gegen seinen Willen zum Mörder gemacht hatte, und suchte auch mich, seinen einzigen Sohn, Rupert, davon zurück zu halten. Allein da jederzeit dem Menschen, nach dem, was ihm verboten ist, am Höchsten gelüstet, so suchte auch ich, gegen den Willen meines Vaters, mit dem benachbarten Grafen Albrecht von Turn, der mir an Jahren gleich war, das Vergnügen der Jagd, mir so oft ich es nur vermochte, insgeheim zu gestatten. Mein Vater ahnete nichts, sondern glaubte vielmehr, daß Erwachen der Neigung seines Sohnes für Gräfin Agnes, die er ihm von ganzem Herzen zur Gemahlin wünschte, und Jugendfreundschaft für Graf Albrecht der Grund der häufigen Besuche wäre."

„Gräfin Agnes von Turn gehörte zu den

größten Schönheiten ihrer Zeit, aber Sanftmuth und Frömmigkeit gaben ihr bei Allen, die sie genau kannten, einen noch höhern Werth, als Geburt, Schönheit und Reichthum. Sie war drei Jahre jünger als ich, der mit dem Feuer der ersten Liebe sich zu der schönen Agnes hingezogen fühlte, die auch gegen mich nicht gleichgiltig schien. Ihr Vater schlummerte bereits im Grabe, und ihre Mutter hatte auf die Anwerbung meines Vaters diesem erklärt, daß, sobald ihre Tochter die Verbindung mit mir wünsche, dieser nichts entgegen wäre, aber da ihre Tochter erst sechszehn, ich nicht viel über neunzehn Jahre wäre, die Bedingung gemacht, beiden wegen ihrer Jugend noch diese ihre Absicht nicht zu entdecken."

„So stand die Sache, als Albrecht mich, seinen Freund, zu einer Jagd einlud und wir uns beide neben einem Jagdhause in dem Forste bestellten, welcher die Besitzungen meines Vaters von seinen Besitzungen trennte. Ich fand mich ein, wurde von meinem Freunde mit Armbrust und Jagdspieß versehen und so ging es in den Forst, wo bald die Hunde ein ganzes Rudel Hirsche auffanden. Ein Sechszehnender zog meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich; er eilte in das Dickicht; ich, der ihm zu Pferde nicht folgen

konnte, übergab mein Pferd einem der Jäger und eilte zu Fuße ihm nach; immer, wenn ich ihn zu erreichen hoffte, schon meinen Bolzen auf die Armbrust legte, entging er mir dennoch, aber immer blieb der Laut der Hunde so nahe, daß ich, der leidenschaftliche Jäger, unmöglich abzulassen konnte. Ein gutes Frühstück und eine Weinflasche, womit Albrecht beim Abschiede meine Jagdtasche gefüllt hatte, ergänzten die sinkenden Kräfte, und so setzte ich die Verfolgung des Wildes fort, bis endlich, bei der Erschöpfung meiner Kräfte, sich das Jagdgetös immer weiter entfernte und ich beim Untergange der Sonne mich in einer mir völlig unbekannten Gegend im Innersten des Waldes zwischen hohen Felsen befand. Ein Paar Stunden Schlaf, so dachte ich, werden dir Erholung gewähren. Ich warf mich unter einem Eichbaume nieder, aber mein erhitztes Blut gestattete mir keine Ruhe. Bald zog ein schreckliches Gewitter herauf, fürchterlich wiedertönte in den Gebirgen das Rollen des Donners, die Blitze schienen gleich Feuersäulen herabzustürzen. Ich betete, aber der Gedanke: du, der deinen liebenden Vater so getäuscht, seine Befehle und Wünsche so verletzt hast," kannst du dich wohl mit kindlichem Vertrauen an den himmlischen Vater wenden? störte

meine Andacht. Ein schrecklicher Platzregen stürzte herab; völlig durchnäßt und von einer Fieberkälte durchschauert, leerte ich den Rest meiner Flasche. Endlich ließ der Regen nach, aber der Boden war so durchweicht, daß er mir beinahe jeden Schritt erschwerte; als ich mit Anbruch des Tages, da ich vergeblich nach allen Seiten horchte, und auf alle Töne meines Horns, so sehr sie auch das Echo umhertrug, keine Antwort erfolgte, doch endlich mit der Hoffnung, wohl Menschen aufzufinden, einen Ausweg suchte."

„Ich ging schon einige Stunden, da brachen plötzlich aus dem Gebüsche vier Bewaffnete hervor. Die Sehne meiner Armbrust hatte der Regen erschlafft, meine Kräfte waren erschöpft, und wie sollte ich, der nicht einmal einen Schild am Arme trug, mit dem bloßen Jagdspieße den vier muthigen, starken, gut bewaffneten Räubern widerstehen? Ich bat sie um Schonung meines Lebens; ruhig gab ich ihnen einige Goldstücke, die ich zur Belohnung für die Jäger zu mir gesteckt hatte. Sie nahmen mir Alles, selbst mein Kleid. „Nun," sagte der Eine, „indem er seinen Dolch zog, sprich noch, wenn Du willst, ein Stoßgebet, ehe wir Dich abthun." Rührend flehte ich noch ein Mal um mein Leben. „Laß den Knaben laufen," sprach einer der Räuber.

„Damit er uns verrathe," rief der Erste, und hob schon den Dolch hervor, aber der Andere fiel ihm in den Arm. „Halt!" rief er, „haben wir einen Vorsprung von einigen Stunden, so kann er uns ja nichts weiter thun; er ist viel zu ermattet, als daß er uns verfolgen könnte und ein Paar Meilen weit, eher trifft er ja keinen Menschen, zu gehen im Stande wäre." Es kam unter ihnen zum Streit, beide beriefen sich auf die Entscheidung eines Dritten."

„„Nun," sagte dieser, „wir wollen ihn nicht tödten, aber auch hindern, daß er uns nicht schade; wir wollen ihn hier an diesen Baum binden; stirbt er vor Hunger und Kälte, so haben wir ihn doch nicht getödtet, soll er am Leben bleiben, nun so wird sich ja auch wohl ein Retter finden.""

„Mit teuflischem Lachen ward dieß vollzogen; bloß ein Blick desjenigen, der Mitleid für mich geäußert hatte, wurde mir zu einem schwachen Strahl der Hoffnung. Ich horchte ängstlich, der Wind bewegte die Blätter und Zweige der Bäume, ich glaubte in ihrem Rauschen immer ferne Fußtritte zu vernehmen, aber umsonst. Der Tag verging, die Nacht brach wieder an, mich peinigten Hunger und Durst, Erschöpfung der Kräfte führte endlich den Schlaf herbei, aus dem mich

aber Fieberschauer, gräßliche Bilder, die mir in kurzen Träumen verschwebten und das Geheul naher Wölfe weckte, welchen ich jeden Augenblick zur Beute zu werden fürchtete."

„Der Tag brach an, aber die heiter aufgehende Sonne brachte mir neues Leid. Insecten umschwärmten mich, ohne daß ich ihre Stiche abwehren konnte, mit jedem Augenblicke stieg meine Angst, ich hielt den schrecklichsten Tod für unvermeidlich. Auf's Neue schwärzte sich der Himmel, aber nur von ferne rollte der Donner; da hörte ich in der Dunkelheit ein Aechzen, ich strengte meine letzten Kräfte an, und rief um Hilfe."

„„Wer ist da?" rief eine tiefe Stimme."

„„Ein Unglücklicher," antwortete ich, „den Räuber vor zwei Tagen an diesen Baum banden, und der schon beinahe verschmachtet ist.""

„„Losbinden kann ich Dich," sagte der Andere, „aber das ist auch Alles; ich selbst bin in diesem Walde verirrt und habe auch schon seit gestern morgen nichts genossen." Er löste meine Bande."

„„O," sagte ich, „könnte ich nur einen Trunk Wasser bekommen.""

„„Hier in der Nähe," antwortete der Andere, „ist weder Quelle, noch Bach. Vielleicht aber führt das Gewitter einen Regen herbei, der Dir

Labung verschafft. Auch ich kann vor Er-
tung nicht weiter fort, und will ruhig mich
r diesen Baum werfen und mein Ende er-
ten. Du scheinst mir noch ein Jüngling zu
, vielleicht giebt der Morgen Dir neue
ste.""

„„Gütiger Gott," antwortete ich, „von den
ibern, die mich hier anbanden, hörte ich,
zwei Meilen weit kein Mensch anzutreffen
e.""

„„Zwei Meilen weit!" rief der Andere, „ja,
n muß auch ich verschmachten, dann ist für
Beide keine Hilfe, kein Trost.""

„Angstvoll versuchte ich mich aufzurichten, aber
, der so lange hier angebunden gestanden
te, versagten die Füße den Dienst; ich wollte
en."

„„Armer Thor!" rief der Fremde, „wäre ein
tt, wären Heilige, wie dieß unsere Pfaffen
künden, würden sie Dich Unschuldigen nicht
s dieser Noth errettet haben? und wäre ein
ufel," fügte er nach einigen Augenblicken hin-
, „würde er nicht in diesem Augenblicke der
th erscheinen, um sich für seinen Beistand uns
erkaufen?" Er lachte wild auf. Meine Fie-
hitze stieg mit jedem Augenblicke."

„„Wer bist Du denn?" fragte der Fremde,

„Du hatteſt vielleicht ſchöne, glänzende Hoffnungen?""

„„O gewiß," antwortete ich, „jede Bequemlichkeit des Lebens, jeden Genuß, den Reichthum gewähren kann, Jugend und Geſundheit und, o Agnes, Deine Liebe.""

„„Dann haſt Du ja," fiel der Fremde ein, „unendlich viel verloren. Wahrlich, wenn ich in Deiner Lage wäre, und ein Teufel käme und böte mir ſeinen Beiſtand an, ich ſchlüge ihn nicht aus.""

„„Ich auch nicht," ſagte ich wild."

„„Nun dann," rief der Andere, „iſt Dir geholfen, und wenn Dir ein Glück auf dieſer Welt noch fehlt, ſo denke an Peregrinus im Walde, er wird Dir mit ſeiner Hilfe nicht fern ſeyn.""

„Da tönten in der Nähe Jagdhörner. „Hier! hier!" rief Peregrinus und verſchwand. Die Jäger des Grafen Albrecht eilten herbei. Sie holten Speiſe und Wein. Ich wurde erquickt, auf das Schloß des Grafen gebracht, wo die Sorgfalt eines aus Prag herbeigeholten berühmten Arztes und die Pflege der alten Gräfin von Turn meine Geſundheit bald wieder völlig herſtellten."

„Gerne vergab mein guter Vater den ſo hart

eſtraften Ungehorſam, und voll Dank gegen
Gott und die Heiligen beſchloß er, auf der Stelle,
o ſein Sohn gerettet war, eine Capelle zu
rbauen. Schon wurden dazu die Anſtalten ge-
roffen, als ich bei dem Gedanken, wem ich hier
eine Rettung verdanke, mit Angſt und Herz-
opfen mich der Vergangenheit erinnerte. Schon
urden von dem benachbarten Felſen Quader-
eine zu dem Fundament des Gebäudes gehauen,
as Holz zum Dache gefällt und gezimmert, da
hlug plötzlich der Blitz in dies Zimmerholz.
s verbrannte und mein Vater machte nach
nigen Monaten neue Anſtalten zum Bau. Ich
er wurde von einer ängſtlichen Unruhe ge-
ltert und umhergetrieben, oft ſtand ich im Be-
iff, mich einem Prieſter zu entdecken, aber im-
er wurde ich wie von einer unbekannten Macht
rückgehalten. Ich ſuchte Zerſtreuung, um meine
ngſt los zu werden, und that einſt meinem
ater den Vorſchlag, mich auch die Welt, we-
gſtens Venedig und Rom, ſehen zu laſſen.
ein Vater fand keinen Grund, dieſe Bitte zu
rweigern; ich ſollte nach wenig Monaten von
einen Reiſen zurückkehren und alsdann nach
r Abſicht der Aeltern aus mir und Agnes ein
ar werden. Für ſie fühlte ich fortdauernd
zärtlichſte Neigung, bei ihr verſchwand meine

Angſt und Peregrinus wurde vergeſſen; nur in mancher trüben Stunde, beſonders in der Einſamkeit, trat die Erinnerung zuweilen vor meine Seele."

„Als ich den Tag vor meiner Abreiſe noch einen Beſuch bei der Gräfin Turn abſtattete, da ergriff ich ihre Hand und wagte es zuerſt, meine Wünſche deutlich zu äußern."

„„Bleiben Sie, guter Rupert," antwortete die ehrwürdige Gräfin, „bleiben Sie, wie bisher, Gott und der Tugend getreu, dann wird nichts der Erfüllung Ihrer Wünſche entgegen ſeyn.""

„Fürchterlich ſagte mir mein Gewiſſen in dieſem Augenblicke: Biſt du denn Gott und der Tugend getreu? Die gute Gräfin, welche nun einen köſtlichen Ring von dem Finger ihrer Tochter zog und an den Meinigen ſteckte, ſchrieb meine Verwirrung, die glühende Röthe, welche bei mir aufſtieg, auf Rechnung meiner Leidenſchaft."

„Ich kam auf die väterliche Burg zurück, geängſtigt von den Vorwürfen meines Gewiſſens. Ich wollte Troſt ſuchen, ging durch den düſtern, gewölbten Gang, der nach der Burgcapelle führte. „Wohin?" rief eine tiefe Baßſtimme; ich erkannte die Töne. „Hindere den Bau der Capelle," ſprach ſie, „oder" — „Jeſus Maria!" rief ich.

Peregrinus verschwand. Aber auch ich eilte schnell aus dem dunkeln Gange zurück; ich beschloß, mich von ihm loszureißen; in Rom wollte ich die heiligsten, frömmsten Priester aufsuchen, ihnen, ja wenn sie es zweckmäßig fänden, dem heiligen Vater selbst, wollte ich Alles bekennen und mich seiner Leitung anvertrauen."

„Am folgenden Morgen sagte mein Vater: „bei Deiner Rückkehr, lieber Rupert, sollst Du auch die Capelle fertig finden." Ich aber gedachte der gestrigen Drohung."

„„Wie," sagte ich, „wenn jener Blitzstrahl, der das schon vorräthig gezimmerte Holz traf, ein Beweis wäre, daß Gott und die Heiligen ein anderes Zeichen des Danks, als diese Capelle, von uns fordern? schon oft ist dieser Gedanke in mir aufgestiegen und ich habe daher beschlossen, wenn ich nach Rom komme und dort die Klöster besuche, darüber die frömmsten und gelehrtesten Priester zu Rathe zu ziehen.""

„„Gut," sagte mein Vater, „und schreibe mir bald ihre Meinung, damit ich, wenn sie den Aufschub tadeln, den Bau desto schneller fördere.""

„Ich trat meine Reise an; noch nie hatte ich mich weit von der väterlichen Burg entfernt, um so mehr zerstreuten mich die mannigfachen Gegenstände, die ich täglich erblickte, und das

Abenteuer mit Peregrinus wurde beinahe völlig vergessen. Erst da mein Wagen unsern Wien längs dem Ufer der Donau fuhr, sah ich wenig Schritte von mir einen Menschen hart an dem Ufer des Flusses, der ganz außer sich zu seyn schien. Er warf sich auf die Kniee nieder, hob die Hände empor, als ob er beten wolle, sprang dann wieder auf und trat ein Paar Schritte näher an das Ufer. Ich, von Mitleid ergriffen, besonders da ich ihn in böhmischer Sprache wimmern und klagen hörte, und Joseph, ein alter treuer Diener, den mein Vater mir mitgegeben, eilten zu dem Unglücklichen; in dem Augenblick, da er sich in den Fluß stürzen wollte, ergriff ich ihn."

„„O laßt mich, laßt mich," rief er wüthend und wollte sich losreißen, aber als ich und Joseph ihn ermahnten, da brach er zuletzt in Thränen aus. „Was soll," rief er, „der arme Mar jetzt noch in der Welt? mein Herr, mit dem ich aus Böhmen nach Wien gekommen war, erkrankte dort und starb; ich, nur der böhmischen, nicht der deutschen Sprache kundig, fand keinen neuen Herrn und wollte in mein Vaterland zurückkehren; aber in der letzten Nachtherberge raubte man mir mein ganzes kleines Gepäck; ohne einen Heller, ohne ein Zeugniß meiner vorigen Herr-

schaft, muß ich Hungers sterben, da ich nicht einmal mein Elend den Menschen in ihrer Sprache klagen kann.""

„Joseph fragte ihn nun, wo er her wäre, und da er ihm über Alles gehörige Auskunft gab, und in Prag jede Kirche, jede Straße anzugeben wußte, da meinte Joseph, daß ich den armen Menschen wohl in meinen Dienst nehmen könnte, wenigstens auf so lange, bis ich ihn auf eine gute Weise nach Böhmen zurück zu senden vermöchte. Gern willigte ich in diesen Vorschlag des alten treuen Dieners, der aber selbst hierdurch verlor, weil Max sich bald meine ganze Gunst erwarb. Er war mit seinem vorigen Herrn ganz Welschland durchreist, hatte während seines Aufenthalts in diesem Lande die Sprache erlernt, wußte mir so viel zu erzählen, war so aufmerksam, in vielen Kleinigkeiten so geschickt, ging mir in Allem so gut zur Hand, daß er bald mein ganzes Vertrauen besaß, und der alte etwas langsame Joseph darüber vergessen wurde, dem es auch, weil er gern ein wenig seiner Ruhe pflegte, anfänglich gar nicht zuwider war."

„Ich fand in Wien eine neue Welt, meine Empfehlungen schafften mir in den angesehensten Häusern Zutritt und meine, durch die Liebe meines Vaters jederzeit reichlich gefüllte Börse,

setzte mich in den Stand, mir keinen Genuß verweigern zu dürfen. So lebte ich in beständigem Taumel, den ein Paar vornehme Wüstlinge, mit welchen ich bald in freundschaftliche Verhältnisse gerieth, immer zu erhalten suchten, und wenn zuweilen das Gewissen erwachte, wenn ich an Peregrinus und die Capelle, an meinen Vater und Agnes dachte, so wurde ich doch immer wieder in den vorigen Taumel zurück gerissen, wozu Max nicht wenig beitrug, und da er bald dieß, bald jenes Vergnügen anzugeben, immer gefällige Dirnen auszumitteln, bei allen Liebeshändeln hilfreiche Hand zu bieten und wenn Unbesonnenheit und Wildheit mich und die lustigen Gesellen, die ich meine Freunde nannte, in ärgerliche Händel verwickelt hatten, immer mit großer Verschmitztheit herauszuhelfen wußte, so ward er beinahe nicht mehr als Diener, sondern als ein unentbehrlicher Theilnehmer von Allem, was wir trieben, betrachtet."

„Die Briefe meines Vaters wurden immer ernster; er forderte, daß ich entweder zurückkehren, oder meine Reise nach Venedig und Rom schnell fortsetzen möchte. „O," sagte Max, gegen den ich dieß äußerte, „merkt Ihr denn nicht, daß Euch Joseph verleumdet hat?" und da mir kein Zweifel übrig blieb, daß Max die Wahrheit

ſprach, ſo wurde mir der alte Mann jetzt um ſo läſtiger; doch nahm ich ihn mit, als in mir bei dem Gedanken an die Rückkehr die Beſorgniß für manchen väterlichen Verweis zugleich mit erwachte, und ich die Reiſe nach Venedig antrat. Bald fand ich dort Bekanntſchaften, noch ärger als die zu Wien, und die wilde Lebensweiſe wurde nicht nur fortgeſetzt, ſondern mit jedem Tage ärger. Das Gewiſſen mahnte zuweilen ſchrecklich, aber es wurde übertäubt und jeder gute Vorſatz, der noch erwachen wollte, ſchnell unterdrückt."

„Bei meiner gränzenloſen Verſchwendung wurde auch bald mein Geldvorrath erſchöpft; die unaufhörlichen Foderungen an meinen Vater verriethen dieſem wohl, auf welchen Weg ſein Sohn gerathen war. Ein Brief, der eine rührende, väterliche Ermahnung enthielt, ſchloß damit, daß ich zurückkehren ſollte, und mein Vater überſandte noch eine mäßige Summe als Reiſegeld. Ich war bewegt, aber eben kam Max mit der Nachricht, er habe das ſchöne Mädchen, das ich letzthin bei der Proceſſion erblickte, und welches damals Aller Augen auf ſich zog, ausgemittelt. Es wäre Victorie, die Tochter eines armen Gärtners, „und," fügte er lachend hinzu, „ein Paar Hände voll Gold, und Euer Zweck iſt

erreicht, nur müssen wir, da das Häuschen ihres Vater unfern der Brenta liegt, Venedig verlassen, um ihr in der Nähe zu seyn.""

„Ich schwankte in meinem anfänglichen Entschluß, dem väterlichen Befehle zu gehorchen, und ging nun zu dem Wechsler, an den mich mein Vater verwiesen hatte, der mir aber nur unter der Bedingung, wenn ich Venedig verlassen und die Rückreise antreten wollte, Zahlung zu leisten beauftragt zu seyn erklärte. Unwille hierüber füllte meine Seele; noch nie hatte mein guter Vater gegen mich Mißtrauen geäußert oder mich mit Härte behandelt."

„„Ich bedarf Ihres Geldes nicht," äußerte ich daher voll Unwillen gegen den Wechsler, und Max, der mich begleitet hatte, nickte mir freundlich Beifall zu. „Weißt Du Rath?" fragte ich, als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war."

„„In diesem Augenblicke nicht," antwortete Max, „aber zuweilen hilft das Glück, wo man nicht einmal daran denkt. Ich hatte einst einen Herrn, dem das Würfelspiel mehr als ein Mal aus der Noth half, und übermorgen wird das Lotto gezogen; ich an Ihrer Stelle kaufte noch schnell ein Loos.""

„„Und woher das Geld nehmen?""

„„Was wir von Werth hatten, ist freilich ver-

kauft," sagte Max, „aber der schöne Ring an Ihrem Finger?""

„„Wie! dieser Juwel, den mir meine Agnes gab?" rief ich entrüstet, „ihn verkaufe ich gewiß nicht.""

„„Wer dachte denn an Verkauf?" sagte Max; „wir verpfänden ihn bei einem Wucherer, bis das Lotto gezogen ist." Der Rath ward angenommen; das Wenige, was nach Ankauf der Loose übrig blieb, wurde zu einer Spazierfahrt verwandt, bei der Victorie zu sehen und die Gelegenheit nachzuspüren, wie nähere Bekanntschaft mit ihr erreicht werden könnte, Hauptzweck war."

„Ich hatte kaum ein Gasthaus, wohin Max mich brachte, betreten, als unerwartet Victorie hereintrat, um der Wirthin einige Melonen und Weintrauben, die sie bei ihrem Vater bestellt hatte, zu überbringen. Noch nie glaubte ich eine solche Schönheit erblickt zu haben. Ich ließ mich mit ihr in ein Gespräch ein; ihre Unschuld, ihre Verschämtheit und dennoch keine Spur von Einfalt in ihren Gesprächen, fesselten mich bald völlig. „O Max," sagte ich, da sie das Zimmer verlassen hatte, „es ist ein Engel!""

„„Und wenn Sie nur das große Loos gewinnen," fiel dieser lachend ein, „so ist in wenig Tagen dieser Engel gewiß in Ihren Armen.""

„„Und wenn ich es nicht gewinne?““

„Max zuckte die Achseln; ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen; das große Loos, Victorie, der Ring, das Bild meiner Agnes, der Brief meines Vaters, Alles stürmte wild auf mich ein. Ich warf meinen Mantel um und ging am folgenden Morgen auf den St. Markusplatz, um der Ziehung beizuwohnen. Die Looſe wurden gezogen. Keins von meinen beiden war heraus, und das große Loos, 20,000 Zechinen, war noch zu erwarten. Die Ziehung nahte ſich ſchon ihrem Ende, ängſtlich klopfte mein Herz, da trat Malatheſte, einer von den jungen Wüſtlingen, den ich Freund nannte, zu mir. „Denke Dir," ſagte er, „mein Loos iſt noch nicht heraus; vielleicht gehören mir in wenig Augenblicken 20,000 Zechinen, und erinnerſt Du Dich an das ſchöne Mädchen, die uns neulich in der Proceſſion entzückte? ich weiß nun, es iſt eine arme Gärtnerstochter, die ſoll mir dann ſicher nicht entgehen." Alſo ſtand auch hier Victorie auf dem Spiel; eins meiner Looſe ward gezogen, es war eine Niete. O, dachte ich, vielleicht trifft auch dies Schickſal dein zweites Loos, und wo dann Hilfe. Victorie, der Ring, Alles iſt verloren und dann mußt du vielleicht ſchmälig von dem Wechsler das Reiſegeld erbetteln. Da

flieg der Gedanke an Peregrinus in meiner Seele auf und beinahe wie ein Wahnsinniger murmelte ich zwischen den Zähnen: „Peregrinus im Walde, kannst du, so hilf!““

„Trompeten und Pauken schallten und verkündeten die Erscheinung des großen Looses. Ich hatte es gewonnen und ward todtenbleich. Kaum vermochte ich die Glückwünsche der Umstehenden zu beantworten. Ich kam nach Hause, getrieben von einer Höllenangst. Max äußerte sein Verwundern, jubelte laut, schilderte nun, welche Menge von Vergnügungen und Genüssen dadurch errungen und erkauft werden könnten, und ich vergaß im Taumel der Lüste, auf welche gräßliche Weise ich zu dem Besitze gekommen war.“

„Max eilte, eine Gondel zu bestellen; das Geld wurde bei einem Wechsler angelegt, der sich solches durch einen dafür ertheilten Creditbrief, nicht bloß in Venedig, sondern auch in Florenz, Rom und Wien zahlen zu lassen erbot. Bei der Schnelligkeit der Abreise ward, da die Abwesenheit nur ein Paar Tage währen sollte, die Auslösung des Ringes bis zur Rückkehr verschoben, und Joseph erhielt den Auftrag, diese in Venedig zu erwarten. Ach, ein Blick auf den Ring meiner Agnes hatte oft wie das Flüstern

des Schutzgeistes zu mir gesprochen und mich von mancher bösen That zurück geschreckt. Jetzt war auch dieser letzte freundliche Warner dahin. Ich und Max kehrten in dem vorigen Gasthofe ein; die Lobsprüche der vor ein Paar Tagen hier genossenen Melonen und Trauben machte, daß die Wirthin zu Victoriens Vater sogleich darnach sandte. Mit jeder Minute stieg meine Sehnsucht, unverwandt blickte ich nach der Thüre, da trat aber nicht Victorie, sondern ein schöner junger Mann, mit den verlangten Früchten herein. „Das ist wohl der Sohn des Gärtners?" fragte ich, nachdem ich mich etwas erholt hatte."

„„Sein künftiger Schwiegersohn," antwortete die Wirthin, „denn in wenig Tagen wird die Hochzeit seyn. Es ist ein guter, arbeitsamer Junge; Sie haben letzthin seine Braut hier gesehen. Es ist ein wunderschönes Brautpaar; ich will selbst in die Kirche gehen, um Zeuge der Trauung zu seyn.""

„„Vereitelt sind also meine schönen Träume," sagte ich, als ich mit Max allein war."

„„Woher das?" fragte dieser lachend. „Habt Ihr denn von der Macht des Goldes ganz und gar keinen Begriff?""

„„Nun so versuche, was Du kannst," antwortete ich, „an Geld soll es nicht fehlen." Die

Wirthin wurde ausgeforscht. Sie äußerte anfänglich den höchsten Unwillen, aber das Gold wirkte und für die Zusage eines noch größern Geschenks versprach sie, allen ihren Einfluß bei der schönen Victorie zu meinem Vortheil aufzubieten. Allein Gott und die Heiligen schützten die fromme Unschuld; alle Versuchungen, alle Anerbietungen waren fruchtlos."

„Wozu nutzt dir, sagte ich zu mir selbst, dein auf eine so gräßliche Weise erhaltenes Gold. Mein Gewissen erwachte, mit jedem Augenblick stieg meine Angst."

„„Herr, was ist Euch?" fragte Max, der in das Zimmer trat. „Dummkopf, Du fragst noch?" antwortete ich. „Victorie, Alles ist verloren!""

„„Freilich verschmäht die Närrin das gebotene Geld, aber verloren ist darum noch nicht Alles.""

„„Und was wäre denn noch übrig?""

„„Entführung," antwortete Max lachend, „„wozu ich schon den Plan entworfen habe. Heute Abend muß sie noch statt finden, denn übermorgen ist die Hochzeit bestimmt." Ich fiel ihm vor Freuden um den Hals. Er erzählte mir seinen Plan; sie sollte aus dem Hause ihres Vaters gelockt, von vier Kerlen ergriffen, in ein Fahrzeug geworfen, nach Venedig in das Haus einer ihm bekannten Kupplerin gebracht werden, „und

dann," fügte er hinzu, „wollen wir schon weitere Pläne entwerfen. Hier," sprach er, „damit man Euch nicht erkenne, ist schon ein Mantel für Euch und auch auf den äußersten Fall ein Dolch." Ich schauderte bei dem Gedanken an Mord. Max schien dieß zu bemerken."

„„Es soll"' sagte er, „Niemanden Leides geschehen; der Dolch soll bloß, wenn ein Auflauf entstände, uns schützen und Andere schrecken; denn würden wir bei der Entführung ertappt, so könnte man uns wohl zu Venedig ein Gefängniß unter den Bleidächern anweisen.""

„Die vier Böſewichte und die Gondel kamen an. Ich selbst, in meinen Mantel gehüllt, und Max wollten das Mädchen aus dem väterlichen Hause locken, aber einige Versuche waren mißglückt; meine Ungeduld stieg mit jedem Augenblicke."

„„Da," sagte Max, indem er mir eine Larve reichte, „bindet sie vor, wir holen sie mit Gewalt." Er und auch seine Gefährten verlarvten sich und stürzten in das Haus. Victorie saß an der Seite ihres Bräutigams; ich ergriff das sich sträubende Mädchen und eilte mit ihr nach der Thüre, aber ihr Vater und Battista stürzten auf uns wie Löwen, denen man ihr Junges raubt. Wir hatten darauf gerechnet, daß die Nachbarn

ſchlafen würden, aber Geſchrei und Getümmel machten, daß immer mehr herbeieilten. Ich wollte Victorien nicht laſſen. „Hilf, Peregrinus im Walde!“ rief ich. Die Meinen ſchafften mir Raum, ich eilte mit ihr nach der Brenta. Schon war ich wenig Schritte von unſerm Boote, da ſchimmerte aus den Fenſtern einer der heiligen Jungfrau geweihten Capelle das Licht, welches die von der Decke vor dem Altar herabhängende ewige Lampe verbreitete. Victorie, die ich beinahe ohnmächtig forttrug, ermannte ſich plötzlich und rief, indem ſie ihre Hände gegen die Capelle ausſtreckte: „heilige Jungfrau, rette, erbarme dich!“ Ich ſtrauchelte und fiel. Immer ſtärker drangen unſre Verfolger heran; Max und die Meinen näherten ſich dem Boote, welches ich nach dem Vorſprung, den ſie mir verſchafft, erreicht haben konnte. Jetzt vermißten ſie mich erſt; ich wurde ergriffen. Victorie entſprang. Max und ſeine vier Begleiter eilten wieder zu meiner Hilfe herbei, aber einer meiner Gegner ſuchte mich fortzuſchleppen; ich rang mit ihm; ein Zweiter kam ihm zu Hilfe; nur noch ein Augenblick war übrig und Beider konnte ich mich unmöglich erwehren. Der eine Arm war frei; ich riß den Dolch aus der Scheide und ſtieß umher. „Jeſus Maria!“ rief eine Stimme;

es war Battiſte; er fiel. Ich entkam und ſprang mit den Meinen in das Boot; wir ruderten die Brenta hinab. Der Mond ging auf; jetzt erblickte ich erſt das Blut, womit mein Mantel beſpritzt war. Der Gedanke, einen Mord begangen zu haben, laſtete auf meiner Seele; ich war betäubt; Max handelte ſtatt meiner. Zu Padua beſorgte er Pferde, wir wechſelten ſolche, ſo oft wir konnten und ſo ging es denn Tag und Nacht nach Florenz. Nachdem wir uns hier ein Paar Monate in der Stille aufgehalten, ich an meine Bekannte nach Venedig und an Joſeph geſchrieben, aber auf keinen meiner Briefe Antwort erhalten hatte, reiste ich nach Rom. Joſeph und der Ring der guten frommen Agnes wurden bei neuem Taumel vergeſſen."

„Oft erwachten noch gute Gefühle; mein heiliger Schutzengel wollte mich nicht ganz ſinken laſſen, auch Max ſchien ſtill und in ſich gekehrt. An Geld fehlte es mir nicht, denn mein Wechſelbrief ſchaffte mir ſofort Zahlung. Ich ſuchte Troſt, fühlte immer die Leiden des Nächſten, und ſpendete daher reichliche Almoſen. Einſt beſuchte ich die St. Peterskirche; ich wollte beten, wünſchte mich wieder der göttlichen Barmherzigkeit würdig zu machen, aber ein Rückblick in meine Vergangenheit, Angſt und Vorwürfe meines

Gewiſſens ſtörten meine Andacht. Ein Spaziergang ſollte mich zerſtreuen; durch eine abgelegene Straße eilte ich ins Freie. Da redete mich ein Greis zitternd an.

„„Nie," ſagte er, „ſuchte ich noch Almoſen, aber da ich Eure Milde gegen die Armen bei der St. Peterskirche erblickte, meine Noth gränzenlos iſt, Gott und die Heiligen Euch gerade bei meiner Hütte vorbeiführen, ſo wage ich, Eure Großmuth anzuflehen und ich bitte, Herr, überzeugt Euch ſelbſt, wie die höchſte Noth mich zu dieſem Schritte zwingen konnte.""

„Der Greis öffnete die niedrige Thür ſeines Hauſes, eine junge Frau ſchwankte blaß wie eine Leiche umher, zwei Kinder lagen auf dem Krankenlager. „Mein Schwiegerſohn," ſagte er, „der in dem Dienſte der Gräfin Bandi ſtand, ernährte nicht bloß ſein Weib und ſeine Kinder, ſondern auch mich. Er erkrankte; auch meine arme Tochter und ihre Kinder wurden von dieſer Krankheit ergriffen. Der gute Antonio, er ſtarb vor zwei Tagen und Ihr ſeht das Uebrige. Wir haben nicht ſo viel im Hauſe, unſern Hunger zu ſtillen und das Geringſte für die arme Kranke thun zu können.""

„Es that mir wohl, hier einen guten Gebrauch meines Geldes machen zu können. Ich

gab reichlich; der Greis und seine Tochter benetzten meine Hände mit Thränen. Da öffnete sich die Thüre des Zimmers, eine verschleierte Dame in Begleitung eines Bedienten trat herein."

„„O Gott, Gräfin Cornelia," rief der Greis."

„„Alter Vater," sagte sie mit himmlischer Anmuth, „konntet Ihr Euch so schwer gegen Gott und auch gegen mich versündigen, daß Ihr mir von allen Eurem Unglück keine Nachricht gabt? hätte ich nicht hier durch Paolo, dem Ihr gestern Euer Leiden entdecktet, solches zufällig erfahren, ich wäre in der Menge von Zerstreuungen, welche die Ankunft meines Oheims aus Neapel veranlaßt, nicht einmal von Antonio's Krankheit, viel weniger von Eurem Leiden unterrichtet worden.""

„„Ach," sagte der Greis, „der Haushofmeister, an den ich mich wandte, und der immer meinem Schwiegersohne nicht gewogen war, hat mich zwei Mal, da ich um seine Fürsprache oder vorgelassen zu werden bat, mit Härte zurückgewiesen; auch haben Gott und die Heiligen mich nicht verlassen, sondern", er zeigte auf mich, indem er zugleich die Hand, worin er noch die von mir empfangenen Goldstücke hielt, öffnete, „diesen Engel zu meinem Schutze gesandt.""

„Gräfin Cornelia ſchien mich beinahe bis jetzt gar nicht bemerkt zu haben. „Ich bin beſchämt," ſagte ſie, indem ſie ſich zu mir wandte, „daß Sie mir zuvorgekommen ſind;" und ſo knüpfte ſich ein Geſpräch an, welches, da ſie hörte, daß ich ein reiſender Deutſcher wäre, mit einer Einladung endete, an der Converſation, die jeden Mittwoch bei ihr ſtatt fände, Theil zu nehmen. Ich hatte ſie zwar noch nicht ohne Schleier erblickt, aber ihr Wuchs, ihr Anſtand, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Sprache erfüllten mich mit hoher Erwartung, und von dem Greiſe erfuhr ich, daß ſie eine ausgezeichnete Schönheit, durch den außerordentlichen Reichthum des Grafen Bandi dieſem ihre Hand zu reichen von ihren Verwandten beſtimmt worden, aber, nach einer zweijährigen Ehe, dieſen ihren Gemahl, der in Betreff ſeiner Jahre von ihr höchſt verſchieden war, verloren habe und jetzt, als eine reiche Witwe von 20 Jahren, der Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und der Beſitz ihrer Hand der Wunſch aller vornehmen jungen Römer wäre. Max, dem ich bei meiner Rückkunft mein Abenteuer erzählte, ſchüttelte bedenklich den Kopf."

„„O," ſagte er, „ich habe bereits von dieſer Gräfin Bandi gehört; ſie ſelbſt fühlt für Niemand,

sucht aber einen Jeden an ihren Siegeswagen zu fesseln; hütet Euch daher, lieber Herr, daß Ihr nicht, gleich der armen Mücke, die sich die Flügel versengt, Euch diesem Lichte unvorsichtig naht.""

„Die Warnung war vergeblich, und schon am folgenden Abend machte ich von der ertheilten Einladung Gebrauch. Alles, was meine Phantasie mir von den Reizen der Gräfin Cornelia vorgezaubert hatte, war nichts in Vergleich mit dem, was ich bei ihrem Anblicke wirklich sah. Ich fühlte mich von der glühendsten Leidenschaft ergriffen; solch ein weibliches Wesen hatte ich noch nie erblickt; sie behandelte einen Jeden mit zuvorkommender Höflichkeit, stellte mich der Gesellschaft vor und meine Einsylbigkeit, begleitet von dem Entzücken, womit jeder meiner Blicke an der reizenden Cornelia hing, erzeugte bald ein Flüstern, ein Hinblicken auf mich, welches mich allmälig aus meiner Betäubung weckte. Aber wie sollte ich zu dem Besitze gelangen? Ihr meine Hand anbieten? wie konnte ich nur die Erwartung hegen, daß sie alle Genüsse, die Rom ihr darbot, mit den Gebirgen und Wäldern Böhmens vertauschen werde. Meine Besitzungen waren Lehn und ihr Ertrag in Vergleich mit Corneliens Reichthum eine Kleinigkeit. Mit diesen Gefühlen wechselte zuweilen die Erinnerung an

meine Vergangenheit. So trug ich bereits die Hölle im Busen; wie ein Wahnsinniger irrte ich umher; sie zu sehn war mein Glück, und die Ueberzeugung, sie nie die Meine nennen zu können, näherte mich dann der Verzweiflung."

„„Mar," rief ich einst, „weißt Du denn auf Erden keine Hilfe?""

„„Auf Erden," antwortete er, „freilich keine, aber — —""

„„Doch eine Möglichkeit?""

„„Vielleicht," antwortete er, „aber — —""

„„Um Gottes Willen, kein Aber," rief ich, „ist ein Ausweg, irgend ein Ausweg, sprich.""

„„Ich kann," fiel er ein, „für die Sache nicht bürgen, allein es ist doch wenigstens etwas. Als ich vor einigen Tagen die Gegend um Rom durchstreifte, kam ich mit einem jungen Manne, den ich zufällig kennen gelernt hatte, an ein altes Gemäuer. Einige Ueberreste von Säulen brachten mich auf den Gedanken, daß es vielleicht die Ruinen eines vormaligen Tempels wären, und aus Neugierde wollte ich hineintreten. Da hielt Giuseppe, mein Gefährte, mich zurück. „O," sagte er, „laßt uns forteilen, denn immer betrachte ich diesen Ort mit Entsetzen." Meine Neugierde stieg, ich drang in ihn und nun erzählte er mir:"

„Seine armen Aeltern wären durch den Juden Isaschar dahin bestimmt worden, ihn, da er noch ein Knabe gewesen wäre, gegen eine reichliche Belohnung in dessen Dienste zu geben. Isaschar aber, ein Zauberer, hätte ihn unter schrecklichen Drohungen, wenn er ihn verrathen würde, ihn durch seine dienstbaren Geister unaufhörlich martern zu lassen, oft zur Mitternachtsstunde in diese Ruinen geführt, in die Mitte seines Zauberkreises vor einen Zauberspiegel gestellt, worin er, noch ein unschuldiges Kind, die Erscheinungen der Geister zu erblicken im Stande gewesen wäre, und alle künftige Begebenheiten, alle Mittel und Wege, wie dieser oder jener seinen Zweck erreichen könne, hätten sich da vor seinem Blick enthüllt. Dieser Isaschar soll noch leben und durch Geld der Zutritt zu ihm offen seyn. Wie, wenn ich nähere Erkundigungen von ihm einzöge und Ihr ihn befragtet?"

„Cornelia füllte mein ganzes Herz und Max hatte einmal ein solches Uebergewicht bei mir erlangt, daß ich seinen Vorschlägen willig Gehör gab. Freilich dachte ich auch an die Hilfe des Peregrinus, aber ihn anzurufen, hatte für mich so viel Schreckliches, daß ich, wenn noch ein andrer Weg übrig wäre, diesen zuvörderst einzuschlagen wünschte."

„Schon nach zwei Tagen brachte mir Max die Nachricht, daß er den Juden ausgemittelt, dieser für 160 Zechinen zur Erfüllung meiner Wünsche bereit wäre, und ich mich daher in der kommenden Mitternacht bei dem verfallenen Gemäuer einfinden sollte. Freilich bebte ich vor dem Gedanken an Zauberei, aber so schwach ist der Mensch, daß ich bei mir den falschen Schluß machte: hierbei kommt ja Alles auf Rechnung des Juden, hingegen wenn ich selbst den Geist der Hölle anrufe, ist das Verbrechen das Meine."

„Gerade an demselben Abend war eine Conversation bei der Gräfin Cornelia. Berauscht von ihrem Anblick und Alles für ihren Besitz zu wagen bereit, folgte ich gegen Mitternacht, in meinen Mantel gehüllt, wenn gleich banges Entsetzen jedes meiner Haare sträubte, dem verführerischen Max nach dem bestimmten Orte. Wir fanden bereits den Juden, der eine hoheprieſterliche Kleidung angelegt hatte, vor einer Art von Altar stehen, von welchem zwei schwarze Fackeln nur ein schwaches Licht durch das Innere des öden Gemäuers verbreiteten. Er winkte uns in den Zauberkreis herein und begann in hebräischer Sprache die Beschwörung. Da hörten wir Fußtritte; der Jude blickte ängstlich umher; ein

Dominicanermönch, von Sbirren begleitet, näherte sich uns."

„„Ergebt Euch," rief er, „der Ort ist von Häschern besetzt, entgehen könnt Ihr nicht, und jeder Widerstand würde Eure Strafe erhöhen.""

„Ich stand wie vom Blitze getroffen und wurde, so wie Isaschar und Max, in Fesseln gelegt. Ich sah nicht, wo sie blieben."

„„Aus Schonung für Euern Stand," sagte der Mönch, „und weil ich Euch für den Verführten halte, will ich Euch selbst in das Gefängniß begleiten." Ich stieg, wie er es forderte, in einen Miethswagen, zwei Häscher nahmen den Rücksitz ein. Schweigend und im Vorgefühl meiner schrecklichen Zukunft saß ich da. „Seyd getrost," sagte der Mönch, „die heilige Kirche ist eine gütige Mutter, nur dem Verstockten und Unbußfertigen erscheint sie in ihrer Strenge; bereut die Vergangenheit, gesteht offen, läugnet und verheimlicht nichts, und Euch wird Barmherzigkeit wiederfahren." Wir fuhren über eine Brücke, ein Paar große Thorflügel gingen auf, hohl tönte das Rollen des Wagens, als wir durchfuhren. O, dachte ich, in diesen unterirdischen Gefängnissen wirst du nun auch deine Stelle erhalten; doch war es mir noch einiger Trost, als ich in einen Kerker ge-

ührt wurde, der freilich auch nur ſein Licht von
ben empfing, aber doch noch ein Bett, einen
iſch und ähnliche Bequemlichkeiten enthielt. Ich
at den Mönch, ob ich nicht Licht und irgend
in Buch haben könne."

„„Morgen," war die Antwort, „werde ich
uch beſuchen, jetzt denkt an die Vergangenheit
nd bereitet Euch zum Verhör.""

„Schon lange fiel ein ſchwaches Licht durch
ie Oeffnungen meines Gefängniſſes; der Kerker-
eiſter öffnete eine kleine Klappe in der Thür,
eichte mir ein ſpärliches Frühſtück und auch zu-
leich mein Mittagsmahl. Ich wollte ihn an-
eden, er deutete auf den Mund, daß er ſchwei-
en müſſe und verſchloß ſchnell die Klappe. So
rachte ich den Tag einſam in banger Erwar-
ung zu. Erſt gegen Abend kam der Mönch in
Begleitung des Kerkermeiſters, der uns mit einer
ackel vorleuchtete. Durch einen langen Gang,
o an beiden Seiten aus den Gefängniſſen das
Seufzen der Gefangenen und das Geklirr der
etten uns entgegen tönten, trat ich in ein
eites Gewölbe, wo mich der Anblick einer Folter-
ank und vieler Marterwerkzeuge mit dem höch-
en Entſetzen füllten."

„„Man wird mich doch nicht foltern?" fragte
h. „Nicht eher, als bis man von Eurer

Verſtocktheit überzeugt iſt," antwortete der Mönch."

„Wir traten in ein kleines Gemach, wo ein Schreiber uns erwartete. Mir wurde ein Sitz angewieſen und ich meinen Namen, Stand, Wohnung, die Gründe, welche mich nach Rom gebracht, was ich dort während meines Aufenthalts gethan und welche Bekanntſchaften ich gemacht, anzuzeigen aufgefordert."

„„Man wird," ſagte der Mönch, „nun die Ausſage Eurer Mitgefangenen mit der Euren vergleichen, und wohl Euch, wenn ſich kein Widerſpruch findet. Zum Beweis, daß man Euer Verderben nicht will, wird ſogleich Euer geſtriger Wunſch erfüllt, und ſtatt eines Buches, das Ihr wünſchtet, erhaltet Ihr zwei." Hiermit überreichte er mir ein Gebetbuch und den Thomas von Kempen von der Nachfolge Chriſti."

„Kaum erblickte ich dieß letzte Buch, worin mein Vater ſo oft mit Andacht las, als mir die Thränen aus den Augen ſtürzten, wovon ich, auf die Frage des Mönchs, den Grund ohne Bedenken angab. Ich zündete ſogleich mein Licht an, las, fühlte mich erſchüttert und erweicht, und gelobte, dem Göttlichen wieder zu folgen, zur Tugend und Frömmigkeit zurückzukehren."

„Drei Tage verſtrichen, da ward ich zum zweiten Male auf die angegebene Weiſe abgeholt; ich fand mehrere Richter und der Mönch warf mir gleich beim Eintritt in das Gemach einen zornigen, vernichtenden Blick zu. Max ward in Ketten herbeigeführt. „Kennſt Du dieſen?" fragte einer der Richter."

„„Es iſt mein Bedienter," antwortete ich."

„„Und Dein Vertrauter," ſetzte der Richter hinzu. „Nach Deiner Ausſage hat Dich Deine Reiſe bloß nach Rom geführt, aber höre einmal die Ausſage Deines Dieners." Sie enthielt, daß ich eines Mordes wegen aus dem Gebiete von Venedig entflohen wäre. „Kannſt Du dieß läugnen?" fragte der Richter. Mit Zittern erzählte ich nun ſelbſt den Verlauf der Sache. „Man wird Dir," ſagte er nun, „das erforderliche Werkzeug zum Schreiben reichen und mit Aufrichtigkeit erzähle Dein eignes Leben von früher Jugend an; läugne und verheimliche nichts, damit Dir nicht durch die Martern der Folter Deine Geſtändniſſe abgepreßt werden müſſen. Führt ihn ab." Ich warf im Vorübergehen noch einen Blick auf die Folterbank; mir wurde Tinte, Feder und Papier gereicht. Was ſollte ich niederſchreiben? das Abenteuer mit Peregrinus? dann ſchien mir auch der Scheiterhaufen

gewiß, und wenn es entdeckt wurde, wenn ich vielleicht, ich wußte dieß nicht gewiß, etwas davon gegen Max berührt hätte und dieser zum Verräther würde? Es war ein schrecklicher Kampf mit mir selbst. Peregrinus hatte mir Hilfe zugesagt, sollte ich mich an ihn wenden? Oft stand ich im Begriff, aber dann erwachte auch die Erinnerung an dasjenige, was ich vor wenig Tagen gelesen und gelobt hatte. Ich wollte beten, allein der Gedanke an meine Unwürdigkeit, und ein Rückblick in mein vergangenes Leben raubten mir auch diesen Trost. Noch hatte ich keine Zeile geschrieben. Ich löschte mein Licht aus und warf mich auf das Lager. Schlafen konnte ich nicht; ich blickte nach der Oeffnung des Gewölbes, ob der Tag wieder leuchten würde, aber die Dunkelheit zeigte mir, daß es noch Nacht wäre."

„Plötzlich ergoß sich ein heller Schimmer, gleich feurigen Wellen, durch mein Gefängniß; der Glanz ward immer größer und plötzlich stand Peregrinus vor mir. Es waren seine Züge, aber eine Krone auf seinem Haupte und ein köstlicher Mantel, der bis auf die Erde herabfloß, machte, daß ich ihn mit Befremden und Staunen betrachtete. „Du erinnerst Dich," redete er mich an, „unserer Verbindung, und damit Du weißt,

was Du zu erwarten haſt, ſo vernimm, daß Dein Max einer meiner untergeordneten Geiſter iſt, den ich Dir zum Begleiter gab. Durch ihn werden Deine Richter, da er ſich fortwährend wie Dein Diener betragen wird, Alles erfahren, und nur ich, der Fürſt der Hölle, vermag Dich zu retten. Dreißig Jahre des höchſten Genuſſes gewähre ich Dir, wenn Du hier den Bund mit mir mit Deinem Blute augenblicklich unterzeichneſt, morgen fünf Jahre weniger, und ſo ziehe ich Dir bei jedem Tage des ſpätern Entſchluſſes wieder fünf Jahre ab; hier unterzeichne!'"

„Ich erſtaunte ſelbſt über die Kraft, von der ich mich in dieſem Augenblicke beſeelt fühlte. „Jetzt," rief ich aus, „durchſchaue ich ganz das hölliſche Gewebe; aber ich ſcheue Marter und Tod nicht, wenn ſie mich zu der göttlichen Vergebung und zu dem Glücke der Ewigkeit führen. Daher fort mit Dir, Du Scheuſal der Hölle!" Ich machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, flehte zu Gott um Beiſtand, und zuerſt mit Grinſen, dann mit Wuth, entwich der gräßliche Verſucher."

„Ich warf mich auf die Kniee nieder, Thränen der Reue und des Danks waren mein Gebet, endlich fand ich Worte. O, dieſe meine

damalige Stimmung, seit den Tagen meiner Unschuld und meines verlornen Glücks hatte ich sie nicht wieder gefühlt. Freimüthig beschloß ich Alles zu gestehen. Ruhe kehrte bei diesem Gedanken in meine Seele zurück, und ich entschlummerte sogar gegen Morgen. Da erschien mir Agnes im Traume; sie war von einem leichten Gewande umgeben, eine strahlende Krone schmückte ihr Haupt und ein Zweig von Palmen und blühenden Rosen war in ihrer Rechten. „Das Gebet der Armen, welchen Du Almosen spendetest," sprach sie, „und die Thränen des dankbaren Greises, den Du aus dem höchsten Elende rettetest, drang zu dem Throne Gottes. Darum hat auch mein Gebet um Gnade und Erbarmung für Dich Erhörung gefunden. Sey getrost, vertraue Gott, kehre durch Reue und Buße zum Guten zurück, und dann im Wohnsitze der Seligen erwarte ich Dich.""

„Ich streckte meine Hände nach ihr aus, aber Agnes und mein Traum verschwand; doch gab er mir große Kraft, und im Vertrauen auf Gott schrieb ich nun Alles nieder, freimüthig und ohne Falsch, und überließ es Gott, was nun weiter erfolgen sollte. Ich selbst aber flehte mit Thränen zu Gott und den Heiligen, daß sie mich retten und auf den Weg des wahren Glücks

leiten sollten. Jeden Tag kratzte ich mit einem Gelenke meiner Kette einen Strich in die Wand; schon zählte ich vierzehn solcher Striche und harrte mit Verlangen, ob man mich nicht aufs Neue vor meinen Richter rufen würde. Da hörte ich eines Tages den Schlüssel an der Thüre meines Kerkers umdrehen, und wäre beinahe ohnmächtig niedergesunken, als der Dominicanermönch, und mit ihm mein Vater, hereintrat. Bleich war die Wange des Greises, sein Gang schwankend am Stabe. Ich wähnte einen Bürger der bessern Welt zu erblicken, warf mich nieder auf die Kniee und rief, indem ich die Hände empor hob: „Guter, frommer Vater, vergieb und bitte für mich!" Er aber hob mich auf und drückte mich an sein Herz, indeß seine Thränen auf meine Wange fielen. Seine Kräfte waren erschöpft; er sank auf einen Sessel nieder. Bruder Raimund aber nahm das Wort:"

„„Euer ehrwürdiger Vater," hob er an, „hat durch den alten Diener, welchen Ihr in Venedig zurückließet, und welcher auch den dort verpfändeten Ring vorher auslöfete und bei seiner Heimreise mitnahm, Euer ganzes Leben und Wandeln erfahren. Manche Nachricht war schon vorher davon bekannt geworden. Euer Vater ließ nun nach Florenz und Rom schreiben, und

erhielt die gewisse Nachricht von Eurem Hierseyn. Agnes aber, die Euch so innig liebte, war durch Alles, was sie von Euch erfuhr, in tiefen Gram versunken; da kam auch, so sehr Euer Vater solches zu verbergen suchte, die Botschaft zu ihr, daß Joseph zurückgekehrt wäre, und den Euch geschenkten, aber von Euch gering geachteten Ring mitgebracht hätte. Dieß vermochte sie nicht zu ertragen; sie sank auf das Krankenlager, beschwor aber noch sterbend Euren Vater, Euch zu retten. Dieser kam hierher, brachte selbst Empfehlungsschreiben an den heiligen Vater, ward ihm vorgestellt und Sr. Heiligkeit selbst fodert nun Euer Geständniß, und will, aus Rücksicht gegen Euren frommen Vater, selbst mit Milde und Barmherzigkeit über Euch richten.""

„Ich überreichte ihm, was ich niedergeschrieben hatte und betheuerte die Wahrheit meiner Aussage. Nach wenig Tagen erfolgte mein Urtheil. Losgesprochen von meinen Sünden, sollte ich mich in das Carthäuserkloster begeben, dort durch tägliche Bußübungen, Kasteien, Fasten und Beten, Vergebung des Himmels erflehen, und wenn nach sechs Monaten der Prior und die Mönche des Klosters mir das Zeugniß eines frommen, untadelhaften Wandels ertheilen wür-

den, mit meinem Vater, welcher dieſe Zeit hindurch in Rom bleiben würde, nach Deutſchland zurückkehren."

„Tief rührte mich dieſe unverdiente Gnade; ich ſuchte mich ihrer würdig zu machen und fand Freude am Guten. Aber was ſollte ich in der Welt; Agnes war nicht mehr, mein guter Vater erkrankte nach zwei Monaten und ſtarb. Ich bat um die Aufnahme in den Carthäuſerorden; meine Güter fielen an meine Lehnsvettern, welchen ich zur Warnung und Erbauung die Geſchichte meines unſeligen Lebens und meiner Bekehrung nach Deutſchland ſandte." — —

Die Nachſchrift des Grafen von Wolfſtein enthielt, daß die Burg Wolfſtein und die übrigen Güter des Hauſes hierdurch auf denjenigen Zweig ſeiner Familie kamen, von welchem er abſtammte, daß Rupert, der ſich im Orden Bruno nannte, noch zwanzig Jahre lang lebte, und durch Frömmigkeit, durch unzählige Beweiſe von Andacht und Reue, dem ganzen Kloſter ein gutes Beiſpiel gab, daß die Gemälde, welche er zu Rom verfertigen laſſen, von ihm an ſeine Vettern geſandt wurden und daß, obgleich eine ewige Meſſe für Rupert geſtiftet worden, das Gerücht umherlaufe, daß ſein Geiſt noch nicht die Ruhe erhalten habe, ſondern in jeder Mitternacht aus

den daher auch unbewohnt gebliebenen Gemächern des Schloſſes, die er vor ſeiner Abreiſe innegehabt, ſobald die Thurmuhr die zwölfte Stunde verkünde, ſich durch den dunkeln Gang nach der Burgcapelle und ſobald die Uhr Eins ſchlage, durch dieſen Gang wieder zurück begebe.

Schmidt las dieſen Aufſatz nicht bloß einige Male durch, er ſchrieb ihn auch ab, aber jene Ruhe, jener Frohſinn, ſonſt dem ſanften, liebenswürdigen Manne ſo eigen, ſchien völlig von ihm gewichen, und ein unerklärbarer Trübſinn ſchien ſich nicht ſelten zu äußern. Daß der Beſuch der Burg Wolfſtein dieß hervorgebracht hätte, zeigte ſich deutlich, aber was dieſe Stimmung erregt habe, blieb Jedem ein Räthſel. Er wiederholte einſt, als Walldorf, durch Geſchäfte gezwungen, ein Paar Tage abweſend war, dieſen Beſuch, und deutete zugleich Emilien beiläufig an, daß er vielleicht die Nacht in der Burg Wolfſtein zubringen werde.

Dieſe blickte oft auf ihn voll banger Beſorgniß, und vielleicht wäre ein Keim von Eiferſucht erwacht oder Emilie hätte ſelbſt, um ſich Erläuterung zu verſchaffen, einen Beſuch bei dem Grafen abgeſtattet, wäre es nicht allgemein be-

kannt gewesen, daß der alte Sonderling kein Frauenzimmer in seiner Burg dulde und keinen weiblichen Besuch annehme. Bei dem, welchen ihm Schmidt jetzt abstattete, gab dieser ihm die empfangene Handschrift zurück und bat ihn, als neuen Beweis der Güte, ihm die Zimmer, welche Rupert vormals bewohnt habe, zeigen zu lassen. Sie waren im entlegensten Theile der Burg, und eine Thüre führte aus dem dunkeln Gange in die drei zusammenhängenden Gemächer. Die beiden ersten waren jetzt dazu benutzt worden, darin eine Menge alter Harnische und Waffen in einer gewissen Ordnung aufzustellen; das dritte, ein freundliches Gemach, gestattete die Aussicht über das ganze Thal, den hohen Ofen und die Eisenhämmer. Der Graf öffnete das eine Fenster, aber Schmidt, statt hinauszusehen, hatte seinen Blick nur auf den andern Flügel gewandt und deutete jetzt schweigend auf die Scheiben.

„Ei," sagte der Graf, „das hat noch Niemand bemerkt." Es waren darauf R. v. W. und A. v. T., die Anfangsbuchstaben vom Namen Ruperts und Agnes, mit einem Diamanten eingeritzt.

„O," sagte Schmidt, „vielleicht wurde dieß mit eben dem Ringe, den Agnes ihrem Rupert gab, auf dies Glas gezeichnet. Erlauben Sie

mir, wenn die Bitte nicht zu kühn ist, die kommende Nacht in diesem Zimmer zuzubringen, vielleicht, daß ich den Geist des armen Rupert erblicke."

„Sie sind mir unerklärbar," antwortete der Graf, „und ich fürchte, daß Ihre hohe Reizbarkeit, Ihre zu lebhafte Einbildungskraft, Sie vielleicht in eine Stimmung versetzen könnte, die nicht zu Ihrem Glücke wäre, und daher werden Sie meine Weigerung verzeihen."

Schmidt erneuerte dringend seine Bitte, versicherte, daß eine solche Erscheinung ihm, durch Ueberzeugung von dem Daseyn einer Geisterwelt, das höchste Glück gewähren würde. Bedenklich äußerte der Graf, daß man den Himmel nicht versuchen müsse, und daß uns selbst die heilige Schrift lehre, daß, wer ihren Worten kein Gehör gebe, auch nicht den von den Todten Auferstandenen hören werde. Schmidt wiederholte so oft und so dringend seine Bitte, daß der Graf endlich nachgab. Er zeigte ihm an, daß Werners Zimmer das nächste bewohnte sey und in diesem die Thüre unverschlossen seyn würde, ließ den Gang und jedes der beiden Vorzimmer erleuchten, in dem letzten kleinen Gemache aber, worin noch einiges altes Hausgeräth war, wurden mehrere Lichter auf einem metallnen Kron-

hter angezündet und Schmidt nahm auf einem
ßen Seſſel, der Thüre gegenüber, Platz.
Er hatte ſeinen Säbel an der Seite, und,
ſich gegen jeden Betrug zu ſichern und ihn
möglich zu entdecken, legte er ſeine geladenen
olen auf einen kleinen Tiſch, der neben ihm
d. Werner verſpra[illegible], ſobald er einen Schuß
n werde, ihm zu Hilfe zu eilen; der alte
iente ſetzte noch eine Flaſche Wein und ein
s auf den Tiſch, und ſo blieb Schmidt, weil
s um zehn Uhr zu Bette ging, hier allein
end.
Schauerlich tönte durch die Stille das Pochen
Eiſenhämmer. Schmidt ging eine Zeit lang
und ab, doch ſo, daß er immer die Thüre
Auge behielt. Es ſchlug eilf, er warf ſich
en Lehnſtuhl, trank ein Paar Gläſer Wein.
s, was an dieſem Tage auf ihn gewirkt,
e doch, ſo ſehr ſein Blut kochte, Abſpan-
g erzeugt. Er ſank unwillkürlich in einen
lummer; da weckte ihn die Thurmuhr und
chauderte zuſammen, weil er zugleich ſeine
nge von einer eiskalten Hand berührt glaubte.
d blickte er umher; er glaubte in dem Vor-
immer Fußtritte und ein Rauſchen wie unter
Waffen zu hören. Er griff nach den Pi-
n und eilte nach; ähnliche Töne glaubte er

aus dem vorderſten Zimmer zu vernehmen, dann wieder aus dem Gange, überall ſah er nichts.

So näherte er ſich der Capelle; das vor dem Altar hängende Licht ſchimmerte durch das Glasfenſter der Thür, dieſe ſelbſt war verſchloſſen. Er horchte, Alles war ſtill, aber ſcheußliche Geſtalten ſchienen ihn zu umſchweben, er glaubte durch ſie ein ſonderbares Rauſchen in dem ganzen Gange erregt, er ſtand unentſchloſſen. Um ein Uhr ſoll er ja zurückkehren, dieſe Stunde, ſagte er zu ſich ſelbſt, will ich erwarten. Mit jedem Augenblicke ſtiegen Fieberfroſt und Hitze, die ſich plötzlich abwechſelten. Er näherte ſich wieder der Thüre der Capelle und horchte. „Wehe, wehe, wehe!" glaubte er daraus deutlich zu vernehmen; da ſchlug's Eins und ohnmächtig ſank Schmidt nieder.

Werner hatte dieſe Stunde ſelbſt mit Angſt und Neugierde erwartet, er glaubte an die Erſcheinung, dachte aber auch, wenn die Stunde vorüber wäre, dafür ſicher zu ſeyn und wünſchte den Erfolg aus Schmidts Munde zu hören. Schlafen konnte er nicht, entſchloß ſich daher zu ihm zu gehen und fand ihn ohnmächtig auf dem Boden des Ganges. Schmidt wurde jetzt auf Werners Zimmer gebracht, wo ſchon ein Bett auf jeden Fall für ihn vorräthig ſtand.

Er erzählte, nachdem er sich erholt hatte, den Vorfall, befand sich aber am folgenden Tage so unwohl, daß ihn der Graf in seiner Equipage nach dem Gute des Freiherrn von Walldorf begleitete.

Seit dieser Zeit mehrte sich bei Schmidt der düstre Trübsinn, nichts fehlte dem Glücklichen in seiner äußern Lage, und doch stieg noch, seit der Rückkehr auf sein Gut, diese traurige Stimmung. Alle Beweise der Liebe, der innigsten Zärtlichkeit, die ihm Emilie gab, konnten seine Schwermuth nicht verscheuchen, und nur zuweilen, wenn seine Kinder, die kleinen Unschuldigen, ihm ihre Liebe zeigten, dann schien es, als ob eine tröstliche Thräne oder ein wehmüthiges Lächeln ihm eine augenblickliche Erholung gewährten.

So war die Lage des unglücklichen Mannes, als Prediger Färber auf Emiliens Bitte erschien, die ihm Alles, was sich auf der Burg Wolfstein zugetragen und selbst die Geschichte Ruperts mittheilte, die ihr Walldorf, durch den sie den Grund von ihres Mannes Schwermuth auszukundschaften bemüht gewesen war, verschafft hatte, und zufällig erfuhr sie noch durch die Aeußerung eines Bedienten, daß, wie sie sich selbst auch bei dieser Gelegenheit erinnerte, der Anfang der

Schwermuth ihres Mannes in einem kleinen Städtchen Schlesiens entstanden wäre, wo er von einem alten häßlichen Kerl einen Besuch erhalten, und diesem ein Paar Goldstücke geschenkt hätte.

Färber konnte hieraus nichts Zusammenhängendes, sondern bloß dieß folgern, daß irgend etwas auf die Einbildungskraft seines Zöglings lebhaft gewirkt, und hierdurch diese traurige Gemüthsstimmung veranlaßt habe. Er suchte bloß dessen Zutrauen zu gewinnen, und so allmälig durch ihn selbst den Schlüssel zu Allem zu erhalten.

Eines Tages fiel ihr Gespräch auf die Strenge der Kriegszucht und wie leicht Mancher das Opfer eines einzigen Augenblicks oder wohl gar eines unverschuldeten Unfalls werden könne. Färber gab es zu, meinte aber doch, der Mann, welcher beim Kriegsdienste seine Pflicht pünktlich unausgesetzt erfülle, könne freilich auch hierbei mancher Unannehmlichkeit ausgesetzt seyn, doch schwerlich, wie Schmidt vorhin geäußert hätte, unverdient den schrecklichsten Mißhandlungen Preis gegeben werden.

„Meine eigne Geschichte," fiel Schmidt heftig ein, „sollte Ihnen, mein väterlicher Freund, von dieser für mich so gräßlichen Begebenheit nichts bekannt geworden seyn?" Da Färber dieß

verneinte und hinzufügte, daß er über ihn von dem verſtorbenen General Heldenborn nie eher etwas als in dem Zeitpuncte, wo er ihn an Kindesſtatt angenommen hätte, und daher außer dem, was Schmidt ihm ſelbſt geſchrieben hätte, nie etwas von ihm erfahren habe, ſo fiel dieſer heftig ein:

„Nun denn, ſo will ich noch einmal an dieſe ſchreckliche Begebenheit denken, deren Andenken ich ſelbſt aus meiner Seele auszurotten wünſche, weil ſie die Quelle des größten Elends und noch ſchrecklicherer Leiden wurde, die vielleicht nicht einmal mit meinem Leben enden werden."

„Da ſey Gott für!" rief Färber, „deſſen Erbarmung gränzenlos iſt; mein lieber Sohn, erlauben Sie mir dieſe vertrauliche Benennung; ich kenne Ihr Herz; auf einen Augenblick kann Ihre Lebhaftigkeit und das Feuer der Jugend Sie irre geleitet haben, aber ein Verbrechen, ein ſolches Verbrechen, daß Sie ſelbſt noch nach Ihrem Tode vor deſſen Folgen erzittern müßten — —"

„Und doch, und doch," ſeufzte Schmidt, ſah wild umher und ſchwieg dann wieder in ſich gekehrt. Färber glaubte dieſen Augenblick nicht unbenutzt laſſen zu dürfen, er ergriff mit Herzlichkeit ſeine Hand.

„Freund," sagte er, „wenn etwas den Frieden Ihrer Seele trübt, bei wem könnten Sie wohl mehr Troſt ſuchen, als bei dem Diener der Religion Jeſu, der zugleich Ihr väterlicher Freund iſt und vielleicht, für Alles was Sie drückt, weil er ſolches aus einem von dem Ihrigen verſchiedenen Geſichtspunkte betrachtet, Ihnen Troſt ertheilen, und den innern Frieden Ihrer Seele zurückrufen kann."

Schmidt hob die Augen und die gefalteten Hände gen Himmel. „Nun denn," ſagte er nach einer Pauſe, „ich will Sie mit meinem unglücklichen Schickſal, mit Allem, was mich drückt, bekannt machen, aber wenn auch Sie das Urtheil meines Gewiſſens beſtätigen, dann iſt auch einzig Verzweiflung mein Loos."

„Sie wiſſen, daß mein verſtorbener Schwiegervater, da er mich bei ſeiner Escadron Dienſte zu nehmen beſtimmte, gegen mich wohlwollend dachte, und mir manche ſchöne Ausſichten in der Ferne vorzeigte, doch wohl eigentlich nur in der Abſicht, mich, der ich damals ein wohlgebildeter junger Mann war, in ſeine Escadron einſtellen zu können. Er that mir manches Gute, unterſtützte mich, und meine jugendliche Eitelkeit trieb mich an, was ich vermochte, auf mein Aeußeres zu wenden, ſo daß ich hierdurch, bei den übrigen

Unterofficieren, meinen Cameraden, die Meinung rege machte, durch Heldenborn, der damals Oberſtlieutenant geworden war, ganz vorzüglich unterſtützt zu werden und deſſen Liebling zu ſeyn. Daß ich äußerſt ſparſam lebte, mir manches kleine Vergnügen, manchen Genuß, den viele meiner Cameraden ſich erlaubten, um nur durch mein Aeußeres glänzen zu können, verſagte, dieß bemerkten ſie nicht, ſondern weil ich mich, um jede damit verknüpfte Ausgabe zu vermeiden, ihrem Umgange entzog, meinen höchſten Genuß darin ſetzte, wenn ich zuweilen ein vorzügliches Werk mitgetheilt erhalten konnte, und aus dieſem Grunde mit einigen gebildeten jungen Männern vom Civilſtande Bekanntſchaft angeknüpft hatte, ſo war ich Manchem als ſchlechter Camerad verhaßt und wenigſtens als ein ſtolzer Sonderling beinahe von Keinem geliebt."

„So waren meine Verhältniſſe, als die Spannung des damaligen Oberſtlieutenant Heldenborn mit dem Oberſten Doradi, dem Commandeur des Regiments, auf das Höchſte ſtieg. Dieſer, ein muthiger, entſchloſſener Mann, der durch dieſe Eigenſchaften während des Kriegs vom gemeinen Huſaren bis zum Oberſten empor geſtiegen war, hatte noch zum Theil die Rohheit ſeines frühern Standes. Wolluſt, Trunkenheit

und Spiel füllten den größten Theil seiner Zeit und machten, daß seine Ausgaben oft die Einnahme überstiegen. Heldenborn hatte einen Ton, der ganz von dem des Obersten verschieden war, im Regimente einzuführen gesucht. Der größte Theil der Officiere hing an ihm mit Liebe und Achtung, der wilde Doradi aber, der sich von den meisten vernachlässigt glaubte und alle Schuld davon auf Heldenborn schob, haßte diesen tödtlich, vermochte ihm selbst nichts anzuhaben, suchte ihn aber doch dadurch zu kränken, daß er mir, den er für Heldenborns Günstling hielt, wo er nur konnte, schwer fiel, so daß ich beinahe, so oft wir exercirten, seinem Tadel, seinem Spott, auch wohl noch härtern Kränkungen ausgesetzt war."

„Um diese Zeit wurde Doradi von einem Schuldner gedrängt, den er sehnlichst zu befriedigen wünschte. Er überwand seinen Haß, glaubte, daß Heldenborn das Nämliche thun und sich seine Freundschaft erkaufen würde. Schriftlich bat er ihn daher, ihm 3000 Thaler auf einen Wechsel vorzuschießen, und Heldenborn, der, bei der Schuldenmenge Doradi's, dieß Geld nie wieder bekommen zu können einsah, schickte ihm, der gleich baare Zahlung gehofft hatte,

eine abschlägige Antwort, die bloß von einigen höflichen Entschuldigungen begleitet war."

„Dorabi sehnte sich nach Rache und ich wurde das unglückliche Opfer derselben. In meinem Beritte als Unterofficier hatte ich einen Husaren Sumpfmann, einen angeworbenen Ausländer, der sich durch ein vortheilhaftes Aeußeres und ganz besondere Gewandtheit auszeichnete, der, wie das Gerücht lief, ehedem Mitglied einer Gesellschaft von Seiltänzern war, und noch jetzt durch Taschenspielerkünste, die er in Schenken trieb, sich einigen Erwerb zu verschaffen suchte. Er wurde für völlig sicher gehalten, um so mehr, da man allgemein glaubte, daß er die Tochter seines Wirths, eines Trödlers, in Kurzem heirathen werde. Sein beständiger Frohsinn und die Geschmeidigkeit, womit er Jeden zu gewinnen wußte, machte, daß man ihm durchgängig, und ich daher auch zuweilen, etwas nachsah, und wenn er einen kleinen Erwerb hatte, ihm auch wohl nach der Retraite aus dem Quartier zu bleiben erlaubte."

„Dieß war einst der Fall gewesen, als am folgenden Morgen sein Wirth mit der Erzählung, daß er die ganze Nacht hindurch fortgeblieben, äußerst verstört zu mir kam. Ich eilte, ihn, da wo ich ihn muthmaßen konnte, aufzu-

ſuchen; umſonſt. Ich begab mich zu meinem Oberſtlieutenant und erfuhr mit Schrecken, daß noch drei andre Huſaren, alle Ausländer, und die ſchönſten Leute von Doradi's Escadron, nicht auszumitteln und wahrſcheinlich in der Nacht entwichen wären. Dieſer wüthete, machte mir Vorwürfe und gab mir Arreſt, weil ich den liederlichen Sumpfmann, der wahrſcheinlich dieſen Complott gemacht, nicht beſſer in Ordnung gehalten hätte. Die Muthmaßung wurde Gewißheit; denn durch die unbeſonnene Schwatzhaftigkeit des Tröblers ward es entdeckt, daß Sumpfmann, der zuweilen für ein Privattheater, bei dem er die Stelle des Aufwärters vertrat, einige Kleidungsſtücke gemiethet hatte, auch jetzt, unter dem Vorwande, ſolche für dies Theater zu benutzen, vier vollſtändige Anzüge für gemeine Perſonen bürgerlichen Standes erhalten, und hierdurch die Entweichung befördert hätte. Doradi warf alle Schuld davon auf mich; es wurde Kriegsrecht über mich gehalten, und ich auf eine tyranniſche Weiſe körperlich beſtraft. Mein Oberſtlieutenant fühlte, daß ich vielleicht auch, weil ihn ſein Gegner hierdurch zu kränken hoffte, gelitten habe. Mir, dem Unterofficier, konnte er dieß nicht äußern; mich durch eine erhöhte Zulage oder irgend ein Geſchenk tröſten zu wollen,

gestattete ihm sein Zartgefühl nicht, daher vermied er mich, weil ihm mein Schicksal nahe ging, ohne daß er solches lindern konnte. Bei meinen Cameraden glaubte ich nur Spott und Schadenfreude zu bemerken und mein gekränktes Ehrgefühl stürzte mich beinahe in Verzweiflung."

„Ich war dem Arreste entlassen, auf mein einsames Dachstübchen zurückgekehrt, und wünschte, wenn es möglich wäre, mein Leid zu vergessen, zündete meine spärliche Lampe an und griff nach einem der geliehenen Bücher. Es war Doctor Faust von Goethe, der damals noch durch Neuheit um so höhere Aufmerksamkeit erregte. Ich hatte wenig Auftritte gelesen, da wurde an meine Thür geklopft. Disaloschi, ein Unterofficier, den ich nie leiden konnte, und dem auch jeder junge Mann, der einigermaßen gebildet war, aus dem Wege ging, trat in mein Zimmer. Er war ein Deserteur vom östreichischen Heere, der bei den Preußen Dienst genommen hatte; ein kleiner, breitschultriger Kerl, von unförmlichen, aber starken Gliedern. Sein plattes Gesicht, schwarzgelb, wie das eines Zigeuners, zeichnete sich durch seine kleinen feurigen Augen, die borstigen Augenbraunen, die dicke Nase und den großen Mund, über welchem ein fürchterlicher

Knebelbart hing, auf eine widerliche Weise aus."

„Er äußerte mir mit Rohheit seine Theilnahme, die mich, überzeugt durch mein Schicksal und die erlittene Herabwürdigung, selbst diesem Menschen näher gerückt zu seyn, tief beugte. Auf seine Frage, was ich lese, antwortete ich ihm: Doctor Faust."

„„Herr Bruder," sagte er, „die Schurken, welche davon liefen, entkamen glücklich, Du wurdest gemißhandelt; wahrlich, Gott muß sich wenig um uns bekümmern, und es muß kein Teufel seyn, denn wenn er jetzt käme, uns könnte er so gut, wie den Doctor Faust, haben," und indem er laut auflachte, wiederholte er dieses, „nicht wahr?" „Freilich," antwortete ich, um ihn los zu werden, und gab ihm die Kleinigkeit, die er nun von mir zu lehnen suchte. Sein gräßlicher Gedanke und mein schmerzliches Gefühl standen vor meiner Seele: „o, wahrlich," sagte ich zu mir selbst, „wenn der Teufel mir in diesem Augenblicke Stand, Ehre, allgemeine Achtung, Reichthum, das Glück des Gatten und Vaters, kurz, jeden Lebensgenuß anbieten sollte, ich würde nicht stark genug seyn, ihn von mir zu weisen." Ich schauderte vor diesem Gedanken,

als mein Blut ruhiger war und er ward vergessen."

„Sie wissen, mein lieber väterlicher Freund, wie mir schnell darauf das Glück lächelte. Dorabi erhielt bei der Nähe des Krieges Pension, Heldenborn ward Commandeur, in der Folge Chef des Regiments, verlor mich beinahe aus dem Auge, bis ich ihm das Leben rettete, und nun erst erwachte die Erinnerung, daß ich zum Theil, um ihn zu kränken, manches unschuldig erlitten hätte. Der edle Mann glaubte mir jede Vergütung schuldig zu seyn und ich, durch jeden Beweis der Dankbarkeit, Alles, was er an mir that, erwiedern zu müssen, und so stieg ich mit jedem Tage in seiner Gewogenheit. Beförderung, Orden, Annahme an Kindesstatt, die Hand seiner einzigen Tochter, kurz jedes Erdenglück wurde mir zu Theil und oft beinahe berauscht von dem höchsten Genuß, den diese Welt zu geben vermag, hob ich meine Hände dankbar zum Himmel empor, ohne Worte finden zu können. Daß dies Glück so plötzlich zerstört werden könnte, ahndete ich nicht, bis ich die letzte Reise antrat."

„Als ich in einem kleinen Städtchen Schlesiens übernachtete, wurde ich, weil Jemand mich zu sprechen wünschte, aus dem Zimmer gerufen.

Es war Disaloschi, dessen Häßlichkeit, das Alter und eine grinsende Freundlichkeit, die er jetzt annahm, ihn noch gräßlicher machten. Er sagte mir, er habe mein Schicksal erfahren, wäre hier bei der Accise angestellt, habe mich bei meiner Ankunft und dem Aussteigen bemerkt und sogleich erkannt und käme, um mir seine Theilnahme zu äußern. Ich reichte ihm ein Paar Ducaten, er nahm sie, indem er auf eine für mich entsetzliche Weise lachend äußerte:"

„„Erinnern Sie sich, Herr Rittmeister, wohl jenes Abends, wo Sie den Faust lasen und wir meinten, daß wenn der Teufel zu uns käme, um uns glücklich zu machen, wir ihn nicht abweisen würden? Zu mir ist er nicht gekommen, aber ich denke immer, Sie haben es mit ihm wie Doctor Faust gemacht, denn wie wäre Ihnen sonst wohl ein so großes Glück in so kurzer Zeit zu Theil geworden." Die Erinnerung füllte mich mit Entsetzen. „Lassen Sie 's gut seyn," sagte ich, indem ich ihm noch ein Paar Ducaten gab, „wir wollen an diese Thorheit nicht weiter denken," und verließ ihn, aber die scheußliche Gestalt und die Erinnerung an meine vormaligen Gedanken wichen nicht aus meiner Seele, so sehr ich mich der Sache zu entschlagen suchte."

„Ich kam nach Wolfstein; meine Aehnlichkeit mit dem unglücklichen Rupert und, was mein Entsetzen erhöhte, die Aehnlichkeit des Teufels auf dem Gemälde mit den Zügen des Difaloschi, machten bei mir die schrecklichsten Empfindungen rege, noch mehr Ruperts Geschichte und sein Traum; denn auch ich hatte, wo ich konnte, meinen Nächsten gewünscht Gutes zu thun, auch ihr Gebet konnte Difaloschi's Wiedererscheinung, wie meine Bekanntschaft mit dem Gemälde und die Mittheilung der Geschichte Ruperts bewirkt haben, um mir Gelegenheit zur Reue und Buße zu schaffen."

„Ich, ein Protestant, konnte nicht, wie Rupert, im Carthäuserorden Vergebung suchen, aber der Gedanke, Gottes Barmherzigkeit, die so viel für mich gethan hatte, werde mich auch weiter auf den Weg zu meinem wahren Heile leiten, veranlaßte mich, daß, da ich von dem Herumwandeln Ruperts hörte, ich mich nach der Erscheinung desselben sehnte. Ich glaubte, durch seine eiskalte Hand aus dem Schlafe geweckt zu seyn, sein Wehegeschrei, welches ich auf mich deutete, drei Mal aus der Capelle gehört zu haben. Das Uebrige ist Ihnen bekannt; meine Unruhe steigt mit jedem Tage; oft lächelte ich anfänglich über meine finstern Vorstellungen, erklärte Alles für

Krankheit, aber als jene Neigung, die mein verstorbener Schwiegervater für die Physiognomik bei mir geweckt hatte, mich wieder zu der Beschäftigung damit hinzog, führte der Gedanke, daß Menschen von gleicher Gesichtsbildung gleiche Gemüthsstimmung, gleiche Leidenschaften, Tugenden und Laster hätten, auch wieder die Vorstellung an Rupert herbei. Bald entwickelte sich der Gedanke, ob solche Menschen nicht auch gleiche Schicksale haben, gleichen Einflüssen einer unsichtbaren Macht ausgesetzt seyn könnten, und mit dieser wünschte ich nun näher bekannt zu seyn. Ich las die Werke von Schwedenborg und Jacob Böhm, und diese führten mich immer weiter in das Studium der Mystik und Theosophie; immer mehr und mehr vom Einfluß der Geisterwelt auf den Menschen überzeugt, stieg mit jedem Tage meine Angst und mit dieser der Gedanke, das Glück der Ewigkeit aufgeopfert zu haben."

Färber erschrack; seinen Gründen setzte Schmidt seine schwärmerische Ansicht entgegen; aber der sanfte, gebildete Greis schlug bald einen andern Weg ein; als ob er sich selbst nach Zerstreuungen sehne, bestimmte er auch dazu seinen Zögling, machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der benachbarten Gutsbesitzer, forderte

diejenigen, die er der Freundschaft Schmidts würdig fand, dringend dazu auf, sich des Kranken anzunehmen, durch Jagd, Zerstreuung und Bewegung seine Schwermuth zu heilen. Gerade die sitzende Lebensart und das beständige Brüten über Ideen hatte Schmidts Krankheit wenigstens beträchtlich erhöht, die nun allmälig dahin zu schwinden begann. Färber bestimmte ihn jetzt selbst, die Hilfe des Arztes zu suchen, die nicht unwirksam blieb, und wenn Schmidt zuweilen in seinen Trübsinn zurücksinken wollte, so forderte er ihn auf, durch Beförderung des Guten und Verminderung des menschlichen Elends, von den Gütern, die ihm die Vorsehung beschieden hatte, einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen.

Der Dank so Vieler, deren Elend er milderte und die er auf die Bahn des Guten zurückführte, überzeugte ihn, der Allbarmherzigkeit des Ewigen nicht unwerth zu seyn, und die Warnungen des Arztes, der zugleich sein Freund war, machten ihn darauf aufmerksam, daß derjenige, dessen Einbildungskraft leicht und schnell, das was jemals auf seine Sinne vorzüglich wirkte, lebhaft vor seine Seele zurückzuführen vermag, jederzeit auch, welche Empfindung er will, in sich hervor zu bringen im Stande ist, und daß

er folglich durch ein Brüten über die finstern, abenteuerlichen Ideen sich selbst ins Verderben stürzen und seine Vernunft zerstören könnte.

Auf Färbers Rath beschäftigte sich nun Schmidt mit Gartenbau, der Tonkunst, selbst mit dem Unterrichte seiner Kinder, machte zuweilen kleine Reisen, so daß beständige Abwechselung und Geschäfte ihm nicht Zeit ließen, sich den vorigen Bildern und seiner aufgeregten Einbildungskraft zu überlassen. Emilie fühlte sich unaussprechlich glücklich und Schmidt selbst dachte nur an die Vergangenheit wie an einen bösen Traum zurück.

Da brach im Jahre 1806 jener schreckliche Krieg aus, der Preußens Wohlstand zerstörte. Schmidt, der mit ganzer Seele an König und Vaterland hing, wurde schon durch das Allgemeine tief gebeugt. Jetzt traf auch ihn die Reihe der Leiden; ein beträchtliches Lager stand auf seinem Gute, es wurde schrecklich verheert, er sah jede seiner schönen Anlagen verwüstet, Alle, die er glücklich und wohlhabend gemacht hatte, zur Dürftigkeit herabsinken. Da erhielt er die Nachricht von dem Tode seines väterlichen Freundes Färber, der ihn noch späterhin besucht und durch seinen Briefwechsel aufgerichtet hatte,

Seine einzige Stütze war jetzt Emilie, und frohe Hoffnung gewährte ihm die Vaterfreude.

Wilhelm, sein einziger Sohn, der sich den Wissenschaften geweiht hatte, zeichnete sich durch seltene Anlagen und hohe Sittlichkeit aus. Er hatte die Universität bezogen, und die Zeugnisse seiner Lehrer und manche Privatbriefe, die er von ihnen erhielt, wurden für ihn der Stoff zur reinsten Vaterfreude. Da erneuerte das Jahr 1812 bei dem Zuge der Franzosen nach Moskau die Leiden des Vaterlandes. Heldenborn hatte Alles zur Wiederherstellnng seiner Güter aufgeboten, für seine Gutseinsassen väterlich gesorgt. Schon keimte wieder neuer Wohlstand empor, und der Gedanke, für seinen guten Sohn wirksam zu seyn, versetzte ihn in unaufhörliche Thätigkeit, wodurch sein Trübsinn verschwand. Emilie dankte oft der Vorsicht mit Thränen, da jenes finstre Brüten und die aufgeregte Schwärmerei völlig dahin geschwunden schienen, als neue Leiden eintrafen.

Forstbach lag an der Etappenstraße. Heldenborn galt für reich: Grund genug, ihm Alles erdulden zu lassen, was sich Anmaßung und Uebermuth zu gestatten vermochten. Die schönen Hoffnungen zur Wiederherstellung des ehemaligen

Wohlstandes schwanden auf's Neue dahin; da erfolgte die Flucht der Franzosen aus Moskau. Die Preußen griffen zu den Waffen; auch Wilhelm, der edle, feurige Jüngling, glaubte seinen Arm dem Vaterlande schuldig zu seyn. Begleitet von dem Segen des Vaters, zog er in den heiligen Kampf, aber schon im Gefechte bei Möckern wurde er schwer verwundet; dieß, aber nicht sein folgendes Schicksal, erfuhr der unglückliche Vater.

Ein Schuß hatte Wilhelms Beinknochen gespalten, doch hielt Jugendkraft noch den Verwundeten aufrecht, die Aerzte hofften. Angst und Sorge, die schon den Vater bei der ersten Nachricht ergriffen hatten, wirkten immer mit erneuerter Kraft, und jetzt führte auch wieder manche trübe Stunde die alten, ängstlichen schwärmerischen Träume in die Seele des unglücklichen Mannes zurück. Wilhelm starb nach einigen Monaten. Emilie hatte ihren Gram zu beherrschen gesucht, auch sie welkte hin. Oft saß Schmidt Stunden lang einsam und in sich gekehrt; Alles, was Emilie, ihn aufzuheitern, in Bewegung setzte, konnte nicht mehr die Freude, höchstens ein wehmüthiges Lächeln herbeiführen. Oft jagte er wild umher, durchstrich, da er sonst kein leidenschaftlicher Jäger gewesen war, Tage

lang die Wälder. „Verhindern Sie dieß nicht," sagte der Arzt der besorgten Gattin, „die starke Bewegung wird ihm wohlthun." Allein der gute Mann übersah, daß die wilde Anstrengung auch die Kräfte erschöpfte.

Die Familie ward einst zu einem Gastmahle geladen, wobei auch der Arzt gegenwärtig war. Das Gespräch fiel auf die Leiden der Zeit, und einer der Anwesenden erzählte, daß ein Unglücklicher, der Alles durch den Krieg eingebüßt hätte, zuerst in einen finstern Gram versunken wäre, der zuletzt Wahnsinn erzeugt habe. Dieser, der sich anfänglich nur in manchen Augenblicken äußerte, nähme immer mehr überhand, und die gesunde Vernunft, die jetzt nur in manchen Augenblicken noch herrschend wäre, diente nur dazu, dem Unglücklichen sein Elend um so fühlbarer zu machen.

Aufmerksam horchte Schmidt. „Könnte," fragte er den Arzt, als er mit ihm einige Augenblicke allein war, „meine Gemüthsstimmung vielleicht ähnliche Folgen haben?" Der Arzt, der, durch die Gesellschaft zerstreut, die Folgen seiner Aeußerung nicht kaltblütig genug erwog, glaubte ihn, den er schätzte, jetzt um so mehr von jenem finstern Brüten zurück zu halten, wenn er ihn, auf seiner Hut zu seyn, sich nicht seinen finstern

Bildern hinzugeben, warnte. Die Wirkung hiervon ahnete er nicht. Schmidts ängstliche Behutsamkeit wurde für den schwermüthigen Mann eine neue Quelle der Angst, und die kranke, aufgeregte Phantasie, führte nun auch bald wieder jene längst vergessenen Bilder zurück.

Zuerst sah er in seinen Träumen den Carthäusermönch, dann Rupert und den bösen Geist im Walde, bald wähnte er sie auch wachend zu sehen, bald glaubte er seinen entschlummerten Sohn und den guten Färber zu erblicken. Der Arzt warnte, allein Schmidt versicherte, daß er nicht mehr an jene Schwärmereien, dem bösen Geiste hingegeben zu seyn, glaubte, aber alles dieß Treiben seiner Einbildungskraft für den Anfang des ausbrechenden Wahnsinns halte. Umsonst war jeder Versuch, dieß zu widerlegen, die Schwermuth stieg mit jedem Tage, und Emilie, die Alles aufbot, erreichte ihren Wunsch, ihren Gemahl zu einer Reise nach Pyrmont zu bestimmen.

Sie war bisher wenig von seiner Seite gewichen, nicht so in manchen großen Städten, wo Schmidt noch alte Bekannte fand, manche neue Bekanntschaft anknüpfte. Von einem derselben wurde er aufgefordert, ein vorzügliches

Krankenhaus zu beſuchen. Hier glaubte er ſeinem Herzen zu genügen, manchem Leidenden, wäre es auch nur auf Augenblicke, Erleichterung zu verſchaffen. Er ließ einige Goldſtücke wechſeln, um, ſo wie er es zweckmäßig fände, geben zu können, und trat, durch dieſen Gedanken in etwas erheitert, den Gang an, ohne zu ahnen, daß mit dieſer Krankenanſtalt auch ein Irrenhaus verbunden wäre.

Der Anblick der Leidenden ergriff ihn bereits mit großer Innigkeit, der Dank für die ausgetheilten Gaben erleichterte ein wenig ſein beklemmtes Herz; da ward er unerwartet in das Irrenhaus geführt und ſah hier den Wahnſinn in allen ſeinen gräßlichen Geſtalten. Ein dumpfer Schmerz, mit Entſetzen verbunden, bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele, und der Gedanke, auch dir iſt vielleicht ein ähnliches Schickſal beſtimmt, ſchimmerte durch alle ſeine bangen und gräßlichen Gefühle hindurch. Er näherte ſich in Begleitung des Wächters dem verſchloſſenen Ausgange, da faßte ihn, ehe er aufgeſchloſſen war, ein halbverrücktes Weib mit grinſendem Lächeln am Arm.

„Brüderchen," rief ſie, „bleibe hier; heraus kannſt Du einmal nicht, ſo wenig als ich; trau'

dem nicht mit den Schlüsseln," flüsterte sie ihm zu, auf den Wächter deutend, „sie sind nur zu den Klausen und den Schlössern der Ketten."! Der Wächter bedrohte sie. Schmidt eilte, ihr eine Gabe zu reichen, und singend und tanzend rief sie nun: „Komm bald wieder."

Er bot freilich Alles auf, um diese Erscheinung los zu werden, aber die neuen Bilder des Schreckens durchkreuzten sich mit den alten, eine fieberhafte Glut hemmte das Nachdenken. Emilie bebte bei seinem Anblicke; so war er ihr noch nie erschienen. Sie ließ einen der berühmtesten Aerzte herbeiholen, welcher einige Arzneimittel verordnete. Schmidt hatte sich entkleidet und auf das Bett geworfen, und da Emilie den Arzt begleitete, bat sie ihn, ihr auf die ausführliche Krankheitsgeschichte ihres Mannes, welche sie ihm übersenden würde, schriftlich seinen Rath und auch wo möglich die Beantwortung ihrer darin enthaltenen Fragen zu senden. Der Arzt versprach die Erfüllung der Bitte, und nach ein Paar Tagen, als gerade Emilie auf wenige Augenblicke abwesend war, kam die Antwort des Arztes.

Schmidt befand sich an diesem Tage sehr unwohl; Emilie hatte nie vor ihm ein Geheim-

niß, und da der Bediente des Arztes, bei Ueberreichung des Briefes, den Namen seines Herrn genannt hatte, so glaubte Schmidt, der gerade bei der Angst, die ihn unaufhörlich drückte, sich äußerst nach Rettung sehnte, hier vielleicht einige ärztliche Vorschriften zu erhalten hoffte, diesen Brief ohne Bedenken erbrechen zu können, der am Ende die Erklärung des Arztes enthielt, daß bei der hohen Reizbarkeit, glühenden Einbildungskraft und der geschwächten Gesundheit des Kranken, er es für Pflicht halte, ihr zu betheuern, daß vielleicht noch der Kranke dem befürchteten, schrecklichen Schicksale entgehen, aber auch kein Arzt seine Geisteszerrüttung verbürgen könne, und indem er sie die höchste Aufmerksamkeit auf den Kranken zu verwenden bat, fügte er noch einige Gründe zu Hoffnung und Trost hinzu.

Mit Schriftzügen, die den schrecklichen Zustand der Seele verriethen, schrieb Schmidt unter den Brief: „Nein, meine Lieben, Ihr sollt nicht die Zeugen dieses Elends seyn. Gott lohne Euch Eure Liebe. Emilie, reine, unschuldige Seele, bete für mich."

Die edle, unglückliche Frau war zurückgeeilt, und in dem Augenblicke, als sie die Thüre ihres Zimmers öffnete, erfolgte in dem nebenbei befind-

lichen Schlafzimmer ein Piſtolenſchuß. Schmidt hatte geendet. Ein Beweis, daß nicht unſere Verhältniſſe, ſondern nur innerer Frieden und die Herrſchaft des Verſtandes über unſere Gefühle Ruhe und Glück verleihen. Friede mit der Aſche des Unglücklichen. Die ſchon erkrankte Emilie folgte ihm bald nach ins Grab.

Das

Jagdschlösschen.

Von seinen Reisen war Graf Wilhelm von
kenhorst auf seine Güter zurückgekehrt; lange
te ihn Italien, lange Paris und London ge-
elt, und bei seinem Feuer, bei dem rastlosen
hnen nach Lebensgenuß hatte er nur zu schnell
väterlichen Warnungen vergessen. In länd-
er Einsamkeit erzogen, und jetzt, auf den Rath
es Verwandten, sich zu einem Gesandtschafts-
sten vorzubereiten, und hierdurch sein Glück zu
nden, hatte ihn der strenge und sparsame
ter auf Reisen gesandt, ihn aber auch oft
ran erinnert, daß sein Vermögen nicht groß
re. Er hielt dieß bloß für zu weit getriebene
orgfalt des sparsamen Vaters, war durch dessen
d uneingeschränkter Herr seines ganzen Ver-
gens geworden; sorglos hatte er sich ein Ca-
tal nach dem andern nachsenden lassen, endlich
nen Geschäftsführer Geld auf seine Güter auf-
nehmen berechtigt, und als nun dessen Briefe
mer steigende Bedenklichkeiten und immer sehn-
here Wünsche zur baldigen Rückkehr des Grafen
thielten, da war er endlich bloß in der Absicht
rückgekehrt, seine Geschäfte zu ordnen, neue
trächtliche Geldsummen aufzutreiben und sich

dann wieder jenen Genüssen und Zerstreuungen zu überlassen, die ihn so lange gefesselt hatten. Keine Freude gewährte ihm daher der Anblick seiner zum Theil verschuldeten Güter, und die von einer felsigten Anhöhe emporragende Burg seiner Ahnherren, die, weil sein Vater und Großvater für das Alterthümliche die höchste Anhänglichkeit hegten, noch ganz so dastand, wie sie in den Fehdezeiten gestaltet war. Bloß der Garten, der sich von der Anhöhe hinab bis an einen unten am Berge vorüberströmenden Fluß erstreckte, hatte oben noch seine hundertjährigen Stämme und dunklen Lauben beibehalten, unten aber, wo auch eine reizende Sommerwohnung stand, zeichnete er sich durch eine geschmackvolle Einrichtung und einen englischen Park, zu welchem eine Brücke über den Fluß führte, vortheilhaft aus.

Der Graf, der nur mit Mißfallen auf die alte Ritterburg blickte, die ihn schon in seinen Knabenjahren so oft bei seinen Wünschen und Spielen eingeengt hatte, ließ schon vor seiner Ankunft dieß Sommerhaus zu seiner Wohnung vorbereiten, langte, da er Tag und Nacht gereist war, äußerst ermüdet an, begab sich sogleich zur Ruhe, und fand bei seinem Erwachen die Dienerschaft des Schlosses, ihn zu begrüßen, be-

reit. An ihrer Spitze ſtand der alte Amtmann, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Rechtſchaffenheit, Treue und Einſicht ihm ſein Vater oft angeprieſen, und der auch durch ſeine Briefe, worin er den Grafen ſo oft ſchleunig zurück zu kehren bat, deſſen Wiederkehr befördert hatte. Freundlich erwiederte Graf Wilhelm die Glückwünſche ſeiner Diener, zeichnete durch herzlichen Empfang den Amtmann vorzüglich aus und bat dieſen, nachdem alle die übrigen entfernt waren, ihn mit dem Zuſtande ſeines Vermögens bekannt zu machen. Mit Wehmuth blickte der Greis auf den Grafen, ſetzte ihm jetzt aus einander, daß ſein Vater nie reich war, ſondern bereits die Güter mit von ſeinen Vorfahren darauf gemachten Schulden übernommen hatte. Daher war auch das Vermögen ſeiner Gemahlin ihrem Sohne beſonders zugeſichert worden. Dieſes war ihm nun insgeſammt auf ſeinen Reiſen nachgeſandt, auf ſeinen Befehl neue Schulden gemacht worden und Amtmann Meyer ſchloß nun mit der Aeußerung, daß der gnädige Graf, weit entfernt, neue Capitalien auftreiben und ſeine Reiſen weiter fortſetzen zu können, nur bei Einſchränkung und Sparſamkeit einigermaßen ſeinem Stande gemäß beſtehen könnte.

Der Alte ſprach ſo herzlich, bewies durch

seine Rechnungsbücher die Wahrheit seiner Aussage so unwiderleglich, daß die Ueberzeugung des Grafen, so schmerzlich ihm auch dieß wurde, am Ende mit der Seinigen übereinstimmte. Sein Oheim, der ihm in seinen frühern Jahren so glänzende Aussichten zu einem Gesandtschaftspoſten gemacht hatte, schlummerte längst im Grabe. Einsam und verlassen stand Graf Wilhelm da, alle seine frohen Hoffnungen auf Lebensgenuß schienen dahin gewelkt, und die trübe Aussicht, wenigstens die Hälfte seines Lebens in der alten Burg seiner Ahnherren freudenlos hinzubringen, erfüllte ihn mit Trübsinn und Wehmuth. Er erhielt und erwiederte einige Besuche des benachbarten Adels; es waren gutmüthige, gerade und offne Menschen, die aber dem Manne, der seine frühern Tage im Geräusch der großen Welt verlebt hatte, durchaus nicht entsprachen. Bloß das lärmende Vergnügen der Jagd betäubte ihn zuweilen und wurde daher, so ein schlechter Schütze er auch war, bald häufig von ihm gesucht. Dabei überraschte ihn auch zuweilen sein Trübsinn, er entfernte sich nicht selten von den übrigen Jägern, und kehrte dann erst auf den Schall ihrer Hörner in ihren frohen Kreis zurück, ob er gleich schon ein Paar Mal gewarnt war, sich in den

großen Forsten, die sich hier einige Meilen weit erstreckten, nicht zu weit zu wagen, weil für ihn, mit der Gegend noch unbekannt und der Menge von Holzwegen, die durch den, wenn gleich sichern Wald führten, das Verirren doch mit mancher Unannehmlichkeit begleitet seyn dürfte. Er pflegte daher, wenn die andern Jäger, die mit Leidenschaft das Wild suchten, ihn allein ließen, um bei Langweile nicht zu Spaziergängen in dem Walde, sondern zu einer andern Unterhaltung seine Zuflucht zu nehmen, ein Buch in die Jagdtasche zu stecken.

Dießmal war es Tasso's befreites Jerusalem, und die Jagdgefährten, die ihm eine Stelle angewiesen hatten, wo wahrscheinlich der von den Hunden aufgefundene Hirsch ihm vorbeikommen würde, vertheilten sich, damit er ihnen nicht entgehen möchte, auf mehrern Punkten. Graf Wilhelm, der, nachdem er den Hahn seines Doppellaufs gespannt hatte, eine Zeit lang voll Erwartung da stand, bemerkte jetzt, wie das Jagdgetön, dessen Annäherung er gehofft hatte, sich immer weiter zu entfernen schien. Mißmuthig setzte er sich auf einen durch den Wind umgestürzten Stamm, und las ein Paar Stunden hindurch ungestört. Er hatte etwas zu seinem Frühstück in seiner Jagdtasche mitgenommen,

horchte auf seine Jagdgefährten, Alles war
sollte er vielleicht, in seinen Lieblingsdichter
tieft, den entfernten Schall ihrer Hörner
gehört haben? Dieser Gedanke wurde bei
immer lebhafter und so, nachdem er noch
halbe Stunde gewartet hatte, beschloß er,
der Gegend hinzugeben, aus welcher er zu
noch das Lärmen der Jagd gehört hatte, un
mehr, da er in seiner Nähe einen Holzweg
merkte, der zwischen den Stellstätten nach di
Gegend hinzuführen schien.

Bald erwachte in der Einsamkeit der
danke an seine gescheiterten Hoffnungen; zerstr
und in sich gekehrt, verfolgte er den Weg,
ihn die Ermüdung nach seiner Uhr zu sehen
stimmte. Es war hoch am Mittage, eine Z
zu welcher die Jäger längst zurückgekehrt war
und ungern überzeugte er sich jetzt, daß er
zu weit in den Wald vertieft und daß er d
Rückweg nicht ohne Schwierigkeiten finden dürf
Er wünschte einen Menschen anzutreffen;
kleiner Nebenweg schien ihn nach der Gegen
aus welcher er gekommen war, zurück zu führen
er schlug ihn ein. Lange war er darauf for
gewandert und hatte schon oft gedacht, ob
nicht besser sey, zurückzukehren; da schien de
Wald lichter zu werden; er überwand die Er

müdung, doch erwachten auch wieder allerlei Gedanken, welche die Einsamkeit und sein Trübsinn herbeiführten. Man hatte ihm zwar gesagt, der Forst wäre sicher, aber wenn doch vielleicht Räuber —? Er verbarg die goldne Kette seiner Repetiruhr, um nicht die Habsucht zu reizen, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs, da schien er von ferne Harfentöne zu vernehmen und hörte, daß sie den Gesang einer weiblichen Stimme begleiteten. Er eilte dahin und stand bald an der dichten Hecke eines Gartens, die diesen vom Forste trennte. In geringer Entfernung lag auf einer Anhöhe ein kleines, aber geschmackvolles Gebäude, bei dessen Anblick sogleich der Gedanke an das fürstliche Jagdschlößchen erwachte, von dessen menschenfeindlichem Bewohner, dem zugleich die Aufsicht über den benachbarten, dem Fürsten zuständigen Forst übertragen war, ihm seine Jagdgefährten so Manches erzählt hatten. Auf jeden Fall, dachte der Graf, wird er dir doch den Rückweg zeigen lassen und bald, da die Harfentöne, von einer sehr schönen weiblichen Stimme begleitet, angenehmer zu seinem Herzen sprachen, vielleicht wohnt auch hier eine Familie, die gleich dir auf dem Meere des Lebens Schiffbruch erlitt und daher dir vielleicht einen Umgang, einen

Freund ſchenkt, deſſen Geiſtesbildung und G
müthsſtimmung mit der deinigen übereinſtimm

Er klopfte, als die Sängerin ſchwieg, le
an die Pforte, welche durch die Hecke führ
und kündigte ſich als einen ſeit dem Morgen
Forſte verirrten Jäger an, der um Einlaß bit
„Gedulden Sie ſich einen Augenblick," rief ei
ſanfte, weibliche Stimme, „ich eile, den Va
zu rufen, der den Schlüſſel der Pforte ha
Er hörte den Gang des Mädchens, mit jed
Pulsſchlage ſtieg ſeine Erwartung; bald hörte
Tritte; ein langer, hagerer Mann in einem ei
fachen grünen Rocke, mit einer ernſten, al
ſehr einnehmenden Phyſiognomie, hieß ihn wi
kommen. Der Graf erzählte ihm, wie er hie
gekommen wäre; ſein Wirth aber ſchien es
bemerken, daß die Blicke noch etwas außer i
ſuchten. Er nöthigte ihn in die Laube, wo n
die Harfe angelehnt ſtand; auf ſeinen Ruf
ſchien ein alter Diener und brachte einige Sp
ſen, nebſt einer Flaſche Wein.

„Sie werden einige Erquickung nöthig h
ben," ſagte Förſter Werner, „denn Ihr Schl
iſt auf dem geradeſten Wege drei ſtarke Mei
von hier entfernt, und Sie würden es dah
wenn ich nicht augenblicklich anſpannen lie
heute ſchwerlich noch erreichen; nur muß ich

Verzeihung bitten, Ihnen kein bequemeres Fuhrwerk, als das meine iſt, anbieten zu können."

Graf Wilhelm erröthete; gern hätte er Ermüdung vorgeſchützt, um ein Nachtlager gebeten; allein der bedeutende Blick, womit Werner die Worte begleitete: „die Abendkühle wird Ihnen den Rückweg angenehm machen", verſchloß ihm den Mund. Er nahm das Anerbieten an, und bald hörte er den Wagen bei der Hinterpforte vorfahren. Werner machte ihn darauf aufmerkſam, daß Alles zu ſeiner Rückkehr bereit wäre, erwiederte die Bitte des Grafen, ihn zu beſuchen, durch eine ſtillſchweigende Verbeugung, begleitete ihn an den Wagen und blieb an der Pforte ſtehen, bis dieſer ſich aus dem Geſichte verlor.

Wilhelm ſaß auf dem Wagen gedankenvoll und in ſich gekehrt; der Eindruck, den die ſchöne weibliche Stimme auf ihn gemacht hatte, das Geheimnißvolle und doch Anſtändige in Werners ganzem Betragen, aus welchem doch der Verdacht, daß der Graf nicht abſichtslos zu ihm gekommen, hervorzuleuchten ſchien, Alles dieſes machte ſehr verſchiedene Empfindungen bei ihm rege. Da hielt mit einemmale der Jägerburſche, welcher ihn führte, neben einem Bache und blickte freundlich nach ihm hin; einige Nachtigallen ſchlugen im benachbarten Geſträuch. Der

Graf erwachte wie aus einem Traume und nickte dem Jägerburschen, der nach dem Gebüsch deutete, freundlich zu, der nun nach einigen Minuten weiter fuhr.

„Unsre Mamsell," sagte er, „kann sich an diesem Gesange nicht satt hören; der alte Herr fährt zuweilen mit ihr hierher und sie verweilen sich hier manchmal bis Sonnenuntergang." So entspann sich das Gespräch, aus welchem der Graf erfuhr, daß Werner vor ungefähr 20 Jahren, nach dem Tode des alten Försters, dies Jagdschlößchen bezogen; er hätte mit seiner Gemahlin, wie ihm sein Vater erzählt habe, eine Zeit lang ein heiteres Leben geführt, aber alle ihre Kinder hätte ihnen der Tod geraubt; nur Emilie, die jüngste, jetzt sechszehnjährige Tochter, wäre am Leben geblieben. Sie hätte vor sechs Jahren auch ihre Mutter verloren und wäre jetzt des Vaters einziger Trost und Freude. Wie gut und fromm sie wäre, wie geschickt sie dem Hauswesen vorstehe und sich des alten Vaters, besonders noch in seiner letzten langen Krankheit, angenommen habe, wie gut und brav der alte Herr selbst wäre, darüber konnte der Erzähler, besonders da ihn der Graf noch immer weiter auf diese Gegenstände lenkte, kein Ende finden. Auf die Frage des Grafen, ob denn

seiner Herrschaft die Einsamkeit nicht lästig werde? erzählte er: wie sie sich mit Lesen, Musik und Gärtnerei beschäftigten, und außer der Kirche, welche sie zuweilen des Sonntags besuchten und außer den Amtsgeschäften, welche den Herrn häufig in den Forst zu gehen nöthigten, gar nicht aus dem Hause kämen. Eine Schilderung von Emiliens Schönheit, womit der Erzähler schloß, erhöhte noch die Sehnsucht des Grafen, eine nähere Bekanntschaft mit Wernern anzuknüpfen.

Bald hörte er Jagdhörner; man hatte ihn überall im Forste gesucht, da man sich in der Hoffnung getäuscht hatte, daß er nach Hause gegangen wäre. Er wurde von allen seinen Jagdgefährten mit Freuden empfangen, wollte dem Jägerburschen, der ihn nach Hause geführt hatte, ein Geschenk machen, der aber mit der Aeußerung, daß es ihm von seinem Herrn untersagt wäre, durchaus nichts annahm, und er konnte nur mit Mühe dahin bestimmt werden, für seinen Herrn, zu dem er mit Tagesanbruch zurückkehrte, zwei Töpfe mit blühenden Magnolien und ein Paar Ananas mitzunehmen.

Bei den Erkundigungen, die der Graf nun von Wernern einzog, hörte er viel von dem menschenfeindlichen, sonderbaren Mann erzählen,

der den ganz besondern Schutz der verwitweten, durch ihre Wohlthätigkeit und Menschenliebe so allgemein bekannten und verehrten Fürstin genossen, durch die er auch seit vielen Jahren die Wohnung in dem Jagdschlößchen, welches der Hof jetzt gar nicht mehr benutze, und die Aufsicht über das benachbarte Gehege erhalten hatte; da er, wie es hieße, noch ein besonderes Gnadengehalt bekomme, auch sehr anständig lebe; aber durchaus mit Niemanden Umgang halte. Dieß gelte auch von seiner Tochter, die zwar Niemand von den Anwesenden gesehen, von deren seltener Schönheit sich aber doch ein allgemeines Gerücht verbreitet hatte.

Das Eigenthümliche dieser Sache erhöhte Falkenhorst's Neugierde; oft viele Stunden, selbst Tage lang einsam und unbeschäftigt, malte ihm seine Einbildungskraft die schöne Unbekannte noch reizender. Der angenehme Ton ihrer Stimme hatte schon auf ihn lebhaft gewirkt und Werner in seinem Betragen so viel Anstand und Würde geäußert, daß es bald der sehnlichste Wunsch des Grafen wurde, das Dunkel, welches in dem Verhältnisse dieser Familie lag, zu entschleiern. Er sah hierzu, so manch Abenteuer er auch auf seinen Reisen bestanden hatte, keine Gelegenheit und wollte sich die ganze Sache aus dem Sinne

ſchlagen, aber immer, ſelbſt in ſeinen Träumen, trat das Bild der ſchönen Unbekannten ihm vor die Seele. Schon ohnehin durch ſein ganzes Schickſal nicht zu Heiterkeit und Frohſinn geſtimmt, ging er bald zu einer gewiſſen Schwermuth über, die ihm den Umgang mit ſeinen Nachbarn und das bisherige Vergnügen der Jagd ungenießbar machte. Muſik, Lectüre und Spaziergänge, wobei ihn immer ſeine Neigung nach dem Forſte hinzog, waren unvermögend, ſeine Unruhe und Langweile zu verſcheuchen, und außer ſeinem Prediger und dem Amtmann Meyer ſprach er beinahe Niemanden. Meyer, der ſeit ſeinen früheſten Jahren im Dienſte der Familie ſtand, den Grafen Wilhelm als Kind auf ſeinen Armen getragen hatte, ſah nicht ohne Wehmuth die trübe Stimmung, die mit jedem Tage ſtieg.

Einſt, da ſie Beide mit einander ſpeiſten, nahm der freundliche, treuherzige Alte das Wort, bat den Grafen, ſich doch ſeine Lage nicht zu Herzen zu ziehen, bei ſeiner gegenwärtigen Einſchränkung und guter Wirthſchaft werde ſchon viel gethan, und eine vortheilhafte Heirath — der Graf ſah ihm ſcharf ins Auge. „Sie meinen es gut mit mir, davon bin ich überzeugt, aber bloß eine Gattin zu wählen, weil ſie reich iſt, dazu würde ich mich nie entſchließen, und

nach meinem Herzen wählen zu können, gestatten mir meine Verhältnisse nicht." Doch war durch dieß Gespräch der erste Schritt gethan und Meyer, welcher die Schwermuth des Grafen für Folge einer unglücklichen Leidenschaft hielt, und, wenn es möglich wäre, seinen geliebten Herrn glücklich zu sehen wünschte, äußerte dieß zuletzt unverholen, und auf die Versicherung des Grafen, daß sein Herz frei, seine Schwermuth bloß Folge der Geschäftslosigkeit wäre, rieth er ihm, sich der Verwaltung seiner Güter anzunehmen. Der Graf genehmigte den Vorschlag, und die Lebhaftigkeit, womit er sich nun ganz der Landwirthschaft weihte, schaffte ihm manche Erholung. Viel hatte er auf seinen Reisen kennen gelernt; seine Vorschläge, durch Meyers Erfahrungen unterstützt, wurden vom günstigsten Erfolge begleitet. Blühender wurde der Zustand seiner Besitzungen; die Einsassen ahmten das Beispiel der Herrschaft nach, und da der Graf mit sanftem, wohlwollendem Herzen überall, wo man seinen Beistand suchte, hilfreich die Hand bot, hierdurch viel Gutes beförderte und manches Unglück und Leiden milderte, so lohnte ihn auch bald allgemeine Liebe und Achtung.

So waren beinahe drei Jahre verstrichen, freilich nicht fröhlich und heiter, aber doch waren

n dieſer Zeit auch Gram und Unmuth ver-
ſcheucht. Der Graf hatte ſich an ſein Schickſal
und eine einfachere Lebensweiſe gewöhnt, nur
zuweilen äußerte ſich noch ein ſanfter Zug von
Schwermuth; doch die Erinnerung an die ſchöne
Unbekannte, deren Bild ihm ſelbſt ſo lebhaft
vorſchwebte, war beinahe verlöſcht. Da be-
ſtimmte ihn ein wichtiger Rechtsſtreit, eine Reiſe
nach der Hauptſtadt zu thun. Es war ſpät im
Herbſt, Witterung und Weg machten daher die
Reiſe höchſt unbehaglich; an den Vergnügungen
der Hauptſtadt nahm er keinen Theil, außer
daß er ein Concert und das Schauſpiel beſuchte.
Durch beides wurden manche frühere Erinne-
rungen geweckt, und um ſo mehr eilte er, um
nicht ein neues Sehnen in ſeiner Seele zu er-
wecken, da ſeine Geſchäfte beendigt waren, mit
der Rückkehr. In die Ecke ſeines Wagens ge-
drückt, ſah er übel gelaunt in die herbſtliche
Landſchaft und trieb, da ſich ſchon die Abend-
dämmerung näherte, den Kutſcher, ein benach-
bartes Landſtädtchen zu erreichen. Dieſer ent-
ſchuldigte ſich, nicht ſchneller fahren zu können;
„da," ſagte er nach einigen Augenblicken, „ſo
könnte es uns auch gehen." Sie fuhren neben
einem umgeſtürzten Wagen vorbei; dieſer war
ſo beſchädigt, daß er nicht fortgeſchafft werden

konnte. Der Graf gebot dem Kutscher, zu halten, und sandte seinen Bedienten, den Reisenden seinen Beistand und eine Stelle in seinem Wagen anzubieten, dafern sie ihr Weg auch nach dem nächsten Landstädtchen führe. Bis dahin war kein Dorf mehr; die Nacht brach ein, und da der zurückkehrende Bediente dem Grafen die Nachricht brachte, daß eine junge Dame und ihr Vater, ob ihre Verlegenheit gleich sichtbar wäre, den Antrag dennoch abgelehnt hätten, stieg der Graf, um ihre Bedenklichkeiten zu überwinden, selbst aus dem Wagen. Beim ersten Anblick erkannte er Wernern, der, da er sich immer mehr überzeugte, daß kein anderer Ausweg übrig sey, nebst seiner Tochter das Anerbieten des Grafen annahm. Hoch pochte das Herz desselben, als er jetzt an der Seite der Unbekannten saß, ob ihm gleich die Dämmerung und eine Florkappe die schönen Züge derselben mehr errathen als erkennen ließen. Werner erzählte die Veranlassung seiner Reise: daß er es nämlich für seine Pflicht gehalten habe, bei einer Krankheit seiner Tochter, die Hilfe des fürstlichen Leibarztes zu suchen; dieser habe ihm die größte Hoffnung zur Wiederherstellung derselben gemacht, doch äußerte er auch jetzt mit väterlicher Besorgniß, daß Schrecken und Erkältung

lleicht das Uebel wieder vergrößern würden. nilie suchte diese Besorgniß zu heben; ihre timme erneuerte wieder die ehemaligen Ge= hle des Grafen, indeß der Gedanke an ihre ankheit noch die Theilnahme erhöhte.

Die Reisenden nahmen ihr Nachtlager in dem nzigen Gasthofe, welchen das Städtchen ent= elt. Werners Wagen kam erst bei völliger unkelheit an, und die herbeigerufenen Hand= erker betheuerten, daß zu seiner Wiederherstel= ng wenigstens drei Tage erforderlich wären. er Graf sah Werners Verlegenheit, diese Zeit it seiner kränkelnden Tochter hier bleiben zu üssen, besonders da dieser, um einen andern edeckten Wagen zu miethen oder zu kaufen, lles, aber vergeblich, aufbot. Daß er es nicht nnehmen würde, mit ihm noch gemeinschaftlich wei Tagereisen zurückzulegen, davon hielt er ich beinahe überzeugt, und frei von jeder Neben= bsicht, bloß durch den Wunsch zu helfen be= eelt, äußerte er gegen Wernern, daß ihn seine Geschäfte hier zu einigem Aufenthalte nöthigten, r daher hier ein Paar Tage bleiben, und wenn Werners Wagen hergestellt wäre, darin zurück= kehren wolle; zugleich aber bat er ihn, indeß seinen Wagen zur Rückkehr anzunehmen. Wer= ner durchschaute die Absicht des Grafen und

lehnte den Vorschlag ab; da sich aber am folgenden Morgen Emilie sehr unwohl befand, überwand endlich väterliche Fürsorge jede Bedenklichkeit, um so mehr, da der Graf sich nicht selbst näher drängte, sondern durch seinen Bedienten seine Anträge machen ließ.

Der Graf aber, der nicht gern die Blöße geben wollte, seinen Aufenthalt erdichtet zu haben, saß eben nicht ganz ohne Verlegenheit, als Werner in sein Zimmer trat. Es kam nach der ersten Begrüßung zu Erläuterungen. Der erste Besuch des Grafen hatte Mißtrauen erregt, dieses war, da kein Schritt zu dessen Erneuerung erfolgte, allmälig verschwunden, um so mehr, da der Ruf von der Thätigkeit und Herzensgüte des Grafen diesem überall das vortheilhafteste Zeugniß gab. Werner dankte daher dem Grafen für sein gütiges Anerbieten, versicherte, daß er dessen Güte, sich selbst den Beschwerlichkeiten des hiesigen Aufenthalts auszusetzen, dankbar erkenne, und, obgleich ihm die Krankheit seiner Tochter die Rückkehr höchst wünschenswerth mache, doch nur unter der Bedingung, daß der Graf sich keinen Zwang auflege, sondern mit ihm gemeinschaftlich zurückreisen möchte, sein Anerbieten anzunehmen im Stande wäre. Leicht einigte man sich, und da das Gut des

afen, bei welchem der Weg nach dem Jagd-
loſſe vorüberführte, ungleich näher als dieſes
und wegen des üblen Weges erſt am Abend
s zweiten Tages erreicht wurde, ſo konnte es
erner nicht ablehnen, das Nachtlager im Hauſe
s Amtmann Meyer zu nehmen, in deſſen
attin und Tochter der Graf jetzt Emilien nur
ne anſtändige weibliche Geſellſchaft verſchaffen
können äußerte. Die ſchonende Feinheit im
etragen des Grafen verfehlte bei Wernern ihre
Wirkung nicht; auf den Grafen aber hatte, ſo
hr er es ſich zu verheimlichen ſuchte, auch Emilie
ächtig gewirkt. Ein ſchleichendes Fieber, Folge
ner außerordentlichen Erkältung, hatte zwar
ie ſchöne Wange gebleicht, aber jene ſanfte
heiterkeit, womit ſie, um ihren Vater nicht zu
eunruhigen, ihre Krankheit ertrug, goß über
de ihrer Aeußerungen einen eigenthümlichen Reiz,
nd ihr ſchöner Wuchs, das Regelmäßige ihrer
Züge, bewieſen deutlich, daß ſie bei völliger Ge-
undheit zu den Schönſten ihres Geſchlechts ge-
hören müſſe. So abgeſondert ſie mit ihrem
Vater gelebt hatte, ſo verrieth ſie dennoch keines-
wegs ängſtliche Schüchternheit, ſondern zugleich
mit einer edlen Einfalt eine nicht gemeine Bil-
dung des Verſtandes und Herzens. Als ſie und
ihr Vater am folgenden Tage abreisten, und dem

Grafen ihren Dank bezeugten, bat dieser, ihm eine Bitte nicht zu verweigern. Werner erröthete und sein Blick verrieth Mißtrauen, welches aber in Beschämung überging, als der Graf seinen Antrag mit den Worten schloß, ihm von Emiliens Gesundheitszustande zuweilen Nachricht zu ertheilen.

Meyer, der die große Achtung sah, womit der Graf Emilien und ihren Vater behandelte, erkundigte sich nun genauer bei ihm, ob er diese Familie kenne? Er hörte den ganzen Vorgang und schüttelte bedenklich den Kopf. Von ihm erfuhr der Graf, daß, da vor einigen zwanzig Jahren Werner das Jagdschloß bezogen hätte, da habe er auch zwei Bedienten mitgebracht, wovon der Eine noch lebe, der Andere hingegen wäre zu Folge des Gerüchts zuerst in tiefe Schwermuth versunken, die zuletzt zur Raserei ausgeartet wäre. Werner und der andere Bediente hätten ihn selbst bewacht, aber einst wäre er ihnen entsprungen und im Walde auf Holzhauer gestoßen; diese hätte er aufgefordert, ihn als Mörder zu verhaften und der Strafe zu überliefern; hätte von entwandten Juwelen, von seinem Herrn und einer schrecklichen Mordthat allerlei verwirrtes Zeug gesprochen; da wäre Werner mit dem andern Bedienten, welche den Entsprungenen verfolgt, hinzugekommen und hätten den Rasen-

den nur mit Hilfe der Holzhauer nicht ohne Mühe zurückgebracht. Diese wären durch das Geschrei desselben über verübten Mord und gestohlne Juwelen dahin gebracht worden, die Sache dem Pfarrer anzuzeigen, der das Ganze dem Justizminister gemeldet, von diesem aber die Weisung erhalten hätte, das thörichte, durch einen Wahnsinnigen verbreitete Gerücht nach Möglichkeit zu unterdrücken, indem die Sache völlig grundlos und Herr Werner dem ganzen Hofe als ein edler, über jeden Verdacht erhabener Mann völlig bekannt wäre. Meyer versicherte, dieß selbst aus dem Munde des Predigers zu haben, und wenn er gleich entfernt wäre, in ein so vortheilhaftes Zeugniß, als Werner erhalten, Mißtrauen zu setzen, so gestehe er doch, daß Werners sonderbares Benehmen, und die Art und Weise, wie er sich von allen Menschen entferne, bei ihm eine gewisse widrige Stimmung gegen diesen Mann erzeugt habe. „Ich glaube," fügte er hinzu, „daß etwas, vielleicht ein solcher Mord, auf seinem Herzen liege, der, wenn er im Zweikampf statt gefunden hätte, freilich vor den Augen der Welt nicht so strenge genommen würde."

Die Nachrichten von Emiliens Gesundheit waren nicht vortheilhaft; sie, die einzige ihres

Geschlechts, die seit einigen Jahren Falkenhorst's Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte, erzeugte bei ihm die höchste Theilnahme. Die Unruhe wirkte nachtheilig auf ihn; das Sommerhaus lag in einer niedrigen Gegend, ein feuchter, trüber Herbst kam hinzu und dieß Alles wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit des Grafen, daß auch er erkrankte. Nicht ohne Mühe bestimmte ihn Meyer, auf's Schloß zu ziehen; die hohen gewölbten Gemächer, mit den Bildnissen der Ahnherren geschmückt, in welche durch die gemalten runden Fensterscheiben beinahe nur ein Dämmerlicht drang, erhöhten die melancholische Stimmung des Kranken. Vergeblich bat ihn Meyer, die Hilfe des Arztes zu suchen, und gab endlich einem Boten, der aus dem Jagdschlosse die Nachricht von Emiliens steigender Unpäßlichkeit brachte, die traurige Botschaft mit, daß auch der Graf dem Grabe zuwelke. So verstrichen einige Tage, da rasselte ein Wagen durch das Schloßthor; Werner und ein Greis stiegen aus demselben; dieß letzte war der fürstliche Leibarzt, der aus Gefälligkeit gegen Werner diese Reise zu Emilien gemacht hatte, und jetzt von ihm zu dem kranken Grafen geführt wurde. Der einsichtsvolle Greis bemerkte bald, daß die Krankheit des Grafen zum Theil durch äußere

ſtände veranlaßt war und ahnete dieß auch
urch, da bei der Nachricht, daß Emilie ſich
ere und ihre Geneſung unbezweifelt wäre,
Geſichtszüge des Kranken ſich erheiterten.
Unbekannt mit den Vermögensumſtänden des
afen, äußerte er ſein Befremden darüber, daß
ſelbe ſein Leben in Einſamkeit hinbringe, ver-
erte, daß dieſes auf ſein Gemüth, hierdurch
ſeine Geſundheit nachtheilig wirke, und er-
ilte ihm den Rath, ſich zu vermählen, um
Gatte und Vater neue Lebensfreuden zu
hen. Der herzliche, theilnehmende Ausdruck
s freundlichen Alten verfehlte ſeinen Eindruck
ht. Lange hatte Wilhelm kein Herz gefunden,
m er ſich hätte anvertrauen können, jetzt rührte
n dieß väterliche Benehmen des ehrwürdigen
reiſes, er machte ihn mit ſeinen äußern Ver-
ältniſſen bekannt. „Nun," ſagte der Alte,
Ihre Lage iſt nicht glänzend, aber ſie reicht
n, um mit einer Gemahlin, fern von ſtolzen
nſprüchen und Wünſchen, glücklich zu leben,
nd ſollte nicht vielleicht", fügte er forſchend
inzu, „Ihr Herz bereits gewählt und der Kampf
ber Manches, das damit verknüpft iſt, ſo nach-
heilig auf Ihre Geſundheit gewirkt haben?"
Der Graf geſtand ihm den Eindruck, den Emilie
uf ihn gemacht hatte. „Nun," antwortete

der Leibarzt, „sie ist Ihrer nicht unwürdig, und wenn die Vorzüge der Geburt für Sie von Wichtigkeit wären, so würde auch Werner, dessen Geheimniß ich zu verrathen kein Recht habe, seine Abstammung aus einem alten, edlen Geschlechte hinreichend darthun können. Und die Verbindung", fügte er hinzu, „würde auch gewiß auf Emilien höchst vortheilhaft wirken, weil gerade die Abgezogenheit und sonderbare Lebensweise ihres Vaters, auch durch Schwermuth, die Quelle ihrer Krankheit geworden ist."

Der Graf beschwor den Arzt, sich für ihn um Emiliens Hand zu bewerben, und da Werner in diesem Augenblicke von einem Gange ins Freie zurückkehrte, so machte der gute Alte, dem der Gedanke, zwei Menschen glücklich zu machen, recht am Herzen lag, nach einer kurzen Einleitung seinen Antrag, und erklärte, als Werner einige Ausflüchte suchte, ihm als Mensch, Freund und Arzt das Glück, vielleicht das Leben seines Kindes ans Herz legen zu müssen. Werner schien heftig erschüttert.

„Haben Sie," fragte er nach einigen Augenblicken, „mein Geheimniß entdeckt?" Als der Leibarzt das verneinte, aber auch hinzufügte, daß der Graf, als ein edeldenkender Mann, Achtung und Vertrauen verdiene, da rief Wer-

„Nun so sey es denn, ich will Ihnen mein
n und mein Schicksal anvertrauen; besuchen
mich, wenn es Ihnen Ihre Gesundheit ge-
et. Ich will Ihnen die Actenstücke, welche
n Schicksal enthalten, vorlegen, und wenn
Bedenkzeit von einem Monat verstrichen ist,
will ich Ihr Stillschweigen als Abbrechung
ganzen Sache betrachten, bei der Erneue-
g Ihrer Anträge aber, meine Tochter damit
annt machen, und ganz nach dem Wunsche
selben verfahren."

Da der Arzt dem Grafen Bewegung empfoh-
hatte, so erschien dieser auch schon am fol-
den Tage bei Werner. Dieser empfing ihn
undlich und führte ihn in ein Zimmer, wel-
s die Werke der vorzüglichsten Schriftsteller
er und neuer Zeit, und auch einen nicht un-
deutenden physischen Apparat enthielt. Seuf-
nd schloß er einen Schrank auf, nahm ein
ines Gemälde heraus, bei dessen erstem An-
ck der Graf erkannte, daß es Wernern in
gen jüngern Jahren vorstellte, und dieser über-
ichte ihm nun ein Zeitungsblatt, welches das
ignalement zweier Reisenden, wovon sich der
ine von Wehrenfels genannt hätte, und ihrer
edienten enthielt, die sich verdächtig gemacht,
Amsterdam den reichen Juwelier Hampler

ermordet und ihn seiner Juwelen beraubt zu haben, und das Eine dieser Signalements machte Wernern, besonders durch eine Narbe, die er auf der rechten Backe hatte, und einen steifen Finger der linken Hand sofort als diesen von Wehrenfels kenntlich. Der Graf staunte ihn an. „Hier", sagte Werner, indem er ihm einen Stoß Briefschaften und Acten überreichte, „die nähere Erläuterung." Aus diesen Papieren ergab sich Folgendes:

„Der Oberst von Wehrenfels, ein verdienstvoller Officier, starb in großer Armuth und seine Gemahlin überlebte ihn nur wenig Wochen. Diese war in ihrer Jugend Hofdame bei der verwitweten, durch Edelmuth und Wohlthätigkeit allgemein bekannten Fürstin gewesen, der sie nun sterbend ihren einzigen Sohn empfahl. Die edle Fürstin sorgte für seine Erziehung, nahm ihn nachher zu ihrem Pagen und wurde oft durch die Beweise der höchsten Aufmerksamkeit und innigsten Dankbarkeit gerührt, die Wehrenfels bei jeder Gelegenheit zu äußern suchte. Er zeichnete sich durch hohes Ehrgefühl, pünktliche Rechtschaffenheit und Abscheu für jedes Laster, auf der andern Seite aber auch wieder durch Jähzorn und die größte leidenschaftliche Heftigkeit aus. Auf Empfehlung der Fürstin

ward er Fähnrich bei der Garde; seine Heftigkeit aber verwickelte ihn unaufhörlich in Schlägereien; er ward im Gesichte und an der Hand verwundet, brachte aber auch einem seiner Cameraden eine so gefährliche Wunde bei, daß dieser kaum dem Tode entging. Wehrenfels büßte durch einen langen Arrest; nach Beendigung desselben ließ ihn die Fürstin zu sich rufen und stellte ihm sein Unrecht vor. Wehrenfels erkannte dieß tiefgerührt, gestand aber, daß er für den Soldatenstand nicht geeignet wäre. „Der Oberst," fügte er hinzu, „läßt es mich sehr fühlen, daß derjenige, den ich verwundete, sein Vetter war, bürdete mir heute bei der Parade einen Fehler auf, den ich nicht begangen habe, und sagte mir so große Bitterkeiten, daß ich mich kaum zurück halten konnte, ihm meinen Degen durch den Leib zu stoßen." Die Fürstin äußerte sich höchst ungehalten. „Mit kindlichem Vertrauen", sagte Wehrenfels, „entdeckte ich Ew. Durchlaucht meine Fehler." Thränen stürzten aus seinen Augen, „und was denken Sie nun anzufangen?" fragte die Fürstin. „Mich dem Forstwesen zu weihen," lautete die Antwort, die er mit so vielen Gründen zu unterstützen wußte, daß die edle Fürstin sich bei dem Oberforstmeister von Barre für ihn verwandte, der

ihn zu einem tüchtigen Forſtmanne zu bilden verhieß."

„Wehrenfels brachte einige Jahre in einem Forſtinſtitute zu, und erhielt die trefflichſten Zeugniſſe. Er wurde jetzt als Forſtſecretär angeſtellt, zu verſchiedenen Veranſchlagungen und Unterſuchungen gebraucht, und den Dienſteifer, die Unverdroſſenheit, Einſicht und Rechtſchaffenheit des jungen Mannes konnte der Oberforſtmeiſter bald nicht genug preiſen. Wehrenfels wurde ſein Liebling, ſein täglicher Hausgenoſſe, und bald auch Alwinen, der einzigen Tochter des Oberforſtmeiſters, nicht gleichgiltig. Täglicher Umgang erzeugte bald in beider Herzen die glühendſte Leidenſchaft. Der Oberforſtmeiſter, der dieß entdeckte, war ihnen nicht entgegen und verſprach, ſobald Wehrenfels anſtändig verſorgt wäre, ſeine Einwilligung. Die Liebenden ſehnten ſich nach Erfüllung ihrer Wünſche, und der alte Vater wünſchte ihr Glück. Als eine wenig einträgliche Förſterſtelle erledigt wurde, Wehrenfels ſie vorläufig erhielt, und ihn Alles mit der Hoffnung erfüllte, bald ungleich vortheilhafter verſorgt zu werden, ſo wurde nach wenig Tagen die Hochzeit gefeiert."

„Jetzt brach die franzöſiſche Revolution aus, die für ſo manchen edlen Fürſten die traurigſten

Folgen hatte. Auch hier am Hofe war die Auftreibung von beträchtlichen Geldsummen nothwendig. Der gegen sein Land väterlich denkende Fürst wollte es nicht mit Schulden belasten. Die verwitwete Fürstin erbot sich, einen Theil ihrer Juwelen, die sie für entbehrlichen Tand erklärte, hin zu geben. Sie drang so lebhaft in ihren Sohn, daß dieser ihrem Wunsche nachgab, und ein treuer, zuverlässiger Mann sollte nun diesen Auftrag in der Stille besorgen. Die verwitwete Fürstin brachte ihren Günstling Wehrenfels in Vorschlag, berief sich auf dessen pünktliche Rechtschaffenheit und Treue, und war um so dringender mit ihrer Empfehlung, weil sie dadurch seine Beförderung um so schneller herbei zu führen hoffte. Der Einwand seiner Unkunde wurde dadurch beseitigt, daß ihm eine sehr pünktliche, genaue Beschreibung und Taxe, und ein Neffe des Juwelenhändlers Merkantino zu Amsterdam, der Brenzner hieß, und bisher als Gehilfe bei dem Hofjuwelier gearbeitet hatte, um ihn bei dem Handel selbst zu unterstützen, so wie auch, um auf der Reise desto sicherer zu seyn, außer seinem eigenen Bedienten, ein sehr zuverlässiger Jäger mitgegeben wurde."

„Wehrenfels übernahm den Auftrag, den er als die Stufe eines nahen Glücks betrachtete.

Dieſer Gedanke erleichterte ihm die Trennung von ſeiner Gemahlin. Er erhielt zwei Käſtchen mit dieſen Juwelen, die von hohem Werthe waren, beſcheinigte, nachdem ſie ihm ſtückweiſe übergeben, den Empfang und eilte wohlbewaffnet mit ſeinen Begleitern nach Amſterdam. Um gegen Räuber um ſo mehr gedeckt zu ſeyn, hatte er ſich mit Terzerolen und einem Dolch verſehen. Ohne irgend ein Abenteuer wurde die Reiſe zurückgelegt. Sein Begleiter Brenzner führte ihn zu dem Juwelenhändler Merkantino, der die Juwelen für vortrefflich, aber unter den gegenwärtigen Umſtänden nur eine mäßige Summe dafür geben zu können erklärte. Wehrenfels erkundigte ſich nach andern Juwelenhändlern; man nannte ihm Hampler, einen Millionär, ſagte ihm aber auch, daß dieſer und Merkantino Todfeinde wären, und um Brenzner nicht in Verlegenheit zu ſetzen, eilte er allein zu ihm, voll Hoffnung, von dem ſehr reichen Manne um ſo leichter Zahlung zu erhalten."

„Hampler erklärte ſich bereit, die Juwelen zu kaufen, dieß aber laſſe ſich nicht ſo ſchnell entſcheiden, beſonders da einige Solitaire darunter wären, bei welchen das Gewicht von einigen Karaten den Preis außerordentlich erhöhe. Er verlangte daher, daß ihm die Juwelen auf

vier und zwanzig Stunden anvertraut werden ſollten, um jeden Stein ſchätzen und alsdann ein zweckmäßiges Gebot darauf machen zu können. Wehrenfels entſchuldigte ſich, verſprach aber, nach ein Paar Tagen wieder zu kommen. Hampler, von dem er nun Erkundigungen einzog, wurde ihm überall als ein geiziger, aber auch ſehr reicher Mann geſchildert, dem er die Juwelen gegen einen Empfangſchein wohl auf ſo kurze Zeit anvertrauen könne. Jetzt entdeckte er ſich an Merkantino, der lebhaft ſeinen Unwillen gegen Hampler äußerte, doch aber die Sache nicht abzulehnen, ſondern nur mit Vorſicht zu verfahren und daher Brenznern mitzunehmen rieth."

„Wehrenfels hatte ſelbſt ein Verzeichniß und genaue Beſchreibung der Juwelen mitbekommen; ein ſolches Verzeichniß, das mit dieſem völlig übereinſtimmte, legte nun noch Hampler an und beſcheinigte darunter den Empfang, machte aber, als Wehrenfels am folgenden Tage den Handel abſchließen wollte, ein ſo geringes Erbieten, daß dieſer unwillig und mit Heftigkeit den Handel abbrach. Mit der nämlichen Sorgfalt, womit Hampler die Juwelen empfangen hatte, gab er ſolche auch zurück, und erhielt dagegen ſeinen Schein. Als aber nun Wehrenfels wieder zu Merkantino ging, rief dieſer voll Entſetzen:

„das ſind nicht mehr die nämlichen Juwele
ſondern ſtatt der Solitaire ſind falſche Stei
eingeſetzt.“ Auch Brenzner, den Hampler bei d
Zurücknahme übereilt, und der, durch Wehre
fels Heftigkeit in Verlegenheit geſetzt, ſich au
dabei ſchnell benommen hatte, erkannte jetzt, d
er Alles genauer betrachtete, die unechten Stein
Merkantino erklärte, daß die Juwelen kaum no
ein Dritttheil des vorigen Werths hätten. E
verſprach, was ihm möglich war, zu leiſten, gin
mit Wehrenfels zu Hamplern, nachdem er ih
vorher gebeten hatte, ruhig zu ſeyn und ſich z
faſſen, weil wegen der Größe und Schönhei
dieſer Steine wohl noch eine Entdeckung mög
lich ſeyn könnte. Hampler achtete wenig au
Merkantino's Zeugniß von der Echtheit der Stein
und drohte mit einer Injurienklage; doch gelan
es noch dem Merkantino, Wehrenfels Hitze, di
einige Mal dem Ausbruche nahe war, zurück z
halten. Als ſich ſein Blut abgekühlt hatte, er
wog er erſt ganz ſeine ſchreckliche Lage. Brenz
ner erkrankte aus Schrecken und Gram, Mer
kantino äußerte aufrichtige Theilnahme; er gab
ihm den Rath, abzureiſen, um Hamplern ſicher
zu machen, ſich aber in der Nähe aufzuhalten
und nach einigen Wochen insgeheim zurück zu
kehren. Wehrenfels, der keinen Ausweg ſah,

folgte dem Rathe, indeß Merkantino Alles zur Ausmittelung der Sache aufzubieten versprach, und da die Steine so ausgezeichnet wären, sie, wenn sie nach London zum Verkauf geschickt werden sollten, durch Brenzners dort als Juwelier lebenden Bruder vielleicht ausmitteln zu können hoffte, vorläufig aber Hamplern durch die Abreise des Wehrenfels sicher zu machen für nothwendig hielt. Er und Brenzner entfernten sich nur wenig Meilen; der Letzte konnte gar nicht zur Besinnung kommen; schon fürchtete er bei seiner Rückkehr als Dieb verhaftet, auf die Folter gebracht, vielleicht hingerichtet zu werden. Wehrenfels hatte alle Mühe, ihn zu trösten; er verschwand endlich, gab aber doch seinem Oheim Merkantino die Nachricht, daß er, um dem traurigen Schicksale, welches ihm bevorstehe, zu entgehen, nach Ostindien abgegangen wäre."

„Wehrenfels fühlte ganz das Schreckliche seiner Lage. Ein Brief seiner Gemahlin sagte ihm, daß man schon bei Hofe wegen seiner langen Abwesenheit und unbestimmten Antworten bedenklich zu werden anfange. Daß der abgefeimte Hampler sich durch den Verkauf der ausgezeichneten Steine verrathen sollte, ward ihm mit jedem Tage unwahrscheinlicher, und wenn dessen schändliche That nicht ausgemittelt wurde,

war er, der sich in den Armen seiner Gattin so glücklich gefühlt, so herrliche Aussichten gehabt hatte, unaussprechlich elend, und gesetzt auch, daß der Fürst ihn schonend behandelt hätte, so blieb doch seine Ehre, da er den Verdacht durch nichts zu widerlegen im Stande war, unausbleiblich verloren. Sein Zustand gränzte an Wahnsinn; Merkantino, auf den er noch einige Hoffnungen gründete, hatte ihm geschrieben, die Flucht seines Neffen Brenzner mache ihm jetzt die Ausmittelung von Hamplers schrecklicher That selbst zur Pflicht, aber wie diese Ausmittelung erfolgen sollte, dazu zeigte sich noch kein Ausweg. Die Heftigkeit des Schmerzes wirkte auf den Körper des unglücklichen Wehrenfels, Fieberfrost wechselte unaufhörlich mit der höchsten Gluth; da kam ein Brief Merkantino's, der ihn nach Amsterdam zu eilen und insgeheim noch diesen Abend sich in seinem abgelegenen Gartenhause einzustellen aufforderte. Wehrenfels steckte seine Juwelen und seine Waffen zu sich und kam mit seinem Bedienten und dem fürstlichen Jäger nach Amsterdam.

Einzeln und in ihre Mäntel verhüllt, begaben sie sich an den bestimmten Ort. „Wir sind", sagte Merkantino zu dem eintretenden Wehrenfels, „dem Bösewicht auf der Spur, und

haben auch unſern Brenzner wieder. Hier", agte er, indem er einen jungen Mann ins Zimmer rief, „iſt deſſen älteſter Bruder, der als Juwelier zu London wohnt, zu dem er zuerſt eine Zuflucht nahm und der ſogleich, um die Ehre ſeines Bruders zu retten, hierher gekom= nen iſt. Hampler kennt ihn nicht; Brenzner hat ſich daher, gemäß der mit mir genommenen Verabredung, für einen vornehmen Engländer und einen außerordentlichen Liebhaber von Ju= welen ausgegeben, einige herrliche Steine, die r mitgebracht und andere, die ich ihm gab, an Hampler gewieſen, und als ihm dieſer nun einiges zum Kauf angeboten, Alles mit Ver= chtung und dem Ausdrucke zurückgewieſen, daß r nur ausgezeichnete Juwelen kaufe, dieſe aber auch als Liebhaber zu bezahlen bereit wäre. Der Geiz hatte endlich auf Hamplern gewirkt; er hatte geäußert, einer ſeiner Freunde beſitze einige Solitaire von ſeltener Größe und Schönheit, fordere aber auch einen ſehr hohen Preis. Lord Murray, ſo nennt ſich jetzt Brenzner, hat ſich die Steine beſchreiben laſſen, es ſind nach aller Wahrſcheinlichkeit die entwandten, und er hat hierauf äußerſt lebhaft erklärt, daß, wenn die Steine von ſo reinem Waſſer, ſo groß und ſo

ſchön wären, er ſolche gerne kaufen und, wen
ſeine Caſſe augenblicklich zur Zahlung nicht hi
reiche, einige der vorgezeigten Juwelen dagegt
vertauſchen und das Uebrige ſogleich baar nac
zahlen wollte. Der Geizhals, der hier bei
Kauf und Tauſch doppelten Gewinn ſah, iſt
die Falle gegangen; er hat, um recht behutſa
zu ſeyn, damit Niemand zwiſchen ihm und de
Käufer einige Bekanntſchaft bemerke oder e
Geſpräch höre, ihn, da Lord Murray ſchon übe
morgen abreiſen zu wollen erklärte, in der Vo
ausſetzung alsdann, wenn er dieſe Steine a
einen Reiſenden verkaufe oder vertauſche, gew
unentdeckt zu bleiben, in einen öffentlichen Ga
ten, gerade in der Mittagsſtunde, wenn dieſ
Ort völlig leer iſt, in einen kleinen Pavillon b
ſtellt, der am äußerſten Ende des Gartens neb
einem Canale liegt, wo er folglich weder g
ſehen noch gehört zu werden ſicher iſt." Hiera
gründete Merkantino nun den Rath, daß We
renfels ſich mit ſeinen Begleitern unbemerkt
dieſen Garten ſchleichen, und in der Nähe de
Pavillons ſo lange verbergen ſollte, bis if
Brenzner, wenn er überzeugt wäre, die en
wandten Juwelen in Händen zu haben, ihn
als ob er die Juwelen genauer am Lichte b

ſehen wolle, dadurch, daß er ſich an das Fenſter ſtelle, ein Zeichen gäbe. Sie ſollten alsdann in den Pavillon eilen, und indeß ſich Brenzner der Juwelen bemächtigte, Hamplern feſthalten. Einer von ihnen aber ſollte zu Merkantino eilen, der ſich in der Nähe befinden würde; dieſer alsdann ſogleich für Hamplers Verhaftung ſorgen; die Juwelen aber ſollten zugleich der Obrigkeit übergeben werden, die unter dieſen Umſtänden, bei ſeinem und Brenzners Zeugniſſe, auch der Erklärung des Hofjuweliers, die man einholen könne, wieder an ihren rechten Eigenthümer kommen würden."

„Alles wurde dieſer Verabredung gemäß ausgeführt. Sobald aber Wehrenfels und ſeine Begleiter von Hamplern bemerkt wurden und Brenzner, um ſich der Juwelen zu bemächtigen, ein Paar Schritte zurücktrat, zog Hampler, ein großer, ſtarker Mann, einen Dolch, der in ſeinem Stocke verborgen war, rief: „Diebe! Mörder!" und da Brenzner das Juwelenkäſtchen ſich nicht gleich entwinden ließ, ſtieß er ihm in den Arm. „Wir ſind verloren," rief Brenzner, „wenn er uns den einzigen Beweis entreißt." „Auf dem Hochgerichte ſollt Ihr mir büßen", rief Hampler. Jetzt fiel ihm der Jäger in den Arm, allein

auch Hampler entriß in dieſem Augenbl
der linken Hand Brenznern das Juwelen
gab dem Jäger einen ſolchen Fauſtſchlag
Bruſt, daß dieſer zurücktaumelte, und ſ
Begriff, die Thüre zu erreichen, die We
beſetzt hielt, indem er zugleich ſein Geſch
doppelte, und mit vorgehaltenem Dol
Wehrenfels eindrang. Dieſer, durch die
der Gefahr, beinahe des Bewußtſeyns
zog jetzt auch den im Buſen verborgenen
der mit Heftigkeit geführte Stoß drang
die linke Seite von Hamplers Bruſt,
Boden ſtürzte und nach wenig Augenblic
Geiſt aufgab."

„Jetzt erwachte die Beſinnung. De
that den Vorſchlag, Hamplers Leichnam
vorbeifließenden Canal zu ſtürzen und
ſchnell als möglich zu entfernen. We
war höchſt erſchüttert, beinahe zu jeden
ſchluſſe unfähig. Brenzner richtete ihn
auf, indem er, durch den Blutverluſt ab
und durch die Wunde erbittert, ausrief: „
ler hätte ja nach dem Geſetze, ſobald ſei
brechen den Richtern ſo erwieſen wäre,
uns iſt, den Tod auf dem Richtplatze e
und dieſer iſt daher weder unverdient n

gerecht." Er nahm Hamplers ſämmtliche Juwelenkäſtchen, reichte ſie an Wehrenfels, indem er ſagte: „Sie können, wenn Sie das Ihrige wieder genommen haben, das Uebrige der Witwe zurückſenden." Ein Blick durch die Fenſter bewies, daß der ganze Garten und auch die Gegend am Canal jetzt völlig menſchenleer war. Hamplers Körper wurde nun in den Canal geſtürzt, Brenzners leichte Wunde, ſo gut es ſich thun ließ, verbunden. Schnelle Flucht hielt Merkantino, zu dem ſie jetzt ſandten, für höchſt nothwendig; ſie erfolgte augenblicklich. Alle entkamen."

„Am Abende wurde die Familie Hamplers erſt durch ſein Ausbleiben aufmerkſam gemacht; ſie ſtellte Nachforſchungen an, man entdeckte nach einigen Tagen das Blut in dem wenig beſuchten Pavillon, der Körper wurde in dem Canal geſunden. Die Stunde, in welcher Hampler von Hauſe gegangen war, und die, worin ſich die Reiſenden entfernt hatten, erweckte bei der Polizei den erſten Argwohn. Hamplers Familie, der die Reiſenden näher beſchrieben wurde, erzählte: daß er mit Wehrenfels gehandelt, auch Streit gehabt hätte, beſchrieb ihn und ſeine Begleiter, und ſo erfolgten die Steckbriefe in den

öffentlichen Blättern. Wehrenfels war sofort wieder an seinen Hof zurückgekehrt. Der Hofjuwelier suchte die entwandten Steine aus, die übrigen Juwelen Hamplers wurden, nebst einer Nachricht über den Vorgang, nach Amsterdam zurückgesandt. Allein der Name des von Wehrenfels, sein und seiner Begleiter Signalement, stand, als wahrscheinliche Mörder und Juwelendiebe, in den öffentlichen Blättern. Der Unwille des Fürsten, den sich Wehrenfels schon durch seine Unbesonnenheiten und Händel während seines Kriegsdienstes zugezogen hatte, stieg zur höchsten Ungnade; bloß die Verwendung der verwitweten Fürstin, daß man doch auf die Beziehungen, welche diese Dinge haben, und auf Wehrenfels treue und gute Absicht, einige Rücksicht nehmen müßte, brachte es dahin, daß ihm, der jetzt, um völlig unentdeckt zu bleiben, den Namen Werner annahm, das benachbarte Jagdschlößchen, nebst dem angränzenden Gehege, übergeben wurde. Die verwitwete Fürstin fügte eine Pension hinzu, sein Bedienter und der fürstliche Jäger begleiteten ihn an seinen Aufenthaltsort, und Werner erlebte noch das Unglück, daß der Jäger, der eine Braut hatte, und diese, so wie die Aussicht zur Versorgung, verlor, so sehr ihn

Berner auch dafür zu entschädigen suchte, zuerst
n Trübsinn, dann in Raserei versank, und darin
arb. Er wurde noch tiefer durch den Schmerz
einer Gattin gebeugt, dieser edlen Freundin
nd Trösterin, die sein Unglück willig mit ihm
heilte, aber da sie alle ihre Kinder verlor, auch
em Grabe zuwelkte. Nur die jüngste Tochter
lieb noch am Leben, und ihre Erziehung fesselte
och den unglücklichen Vater an diese Erde, den
lle die Unfälle, worin ihn das Schicksal ver-
ickelt hatte, und die Nothwendigkeit, sich zu
erbergen, von den Menschen entfernten, die
hn allmälig in seiner Einsamkeit beinahe völlig
ergaßen, wo er nur noch zuweilen durch seine
Berufsgeschäfte mit ihnen in einige Verbindung
am."

Der Graf fühlte die innigste Theilnahme und
aß noch in tiefem Nachdenken, als Peter, Wer-
ners alter Diener, sich leise nahte und ihn zum
Mittagsessen einlud. Der Graf fand beim Ein-
tritt in das Speisezimmer Wernern und den
bloß für zwei Personen eingerichteten Tisch.
Aengstlich fragte er mit hierdurch aufgeregter
Theilnahme: „ist Emilie durch ihre Krankheit
behindert, uns heute ihre Gesellschaft zu schenken?"
„Sollte", sagte Werner mit einiger Verlegen-

heit, „ich Sie durch den Anblick meiner
in Ihrem Urtheile zu bestimmen suchen?

Der Graf wünschte sich jetzt gleich
klären. „Sie sind", sagte er, „ein ungli
Opfer des Schicksals, dem Niemand sei
tung versagen kann." „Lassen Sie", f
Werner ein, „über Alles, was Sie he
mir erfuhren, uns bis über einen Monat
gen, und prüfen Sie bis dahin unbestoche
Leidenschaft und Theilnahme."

Diese Strenge und Kälte machte a
Grafen einen widrigen Eindruck, und jed
such, während der Mahlzeit ein freundlich
spräch anzuknüpfen, mißlang. „Soll ich
fragte der Graf nach beendeter Mahlzeit,
lien in dieser ganzen Zeit gar nicht spre
„Sie wissen", antwortete Werner, „die
die meinen Wunsch, dieß zu vermeide
zeugen."

„Ich bin", sagte der Graf, dessen En
lichkeit aufgeregt wurde, „nicht mehr in d
der feurigen Jugend, worin oft äußere Ei
unser Urtheil bestimmen, und wenn ich
Werner, Sie jemals verkennen, Mißtrauen
Mißtrauen erwiedern könnte, so würde do

der Gedanke, durch Entfernung das Sehnen und die Leidenschaft zu erhöhen, oder mir vielleicht eine unangenehme Entdeckung zu ersparen, wenigstens nicht ganz ungerecht scheinen."

Finster wurden jetzt Werners Gesichtszüge, aber beim Grafen erwachten auch Gutmüthigkeit und Leidenschaft. Er schloß Wernern in die Arme. „Verkennen Sie doch", rief er, „mein Herz nicht und erwägen Sie mit Vaterliebe mein und Emiliens Schicksal." Sie trennten sich. Unverhofft stattete nach einigen Tagen Werner mit Emilien einen Besuch bei dem Amtmann Meyer ab. Zwischen dem hierüber entzückten Grafen und Wernern kam es jetzt zur Erklärung. Die letzte Aeußerung des Grafen hatte lebhaft auf ihn gewirkt, und in ihm den Wunsch erzeugt, den Vorwurf des Mißtrauens und jede Veranlassung desselben zu entfernen. Daher hatte er, durch den Leibarzt Emilien Zerstreuung und Bewegung zu machen aufgefordert, diese Gelegenheit zum Besuche ergriffen, um so mehr, da er die Entdeckung machte, daß der Graf, dieser einzige gebildete Mann, den Emilie kennen gelernt hatte, ihrem Herzen unaussprechlich theuer war.

Dieß Alles führte schnell die Entwickelung

herbei. Es erfolgte die Vermählung. F
und Emilie fühlten sich unaussprechlich g
sie genügten sich, bedurften daher wel
gang noch Zerstreuung, und bei Anspru
keit und Ordnung wurden auch bald d
mögensumstände des Grafen wichtig ve
Beim Anblicke ihres Glücks kehrte Heit
Werners Seele und selbst, da er den
Enkel in seinen Armen hielt, ein selig
fühl zurück, das er lange nicht gekannt

Einst, da die Familie vereint im Gar
sich nur leise der Vergangenheit erinner
gegen mit innigem Dank gegen die Vo
die Freuden der Gegenwart und die H
einer frohern Zukunft fühlte, da rief
kannte Stimme: „Nehmt Ihr denn ni
einen theilnehmenden Freund in Euren
auf, wenn Ihr gleich, nachdem das Glü
Schwermuth verscheucht hat, den Arzt nic
bedürft."

Alles hieß mit Freuden den alten
willkommen; dieser, nachdem der erste Ju
über war, sagte lächelnd: „jetzt kann
auch der vormundschaftlichen Sorge e
die ich am Sterbebette meines Freunde

Oberforstmeisters von Barre, übernahm. Sie, lieber Wehrenfels, dachten, als Ihr Schwiegervater starb, bei Ihrer Abgezogenheit und Allem, was Sie damals drückte, gar nicht an dessen Nachlaß, wovon ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Enkelin zufiel. Das Jahrgeld, welches Sie nach dem Tode der verwitweten Fürstin noch fortdauernd zu erhalten glaubten, war ein Theil der Zinsen, den ich Ihnen nach dem Willen des Verstorbenen zusandte, durch den ich erst, wenn Emilie verheirathet wäre, ihr das Vermögen auszuliefern berechtigt wurde."

Die Freude der Anwesenden, die sich schon zufrieden und glücklich fühlten, erhielt hierdurch keinen beträchtlichen Zuwachs; allein der erhöhte Wohlstand machte nun auch für sie und ihre Nachkommen die Zukunft sorgenfrei. Nachdem Alle wieder völlig ruhig waren, begann der Leibarzt: „Noch eine zweite frohe Botschaft bringe ich mit. Sie wissen, lieber Wehrenfels, daß gleich nach Ihrer Rückkehr der Fürst Sie, den verstorbenen Jäger und Ihren Bedienten gerichtlich vernehmen ließ; denn er wollte anfänglich Alles auf dem Wege Rechtens betreiben lassen, fand es aber doch, um wegen des Juwelenverkaufs dabei in keine Berührung zu kom-

men, für zweckmäßiger, daß, nachdem der Hofjuwelier die fürſtlichen Juwelen abgeſondert hatte, alle übrigen mit einem von Ihnen aufgeſetzten Berichte, wobei Sie aber keinen Ort und keinen Namen, außer dem Ihrigen, nannten, der Behörde zu Amſterdam auf einem ſichern Wege überreicht wurden. Da mehrere Juwelen, als die Hamplerſchen Erben anfänglich vermißt hatten, zurückgeſandt wurden, dieſe es zugaben, daß der Verſtorbene, ein ſehr ſtarker Mann, beſtändig in ſeinem Stocke einen verborgenen Dolch geführt hätte, und ſich jetzt einige Perſonen fanden, die vorher ohne allen Beweis, nun aber auf das umherlaufende Gerücht geſtützt, wegen Vertauſchung ihrer Juwelen mit unechten Steinen durch Hampler an deſſen Nachlaß Anſpruch machten, ſo blieb die Sache vorläufig auf ſich beruhen."

„Allein Merkantino, deſſen Sohn nach einigen Jahren ſtarb, wünſchte nun ſein Vermögen ſeinen Neffen, den beiden Brenznern, zuzuwenden; er betrieb daher die Sache äußerſt lebhaft; der Fürſt konnte jetzt auf ſeinen Antrag ihm ſeinen Beiſtand nicht verweigern, Ihre gerichtlichen Ausſagen wurden ihm überſandt, hiermit ſtimmten die Ausſagen der beiden Brenzner überein,

und ſelbſt die Narbe des Dolchſtiches diente zu einigem Beweiſe. Von einem berühmten Rechtsgelehrten wurde nun die ganze Sache im günſtigſten Lichte dargeſtellt; Hamplers Tod als Nothwehr und Folge ſeiner Entwendung der Juwelen von den Gerichten anerkannt und Sie hierdurch zugleich von jedem Vorwurf befreit. Die Ungnade des Fürſten, die Ihnen hierbei anfänglich zu Theil geworden war, iſt nun allmälig erloſchen und bloß, weil Sie, nach allen eingezogenen Nachrichten, in Ihrer Einſamkeit zufrieden und ruhig lebten, wollte Sie der Fürſt nicht neuen Stürmen Preis geben, von dem ich aber jetzt die Erlaubniß erhielt, Sie mit Allem bekannt zu machen." Er überreichte ihm das Urtheil.

„Treuer Freund," ſagte Wehrenfels, der ihn an ſein Herz drückte, „mir iſt die Sache um meiner Kinder willen angenehm; ich aber entferne mich nicht mehr von den gewohnten Verhältniſſen, mir iſt die Einſamkeit Tröſterin und Freundin; mich von ihr und dem Jagdſchlößchen, woran ſo viele meiner angenehmſten Erinnerungen an meine verewigte Alwine geknüpft ſind, mich trennen, wieder in die Welt, die ich nicht mehr kenne, treten zu wollen, würde

meinen Frieden und meine Ruhe nicht befördern
Hier und in dem Kreiſe der Meinen wohn
mein Glück, und wenn ich einſt dahin finke
dort an dem Bache, wo ich an Alwinens Seite
bei den Spielen meiner verſtorbenen Söhne und
meiner Emilie, während dem Geſange der Nach-
tigallen, ſo oft Alles, was mich drückte, vergaß,
dort ſey einſt mein Grab."

Meister Erhard

und

die Seinigen.

„Das ist ja eine wahre Engelsstimme," sagte der alte Peter Erhard, nahm die grünsammetne Mütze vom Kopfe und legte den Leisten aus der Hand, horchte mit einer Miene voll Ruhe und Andacht auf den Gesang des Pauperknaben, und konnte sich nicht enthalten, in den letzten Vers des Gesanges: „Sing', bet', und geh auf Gottes Wegen," halblaut einzustimmen. „Das ist", wiederholte er am Schluß des Gesanges, „eine wahre Engelsstimme," und Lieschen, seine achtjährige Tochter, mußte jetzt den Knaben hineinrufen. Ein Zug von Wehmuth, der aus dem ganzen Benehmen des Pauperknaben hervorleuchtete, sein schönes blaues Auge, das so sanft und freundlich war, und sein bescheidener Anstand, gewannen einen Jeden für ihn schon bei dem ersten Anblick. Noch mehr der rührende Ausdruck, und der schöne Ton seiner Stimme, womit er auf Erhard's Fragen erzählte, daß er schon im neunten Jahre seines Lebens seinen lieben Vater, den Pfarrer Friedhof, verloren habe. Die Mutter wäre hierauf nach Tilsit gezogen, bloß um ihn dort in die Schule zu geben, hätte Tag und Nacht gearbeitet, um sich und

ihn zu erhalten; aber auch ſie wäre vor einem Jahre ihm durch den Tod entriſſen worden, als er ſelbſt kaum zwölf Jahre alt geweſen wäre; da hätten gute Menſchen ſich ſeiner angenommen und ihn, der ſo gern ſtudiren wollte, hier in das Pauperhaus untergebracht. Es gab aber zu Königsberg drei ſolcher Pauperhäuſer, worin arme Schüler, die Fähigkeit verriethen, aufgenommen wurden; ſie erhielten auch Unterricht im Geſange, mußten aber, ſo wie vormals der wackere Luther, durch Singen vor den Hausthüren einen Theil ihres Brots erwerben. Erhard ſteckte freundlich ſeine Gabe in die Sparbüchſe des Knaben, ließ ihm ein kleines Frühſtück geben, und forderte ihn auf, nie, wenn er zum Singen ausgeſchickt würde, ſeine Hausthüre vorüber zu gehen. Willkommen war eine ſolche Aufforderung dem guten Wilhelm; Erhard aber und ſeine fromme Marie gewannen den freundlichen, ſanften Knaben lieb, und ſo oft er zuſprach, lag auch ſchon ein Butterbrot oder auch etwas Obſt für ihn vorräthig, und damit dieß an einem geſchäftreichen Tage nicht vergeſſen würde, ſo erinnerte das kleine Lieschen täglich daran.

Meiſter Peter Erhard gehörte aber zu den Menſchen, die ſo manches Eigenthümliche haben

und daher gewöhnlich sehr verschieden beurtheilt werden. Manche seiner Nachbarn und Mitmeister nannten ihn den Sonderling; allein Magister Schwarz, sein Beichtvater, sagte, so oft das Gespräch auf ihn kam: „wer das Glück und den innern Frieden, der aus einem frommen, ruhigen Wandel vor Gott entspringt, wer stilles, häusliches Glück und jene Selbstzufriedenheit kennen lernen will, die das Bewußtseyn erzeugt, so weit das Maaß menschlicher Kräfte reicht, seine Pflichten erfüllt zu haben, der muß den braven Erhard und die Seinen vorurtheilsfrei beobachten."

Dieser war arm eingewandert; seine Schwiegermutter, eine Witwe, hatte ihn als einen der tüchtigsten Gesellen zugewiesen erhalten; nach ein Paar Jahren hatte er ihre einzige Tochter geheirathet, seine Schwiegermutter, als ein frommer Sohn, bis an ihren Tod geehrt und gepflegt, und das letzte Gebet der Sterbenden, um Segen für ihre Kinder, war nicht unerhört geblieben. Von ihr hatte er sein kleines Häuschen geerbt, das in einer abgelegenen Straße lag, sich aber, durch ihn im besten Stande erhalten, schon von außen vortheilhaft auszeichnete. Blumen und Pomeranzenbäume schmückten die Fenster der Vorstube, und es war Mariens

Freude, die gebohnten Schränke, Tiſche und Stühle, immer in ihrem Glanze, in der größten Reinlichkeit und Ordnung zu erhalten. Erhard und die Seinen hielten in dieſer Stube ihre häusliche Andacht. Hier aßen ſie, und hier ſaßen Marie und Lieschen bei ihrer weiblichen Arbeit, indeß Erhard in der Hinterſtube mit ſeinen beiden Lehrburſchen ſein Gewerbe trieb, denn nie nahm er einen Geſellen. „Meine Kunden", ſagte er, „verlangen meine Arbeit; der Geſelle aber glaubt oft ſchon mich zu überſehen, will immer nach ſeiner Weiſe arbeiten, und dann kann ich für die Güte der Arbeit nicht bürgen; der Lehrburſche hingegen muß Alles ſo machen, wie ich es ihm anbefehle." Er ſorgte immer dafür, daß einer darunter bereits eingeübt war, und nahm immer, wenn einer die Hälfte der Lehrzeit überſtanden hatte, und der andere Geſell wurde, einen neuen Burſchen an. Nie brauchte er ihn zu häuslichen Geſchäften; „denn", ſagte er, „ſchon der Name Lehrburſche deutet darauf, daß er bei mir in die Lehre, nicht aber in den Dienſt gegeben iſt." Er hielt ſie zu Reinlichkeit, Ordnung und Arbeitſamkeit, und was ihm mehr als Alles ſchien, zu guten Sitten und zur Frömmigkeit an. Sie mußten an ſeinem Morgen- und Abendgebete Theil nehmen, da-

gegen aber duldete er nicht, daß sie bei der Arbeit geistliche Lieder sangen, „denn", sagte er, „ein Gebet, während dessen man arbeitet, kann niemals andächtig, und eine Arbeit, bei der man betet, tüchtig seyn, indem beides die ganze Aufmerksamkeit erfordert," sah es aber recht gerne, wenn sie zuweilen ein fröhliches Lied sangen, denn er meinte: „froher Muth macht die Arbeit leicht."

Hinter dem Hause lag ein Gärtchen, dessen Bearbeitung in den Feierstunden seine liebste Erholung war. Marie und Lieschen hatten sich dort ihre Blumenbeete angelegt, und saßen oft mit ihm, an schönen Sommerabenden, oder des Sonntags nach der Kirche, in der Laube, auch in dem Schatten der Obstbäume, die er selbst gepflanzt hatte; gern erlaubte er dort seinen Burschen Ballspiel oder den Kreisel, und sah ihnen zu, wenn sie papierne Drachen aufsteigen ließen, dagegen aber duldete er es nicht, wenn sie außer dem Hause mit andern Burschen ähnliche Spiele trieben, und stützte sich dabei auf das Sprichwort: „Besser allein, als in böser Gemein." Jedem hatte er ein Plätzchen im Garten eingeräumt und gestattete ihm darauf, was er wollte, zu pflanzen; vom Obst erhielt jeder seinen Antheil, und überhaupt sorgte er reichlich

für ihren Unterhalt. Alle Flickarbeit in den Feierstunden gehörte den Lehrburschen, aber was dafür einkam, sammelte Erhard in eine besondere Büchse, und verwandte es zu ihrer Kleidung; daher, wenn er des Sonntags mit ihnen in die Kirche ging, und sie so ordentlich und anständig mit ihm einhergingen, sah Mancher seiner Mitmeister ihnen nebst den Seinen unwillig nach, schüttelte nebst diesen bedenklich den Kopf und äußerte: Erhard mache alle Lehrburschen übermüthig. Er aber hatte keinen Mangel an Lehrlingen, und ehe ein Platz erledigt wurde, hatten sich schon immer mehrere gemeldet. War darunter ein Waise, oder ein Sohn armer Aeltern, so hatte solcher jederzeit den Vorzug.

Erhard aber hatte von seiner Arbeit keine geringe Meinung und sich daher auch einen besondern Stempel mit seinem Namen angeschafft, womit er inwendig die Sohle eines jeden Schuhes und den Schaft eines jeden Stiefels bezeichnete. Und in seiner Arbeitsstube stand ein besonderer Schrank, worin er alle fertige Arbeit aufstellte, auf die er dann mit wohlgefälligem Lächeln blickte, wenn er am Sonnabende des Nachmittags den Burschen sich anzukleiden, jedem Kunden seine Arbeit nach Hause zu bringen, und die Rechnung zugleich einzuhändigen gebot.

Denn in der Woche schickte er Niemandem etwas zu, sondern die Kunden, welche schon die Eigenheiten Erhards kannten, sandten, wenn sie die Arbeit vor Sonnabend zu erhalten wünschten, selbst darnach. „Die Zeit", pflegte Erhard zu sagen, „ist das Kostbarste in der Welt, und ich bekomme bloß für die verfertigte Arbeit, nicht aber für die damit verknüpften Gänge bezahlt," und er ging daher auch nur an gewissen Tagen und bestimmten Stunden, um das Maaß zu nehmen. Die Kunden äußerten zuweilen Unwillen; thaten sie dieß gegen Erhard selbst, so zuckte er die Schultern und schwieg, oder sagte höchstens: „ich würde Ihnen nicht tüchtige Arbeit liefern können, wenn ich von meiner Ordnung abgehen sollte." Weil aber seine Arbeit vorzüglich war, und er nicht übertriebene Preise forderte, Jeder auch überzeugt seyn konnte, die Arbeit an dem Tage, an welchem sie ihm versprochen war, fertig zu erhalten, so fehlte es ihm nicht an Kundschaft, und wem er einmal Maaß genommen hatte, der durfte nur wieder seine Bestellung machen, und war solche nach dem nämlichen Maaße zu erhalten überzeugt.

Denn er hielt ein eignes Buch, worin er nach dem Alphabet, Namen und Wohnung eines Jeden, dem er Maaß genommen hatte, eintrug.

Auf jedes Maaß schrieb er gleichfalls den Namen und die Nummer des Leisten, wovon jeder genau seine Nummer hatte. Jeden Sonnabend reihte er vermittelst einer Schnur, die er oben durch das Maaß zog, dieses dem Alphabete nach unter alle vorräthigen ein, die er für jeden Buchstaben auf eine besondere Schnur gezogen hatte; alle diese hatten in einem Schranke ihre Stelle; wenn einer seiner Kunden starb, so nahm er dessen Maaß herab, und gesellte es den übrigen bei, die er von seinen verstorbenen Kundleuten auf schwarze Bänder gezogen hatte, und es war für ihn am Sonntage, besonders während der langen Winterabende, eine eigenthümliche Unterhaltung, diese Maaße seiner verstorbenen Kundleute zu betrachten, sich Ihrer, und dabei zugleich mancher seiner eigenen Begebenheiten zu erinnern. Am Sonntage des Abends that er sich mit allen seinen Hausgenossen vorzüglich gütlich, dagegen aber mußten sie des Mittags mit Wenigem vorlieb nehmen, weil Jeder aus seinem Hause, auch die einzige Magd, die er hielt, in die Kirche gehen mußte. Das einzige seiner Vergnügungen war, Antheil am Scheibenschießen, „denn jeder Mann", sagte er, „sollte doch wenigstens mit den Waffen umzugehen, und ein Gewehr loszudrücken wissen.

Denn ich kenne nichts Unanſtändigeres, als wenn ein Mann vor dem Knalle eines Gewehrs erſchrickt, und ſich ſelbſt ſolches abzudrücken fürchtet." Auch pflegte er des Sommers, bei vorzüglich ſchönen Tagen, mit Weib und Kind und ſeinen Burſchen am Sonntage gegen Abend vor das Thor zu gehen. Er hatte ſeine Lieblingsſtellen, wo ihm entweder eine Anhöhe eine ſchöne Ausſicht gewährte, oder ein Wäldchen unter ſeinen kühlen Schatten einlud. Er litt es nicht, daß von den Seinen alsdann etwas zu ihrer Erfriſchung mitgenommen wurde, „denn", ſagte er, „mein Nächſter will auch von ſeinem Gewerbe leben," und er ließ daher, was er zweckmäßig fand, aus dem nächſten Gaſthofe herbeiſchaffen.

Seine Frau und ſeine Tochter mußten ſich durchaus nicht altväteriſch kleiden, „denn es iſt keine wahre Demuth," ſagte er, „die im Aeußern auffallen will. Man muß ſich aber auch", fügte er hinzu, „nicht überheben; die Frau eines Handwerkers muß nicht wie die Frau eines Rathes gekleidet ſeyn." Und ſo hielt er in Allem auf eine ſchickliche Mittelſtraße. Da er ſein reichliches Brot hatte, und Marie den Wunſch äußerte, ſich in einer oder der andern Sache etwas gütlich zu thun, ſtreichelte er ihr freund-

lich die Wangen. „Es iſt," ſagte er, „liebe Marie, ſo ſchön, ſeinen Noth- und Ehrenpfennig vorräthig zu haben, und dem Nächſten Gutes thun zu können, ohne daß es uns ſchwer fällt; darum laß uns bei unſerer alten Lebensweiſe bleiben; dasjenige, woran wir gewöhnt ſind, reichlich zu genießen, und es ohne Sorge herbeiſchaffen zu können, iſt Glück; dieß aber würde uns fehlen, wenn wir uns von unſerer alten Lebensweiſe entfernen, und immer nach etwas Neuem und Höherem trachten wollten."

So waren die Eigenthümlichkeiten des Mannes, in deſſen Hauſe der arme Wilhelm ſo freundlichen Eingang fand. Vier Jahre vergingen, Wilhelm ward größer, blieb ſich aber immer an Sanftmuth und Beſcheidenheit gleich, und verkündete daher mit Erröthen ſeinem Wohlthäter, daß er ſich nur bei dem Circuit und zu der Adventszeit einfinden würde, weil er Präfect geworden, eine Stelle, die dem älteſten und geſittetſten der Chorſchüler zu Theil wurde, und zugleich mit einiger Aufſicht über ſeine Gefährten und einem kleinen Einkommen verknüpft war. „Gott ſegne Dich, mein Kind", ſprach Erhard, indem er ihm einen Thaler in die Hand drückte, „und führe Dich immer weiter zu innerm Frieden und Glück." „Iſt es doch", ſagte Marie

nach einigen Tagen, da Wilhelm sich nicht mehr einstellte, „als ob einer unserer Lieben uns fehle." „Ich", antwortete Erhard, „hatte mich gleichfalls an ihn gewöhnt, und es geht mir nahe, ihn zu missen." „Auch ich", fiel Lieschen ein, „will noch immer Obst für ihn zurecht legen, und werde traurig, wenn es mir einfällt, daß er nicht mehr kommt." Als daher die Adventszeit herankam, und nun die Pauperschüler mit ihren großen Laternen von geöltem Papier in Form eines Sterns, mit Gemälden von Engeln verziert und daran hängenden kleinen Glöckchen, sich einfanden und die schönen Adventsgesänge anstimmten, da veranlaßte zugleich Wilhelms Wiedererscheinung in Erhards Hause ein rechtes Freudenfest, und er und seine Begleiter wurden mit Allem, was das Haus darbot, als liebe Gäste aufgenommen. Nun bestellte auch Wilhelm für sich manche Arbeit, und bat nach zwei Jahren, daß ihm Erhard doch ein Paar recht schöne Schuhe machen möchte, weil er bei dem Examen in der Schule eine Abschiedsrede halten solle, indem er nun auf die Universität käme; und so war aus dem kleinen Wilhelm allmälig einer der Kundleute Erhards geworden.

Auch das kleine Lieschen war zur Jungfrau herangewachsen; sie war schon, vereint mit ihren

Aeltern, zu dem feierlichen Mahle der Chriſten gegangen, und jeder der Nachbarn warf ſich ſtaunend einen Blick zu, als ſie das ſchöne, ſchlanke Mädchen, durch Andacht verſchönert, in der Kirche erblickten. Sie war das Ebenbild der guten, frommen Mutter; doch hatte die Erziehung des Vaters, der jeden guten Keim, der in der Seele des Mädchens ſchlummerte, freilich nicht ſchulgerecht und kunſtmäßig, aber doch ſo zu entwickeln ſuchte, wie es ihm ſein geſunder Verſtand und ſein reiner Sinn gebot, das Herz des guten Mädchens noch ganz beſonders veredelt, ohne daß dabei die einfachen Sitten ihres Standes und die edle Einfalt ſich im geringſten verändert, oder irgend ein Lobſpruch ein falſches Selbſtgefühl erweckte.

Herr Friedhof blieb auch noch immer der alte Wilhelm, und ſein freundlicher Blick, ſein froher Gruß, wenn er einem aus Erhards Hauſe begegnete, bewies noch immer, daß er der vieljährigen Wohlthaten eingedenk war. So oft er eine Arbeit beſtellte, kam er jederzeit des Sonnabends gegen Abend, wenn er wußte, daß Erhard die Burſchen mit der, die Woche hindurch verfertigten Arbeit ausgeſchickt hatte, und unbeſchäftigt war. Dieſer bemerkte bald die kleine Aufmerkſamkeit, er rechnete ſie dem jungen

Manne hoch an, lud ihn freundlich ein, sich niederzusetzen, und bat ihn herzlich, entweder ein Glas Bier, oder etwas Obst zu genießen, und so wenig er geneigt war, ihn über seine Verhältnisse auszuforschen, so gab doch bald ein Wort das andere. Wilhelm erzählte, wie er auf dem Collegio Albertino wohne, dort auch seinen Tisch erhalte, seine übrigen Bedürfnisse durch Unterricht zusammenbringe, bedauerte hierbei den großen Aufwand von Zeit, die er seinen Studien entziehen müsse, und noch mehr die vielen Störungen, die ihm durch die Wohnung in dem nämlichen Zimmer mit zwei andern Studirenden, und durch die häufigen Besuche veranlaßt würden, welche diese erhielten; er äußerte dabei den Wunsch, wenn sein Einkommen nur in etwas steigen würde, sich ein eignes kleines Zimmer, und zwar, zur Verhütung aller Besuche, gerade in einer abgelegenen Straße miethen zu können. Zufällig bei einem solchen Gespräch erzählte Wilhelm, daß er auch auf dem Claviere Unterricht ertheile, und als er das Zimmer verlassen hatte, da erklärte Lieschen, es sey doch etwas wunderschönes, das Clavier zu spielen, und wie glücklich sie sich fühlen würde, wenn sie bei trüber Witterung, in den Feierstunden, und des Sonntags nach der Kirche, wenn sie

keine Arbeit vornehmen wolle, ſich an das Clavier ſetzen und darauf ein ſchönes geiſtliches Lied ſpielen könnte. Marie ſtimmte ein, Erhard aber ſchüttelte wie gewöhnlich den Kopf, und meinte, das ſey wohl nicht für eine Schuſterstochter, auch wäre wohl, um ein Clavier aufzuſtellen, kein Platz in ſeinem Hauſe. Marie wandte ein, er könnte ſeinen Vorrath von Ledern, und ſie den Vorrath von Allem, was ſie im Hauſe bedürften, wohl auf dem Boden und in den Dachkammern laſſen, und dann ſey in dem kleinen Erkerſtübchen Platz genug. Erhard ſchwieg, wie gewöhnlich, wenn er nicht durch ein hartes Verweigern dem Sehnen nach irgend einer Sache Nahrung geben wollte; denn er hoffte, daß auch dieſer Wunſch ſo wie mancher andere, eben ſo ſchnell als er aufſtieg, vergeſſen werden dürfte.

Bald aber kam ein unerwarteter Zufall; der Cantor ſtarb; ſeine arme Witwe, die das Clavier ihres Mannes nicht brauchen und auch keinen billigen Käufer finden konnte, kam auf den Einfall, ſolches zu verſpielen; der Pfarrer billigte dieſen Gedanken, und weil er der armen Frau zu helfen wünſchte, ſchrieb er die Namen der wohlhabendſten Mitglieder ſeiner Gemeine auf, von welchen er vorausſetzte, daß ſie die Sache unterſtützen würden. Erhard hatte gerade ein

Geschäft bei dem Pfarrer, der ihm daher auch den Antrag machte, auf das Clavier zu setzen. „Gern," sagte Erhard, indem er seinen Beitrag entrichtete, „nur wünschte ich es nicht zu gewinnen." „Warum nicht?" meinte der Pfarrer, „es ist ein schönes Instrument, und wenn Sie es hätten, könnten Sie ja Ihrer Tochter darauf Unterricht ertheilen lassen." „Meiner Tochter?" fragte Erhard mit Staunen. „Warum nicht? lieber Meister," fiel der Pfarrer ein, (denn es gehörte auch zu den kleinen Sonderbarkeiten Erhards, daß er sich gerne Meister nennen ließ, denn er meinte, jeder Handwerker müsse seinen Stand ehren, und das Wort Meister sey ein Ehrenname, den nicht so, wie den Titel Herr, Jeder führen könne und dürfe). „Warum nicht? lieber Meister," wiederholte also der Pfarrer. „Erhebt nicht der feierliche Ton der Orgel unsere Herzen zur Andacht? und die Musik, sie ist nicht allein ein unschuldiges Vergnügen, sondern sie hat auch mannichfachen Nutzen; als ich ein armer Student war, und oft nicht wußte, wo aus noch ein, wenn mir dann so bänglich ums Herz wurde, und ich nicht einmal beten konnte, dann ging ich an mein Clavier, und wenn ich dann so eine Weile phantasirt hatte, und zuletzt in die Melodie: „Befiehl du deine Wege," oder:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten," einfiel, dann ward mir immer leichter ums Herz, und ich fühlte mich getröſtet. O, lieber Meiſter, iſt es Ihnen nicht ſelbſt ſo gegangen, daß Sie zuweilen in der Einſamkeit, wenn Ihnen nicht wohl war, ein Lied angeſtimmt haben? Wer weiß, ob Doctor Luther auf dem Reichstage zu Worms ſo muthig aufgetreten wäre, wenn ihn nicht ſein Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" mit ſo hohem Muthe erfüllt hätte, und daher wünſchte ich denn auch wohl, daß, wer dazu im Stande wäre, ein Inſtrument erlernen möchte, würde es daher bei Ihrer Tochter auch durchaus nicht mißbilligen, beſonders da ihr Gott eine ſo ſchöne, reine Stimme geſchenkt hat." Das Urtheil des Pfarrers hatte vielen Werth; bei ſeiner Rückkehr ſchenkte er daher ſeiner Tochter das Loos, und belächelte ihre Freude, indem ſie nun ſchon das Clavier zu beſitzen glaubte, mit der Mutter ſchon darüber ſprach, und beide mittelten aus, daß nur ein Schrank gerückt werden dürfte, um dem Clavier auch unten in der Stube einen Platz zu ſchaffen. Als aber nun der Tag erſchien, an welchem das Clavier verſpielt wurde, und Lieschen ſolches gewann, da glaubte Erhard, ſo wenig er auch ſonſt zum Aberglauben geneigt war, dieß für

einen besondern Wink des Schicksals halten zu müssen. Das Clavier erhielt den bestimmten Ort, und sehr natürlich war es, daß Wilhelm zu der Ertheilung des Unterrichts gewählt wurde. Lieschens Fleiß glich ihrer schönen Anlage; Marie weinte oft in der Stille eine Freudenthräne, und Erhard drückte ihr dabei wohlwollend die Hand, wenn Lieschen, mit dem Rücken nach ihnen gekehrt, vor dem Claviere saß, und darauf ihre Lieblingsmelodien vortrug. Wilhelm, der treue fleißige Lehrer, ward ihnen dadurch immer theurer, und ihr Lob, so wie die schnellen Fortschritte bei dem Unterrichte der Tochter, machten bald, in der Gegend ihrer Wohnung, allgemeine Aufmerksamkeit rege, und es währte nicht lange, so hatte Wilhelm in mehrern benachbarten Häusern Unterricht, der nun aus diesem Grunde eine Wohnung in der Nachbarschaft wünschte, und zwar wo möglich eine solche, bei der ihm auch der Genuß eines Gartens gestattet würde. Denn Wilhelm war ein großer Freund von Blumen, und weil er auch in dem Hause eines der vorzüglichsten Gärtner Unterricht gab, hatte er manchen Blumentopf, manches Gewächs geschenkt erhalten. Da er diese in seiner Wohnung nicht füglich lassen konnte, so hatte sie Erhard auf seine Bitte bei sich aufgenommen, ihm auch am

Ende in seinem Garten ein Plätzchen zu Blumen eingeräumt. Gemeinschaftliche Liebhaberei machte, daß Wilhelm bald dem guten Erhard noch theurer wurde, und da er schon bei ihm so oft im Garten war, so gab er auch am Ende, auf den Vorschlag Mariens, seine Einwilligung, das Erkerstübchen an Wilhelm zu vermiethen.

So ward dieser nun Erhards Hausgenosse; doch der bescheidne junge Mann blieb immer in einer solchen Entfernung, Erhard aber und die Seinen hatten einen so unbescholtenen Ruf, daß selbst Mancher, der, als Wilhelm einzog, boshaft lächelte, keine Verleumdung laut zu äußern wagte. Auch war Wilhelm, die Stunden des Clavierunterrichts ausgenommen, nie in Erhards Stube, sondern außer den Erholungsstunden, die er im Garten zubrachte, widmete er alle seine Zeit seinem Geschäfte und seinen Büchern. Die mehrsten Nachbarn aber glaubten, daß Lieschen einen ganz andern Bräutigam habe. Denn Erhards ältester Lehrbursche, Heinrich, war ein ausgezeichnet schöner Jüngling, und so fleißig und folgsam, daß ihn Erhard wie seinen Sohn liebte; diese Stimmung hatte sich im ganzen Hause verbreitet, und da besonders Erhard gegen seine Weise, als Heinrich Gesell wurde, ihn noch einige Zeit lang im Hause behielt, so fing

mancher der Nachbarn an zu muthmaßen, daß aus Heinrich und Lieschen ein Paar werden ſollte. Die Sache war auch nicht ganz ohne Grund, denn als Lieschen, einige Tage vor Heinrichs Abſchied, zuweilen traurig auf ihn blickte, da ward ihm oft ſo wohl und ſo weh, und was er ſich vorher nicht deutlich zu denken gewagt hatte, ward ihm allmälig immer klarer. Er erinnerte ſich, daß Erhard ſelbſt als ein armer Geſell eingewandert wäre, und meinte, das, was bei dieſem geſchehen wäre, könne ja auch bei ihm gelten, daher, als Erhard den letzten Sonntag in ſeinem Gärtchen ſaß, nahte ſich ihm Heinrich ſchüchtern. „Lieber Meiſter!" hob er ſtotternd an. „Nun?" ſagte Erhard und ſah ihm ſcharf ins Auge. Heinrich vermochte kein Wort weiter zu ſprechen, aber die Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. „Ach! lieber Meiſter," fuhr er fort, „ich habe keinen Vater und keine Mutter, und bin ſo verlaſſen auf dieſer Welt." „Da ſey Gott für," antwortete Erhard, „der gute Menſch iſt nimmer verlaſſen, ſondern Gott, unſer aller Vater, wacht über ihm, und Du wirſt es ſehen, Heinrich, bleibſt Du gut und fromm, ſo wird es Dir gewiß gut gehen." „O, ich will gewiß ſo bleiben," fuhr Heinrich fort, „noch auf der Wanderſchaft etwas Tüch-

tiges zu erlernen ſuchen, und wenn ich zurückkehre, mein Meiſterſtück verfertigen, trotz Einem.“ „Das hoffe ich von Dir,“ ſagte Erhard, „und ich und die Meinen, die Dir gewiß herzlich gut ſind, werden uns dann nicht wenig freuen.“ „Und,“ fuhr Heinrich ſchüchtern fort, „wenn Lieschen —“ er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Freundlich klopfte ihm Erhard auf die Schulter: „wenn Du, wie Du verſprichſt, zurückkehrſt, ein tüchtiger Meiſter biſt, und Lieschen Dich gerne nimmt, ſo gebe ich Euch meinen Segen mit Freuden.“ Heinrich ergriff Erhards Hände, küßte und benetzte ſie mit Thränen. Erhard aber drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „Gott leite Dich, mein Sohn, und uns Alle, nach ſeinem heiligen Willen.“

Lieschen hätte nicht ein ſiebenzehnjähriges Mädchen ſeyn müſſen, wenn ſie nicht bemerkt hätte, wie gut ihr Heinrich war, und ſie blieb auch dabei nicht gleichgiltig, beſonders als er die Wanderſchaft antrat, und ihn Erhard mit den Seinen auf das nächſte Dorf begleitete. Immer wollte Heinrich gehen und zauderte, bis Erhard ihn erinnerte, daß es Zeit wäre. Herzlich nahmen ſie Abſchied, und als er zu Lieschen kam, da ſagte Erhard: „Du magſt ihm immer zum Abſchiede einen Kuß geben;“ ſie that es

verschämt, Heinrich aber blickte empor gen Himmel. „Gott!" rief er aus, „du weißt, was ich dir jetzt gelobe, und wenn ich in Versuchung komme, so laß mich dieses Abschieds gedenken, damit ich kräftig und stark bleibe." Er ging; Alle sahen ihm nach mit Thränen; er aber wandte sich noch oft um und winkte mit dem Hute, bis er aus ihren Augen verschwand. Als sie aber Alle nach Hause kamen, und die Nachbarn Mariens und Lieschens rothgeweintes Auge erblickten, da sagte Einer dem Andern leise ins Ohr, „nun ist es gewiß, Heinrich ist ihr Bräutigam," und um so weniger gab ihnen Wilhelm Stoff zu irgend einem Gespräche oder Vermuthung.

So blieb es einige Wochen lang, und Heinrichs Briefe aus Elbing und Danzig erregten noch immer große Freude. Von Berlin aus schrieb er, daß er auch noch weiter in die Fremde gehen wolle. Das sollte er nicht thun, sagte Erhard, denn es ist gegen das Gesetz; aber ehe Erhards Schreiben ankam, worin er ihn abmahnte, war der lebhafte Heinrich schon in Dresden. Die Scheidewand, die Lieschen von Wilhelm getrennt hatte, verschwand allmälig, seitdem Heinrich auf die Wanderschaft ging. Sie war Beiden herzlich gut, ihre Gefühle wurden

durch nichts aufgereizt, und so entsprang für keinen von Beiden eine heftige Leidenschaft. Allein seitdem Heinrich nicht mehr da war, fühlte Erhard selbst eine gewisse Lücke durch die Abwesenheit seines Lieblings, und suchte diese auf manche Weise zu füllen. Daher, als der Türkenkrieg entstanden war, und er wohl wünschte, daß der Erbfeind der Christenheit recht gedemüthigt werden möchte, hielt er die Zeitungen; darin war aber so manches, welches er nicht verstand. Darüber erbat er sich von Wilhelm eine Erklärung, und hierdurch ward es bald zur Gewohnheit, daß Wilhelm, der selbst die Zeitungen gern lesen zu wollen versicherte, solche jedes Mal vorlas und erklärte. Nun kam der Herbst mit allen seinen Unannehmlichkeiten, die Unterhaltung im Gärtchen fiel weg; da brachte dann Wilhelm hin und wieder ein allgemein verständliches, moralisches und religiöses Buch, und bald fühlte Erhard eine Leere, wenn nicht des Abends in der Feierstunde Lieschen etwas vorlesen konnte; so kam denn auch die Reihe an manche, freilich nicht verderbliche Bücher, aber doch solche, die, wie der Tod Abels und Sophiens Reise, die Empfindungen der jugendlichen Seele aufregten, die bisher so abgezogen gelebt und beinahe mit jeder Leidenschaft unbekannt geblieben war. Lies-

chens Sprache bildete sich aus, aber auch der Umgang mit ihren bisherigen Freundinnen genügte ihr bald nicht mehr; diese waren auf ihrem Punkte stehen geblieben, sie, ohne es selbst zu wissen, vorgeschritten. Diese Lesereien aber hatten Erhards bisherige Strenge in etwas gemildert. Er lächelte selbst, wenn Lieschen einige damals beliebte Liederchen sang, die freilich unschuldig waren, worin hin und wieder aber auch das Wörtchen Liebe vorkam. Lieschen und Wilhelm, die sonst so unbefangen mit einander sprachen, errötheten jetzt, wenn Einer den Andern scharf ansah, oder unerwartet anredete. Ueber den Grund davon hatte noch keiner von Beiden deutlich nachgedacht; wenn aber in manchen Augenblicken ein leises Ahnen zu erwachen schien, dann wurde, weil Beide solches sich selbst verbergen wollten, dieser Gedanke schnell unterdrückt. Von Heinrich kamen Briefe aus Prag und Wien; es war darin die nämliche Herzlichkeit, die nämliche Sprache; allein schon bemerkte Lieschen manche Sonderbarkeit des Ausdrucks, selbst Fehler der Rechtschreibung, denn die Briefe wurden lange nicht mehr mit der vorigen Theilnahme gelesen. Da kam eines Tages Wilhelm mit einiger Verlegenheit ins Zimmer und erzählte, daß er am künftigen Sonntage Nachmittag in der

Festungskirche zum ersten Mal predigen würde. „Ich bin freilich", sagte er, „ein Anfänger, werde es nicht so gut machen, als ich es wünsche, und wage es daher kaum, Sie einzuladen, meine Zuhörer zu seyn." Alle versprachen freundlich, gewiß zu erscheinen. Voll hoher Erwartung zählten sie die Tage, und als Wilhelm am Sonntage des Mittags nicht ausging, that Marie den Vorschlag, ihn zu Tische zu laden. Mit vielem Danke lehnte Wilhelm solches ab, weil man ihm gerathen hätte, vor der Predigt nichts zu genießen, bat aber, ihm, wenn er aus der Kirche zurückkehren würde, Kaffee machen zu lassen. Die Köchin hatte sich an diesem Tage die Erlaubniß zu einem Gevatterstande auszugehen erbeten, und so etwas schlug Erhard niemals ab. Denn er pflegte zu sagen: „wem man Arbeit giebt, dem muß man auch Ruhe und Vergnügen geben." Marie aber versprach, schon für Alles zu sorgen. Erhard und die Seinen waren beinahe die Ersten in der Kirche; schon die Auswahl der Lieder hatte ihren Beifall. Aber als Wilhelm, anfänglich schüchtern, mit zitternder Stimme auftrat, immer muthiger wurde, zuletzt mit Herzlichkeit und Würde, und als ihn der Text auf Grab und Tod führte, mit froher Erwartung vom Glücke der Ewigkeit sprach, da flossen insgesammt

ihre Thränen, und als sie aus der Kirche gingen, ergriff Marie die Hand ihres Mannes und sprach: „was wird dieß einst für ein Prediger werden.“ Alle gingen schweigend nach Hause. Mit einem frohen Gefühle dachte Erhard daran, wie Wilhelm sich allmälig so herrlich entwickelt habe. Marie dachte sich ihn deutlich als Schwiegersohn, freute sich bereits der glücklichen Tochter, und diese hatte eigentlich keinen bestimmten Gedanken; ihr Auge glänzte lebhaft, die Wange glühte, Wilhelm stand vor ihrer Seele als ein außerordentliches Wesen. So kehrten Alle heim; geschäftig eilte Marie, den Kaffee zu bereiten; sie hatte schon vorher einen Teller mit Kuchen besorgt. Erhard war wie gewöhnlich in seinen Garten gegangen, Lieschen mußte von dort einige Blumen holen, Marie besteckte damit die Kuchen, und Lieschen mußte ihr diese nachbringen, indeß sie den Kaffee hinauf trug. „Sie selöst“, rief Wilhelm, als er sie erblickte, „bemühen sich? o, wie beschämen Sie mich!“ „Wir kommen,“ sagte Marie, „Ihnen für die herrliche Predigt zu danken.“ Und so entspann sich ein Gespräch, wobei Wilhelm zuerst sein Herz verrieth. Auf Lieschen wirkte dieß um so mehr, da er sich nicht bestimmt erklärte; das Ahnen und Deuten, die Furcht, ihn nicht deutlich, die Hoffnung, ihn

ganz verſtanden zu haben, Alles erhitzte ihre Ein
bildungskraft und regte ihre Gefühle ſo lebha
auf, als es kein beſtimmter Antrag gethan hätt
Bei Marien aber war es nicht bloß Mutterlieb
es erwachte auch der leidige Stolz; ſie dach
ſich als die Schwiegermutter eines berühmte
allgemein geachteten Predigers, und glaubte, di
ſen Zeitpunkt nicht verſäumen, das Glück ihre
Kindes ſelbſt nach Möglichkeit befördern zu müſſe
Wie groß aber war das Erſtaunen des unbe
fangenen Erhards, als Marie ihn einſt bat, ihre
Tochter doch ein Kleid von roſenfarbenem Taff
nach der neueſten Mode machen zu laſſen. „Marie,
ſagte er, „laß die Thorheit den vornehmen Leu
ten, die oft nicht wiſſen, wie ſie ſich geberde
oder verunſtalten ſollen; wahrlich, wenn ich mein
Tochter ſo kleidete, ich würde befürchten, da
der Himmel, um mich zu beſtrafen, ihr irgen
eine Unförmlichkeit durch Krankheit zuſende
könnte. Ihr waret bisher gekleidet, wie es de
Frau und der Tochter eines tüchtigen Handwer
kers ziemt, und ſo ſoll es, ſo Gott will, auc
fernerhin bleiben."

Dieß ſchien wieder Alles zu entfernen; d
erkrankte Lieschen; Erhard war kein Freund vo
Arzneimitteln, und rieth daher zur Bewegung, z
Hausmitteln; aber nach einigen Tagen war

Lieschens Lage höchst bedenklich, und da Wilhelm sich immer lebhaft nach Lieschens Gesundheit erkundigt hatte, bat ihn Marie, ihren Mann doch dahin zu bestimmen, einen berühmten Arzt rufen zu lassen. Wilhelm übernahm den Auftrag, sprach mit so viel Wärme, so viel Herzlichkeit, daß Erhard zwar darein willigte, aber Wilhelms Betragen bedenklich fand. Der Arzt erschien, und erklärte Lieschens Krankheit für gefährlich; sie war nach ein Paar Tagen völlig bewußtlos. Die armen Aeltern, die schon ihre übrigen Kinder begraben hatten, waren ohne Trost; Erhard suchte ihn bei Wilhelm, aber dieser war beinahe noch mehr dahin. In der Laube, worin sie an manchem Sonntage so heiter bei einander gesessen hatten, standen jetzt Wilhelm und Erhard in Thränen. „Gott! Gott!“ rief Erhard, indem er gen Himmel blickte, „ist es möglich, so laß mir mein Kind.“ Gemeinschaftlicher Schmerz erhöhte das Vertrauen. „Vater!“ sagte Wilhelm, „so hoffte ich Sie einst zu nennen, hoffte an Lieschens Seite das höchste Glück des Lebens; Gott wird mein Gebet nicht unerhört lassen, sie wird uns nicht entrissen werden.“ Abgelegt war einmal das Geständniß; Erhard hatte bei seiner damaligen Stimmung nichts dagegen eingewandt. Lieschen

genas; der Aeltern und Wilhelms Freude war unaussprechlich, und jetzt machte Wilhelm auch aus seiner Liebe kein Geheimniß mehr. Auch Lieschen hatte während ihrer Krankheit oft in der Phantasie von Wilhelm so gesprochen, daß ihre Neigung für ihn den Aeltern nicht mehr zweifelhaft war. Marie glaubte, sobald die Genesung erfolgte, ihr Kind glücklich zu machen, indem sie ihr Wilhelms Aeußerung mittheilte, die sie von ihrem Manne erfahren hatte. So war, was die unschuldigen, schüchternen Liebenden sich sonst vielleicht noch lange verheimlicht hätten, plötzlich offenbar geworden. Sie gestanden sich ihre Gefühle, und wenn gleich Erhard oft seines guten Heinrichs mit Rührung gedachte, so konnte er doch unter solchen Umständen der Sache nicht entgegen seyn. Wilhelm und Lieschen betrachteten sich als Verlobte; Marie aber äußerte nun, daß Wilhelm, welches er selbst wünschte, nach einer Versorgung trachten möchte.

Nach ein Paar Tagen kam Wilhelm zerstreut nach Hause. Der Graf von Sternfeld, Besitzer ansehnlicher Güter, ein allgemein geachteter Mann, suchte einen Hauslehrer für seinen einzigen Sohn, um diesen noch während ein Paar Jahren zur Universität vorzubereiten. Der Gehalt war ansehnlich; der Pfarrer auf den Gü-

rrn des Grafen, der eine sehr einträgliche Stelle hatte, war ein Greis; er hatte schon verschiedentlich ein Wörtchen von einem Adjunct fallen lassen, und daß der Graf dereinst die Vocation wohl Niemandem lieber als dem Lehrer seines Sohnes ertheilen würde, hatte sein Geschäftsträger versichert. Marie erklärte die Sache für Gottes Schickung; auch Erhard meinte, Lieschen sey so jung, noch ein Paar Jahre warten zu können; diese hatte nichts dagegen, und so trat Wilhelm nach wenig Tagen die Stelle als Hauslehrer an. Adelheid, die Tochter des Grafen, die Wilhelm in der Geschichte, Musik und Erdbeschreibung unterrichtete, hatte, so wie ihr Bruder, den seine Neigung zu den Wissenschaften trieb, eine vorzügliche Erziehung genossen. Graf Sternfeld selbst, ein großer Kenner der Wissenschaften, besaß eine herrliche Büchersammlung, die Wilhelm uneingeschränkt benutzte, und beinahe noch täglich in seinen Kenntnissen vorwärts schritt. Er lebte ganz seiner Pflicht, und der redliche Eifer, womit er sich seinem Zöglinge weihte, sich auf jede Stunde mühsam vorbereitete, blieb von dem einsichtsvollen Vater nicht unbemerkt, der den bescheidenen jungen Mann oft durch seinen Beifall aufmunterte, ihn durch zuvorkommende Freundlichkeit lohnte. — Ueberhaupt hatte der

Graf bei Hofe und auf einem vieljährigen Gesandschaftsposten jenes feine Zuvorkommen, jene ungezwungene Höflichkeit erworben, die den Weltmann bezeichnet, und es ihm so leicht macht, die Menschen für sich zu gewinnen. Die Gräfin, mit äußerst schwacher Gesundheit, fand bei ihren mannigfachen Schmerzen in den Tröstungen der Religion Linderung, und ehrte bald den jungen Mann, der ihren Kindern die Lehren des Christenthums mit so viel herzlicher Wärme vortrug. Wilhelm wurde Liebling des Hauses, und würde sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn er, so abgesondert, so einfach erzogen, nicht noch hierdurch hin und wieder verstoßen hätte. Der Graf ward ihm daher zum Muster; Wilhelms richtiger Verstand wandte, was er ihm absah und abhorchte, zweckmäßig in seinen Verhältnissen an, und der Graf, dem es nicht unbemerkt blieb, wie sehr sich Wilhelm nach ihm bildete, gewann den jungen Mann um so lieber, der ihm durch diese hohe Aufmerksamkeit einen so sprechenden Beweis der Achtung gab. Wilhelms Talente für Musik, Declamation und Gesang blieben nicht unbemerkt; anfänglich zur Unterhaltung im Familienkreise angewandt, wurden sie, da auch der junge Graf und Adelheid sich darin auszeichneten, auch bald in gesellschaftlichen Zirkeln benutzt.

Wilhelm hörte nichts als Lob und Beifall; in ihm erwachte ein Selbstgefühl, welches er vorher nie gekannt hatte; der Wunsch, es immer noch besser zu machen, erzeugte anfänglich ein Sehnen, dieses Lob zu verdienen, und ein beständiges Ringen nach Beifall artete zuletzt in Eitelkeit aus.

Noch war er nicht als Redner aufgetreten; die Krankheit des Pfarrers veranlaßte jetzt die Uebernahme einer Predigt. Neugier und Erwartung bestimmten manche Mitglieder des benachbarten Adels zum Besuch der Kirche. Alle verließen sie höchst befriedigt; manche äußerten den Wunsch, daß Wilhelm einst die einträgliche Pfarre erhalten möchte. Dieß, aber auch Erneuerung des Lobes, wurde sein Augenmerk; um aber bei seinen übrigen Geschäften hierbei nichts zu versäumen, durchwachte er ganze Nächte, um nur häufig auf der Kanzel erscheinen zu können. Daß Erhard und die Seinen hierbei allmälig in den Hintergrund traten, bedarf wohl keiner Erwähnung, doch wenn er an Lieschens Schönheit, Herzlichkeit und Unschuld dachte, erwachte wohl noch immer ein zärtliches Sehnen; aber der Gedanke, hier einst als Pfarrer seine Gattin, die Schusterstochter, den Meister Erhard und Marie, diesen feinen Zirkeln näher zu führen, erfüllte ihn oft mit banger Verlegenheit und Besorgniß.

Oft wollte er daher schon den Gedanken an diese Stelle aufgeben, aber so oft er predigte, erzählte ihm die Frau des Pfarrers, die ehemalige Erzieherin der Gräfin, so viel von dem Einträglichen, dem Angenehmen ihrer Stelle, daß ihn immer dann wieder der leidige Eigennutz hinzog, sich solche zu wünschen. Sie und auch die Gräfin ließen es sich merken, daß sie nur die Zeit, bis Graf Alfred die Universität beziehen sollte, erwartet hätten, um ihm die Stelle des Adjuncts bis dahin aufzusparen.

Von allen diesen Empfindungen ging manches in Wilhelms Briefe über; oft schrieb er anfänglich kurze Briefe an Erhard und Lieschen, immer mit regem Ausdruck seiner Gefühle; bald wurden die Briefe länger aber seltner, und Geschäfte dienten zur Entschuldigung; zuletzt kamen die Briefe noch sparsamer, aber sie waren um so länger und so beschaffen, daß Erhard und die Seinen oft, um den Brief recht zu verstehen, ihn mehr als einmal lesen mußten. Einst sagte Marie, nachdem sie einen solchen Brief angehört hatte: „die kurzen Briefe Wilhelms waren doch viel schöner und besser." „Du hast recht", fiel Erhard ein; „sie waren wie der Händedruck eines wackern Mannes; die neuern Briefe aber kommen mir vor, wie die tiefen Bücklinge eines

böſen Schuldners, der Aufſchub ſucht." Lieschen ward leichenblaß. „Gott behüte!" ſagte Marie, „Du machſt mir Angſt." Erhard zuckte die Schultern: „mir iſt längſt bange; allein ich wollte nicht voreilig ſeyn, und zuvörderſt warten, ob keine von Euch etwas bemerken würde. Doch er ſchreibt ja, der junge Graf werde in kurzem hierher kommen, und er ſelbſt die Stelle als Adjunct erhalten; dann wird ſich ja Alles ausweiſen. Wir aber wollen uns indeß nicht verſündigen, und unſerm Nächſten durch voreiligen Argwohn nicht zu viel thun."

Lieschens Herz war einmal tief verwundet; ſie duldete im Stillen und ließ ſich nichts merken; allein die Röthe ihrer Wangen ſchien allmälig zu verſchwinden; ſie ſuchte die Einſamkeit, und oft fand ihre Mutter das arme Mädchen auf dem Erkerſtübchen oder in der Laube in Thränen ſchwimmend. Da kam unerwartet ein Brief von Heinrich. Unverholen hatte ihm Erhard die Nachricht von Lieschens und Wilhelms Liebe mitgetheilt. „Gott weiß, Vater Erhard", ſchrieb damals Heinrich, „daß ich Eure Tochter mit treuem, redlichem Herzen liebe; ſie glücklich zu machen und gut zu ſeyn, Euch, liebe Aeltern, dereinſt zu pflegen, war mein Dichten und Trachten jederzeit. Sie nur kann ich lieben, nie

werde ich eine andere Frau nehmen, nie wieder zurückkehren. Aber Herr Friedhof ist auch gut und fromm, und wenn ihn Lieschen lieber hat als mich, so will ich beten, daß Gott mich ihn nicht beneiden lasse, sondern Beide segne. Ich gehe in die weite Welt, aber das sage ich Euch, Vater Erhard, Ruhe und Freude wird Euer armer Heinrich nie wieder finden." Seitdem war Heinrich ganz Deutschland durchzogen, hatte aber noch zuweilen geschrieben, auch Antwort erhalten. Die Liebe sieht scharf, und Erhard hatte vielleicht so ein Wörtchen fallen lassen; daher schrieb jetzt Heinrich:

„Es ist mir immer, als ob mich etwas spornt „und treibt, Euch Alle noch einmal zu sehen, und „da ich nun mit zwei tüchtigen Gesellen aus „Riga Bekanntschaft gemacht habe, die mir er„zählt haben, wie es in Rußland sehr gut zu „leben sey, so will ich, da ich doch einmal nir„gend Ruhe habe, den künftigen Sommer nach „Riga und Petersburg wandern, und Euch sodann, „wenn Ihr es nicht für ungut nehmt, auf einige „Tage besuchen."

Lieschen erröthete, als sie das hörte, und ihre Niedergeschlagenheit schien sich noch zu vermehren. Erhard aber schien die Sache nicht ungern zu sehen, denn er hatte immer gewünscht,

daß Heinrich sein Schwiegersohn werden möchte, und da meinte er dann in seinem Herzen, wenn Wilhelm sich zurückzöge und Heinrichs Treue sich so herrlich offenbare, dann würde Lieschen um so williger den Undankbaren vergessen, und die wackere Hausfrau des braven Heinrich werden. Darum ließ er auch Alles getrost hingehen, nahm weder für, noch gegen etwas in der ganzen Sache Theil, sondern meinte, wie immer, „Gott werde schon Alles gut machen," und sprach auch der guten Marie, wenn diese ihm ihre Besorgniß äußerte, mit diesen Worten Trost ein. Um so mehr, da jetzt schon beinahe seit drei Monaten alle Briefe von Wilhelm ausblieben.

Dieser hatte indeß eine neue Bekanntschaft erhalten. Der alte Pfarrer Eichholz hatte nur eine einzige Tochter; die Mutter, eine gewandte und gebildete Frau, hatte bei ihrer frühern Erziehung nichts versäumt; im Hause seines Bruders, eines Kaufmanns zu Königsberg, war diese Erziehung vollendet worden, und Amalie, die jetzt ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war in das Haus ihrer Aeltern zurückgekehrt. Sie hatte nicht feine, aber sehr sprechende Züge, lebhaft war ihr schwarzes Auge, frisch die Gesichtsfarbe, und ein Zug von Schalkheit und Spott umschwebte die etwas aufgeworfene Ober-

lippe. Sie hatte einen ſchönen, majeſtätiſchen Wuchs, den ſie noch durch die Haltung ihres Körpers geltend zu machen wußte. Ihr Talent für Muſik und Geſang war ausgebildet. Sie beſaß die Gabe der Unterhaltung, eine ausgebreitete Beleſenheit, und Lebhaftigkeit und Witz ſtanden ihr zu Gebot. Sie war oft mit ihrer Mutter im gräflichen Hauſe, Wilhelm oft in dem ihrer Aeltern, wo ihm freilich nur ganz beiläufig von der Mutter erzählt wurde, daß ſie für ihre Tochter ein Capital von 5000 Thalern geſammelt hätte, welches durch ein Vermächtniß ihres Oheims noch ſteigen würde. Ueberhaupt herrſchte im Hauſe des Predigers eine nicht gemeine Eleganz, und Wilhelm, dem während des Aufenthalts bei dem Grafen ſo mancher Genuß Bedürfniß geworden war, wünſchte ſich nun um ſo mehr dieſe einträgliche Stelle. Auffallend war es ihm daher, daß der Graf, ſo oft man dieſen Punkt leiſe berührte, gefliſſentlich auswich, und die Beſorgniß, daß er dieſe Stelle einem Andern beſtimmt habe, ſchien beinahe zur Gewißheit zu werden. Doch, ſo nahe ihm dieß ging, wollte Friedhof, um nicht den Schmerz einer abſchlägigen Antwort zu fühlen, keinen beſtimmteren Antrag wagen.

So ſtand die Sache, als der Graf, der ihn

eſt freundlich warnte, ſich doch nicht ganz einer ſitzenden Lebensart zu überlaſſen, ihn daher, wenn er ſelbſt, um ſich Bewegung zu machen, ein Paar Stunden hindurch auf ſeinen Gütern umher fuhr, hierbei zuweilen zu ſeinem Geſellſchafter einlud, und dieß auch an einem ſchönen Sommerabende that. Das Geſpräch ſchwankte von einem Gegenſtande zum andern, fiel auf die bildende Kunſt, von dieſer auf weibliche Schönheit, und der Graf lobte jetzt Amaliens herrlichen Wuchs. Wilhelm ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren. „Junger Mann," ſagte der Graf lächelnd, „Sie loben mir ja das ſchöne Mädchen ſo kalt; aber ich glaube, Ihre Claſſiker und Ihre Theologie ziehen Ihren Blick von der ganzen Sinnenwelt ab. Oder —" Wilhelm erröthete, der Graf ſchien dieß nicht zu bemerken. „Meine Frau", ſagte er ganz hingeworfen, „hat mich in eine kleine Unannehmlichkeit verwickelt. Ihre alte Erzieherin hat, um ihre Tochter zu verſorgen, meiner Gemahlin, und durch dieſe auch mir das Verſprechen abgelockt, bei der Adjunctur dem, welcher ſich um die Hand ihrer Tochter bewerben würde, den Vorzug zu geben. In der That iſt es eine bloße Grille; das ſchöne, gebildete und wohlhabende Mädchen wird auf jeden Fall nicht unverſorgt bleiben, und ich fühle

daher mit Unwillen das läſtige Verhältniß, durch ein voreiliges Verſprechen gebunden zu ſeyn." Er brach ab, und ſuchte, da ihm Wilhelms Verſtimmtheit nicht unbemerkt blieb, das Geſpräch wieder auf andere Gegenſtände zu lenken. So wandte es ſich wieder auf die bildende Kunſt, auf edle Einfalt. Tief ſeufzte Wilhelm; Lieschens Bild ſtand vor ſeiner Seele. Es war, als ob ſein guter Engel ihn warne. Er beſchloß, ihr treu zu bleiben; aber die ihr gemachte Ausſicht, ſeine Hoffnungen und Pläne, waren dahin. „Sollte ich nicht", hob er mit einiger Verlegenheit an, „durch Ihre Gnade die Ausſicht zu irgend einer andern Verſorgung erhalten können?" „Warum aber denn dieſe nicht?" fragte der Graf. Wilhelms alte Gefühle erwachten; er glaubte ſich einen gewiſſen männlichen Stolz ſchuldig zu ſeyn. „Mich binden", ſagte er, „Dankbarkeit und Pflicht." „Dann müſſen Sie", antwortete der Graf, „auch beiden genügen; aber, lieber Friedhof, auch ich war jung, auch ich ſah manches in einem magiſchen Zauberlichte, das bei näherer Prüfung dahin ſchwand. Ich will mich nicht aufdringen; aber daß ich Ihr Glück wünſche, Sie aber durchaus zu keinem Schritte beſtimmen will, der mit ſittlicher Güte im Widerſpruch ſteht, dafür bürgt Ihnen meine Art zu

denken und zu empfinden. Prüfen Sie nun, in wiefern Ihnen der Rath eines erfahrnen Freundes nützen kann, der die Welt kennt, und, über die stürmischen Wellen und die Jünglingsjahre hinweg, nur die ruhige Stimme der Vernunft hört; prüfen Sie dieß, lieber Friedhof. Doch wir sind ja schon zu Hause; übermorgen machen wir wieder eine kleine Spazierfahrt." Jetzt wußte Wilhelm, woran er war. Ob er sich dem Grafen ganz entdecken sollte? Eitelkeit wollte ihn zuweilen daran hindern, aber noch siegte seine Herzensgüte. Da kam ein Brief von Erhard. Ruhig und unbefangen erzählte er ihm, dem er jederzeit Heinrichs Briefe mitgetheilt hatte, daß Heinrich noch in diesem Sommer zurückkehren würde, und fügte zugleich hinzu, wie er Alles aufbieten würde, ihn dahin zu bestimmen, sich in Königsberg als Meister niederzulassen. Eine kurze Einlage von Lieschen sagte ihm, sie kränkele, und nichts mache ihr jetzt Freude; sie wisse nicht, was ihr fehle; nur Gebet und Thränen schaffe ihr einige Erleichterung. Es war, als ob ein Funken von Eifersucht Wilhelms Neigung wieder entflammte; doch bald fand nur Unwille bei dem Gedanken Raum, daß sich Heinrich mit ihm zu vergleichen wage. Lieschens Schwermuth, das eigene Geständniß ihres Hinwelkens, machte,

daß ihr Bild jetzt bleich und entstellt vor sein
Seele trat, und die feurige Einbildungskra
stellte diesem oft die blühende Amalie unwil
kürlich zur Seite. Die Nacht brach ein. E
konnte weder schlafen noch studiren; er griff na
einem Dichter. Louise von Voß hatte damal
noch den Reiz der Neuheit; ein solches Idyllen
leben mit Amalien nicht führen zu können, sa
er ein; mit Lieschen? — vielleicht; aber sie i
ja krank, schwermüthig, und an der Seite eine
kranken, frömmelnden Weibes sein ganzes Lebe
hinzubringen? und wider seinen Willen erneuert
sich ihm beständig dieser letzte Gedanke. Gege
Morgen schlummerte er ein, aber ihn erwartete
unruhige Träume. Ermattet stand er auf; e
wollte sich erholen und ging in den Garten; i
hohen Lindengange stieß er auf den Grafen, de
auch der schöne Morgen zum Spaziergange ein
geladen hatte.

Bald knüpfte sich ein Gespräch an; Wilhelm
Herz war so voll, er bedurfte eines Vertrauten
gestand dem Grafen den Grund seiner Unruhe
seine frühern Verhältnisse mit Erhard und Lies
chen. „Ihr Zartgefühl, lieber Friedhof," sagt
der Graf, „macht Ihrem Herzen Ehre; wegen
der Stelle des Adjuncten bin ich, Sie wissen
es, durch mein Versprechen gebunden, ob abe

gerade ein Theologe sich um Amaliens Hand bewerben wird, und ich Ihnen, wenn dieß unterbleibt, die Stelle dennoch ertheilen, oder durch meine Verbindungen eine ähnliche Versorgung schaffen kann, dieses muß die Zeit entscheiden. Ich sage Ihnen solches, damit Sie um so unbefangener prüfen können, ob Sie bei Ihrer ersten Liebe Ihr wahres Glück finden werden. Ich zweifle keineswegs an der Liebenswürdigkeit des guten Mädchens, aber wie schnell schwindet oft die Schönheit dahin, und ob alsdann eine Gattin, deren ganze Geistesbildung so tief unter der Ihrigen steht, ob Schwiegerältern, die doch immer nichts als einfache Handwerksleute sind, Sie für das große Opfer nur einigermaßen entschädigen werden, dieß können Sie nur selbst beurtheilen; bloß als ein wohlmeinender Freund kann ich Ihnen rathen, prüfen Sie doch, ehe Ihr gutes Herz, ehe Ihre Dankbarkeit Sie irre leitet. Prüfen Sie kaltblütig, ob Sie denn wirklich für die kleinen Gefälligkeiten, wobei sich wohl der alte fromme Mann durch das Wohlbehagen, Gutes zu thun, reichlich belohnt fühlte, ein so großes Opfer schuldig sind; ob Lieschen Ihnen nicht vielleicht aus Eitelkeit ihren frühern Jugendgespielen aufopferte, ob, da dieser zurückkehrt, nicht jetzt vielleicht die frühere Zuneigung

erwacht, und ob sie nicht an der Seite dieses Mannes, der durch seine ganze Art zu denken und zu empfinden mit ihr so völlig übereinstimmt, glücklicher seyn wird, als durch eine Verbindung mit Ihnen, dessen Uebergewicht sie doch immer mit einiger Verlegenheit fühlen muß, zu dem sie sich nie ganz hinaufstimmen und mit dem sie daher nie völlig sympathisiren kann."

Vielleicht wäre Wilhelm, hätte sich der Graf ganz gegen die Sache erklärt, dadurch nicht so lebhaft bestimmt worden als jetzt, da er dem, was in Wilhelms eigenem Herzen schlummerte, Worte gab, der nun, durch hiervon entlehnte Scheingründe, seine bessern Gefühle immer mehr übertäubte, ob er gleich noch immer unentschlossen schwankte. Er wollte, so war endlich sein Vorsatz, Heinrichs Rückkehr erwarten, den Eindruck, den er auf Lieschen machen würde, prüfen, und da er die Stärke ihrer Leidenschaft nach der seinen beurtheilte, so hoffte er, daß sie sich schon zu dem neuen Gegenstande hinneigen, und Alles auf diese Weise beigelegt werden könnte; allein es gelang ihm nicht, die Sache so lange hinzuhalten. Rector Müller, aus einem benachbarten Städtchen, predigte einst für den alten Pfarrer, dessen Frau der Gräfin im Vertrauen entdeckte, daß sich Müller auch um Amaliens

Hand bewerbe, und daher die Gräfin einlud, mit ihrem Gemahl und ihrer Familie dieser Predigt beizuwohnen. Müller ſtand zwar tief hinter Friedhof, doch fiel ſeine Predigt nicht ſchlecht aus. Amalie aber konnte ſich nicht entſchließen, ihm ihr Jawort zu geben, und die Mutter nahm nun zu der Gräfin ihre Zuflucht, damit dieſe durch ihren Rath auf Amalien wirken möge. Die Gräfin, welche ſie aus der Taufe gehoben hatte, nicht, wie ihr Gemahl, von Wilhelms Verhältniſſen unterrichtet war, und dieſen ſo gern als Pfarrer behalten wollte, äußerte dieß nun ihrer alten Erzieherin, die ſelbſt zugab, daß ſie die Verbindung ihrer Tochter mit Herrn Friedhof jeder andern vorziehen würde; aber ſo artig und zuvorkommend ſich dieſer benahm, ſo fehlte doch noch immer ſeine beſtimmte Erklärung, und mit weiblicher Schlauheit wurde nun dieſe herbeizuführen verabredet. Ganz hingeworfen erzählte die Gräfin ihrem Gemahl in Wilhelms Gegenwart: die arme Amalie thue ihr recht leid, der Vater wünſche es ſo ſehnlich, ſie noch bei ſeinen Lebzeiten verſorgt zu ſehn, der alte kranke Mann ſtürme nun auf die Tochter, bald mit Bitten, bald mit Vorwürfen, fordere durchaus, daß ſie dem Rector Müller ihre Hand geben ſolle, und dem armen Mädchen,

welches für Müllern nicht die geringste Anhänglichkeit, vielmehr gegen den steifen, pedantischen Mann einige Abneigung fühle, bleibe beinahe nichts übrig, als Märtyrin der kindlichen Pflicht zu werden. „Dann ist sie freilich zu bedauern," sagte der Graf, „und wird sie als Ehegattin nicht glücklich, so bleibt es doch wenigstens eine große Beruhigung für sie, als eine gute Tochter gehandelt zu haben." Wilhelm sah jetzt Amaliens Schicksal der Entscheidung nahe gerückt; die gute Tochter, die sich, um ihren alten, kranken Vater zu beruhigen, aufopfern wollte, stand in neuem Glanze vor seiner Einbildungskraft, und Lieschens Andenken, von der er nun nichts weiter sah und hörte, ward immer schwächer. Am darauf folgenden Tage ging er in die Kirche; der Pfarrer hatte sich angestrengt und betrat nun die Kanzel, aber Frau und Tochter, die sonst nie gefehlt hatten, waren dießmal abwesend. Sollte vielleicht Schmerz und Gram das unglückliche Mädchen auf das Krankenlager geworfen haben? diesen Gedanken konnte er nicht los werden, und immer fiel sein Blick, wiewohl unwillkürlich, auf den leeren Kirchenstuhl. Der Pfarrer schien ihm lebhafter als gewöhnlich zu sprechen; die Gewährung seines Lieblingswunsches hatte ihn verjüngt. Dieser Gedanke ergriff

den armen Friedhof; aber warum, fragte er ſich ſelbſt, marterſt du dich? es hing ja von dir ab, dieß zu hindern; jetzt iſt es zu ſpät; — aber wenn es dieß noch nicht wäre? Der Gottesdienſt war geendet; auf dem Kirchhofe traf Wilhelm den Pfarrer, der ihn, doch wenigſtens auf einige Augenblicke in ſein Haus zu kommen, einlud. „Darf ich Glück wünſchen?" ſagte Wilhelm ſtotternd, indem er ihn begleitete. „In kurzem, wie ich hoffe," antwortete der Pfarrer mit wohlgefälligem Lächeln. Von ferne tönte ihnen das Fortepiano entgegen und der herrliche Geſang: „Befiehl du deine Wege," von Amaliens Stimme. „Die gute fromme Seele;" dachte Wilhelm, „Religion ſoll ihr Stärke zu dem Opfer verleihen." Er trat ins Zimmer, und glaubte in Amaliens Auge eine verheimlichte Thräne zu bemerken. „Ich vermißte Sie heute in der Kirche," war ſeine Anrede. „Meine Tochter", antwortete die Mutter, „klagte über heftigen Kopfſchmerz, und", indem ſie ſich zu ihrem Manne wandte, „hier ein Brief von Herrn Rector Müller." Wilhelm ward heftig erſchüttert; „jetzt oder nie!" dieſer Gedanke ſchwebte ihm vor. Er ergriff Amaliens Hand. „Sollte", ſagte er, „Herr Rector Müller ſchon ſo glücklich ſeyn? —" er konnte nicht weiter ſprechen. „Meine

Aeltern", antwortete Amalie seufzend, indem den Blick zur Erde schlug, „fordern, daß mich für ihn erkläre." „Ja, mein Kind," der Pfarrer ein, „der Herr Rector wünscht, die Sache beendigt werde." „Sie ist also n nicht entschieden?" rief Wilhelm, „und w ich, theure, geliebte Amalie, um Ihre H bäte, würden Sie mich zurückweisen?" „Lie Herr Friedhof," fiel die Pfarrerin ein, „ setzen uns und meine Tochter in Verlegenh noch ist freilich nichts entschieden, aber m Mann hat dem Herrn Rector schon einige H nung gemacht, und bloß die Bedenklichkei meiner Tochter haben die Beendigung der Sa noch verzögert." „O Amalie!" rief Wilhe „sollte ich so glücklich seyn, durch meine Bew bung den Vorzug zu erhalten?" „Ein sond barer Fall," sagte der Pfarrer; „Ihre Verdien mein Herr Friedhof, verkenne ich nicht, a sehe ich wohl ein, daß der Herr Graf Ih vor jedem Andern den Vorzug geben wer aber —" „Lieber Mann," fiel die Pfarrerin e „es ist ja das Glück Deines Kindes; Du h eine gute gehorsame Tochter; sie wird Dir fr lich, wenn Du auf Müllern bestehst, doch a nur mit Thränen und Widerwillen folge „Amalie!" rief Wilhelm, „entscheiden Sie, we

der Wille Ihrer Aeltern mir nicht entgegen ist." „Nun, meine Tochter," fragte der Pfarrer, „welches sind denn Deine Gesinnungen?" „Lieber Vater," antwortete Amalie mit bebender Stimme, „mit Rector Müller würde ich sehr unglücklich seyn." „Und mit Herrn Friedhof?" fragte der Alte. „Gewiß nicht," sagte Amalie, indem sie erröthend ihr Gesicht abwandte. Der erste Bräutigamskuß und der Segen der Aeltern befestigte die geschlossene Verbindung.

Die Glückwünsche und die allgemeine Freude im gräflichen Hause dienten zu Wilhelms Betäubung; zwar trat Lieschens Bild noch oft vor seine Seele, doch es war immer eine kranke, bleiche Leichengestalt, die Wilhelm bald selbst als einen bösen Dämon zu entfernen wünschte. Aber wie sollte er ihr die Sache hinterbringen? Oft wollte er an Erhard schreiben; Schaam und die Vorwürfe seines Gewissens hielten ihn beständig zurück. Oft war es auch, als ob die Reue erwachen wollte, aber Amaliens Liebkosungen, ihre glänzenden Talente, die reizenden Aussichten in der Ferne, Alles ließ ihn nicht zur Besinnung kommen. Wenn er zu dem Consistorialexamen ginge, dann wollte er die Sache mit Erhard aufs Reine bringen, und manche Pläne, wie er ihn vorbereiten, mit aller möglichen Schonung

zu Werke gehen wollte, wurden von ihm gemacht, und bei näherer Prüfung dann wieder verworfen. Er kam nach Königsberg. Das Examen fiel nach Wunsch aus; die Ordination erfolgte. Den Tag vor derselben, da Wilhelm voll Ernst an diese heilige Handlung dachte, bei dem Gedanken an seinen künftigen Beruf seine Vergangenheit durchlief, da erwachte sein Gewissen. Was sollte er thun? Amalie und ihre Aeltern nicht allein um das Glück ihres Kindes bringen, sondern auch wegen der erschlichenen Adjunctur als ein Betrüger dastehen? Aber, wenigstens zu Erhard eilen, Verzeihung von ihm erflehen, so viel als möglich gut machen, eine Verbindung Lieschens mit Heinrich einleiten, dieß Alles schien ihm jetzt Pflicht zu seyn. Er machte sich auf; aber je näher er dem Hause Erhards kam, um so langsamer wurden seine Schritte. Oft blieb er stehen; er wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte; da stand unerwartet Erhard vor ihm. „Sie hier, Herr Friedhof?" so redete er ihn an. „Ich wollte", stotterte dieser, „zu Ihnen kommen." „Zu mir doch wohl nicht," antwortete Erhard; „ich weiß, wie Sie gehandelt haben; meine Tochter liegt gefährlich krank, bloß durch Angst, Gram und Sorge; denn Ihre Treulosigkeit wurde von meinem unglücklichen Kinde längst geargwöhnt;

die Gewißheit will ich ihr nicht eher als nach der Geneſung verſchaffen, darum verbitte ich mir Ihren Beſuch. Der Tod würde freilich für mein Kind ein Glück ſeyn, doch will ich Ihnen, in ſo weit als ich es kann, den offenbaren Mord erſparen. Gott ſchenke Ihnen Zeit zur Buße; leben Sie wohl." Er drehte ihm den Rücken zu und erwartete keine Antwort. Der unglückliche Wilhelm ſchwankte nach ſeiner Wohnung zurück; er wollte beten und konnte nicht, er wünſchte ſich Thränen, aber Fieberhitze hatte ſie ausgetrocknet. Der Sturm ſeiner Seele milderte ſich in etwas. „Zurücknehmen kann ich es nicht; aber wie ſoll, wie kann ichs vergüten? Durch ſtrenge Erfüllung jeder Pflichten, dadurch, daß ich Amalien ſo glücklich als möglich zu machen ſuche, und, ſobald Heinrich zurückgekehrt iſt, Alles aufbiete, zwiſchen ihm und Lieschen eine Verbindung zu Stande zu bringen."

Er ging in die Kirche; die heilige Handlung erfüllte ihn ganz, aber auch ein gewiſſes Bewußtſeyn eigner Unwürdigkeit; ſeine Seufzer, ſeine Thränen, ſeine heißen Gebete entſprangen nicht allein aus Rührung, ſondern auch aus Gewiſſensangſt. Amaliens Liebkoſungen, alle ſüße Träume, alle ſchöne Hoffnungen, vermochten dieſe nicht fortzuzaubern. Er war Allen

ein Räthſel, nur dem Grafen nicht. Dieſer hoffte, die Zeit, eheliches Glück und Amtsgeſchäfte würden den trüben Eindruck tilgen, Vaterfreude ihn dereinſt ganz erlöſchen. Er glaubte, um nicht ſchmerzliche Erinnerungen herbeizuführen, aus Feinheit an das, was er wußte, nicht denken, Wilhelms verändertes Betragen nicht bemerken zu müſſen. Allen ſeinen übrigen Bekannten, ſelbſt ſeiner Braut, war Wilhelm oft unerklärbar. Einſylbig, ſchweigend und traurig ſaß er oft da, und wurde dann plötzlich bis zur Ausgelaſſenheit fröhlich; phantaſirte zuweilen auf dem Fortepiano in den ſchmelzendſten Trauertönen, ging zum wildeſten Preſto über und endigte wohl zuletzt mit einem Walzer. So rückte der Tag der Hochzeit heran, den Amaliens Mutter ſo glänzend als möglich wünſchte, und daher ergingen nach Königsberg eine Menge von Beſtellungen. Zufällig wünſchte Wilhelm ein Paar neue Schuhe; er ſandte einen alten ſtatt des Maaßes mit, und in dieſem war inwendig Erhards Name geſtempelt. Derjenige, dem die Beſtellung aller Aufträge gegeben wurde, kannte dem Rufe nach den Meiſter Erhard und deſſen Eigenthümlichkeiten, ohne von Wilhelms ehemaligen Verhältniſſen im geringſten unterrichtet zu ſeyn; er ſandte dieſem daher den Schuh, und ließ

ihm sagen, daß, weil die neuen zur Hochzeit des Herrn Pfarrers nothwendig wären, sie an einem bestimmten Tage fertig seyn müßten. „Ei," sagte Erhard zu sich selbst, „ich will keinen Haß äußern," und versprach dem Boten, die Schuhe an dem bestimmten Tage zu liefern. Lieschen war indeß genesen; freilich belastete tiefe Schwermuth ihre ganze Seele, doch glaubte der Vater ihr jetzt Alles entdecken zu müssen, damit sie es nicht durch einen Dritten unvorbereitet erführe. Er leitete daher das Gespräch auf Wilhelm. „Hat er etwas von sich hören lassen?" fragte Lieschen. „Nein," antwortete Erhard, „aber erfahren habe ich, daß er Adjunct des Pfarrers auf den Gütern des Grafen wird." Dieß Gespräch leitete Erhard gerade nach dem Morgengebete ein; er glaubte seine Tochter zu frommen, sanften Gefühlen gestärkt zu haben, und hatte selbst gebetet, daß ihn Gott nach seinem heiligen Willen lenken möge. Er leitete nun ein Gespräch ein über die Hinfälligkeit dieser Welt, aller irdischen Freuden und Hoffnungen. Lieschen sah ihm starr ins Auge. „Vater," rief sie aus, „Vater, er ist untreu!" „Du ahnest dieß," sagte Erhard, „und ich bin beinahe derselben Meinung." „Vater, es ist Gewißheit!" rief Lieschen; sie küßte seine Hände; „keine weitere

Verheimlichung." Erhard schloß sie in seine Arme. „Vertraue Gott, mein Kind, er wird Alles wohl machen. Sey getrost, der armselige Mensch war Deiner nicht werth." Marie erzählte nun mit vielen Thränen, was sie von Wilhelm erfahren hatte, aber Lieschen weinte nicht; sie saß schweigend und leichenblaß da, und lehnte nur zuweilen die Hand an die Stirne oder an das Herz. Marie wollte sie trösten; „laß ihr", sagte Erhard, „Ruhe, wir wollen für sie beten."

Da kam der älteste Lehrbursche ins Zimmer. „Meister," sagte er, indem er Wilhelms Schuhe brachte, „hier sind die Schuhe, die heute Vormittag abgeholt werden sollten." „Gut," antwortete Erhard, prüfte sie sorgfältig und stempelte sie nachher mit seinem Namen. „O!" rief Marie mit Unwillen, „ich hätte dem abscheulichen Menschen doch nimmer die Schuhe zur Hochzeit gemacht." „Sollte ich ihm denn Haß äußern?" antwortete ihm Erhard; „Gleichgiltigkeit hat er verdient; diese ihm zu zeigen, verbietet mir mein Gewissen nicht; gebt ihm die Schuhe, wenn er danach schickt." „Für ihn also," sagte Lieschen mit schwacher Stimme. „Vergiß ihn, liebes Kind," antwortete Erhard; „komm in den Garten; sieh, wie schön die Nelken blühen und die Levkojen, und die Aepfel pran-

gen; Gott hat Alles so schön gemacht, sollte er unser vergessen?“ Sie begleitete ihn willig; dabei faßte sie oft mit der Hand nach dem Kopfe, als ob ein plötzlicher Schmerz sie dazu nöthige; doch schien der Anblick der Natur die arme Dulderin zu erfrischen. Sie setzte sich auf ein Grasplätzchen neben dem Blumenbeete, und fing an, etwas Unkraut auszujäten. Erhard dankte Gott in seinem Herzen, daß sie sich wieder zu einiger Beschäftigung lenkte; da kam einer seiner Kunden; er ward abgerufen; ohne Bedenken verließ er sie; er mußte sogleich einiges zuschneiden, und so rückte der Mittag heran. „Ist Lieschen nicht hier?“ fragte Marie, die ihn zu Tische rief; sie lief nach dem Garten, auch dort war sie nicht; sie fragten bei dem Nachbar, eilten zu den Verwandten und fanden sie nirgend. Da kam der Mann, welcher die Schuhe für Wilhelm bestellt hatte, aber auch diese waren fort, und einige Augenblicke darauf brachte einer der Lehrburschen die Nachricht, schon vor mehr als zwei Stunden habe man Lieschen mit einem Paar Schuhe in der Hand nach dem Thore zu gehen sehen. Mariens Angst und Jammer überstieg alle Gränzen. „Sey getrost,“ rief Erhard, „Gott wird helfen!“ Er kleidete sich an und eilte ihr nach. Er fragte Jeden,

der ihm begegnete; Alle hatten ſie bemerkt, aber nun fehle alle Nachricht. Mehr als ein Mal hatte ihr Wilhelm die Dörfer und auch ein Städtchen, durch welches er reiſen mußte, genannt, und ſie hatte, wie Erhard von einigen Vorübergehenden erfuhr, nach dem Städtchen gefragt; Erhard folgerte, daß ſie in einer Geiſteszerrüttung den Weg dorthin genommen hatte. Es war Erntezeit; vergeblich ſuchte er daher, einen Wagen zu erhalten. Die Nacht brach ein; ſeine Kräfte waren erſchöpft; er mußte in einem Wirthshauſe ſich Ruhe gönnen. Mit Tagesanbruch ging es weiter; er traf Arbeiter auf dem Felde, aber von Lieschen war keine Nachricht. Die brennende Sonnenhitze raubte ihm die letzten Kräfte, als er in ein Wirthshaus trat, das gerade vor dem Städtchen lag, wo er Nachricht von der Unglücklichen zu erhalten hoffte. „Woher, Martin?" fragten einige Bauern, die in der Schenke ſaßen, einen Andern, deſſen Wagen ſo eben vor dem Kruge hielt, und der nur auf einige Augenblicke einſprach. „Mein Bruder", ſagte er, „hat ein kleines Vorwerk auf den Gütern des Grafen Sternfeld gepachtet, er wünſcht anderes Saatkorn, und da mir Gott ſchönes Getreide gegeben hat und ich ſchnell dreſchen konnte, fuhr ich die Nacht durch und habe ihm ein Fuder

Roggen gebracht." Erhard, wie von einer bangen Ahnung getrieben, fragte, ob er nicht vielleicht ein weiß gekleidetes bleiches junges Mädchen gesehen habe. „Ei, nicht bloß gesehen," antwortete Martin, „sie war ja ganz athemlos vom Laufen; ein Stein hätte sich erbarmen mögen. Sie bat mich, sie mitzunehmen; das that ich denn gerne, und so brachte ich sie bis zu meinem Bruder. Den jammerte sie auch; er bot ihr zu essen an, aber sie genoß nur ein wenig Milch, fragte, wie weit nach dem gräflichen Schlosse wäre, und als sie hörte, daß sie noch zwei starke Meilen dahin hätte, eilte sie fort. Sie hatte ein Paar Mannsschuhe in der Hand, und that so ängstlich, daß, wenn sie nicht ein so ehrliches, frommes Gesicht gehabt hätte, man wohl etwas Arges hätte denken mögen. Etwas Schweres mußte ihr auf dem Herzen liegen; meine Brudersfrau, die auch aus der Stadt ist, hätte sie gerne ausgefragt, aber es war beinahe kein Wort aus ihr zu bringen." Erhard, so sehr ihn diese unglückliche Nachricht schmerzte, freute sich dennoch, schon diese Spur seines Kindes aufgefunden zu haben; er ließ sich genau den Weg beschreiben und eilte ihr nach.

Der folgende Tag war zu Wilhelms Hochzeit bestimmt. Amaliens Aeltern wünschten diese

ſo glänzend als möglich, und ſchon hatten ſich auf dem gräflichen Schloſſe und bei ihnen viele der Gäſte verſammelt. Der Abend vor dem Hochzeittage ſollte feſtlich hingebracht werden. Die Zimmer im Pfarrhauſe waren erleuchtet, viele Gäſte verſammelt; Amalie hatte eben am Fortepiano, vereint mit Wilhelm, durch ein zärtliches Duett allgemeinen Beifall eingeerntet; beide ſaßen jetzt neben einander, ihre Hand ruhte in der ſeinen, und wenn es gleich im Hintergrunde ſeines Herzens trübe war, ſo fühlte er doch in dieſem Augenblicke gerade nur die ſchöne Gegenwart; die Gäſte waren in frohe Geſpräche verwickelt, die Gläſer gingen häufig umher, da öffnete ſich leiſe die Stubenthür; Lieschen, einem Geiſte ähnlich, ſchwankte einher; ihre Blicke ſuchten und fanden den Ungetreuen, ſie trat vor ihn hin, er ſchauderte kraftlos zuſammen, auch Amalie; ſie wußte nicht, wie ſie die Erſcheinung deuten ſollte; kein Wort ſagte Lieschen, ſie ſetzte die Schuhe auf einen vor Wilhelm ſtehenden Tiſch, ſeufzte tief, ſchüttelte ein wenig das Haupt und ſchwankte wieder zur Thüre hin; aber Amalie that einen lauten Schrei, denn ohnmächtig ſank Wilhelm nieder. Das Bemühen der Gäſte, Beiſtand zu leiſten, machte, daß Niemand weiter auf Lieschen Rückſicht nahm; Alle, ſo neugierig auch

Manchen der bedenkliche Auftritt gemacht hatte, glaubten aus Wohlstand sich entfernen zu müssen, und das herrlich erleuchtete Haus stand bald öde da. Wilhelm sprang aus dem Bette; „wo ist sie?“ rief er wild. „Herr Sohn,“ sagte die Pfarrerin, „was hat das zu bedeuten?“ „Fragen Sie nicht viel, retten Sie die Unglückliche,“ rief Wilhelm; „wo ist sie?“ „Was geht sie uns an,“ antwortete der Pfarrer voll Unmuth; „so muß ich ihr nach,“ schrie er, und stürzte aus dem Zimmer; man wollte ihn aufhalten; er riß sich los. „Auch Du?“ rief er plötzlich, und stand wie versteinert. „Fassen Sie sich,“ sagte Erhard; „ich komme bloß Nachricht von meiner unglücklichen Tochter zu holen.“ „O retten Sie!“ rief Wilhelm; „ich will zu ihr zurückkehren und Alles verbessern.“ „Verbessern?“ sagte Erhard, „durch eine neue Untreue, und vielleicht noch eine elend machen?“ „Ich muß!“ rief Wilhelm. „Sie müssen“, antwortete Erhard, „Ihren Verhältnissen treu bleiben. Die Sorge für mein Kind ist jetzt nur meine.“ Der Pfarrer und die Seinen wurden durch dieses Benehmen überrascht, gaben ihm alle verlangte Nachrichten und boten ihm Erfrischungen an; er lehnte Alles ab; „ich muß“, sagte er, „meinem Kinde nacheilen.“ „Vater Erhard!“ seufzte Wilhelm, „und für

mich iſt kein Troſt?" „Gottes Vaterhuld und Barmherzigkeit, auf die auch ich baue", antwortete Erhard, „und Buße, die auch dem Schächer am Kreuze Vergebung erwarb." „Und Ihre Vergebung," winſelte der Unglückliche. „Ich will beten," antwortete Erhard, „daß mir Gott Kraft verleihe, Ihnen zu vergeben; vergeſſen Sie das Vergangene und handeln nur als Mann und Chriſt!" und damit eilte er aus dem Hauſe. Er erfuhr, wo Lieschen aus dem Dorfe gegangen war, auch im nächſten Dorfe, aber nicht ferner erhielt er von ihr Nachricht; dennoch trieb die Angſt den unglücklichen Vater immer weiter fort. Es blitzte in der Ferne; neben ihm rauſchte ein Fluß; „Gott!" rief er, „vielleicht iſt in dieſen Fluthen ihr Grab." Er blickte um ſich her; ſtill war es in der ganzen Gegend. Er warf ſich auf ſeine Knie: „Gott ſchütze ſie nur vor Selbſtmord!" nicht Worte, nur ſeine Gedanken und Gefühle waren ſein Gebet; er fand Thränen und ſetzte getröſtet ſeinen Weg fort. Alle Nachfragen nach der Unglücklichen waren umſonſt; ſo ging es auch den ganzen folgenden Tag hindurch. Er ſah nun die Thürme von Königsberg; ach! was ihn dort ſo glücklich machte, ſein innerer und häuslicher Friede, war dahin. Er ging die Nacht hindurch; mit der

Oeffnung des Thors kam er in die Stadt; er pochte an sein Haus, da öffnete ihm Heinrich die Thür. „Du hier, mein Sohn?" rief Erhard. „Auch sie, Vater, auch sie ist hier," antwortete Heinrich. „Gelobt sey Gott!" rief Erhard, und Thränen rannen seine Wangen hinab. „Wo ist sie?" fragte er; „sie schlummert bei der Mutter," antwortete Heinrich; „laßt sie schlafen, stört sie nicht." „Nun so erzähle, guter Heinrich," sagte Erhard, „was während meiner Abwesenheit hier vorgegangen ist." Beide setzten sich; Heinrich begann: „Da sich die Sache mit Wilhelm so sehr in die Länge zog, war es immer, als ob eine Stimme mir sagte: Heinrich, gieb deine Hoffnungen nicht auf, Alles kann noch anders werden! und darum beschloß ich, wieder hierher zu wandern, wenigstens meinen Geburtsort und Alle, die mir dort lieb und werth waren, noch einmal zu sehen. Ehegestern geh ich mit meinem Camerad durch einen Wald; der Durst verleitete uns, nach Erdbeeren zu suchen; wir gehen hierbei immer tiefer in den Wald, und finden dann mit einem Male, daß es wohl Zeit ist, wieder nach der Landstraße zurückzukehren; aber statt dahin zu gelangen, kommen wir auf einen Nebenweg, und da es uns gerade auf eine Meile mehr oder weniger nicht ankommt, verfolgen wir

ihn; er führt uns immer tiefer in den Wald. „Sieh doch," ſagt mein Camerad, und in einiger Entfernung ſehen wir ein Frauenzimmer, die auf dem Graſe zu ſchlummern ſcheint; wir nähern uns ihr; beim erſten Anblick erkenne ich ihre Züge; nur ihre Leichengeſtalt und wie ſie hierher kommt, iſt mir ein Räthſel; ſie hat ein Tuch um einen ihrer Füße gebunden, es iſt blutig; meine Angſt ſteigt; ich ſehe, der eine Zipfel des Tuchs iſt mit ihrem Namen gezeichnet; ich horche, ſie athmet noch ſchwach; noch iſt etwas in unſerm Branntweinfläſchchen, wir beſtreichen ihr damit die Schläfe, ſie erwacht; „o!" ruft ſie, „einen Trunk Waſſer, ich verſchmachte;" Bruder lauf, ſuche Erdbeeren, ich kann nicht von ihr; er kehrt bald mit einer Hand voll zurück; ſie ſcheint erquickt, aber ihre Füße ſind wund, ſie kann nicht weiter gehen; wir faſſen unſere Rohrſtöcke mit beiden Händen, ſetzen ſie darauf, und kaum haben wir ſie einige hundert Schritte getragen, ſo erblicken wir eine Förſterwohnung; die Einwohner ſind gute Menſchen; ich erzähle ihnen Gottes wunderbare Fügung; der Förſter, ein ehrwürdiger Greis, und ſeine Frau werden gerührt; Lieschen wird erquickt und zu Bette gebracht, aber ſie ſpricht immer im Schlafe nur von Vater und Mutter, und

da ſie erwacht, denkt ſie auch nur an Euch; auf meine Bitte giebt mir der Förſter einen Wagen, und ſo bin ich geſtern des Abends ſpät hier angekommen." Was mit Lieschen bis zu ihrer Entfernung vorgegangen war, hatte ihm bereits Marie erzählt; das Uebrige erfuhr er jetzt von Erhard. Beide ſchöpften neue Hoffnung, aber umſonſt; das düſtre Gewölk, das die ſanfte, ſchuldloſe Seele umnebelte, ſchwand niemals wieder; die zu hohe Anſtrengung der Seele und des Körpers ſchienen völlige Abſpannung erzeugt zu haben; kaum erkannte ſie noch ihren Jugendfreund Heinrich. Es war zuweilen, als ob eine ſchöne Erinnerung erwachte, als ob ſie ihn anlächeln wollte, aber in dem nämlichen Augenblick ſchien Alles wieder verſchwunden. Vergeblich war der Beiſtand der Aerzte. Erhard hoffte auf die Tröſtungen der Religion; zuweilen, wenn er, Marie und Heinrich, denn dieſer blieb nun in ſeinem Hauſe, einen gottesdienſtlichen Geſang anſtimmten, und er eine ſanfte, wehmüthige Weiſe hatte, dann ſtimmte ſie mit wenigen Tönen oder Worten ein, aber bald ſchien Alles wieder vergeſſen; ſie blickte ſtarr und gedankenlos nach den Singenden und ſchwieg. So ohne Kraft zu Schmerz und Freude welkte ihr Leben hin. Sie ward bettlägrig; der Arzt meinte, ihre letzten

Stunden wären nicht entfernt. Der Vater, die Mutter und Heinrich saßen an ihrem Bette; schon einige Stunden hatte sie dem Anscheine nach fest geschlafen; keiner wollte sich die Nacht hindurch entfernen; vielleicht, dachten sie, ist es ihr letzter Schlummer. Sie erwachte und sagte nun mit sanfter Stimme: „ach, Vater, das war ein schöner Garten, in dem ich wandelte. Was fehlt denn meiner Mutter; sie weint? und auch Du, mein guter Heinrich, hier?" fragte sie, indem sie ihm die Hand reichte. „Ich bin sehr matt; sagt mir doch, wo bin ich so lange gewesen?" So viel hatte sie seit jenem unglücklichen Tage ihrer Entfernung nicht gesprochen; eilig ward der Arzt herbei geholt; „es ist", erklärte er zu Erhard, „das letzte Auflodern des erlöschenden Funkens; Gott wollte Ihnen noch den Trost gewähren, Ihr Kind frei von Geistesschwäche sterben zu sehen." „Dein Wille geschehe!" sagte Erhard. Lieschen winkte ihm; „Vater," sprach sie mit leiser Stimme, „ich bin sehr krank, und hoffe, bald da zu seyn, wo ich Euch Alle zum Genuß der höchsten Freude erwarte; laßt mich ein wenig schlummern." Die Augen fielen ihr vor Mattigkeit zu; sie erwachte nach einigen Minuten wieder, faltete die Hände und schien leise zu beten; noch einmal schlug sie die Augen

auf, lächelte freundlich zu den Umstehenden und schloß sie auf ewig.

Die schöne Hoffnung, bald mit ihr vereint zu seyn, gab den Aeltern Trost, und sie wünschten, wenigstens durch ein feierliches Begräbniß der Entschlummerten den letzten Beweis von Liebe zu geben. Es war ein trüber Herbsttag, da man ihre Ueberreste zur Ruhe brachte; langsam und feierlich bewegte sich der Zug nach dem Kirchhofe; da trat ein Mann, in einen Mantel gehüllt, zu den Trägern, und fragte mit halb lauter Stimme: „wen begrabt ihr?“ „Die einzige Tochter des Meister Erhard,“ lautete die Antwort. Der Fragende lehnte sich an einen Baum unfern des Grabes, von dem er kein Auge verwandte; der Sarg ward hinabgesenkt, dumpf tönte die darauf geworfene Erde, immer schwächer ward der Ton; die Anwesenden beteten noch leise und entfernten sich; noch immer stand der Unbekannte da. Marie, die der Leiche nachgefolgt war, ging nahe an ihm vorüber und that einen lauten Schrei; sie fühlte sich wie von einem Fieberfroste geschüttelt, wandte ihm den Rücken und eilte davon. Auch Erhard und Heinrich und alle Anwesenden erkannten ihn jetzt und entfernten sich schnell. Manche der Verwandten und Freunde, die der Leiche gefolgt waren, denen

Erhard aus dem Schicksale seiner Tochter kein Geheimniß gemacht hatte, sahen ihn jetzt da stehen, den Urheber ihres Unglücks, und warfen ihm verachtende Blicke zu. Einer darunter, ein roher Mann, trat ihm näher; „was willst Du hier? Mörder!“ fragte er ihn; „willst Du Dich noch weiden an den Qualen der Aeltern und am Grabe der Unglücklichen? es giebt einen Gott und eine Ewigkeit;“ er wandte sich schnell und ging fort. Noch immer stand Wilhelm da an den Baum gelehnt. „Soll ich Sie denn auf dem Kirchhofe verschließen?“ fragte der Todtengräber. Auch Wilhelms Kutscher kam jetzt herbei. Er war so eben mit seinem Herrn in die Stadt gekommen, der den Leichenzug erblickt, die ersten im Leichengefolge erkannt hatte und nun aus dem Wagen auf den Kirchhof geeilt war. Der Kutscher und Todtengräber brachten ihn wieder in den Wagen und nach dem Hause des Grafen, worin jetzt sein ehemaliger Zögling wohnte, der ihn mit Liebe und Herzlichkeit empfing.

Schwerlich konnte wohl Jemand unglücklicher seyn, als Wilhelm; der Tag nach Lieschens Erscheinung war der seiner Hochzeit; Erhards letzte Worte, der Rath des Grafen und seine eigne Ueberzeugung gestatteten es ihm jetzt nicht mehr, zurückzutreten, aber mit welchem Herzen er am

Altare ſtand, wie er an ſeine Vergangenheit, an das Schickſal der Unglücklichen dachte, an ſeine Undankbarkeit gegen ihre Aeltern, alle dieſe marternden Erinnerungen machten ihm ſchon ſein Daſeyn zur Hölle. Auch Amalie hatte ihn nicht aus Liebe gewählt. Von ihrer Schönheit, ihren Talenten, hatte ihre Mutter eine übertriebene Vorſtellung, und darauf die ſtolzeſten Pläne für den künftigen Stand und das Glück ihrer Tochter gebaut; daher hatte ſie ihr eine ſo glänzende Erziehung geben laſſen. Allein ſie hatte auch ihr ganzes Vermögen in die Handlung ihres Bruders gegeben, der ihr ſehr hohe Zinſen gab; hierdurch hatte ſie bisher ihre Ausgaben beſtreiten können und eine große Meinung von ihrem Wohlſtande erregt. Aber Unglücksfälle brachten ihren Bruder zurück. Hätte er ſeine Schweſter befriedigt, ſo würden die übrigen Gläubiger weniger erhalten haben, vielleicht nie den Accord eingegangen ſeyn. Daher mußte ſie ſich auch mit dem vierten Theile ihres Vermögens und der Hoffnung begnügen, daß ihr Verluſt einſt bei glücklichen Zeiten erſetzt werden ſollte, aber auch jetzt, bei der zunehmenden Kränklichkeit ihres Mannes, ſchnell an ihre und Amaliens Verſorgung denken, und ſo machte ſie den Plan, die Adjunctenſtelle von der Hand ihrer Tochter

abhängig zu machen. Er gelang, und da Wilhelm, der wohlgebildete, talentvolle junge Mann, unter Allen, welche an die Erlangung dieser Stelle dachten, für Amalien am zuträglichsten schien, so wurden alle die vorher erzählten Schritte gethan. Da der schwermüthige, in sich gekehrte Unglückliche so wenig der in ihn gesetzten Hoffnung entsprach, da Amalie, die sich anfänglich durch das Opfer, welches er ihr gebracht hatte, geschmeichelt fühlte, ihm, da er seine Schwermuth, seine Anhänglichkeit für die erste Liebe nicht gleich überwand, dieß als ein Verbrechen ausdeutete, und ihre Mutter es nicht begreifen konnte, daß ihn seine schöne, reizende, talentvolle Gemahlin nicht mit der höchsten Bewunderung und Liebe erfülle, so entsprang bald bei Mutter und Tochter eine Kälte gegen ihn, der Gleichgiltigkeit, zuletzt Unwille folgte.

So lange der alte Pfarrer noch lebte, welcher der wissenschaftlichen Bildung seines Schwiegersohns und dessen redlichem Bestreben, jede seiner Pflichten zu erfüllen, volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, war seine Lage erträglich; aber schon im nächsten Frühlinge sprach Wilhelm voll Herzlichkeit und Rührung am Grabe des Mannes, durch dessen Tod er die ihm noch übrige Ruhe verlor. Gern überließ er seiner

Schwiegermutter, wie bisher, die ganze Führung des Hauswesens; bald aber sagte diese: „Meine Tochter ist nicht zur Einsiedlerin bestimmt, sondern hat auch Sinn für die Freuden des Umgangs.“ „Gütiger Gott!“ antwortete Wilhelm, „ich verweigere ja nichts; richten Sie Alles ein, wie Sie es zweckmäßig finden. Freilich wünsche ich, so viel als möglich unter meinen Büchern zu leben, aber wo meine Person durchaus nöthig ist, da bin ich ja auch zu Allem bereit.“ Diese Erklärung war hinreichend; häufige Besuche wurden nun gegeben und angenommen, und indeß ein heimlicher Wurm an Wilhelms Herzen nagte, schien sein Haus der Wohnsitz der Freude zu seyn. Da indeß rauschendes Vergnügen nicht nach seinem Sinne war, so hatten Amalie und ihre Mutter die Schonung für ihn, ihm, oft wenn es bei ihnen recht laut und fröhlich herging, die Einsamkeit auf seinem Studirzimmer zu gestatten, und ihn bei ihren Gästen durch den Vorwand zu entschuldigen, daß er durch Amtsgeschäfte und die Vorbereitung auf die nächste Predigt gegen seine Wünsche zu dieser Entfernung bestimmt würde. Sie hatten nichts dagegen, daß Wilhelm seine Büchersammlung noch vermehrte, und, seiner alten Neigung getreu, sich mit Erziehung von Blumen beschäf-

tigte, so daß sein Studirzimmer, selbst während des Winters, beinahe einem Blumengarten glich.

Dieß machte seine Leiden weniger bemerkbar; er hatte keinen Freund, keinen Vertrauten. Der Graf war durch seinen Stand, durch seine Jahre von ihm entfernt, hielt Wilhelms Schwermuth für die Folge der traurigen Begebenheit, deren Augenzeuge er selbst gewesen war, wünschte ihm daher Zerstreuung, suchte, so oft sich eine Gelegenheit hierzu darbot, ihm solche zu verschaffen, und daher, so oft Gesellschaft auf dem Schlosse war, wurden Wilhelm, seine Gattin und Schwiegermutter dazu eingeladen. Diese kam jetzt auf den Einfall, sich Enkel zu wünschen, und da dieser Wunsch unerfüllt blieb, gegen den armen Schwiegersohn ihrer übeln Laune freien Lauf zu lassen. Eine neue Begebenheit lenkte sie einigermaßen davon ab. Ein Husarenregiment erhielt seine Quartiere in den benachbarten Städten. Die Officiere, welche die Freuden des Umgangs entbehrten, suchten diesen in der umliegenden Gegend zu erhalten, lernten im Hause des Grafen die schöne, junge Frau des Pfarrers kennen, unterließen daher auch nicht, ihre Besuche bei dem Pfarrer abzustatten, und wurden von dem weiblichen Theile der Familie mit ausgezeichneter Freundlichkeit aufgenommen. Unter ihnen war

der Freiherr von Wackrod, ein reicher, schöner, junger Mann, der mit dem glänzendsten Aufwande lebte. Seine frühere Erziehung und ein feiner Ton des Umgangs übertünchten seine übrige Handlungsweise, die Jedem, der ihn genau beobachtete, hinreichend darthat, daß er Genuß für den Zweck seines Daseyns, und das höchste Glück, Tugend und Religion, als das größte Hinderniß desselben betrachtete.

So war der Mann beschaffen, den Amalie bald für ihren Freund ansah. Wilhelm durchschaute ihn zum Theil, und äußerte manche Bedenklichkeiten, die ihm nur Bitterkeiten und Vorwürfe zuzogen. Er duldete schweigend, und wenn zuweilen sein Urtheil über Wackrod lauter wurde, wenn er seinen Argwohn über dessen Charakter zu äußern für Pflicht hielt, dann antwortete Amalie, „daß weibliche Tugend und Würde auch dem Leichtsinnigen Achtung einflöße," die Mutter fügte noch hinzu: „daß, wenn der Verstand und das Herz ihrer Tochter ihr nicht die völlige Liebe ihres Gemahls zu erwerben im Stande gewesen wäre, sie doch auf dessen Vertrauen und Achtung gerechten Anspruch habe;" und Wilhelm hoffte, da Wackrods Besuche seltner wurden, seinen Zweck erreicht zu haben. Allein der schlaue Wüstling durchschaute

den Charakter seiner neuen Bekannten, t
glaubte seiner Beute um so sicherer zu se
wenn er sich nur von der schönen, liebensw
digen Seite zeigte. Nicht selten sagte er
Amalien: „wie sehr verdienen Sie, eine
herrlichsten Ihres Geschlechts, vollkommen gl
lich zu seyn;" und gegen ihre Mutter äuße
er einst mit anscheinender Betrübniß: „ach, d
ich nicht früher in diese Gegend kam, nicht I
vortreffliche Tochter vor ihrer Verheirathung k
nen lernte, sie jetzt nur bedauern, nicht glück
machen kann." — Der Stolz der ränkevol
Alten erwachte, und der Gedanke, ihre Toch
nach einer Trennung der Ehe mit Wilhelm
Gemahlin des reichen Freiherrn von Wackrod
erblicken, fing allmälig an, eine ihrer schönst
Hoffnungen zu werden, und Wackrod benah
sich gegen Mutter und Tochter dergestalt, d
Beide dieß Ziel zu erreichen hofften.

Jeden Sonnabend fand er sich ein, de
Wilhelm bereitete sich alsdann auf den Sonnt
vor, nur selten kaum von Wilhelm bemerk
weil dieser es als Gefälligkeit betrachtete, wen
man ihm seine Mittagsmahlzeit und seinen Kaff
auf sein Zimmer sandte. Das Geheimnißvol
bei diesem Besuche erzeugte bald Vertraulichkei
Die Mutter bemerkte dieß, wähnte, da Wackro

der sie durchschaute, ihre Hoffnungen zu erhöhen wußte, ihren Wunsch in kurzem erreicht zu sehen, und berathschlagte jetzt nur noch bei sich selbst, wie Wilhelm, der geruhige, mit Allem zufriedene Mann, der nichts Arges ahnte, dahin bestimmt werden könnte, selbst die Ehescheidung zu suchen. Dieser Theil ihres Wunsches aber wurde früher, als sie es dachte, erfüllt. Wilhelm hatte seine Predigt früher ausgearbeitet, als es sonst gewöhnlich war; er beschäftigte sich jetzt mit seinen Blumen; das Andenken an Erhards Gärtchen, an jene Tage der unschuldigen Freude, erfüllte ihn mit einer sanften Wehmuth. „Ach, daß ich diese spät aufgeblühte Rose, diese Aurikel, ihr so wie vormals noch geben könnte!" „Ach," sagte er zu sich selbst, „es ist eine, die dich jetzt näher angeht;" er machte sich den Gedanken an seine frühere Liebe beinahe zum Vorwurf, und gleichsam, was er gedacht hatte, zu vergüten, schnitt er die Blumen ab, ordnete sie zum Strauß, und in der Hoffnung, daß sich Amalie daran, so wie er selbst, erfreuen würde, eilte er, ihr den Blumenstrauß zu überreichen. Die Schwiegermutter war im Hauswesen beschäftigt, niemand im Zimmer; „Amalie schlummert vielleicht," dachte er, „und du willst ihr dann den Strauß an den Busen stecken;" mit diesen Gedanken öffnete er

das Schlafzimmer und bebte zurück, denn hi
erblickte er sein ungetreues Weib in Wackro
Armen. In diesem Augenblick erschien die Schwi
germutter. „Sie sind", sagte sie, nachdem
den Vorgang erfahren hatte, indem sie sich
Wilhelm wandte, „ein vernünftiger Mann, u
Ihre Heirath entsprang nicht aus Liebe, sonde
um die Pfarre zu erhalten; begnügen Sie si
daher mit dieser, und entsagen Sie einer Fra
deren Werth Sie doch einmal nicht zu schätz
wissen." Wackrod ging nun so weit, der Sac
selbst eine heitere Wendung geben zu wolle
und gerade diese Schamlosigkeit, diese Herzen
kälte, empörte das sittliche Gefühl des sonst
ruhigen Mannes. Klar setzte er ihnen ihre Ve
worfenheit aus einander, erklärte, daß Amal
freilich eines ehrlichen Mannes unwürdig, u
daher nichts weiter als Trennung übrig wär
Amalie und ihre Mutter überließen sich jet
je mehr das Unrecht auf ihrer Seite war, de
Ausbrüchen ihres Zorns, Vorwürfe und Bitte
keiten folgten schnell auf einander, indeß si
Wackrod in der Stille davon schlich, und Wi
helm sich nun mit den Aeußerungen der tiefst
Verachtung entfernte. Er schüttete jetzt sei
ganzes Herz gegen den Grafen aus, der es ei
sah, daß weiter kein Mittel, als die Ehesch

dung, übrig war. Er schrieb sogleich an einen Rechtsgelehrten, dem er die Sache Wilhelms übertrug; dieser ging nun damit in seine Wohnung zurück, packte seine nothwendigsten Sachen zusammen, befahl dem Kutscher, anzuspannen, und zeigte kalt, mit wenig Worten, seiner Schwiegermutter seine Absicht schriftlich an, die nun durch das Dienstmädchen, welches ihr das Billet überbracht hatte, ihm eine glückliche Reise wünschen ließ.

So kam er nach Königsberg, und gleich nachdem er beim Eingange in die Stadt sich dem Kirchhofe näherte, begegnete ihm ein Leichenzug; er blickte auf die, welche der Leiche folgten; es waren Erhard, Heinrich, Marie; er sprang aus dem Wagen und machte nun die vorhin erzählte traurige Entdeckung. Beinahe sich seiner selbst unbewußt, führte ihn jetzt der Kutscher nach dem Hause des Grafen. Sein ehemaliger Zögling gerieth bei Friedhofs Anblick in Schrecken; er bot ihm den Beistand eines Arztes an, den Wilhelm ablehnte, aber der Brief an den Rechtsgelehrten ward abgesandt. Dieser erschien und erhielt Vollmacht, nebst den erforderlichen Nachrichten, um die Klage auf Ehescheidung einzugeben, wobei ihm aber Wilhelm noch die höchste Schonung zur Pflicht machte. Er eilte jetzt nach Hause zurück und

langte spät am Abend an. Auf dem Pfarrhofe herrschte die größte Stille, die Fensterladen waren zugeschroben, die Hausthüren verschlossen; vergeblich rief der Kutscher nach dem Gesinde, da kam endlich der Schulmeister mit dem Hausschlüssel angerannt, und überreichte ihm zugleich ein Schreiben seiner ehemaligen Schwiegermutter; es enthielt die Nachricht: „daß, da für ihn und Amalie der Aufenthalt in dem nämlichen Hause gleich lästig seyn müßte, so habe sie mit ihrer Tochter die Wohnung bei ihrem Vetter, einem in der Nähe wohnenden Amtmann, erwählt. Was ihm gehöre, habe sie zurückgelassen, das Ihrige und auch das Gesinde, welches ihm wohl unter den gegenwärtigen Umständen nur lästig seyn würde, habe sie mitgenommen." Er trat in das Haus, Alles war ausgeleert; bloß seine Bücher, seine Blumentöpfe, seine Kleidungsstücke und sein Schreibeschrank, aber nicht einmal ein Bett hatte man ihm zurückgelassen. Der Schulmeister versprach, daß seine Frau dieß letzte sogleich herbeischaffen sollte, und eilte selbst, weil es bereits dunkel war, Licht herbei zu holen. Er sah, daß sein Pfarrer jetzt nach dem Garten ging, und lief aufs Schloß, um voll herzlicher Theilnahme dem Grafen von Allem Nachricht zu ertheilen.

Wilhelms Buſen war durch Alles ſo eingeengt, daß er, dem nicht ein Wort der Klage entfuhr, ſich nach freier Luft ſehnte. Die Bäume ſtanden ohne Laub, kein Blümchen, nicht einmal mehr ein grünes Hälmchen entſproßte dem nackten Boden. Die ganze Natur ſtand öde und leer, der einzige Ton, den er hörte, war unter ſeinen Füßen das Raſcheln der dürren, herabgefallenen Blätter, und ein kalter Wind ſtreute zuweilen einzelne Schneeflocken. Alles war trübe, wie in ſeiner Seele, kein Stern blickte durch das dunkle Gewölk; mit zerriſſenem Herzen und tief in ſich gekehrt ſchritt er den langen Gang hinab; unter einer hohen Linde, neben einem Teiche, am Ende des Gartens ſtand eine Raſenbank, er warf ſich darauf; ſeine Zähne klapperten, wie beim Fieberfroſt, indeß es doch in ſeinem Innern glühte. Er fühlte ſich jedes Glückes beraubt, verlaſſen, gemißhandelt, und die innere Stimme ſeines Gewiſſens ſagte nicht mit Unrecht, er wollte an Gott denken, und doppelt ſchwer ruhte es jetzt auf ihm: „Du, der die Menſchen durch Wort und Beiſpiel zu ihrer hohen Beſtimmung emporheben ſollteſt, haſt Menſchenglück und dein eignes zertrümmert; Alles, Alles iſt verloren!“ Mächtig ergriff ihn der Gedanke: „was ſoll dir dein Daſeyn?“ Er ſprang wild auf und ſchritt dem

Teiche näher. „Sollst du hier enden?" Ob er vor dem Gedanken zurückbeben, ob er ihm nachhängen sollte, darüber schwankte es noch in seiner Seele. Da hörte er Tritte; „eile, eile," rief es ihm zu, „dich hinab zu stürzen, ehe du noch behindert wirst." „Friedhof!" rief jetzt eine Stimme; es war die des Grafen, der auf die Nachricht des Schullehrers sogleich herbeigeeilt war.

Er fand hier den Unglücklichen beinahe besinnungslos; schweigend folgte er ihm. „Sie sind krank," sagte der Graf, „und hier schlecht aufgehoben." Er ließ seinen Wagen kommen, und der unglückliche, kranke Mann ließ sich Alles gefallen. Er nahm ein Zimmer im Schlosse des Grafen und die ihm dargebotene ärztliche Hilfe an. Seine Jugend, seine ungeschwächte Gesundheit unterstützten die Bemühung des Arztes; er erholte sich in etwas, so daß er wieder die Kanzel zu besteigen, seine Amtsgeschäfte zu verrichten im Stande war, und auch seine Wohnung, für deren Meublirung der Graf gesorgt hatte, wurde wieder von ihm bezogen. Die Gräfin, eine edle Frau, die sich Vorwürfe machte, sich den Leitungen ihrer ehemaligen Erzieherin zu sehr überlassen zu haben, suchte, was irgend möglich war, zu leisten, und ein schönes Fortepiano, ihr Geschenk, schien dem kränkelnden Manne vorzüglich

angenehm zu seyn. An diesem saß er oft Stunden lang, und schwermüthige, klagende Phantasien drückten den Zustand seines Herzens aus, welches nie mehr frei von nagendem Kummer war. Da seine Ehe kinderlos war und er auf Amaliens Vermögen keinen Anspruch machte, so erfolgte die Ehescheidung in kurzem. „Gottlob," sagte der Graf, als er ihm davon Nachricht gab, „daß Sie von dieser Verbindung frei sind." „Wohl ist diese Fessel zersprengt," antwortete er, „allein die Todten kann ich nicht wieder erwecken."

Der Frühling erwachte; seine Freude an der schönen Natur kehrte mit ihm nicht zurück. Er beschäftigte sich zwar wieder mit seinem Garten, mit seinen Blumen, aber bei weitem nicht mit jener Innigkeit wie vorher. Die Gräfin berührte es einst, daß eine neue zärtliche Verbindung ihm wieder Freuden schenken könne. „Da sey Gott für," unterbrach sie Wilhelm; „glücklich kann ich Niemanden machen, und irgend eine gute Seele zur Theilung meines Unglücks zu bestimmen, wäre grausam." Die völlige Rückkehr seiner Gesundheit hatte der Arzt auch mit dem Frühlinge vergeblich erwartet; allmälig fand sich ein schleichendes Fieber ein, das seine Kräfte immer mehr und mehr zerstörte. Auf den Rath

des Grafen, und selbst auf dessen dringende Bitte
begab er sich nach Königsberg, um den Rat
berühmter Aerzte zu benutzen; denn das Fiebe
ward immer anhaltender, und mit ihm sanke
seine Kräfte herab. Er selbst fühlte die Näh
des Todes, nur die Hoffnung auf den Allbarm
herzigen richtete ihn auf.

Diese hatte auch auf Erhard und Marie ge
wirkt; der Gedanke an des Lebens Nichtigkeit
und die Hoffnung, mit ihrer Tochter bald zum
ewigen Glücke vereinigt zu seyn, schaffte Beiden
jene sanfte innere Seelenruhe, die nicht, wie
rauschende Freude, schnell zerstörbar ist; und
Heinrich, der an ihnen mit kindlicher Liebe hing
und, statt das Meisterrecht zu suchen, bei ihnen
als Geselle in ihrem Hause blieb, bot Alles auf
den Abend ihres Lebens so heiter als möglich
zu machen. Alle hatten sich ihre Grabstätte auf
dem Kirchhofe neben dem ihnen so theuern Grabe
besorgt, und das mit einem Stacketenzaun um
gebene Plätzchen in einen Blumengarten verwan
delt; hier brachten sie ihre liebsten Erholungs
stunden hin, und das Vorgefühl der frohen
Ewigkeit gab ihren reinen Seelen Kraft, die
Freuden der Gegenwart zu entbehren. Sie waren
gerade an einem Sonntage von diesem Grabe
zurückgekehrt, als ein junger Mann, in Begleit

tung eines Bedienten, in ihr Haus eintrat, und auf ſein Verlangen von Heinrich, auf den er zuerſt ſtieß, zu Erhard und Marien in den Garten geführt wurde. Er fand ſie in der nämlichen Laube, in der Wilhelm ſich vormals ſo glücklich gefühlt hatte, und an die er jetzt noch oft mit Rührung dachte. Die Freundlichkeit des jungen Mannes, der ſie bat, ſich nicht ſtören zu laſſen und ſich neben ſie ſetzte, ſpannte ihre Erwartung, und nach einigen gleichgiltigen Fragen lenkte er das Geſpräch auf den Pfarrer Friedhof. „Gottlob!“ ſagte Erhard, „wir haben ihn und alle durch ihn entſtandene Leiden vergeſſen, und Gott möge ihm verzeihen, ſo wie ich und meine gute Frau dieß gewiß von ganzer Seele thun.“ „Wiſſen Sie“, fragte der Graf Sternfeld, „das jetzige Schickſal dieſes meines ehemaligen Lehrers? ein ſchleichendes Fieber hat ihn dem Grabe genähert, wovon er wahrſcheinlich nicht mehr fern iſt.“ Marie faltete wehmüthig die Hände; „wohl ihm!“ antwortete Erhard, „denn ſein letzter Anblick hat mich überzeugt, daß er nicht glücklich iſt.“ „Und ſein gegenwärtiger Anblick“, fuhr Sternfeld fort, „würde ihn als Gegenſtand der Erbarmung bezeichnen.“ „Die gewähre ihm Gott!“ ſagte Marie, indem ſie eine Thräne verbarg. „O, dieſe ſchöne, chriſtliche Denkungs-

art", fiel Sternfeld ein, „überzeugt mich auch, daß Sie gewiß gern etwas zur Milderung ſeiner Leiden beitragen; er wünſcht die Worte der Verzeihung aus Ihrem und Ihrer Gattin Munde zu hören." „Warum", fragte Erhard, „will er die Wunde aufreißen, und noch ſelbſt durch ſchmerzliche Erinnerung ſeine Leiden mehren?" „Sie mögen recht haben," erwiederte der Graf, „aber es iſt der letzte Wunſch, nicht bloß eines Kranken, ſondern vielmehr eines Sterbenden, und nennen Sie es Laune, kurz es iſt ſein ſehnlichſter Wunſch, Sie noch ein Mal zu beſuchen, noch ein Mal in ſeinem Leben, noch ein Mal in dieſem Gärtchen auf dem Platze zu ſtehen, wo er einſt bei einem reinen, vorwurfsfreien Herzen ſich voll ſchöner Hoffnungen ſo unausſprechlich glücklich fühlte." „Dahin! dahin!" ſagte Erhard, indem er eine leichte Bewegung mit der Hand machte. „Aber was meinſt Du, liebe Marie? wenn es die Aerzte ſeiner Geſundheit nicht nachtheilig finden, ſo mag er in Gottes Namen kommen." „Er mag kommen," antwortete Marie; „vielleicht daß unſer Troſt ihm noch einige heitere Augenblicke ſchenkt." „Gott lohne Ihnen dieſe ſchönen, chriſtlichen Geſinnungen!" rief Sternfeld; „an dem erſten heitern Tage bringe ich ihn her." Der einzige, Heinrich,

war hiermit nicht völlig zufrieden, und äußerte dieſes nach der Entfernung des jungen Grafen. „Was kann dieß Alles nützen? aber er hat in ſeinem ganzen Leben wie ein gutmüthiges, ſchwaches Kind gehandelt, und ſo iſt er auch noch am Rande des Grabes; er ſucht Ruhe, hofft ſie hier einigermaßen zu finden.“ „Und ſollten wir ihn von uns ſtoßen?“ antwortete Erhard; „nein, Heinrich, wenn wir auch nur einen augenblicklichen Frieden in ſeine Seele gießen, und hierdurch ſein Vertrauen auf den Allbarmherzigen erhöhen, ſo haben wir das Unſrige gethan, und Du, guter Heinrich, wirſt uns doch dieſe Freude nicht verderben?“ Heinrich läugnete nicht, daß er mit einem Manne, der durch ſein Gewiſſen die verdiente Strafe leide, kein Mitleiden hege, verſprach aber, da er die Leiden eines Unglücklichen, deſſen Richter er nicht ſey, auch nicht vermehren wolle, ihn nicht anders als ſchonend zu behandeln.

Am folgenden Tage, es war gegen die Mittagsſtunde, hielt ein Wagen vor dem Hauſe Erhards; der Graf und der Arzt ſtiegen zuerſt aus dem Wagen, mühſam folgte der unglückliche Friedhof, er lehnte ſich an den Thürpfoſten und ſeine Thränen ſtrömten. „Hier, hier“, ſagte er zu Erhard und Marie, die ihm entgegen

kamen, ihm liebreich die Hand boten und in d
Haus leiteten, „hier entsprang unsere Bekann
schaft, hier empfing ich Undankbarer die erst
Wohlthaten.“ Noch standen das Clavier, so w
Alles, was die Aeltern an ihre liebe Toch
erinnerte, auf der ehemaligen Stelle. Er schwank
dahin, setzte sich; „o,“ rief er, als Marie
öffnete, „bin ich es werth, die Stelle zu berü
ren, wo einst die Hand eines Engels ruhte?
Er versuchte, dem Instrument einige traur
Töne zu entlocken, aber seine Entkräftung w
so groß, daß er nichts Zusammenhängendes me
hervorzubringen vermochte. Der Arzt gab ih
ein stärkendes Arzneimittel, und er äußerte na
einigen Minuten den Wunsch, nach dem Gart
geleitet zu werden. Jeder Baum, jede Blu
wurde von ihm als ein alter Bekannter begrü
aber an jeden Gegenstand war auch eine schme
liche Erinnerung geknüpft. Erhard und Ma
boten Alles zu seinem Troste auf. „Ach!“ r
er aus, „kaum wage ichs, zu fragen, hat d
Verklärte, hat sie meiner jemals gedacht?“ „N
mit Worten,“ sagte Erhard; „und wenn sie
mit Gedanken that,“ fügte Marie hinzu, „
hat sie Ihnen gewiß so herzlich vergeben, a
wir es thun.“ So kamen sie in die Laub
plötzlich verwilderte sich sein Blick, er deut

auf eine Stelle des Tiſches, hier ſtand „Eliſabeth den 10. Juni", er hatte dieß ſelbſt an ihrem letzten Geburtstage, den er hier zubrachte, eingeſchnitten. Reue und Schmerz ſtürmten mit ihrer ganzen Gewalt auf ihn los, er ſank ohnmächtig zurück; der Arzt faßte nach ſeinem Puls. „Laſſen Sie uns ihn", ſagte er, auf ein Bett bringen." Dieß geſchah; aber unten in der Nähe der Arbeitsſtube war es zu unruhig, oben wohnte Heinrich, er räumte ſein Stübchen. Marie eilte, das Bett zu bereiten, und hier wurde der Kranke, ſobald er ſich in etwas erholt hatte, hingebracht. „Hier," ſagte er mit leiſer Stimme, „hier war ich glücklich, hier will ich ſterben." Sein Wunſch wurde erfüllt; ſein Puls ſtockte, die Entkräftung ſtieg, Alles verrieth die nahe Auflöſung; mit den Anzeichen der Todesangſt ergriff er Erhards und Mariens Hände. „Betet," rief er, „betet für mich; denn jetzt, da Ihr mir vergeben habt, vermag auch ich wieder zu beten." Eilend lief Heinrich nach einem benachbarten Geiſtlichen; mit Ruhe hörte der Sterbende auf den Zuſpruch deſſelben. „Iſts möglich," ſagte er zu Marien, „ſo gebt mir neben der Verewigten ein Grab." Seine Bitte wurde erfüllt, Marie drückte ihm in der folgenden Nacht die Augen zu; ſie folgte

ihm nach zwei Jahren. Erhard überlebte ſie, und Heinrich bot Alles auf, die letzten Tage des Greiſes, ſo viel er vermochte, aufzuheitern. Oft ermahnte ihn dieſer, ſich zu verheirathen. „Vater," antwortete er dann, „was ich verloren habe, finde ich nicht wieder." Durch Erhards Teſtament erbte er deſſen Nachlaß; er ſuchte ſeine Freude im Wohlthun, und darin, daß er nach Erhards Beiſpiel verwaiſete Knaben in die Lehre nahm und zu guten Menſchen erzog. Die Begräbnißſtätte ſeiner Lieben blieb auch für ihn auf Erden ſein Lieblingsplätzchen, und wenn irgend ein redlicher Mann ihm ſeine Theilnahme äußerte, dann pflegte er mit ſanfter Wehmuth zu ſagen: „was mir die Erde entzogen hat, giebt mir der Himmel einſt wieder zurück."

Die

Erscheinung am Grabe.

Zwischen dem Amte Lindenberg und dem Kirchspiele Rohdendorf macht ein Bach die Gränze, der bei Thauwetter und Regengüssen zu einem Flusse anschwillt. Unfern demselben, in einem Walde, der seine Ufer begränzt, liegt, von grünen Hecken eingefaßt, der Begräbnißplatz des Amtmann Römer und des Geheimenraths und Professor Jäger; Beide, die Gattin des Letzten und mehrere ihrer Kinder, schlummern dort dem Tage der letzten Ernte entgegen. Kreuze bezeichnen ihre Grabstätten, die um eine Laube liegen, aus deren Mitte eine hohe Fichte emporragt. Hier pflegte der Prediger Böttcher aus Rohdendorf oft mit den Seinen hinzugehen, und besonders war der 15. Junius ihm jederzeit zu dieser kleinen Wallfahrt unvergeßlich. Er, ein Greis, hatte schon sein 50jähriges Jubelfest gefeiert; sein Sohn war ihm, mit der Hoffnung, seine Stelle zu erhalten, zum Gehilfen zugeordnet, hatte eben eine liebe Schwiegertochter in das Haus des Greises geführt, als der, diesem so feierliche Tag eintrat, und er nun alle die Seinen, ihn zu begleiten, einlud. Sie saßen unter der Laube, als der Greis, in dessen Zügen

man fromme Rührung las, die feierliche Stille brach. „Du weißt, mein Sohn," sagte er, „daß ich, nach dem Willen meiner verstorbenen Freunde und meinen Wünschen gemäß, auch hier mein Grab erhalte, daß die theuern Verstorbenen, da meine Stelle nicht zu den einträglichen gehört, mir jährlich 100 Thaler für die Aufsicht und eben so viel zur Unterhaltung dieser Begräbnißstelle durch ihr Testament hinterließen, mit dem Auftrage, was von dieser letzten Summe übrig bleibt, jährlich am 15. Junius unter die Armen auszutheilen, auch denjenigen zu ernennen, dem ich nach meinem Tode diesen Gehalt und dieß Geschäft zu überlassen wünschte. Dieß", sagte er, indem er aufstand und ihm liebevoll die Hand reichte, „bist Du, mein Sohn, und damit Du wissen mögest, wie heilig mir diese Stätte ist, damit Du redlich dahin wirken mögest, Jeden zu warnen und zu hindern, daß er nicht das Opfer wild aufgeregter Leidenschaft werde, so habe ich, was auf diese Stätte Bezug hat, hier aufgezeichnet. O, meine Lieben," fügte er mit hoher Rührung hinzu, „wacht über Euch selbst, und urtheilt milde über den Verirrten, den oft das Zusammentreffen mancher Umstände zum Verbrechen bestimmte, und oft auf eine ähnliche Weise die Gnade des Allbarmherzigen rettete."

te ſich nieder, zog ein Heft hervor
:
hon war ich einige Jahre in meinem
als Jäger, mein innigſter Jugendfreund,
glänzendſten Ausſichten zu großem Elend
k. Nach einer langwierigen Gefangen-
bte er ärmlich in einem kleinen Land-
. Meine dringendſten Bitten, ſich ſo
bis ich, ſeinem Auftrage gemäß, ſeine
e geordnet hätte, bei mir aufzuhalten,
wiederholt aus. Nahe ging mir dieß,
es für falſchen Stolz hielt, und in
ſtimmung mit meiner lieben, verewig-
tin fuhr ich nun zu ihm, mit dem feſten
, ſo lange in ihn zu dringen, bis er
Bitte gewährt und ſeinen Wohnſitz bei
ählt hätte. Seine Einwendungen, daß
rühern Aufenthalt ſeiner Jugend ſcheue,
air, ſo düſter und heftig er dieß immer
doch kein hinlänglicher Grund zu ſeyn.
te alle frohen Erinnerungen ſeiner Jugend
ei ihm aufzuregen; er gab meinen Bitten
nd auf der ganzen Reiſe ſuchte ich noch
alle jene frohen Bilder, alle jene un-
n Freuden und Hoffnungen, die uns
beſeelt hatten, wieder in ſein Gedächtniß
rufen, und in der That gewährten ihm

dieſe nicht wenig Stoff zur Freude und zur
Dank gegen die Vorſehung. Er hatte dort vo
ſeinem Vater, der Prediger zu Lindenberg wa
eine vorzügliche Erziehung genoſſen, und da die
ſer gern bei ſeinem Unterricht ihm einen Gefähr
ten zu geben wünſchte, ich ein Paar Jahr älte
als Heinrich, mein Vater der Freund des ſeini
gen war, ſo überließ dieſer, der ſeines alte
Freundes ausgebreitete wiſſenſchaftliche Kennt
niſſe und ſeine ſeltene Gabe des Unterricht
ſchätzte, ihm mit Dank meine Erziehung. Scho
früher ſein Spielgefährte, wurde ich jetzt dre
Jahre hindurch mit ihm gemeinſchaftlich unte
richtet, von ihm als Bruder, von ſeinen Aelter
als Sohn behandelt, und bezog mit ihm zugleic
die Univerſität, auf der uns fortdauernd di
innigſte Freundſchaft verband. Der gute, lieb
reiche Vater hatte ihn noch auf die wenig Meile
davon entfernte Univerſität gebracht, und di
Zeugniſſe des Fleißes und der Fähigkeit, die de
herrliche Jüngling bei ſeiner Prüfung erhiel
ach, er ahnete nicht, daß dieß die letzte Freud
war, die er ſeinem guten Vater gewährte. De
ehrwürdige Greis hatte einſt mit jener Herzlich
keit und Würde, womit er ſeine Ueberzeugunge
der Gemeinde vortrug, wovon er oft mit Dan
gegen Gott die gute Wirkung bemerkte, er hatt

mit dieser ihm eigenen Wärme eines Sonntags seine Predigt beendigt, als er sich plötzlich unwohl fühlte, und ein Nervenschlag, der dem alten Manne alle Schmerzen des Krankenlagers, alles Vorgefühl der Sterbestunde ersparte, versetzte ihn schnell in die Wohnung des ewigen Friedens. Er hinterließ nur einen Sohn, und seine Pfarre war einträglich, aber sein Reichthum waren nur der Segen und die Thränen seiner Gemeinde, vorzüglich der Armen, denen er nicht nur Rathgeber und theilnehmender Freund, sondern auch häufig Wohlthäter gewesen war; sein ganzer Nachlaß bestand aus einer großen vorzüglichen Büchersammlung, welche die Mutter, die nun in das Witwenhaus zog, ihrem lieben Heinrich um so mehr zu erhalten strebte, da sie die Ueberzeugung hatte, daß jedes Buch eine Erinnerung an seinen frommen und edlen Vater, ihn in der Liebe zum Guten und zu den Wissenschaften befestigen werde. Heinrich wurde durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters heftig erschüttert. Die Unterstützung, die er durch ihn genossen hatte, fiel freilich weg, allein er besaß die Liebe der Professoren, Kraft und Kenntniß genug, um sich selbst auf der Universität fortzuhelfen, dennoch aber verließ er sie nach einem Jahre, um die Hauslehrerstelle anzunehmen, die ihm Amtmann

Römer zu Lindenberg antrug. Der Gedanke
dort in der Nähe ſeiner guten Mutter zu leben
ſie täglich zu ſehen, ſie über den Verluſt ſeines
theuern Vaters tröſten zu können, beſtimmte
den ſanften, gutmüthigen Jüngling, dem zwei
bis drei Jahre, die er hier zubringen wollte
kein Zeitverluſt ſchienen, weil er durch eigne
Studiren und Benutzung der väterlichen Biblio
thek dennoch in den Wiſſenſchaften unaufhaltſam
fortzuſchreiten hoffte. Der Amtmann Römer
ein Freund ſeines verſtorbenen Vaters, war ein
Mann, der von ſeinem großen Vermögen einen
weiſen, zweckmäßigen Gebrauch machte, und in
deſſen Hauſe er als Erzieher gutgearteter Kinder
ſich ein angenehmes Leben und Wirken verſprach.“

„In der That erfüllten die beiden Knaben
ſeine Abſicht; aber ungleich ſchwerer ward ihm
der Unterricht der drei Töchter; unbefangen ge-
ſtand er dieß nach einigen Monaten dem wackern
Römer, der es ihm einräumte, daß er ſelbſt das
Bedürfniß einer weiblichen Erzieherin einſehe
und Amalie, die Tochter eines angeſehenen Kauf-
manns, der aber, da er durch Unglücksfälle ſein
Vermögen eingebüßt hatte, in Dürftigkeit ſtarb,
kam nach wenig Wochen als Erzieherin in das
Haus. Amalie hatte alle Vorzüge, die eine
herrliche Erziehung zu geben vermag, wenn ſie

durch natürliche Anlagen begünstigt wird, sie besaß eine schöne, gebildete Stimme, war auf dem Fortepiano und der Harfe beinahe Tonkünstlerin, hatte jene Feinheit und Gewandtheit, die man nur in gebildetem Umgange erwirbt, war mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Deutschen, Franzosen und Italiener bekannt, erhöhte den eignen Werth noch durch Anspruchslosigkeit und Sanftmuth, und würde schon durch diese Eigenschaften allgemein einen vortheilhaften Eindruck gemacht haben, wenn sie nicht auch, wie dieß hier der Fall war, gleich durch Vorzüge des Körpers bei dem ersten Anblick die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte."

„Nur der hohe Gehalt, den ihr Amtmann Römer anbot, und welchen sie zur Unterstützung ihrer Mutter bestimmte, hatte sie zum Entschlusse bewegen können, eine zärtlich geliebte Mutter zu verlassen, welche aber die Schwäche besaß, jede, auch die kleinste Entbehrung von dem, woran sie sich in den glänzenden Zeiten ihres verstorbenen Gatten gewöhnt hatte, als ein Unglück zu bejammern, und die daher, so ungern sie sich auch von ihrer Tochter trennte, dennoch ihren Entschluß genehmigt hatte."

„Bei der Eingezogenheit, worin Jäger bisher lebte, mußte wohl das erste vorzüglich gebildete

Frauenzimmer, welches er kennen lernte, auf ihn einen äußerſt lebhaften Eindruck machen, noch mehr die Beſcheidenheit, womit ſie, die noch Niemanden unterrichtet hatte, ſich von ihm manche Belehrung erbat. Schon dieß knüpfte einige Vertraulichkeit an; dieſe ſtieg, da Römer, ein außerordentlicher Freund der Tonkunſt, ihn oft einlud, mit ſeiner Flöte Amaliens Spiel zu begleiten, oder ihn, der einen vorzüglichen Tenor ſang, zu vereinten Geſängen mit Amalien aufforderte. Der unbefangene Mann ahnete nicht, welche Leidenſchaft er anfache, und Heinrich ſelbſt fühlte ſich anfänglich ſo froh, ſo glücklich, bis ein leiſes Ahnen, welches er vergeblich fortzuſchieben ſuchte, allmälig lauter ſprach. Er wurde ſchüchterner in ſeinem Umgange mit Amalien, beſonders da er auch von dieſer nicht mehr ſo ganz unbefangen wie vorher behandelt zu werden glaubte. Er wähnte daher, dem Erwachen der Leidenſchaft entgegen wirken zu müſſen, denn welchen hohen Grad dieſe bereits erreicht hatte, dieß war ſich der ſchuldloſe Jüngling, der die Welt nur aus Büchern kannte, beinahe völlig unbewußt."

„Nicht ſo die gute ſorgfältige Mutter, die, ſelbſt von den Vorzügen Amaliens begeiſtert, anfänglich nur mit Lobſprüchen an ſie dachte, ſie

für eine der ersten ihres Geschlechts erklärte, ohne bei ihrer hohen Unbefangenheit daran zu denken, wie sehr sie den Funken anfachte, der in der Seele des Sohnes schlummerte. Allein bald wurde sie durch sein in sich gekehrtes Wesen, das an Schwermuth gränzte, aufmerksam gemacht, und erinnerte sich nicht ohne Schrecken an die Worte ihres verstorbenen Gatten, der einst, als sie von ihrem Sohne und den schönen Hoffnungen sprach, die er ihnen gewährte, mit Lebhaftigkeit ausrief: unser Heinrich wird, wie ich von der gütigen Vorsehung hoffe, ein Mann, ein ganzer Mann werden; seine Fähigkeiten, sein Fleiß sind nicht das höchste, was mich an ihm erfreut, sondern seine Unerschütterlichkeit und Festigkeit in seinen Entschlüssen, die Kraft, womit er Vorsätzen treu bleibt und Schwierigkeiten überwindet, seine hohe Achtung für Gott, seine Liebe für jedes Schöne und Gute, diese sind es, die mich mit hoher Erwartung erfüllen, und oft, wenn ich an unsere schöne Zukunft denke, kann ich mich der Thränen der Freude und des Dankes nicht erwehren. Gott schütze ihn nur im Alter des Jünglings gegen heftige und wilde Leidenschaften, denn bei seinem Charakter könnte auch leicht dadurch ihm jedes Lebensglück verloren gehen, seine ganze Zukunft freudenleer bleiben.

Fest waren dieſe Worte in ihrem Gedächt
geblieben, wenn ſie ſich gleich damals auch
Anſicht des Verſtorbenen nicht ganz klar geda
hatte. Aber jetzt, da ſie bald das Erwac
einer Leidenſchaft bemerkte, da ſie bei allen V
zügen Amaliens doch an den Glanz dachte, wo
dieſe ihre frühern Jahre verlebt hatte, und
ihr Heinrich, ſelbſt auch dereinſt vom Glück
günſtigt, ſchwerlich den Aufwand eines reic
Kaufmannshauſes zu machen, und die zahl
chen Bedürfniſſe von Amaliens Mutter, wel
ſie dem allgemeinen Rufe nach kannte, zu
friedigen im Stande ſeyn würde; jetzt ſt
ihr Alles lebhaft vor ihrer Seele, und mit än
lich pochendem Herzen dachte die gute Mu
daran, wie ſie Alles zum Guten leiten ſol
betete daher oft mit Rührung, daß Gott ſie a
in dieſer Sache ſeiner weiſen Anſicht gemäß
ten möge."

„Sie verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit, i
hielt ſich immer mehr von der Gewißheit ihrer
merkung überzeugt, da ihr Sohn ſich in
Muſik, die er bisher nur als Nebenſache betra
tet hatte, ſorgfältig zu vervollkommnen ſtre
und ſich ſo manchen kleinen Schwärmereien üb
ließ. Er hatte immer die Blumen im väterli
Garten gepflegt, aber jetzt zeigte er ſich als ei

außerordentlichen Freund derselben, und es genügte ihm nicht, sich mit der Erziehung der Blumen zu beschäftigen, sondern selbst manche Stelle im benachbarten Walde wurde durch Anpflanzung von blühenden Gewächsen und Sträuchen oder durch Lauben verschönert; es waren Amaliens Lieblingsstellen, die selbst eine große Blumenfreundin war. Ihr aber blieben die kleinen Aufmerksamkeiten nicht unbemerkt, und wenn es gleich dem weiblichen Herzen wohl that, sich geschmeichelt zu fühlen, so ward sie doch in ihren Ausdrücken gegen Heinrich behutsamer, suchte jeden Schein von Vertraulichkeit zu vermeiden; und wenn sie gleich Weltton genug besaß, um überall unbefangen zu erscheinen, so verrieth eine sanfte, erst langsam, dann schneller aufsteigende Röthe, bei irgend einem zuvorkommenden Betragen Heinrichs, oder ein Lächeln bei irgend einem treffenden Urtheil, daß er unvorbereitet äußerte, oder schöne Stellen eines Dichters, die er ihr mittheilte, wenigstens der aufmerksamen Mutter, daß der schöne, mit mancherlei Kenntnissen bereicherte junge Mann Amalien nicht gleichgiltig war. Schnell verschwand ein Jahr, und da kein weiterer Schritt geschah, so erklärte die gute Mutter bloß für wechselseitiges Wohlgefallen, was sie mit zu lebhafter Besorgniß für

Leidenschaft gehalten hatte, und glaubte die Aufmerksamkeit des Sohnes nicht rege machen zu müssen, weil sie hierdurch vielleicht erst selbst der Sache eine Wichtigkeit geben könnte. Ihre eigne Gesundheit litt seit ein Paar Monaten, und vergebens bot ihr Sohn, von Römern hierbei mit Freuden unterstützt, die Hilfe der berühmtesten Aerzte auf; vergeblich schenkte der Frühling die Hoffnung auf Genesung, ein schleichendes Fieber zehrte am Leben der guten Alten, sie fühlte mit jedem Tage die steigende Entkräftung, und nur wenn Heinrich sie besuchte, wenn er sich noch in jedem seiner Worte als der gute Mensch und liebe Sohn zeigte, dann schien neue Lebenskraft bei ihr zurückzukehren, und da sie ihm, um ihn nicht zu betrüben, ihre Schmerzen nicht klagte, so war er weit davon entfernt, ihr nahes Ende zu befürchten. Aber da sie endlich völlig bettlägrig wurde, da stieg mit jedem Augenblicke seine kindliche Besorgniß; die Kranke ward immer schwächer, auf den Zehen schlich er in ihr Zimmer, denn die Wärterin winkte ihm, daß die Mutter schlummere, er setzte sich an ihr Lager, voll froher Erwartung, daß dieser Schlummer, den das Hinsinken aller ihrer Kräfte erzeugt hatte, ihr Stärkung bringen würde; sie schlug endlich die matten Augen auf: „O, mein Heinrich!“

rief sie aus, indem sie die Arme nach ihm streckte, „bald werde ich bei Deinem guten Vater seyn. Bleibe gut und fromm, sey mächtig gegen die Versuchung, besiege die Sinnlichkeit; dort, dort, bete ich noch um Segen für Dich.“ Er warf sich vor ihrem Lager auf die Knie, bedeckte die kalten Hände mit Küssen und Thränen, sie schlug noch einmal das brechende Auge auf, richtete es auf ihn mit Mutterliebe und schloß es auf ewig. Noch einmal ergriff er ihre Hand; „Dein Segen, Du Verklärte, wird mir Kraft verleihen, Deines und meines Vaters werth zu seyn; Gott!“ rief er aus und hob die Hände gen Himmel, „schenke dem Gelübde Erhörung!“ Jetzt erst strömten die Thränen seine Wangen herab. Sie erhielt ihre Grabstätte neben der ihres Gatten. Beide wurden von Heinrich mit Blumen bepflanzt, und nie ging er vorüber, ohne einige Augenblicke zu weilen und sich hierdurch in guten Entschlüssen zu befestigen. Amalie äußerte ihm die lebhafteste Theilnahme, und Heinrich, der sich jetzt so einsam fühlte, schien, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, ihr, der Einzigen, die jetzt seinem Herzen nahe war, sich um so fester anzuschließen. Kein zärtliches Wort hatte sie Beide einander noch genähert, doch sagten ihre Blicke, wenn sich diese auch gleich zu ver-

meiden ſtrebten, daß ihnen ihre Empfindungen nicht unbekannt wären."

„So waren zwei Jahre vergangen, als Amaliens Geburtstag erſchien. Sie hatte wenig Wochen nach ihrer Ankunft auf einem entfernten Spaziergange ſich über das Plätſchern eines vorbeifließenden Baches, der im Frühlinge und bei Regengüſſen zu einem Fluſſe von nicht unbeträchtlicher Tiefe anſchwoll, wohlgefällig geäußert, ſeitdem aber dieſe Stelle nicht wieder beſucht, und ein Paar Mal, da die ganze Familie dahin gehen wollte, hatte dieß Jäger immer durch eine kleine Liſt, die unbemerkt geblieben war, zu verhindern gewußt. Jetzt war Römer verreiſt, kehrte noch den Abend zurück, und Jäger erklärte, daß er mit ſeinen Zöglingen ſpazieren gehen wolle, und lud Amalien mit ſo anſcheinender Gleichgiltigkeit ein, ob ſie nicht auch mit den Töchtern dem Vater entgegen gehen wolle, daß ſie, beſonders da er den Vorſchlag that, auch die Familie des Predigers, der ſeinem Vater gefolgt war, einzuladen, ſolches annahm. Der Weg führte ſie in die Nähe des plätſchernden Baches, und Jäger forderte die Anweſenden auf, ihn dahin zu begleiten. Sie fanden einen geebneten Fußſteig, der längs dem Ufer hinführte, wo zwiſchen dichtem Geſträuch, das anſcheinend

kunstlos darüber gewölbt war, hin und wieder ein Geisblatt oder ein Rosenstock blühte. Amalie ahnete mit leisem Erröthen, daß ihr diese kleine Huldigung gelte, sie bemerkte, daß die Ufer des Baches steiler gemacht, dieser hierdurch in engere Gränzen gezwängt, und durch hinein gewälzte große Steine das Rauschen des kleinen Wasserfalls vermehrt war; neben diesem war das Ufer mit Nachtschatten und Mailitien bepflanzt, und eine hohe Fichte, deren schwärzlich-grüne Aeste sich nach allen Seiten hinneigten, war rund umher mit mancherlei Gesträuch umpflanzt, welches schon einen dichten grünen Kreis darum bildete; um diesen lief im Innern eine Rasenbank, und am Eingange gegenüber war aus in Moos gelegten Feldsteinen ein Tisch, beinahe in Form eines Altars, gebildet, den jetzt Blumengehänge schmückten; auf diesem standen einige Erfrischungen, und der 15. Junius an der Vorderseite dieses ländlichen Altars, mit Schneckengehäusen und Muschelschalen ausgelegt, erinnerte Amalien, daß heute der Tag ihrer Geburt war. Jetzt erinnerte sie sich auch an Heinrichs einsame Spaziergänge, und mit welchem anhaltenden Fleiße er seit dem vorigen Frühling länger als ein Jahr hindurch ihr diesen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu geben bemüht gewesen war."

„Ueberzeugt wurde sie hierdurch von dem
ihr schon längst nicht unbemerkt geblieben war
Gedanke, was dieser kräftige junge Mann
um ihr eine Freude zu machen, gewirkt
einst für ihr Glück und ihre Ruhe zu th
Stande seyn würde, sachte jenen Funke
der längst in ihrem Herzen schlummerte
nur bei Heinrichs anscheinender Kälte
unthätig geblieben war; doch ermannte si
und mit erkünstelter Unbefangenheit statt
ihm ihren Dank für diese Ueberraschung a
vielleicht ein Händedruck begeistert haben
der jetzt aber die höflichen Worte bloß mi
stummen Verbeugung beantwortete, und
einer gewissen Wehmuth Amalien gegenüb
nen Platz nahm. Die gute Hausfrau des
digers unterbrach die Stille mit der Aeuß
daß es hier so kühl wie in einer Kirche
auch dieser Tisch beinahe einem Grabsteine
lich wäre. „O," sagte Amalie mit einem
den Heinrich ganz verstand, „sollte ich hie
ben, so wünschte ich wohl an diesem Orte
Grabstätte zu erhalten." „Auch ich," rief
der jetzt mit strahlenden Augen sich nebe
Tisch stellte, und nach einigen Minuten die
des Predigers einlud, hier die Wirthin zu m
Der Prediger ergriff den Faden des Ges

und dieß führte dahin, daß jenes sanfte, wohlthätige Gefühl, welches bei dem Gedanken an Tod und Grab die Seele des Edlen und Frommen erfüllt, schon das Ahnen einer frohen Ewigkeit und ein Lohn des Guten hienieden ist. So rückte das Gespräch fort, und führte zu der Frage: ob die seligen Geister noch an dem Schicksale der Sterblichen Theil nehmen könnten? Der Prediger suchte dieß zu widerlegen, Jäger zu behaupten; Amalie schwankte zwischen beiden; auch sie hatte während dem ihr so wichtigen Gespräch ihren Sitz verlassen und war sich beinahe unbewußt an Heinrichs Seite getreten. Der Prediger betrachtete Beider Stillschweigen als einen Sieg, declamirte nun, um seine Meinung aus einander zu setzen, und endete zuletzt erschöpft mit dem Ausrufe: „was könnte wohl der Geist des Seligen hierbei noch wirken? welche Freude könnte er dadurch haben?" Amalie seufzte. Heinrich, dessen glühender Blick nur auf ihr geruht hatte, ergriff ihre Hand und sprach, von der Innigkeit seiner Gefühle hingerissen:

„Dann umrausch' ich dich im Wasserfalle,
hasch' dein Bild als klarer Wiesenbach,
trage dir im sanften Wiederhalle
den Gesang der Nachtigallen nach.
Suche dich als Schutzgeist zu umschweben,
streue für den Himmel manche Saat,

warne durch der Ahnung leises Beben,
wenn von ferne sich ein Unfall naht.
Und entsinkt dem Geist die schöne Hülle,
o, dann eil' ich dir als Führer zu,
leite dich zur höchsten Freudenfülle,
zum Genuß der ungestörten Ruh."

„Beide hatten sich verstanden; eine Thräne zitterte im Auge Amaliens, die auf ihnen ruhenden Blicke des staunenden schweigenden Pfarrers, das bedeutende Lächeln seiner Frau, führte die Besinnung der Liebenden zurück. Heinrich suchte durch erkünstelte Fröhlichkeit, die beinahe an Ausgelassenheit gränzte, und Amalie, indem sie die Erfrischungen austheilte und daran erinnerte, daß, um nicht den Herrn Amtmann zu versäumen, es hohe Zeit zum Aufbruche wäre, Alles wieder in seine Fugen zu bringen. Sie eilten zurück nach dem Eingange des Fußsteigs und kamen gerade, als dort der Wagen sich näherte. Freundlich empfing sie der gutmüthige Römer, lud die Frauenzimmer ein, im Wagen Platz zu nehmen, indeß er mit seinen Söhnen, dem Prediger und Jäger, den Spatziergang nach Hause machen wollte. Er hatte ein schwieriges, ihm höchst vortheilhaftes Geschäft glücklich beendigt, und hielt, nachdem er dieß erzählt hatte, Jägers Frohsinn für Theilnahme, wünschte, da er sich selbst froh fühlte, dieß zu erwiedern, ließ

unter den hohen Linden auf dem Hofe den Tisch decken, einige Flaschen von seinem besten Wein holen, und schenkte fleißig ein, forderte Amalien, da sie sich früher als sonst gewöhnlich entfernen wollte, zu einem Gesange auf, und als Jäger ihre Hand feurig küßte und auch seine Bitte damit vereinigte, hielt Römer, wenn ihn gleich die Neuheit dieses Auftritts überraschte, solches für Wirkung der Freude und des Weins, und rief, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „brav, lieber Jäger; die gute Amalie wird uns nicht vergeblich bitten lassen, denn heute muß Alles froh seyn; auch ich singe mit." Amalie fügte sich nach dem Willen der Bittenden; sie gab sich die größte Mühe, allein der Gesang wollte nicht, so wie sonst, gelingen; doch Römer war zu froh, um dieß zu bemerken. „Nun", sagte er zu Amalien, die jetzt fortzugehen im Begriffe stand, „noch eine Gesundheit; Sie müssen mittrinken." Er stieß an: „Gott mache alle Menschen glücklich, und schenke uns noch viel solcher frohen Tage, wie heute." Amalie trank mit sichtbarer Bewegung, sie setzte das Glas hin, verbeugte sich schweigend und entfernte sich. Heinrich ergriff ihr Glas, schenkte es voll, stieß noch einmal mit dem Amtmann und dem Prediger an, und stürzte nun den Wein, indem er Amalien

nachblickte, hinunter. Sein Glück schien ihm gränzenlos, kein Schlaf kam in seine Augen, er schlich in den Garten hinab, die Thurmuhr schlug zwölf, der Vollmond strahlte über dem Kirchhofe. „Geist meines verklärten Vaters, Geist meiner Mutter, blickt herab auf euren glücklichen Sohn!" Er warf sich nieder auf die Knie, hob die Hände dankend gen Himmel, Worte hatte er nicht. „O," rief er endlich aus, „könnte ich nur durch Wort und That, nein, könnte ich nur durch einen Gedanken des Engels unwürdig werden, Geister der Verklärten, dann wirkt auf mich, dann rettet euern Sohn!" So schwärmte er in den seligsten Gefühlen, eilte aus dem Garten nach dem Bache, da, wo er, wo sie gestanden und gesessen hatten, da suchte er noch jede Stelle auf, gelobte sich unaufhörlich, dem Edlen und Guten treu, Amaliens würdig zu bleiben, und jede seiner Kräfte anzustrengen, um ihr bald seine Hand bieten zu können."

„Amalie hatte die Nacht auch wenig geschlummert; in unruhigen Träumen erblickte sie Heinrichs Bild, auch beim Erwachen war nur er ihr Gedanke. Sie fühlte es, daß der Prediger und seine Frau den gestrigen Auftritt mißdeuten, vielleicht manches nachtheilige Gerücht verbreiten würden, und doch sprach ihr Herz so laut für

n, daß der Gedanke, dieß Haus zu verlaſſen,
cht zum Entſchluſſe kommen konnte. Noch nie
tte ſie für einen Mann die Empfindungen
hegt, die Heinrich, der edle, herrliche, junge
ann, der überall die höchſte Reinheit des Her-
ns, die feurigſte Neigung für alles Schöne,
dle und Gute durch Wort und That äußerte,
nd wie ein Apoll oder jugendlicher Herkules
aſtand, auch ihrem gefühlvollen Herzen ein-
ößte. Auch ſie ging früh in den Garten und
ahete ſich dem Pförtchen, welches eine weite
usſicht in das Feld gewährte, als dieſes raſch
ufging, und, mit einem Fichtenzweige und eini-
en Blumen in der Hand, Heinrich hinein trat.
„Amalie!“ rief er aus; ſie erröthete und erblich
echſelsweiſe; er fühlte, daß ihre Hand in der
einen zitterte; „Amalie,“ rief er mit ſanfter
Stimme, indem er ihre Hand an ſein Herz
rückte, „darf ich dereinſt im Beſitz eines Amtes,
as uns für Nahrungsſorgen ſchützt, darf ich dann
m dieſe Hand mich bewerben?“ Ein ſanfter
Händedruck, eine Thräne, die dem Auge bei
einem leiſen Seufzer entrann, waren für ihn
laut ſprechende Antworten. Er ſchloß ſie in
ſeine Arme. „Amalie!“ rief er aus, indem er
den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte, „ich bin
Dein auf ewig, kein Ziel zu erringen ſoll mir

jetzt zu schwer seyn, und um mein Glück — d
Amalie, ich hoffe auch Dein Glück zu befördern! —
verlasse ich so schnell als möglich dieß Haus
Die Bitte, nicht zu verzagen, wenn auch unüber=
windlich scheinende Hindernisse uns in den Weg
treten, nur diese, Du wirst sie erfüllen." „Ge=
wiß, mein Heinrich!" sagte Amalie; „aber bis
dahin, daß wir einander die Hand am Altare
reichen können, bleibt unser Bund für Jeden
ein Geheimniß." So wurde die Verbindung
zweier edlen Herzen geschlossen, die des höchsten
Glücks so werth schienen. Jäger aber blieb
seiner, Amalien gegebenen, Zusage so getreu,
daß er mir, seinem innigsten Jugendfreunde,
davon ein Geheimniß machte, und bloß ein Seh=
nen nach Beförderung und Unabhängigkeit für
den Grund seines Entschlusses ausgab. Er
schrieb an einige seiner Bekannten, hatte unter
diesen schnell einen Hauslehrer an seine Stelle
ausgemittelt, machte Römern damit bekannt, und
verließ, so sehr dieser hierdurch überrascht wurde,
so sehr er ihn durch eine beträchtliche Gehalts=
erhöhung zu fesseln suchte, das Haus desselben.
Durch die Erzählung seiner Kinder hatte Römer
von dem Spaziergange und den Anlagen am
Bache Nachricht erhalten, und am Tage vor
Jägers Abreise hier noch ein kleines Fest veran=

ſtaltet. Dieſer fühlte ſich durch die Einladung überraſcht; nur die Gegenwart des Predigers und ſeiner Frau und ihre bedeutenden Blicke konnten ihn und Amalien zur Kälte beſtimmen. Die ganze Geſellſchaft ging bei dem Kirchhofe vorüber. „Laſſen Sie mich", ſagte Jäger, „hier noch eine kleine Wallfahrt verrichten." Er ging zu dem Grabe ſeiner Aeltern, Alle blieben mit ſchonender Rührung in einiger Entfernung ſtehen, er rauſte noch einiges Unkraut aus, brach ein Paar von den Blumen, die er auf dem Grabe gepflanzt hatte und legte ſie ſorgfältig in ſein Taſchenbuch. „O," ſagte er beim Zurückkehren, indem er ſich zu ſeinen Zöglingen wandte, „Euch, meine Lieben, empfehle ich die Sorge für dieſe mir ſo theure Stelle." „Ich," ſagte Amalie mit leiſer bebender Stimme, „will ſie häufig daran erinnern und ſelbſt an dieſer ſchönen Sorge Theil nehmen." Er dankte ihr nur durch einen Blick, aber ſeine und Amaliens Einſylbigkeit bei dem ganzen Feſte wurden von Römer auf Rechnung dieſer Rührung geſchrieben. „Beſuchen Sie uns doch," bat dieſer, „ſo oft es Ihnen Ihre Zeit geſtattet, und wenn Sie mich in jedem Fall als Ihren, als Ihres Vaters Freund betrachten, ſo werde ich Ihr Zutrauen mit Dank erkennen." Amalie ſchien eine einſame Zuſammenkunft mit

ihm zu vermeiden, doch als er eine Stunde vor seiner Abreise nach dem Garten ging, traf er sie dort allein an. Sie erneuerten ihre Zusage, aber die Erlaubniß, an sie zu schreiben, lehnte sie mit der Aeußerung ab, der Verleumdung keinen Stoff geben zu wollen. Durch Römer und seine Zöglinge, mit denen er ja in Briefwechsel bleibe, werde er von ihr Nachricht, selbst zuweilen in einem solchen Briefe ein Paar Zeilen von ihrer Hand erhalten. Auch würden sie ja, wenn er dieß Haus besuchte, sich oft mündlich sprechen, „und wenn wir getrennt sind," sagte Amalie, „so —" sie überreichte ihm eine Brieftasche, worin sie mit ihren Haaren eine Rose, zwei Vergißmeinnicht und „der 15. Junius" genäht hatte. Dieß Geschenk entzückte ihn; er riß aus seinem Taschenbuche die Blumen hervor, die er vom Grabe seiner Aeltern gepflückt hatte, legte sie in diese Brieftasche, diese auf sein Herz, eine Umarmung trennte nun die beiden Liebenden, und Jäger, der immer nur sein hohes Ziel im Auge hatte, arbeitete mit Riesenkraft. Sein Fleiß, seine Talente und seine hohe Sittlichkeit erwarben ihm überall Achtung und Liebe, selbst Bewunderung. So verstrichen zwei Jahre. Jäger fand bei jedem Besuche in Römers Hause, daß Amalie noch die alte war, doch befremdend

war es für ihn, jederzeit, wenn er in den Ferien kam, ihre Mutter dort anzutreffen, und von dieser mit zurückstoßender Kälte behandelt zu werden, indem sie zugleich ihre Tochter so beobachtete, daß er, der sie durchaus nicht zu irgend einem heimlichen Schritte bestimmen wollte, nur selten einen Augenblick erhaschen konnte, mit ihr allein zu seyn, und das zuvorkommende Benehmen der Commerzienräthin gegen Römer schien ihm darauf hinzudeuten, daß die schlaue Frau, die noch immer von ihren eigenen Reizen, und der Kunst, solche durch einen zweckmäßigen Anzug zu erhöhen, keine geringe Meinung hatte, bei ihren beschränkten Vermögensumständen durch eine Verbindung mit diesem reichen Manne für ihr Alter zu sorgen suche. Ihm genügte Amaliens Liebe und die Ueberzeugung, sich täglich seinem Ziele mehr zu nahen. Vertrauensvoll bat er Römern um den Vorschuß der Kosten, da er sich die Würde als Doctor der Rechte erwarb, mit Freuden wurde dieß Gesuch gewährt, und da der allgewaltige Minister ihm die Stelle seines geheimen expedirenden Secretairs antrug, wodurch er bald ein allgemeiner Gegenstand des Neides wurde, so erfolgte auf seine Bitte, um sich einrichten und kleiden zu können, noch eben so willig ein zweiter Vorschuß. Daß er in kur-

zem eine glänzende Versorgung haben
daran zweifelte Niemand, besonders da d
zende Olympia Biondetta, die erste Opersä
und, wie man sich ins Ohr sagte, die z
Freundin des Ministers, ihn mit zuvorko
der Aufmerksamkeit behandelte, ihn, de
ausgezeichnete Tenorstimme hatte, verschied
besonders bei kleinen musikalischen Unterhalt
im Hause des Ministers, mit ihr zu
aufforderte, und Jäger, der, so ungern e
Annäherung mit einer Person ertrug, d
nicht achten konnte, glaubte doch, um Am
willen, keinen Schritt unterlassen zu m
der die Gunst des Ministers, und ihm hie
eine nahe Beförderung sichern könnte. Er
sich daher auch den unbedeutenden Gehalt, w
der äußerst eigennützige Mann ihm aus
hatte, gefallen lassen, ob er gleich damit
zu bestehen, viel weniger die empfangenen
schüsse zurückzuzahlen im Stande war."

„Der allgemeine Ruf nannte ihn bald
Günstling des Ministers, und der Neid
noch hinzu, daß der schöne, junge Mann
hierbei der zärtlichen Gewogenheit der sch
Olympia verdanke. Er selbst wußte dieß
sah es aber mit Angst und Wehmuth, daß
freundlichen Nachschriften von Amaliens H

immer seltner wurden, zuletzt völlig ausblieben; um so mehr suchte er seine Anstellung zu betreiben. „Unmöglich, lieber Jäger," sagte der Minister, „kann ich Sie so schnell entbehren, aber für jedes Opfer, das Sie mir bringen, verspreche ich Ihnen auch", dieß fügte er mit vertraulichem Lächeln hinzu, „einen um so reichlichern Ersatz." So vergingen wieder zwei Jahre. Oft, wenn er verzweifeln wollte, zog er Amaliens Brieftasche hervor, und hoffte, so wie Dante, durch Hölle und Fegefeuer doch endlich zu dem Paradiese zu gelangen."

„An vielen glänzenden Gesellschaften Theil zu nehmen gezwungen, und zu stolz, um manche Anerbietungen oder Geschenke anzunehmen, wurde seine Lage oft drückend; unvermögend, sich noch einen andern Vorschuß von Römern zu erbitten, sah er sich gezwungen, Schulden zu machen. Da er von Niemandem, der dafür seine Dienste bei dem Minister fordern konnte, ein Anlehn annehmen wollte, fiel er Noth gedrungen Wucherern in die Hände, und Kammerherren und Kammerjunker, die, ihrer 16, ja wohl 32 Ahnen ungeachtet, Jägern mit dem Minister traulich umgehen, sich von beiden gleichgiltig behandelt sahen, unterließen es nicht, auszubreiten, daß Jäger der Verschwender, das Werkzeug von

Wucherern wäre, mit deren Hilfe man
seine Vermittelung Ungerechtigkeiten vom
ſter erhalten könne. Jäger wußte und
hiervon nicht einmal etwas; er verdoppelte
Briefe an Römer und ſeine Zöglinge, und
wurde Amalie darin vergeſſen, wenn er
ihrer Verabredung eingedenk, immer mit
höchſten Schonung verfuhr. Das Vertrauen
Miniſters ſtieg täglich; er begleitete ihn ſelb
den kleinen Abendmahlzeiten, die in einer
zenden Villa, welche Olympia nahe bei der
beſaß, und ganz nach ihrer Phantaſie zu e
Feenpalaſte geordnet hatte, häufig gegeben wurd

„Aber dieß Alles gewährte ihm keine Fr
denn ſo oft er um ein Amt bat, ſo wurde
und wegen der häufigen Wiederholung, z
ſelbſt mit ungnädiger Aeußerung zurückgewi
Jäger hatte indeß Einiges in ſeinem Fache
Schriftſteller mit Beifall geliefert; aus Verz
lung beſchloß er jetzt, den Ruf auf irgend
auswärtige Univerſität zu ſuchen, und leitet
dieſer Abſicht mit verſchiedenen Gelehrten e
lebhaften Briefwechſel ein, theilte auch ſei
Freunde Römer die Hoffnung mit, bald, n
gleich außer dem Vaterlande, eine Anſtellun
erhalten. So ſtand die Sache, als er verſchw
allein die allgemeine Sage, die immer nur

dem Andern ins Ohr flüsterte, verkündete es dennoch, daß er in einer Nacht heimlich verhaftet, und nach der Festung Riesenberg als Staatsgefangener gebracht wäre. Ein gefährlicher, verrätherischer Briefwechsel mit dem Auslande sollte nach der Meinung der Mehrsten hiervon die Ursache seyn, von Andern aber wurde leise darauf hingedeutet, daß eine von dem Miniister entdeckte Vertraulichkeit mit der schönen Olympia den Grund seines Unglücks gelegt habe. Vertheidiger fand er gar nicht. Seine Freunde waren nicht unterrichtet; nur ich, sein Universitäts- und Jugendfreund, behauptete ohne Scheu mit männlicher Entschlossenheit seine Unschuld, und daß eine gerichtliche Untersuchung diese gewiß beweisen würde, und behauptete dieß auch bei jedem Besuche in Lindenberg im Hause Römers, wo Jedermann Theilnahme für ihn fühlte, mit Ausnahme der Commerzienräthin, die alle gehässigen Gerüchte so recht aus einander zu zerren, und ihn als einen Niederträchtigen darzustellen bemüht war. Daher vermied ich zuletzt voll Unwillen dieß Haus, da ich dort einen Freund auf eine so unwürdige Art beurtheilen hörte; er selbst schien vergessen. Endlich erhielt ich einen Brief, worin er mir eine Vollmacht übersandte, wodurch er mir auftrug, alle seine

in der Hauptstadt befindlichen Sachen in Empfang zu nehmen, Alles, mit Ausnahme einiger Bücher, worin sich Anmerkungen von der Hand seines Vaters befänden, zu verkaufen, seine Schulden, und hierunter auch den von Römer erhaltenen Vorschuß, abzutragen, und ihm, dem die Betretung der Residenz untersagt wäre, von dem Abschluß des Geschäfts die Nachricht nach einem benachbarten Landstädtchen zu senden, worin er jetzt seinen Aufenthalt genommen hätte. Jetzt erfolgten die dringendsten Bitten, diesen bei mir zu wählen, die er aber, ungeachtet aller Betheurung, daß mir dieß bei aller Wichtigkeit des Ministers nichts schaden könne, dennoch ablehnte. Da ich nun, weil ich es für Pflicht hielt, ihn seiner drückenden Einsamkeit zu entreißen, einst unerwartet selbst erschien, an die Auftritte unserer Jugend, an alle Stellen, welche wir als Knaben besucht, an das Grab seiner Aeltern erinnerte, da, indem er mir mit einem tiefen Seufzer die Hand mit Herzlichkeit drückte, sagte er, wenn gleich mit beklemmter Brust: „ich komme mit Dir!" Noch während der Reise erzählte er mir, daß, nachdem der Minister sich einmal den Schritt erlaubt hätte, ihn insgeheim verhaften zu lassen, er an der Wiedererlangung seiner Freiheit um so mehr verzweifelt hätte, da

man ihm den Genuß der freien Luft, Bücher, Feder und Papier, ja sogar dem Gefangenwärter mit ihm zu sprechen, untersagt hätte; oft wäre daher schon der Gedanke an Selbstmord erwacht, immer aber hätte ihn Amaliens Bild und ihre Brieftasche, nebst den darin befindlichen Blumen vom Grabe seiner Aeltern, die er durch die Theilnahme des Officiers, der ihn verhaftet und nach der Festung gebracht, behalten habe, von diesem Vorhaben zurückgehalten."

„Jetzt aber," fuhr er mit inniger Betrübniß fort, „jetzt ist Alles verloren!" und nun erfuhr ich erst sein Verhältniß mit Amalien, das er, seiner ihr gegebenen Zusage getreu, mir sogar verborgen hatte. Wie und wodurch er die Freiheit erhalten hatte, konnte er sich selbst nicht erklären; sie war ihm ertheilt worden, nachdem er zuvor einen Revers an Eidesstatt unterzeichnet hatte, nie die Hauptstadt zu besuchen, jede Belästigung des Fürsten zu unterlassen, und sich weder mündlich noch schriftlich über die Ursache seiner Verhaftung während seiner ganzen Lebenszeit zu äußern, auch allen Druck von Briefen, Documenten, die darauf oder auf seine Verhältnisse bei Hofe, und was er dort erfahren, Bezug hätte, zu hintertreiben. „Der Gedanke an Amalien, der Wunsch, von ihr nicht ver-

kannt zu seyn," rief er aus, „o, nur dieß kon
mich dazu bestimmen, und jetzt ist sie für m
auf ewig verloren. Das Leben hat für mich
rief er, „keinen Reiz; Deutschland will ich v
lassen, und unter fremdem Namen, unter neu
Umgebungen mein Vaterland, mein Schick
und Alle, die mir theuer und werth waren, Di
redlicher Freund, ausgenommen, Alles dieß n
ich wenigstens zu vergessen suchen." „Sol
denn bei Deinen Fähigkeiten", fragte ich, „D
ein akademisches Amt in Deutschland entgeh
können?" „Man hat mich," antwortete Jäg
indem er die Achseln zuckte, „weil ich das Ve
trauen des Ministers hatte, mit allen Gehei
nissen des Staats bekannt war, aber", fuhr
mit Heftigkeit fort, „mich nie zur Verräthe
herabwürdigen konnte, dennoch durch diesen Ve
dacht zu brandmarken gesucht. O, daß die Me
schen erbärmlich genug sind, mir nicht nur d
Glück, sondern auch die Ehre zu rauben!" —
ballte die Faust und blickte mit stummer Ve
zweiflung gen Himmel. „Freund, es ist e
Gott," rief ich voll herzlicher Theilnahme, „d
Tugend und Unschuld schirmt, und eine Ewi
keit, die uns lohnt." Wir beide schwiegen ei
Zeit lang. „Was doch", sagte Jäger, „den a
mächtigen Satrapen dahin bestimmt haben ma

mich wieder in Freiheit zu ſetzen?" Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, indem ich daran dachte, wie ſtolz dieſe Menſchen auf der einen, wie kleinmüthig und verzagt ſie auf der andern Seite ſind. „Sollteſt Du es wiſſen?" fuhr er fort. „Feigheit," antwortete ich, „die ich dem Elenden zutraute, indem ich mich nicht irrte, manche dumpfe Gerüchte über Deine Verhältniſſe mit Olympia, riefen mir einen Deiner Briefe ins Gedächtniß zurück; ich konnte ein Blatt davon trennen, worauf nichts ſtand, was auf irgend Jemand Bezug hat, und welches, außer mehrern freundſchaftlichen Nachrichten, auch dieſe Worte enthielt:

„Du erinnerſt mich an Odyſſeus und den „Geſang der Sirenen; ſey unbeſorgt. Olympia „iſt freilich ein reizendes Weib, ihr Geſang ſpricht „zum Herzen, aber das meine überliſtet ſie nicht, „und wenn ich auch zuweilen in den Gärten „dieſer neuen Armida verweile, ſo iſt es nicht „meine Neigung, nicht einmal mein Wille, der „mich dorthin zieht. Es bedarf daher keines „Zaubers, um mich ihr zu entreißen; nein, wer „den Unterſchied zwiſchen der zärtlichen, ſanften „und reinen Liebe, und den Künſten der Verführung und Buhlerei kennen gelernt hat, dem „wird es auch nicht ſchwer werden, in den ge-

„fahrvollſten Stunden der Verſuchung gleich einem „Joſeph zu handeln. Aller Glanz, der mich „umgiebt, macht mir nur Langeweile, und ein „Amt, wobei ich keine Arbeit ſcheue, ſobald ſein „Einkommen mich mit einer Familie für Noth „und Mangel ſchützt, iſt das einzige Ziel meiner „Wünſche."

„Dieſem Blatte fügte ich einen Brief ungefähr des Inhalts bei:

„Ein vertrauter Freund des Hofrath Doctor „Jäger, der nicht in den Gränzen des Fürſten„thums lebt, beſitzt, wie inliegendes Blatt von „der Hand deſſelben beweiſen wird, eine Samm„lung ſeiner vertrauten Briefe, worunter vielleicht „Einiges enthalten wäre, deſſen Veröffentlichung „Sr. Excellenz nicht gleichgiltig ſeyn dürfte, und „dieſer verpflichtet ſich auf Ehre und Gewiſſen, „ſobald Jäger ohne alle Kränkung und Beſchim„pfung die Freiheit erhalten würde, dieſe Briefe „zu vernichten."

„Dieſer Brief an den Miniſter hat ſeine Wirkung nicht verfehlt. Wohl aber waren alle Bemühungen vergeblich, Jägers innern Gram und ſeine traurige Stimmung zu verſcheuchen. Der Verkauf ſeines Hausraths, der überflüſſigen Kleidungsſtücken, und beſonders der herrlichen Bücherſammlung, hatte zur Tilgung aller Schul-

den, und auch zur Bezahlung von den bei Römer gemachten Anleihen, hingereicht. Aber es war auch nichts übrig geblieben, und er bot daher um so dringender Alles auf, ein Unterkommen zu finden. Ihm wurden Hoffnungen gemacht, ihm in einem der angesehensten Häuser zu Petersburg eine Hauslehrerstelle zu verschaffen, und jetzt erwachte der Gedanke, noch einmal das Grab seiner Aeltern zu besuchen. Er ging in einer schönen hellen Frühlingsnacht dorthin, und fand die Gräber mit Blumen und blühenden Gesträuchen bedeckt. „Wäre dieß bloß von deinen Zöglingen? sollte Amalie nicht mit darauf gewirkt haben? solltest du ihrem Herzen noch nicht ganz fremd seyn?" — Dieser Gedanke ergriff ihn lebhaft, und brachte, da er bisher nur Kälte gegen Amalien zu erzwingen gesucht hatte, wieder die Erinnerung an die schönsten Tage seines Lebens zurück."

„Schon brach der Morgen an, er wollte von Niemandem bemerkt werden, entfernte sich und eilte dem nahen Walde zu. Die mannigfachen Empfindungen, die auf ihn eingestürmt hatten, die vielen von ihm vorher schlaflos durchwachten Nächte, führten eine Ermattung herbei, die ihn von der gewöhnlichen Straße in den Wald hinein zu lenken, und sich auf einen bemoosten Stein

unter einer hohen Eiche zu setzen, bestimmte. Er entschlummerte, aus Mattigkeit an die Eiche gelehnt, und sah beim Erwachen, daß die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Ach, sie brachte ihm eine theure Erinnerung; jene Laube am Bache, sollte er diesen Ort verlassen, ohne sie zu sehen, wo er sich einst so glücklich gefühlt hatte? Freilich war der Bach noch eine Strecke entfernt, allein der Gedanke, dort gewiß in den Stunden des Vormittags Niemanden anzutreffen, bestärkte ihn nur in seinem Entschluß. Mit jedem Schritte pochte sein Herz stärker, alle unschuldigen Freuden, alle schönen Hoffnungen seiner Jugend, alle seine gescheiterten, glänzenden Pläne, lagen vor seiner Seele. Er schnitt einen Zweig ab; diesen Stab wollte er mit in die Fremde nehmen. So näherte er sich dem Bache; wie labte ihn, den Ermatteten, jetzt das Wasser, das er aus dem klaren Bache mit der hohlen Hand schöpfte. Alles war noch wie vorher, der Weg neben dem Ufer und die blühenden Gesträuche. Er stand beinahe bei jedem Schritt, denn er geizte hier mit seinem Aufenthalt. Er horchte und lauschte, ob er nicht schon das Plätschern des kleinen Wasserfalls vernehme, da glaubte er einzelne Töne zu hören; er hielt es anfänglich für Täuschung, näherte sich noch einige

Schritte, er wollte umkehren; wenn es Amalie wäre? Die Ungetreue! und doch an diesem deinen Lieblingsorte? Eine Herzenskälte war ihr nie eigen, o, sie ist vielleicht unglücklicher als du bist. — Diese Gedanken wechselten in seiner Seele, ihm selbst unbewußt trieb sein Gefühl ihn vorwärts. Gott, es war ihre Stimme, ihre Harfe, ihr Gesang. Er wollte sie noch einmal sehen, unbemerkt durch die Blätter der Laube einen Blick nach ihr werfen. Der Gesang schwieg; er horchte, und glaubte tiefe Seufzer, ein leises Schluchzen zu vernehmen. Dieß preßte sein Herz, kaum wagte er zu athmen, da begannen aufs Neue die Harfentöne. Es war eine sanfte, traurige Melodie, und bald begann nur halblaut, als wenn Amalie ihr Geheimniß selbst nicht der Einsamkeit anvertrauen wollte, doch mit inniger Rührung, der Gesang:

„Für mich ist Trost vielleicht im nahen Grabe,
Doch Heinrich! — ach! — o Vorsicht steh' ihm bei.
Mach', — wenn ich ihn auch gleich verloren habe,
Mach', daß er froh und glücklich sey."

„Er lag zu ihren Füßen. Sein plötzliches Erscheinen, seine bleiche Wange, sein sonst so feuriges, jetzt beinahe erloschenes Auge — Amalie sank ohnmächtig nieder. Er küßte ihre Hände, benetzte sie mit seinen Thränen; sie lag einer Leiche

ähnlich da; er pflückte hier einige ſtark riechende Blumen, die er ehemals ſelbſt gepflanzt hatte. Das Beſprengen mit Waſſer, der Geruch der Blumen, riefen ſie ins Leben zurück. „Unglücklicher Mann,“ ſagte Amalie, deren Blick mit herzlicher Theilnahme auf ihm ruhte, „wie kommen Sie hierher?“ Denn ſie hatte von ſeinem ihr ſo nahen Aufenthalte nichts gewußt. Seine Begebenheit erzählte er ihr nun mit wenig Worten. „Ich wollte“, fügte er hinzu, „dieſen Ort noch einmal ſehen, und nun, Amalie, ſage mir, biſt Du glücklich?“ Sie ſchwieg ſeufzend. „Amalie, biſt Du glücklich?“ wiederholte er mit Heftigkeit. „Ich ſuche durch Erfüllung meiner Pflichten glücklich zu werden.“ „Es iſt kein Zufall,“ rief Jäger, „es iſt die Hand der Vorſehung, die uns zuſammenführt, aber was Du auch durch das Gerücht von mir erfahren haſt, ich bin unſchuldig; mich feſſelt eine eidliche Zuſage, und doch glaube ich mich rechtfertigen zu können. Amalie, ich will nicht Deine Tage trüben, aber kannſt Du Dich rechtfertigen, ſo will ich mit leichtem Herzen auf ewig von Dir ſcheiden.“ — Sie ſchwieg einen Augenblick; „Du ſollſt mich nicht verachten,“ ſagte ſie, „und ſo will ich die Wunde aufreißen.“ Da tönte ein Jägerhorn. „Um Gottes willen!“ rief Amalie, „mein Mann hat eine große Jagd

veranſtaltet, hier ſoll gefrühſtückt werden, eile, entferne Dich!" „Deine Rechtfertigung!" rief Jäger, „wo, wann ſpreche ich Dich wieder?" „Nimmer, nimmer!" rief ſie Hände ringend, „aber unter der Linde, in welcher, wenig Schritte von hier, noch unſere Namenszüge ſtehen, da liegt ein Stein, hinter dieſem findeſt Du morgen Alles ſchriftlich. Nun aber erbarme Dich, mein Leben, meine Ehre!" — „Wohin?" fragte Jäger, „daß mich Niemand erblickt oder mir begegnet?" „Bald möglichſt über den Fluß, er macht die Gränze," rief Amalie. Er ſchloß ſie mit wüthender Heftigkeit in ſeine Arme, bedeckte ihren Mund mit ſeinen Küſſen. Sie riß ſich los; „meine Ehre," rief ſie aus, „wird dieſe auch gekränkt, ich überlebe es nicht!" Er ſtürzte ſich in den Fluß, das Waſſer reichte ihm bis unter die Arme; Amalie blickte ihm Hände ringend nach, er erreichte das andere Ufer, und verſchwand bald im dichten Geſträuche. Ich aber, der ihn ſchon voll ängſtlicher Beſorgniß lange zurück erwartet hatte, erſchrack, als ich ihn von Waſſer triefend zurückkehren ſah. Er fieberte heftig, und doch ſchon am Anbruch des folgenden Tages eilte er wieder fort. Er fand an der Linde noch die Anfangsbuchſtaben von ſeinem und Amaliens Namen, aber kein Papier war

hinter dem Stein; er wälzte ihn wüthend von seiner Stelle, umsonst; daß Amalie ihm nicht sogleich zu schreiben verheißen, dieß vielleicht am vorigen Tage, während des durch die Jagd veranlaßten Festes, nicht zu thun im Stande gewesen wäre, daran ließen ihn seine Ungeduld und die fehlgeschlagene Hoffnung nicht denken. Er lief nach dem Bache; „ha!" rief er aus, „die Regengüsse haben ihn tief genug gemacht;" er wollte sich hinein stürzen; doch Amalie, die Treulose, sie sollte es wissen. Er wandte sich zur Laube, der 15. Junius fiel ihm ins Auge, mit ihm erwachte die Erinnerung des vorigen Glücks. Er warf sich auf die Knie nieder, umschlang die kalten Steine mit seinen Armen, drückte die glühende Stirne daran; so fand ihn Amalie, als sie, eingedenk ihrer Zusage, in der Absicht, ihr Schreiben an die bezeichnete Stelle zu legen, hierher kam. Ihre Thränen, ihr Angstgeschrei, brachten den Unglücklichen zur Besinnung, aber es war nicht mehr der vorige, sein ganzes Wesen schien zerstört. „Amalie!" rief er aus, und umschlang ihre Knie, „ich kann ohne Dich nicht leben; gieb mir die Zusage, diese Sclavenkette, diese Fessel zu zerreißen. Deine Ehe war nicht Deine Wahl, Du kannst sie trennen, kannst wieder ganz die Meine seyn!" Er stürmte mit

ſeinen Liebkoſungen, ſeinen Bitten auf ſie ein; Amaliens Theilnahme, ihre vorigen Gefühle für den Unglücklichen erwachten, ſie verſprach ihm, nach zwei Tagen wieder hierher zu kommen, bat ihn, ſich bis dahin zu beruhigen, und reichte ihm das Blatt. Immer, ſo oft ſie ſich entfernen wollte, drang er in ſie, ihm noch einen Augenblick zu ſchenken, und nur mit Mühe gelang es ihr, ſich von ihm zu trennen. In jene Briefſtaſche, die er einſt von ihr erhielt, und die ſein größtes Kleinod war, da legte er auch dieß von ihr erhaltene Blatt."

„„Ich will Dich nicht durch die Schilderung meiner Gefühle noch tiefer beugen, und weil ich hoffe, daß es Dich tröſten kann, ſo will ich Dir ſagen, daß, ſo viel auch der allgemeinen Meinung nach gegen Dich war, eine innere Stimme in meinem Herzen Dich jederzeit für unſchuldig erklärte. Da uns aber einmal die Hand der Vorſehung getrennt hat, ſo hege ich auch den innigſten Wunſch, daß meine Rechtfertigung Dich nur beruhigen, nicht aber bei Dir das Verlangen erzeugen möge, Bande wieder anzuknüpfen, die einmal die Hand des Schickſals zerriſſen hat. Wenn mein Unglück, meine Leiden Dir Theilnahme einflößen, die Erzählung des Vergangenen Dir beweiſt, daß ich Deiner Achtung nie

unwürdig war, so bitte und beschwöre ich Dich, meine Ruhe zu schonen, und überzeugt zu seyn, daß nur in der Trennung, und so viel als möglich in der völligen Vergessenheit des Vergangenen, das wenige Glück zu finden ist, welches diese Erde uns darzubieten vermag. Du weißt, wie glänzend meine Jugend war, und wie schwer es meiner Mutter wurde, diesen Glanz zu entbehren. Sie bemerkte meine Liebe, und daß Du uns nie wieder in den Genuß des vorigen Ueberflusses setzen könntest, davon hielt sie sich überzeugt. Daher suchte sie uns zu trennen, doch mein Herz blieb Dir treu. Sie wußte es nun dahin zu bringen, daß ich verschiedentlich auf einige Tage zu einem Besuche nach der Residenz kam. Ich hörte hier Einiges von Deiner Anhänglichkeit für die Opernsängerin Olympia, Deiner Verschwendung, Deinen Schulden, zuletzt, daß man durch Bestechung Alles von Dir erhalten könne. Nie machte sie mich damit bekannt, wußte es aber doch immer dahin zu bringen, daß mir diese Nachrichten wiederholt mitgetheilt wurden. Du kennst Römern. Theils aus Gutmüthigkeit, theils um meine Abwesenheit zu vermindern, lud er meine Mutter zu sich ein, die nun häufig ganze Monate in seinem Hause hinbrachte, durch ein freundliches, zuvorkommendes

Betragen ſeine ganze Umgebung, die Dienſtboten ſelbſt durch Geſchenke und ſpäterhin durch ihnen gemachte Hoffnungen gewann. Jeder, der einige meiner Vorzüge rühmte, erhielt von ihr Beweiſe des Danks; es war daher kein Wunder, daß die Leute im Hauſe häufig davon ſprachen; die gebildeten Perſonen aber, die im Hauſe Umgang hatten, dachten ſo gütig, ſo freundſchaftlich gegen mich, daß Römer beinahe täglich mein Lob hörte, und zuletzt darin einſtimmte, Niemandem die Erziehung ſeiner Kinder beſſer als mir anvertrauen zu können. Hin und wieder erfolgten nun kleine Neckereien, die meine Mutter, die Feinheit genug beſaß, die Menſchen ihren Abſichten gemäß zu leiten, ohne daß ſolches von ihr auffiel, zu vermehren wußte. Römer, der ſo oft damit geneckt wurde, in mich verliebt zu ſeyn, glaubte dieß zuletzt ſelbſt, hoffte ſeinen Kindern keine beſſere Mutter geben zu können, und vergaß, da er ſein großes Vermögen für reichlichen Erſatz hielt, daß er beinahe 30 Jahre älter als ich war.""

„„Jetzt erfolgte Deine Verhaftung; der allgemeine Ruf klagte Dich an, durch Beſtechung zum Verräther des Vaterlandes erkauft zu ſeyn. Für ſo tief geſunken konnte ich Dich freilich nicht halten, aber verloren warſt Du für mich; Dich,

da man die Strenge des Miniſters kannte, den man durch Dich noch perſönlich beleidigt erklärte, nie wieder zu ſehen, davon war ich überzeugt, und ſo war es mir freilich gleichgiltig, wem ich mich hinopfern ſollte. Ich ſah es ein, daß ich, da mir Römer ſeine Hand angeboten hatte, ſobald ich ſie ausſchlüge, nicht länger in ſeinem Hauſe bleiben konnte, und wo ſollte ich ein Unterkommen für mich finden, geſetzt auch, daß ich dabei auf alle die Vortheile, die meine Mutter durch Römern genoß, keine Rückſicht genommen hätte? Dennoch konnte ich mich nicht entſchließen. Ich dachte, Du Theurer! noch immer an Dich, an die ſchönen Hoffnungen meines frühern Lebens; allein meine Mutter kränkelte ſeit einiger Zeit, ne forderte nichts von mir, aber ich ſah zuweilen ihr Auge voll Thränen, hörte ihr Jammern und ihre Beſorgniß, einſt auf dem langen Krankenlager, auch von mir entfernt, ſich ganz allein überlaſſen zu werden. Es war meine Mutter, ich wußte, an welche Bedürfniſſe ſie von Jugend auf gewöhnt war, fand ihre Beſorgniß nicht ungerecht, Römer drang auf Entſcheidung. Er beſaß meine Hochachtung; ich hoffte, daß er nur Dankbarkeit, nur kindliche Liebe einer Tochter von mir fordern würde, und ſo gab ich mich hin. Der Gedanke, meine Pflicht

als Tochter erfüllt zu haben, den Herbst eines redlichen, achtungswerthen Mannes aufzuheitern, seinen Kindern gute, treue Mutter zu seyn, übertäubte mein armes Herz, und nur die Einsamkeit sah zuweilen meine Thränen. Ach, sie flossen häufiger, da Römer auch Erwiederung seiner Zärtlichkeit forderte. Mein Gewissen sagte mir, daß er hierzu ein Recht habe, und der Gedanke, daß ich ihn hintergangen, mich ihm verkauft hätte, und daß ich die Erinnerung an Dich noch nicht aus diesem Herzen zu reißen vermochte, erzeugte ein Gefühl eigner Unwürdigkeit, das nie aus meiner Seele weicht, mir jede Lebensfreude, jeden Genuß vergällt. Ich wünschte es, und wollte doch auch wieder nicht, daß Du Dich rechtfertigen könntest, denn schon unterliege ich meinem Gram. Aber solltest Du mich weder als leichtsinnig, noch strafbar verdammen, mich bloß, wie mir dieß mein eignes Herz in minder stürmischen Augenblicken sagt, für ein unglückliches Opfer des unvermeidlichen Schicksals erklären? O Heinrich, ich fühle, daß schon in dieser Bitte ein Unrecht liegt, aber es hängt davon der letzte Ueberrest meiner Ruhe ab. Laß mich unter diesem Stein auch Deine Verzeihung finden. Deine Rechtfertigung glaube ich, und da Dich Eide binden, so fordere ich sie nicht.

Denn ein Eid, vor dem Auge des Ewigen geleistet, und nicht mit der höchsten Gewissenhaftigkeit erfüllt, o! er macht schon hier das Daseyn zur Hölle. Drum vermeide meine Gegenwart; es giebt eine Ewigkeit und einen Allbarmherzigen, der die Schwächen seiner Geschöpfe kennt. Standhaft wollen wir dulden, vielleicht, daß bald die letzte Stunde ruft. Auf ewig, lebe wohl!""

„Bei der Zurückkunft meines Freundes entging es mir nicht, daß er krank war; ich bot Alles auf, ihn zu beruhigen, wollte nach einem Arzte senden; mit Ungestüm schlug er dieß aus, ließ sich aber doch den Gebrauch einiger kühlenden Mittel gefallen, und da ich ihn beinahe nie verließ, ja die unschuldige, angenehme Erinnerung aus unsrer Jugendzeit wieder zu beleben suchte, und Heinrich, wenn gleich nicht ohne Wehmuth, Theilnahme dafür äußerte, ich aber Amaliens dabei mit keiner Sylbe gedachte, und er mir von dem Vorgefallenen ein Geheimniß machte, so gab ich selbst den anfänglichen Gedanken auf, daß etwas Außerordentliches vorgefallen wäre, sondern maß der Erzählung, daß er, der den Bach an einer ihm noch von Alters her als seicht bekannten Stelle über den darin liegenden Steinen zu durchschreiten gesucht hätte, von diesen

hinabgeglitten wäre, Glauben bei, und ſchob nun Alles auf den Grund des Schreckens und der Erkältung, beſonders da Heinrich immer beruhigter zu ſeyn ſchien. Denn ſein Entſchluß war gereift, und dieſem, ſo ſchrecklich er auch war, verdankte er die anſcheinende Ruhe. So verſtrichen zwei Tage. Am Mittage des dritten genoß er wenig, ein Spaziergang, meinte er, würde ihn zerſtreuen. Ich bot ihm meine Geſellſchaft an; „Du vergißt," ſagte er, „daß es heute Sonnabend iſt, daß Du mir ſchon dieſe Tage hindurch ein ſo großes Opfer Deiner Zeit gebracht haſt und morgen predigen mußt. Du haſt aber morgen einen ſtrengen Recenſenten zu befürchten, denn ich komme in Deine Predigt. Willſt Du mir aber einen alten Freund zum Begleiter geben, ſo gieb mir den Frühling von Kleiſt, damit ich mich wieder in meine ſchöne Jugend hinein träume." Ich wurde durch dieſen ruhigen Ton völlig getäuſcht, fühlte mich von dem Gedanken, morgen durch meine Predigt auf das Herz meines Freundes wirken zu können, ganz begeiſtert, erwiederte ſeine herzliche Umarmung, wurde aber dennoch nicht wenig beſorgt, als er gegen Mitternacht noch nicht zu Hauſe war, ging aber doch beruhigt zu Bette, als ich hörte, daß er, ehe er wegging, gebeten hatte,

die Hinterthüre nicht zu verſchließen, um, wenn er ſpät zurückkehre, durch dieſe in das Haus kommen zu können. Doch als ich früh erwachte, ſchlich ich leiſe in ſein Zimmer; ich fand ihn nicht. Meine Beſorgniß ſtieg mit jeder Minute; ich ſandte meine Leute umher, ihn aufzuſuchen. Schon verſammelten ſich die Einwohner der entfernten Dörfer; noch fehlte Heinrich. Ich ging, durch Angſt getrieben, wieder in ſein Zimmer. Eine Bibel lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche; ich blickte hinein, was er wohl geleſen hätte, fand ein hervorragendes Papier, und las mit Entſetzen:

„„Ich habe ſie wieder geſehen, Amalien, von deren Gegenliebe ich mich vormals überzeugt glaubte; ſie iſt für mich jetzt auf ewig verloren, und feſt iſt die Ueberzeugung, ohne ſie iſt auf Erden für mich kein Glück. Mit ihr zu leben hat mir ein unbarmherziges Schickſal verweigert, mit ihr zu ſterben! — Freund meiner Jugend, Du einzige redliche, treue Seele, die mich nie verdammte, eine Thräne des Dankes fällt noch auf dieſes Blatt. Sorge dafür — erfülle dieſe letzte Bitte — begrabt uns am Fuße jenes Altars, den einſt am 15. Junius, o, es war der glücklichſte meiner Tage! Liebe und Hoffnung erbauten. Nur ein Gott kann Deine treue Freundſchaft

lohnen. Vergieb jeden Kummer, jeden Schmerz Deinem unglücklichen Heinrich!""

„Zitternd, einer Leiche ähnlich, stand ich da, und vermochte mich kaum aufrecht zu halten, als meine Frau ins Zimmer stürzte. „Der Knecht, den Du zu Pferde aussandtest," sagte sie, „kam so eben aus Lindenberg" — „und Heinrich ist todt?" fragte ich, indem ich das nasse Auge gen Himmel schlug. „Bloß krank," antwortete meine Frau, „aber von dem wackern Römer freundlich in sein Haus aufgenommen, der auch schon nach dem Arzte schickte."

„Ich warf mich auf die Knie nieder, hatte keine Worte, nur Thränen des Danks gegen die Vorsehung, welche die entsetzliche That, die ich nur ahnete, verhindert hatte. Jetzt tönten die Glocken; ich ging in die Kirche. Noch nie hatte ich so gepredigt. Ich sprach vom Vertrauen auf die Vorsehung. Meine Worte waren die eines Begeisterten; kein Auge blieb trocken. Nach vollendetem Gottesdienste eilte ich nach Lindenberg, und erfuhr jetzt von Römer, daß man meinen Freund bei Anbruch des Tages in wilder Phantasie auf dem Kirchhofe neben dem Grabe seiner Aeltern gefunden, ihn in diesem Zustande in das Wirthshaus gebracht, von da er ihn, der beinahe ganz bewußtlos wäre, in seinem Wagen abgeholt,

und was zu thun möglich gewesen, bereits geleistet hätte. Ich eilte an das Lager des Kranken. „Wie ist Dir, lieber Heinrich?“ sagte ich mit sanfter Stimme, indem ich seine Hand ergriff. Er schlug die matten Augen auf und warf einen wilden Blick auf mich. „Ich sah ihren Geist!“ rief er aus; „er entstieg dem Grabe, gerade als der schändliche Gedanke in meiner Seele aufstieg. Ihr letztes Gebet, ihr letzter Segen —“ er sank kraftlos zurück. Der Arzt kam, und erklärte Heinrichs Lage für höchst gefährlich. Auch er war ein Freund des Kranken, bot Alles, was die Kunst vermochte, für ihn auf, und ungeschwächte Lebenskraft unterstützten seine Bemühungen; es zeigte sich ein Schein von Genesung. Römer ward außer sich vor Freude, auch Amalie, die zu gleicher Zeit krank lag, war außer aller Gefahr. „Hoffen Sie“, fragte er den Arzt, „Jägers völlige Genesung?“ „Ich kann“, antwortete der Arzt, „nur für den Körper handeln, aber eine tiefe Schwermuth, die den Geist des herrlichen Mannes niederdrückt, nur Religion und die Zeit vermögen es, diese zu lindern.“

„Ich war auf Römers Bitte beinahe täglich um den Kranken. Er hatte während seines Aufenthalts in diesem Hause Amalien noch nicht erblickt, ja man hatte sorgfältig ihm nicht einmal

ihren Namen genannt. Auffallend war daher für mich die ruhige Kälte, womit er sich einst bei Römer nach dem Befinden seiner Gemahlin erkundigte. „Sie hat sich", antwortete dieser, „beinahe völlig erholt, und denkt Ihrer oft mit herzlicher Theilnahme." So vergingen einige Tage; der Arzt erklärte, daß die Krankheit völlig gehoben wäre, die zurückgebliebene Schwäche nur die Zeit heben könne, und ich fragte jetzt meinen Freund, ob er wieder zu mir zurückkehren wolle. Er nahm dieß dankbar an; aber Römer bat dringend, daß er doch sein Haus noch nicht verlassen, seine völlige Genesung bei ihm abwarten solle; er bat so dringend, daß mir und meinem Freunde dieß unerklärbar war. „Nur noch wenige Tage," fügte er zuletzt hinzu. So verstrich noch eine Woche. Jetzt, es war ein schöner Sommermorgen, lud Römer ihn und mich ein, im Garten zu frühstücken; das Anerbieten wurde angenommen, und am Arme des Arztes erschien auch Amalie. Ihre, von der Krankheit zurück gebliebene, Blässe machte jetzt einer sanften Röthe Platz. „Dir ist doch wohl, meine Liebe?" sagte Römer; sie küßte seine Hand, auf welche ein Paar Thränen herabflossen. „Lieber Freund!" sagte Römer mit sanfter, freundlicher Stimme, „Sie sagten mir, als Sie noch in

meinem Hause waren, mehr als ein Mal, daß Sie mich gleich Ihrem Vater betrachteten, und doch —" er ergriff Jägers und Amaliens Hand — „und doch — Kinder! ich will nicht mit Euch hadern, aber warum brachtet Ihr aus Mangel des Zutrauens mich dahin, der Urheber Eures Unglücks zu seyn? Von zwei so guten Menschen als Vater geliebt und geehrt, werde ich mich glücklicher fühlen, als an der Seite dieser guten Tochter, die sich mir hingeopfert hat. Und daher keinen Dank, in wenig Tagen wird das Geschäft der Ehescheidung beendigt seyn. Ich trete Ihnen dieß von mir gepachtete fürstliche Amt ab, handle als Ihr ratgebender Freund, beziehe ein, nur eine halbe Meile von hier gelegenes Gut, und so leben wir, wie ich hoffe, einer glücklichen, frohen Zukunft entgegen." Die Rührung, die Aeußerungen des Danks, o, diese druckt kein todter Buchstabe aus, aber als der erste Taumel vorüber war, da wurde Jäger nachdenkender. „Es ist zu viel," sagte er zu Römern, „ich unterliege dieser Großmuth." „Nicht doch," antwortete Römer, „rechnen Sie mir nicht zu hoch an, was ich bloß aus Liebe zu mir selbst thue. Sie kennen meine treuherzige Weise. Daß meine Schwiegermutter mich leitete, ahnete ich nicht, aber bald nach der Hochzeit bemerkte ich täglich

immer mehr und mehr, daß Amalie nicht glücklich war. Die Nachricht von Ihrer Verhaftung gab mir einen völligen Aufschluß, und allerlei Gerede, durch die Frau unsers Predigers verbreitet, schafften mir bald die kränkende Ueberzeugung, gemißbraucht zu seyn, Euer Glück zerstört, das meinige nicht bewirkt zu haben. Meine Schwiegermutter, längst schwindsüchtig, ließ mich, da ich thörichte Forderungen nicht befriedigen wollte, manchen Ausbruch von übler Laune fühlen, und da ich zuletzt, aufs Höchste gereizt, ihr auch meinen Unwillen äußerte, da sagte sie es mir bei den Aufwallungen ihres Jähzorns, daß sie es bedaure, ihr Kind unglücklich gemacht, und einem Manne verkauft zu haben, der sich in Allem, selbst zu einer Heirath, und nur in einem einzigen Punkte nicht leiten lasse, wenn es auf seinen Geldbeutel ankomme.""

„„So war unser Verhältniß schon, ehe Sie hier ankamen. Hätte ich Ihre Nähe gewußt, ich würde Ihnen entgegen gekommen seyn. Von Ihrer Unschuld war ich durch den Finanzrath von Helmold, Ihren wahren Freund, längst unterrichtet, und es lag mir nichts sehnlicher am Herzen, als ein Glück wieder herzustellen, das ich zerstört hatte. Leicht schlug daher mein

Herz, als ich Sie in meinem Hause aufnehmen konnte; ich hatte die Ueberzeugung, daß Gott Sie mir zugeführt habe, um so mehr, da die Nachricht von Ihrem Schicksale und zugleich Amaliens Krankheit auf meine bereits gefährlich kranke Schwiegermutter so lebhaft wirkten, daß sie, die ohnehin sehr entkräftet war, nach ein Paar Tagen starb. Ihr, meine lieben Kinder, wart einige Wochen hindurch dem Tode so nah, daß ich nur für Eure Wiederherstellung, nicht für Euer Glück handeln konnte. Aber der Zufall — nein, die gütige Vorsehung — hatte mich mit Euren Gesinnungen bekannt gemacht, denn dieß Papier war bei Ihrem Entkleiden aus Ihrem Busen gefallen; in der Hoffnung, daß es vielleicht durch Aufschlüsse über Ihr Schicksal uns Beiden nützlich werden könne, warf ich einen Blick hinein, sah Amaliens Hand, und meine Hochachtung für die Leidende stieg, so wie die Ueberzeugung, daß ich mein Unrecht verbessern müsse. Daher ist es kein Opfer, was ich Ihnen bringe, nein, dieser Schritt beruhigt vielmehr mein eignes Herz." Das Papier, welches er jetzt Jägern zurückgab, hatte an jenem Abende, an welchem dieser Amalien in der Laube am Bache, ihrer von ihm abgedrungenen Zusage gemäß, erwartete, dort auf den Steinen so gele-

gen, daß es ihm sogleich beim Hereintreten ins Auge fiel; es enthielt die Worte:

„„Nicht ohne harten Kampf, nach vielen Thränen und manchem inbrünstigen Gebete nach Beistand zu Gott, habe ich die feste Ueberzeugung, daß es mir mein Gewissen untersagt, Sie zu sprechen. Zwei Mal geschah es ohne meinen Willen durch Zufall, und dieses macht mich frei von Vorwürfen. Aber geschähe es mit Vorsatz, begünstigte ich unsere Zusammenkunft, so wäre die Strafe eines unruhigen, mit Recht geängstigten Gewissens mein Loos. Mich fesseln Dankbarkeit und Pflicht. Ich kann unglücklich, sehr unglücklich, aber ich will nicht strafbar seyn, und habe ich für Sie noch einigen Werth, so beschwöre ich Sie bei jener Achtung, deren ich nicht unwürdig bin, bei jener Schonung, die ich zu fordern ein Recht habe, bestürmen Sie mich nicht durch eine Leidenschaft, die ich nie erwiedern kann. Entfernen Sie sich aus dieser Gegend. Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen ehrwürdig und heilig ist, vermeiden und vergessen Sie die arme, unglückliche Amalie.““

„„Und nun, mein Sohn,“ sagte Römer, „wäre ich wohl der Achtung, der Liebe guter Menschen werth, wenn ich anders als gegenwärtig gehandelt hätte? Bloß Ihr Gegner, der

Minister, stand mir noch im Wege, aber er ist seit acht Tagen in Ungnade gefallen, und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Donna Olympia, welche eigentlich die Begünstigungen verkaufte, wozu sie den Minister oft gegen die Unwürdigsten bestimmte, und wovon Ihre Gegner, lieber Sohn, welche den Zusammenhang nicht kannten, Ihnen die Schuld beimaßen, hat sich, sobald sie den Sturz des Ministers erfuhr, plötzlich entfernt. Allein sie hat mit der Schlauheit einer Italienerin, sobald sie merkte, daß die Lage des Ministers schwankend wurde, so viel Schulden gemacht, daß ihre zurückgelassene Villa und ihr Hausrath schwerlich zur Bezahlung derselben hinreichen. Es ist daher Beschlag darauf gelegt. Der Finanzrath von Helmold hat unsern guten, bisher irre geleiteten Fürsten mit Ihrer Unschuld, Ihren Leiden bekannt gemacht, und so hoffe ich, in wenig Tagen Alles dem günstigen Ziele genähert zu haben, und die Freude, selbst glücklich zu seyn, selbst glückliche Menschen zu machen, o, sie wird mich noch verjüngen.""

„So handelte, so sprach der edle Greis, und die Vorsehung schenkte seiner schönen Absicht das Gedeihen, so daß selbst jede seiner schönen Hoffnungen übertroffen wurde. Helmold gehörte zu denjenigen, welche die Untersuchung gegen den

Miniſter betrieben, in deſſen Regiſtratur auch ein verſiegeltes Pack gefunden wurde, welches noch Jägers, bei ſeiner Verhaftung verſiegelte, Papiere enthielt. Verſchiedene, dem ganzen Lande höchſt zweckmäßige Vorſchläge, wovon der Miniſter einige ausgeführt und für die ſeinigen ausgegeben, die mehreſten unbeachtet gelaſſen hatte, verſchiedene Briefe von Unglücklichen, Witwen und Waiſen, die Jäger vertreten und deren Leiden er abgeholfen, oft aus eigner Caſſe vermindert hatte, ſeinen Briefwechſel mit auswärtigen Gelehrten, worauf man den Verdacht einer Landesverrätherei begründet hatte, und die jetzt offenbar bewieſen, daß er nur eine akademiſche Lehrerſtelle im Auslande zu erhalten bemüht geweſen war; dieſe wurden jetzt insgeſammt dem Fürſten vorgelegt, der ihn nun zum Profeſſor der Rechte ernannte, eine Stelle in der Geſetzcommiſſion, wegen ſeiner dem Lande ſo nützlichen Entwürfe den Civilorden ertheilte, und es ihm zur Pflicht machte, durch ähnliche Entwürfe, die er dem Fürſten immediat zuſtellen ſollte, fernerhin für das allgemeine Beſte wirkſam zu ſeyn. Römer forderte, daß Jäger dieß ausſchlage, ſich nicht mehr den unſichern Stürmen des Schickſals, und einem Geſchäftsleben überlaſſen ſollte, das ſo ſelten wahren Stoff zur Freude gewährt."

„„Nein!" sagte Jäger, „lieber guter Vater, Sie haben Söhne; diesen einen Theil ihres Vermögens oder künftigen Erwerbs zu entziehen, wäre ungerecht; diesen treten Sie dereinst Ihr Amt ab, dessen Bewirthschaftung Ihnen so viel Freude gewährt, wenn Ihr zunehmendes Alter Ihnen solches künftig zu beschwerlich macht.""

„Mit dankbarer Rührung nahm daher Jäger die gnädigen Anerbietungen des Fürsten an, und trat in seine neue Laufbahn, wo Mancher, der vorher in die Verleumdungen eingestimmt und sie sogar verbreitet hatte, sich jetzt an ihn zu drängen suchte. Ihn aber hatte wenigstens die Vergangenheit die Menschen kennen und behandeln gelehrt."

„Die Villa und der Hausrath der Donna Olympia wurden jetzt zum Besten ihrer Gläubiger verkauft. Einen Secretair derselben kaufte Helmold, und kam nach einigen Tagen mit Erstaunen zu Jägern. „Sieh hier," sagte er; „in einer geheimen Schublade fand ich einige Briefe unsers Exministers an seine Buhlerin, die Dir wahrscheinlich das unerwartete Glück zudachte, Dich mit ihrer Hand zu beehren. Lies."

„„Du hast Recht, Jäger ist ein Klotz; sich „eine halbe Stunde auf einer Gondel, an der „Seite eines so schönen Weibes, auf einem Teiche

„umherzuſchaukeln, und nachher in einem einſa-
„men Tempel, dem Amor und den Grazien ge-
„weiht, deren Bildniſſe ihn dort umgeben, ein
„Geſpräch von ſeinen vielen Geſchäften anzu-
„knüpfen — o, ich habe aus vollem Halſe ge-
„lacht. Doch muß ich Dich um Verzeihung für
„ihn bitten, da gewiß bloß die Ehrfurcht, die
„er für mich hat, und die Beſorgniß meiner
„Ungnade, ihn zu dieſer unnatürlichen, ihm gewiß
„ſelbſt martervollen Kälte verleitet haben. Wir
„müſſen ihn mit unſern Abſichten ein wenig
„deutlicher bekannt machen, und der Triumph,
„durch Deine Reize auch dieſen kalten Marmor
„erwärmt zu haben, wird um ſo herrlicher ſeyn.““

„Ein zweiter Brief, ein Paar Wochen ſpäter, gab einen noch nähern Aufſchluß.“

„„Du weißt, meine Olympia, daß Deine
„Wünſche auch die meinigen ſind. Allein, wer
„für Schönheit keinen Sinn hat, der könnte
„auch wohl gegen Dankbarkeit und Ehre unem-
„pfindlich ſeyn, und das ihm geſchenkte Ver-
„trauen als ein Unwürdiger mißbrauchen; ent-
„ledigen will ich mich daher dieſes gefährlichen
„Menſchen, der meinen höchſten Unwillen mit
„Recht verdient hat. Aber ich bitte Dich, dringe
„nicht mit Deinem eigenthümlichen Feuer darauf,
„ſchnell gegen ihn zu handeln, denn man kommt

„oft auch langsam und mit der erforderlichen „Behutsamkeit um desto sicherer zum Ziel.““

„Ein drittes Billet hieß:

„„Unendlich, theuerste Olympia, ist mein Dank, „daß Du den gefährlichen Menschen so völlig „entlarvt hast. Wer im Besitz meines Zutrauens, „mit so vielen Staatsgeheimnissen bekannt ist, „einen ausgebreiteten Briefwechsel nach dem „Auslande treibt, und dort seine Beförderung „sucht und hofft, der ist auch schon seiner Ver„rätherei hierdurch beinahe überwiesen. Der „Schlag, der den Elenden zertrümmern soll, „erfolgt daher schon in der künftigen Nacht; „denn meine Pflicht erfordert es, einen dem „Staate so gefährlichen Menschen schnell in Si„cherheit bringen zu lassen.““

„Jäger war also nun mit dem Gange, den sein Schicksal genommen hatte, völlig bekannt. Er hatte jetzt seinen neuen Wirkungskreis angetreten, war ein Gegenstand der allgemeinen Achtung, und nur ein gewisses drückendes Gefühl, Römers Großmuth so viel zu verdanken, machte ihm zuweilen trübe Augenblicke. Die Ehescheidung war erfolgt, die gesetzliche Frist zur Eingehung einer neuen Heirath verstrichen, und immer zauderte er noch, so sehr eine Verbindung mit Amalien sein höchster Wunsch blieb, den Tag

der Vermählung anzusetzen. Er beurtheilte Römers Verlust nach seinem Gefühl, und hierdurch blieb eine gewisse Schwermuth in seinem Herzen zurück."

„Einst lud ihn Helmold zu einer Spazierfahrt nach Rohdendorf ein. Er wurde, weil sich jetzt Amalie dort aufhielt, durch sein eignes Herz dahin gezogen. Sie fanden bei ihrer Ankunft Niemand einheimisch, Alles war vor einer halben Stunde zu einem Spaziergange nach Lindenberg aufgebrochen. In der Ueberzeugung, sie einzuholen, eilten sie im Wagen nach, aber Römer begegnete ihnen mit seinen Söhnen unfern des Weges, der nach der Laube am Bach führte, sagte, daß er mit mir eine Zusammenkunft dort verabredet habe, und lud sie nun zur Theilnahme ein. Jäger war seit jenen unglücklichen Tagen nicht hierher gekommen, und nahm daher die Einladung, nicht ohne einiges Weigern, auf Römers wiederholte Bitten zuletzt mit Widerwillen an. Schweigend betraten sie daher den Fußsteig, als Römer das Jägerhorn aus seiner Jagdtasche zog, und, indem er lächelnd sagte: „ich will doch unsere Ankunft verkünden," einige frohe Töne angab, da tönte ihnen aus der Laube der Gesang: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", von allen Stimmen entgegen. Jäger fühlte sich tief gerührt und faltete schweigend die Hände.

„Lassen Sie uns einstimmen, Freund," sagte Römer. „Jeder meiner Gedanken", antwortete er, indem ihm eine Thräne ins Auge trat, „ist jetzt ein Dankgebet." Da kamen ihm am Schlusse des Gesanges Alle aus der Laube festlich geschmückt, ich in meinem priesterlichen Ornate, entgegen. Helmold ergriff Jägers Hand: „Freund, heute am 15. Junius empfange unsern Glückwunsch —" „und Amalien", rief Römer, indem er sie ihm zuführte, „aus meiner Hand." Sie traten in die Laube, wo Alles mit Blumengehängen verziert, und jener Tisch von Stein jetzt mehr in Form eines Altars geordnet war. Ich sprach einige herzliche Worte, indem ich Jäger und Amalien auf ewig zusammen gab. Mein edler Freund war heftig erschüttert, er konnte seine Thränen nicht mäßigen, und als ich ihn noch an seine Aeltern, an die Worte der sterbenden Mutter erinnerte, — „dort oben bete ich noch um Segen für Dich" — da schien er einer Ohnmacht nahe zu seyn. Vollendet war die heilige Handlung. „O," sagte Römer, indem er den Neuvermählten herzlich die Hand reichte, „betrachtet mich als Euern Vater; ich wiederhole den Segen im Namen Eurer Aeltern; seyd glücklich hier und dort." Ein Paar Thränen rollten über seine Wangen herab. „Verzeiht," fügte er

hinzu, „daß ich so schwach war, Euer Glück zu unterbrechen.“ Jäger schloß ihn in seine Arme; er hatte keine Worte für seinen Dank.“

„Helmold bot Alles auf, die ernste Stimmung ein wenig zu mildern, und bald wurde diese, bald jene angenehme Erinnerung früherer Zeiten erweckt. Römers Kinder entfernten sich; sie hatten ihre musikalischen Instrumente auf einen benachbarten Hügel bringen lassen, und ein sanftes Adagio, das so sehr zum Herzen Jägers sprach, beruhigte allmälig den Sturm, der darin noch herrschte. „Freunde!“ rief er aus, „Ihr wißt nicht, wie viel die Vorsehung an mir that, und welche hohe Pflicht mir hierdurch auferlegt ist, aller dieser göttlichen Barmherzigkeit würdig zu seyn. Ich war krank, sehr krank, als ich Böttchers Haus verließ; die aufgeregte Phantasie hatte auf meinen Geist, das Durchwaten des damals aufgeschwollenen Bachs auf meinen Körper gewirkt. Der Gedanke, ohne Amalien nicht leben zu können, und daß sie mir auf ewig verloren wäre, wurde mit jedem Augenblicke lebhafter, und bald glaubte ich, der nicht mit ihr vereint leben konnte, mit ihr vereint sterben zu müssen. Ich hatte die Tiefe des Bachs kennen gelernt, wußte aus alter Erfahrung, daß sie wenig Schritte unterhalb dem

Wasserfalle noch um vieles größer seyn mußte; mich, wenn Amalie meinen Wunsch erfüllte, mir eine Zusammenkunft gestattete, mich dort mit ihr hineinzustürzen und den Tod zu suchen, war der Entschluß, zu dem Krankheit, die an Wahnsinn gränzte, mich damals bestimmt hatte. Die gütige Vorsehung lenkte es anders, ich fand sie nicht. Ihr schriftlicher Abschied, statt mich zu beruhigen, verschlimmerte meinen Zustand. Meinen Entschluß auszuführen, schien mir jetzt der einzige Zweck meines Daseyns. Ich wußte, wie Amalie oft mit Aufgang der Sonne nach dem Garten kam, und dort in dem kleinen Gartenhause, nahe dem Teiche, sich den stillen, frommen Betrachtungen und Aeußerungen der Andacht überließ; in dieser Stimmung, sagte meine wilde, aufgeregte Einbildungskraft, sie dem Himmel zuzuführen, ist für sie ein Glück. Meine Gedanken waren verwirrt, doch herrschend blieb der Entschluß, mich während der Nacht im Garten zu verbergen, und mit dem Anbruch des Tages die schreckliche That auszuführen. Wahrscheinlich hätte ich sie vollendet, und stände jetzt da vor den Augen der Welt als ein verworfner Bösewicht, wenn gleich der ewige Richter, was Wahnsinn erzeugt hatte, nicht als Vorsatz verdammt haben würde. Schon war ich in Lindenberg und ging

unbemerkt über den Kirchhof, um die Hinterpforte des Gartens zu erreichen, da tönten gerade von der Thurmuhr zwölf Schläge; es überlief mich ein kalter Schauder, ich stand unfern dem Grabe meiner Aeltern; meine Füße waren wie angeheftet, eine Wolke schien über dem Grabe zu schweben, sie verdichtete sich, es war die Gestalt meiner Mutter, so wie ich sie noch im Sarge im Leichengewande mit jenen Zügen von ruhiger Ergebung, die noch im Tode nicht von ihr gewichen waren, zum letzten Male erblickte; ich näherte mich ihr einige Schritte, sank vor der geliebten Gestalt auf die Knie nieder, sie blickte auf mich mit Wehmuth, drohte mir mit der aufgehobenen Rechten, die Sinne vergingen mir; und was, edler Mann, den ich aus ganzer Fülle des Herzens Vater nenne, was weiter geschah, ist Ihnen bekannt. Können Sie, kannst Du, theure Amalie, mir diesen Schritt verzeihen, den noch oft mein Gewissen mir zum Vorwurf macht, weil ich so unwillkürlich damals handelte, doch dadurch, daß ich dem Erwachen der Leidenschaft nicht widerstrebte, immer die Veranlassung gab, so hoffe ich die schrecklichste Erinnerung aus meinem Leben allmälig dadurch zu verbannen, daß ich diß Leben nur einzig dem Guten und der Pflicht künftig weihe." Amalie

und Römer drückten ihn schweigend in ihre Arme, ihre Herzen vereinigten sich mit ihm zu dem nämlichen Gelübde, und beinahe ein jeder Tag wurde durch das unendliche Gute, das jeder von ihnen nach Möglichkeit zu befördern strebte, ein schöner Beweis, daß die Vaterhuld des Ewigen diesem schönen Vorsatze das Gedeihen verlieh."

„Alle", fuhr Böttcher fort, „sind dahin geschlummert und ernten jetzt den Lohn des Guten in einer bessern Welt. Ihr aber, meine Lieben, die Ihr mit dem Schicksale der Verewigten jetzt bekannt seyd, wacht um so mehr über Euch, damit Eure Vernunft beständig der Leidenschaft gebiete, die auch oft die besten Menschen nicht allein irre führen, sondern sie, wenn nicht Religion ein Gegengewicht ist, selbst zu Verbrechen herabwürdigen kann. Erfüllt diese Bitte Eures alten Vaters, eine der letzten, die ich noch an Euer Herz lege, und wenn meine letzte Stunde schlägt, gebt auch mir an der Seite meiner Freunde mein Grab."